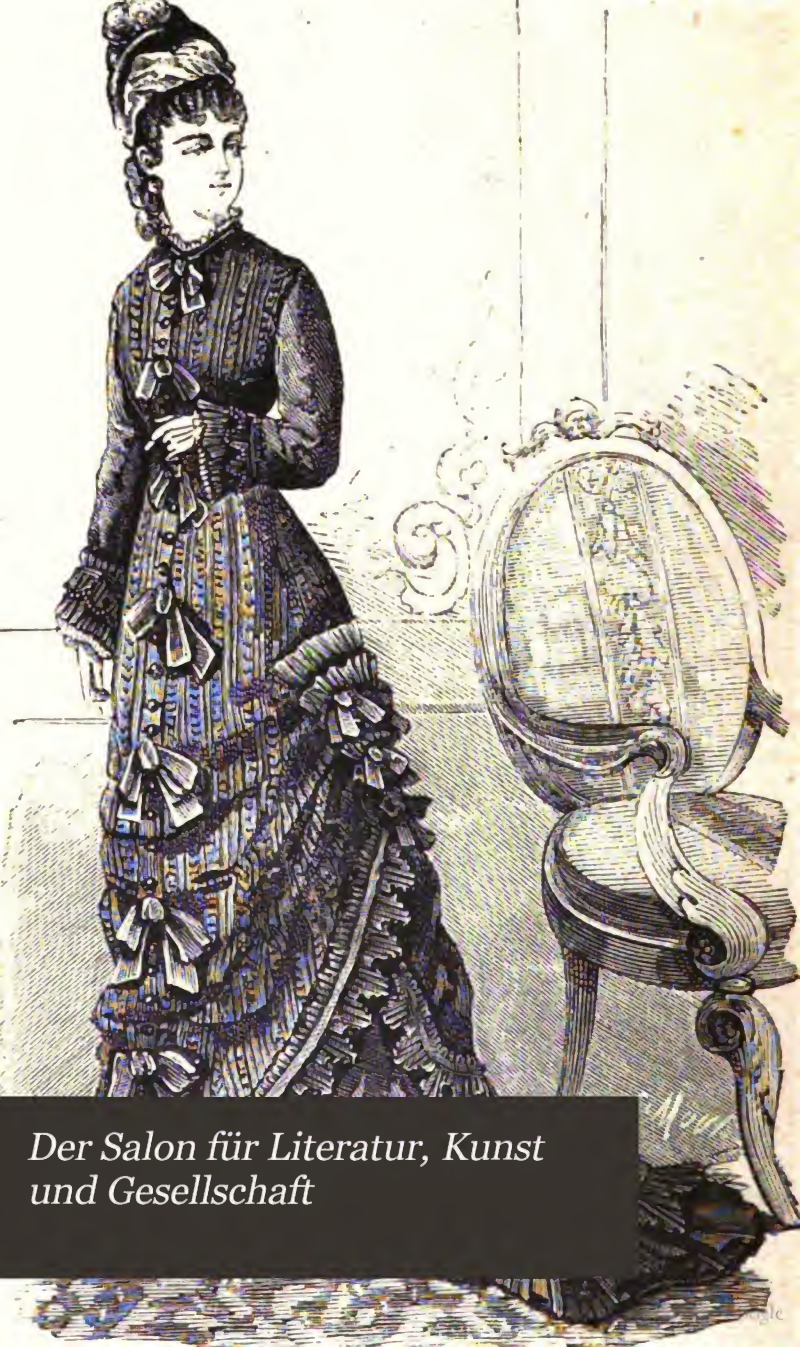


Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft

FOUNDED
Hackley Public Library,
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

THE UNIV CAN LIBRARIES
Digitized by Google

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Hirsch.

Band II. 1877.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

Digitized by Google

N. Campus
AP
30
.S17
1877
v.2

Hackley Public Library

15403A

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Der Ilau Novelle von *Leopold von Sacher-Masoch* . . . 769.	897
Moltke im Orient. Von *W. von Dünheim*	808
Der Pessimismus und die Wissenschaft. Von Prof. *W. Windelband* . . . . . 814.	951
Die Strombraut. Ein verschollenes Gedicht von Anastasius Grün. Mitgetheilt von *C. v. Radics*	822
Unterhaltungen mit Alexander Dumas fils. Von *Gottlieb Ritter.*	826
Ganz wie die gnädige Frau. Von *F. H*	831
Die Hochzeit der Messalina. Von *Woldemar Kaden*	832
Der Letzte der alten Schule. Hinterlassene Memoiren von *Heinrich Marr* . . . . . 850.	989
Der schwarze Zauber. Ein Märchen für erwachsene Kinder. Von *Georg Böttticher*	861
Zur Anatomie des Frauenherzens. Von *Franz Hirsch*	867
Das literarische Parlament	869
Alphonse Daudet. Von *Paul Simon*	939
Das Weltgeheimniss. Capriccio von *Ernst Eckstein*	957
Wenn's donnert. Eine Geschichte für Bräute, Bräutigams und Schwiegermütter Von *Emil Cohnfeld*	960
Erwiederung einer Frau, auf die Anatomie des Frauenherzens. Von *Julie D.* in *M.*	988
Die erste Chopinbiographie. Von *W. F.*	997
Das Harfenmädchen. Novelle von *Ernst Eckstein*	1025
Reiseklänge. Von *Conrad von Prittwitz-Gaffron*	1052
Der russisch-englische Kampf um Central-Asien. Von *Adolf Prowe* . . . . . 1053.	1234
Die Neugierige Von *F. H.*	1060
Das Organ der Organe. Von Dr. *L. Kotelmann*	1061
Soldat und Soldatka. Eine russische Dorfgeschichte. Von *A. Suworin*	1073
Um ein Weib. Nach dem Englischen des McKey. Von *Udo Brachvogel*	1086
Euphrosyne. Schauspiel in einem Akt. Von *Otto Franz Gensichen.*	1096

Digitized by Google

Seite

Die Schönheit im Zimmer. Von *H. Beta* 1124
Sirenen und Nixen. Von *Theodor Bodin* 1126
Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novelle von *E. Vely* . 1145
Professor's Ferien-Elegien. Von *Ernst Eckstein* 1202
Wie denken Sie über Russland? Zeitfragen eines unbefangenen Touristen. Von *Michel Folden* 1204
Tommaso Salvini. Eine Charakteristik. Von *Ernst Lehmann* . 1220
Das sprechende Portrait. Novelle von *Eufemia Gräfin Ballestrem.* 1224
Eine Sauhatze vor fünfzig Jahren. Von *O. von Krieger* . . . 1241
Im Seebade. Von *Albert Moeser* 1247
Verzaubert. Novelle von *Hans Arnold* 1265
Lieder der Liebe. Von *Georg Freiherrn von Dyherrn* 1295
Erinnerungen an Achtundvierzig. Von *Julius Duboc* 1297
Deutsche Erzieherinnen im Auslande. Von *Dr. Gotthold Kreyenberg.* 1311
Ein Kuss als Einsatz. Von *C. Biller* 1322
Quid sum miser tunc dicturus? Von *Ernst Eckstein* 1360
Preussischer Prinz und deutscher Dichter. Von *Franz Hirsch* . 1364
An mein Kind. Von *Rudolf Gensichen* 1369
Das vergessene Wort. Novelle von *Arthur Stahl* 1393
Lieder des Leides. Von *Georg Freiherr von Dyherrn* 1426
Ein Eckhofdenkmal. Von *Joseph Kürschner* 1427
Der Nachlass des zweimal Verstorbenen. Von *Max Remy* . . . 1441
In der Dämmerstunde. Erinnerungen von *H. Stein* 1454
Brocken-Abenteuer. Von *A. Sturm* 1473
Aus der Musenphilisterstadt. Von *Diogenes* 1476
Eine Sportingfahrt nach England. Von *L. v. H. L.* 1486
Sodom. Von *Hartwig Köhler* 1494
Die Pariser- und Wiener-Claque 1495
Nach einem Weh. Von *Emil Marriot* 1497
Aus der Gesellschaft. . . 873. 1000. 1129. 1250. 1370 1498
Neueste Moden 881. 1009. 1137. 1257. 1377. 1505

Digitized by Google

Kunstblätter.

Ein Gspass.
Ganz wie die gnädige Frau!
Links oder Rechts?
Die Fledermaus
Alphonse Daudet
Angorakatzen.
Mutterglück.
Schnadahüpferl in der Sennerhütte.
Die Neugierige.
Odysseus und die Sirenen.
Eine Bulgarenschönheit.
Der Liebesspiegel.
Tommaso Salvini.
Sauhatze.
Mohammedanische Bulgarin.
Ein modernes Dornröschen.
Bärenjagd in Russland.
Konrad Eckhof.
Jagd auf Lampe's Stiefbruder.
Malheur im neuen Reichslande.
Zwei colorirte Modekupfer

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Espass.

Digitized by Google

Der Salon.

Der Ilau*).

Novelle von **Leopold von Sacher-Masoch.**

Wenn man den Geist nicht erniedrigen kann, so rächt man sich dadurch, daß man ihn schlecht behandelt.
Beaumarchais.

Erstes Kapitel.

Ein Wunder in Maslow.

„Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen.
Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten,
So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen.
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Goethe.

Es geschehen noch täglich Wunder und nicht blos im schönen Neapel unter einem saphirblauen Himmel und bei der ewigen Melodie des Meeres, auch in dem kleinen galizischen Nest bei dem Geplätscher der Enten in den schmutzigen Pfützen und dem Geklapper der Störche auf den angerauchten Strohdächern, auch in Maslow geschehen Wunder.

Eine Blüthe fällt vom Baum, ein Lüftchen, nicht kräftiger, als es nöthig ist, um den Schatten der zitternden Blätter sanft über den grünen Rasen rieseln zu lassen, trägt es durch das offene Fenster in eine kleine, dumpfe, dämmerige Stube, und es erfüllt sich ein Geschick.

Es war ein wunderbar schwüler und stiller Sommernachmittag, so schwül, daß man meinte, die Erde müsse in Brand gerathen und jetzt würden die hellen Flammen aus Wäldern und Bergen emporschlagen. Auf der heißen Scholle, die in trockene und graue Asche verwandelt schien, ging der bloße Fuß des Bauers wie auf einem kochenden Vulcan. Die Luft war schwer; sie schien auf Aehren und Pflanzen förmlich zu lasten und sie zu Boden zu neigen. Oben im reinen Aether und unten im groben belebten Staube war Alles so öde, so müde und stumm. Nichts regte sich, Alles schien im süßen Schlaf zu liegen, nicht einmal das Geflatter und Gezwitschter der Vögel und das Scharren und Gackern der Hühner war zu hören. Die Vögel saßen unter den, kleine Lauben bildenden Blättern, wie in Schmollwinkeln, und die Hühner lagen, halb eingegraben im warmen Sande, an der Sonne.

Alles sonnte sich, die grünlich blauen Schlangen mit den zierlichen gelben Halsbändern, die aus dem verfallenen Gemäuer hervorgeschlüpft waren, die kleinen braunen Eidechsen mit den dunkelpunctirten Köpfchen, die auf weißen Kieseln wie aus Bronce gebildet und auf hübschen Schwersteinen befestigt ruhten, die Ameisen, welche unermüdlich mit ihrer Brut wanderten, und Alles schwieg, sogar die Wachtel im nahen Weizenfeld schlug nicht mehr, sondern saß sorglich auf ihren gefleckten Eiern.

*) Ilau wird von den Juden ein besonders genialer Talmudist genannt.

Digitized by Google

Das Sonnenlicht, das durch das dunkle Blätternetz in das Gras niederſickerte, ſchmerzte faſt in ſeiner verſengenden Gluth, die den ſich langſam hinwälzenden Fluß in loderndes Feuer verzauberte, das Himmelsgewölbe, von keiner noch ſo kleinen Flocke überflogen, ſtand groß, klar und freundlich, die Berge begrenzten den weſtlichen Horizont mit leuchtender Erhabenheit, der duftgrüne Wald lag ihnen ruhevoll zu Füßen.

Im Garten unter den kleinen Fenſtern des niedern, ſchmalen, rußigen Hauſes ſpielten Bäume, Geſträuche, Blumen und Gräſer im Sonnenſchein, und die Sonnenblumen neigten ihr Mohrenantlitz, gleich Feueranbetern, vor dem glänzenden Geſtirn, aber dies Alles geſchah, ohne daß ein Laut, ja nur ein Hauch entſtand und ebenſo leiſe, ohne jede Hilfe des Zephirs, verſendete der blühende Lindenbaum ſein köſtliches Arom, das die Sinne einlullte und um die Schläfen ſtrich, wie eine weiche, mit Wohlgerüchen übergoſſene Frauenhand. Das von den Zweigen des alten, hochragenden Lindenbaumes verſchattete, halb erblindete Fenſter, in dem nur ein ganz kleines, rundes Guckloch offen ſtand, war von innen noch behutſam mit einem fadenſcheinigen, grünen Vorhang verhüllt. Nur durch dieſen Vorhang konnte die Sonne auf den Jüngling blicken, der in der heimlich kühlen Stube über einem großen, in ſtrohgelbes Leder gebundenen Folianten ſaß und brütete, nur durch dieſen Vorhang konnte ſie, durch die ſchwankenden Blätter des Lindenbaumes gebrochen, den Fußboden mit flimmernden Figuren beſchreiben, die langſam wieder verlöſchten, und nur dann, wenn ein Luftzug den Vorhang ein wenig erhob, einen goldenen Teppich vor die Füße des Jünglings legen, deſſen von ſchwarzen Haaren eingerahmtes bleiches Geſicht im Halbdunkel aus dem ſchwarzen Talar hervorleuchtete, wie in einer Verklärung. Er hatte ſeine Füße auf einen Bücherhaufen geſtützt, Bücher und Papiere bedeckten den Tiſch, gegen den er ſeine Beine ſtemmte, Bücher lagen auf dem wurmſtichigen Fenſterbret, auf dem großen, grünlackirten Ofen, wie auch unter demſelben, lagen auf dem von einem grünen Vorhang halb eingehüllten Bett und auf dem einzigen Stuhl, der in der Mitte ſtand, ja, es gab keinen Ort in dem engen niedern Gelaß, wo ſie nicht lagen.

Kein Bild war an den kahlen, geweißten Wänden, kein Blumenſtock war auf dem Fenſter und auch keine Uhr war da. Die Zeit ſchien hier ſtill zu ſtehen. Ein alter halbvermoderter Teppich bedeckte den Fußboden, nicht einmal der eigene Schritt ſollte den im Studium und Betrachtung Verſunkenen ſtören, wenn er ja einmal aufſtand, um in einem der vielen Lederbände nachzuſchlagen, er lebte wie außer der Welt, wie in einem in der Luft erbauten Palaſt, nicht viel anders als Twardowſki*), den der Satan, als er das Ave Maria zu beten begann, hoch in den Lüften über der alten Königsſtadt Krakau loslaſſen mußte und der zwiſchen Himmel und Erde ſchweben blieb und nur alle hundert Jahre durch eine Spinne von der Erde Nachricht erhält.

Der Staub wirbelte gegen das Fenſter, der Sonne zu, wie goldener Duft, die Gewebe der Spinnen hingen gleich Goldſpitzen an den kleinen, gelötheten Scheiben, auf dem Teppich lag ein dünner Lichtſtrahl, der Leiſte eines Goldrahmens zum verwechſeln ähnlich, und an der Decke flatterte irgend ein blitzender Wiederſchein als ein feuriger Falter, der unabläſſig die Flügel regte, aber der Jüngling ſah dies Alles nicht, und wenn die tiefe

*) Der polniſche Fauſt.

Digitized by Google

Stille für einen Augenblick durch das Summen der Fliegen in der traulich düstern Stube oder der Bienen draußen in dem schönen hellen Wipfel der blühenden Linde unterbrochen wurde, er hörte es nicht. Er sah auch das Mäuschen nicht, das vertraulich unter dem Ofen hervorkam und behende bis vor seine Füße lief, um ein Krümchen Backwerk aufzulesen, das er hatte fallen lassen, und er hörte es ebensowenig an demselben knuppern, als es sich, wie ein aufwartendes Hündchen, seine Speise mit den Vorderpfötchen zierlich haltend, aufsetzte und ihn mit den klugen, schwarzen, vorsichtig hin und her wandernden Aeuglein anblinzelte. Er saß in heiliger Abwesenheit über seinen Folianten, denn es war der Talmud, eine ganze Welt für sich, in den er sich versenkt hatte und schaukelte sich dabei, wie ein echter Bacher*), obwohl er dem Ansehen nach fast noch ein Gederjüngel**) war, über demselben und schloß noch überdieß manchmal, in der Wollust des Grübelns, die Augen, als wäre ihm die Einsamkeit noch nicht einsam, die Stille noch nicht still genug.

Da fiel plötzlich wie vom Himmel herab eine Lindenblüthe in den Talmud vor ihm hin. Er erschrak so, daß ein Zittern vom Scheitel bis zur Sohle durch seinen jungen Körper ging; er wäre kaum mehr erschrocken, wenn plötzlich hinter dem gelben Lederband ein schönes Mädchenantlitz aufgetaucht wäre und ihn angelächelt hätte. Er hob die Blüthe auf, um sie wegzuwerfen; aber er warf sie nicht weg. Es war das erste Mal, daß er eine Blüthe in der Hand hielt, daß er sie in solcher Nähe sah und er staunte sie an, nicht anders, als wie ein Räthsel des Talmuds, er bewunderte ihre grünlich schwefelgelbe feine Farbe und sog ihren anmuthigen Geruch ein, und seit der Wiege dazu erzogen und seit er zu denken begonnen hatte gewohnt, Alles zu zergliedern und dort, wo ein Anderer schon ein Ganzes sah, noch immer weiter zu forschen nach Theilen, begann er halb unbewußt sie zu zerzupfen. Er löste einen kleinen Kelch ab und fand eine zarte Blumenkrone, er entdeckte lange Fäden, die ihm wie zarte Pinsel erschienen, und einen seltsamen Griffel, er ging dem holden Geheimniß weiter nach und stieß auf eine kleine Kugel, die einem aus Leder verfertigten Schrotbeutel oder auch einer Schweinsblase glich, in der man Tabak verwahrt; er öffnete sie und sah, daß es eine Kapsel war, welche sich in fünf Klappen öffnete und er gewahrte, daß vier derselben leer waren und nur die fünfte wieder eine kleine Kugel enthielt. Unwillkürlich dachte er an den Taschenspieler, der sich, als er noch in Kinderschuhen ging, im Hause seines Vaters producirt hatte. Hier war ein ähnliches Verstecken und Einschachteln, hier zeigten sich dieselben überraschenden Kunststücke und gewiß waren auch diese auf die gleiche natürliche Art zu erklären; aber dort hatte sein Vater den Dolmetsch gemacht und hier fehlte ihm der Lehrer. Er hielt das kleine Kügelchen, das er zuletzt entdeckt hatte, lange in der Hand und betrachtete es genau. Was könnte es sein? Er dachte lange nach und sagte sich endlich: das ist der Samen, aus diesem wird die Frucht und aus der Frucht ein neuer Baum! Es durchschauerte ihn bei dem Gedanken. Wie groß! Wie geheimnißvoll! Wie wunderbar! Wie kommt es aber, daß nur eine Klappe Samen enthält, die anderen vier dagegen leer sind? Und wie er nun alle Theile wieder zusammenhielt, da sah er, daß ebenso, wie die lederne Kapsel am Grunde fünf Klappen, sie auch fünf Fächer hatte,

*) Talmud befliffener.
**) Jüdischer Schulknabe.

Digitized by Google

daß der Griffel eine Narbe mit fünf Läppchen zeigte und daß die Blumenkrone sowohl, als der Kelch ein jedes aus fünf Blättern bestand. Welche Harmonie! Welche räthselhafte Schönheit und unergründliche Weisheit!

Diese kleine Blüthe ist ein Wunder, eine Welt für sich, sprach er zu sich selbst, und Du willst Gott erkennen und seinen Werken nachgehen und seinen Gedanken nachdenken in Deiner kleinen dunkeln Stube, beim Talmud, den Menschenhand geschrieben? Was weißt Du von seiner Schöpfung, seinen großen Werken, was kannst Du wissen, Du, zu dem sich der Sonnenstrahl stehlen muß wie ein Dieb und der die Luft scheut, wie das Weib mit dem goldenen Halsband, das unter der Thür ihres Hauses den Jünglingen Schlingen stellt? Was weißt Du von Gott?

Er erschrak; bis in die Tiefe seiner Seele ging ein erhabener Schauer und es war ihm mit einem Mal, als werde ein dunkles Tuch von seinen Sinnen weggezogen, als trete sein Geist aus seinem unterirdischen Kerker.

Wehmüthig lächelnd hielt er die zergliederte Blüthe in der Hand und mit den spielenden Sonnenlichtern zu seinen Füßen zog sein Leben so scharf und schwarz und leer, wie Silhouetten an ihm vorüber. Er sah wieder seinen Vater, den berühmten Gelehrten Rab Jonaßen Benaja im seidenen Talar in dem hohen Polsterstuhle sitzen, von Büchern umgeben, aus denen er unermüdlich las, und er selbst, ein stilles, folgsames Kind, saß zu seinen Füßen auf der Erde und dieselben Bücher, aus denen sein Vater talmudische Luftschlösser baute, waren sein Spielzeug und er baute aus ihnen Häuser für die Grillen, welche er und andere Knaben in den nahen Feldern fingen, aber die andern bauten ihnen niedliche Häuschen aus grünen Zweigen und Laub, in denen sie lieblich sangen, indeß seine Grillen, zwischen den staubigen Lederbänden eingekerkert, stumm blieben. Dies war ja das einzige Spielzeug, das er hatte. Es währte nicht lange, so wurde er mit Alef, Bet, Gimel und Dalet bekannt und der Vater begann mit ihnen die Lehre und dann wurde er zwischen den Lederbänden eingekerkert, gleich seinen Grillen und auch ihm verging das Singen. Dann saß er eines Tages mit seiner Mutter, einer sanften, etwas gebückten Frau, in einem mit Leinwand bedeckten Wagen und verwunderte sich über die Bläue des Himmels und das Gold der Sonne und das Grün der Wälder, und noch mehr verwunderte er sich über den alten Mann, den sie besuchten und der ein Jude war, wie sie, aber kein Prißi*) trug und keinen Talar, sondern christliche Kleider und zu dem die Kranken kamen von weit her, Juden und Christen, und dessen Stube Wände hatte aus lauter Büchern, die aber nicht hebräisch waren und bei dem allerorten Stufen umherlagen, die wie Juwelen funkelten, steinerne Schnecken, Korallen und ausgestopfte Vögel wie lebendig von den Kästen blickten, in Glasschränken bunte Schmetterlinge schimmerten und dazwischen weiße Gerippe von Thieren und der Tod aufrecht hinter einem grauen Vorhang stand und den bebenden Knaben verächtlich angrinste, und der alte Mann war ein Arzt, der Vater seiner Mutter, war sein Großvater.

Das Alles stand mit einem Mal vor seiner Seele und er gedachte auch der getrockneten Blumen, die der alte Mann zwischen Fließpapier und Deckeln von Pappe eingeschnürt, aufbewahrte, und es fiel ihm ein Stein auf das Herz: Auch Du bist eine dürre Pflanze!

Er erinnerte sich der Jahre, wo er, während andere Knaben sich auf

*) Stirnlöckchen.

Digitized by Google

den Obstbäumen, oder in den Feldern, oder sonst wo tummelten, vor seinen Büchern saß und lernte, und jener weitern Zeit, wo andere Jünglinge verstohlen nach den Mädchen blickten, wo sich ihr Herz Luft macht in Gesang, wo sie ein Gefühl überkommt, als wäre es Frühling und sie sich fragen, ob das die Liebe ist? und er vergrub sich in Thora und Talmud und knüpfte Fäden der Weisheit zusammen und löste die Knoten, die Andere verschlungen, und hielt Vorträge und disputirte mit den andern Bachers und warf sie einen nach dem andern in den Sand, wie ein tapferer Ritter seinen Gegner im Turniere und sein Ruf breitete sich aus und er galt als ein Weiser, zu einer Zeit, wo es Anderen so wohl wird bei ihrer Jugendthorheit und ihren Knabenstreichen, als ein Ilau ein Licht für Andere, während er selbst im Dunkel war, und in der Welt, in der großen Natur dastand wie ein Blindgeborener.

Bis jetzt war ihm der Talmud eine Freude, wie ein fruchtbarer Garten, der moderige Büchergeruch wie Blumen- und Wiesenduft, seine Augen spazierten vergnügt zwischen den Buchstabenreihen, wie auf weißen Kieswegen, zwischen fruchtbaren Bäumen, grünen Hecken, Rebenspalieren und Blumenbeeten, er schien sich dabei zu sonnen, während er hier eine farbenglühende Blüthe pflückte und dort eine saftige Frucht. Jetzt war ihm diese Freude mit einem Male welk geworden, welk wie die Blüthe, die er zerpflückt in seiner Hand hielt; aber es war ihm dabei nicht trostlos zu Muthe und auch nicht bange, er fühlte, wie seiner Seele Flügel wuchsen, er sann und sann, der Tag verdunkelte, breite Schatten rückten über den Rasen herauf, die Bäume wuchsen in's Unendliche, die Wachtel schlug im Weizenfeld und die Lindenschwärmer schwirrten in der lauen Luft an die Fensterscheiben, auf denen der letzte Sonnenstrahl verglühte; es wurde Nacht und er saß noch immer und sann, Niemand störte, Niemand rief ihn. Er vergaß die Lampe anzuzünden, das Fenster zu schließen; den Talmud auf dem Schooße, die Blüthe in der Hand, schlief er ein, nur im Traum sah er die Blüthe groß und immer größer werden, er sah sie wachsen bis zum Himmel, bis sie den ganzen Raum erfüllte und dann mit einem Mal sah er ihre Blätter sich öffnen und auf dem Grunde des ungeheuren Kelches lag die Erde mit ihren Bergen, Flüssen, Bäumen und Thieren, und was er für die glänzenden Staubfäden der großen Blüthe angesehen hatte, waren Sonne, Mond und Sterne, die über ihm schwebten.

* * *

Das Erste, was der Ilau am nächsten Morgen that, war, daß er den häßlichen grünen Vorhang zurückschlug und das Fenster weit öffnete. Es war ihm eine Wonne, sein heißes Antlitz von der frischen Luft, von dem erquickenden Duft der Linde überströmen zu lassen und eine Andacht war es ihm, dem heitern Gezwitscher der Vögel in dem Wipfel des Baumes zu lauschen und dem Schlag der Wachtel im Weizenfelde. Und jetzt erblickte er auch zum ersten Male die Maus, welche über seine Folianten emporlief und sich ein Krümchen holte, das auf seinem Stuhle lag, er sah, wie sie sich aufsetzte gleich einem aufwartenden Hündchen und ihn vorsichtig anblinzelte, und er hatte eine geheimnißvolle Freude an dem Thiere, wie an der Blüthe, die ihm in den Schooß gefallen war, wie an dem Gewürz der Morgenluft und des Sonnenscheins und Vogelgesangs. Er suchte in seinen Taschen nach und fand ein Stückchen Zucker, nicht viel größer als eine Erbse und warf es dem zierlichen

Digitized by Google

Thier hin, aber so klein das Stückchen war, die Maus erschrak, als ob eine Granate neben ihr geplatzt wäre und entfloh in ihre Burg unter dem Ofen, doch nicht für lange. Der Jüngling streckte seine Arme zum Fenster hinaus, pflückte eine Blüthe des Lindenbaumes und setzte sich in seinen Lehnstuhl, um dem Geheimniß ihres Baues nochmals nachzuspüren, da blinzelte das zutrauliche Thier erst zwischen den staubigen Bänden hervor, kam dann rasch über den Teppich bis vor seine Füße, beroch und besichtigte den Zucker mit pedantischer Vorsicht und begann ihn endlich zu benagen.

Fortan waren sie gute Freunde, der einsame Mann und das einsame kleine Thier, der Talmudweise freute sich, etwas Lebendiges um sich zu haben, in seiner gelehrten staubigen Wüste, und das Mäuschen gewann Vertrauen zu dem schwarzen Talar, dessen tiefer Sack zu einer leckern Speisekammer für dasselbe wurde, der einsame Mann aber gab sich damit nicht zufrieden. Da er, ohne den Ruf seiner Weisheit und Heiligkeit zu verdunkeln, seine stille Stube nur selten verlassen durfte, begann er aus seinem Fenster, wo ihn Niemand wahrnehmen konnte, die Schöpfung zu studiren und Entdeckungen nachzugehen, die, so klein und unwesentlich sie an und für sich waren, für ihn zu einer Quelle der reinsten Freude wurden. Unter seinem Fenster, auf dem breiten Mauervorsprung hatte der Wind erst Staub und Erde, dann verschiedene Samen zusammengetragen und war auf diese Weise ein kleiner Garten entstanden, den er mit einem frohen Schreck erblickte und in dem er nun zu botanisiren begann. Von Natur aus gestimmt und früh dazu angehalten und sorgfältig erzogen, Allem, worauf er seinen Geist richtete, bis auf den Grund nachzugehen, that er mit den Pflanzen, die er hier pflückte, nicht anders, als mit den Lehren des Talmuds. Er fand Gräser, Weizenähren, Wegerich, verschiedene Feldblumen; sie alle zerlegte er sorgfältig in ihre Theile, sah ihre Aehnlichkeiten und sah, was an ihnen verschieden war, prüfte, verglich und sann nach, ohne daß ihm mehr zutheil wurde, als eine dämmernde Ahnung dessen, was ihm ungleich würdiger schien mit einer verschleierten Schönen verglichen zu werden, als der Talmud.

Bald wurde er kühner. Wenn er ausging, füllten sich die tiefen Taschen seines Talars mit Pflanzen, Blumen, Früchten, Steinen, Käfern, Schnecken, Ameisen und vielen anderen lebendigen Dingen, die er dann in seiner Stube vorsichtig hervorholte, sorgfältig ordnete und mit Eifer untersuchte. Zuerst erschienen ihm die Steine als etwas vollkommen Todtes und Untheilbares und er begnügte sich, den Giebel seines Kastens damit zu schmücken, dann kam ihm aber doch auch die Lust, sie zu zertheilen. Als er eines Tages auf dem Felde eine Art großer, weißer Kugel fand, die nichts anderes war, als eine gewöhnliche Quarzdruse, nahm er von dem Werkzeug seiner Mutter einen Hammer mit auf seine Stube und schlug mit aller Kraft auf sie los. Wie staunte er, als sie zersprang und eine kleine Höhle sichtbar wurde, zauberhaft, wie die Feenhöhlen des Märchens, in der neben und durcheinander kleine schimmernde Säulen standen, durchsichtig wie Edelsteine. Er betrachtete sie näher und sah, daß jede derselben sechs Seiten hatte und ebenso die Spitze, in welche sie auslief. Ein neues Geheimniß hatte sich ihm geoffenbart, vergebens mühte er sich ab, es seiner Einsicht zu erschließen. Er zerschlug jetzt auch die anderen Steine. In einem entdeckte er glänzende Adern, die fast wie Gold anzusehen waren, ein zweiter zeigte sich von dunkeln Bändern durchzogen, die Stücke eines dritten, in der Dunkelheit aneinander gerieben, gaben ein phosphorisches Licht. Er zerschlug, er zertheilte sie immer

Digitized by Google

wieder, aber so unermüdlich er darin war, so glich doch ein Stück stets dem andern, das Kleinste dem Größten und umgekehrt. Er sann und sann, und so fiel es ihm ein, daß Joachim, der Goldschmied, die edlen Metalle zu schmelzen pflege und daß vielleicht die Hitze im Stande sei, was dem Hammer nicht gelinge, die Steine nicht blos zu zerstückeln, sondern in ihre Bestandtheile zu zerlegen, gleich den Pflanzen. Er machte also eines Abends Feuer in seinem Ofen und als derselbe mit schöner, rother Gluth gefüllt war, legte er in dieselbe eine kleine thönerne Röhre und in diese einen seiner Steine, den er nicht zu benennen wußte, der ihm aber in seinem gelben Glanz dem Gold verwandt schien; es war ein kleines Stück Eisenkies. Ueber der Röhre, deren eines Ende aus dem Ofen vorstand, schichtete er neues Holz und fachte die Flammen mit einem kleinen Blasbalg unermüdlich an. Trotz dem offenen Fenster und der feuchten Nachtkühle herrschte in der Stube eine furchtbare Hitze. Dem Ilau war nicht anders zu Muthe, als den Jünglingen im feurigen Ofen; aber er harrte muthig aus und das Ergebniß belohnte ihn mehr, als er zu hoffen gewagt hatte. Das Erz begann endlich zu glühen, zu schmelzen und vorn in dem kühlern Theil der Röhre setzte es sich in Form von blaßgelben Korallen oder Blumen an. Der Jüngling zog die Röhre heraus, kühlte sie, zerbrach sie und unterschied jetzt genau, daß der ursprüngliche Stein sich in zwei ganz verschiedene Stoffe getrennt hatte. Seine Freude war die eines Kindes, das zum ersten Mal den Mond erblickt. Es sollte ihm indeß bald noch eine größere beschert werden. Sein Vater, der ein Verschwender war, wo es sich um die Ausbildung seines Sohnes handelte, vor dem er förmlich in Bewunderung erstarb, der ihm die ersten Talmuristen zu Lehrern gegeben hatte, machte ihm beim nächsten Mittagsessen den schüchternen Vorschlag, sich auch ein wenig in den profanen Wissenschaften umzusehen und fügte hinzu, daß ein passender Mann zu diesem Zweck schon gefunden sei. „Du wirst es nicht gern thun, Sabathaileben", schloß er und wurde dabei fast roth vor Scham, „so Dir wird gering erscheinen die Lehre gegen das, wo Du im Kopfe hast; aber ein Ilau, wie Du einer bist, soll immer auch sein ein Muschlem*), und so wird es nicht von Schaden sein, zu lernen eppes, was Deutsch und Französisch, Rechnen sowie Geographie."

Dem armen Sabathai hämmerte das Herz nur so vor Freude; aber dazu erzogen, sich zu beherrschen und zu verstellen, erwiederte er, ohne nur den Blick vom weißen Tischtuch zu erheben: „So laß denn kommen den Mann, Tata, wenn Du glaubst, werde ich lernen von ihm." — „Was für ein gutes Kind!" sagte sein Vater zu der Mutter, die stets lächelte und in ihrer seligen Verlegenheit das Tischtuch glatt zu streichen begann. Der Unterricht begann. Sabathai machte erstaunliche Fortschritte, insbesondere im Deutschen, das ihm als der Schlüssel zu einer neuen Welt erschien. Eines Tages wendete er sich plötzlich zu seinem Lehrer und fragte: „Giebt es auch eine Lehre von der Schöpfung, ein Buch, wo die Steine, Pflanzen und Thiere, ihr Wachsthum und Leben geschildert ist?"

„Gewiß giebt es das", sagte der Lehrer.

„Wäre es möglich, dieses Buch zu erhalten?" fuhr der Ilau fort, „aber ohne daß es mein Vater oder sonst Jemand bemerkt?"

Der Lehrer brachte ihm hierauf die Naturgeschichte der drei Reiche,

*) Vielseitig Gebildeter.

Digitized by Google

welche damals in der sogenannten Philosophie*) als Lehrbuch eingeführt war, ein mageres, dürftiges Werk, das aber dem nach Wahrheit dürstenden armen Juden als der kostbarste Schatz erschien. Allmälig begann sich das Heer der Naturerscheinungen vor ihm zu ordnen. Ueber die eigentlichen Räthsel der Schöpfung, das Werden, Leben und Sterben der verschiedenen Organismen erhielt er allerdings nur eine ganz ungenügende Aufklärung, aber er gewann doch eine Uebersicht über das großartige Gebiet, auf dem er bisher wie ein verirrter Wanderer sich verzweifelt bald nach dieser, bald nach jener Richtung gewendet hatte, ohne einen Ausweg zu entdecken. Durch seinen Lehrer kam er mit einigen aufgeklärten jungen Juden in Berührung, welche zwar wenig vom Talmud wußten, dafür aber sich um so mehr in jenen Wissenschaften umgesehen hatten, welche den echten Schriftgelehrten als etwas Verbotenes und Sündhaftes erschienen. Keiner von ihnen war ein Gelehrter, aber sie hatten viel gelesen und setzten den trotz seiner gerühmten Weisheit beschränkten und naiven Ilau durch ihre Kenntnisse von fremden Ländern und Völkern, von den Geschichten vergangener Zeiten, von Gestirnen, Steinen, Pflanzen und Thieren nicht wenig in Erstaunen. Durch sie lernte er auch zuerst die großen Dichter kennen. Er zog ihren Umgang bald jedem andern vor, und hatte er wie bisher im Bethanidrosch**) vor und nach dem Gottesdienst mit anderen Talmudbeflissenen zierliche Zweikämpfe der Sophistik abzuhalten, so hielt er sich zu jenen und lauschte mit einer heiligen Neugier, wenn sie von den Irrfahrten des Odysseus, von der Entdeckung Amerikas oder Herschel's Riesenteleskop erzählten.

Sein Vater, der ihn ängstlich bewachte — eine Mutter konnte ihre aufblühende, schöne Tochter nicht ängstlicher bewachen — begann für den Erfolg seiner Studien, ja für sein Seelenheil zu fürchten. Er that einen Machtspruch und verbot ihm den Umgang mit jenen der Aufklärung verdächtigen jungen Leuten, verbot dem Lehrer, ihm andere Bücher zu bringen als Sprachlehren und Lesebücher für Kinder, und nachdem der Unterricht etwas über zwei Jahre gewährt hatte, gab er auch dem Lehrer den Abschied. Sabathai Benaja fügte sich ohne Murren und ohne Klage, wie es einem wohlerzogenen jüdischen Jüngling ziemte.

Die Wirkung dieser plötzlichen Abschließung war indeß eine ganz andere, als Rab Jonaßen Benaja in seiner väterlichen Weisheit und Liebe erwartete. Je mehr es ihm unmöglich gemacht wurde, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen, ja, sich nur überhaupt ein nicht hebräisches Buch zu verschaffen, um so verhaßter wurde Sabathai der Talmud, auf den er nun wieder ausschließlich beschränkt war, um so heftiger erwachte in ihm der Drang nach Wissen, nach Wahrheit, vor Allem nach der Erkenntniß der Natur. Auf seinen Spaziergängen sammelte er Mineralien, Pflanzen, Käfer, Schmetterlinge und was ihm sonst noch ein glücklicher Zufall in den Weg legte und Nachts, wenn das ganze Haus schlief, wenn ihn Niemand überraschen konnte, versuchte er seine Schätze nach den Aufschreibungen, die er sich aus jener armseligen Naturgeschichte gemacht hatte, zu erkennen, zu benennen und einzutheilen.

So wenig er aber noch von der Natur wußte, so ahnte er doch bereits,

*) Die damalige Philosophiefacultät in Oesterreich entbehrte jedes wissenschaftlichen Charakters und bildete einen Uebergang vom Gymnasium zur Universität, den ein Jeder durchmachen mußte.

**) Bet- und Lehrhaus.

Digitized by Google

daß jedes Gewächs und jedes Thier zu kennen nur der Anfang der Erkenntniß sei, daß es viel richtiger sei, zu wissen, wie aus dem Samen die Pflanze werde und aus dem Ei der Vogel und so allmälig die Gesetze des Werdens und Gedeihens aller dieser vielgestaltigen Wesen zu durchdringen. Zu gleicher Zeit stiegen die ersten Zweifel in ihm auf, Zweifel an dem, was ihm bisher als der Inbegriff aller Weisheit und Heiligkeit erschienen war.

„Soll ein kleines Volk allein auserwählt sein unter den Völkern der Erde?“ fragte er sich, „soll Gott sich demselben wirklich geoffenbart haben und nur diesem? und wenn es der Fall ist, warum würdigt er dasselbe keiner neuen Offenbarung? Wie kommt es, daß erleuchtete Geister anderer Völker seine Schöpfung heutzutage besser erkennen, als wir, und daß ihre Entdeckungen im Widerspruch stehen mit unseren heiligen Büchern? Wie sollte auch die Welt still gestanden sein? Und wenn nicht durch Offenbarung, wo soll man Gott besser erkennen, als in der Natur, aber die Juden wissen nichts von der Natur, weder die Thora, noch der Talmud. Wer lernt die Schrift lesen, von der ich kaum den Aleph kenne?“

So und ähnlich gingen seine Gedanken hin und her, verworren noch und dunkel, oder unablässig auf ein helles Licht in weiter Ferne gerichtet.

Es ist begreiflich, daß es Sabathai Benaja in diesem qualvollen Zustande geistiger Dämmerung geradezu in Wuth versetzte, als eines Abends mit seinem Vater ein Fremder, wie es schien ein vornehmer Jude, in seidenem Talar, die kostbarste Zobelmütze auf seinem Kopf, in seiner Stube erschien, um lächelnd ihm gegenüber Platz zu nehmen und mit ihm über talmudische Streitfragen zu disputiren. Der Ilau kam sich genau so vor, wie der Elephant, den die Juden vor kurzem in einer aus Rußland kommenden Menagerie angestaunt hatten und so kämpfte er auch mit dem Fremden, nicht wie ein Ritter, sondern wie ein Kriegselephant. Das war kein heiteres Spiel, kein anmuthiges Lanzenbrechen zwischen den Beiden; Sabathai faßte seinen Gegner mit übermenschlicher Gewalt, wirbelte ihn jetzt in die Luft empor, daß ihm die Sinne vergingen, warf ihn zu Boden, daß er in Stücke zu gehen drohte und trat auf ihm herum ohne Erbarmen; der Fremde wand sich, ächzte nur und stöhnte, während ihm das Wasser von der Stirn rann und sein Gesicht glühroth wurde; zuerst schrieen Beide wie Tobsüchtige, dann schrie nur noch Sabathai und der Fremde bellte heiser, während er später nur noch zu winzeln vermochte und sich noch später damit begnügen mußte, mit den Händen herum zu fechten und mit dem Kopf zu nicken. Endlich wurde ihm sogar unwohl. Als Rab Jonaßen ihn mit frischem Wasser gelabt hatte, sprang er auf, aber nicht etwa, um seinen Gegner, der ihn förmlich zermalmt hatte, mit den Fäusten zu bedrohen, wie es das Natürlichste gewesen wäre, sondern um ihn unter begeisterten Thränen in seine Arme zu schließen: „Er ist ein Ilau“, rief der Fremde, „er ist es, Niemand darf daran zweifeln, daß er es ist und ich, was bin ich für ein Amharez*), für ein Dummkopf! Er soll mein Schwiegersohn werden und kein anderer.“

Damit entfernte er sich, um mit Rab Jonaßen sofort das Weitere zu besprechen und ließ den überraschten Sabathai allein.

Dieser Mann, dem der Ilau seine Ueberlegenheit so sonnenklar bewiesen hatte, wie der Lehrer dem Kinde, das er über das Knie legt und mit der Ruthe streicht, hieß Leb Silbermann und war ein reicher, angesehener

*) Unwissender.

Digitized by Google

Kaufmann in Lemberg. Wie alle wahrhaft frommen Juden war er ein Aristokrat vom reinsten Wasser und benahm sich auch darnach. Die jüdische Aristokratie hat vor jeder anderen den Vorzug, daß sie ausschließlich auf der Gesinnung beruht, daher niemals entarten kann. Wenn die Geburt auch ein wenig in Frage kommt, so ist dies nur insoweit der Fall, als jene Familien, welche im Stande sind, seit tausenden von Jahren ihren reinen Stammbaum auf den Namen Levy oder das Geschlecht eines Königs zurückzuführen, sich besonders verpflichtet fühlen, jenen Lebenswandel zu führen, welcher den ärmsten und unwissendsten Juden ebensogut wie den reichsten und gelehrtesten zum Aristokraten macht und ihm gewisse sociale Vorrechte zu verschaffen im Stande ist. Der jüdische Aristokrat ist vor Allem fromm und streng gläubig, aus dieser Eigenschaft entspringen alle übrigen, er führt ein tadelloses Familienleben, ist wohlthätig bis zur Verschwendung, schließt sich aber von der übrigen Menschheit und vor Allem von ihren Freuden so viel als nur möglich ab. Er besucht keine öffentlichen Vergnügungsorte, kein Theater, keine Promenade, ja, er besucht nur ausnahmsweise seine Verwandten oder Freunde, er darf niemals in einem Lohnverhältniß gestanden, daher auch zu keinem Kaufmann oder Handwerker in die Lehre gegangen sein, er darf nicht tanzen, nicht reiten, nicht spielen, für nichts ein besonderes Interesse zeigen, am wenigsten für Kunst, nicht einmal die Natur darf ihn erfreuen. Eigentlich sind ihm alle Gemüthsbewegungen verboten, er darf weder lieben noch hassen, vor Allem aber nichts bewundern und niemals erstaunen. Ein solcher Aristokrat war Leb Silbermann, ein Fürst unter den Juden von Lwów, wie etwa ein Esterhazy unter den ungarischen Edelleuten.

Als frommer Jude und ächter Aristokrat hatte er niemals einen Hut, sondern stets eine hohe Zobelmütze auf, das Streimel*), das er am Sabbath, wo der Hut geradezu verpönt ist, trug, war ein Prachtstück ohne gleichen und wenn er ihn aufsetzte, dann geschah es mit einer Weihe, als ob es eine gottesdienstliche Handlung gelte. Als jüdischer Aristokrat hatte Leb Silbermann übrigens einen entschiedenen Vorzug vor allen anderen Aristokraten, ihm galt die Geburt wenig, das Geld nichts, der makellose Charakter viel, der Geist und die Gelehrsamkeit Alles. Er selbst hatte sich zuerst dem Studium des Talmud zugewendet und war, wie es bei den polnischen Juden oft genug der Fall ist, erst dann Kaufmann geworden, als er die Hoffnung aufgab, ein Licht ersten Ranges zu werden. Sein sehnlichster Wunsch war, seine einzige Tochter an einen Talmudgelehrten von großem Rufe zu vermälen; er sah dabei weder auf Vermögen noch auf Ansehen der Familie, ausschließlich auf Ehre, Ruf, Geist und Wissenschaft. Als der Ruhm Sabathai Benajas von Maslow bis Lwów und, was noch viel mehr, bis zu Leb Silbermann gedrungen war, faßte er sofort seinen Entschluß. Unter dem Vorwand eines Getreidegeschäfts fuhr er nach Maslow, forschte dort den Schriftgelehrten aus, erschien im Hause des Rab Jonaßen, disputirte mit Sabathai, wurde von denselben geprügelt wie ein Esel, gab die feierliche Erklärung ab, daß er wirklich ein Esel sei, schloß den Jüngling in seine Arme, entzückt, einen Jlau gefunden zu haben, und machte mit dessen Eltern

*) Sabbathmütze; mit diesen aus der altpolnischen Tracht berrührenden Pelzkalpaks treiben die galizischen Juden einen fabelhaften Luxus. Es giebt Streimels, die 200 = 300 Frs. kosten.

Digitized by Google

gleich die Heirath ab. Beide, Rab Jonaßen sowohl, als Leb Silbermann dachten als ächte Aristokraten keinen Augenblick daran, ihre Kinder zu fragen. Sabathai Benaja wurde verheirathet wie ein Prinz und Jamina Silbermann wie eine Prinzessin. Sie war schön und reich, die jüdische Prinzessin, überließ aber, wie es einem vornehmen Mädchen des Ghetto und der Aristokratie ziemt, die Wahl ihres Gatten vollkommen ihren Eltern. Leb Silbermann handelte in Allem wie ein Cavalier, er gab seiner Tochter 50,000 Fl. Mitgift, gab ihr und ihrem künftigen Gatten reiche Geschenke und nahm sie beide in sein Haus, Alles nur, damit sein Schwiegersohn, der Prinz, der Weise, der Ilau, sich ganz dem Studium weihen könne.

Weder Sabathai noch die schöne Jamina zuckten mit einer Wimper, als sie erfuhren, daß über ihr Lebensglück entschieden sei, im Gegentheil; Silbermann's Tochter war stolz, einen so berühmten Mann zum Gatten zu bekommen und dem Ilau war das Weib ein viel zu untergeordnetes Geschöpf, um sich mit seiner Braut auch nur einen Augenblick länger zu befassen, als es schicklich war; was kann auch ein Geschöpf, das unfähig ist, den Talmud zu verstehen, für einen ächten Juden für eine Wichtigkeit haben.

Silbermann kehrte nach Lwów zurück, wie ein Triumphator, wie Columbus, nachdem er Amerika entdeckt hatte, oder Napoleon nach dem Siege bei Austerlitz. Alle Welt beneidete ihn, aber Niemandes Neid kam jenem seines Nebenbuhlers Jüres Ufreiles Dünner gleich. Beide hatten sich schon als Bachers grimmig befehdet, auf talmudischen Rosinanten gegeneinander sprengend. Beide waren in der Folge Kaufleute geworden, Beiden strömte das Geld nur so zu, aber sie setzten den alten Krieg fort auf allen erdenklichen Märkten, in der Khulle*) und in der Synagoge. „Was uns Silbermann da wieder weiß machen will", sagt Dünner nach dem Gottesdienst zu seinen Anhängern, „einen Ilau hat er sich gefunden zum Schwiegersohn, als ob die Ilaus auf der Straße zu finden wären wie Kieselsteine. Ich sage, es ist gar kein Ilau, höchstens ein Gederjüngel oder gar ein Schwindler."

Natürlich wurde diese Aeußerung von guten Freunden dem braven Silbermann überbracht. „Kein Ilau!" rief er mit einem mörderischen Lächeln, „mein Schwiegersohn kein Ilau? Hat er mich doch selbst in der Luft zerrissen, wie ein Falke einen Sperling; nun, er wird ja kommen nach Lwów, soll der Herr Dünner mit ihm disputiren, wenn er Kurasch hat, oder soll uns schicken zwei Rabiner, was? zwanzig Rabiner soll er schicken, Alle wird er sie scheeren, wie die Schafe wird er sie scheeren, mein Schwiegersohn!"

Da es Rab Jonaßen Benaja durch sein Gichtleiden unmöglich gemacht wurde, nach Lemberg zu fahren, so kam Leb Silbermann mit den Seinen nach Maslow zur Hochzeit, welche mit orientalischer Pracht, wie es sich für jüdische Aristokraten ziemt, gefeiert wurde. Bei derselben hielt der Bräutigam der Sitte gemäß einen talmudischen Vortrag in Gegenwart vieler Talmudgelehrten, die von weit und breit, ja sogar aus Lwów gekommen waren, theils aus Freundschaft, theils für Silbermanns Geld, um den Ilau zu hören und mit ihm zu disputiren. Sabathai Benaja stand unter ihnen, stolz und muthig, wie Daniel in der Löwengrube und zuletzt lagen Alle besiegt zu seinen Füßen. Jamina, welche ihn bisher gar nicht anzusehn gewagt hatte, benutzte die allgemeine auf ihn gerichtete Spannung, um auch ihre großen, sammetnen Augen an ihm haften zu lassen und als sie wieder zu

*) Gemeinde.

Digitized by Google

Boden blickte, da stahl sich ein unmerkliches Lächeln bis zu ihren feinen Mundwinkeln herab, und sie gestand sich, daß sie sich einen Ilau ganz anders vorgestellt hatte, als er jetzt vor ihr stand, ein neunzehnjähriger Jüngling von feinem Wuchse, elegant gekleidet, mit dem bleichen, aber hübschen und rührenden Gesicht eines Schwärmers. Sabathai aber wäre in Verlegenheit gekommen, wenn ihn Jemand gefragt hätte, ist Deine junge Frau blond oder schwarz? Und hätte sich ein Spaßmacher erlaubt, ihn zu versichern, daß sie bucklig sei, er hätte es ohne Weiteres geglaubt. Und doch war dieser Tag ein Freudentag für ihn; er sah sich erlöst von der strengen Herrschaft seines Vaters, er hoffte in Lwów sich ungehindert mit den Wissenschaften beschäftigen zu können und gelobte sich jetzt schon in dieser Richtung die größte Vorsicht seinem Schwiegervater gegenüber. Nachdem er den Segen seiner Eltern empfangen und wehmüthigen Abschied von seiner dumpfen Stube, von den schönen Lindenbäumen und der zutraulichen kleinen Genossin seiner Einsamkeit genommen hatte, bestieg er am nächsten Morgen mit seinen Schwiegereltern und seiner Frau die große Kutsche Silbermann's; ein zweiter Wagen, mit Leinwand gedeckt, enthielt seine Ausstattung und seine Bücher.

Bald versank Maslow wie ein Maulwurfshügel am Horizont und die große Ebene hatte die Reisenden aufgenommen, weithin war nichts als Land, gelb, rosa, grün, je nachdem Korn und Weizen oder Buchweizen angebaut war, oder sich große Weiden hinzogen. Silbermann sprach unermüdlich, während der Ilau beharrlich schwieg und seine junge Frau ihn von Zeit zu Zeit verstohlen anblickte. Aus der Ebene kamen sie in ein grünes Hügelland mit langgestreckten Dörfern, einzelnen weißen Edelhöfen oder Schlössern. Die Silberflächen großer Teiche zogen vorüber. Hier und da wurde in einem Wirthshaus, das an der Kaiserstraße lag, eingekehrt oder Nachtruhe gehalten in dem Gasthofe eines Städtchens, das von schwarzalarigen Juden wimmelte.

Als endlich in der feurigen Dämmerung des Abends die runde Kuppel von Sanct Georg sichtbar wurde, von den letzten Strahlen der Sonne überglüht und Silbermann sich begnügte, auf dieselbe hinzuweisen, wie Napoleon auf die Pyramiden, während Jamina's Lippen der Ausruf: „Lemberg!" entschlüpfte, über den sie im nächsten Augenblick selbst erschrak, da überkam es Sabathai Benaja gleich einem tiefen Schauer und das Weinen war ihm nahe, wie wenn er das erste Mal das Meer erblickt hätte.

Zweites Kapitel.

Wenn ich Deinen Himmel schaue.

„Alles liegt vor meinem Geist enthüllt".
Aeschylos.

Im Hause des Herrn Silbermann in der Serwaeiza war ein schönes großes Gemach so bequem als nur möglich für den Ilau hergerichtet worden. Sein Schwiegervater selbst führte ihn in dasselbe und zeigte sich fast ängstlich, seine Zufriedenheit zu erlangen.

Sogar ein Luster von vergoldetem Holze war in dem Gemach und auf dem Tische stand ein duftender Blumenstrauß. Eine junge Frau konnte in

Digitized by Google

ihrer neuen Heimat nicht besser empfangen werden. Sabathai Benaja zeigte sich aber auch dankbar. Silbermann hielt mit einigen anderen Kaufleuten in Gemeinschaft einen Schreiber, der seine Buchhaltung und Correspondenz besorgte. War derselbe abwesend, so war es Jamina, welche, des Deutschen und Polnischen vollkommen mächtig, ihrem Vater die einlaufenden Briefe vorlas und dieselben nach seiner Angabe beantwortete; denn ein jüdischer Aristokrat wie Leb Silbermann hielt es unter seiner Würde, ein anderes Alphabet zu kennen, wie das jüdische. So geschah es, daß an dem zweiten Tage nach seiner Rückkehr nicht nur der Schreiber, sondern auch die beiden Frauen, welche Einkäufe zu machen hatten, außer Hause waren und der stolze Kaufmann rathlos vor ein paar Briefen saß. Da kam der Ilau und bot sich an, dieselben zu verdolmetschen. Silbermann blickte ihn erst überrascht an, dann sprach er: „Es mag sich für Dich schicken, auch dieses zu wissen, denn Du bist ein Weiser, ein Paradiesvogel unter den Schriftgelehrten; aber es wäre meiner unwürdig, Dich zu einem so niederen Geschäft zu verwenden". Und dabei blieb es. Hätte sein Schwiegersohn einmal die Elle in die Hand genommen, Leb Silbermann hätte sich den Bart ausgerauft und sich die Hände gewaschen, auf daß die Sünde nicht über ihn komme. Das Geschäft war seine Sache, er war ein Amharez, für ihn war dies keine Schande, ebensowenig als es für seine Frau und Tochter eine Schande war, das Hauswesen zu führen.

Sein Schwiegersohn war dazu da, den Unwissenden in ihrer Finsterniß als ein helles Licht zu brennen, zu studiren, zu sinnen, zu grübeln, und dazu, um auf Leb Silbermann und sein Haus einigen Abglanz zu werfen. Sein Zimmer war das Allerheiligste dieses Hauses. Niemand wagte es zu betreten, ohne vorher anzuklopfen und förmlich um Einlaß zu bitten, und auch dies nur selten, denn ihn in seinen Studien und Betrachtungen zu stören, galt als eine Sünde. Dieses Gemach lag nach hinten zu, ferne dem Lärm der Straße; leider war aber kein Garten unter seinen Fenstern, nur von ferne blickte zwischen den Dächern ein grüner Berg durch. In diesem Gemach saß Sabathai fast den ganzen Tag; statt aber, wie Alle meinten, Perlen der höchsten Weisheit aus dem tiefen Meere des Talmud zu fischen, beschäftigte er sich verstohlen mit den Wissenschaften, nach denen seine Seele dürstete.

Nur Abends unterfing sich sein Schwiegervater manchmal seine beschauliche Einsamkeit zu stören und auch dann nur unter tausend Entschuldigungen und erröthend wie ein Mädchen, das seinen Liebhaber besucht. Es geschah dies zur Zeit der Dämmerung und Leb Silbermann kam dann zu seinem Schwiegersohn, um ihn über irgend einen Gegenstand des Talmuds auszuforschen und seinen Worten mit halbgeschlossenen Augen zu lauschen, wie einer süßen Musik.

Viel seltener kam seine Frau zu ihm und wenn sie leise geklopft hatte und er, der diese sanfte Anmeldung kannte, so sanft, wie wenn man eine blühende Rose an seine Thür geworfen hätte, ihr einzutreten erlaubte, erschien sie scheu und keusch auf der Schwelle, wie ein Reh, das im Abendlichte aus dem Walde tritt. Und doch stand sie ihm, stand seinem Geiste näher, als irgend Jemand im Hause, wenn sie auch in ihrem Wandel, gleich ihrem Vater und ihrer Mutter, eine ächte Aristokratin, eine unverfälschte jüdische Prinzessin, war, untadelhaft, rein, fromm, weiblich und häuslich. Die vornehmen jüdischen Mädchen werden aber ganz anders erzogen, als die Knaben. Die Rollen scheinen hier vollkommen getauscht. Während die Knaben

Digitized by Google

nur im Talmud unterwiesen und von jeder Berührung mit der Welt sorgsam abgesperrt werden, läßt man dem Mädchen nicht nur ihre Freiheit, sondern erzieht sie förmlich für das Leben. Sie werden vielseitig unterrichtet, lernen mehrere Sprachen, besuchen öffentliche Gärten, Theater, Concert, lesen viel und werden frühzeitig in das Geschäft eingeführt.

So war auch Jamina ihrem Manne, der sie als eine Art Wunder anstaunte, eigentlich an Wissen, ebensowohl wie an Lebensklugheit überlegen; aber es kam nicht zum Ausdruck ihm gegenüber, es lastete ein Druck auf ihrer Seele, der sie verstummen machte, sie liebte ihn und hatte nicht den Muth, es ihm zu zeigen, und so schwieg auch er, und sie gingen still nebeneinanderher, und kamen Worte über ihre Lippen, so waren es gleichgiltige Worte, und berührten sich ihre Hände, so lagen sie wie Schneeflocken aufeinander.

Die jüdische Etikette giebt keiner Hofetikette etwas nach.

Sabathai benahm sich in Allem äußerst vorsichtig, ja, um auch den mindesten Verdacht ferne zu halten, gab er sich die Miene eines Eiferers. Wenn sein Schwiegervater oder die Frauen auch Alles aufboten, ihn zu einem Spaziergange oder einer Unterhaltung zu bewegen, er lehnte Alles freundlich aber bestimmt ab.

Bei Tische nahm er niemals an dem Gespräche Theil, sondern saß wie abwesend. Sogar an Festtagen, wo die weisesten und strengsten Talmudisten, Männer mit weißen Bärten, Erholung, Scherz und Zeitvertreib für erlaubt halten, nahm er an den unschuldigsten Zerstreuungen der Familie keinen Antheil, und als die Frauen ihn bedrängten, mit ihnen Karten zu spielen entfloh er in sein Zimmer und schloß sich ein; ein Betragen, das Silbermann mit Stolz erfüllte.

Auf diese Weise wurde es Sabathai leicht, seinen Schwiegervater zu täuschen und sich ungestört dem Studium aller möglichen Wissenschaften hinzugeben, allerdings mit mehr Eifer und Hast, als Methode und Erfolg, aber nicht, ohne seinen Geist in eine vollkommene neue, hellere und reichere Welt zu versetzen. Schwieriger war es, sich die nöthigen Bücher zu verschaffen. Als Talmudgelehrter durfte er, der Sitte gemäß, außer nach dem Bathanidrosch oder zu Talmudisten von Ruf, um mit ihnen talmudische Fragen zu besprechen, höchstens einmal in der Woche für eine Stunde zu seiner Erholung ausgehen. Es war nicht möglich, diese engen Schranken zu überschreiten. Die Nachricht, daß er anfange weltlich zu werden, hätte seine Eltern ungleich mehr gekränkt, als sogar sein Tod. Indessen wußte Sabathai seine so karg gemessene Zeit gut zu benützen. So oft er einen Talmudisten oder Schriftgelehrten besuchte, trat er unterwegs heimlich bei einem christlichen Antiquar ein und kaufte für sein Taschengeld irgend ein Buch, dessen Titelchen neue Belehrung versprach. Die fieberhafte Hast, mit der er eintrat, wählte und das Werk in den tiefen Taschen seines Talars verbarg, Alles dies aus Furcht, ertappt zu werden, machte, daß ihn der Antiquar für einen wenn auch harmlosen und ungefährlichen Narren hielt und sich wohl ab und zu einen Scherz mit ihm erlaubte, aber ihn keiner weiteren Aufmerksamkeit werth fand. Schwieriger war es auch deshalb, sich die nöthigen Bücher anzuschaffen, weil der um das Heil seiner Bürger besorgte Staat die besten Werke, diejenigen, welche die wichtigsten Aufklärungen boten, auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt hatte und es Sabathai als Jude mehr als je-

Digitized by Google

dem Anderen unmöglich war, sich den nöthigen Erlaubnißschein *) zum Bezug derselben zu verschaffen, zuerst dem Censor, dann noch viel mehr seinen Glaubensgenossen gegenüber. Der absolute Staat hat in dieser Beziehung etwas von einem Josua an sich, er spricht zur Sonne: Stehe still, und sie steht still, und die Welt staunt, wenn sie eines Tages erfährt, daß es die Erde ist, die sich bewegt und sich immer bewegt hat, trotz Josua. Das Verbot wäre eigentlich eine behördliche Empfehlung für ein Werk; es würde dann um so mehr eingeschmuggelt, von den Buchhändlern zu doppelten bis zehnfachem Preis verkauft und von Vielen mit Eifer gelesen, die es keines Blickes gewürdigt hätten, wenn es erlaubt gewesen wäre. So leistete der Staat demselben Geiste der Aufklärung, derselben Literatur, die er zu unterdrücken suchte, den kräftigsten Vorschub. Auch der biedere Antiquar, bei dem Sabathai heimlich seine Bücher kaufte, war nicht selten in der Lage, ihm ein verbotenes Werk zu überlassen, nachdem der erste Käufer es gelesen und um jeder Gefahr zu entgehen, weiter verkaufte. In seinem Zimmer stand ein Bücherkasten, dessen Glasfenster er mit einem grünen Vorhang verhüllt hatte; dieser füllte sich mehr und mehr mit den in orthodoxen jüdischen Häusern so verpönten Oktavbänden, und die hebräischen Folianten wanderten aus, um wieder auf Tisch und Stühlen und Diele umherzuliegen, was nebenbei von seinem fleißigen Studium Zeugniß gab und Silbermann nicht wenig imponirte.

Einmal in der Woche durfte der Ilau, ohne gegen die Etikette zu verstoßen, zu seinem Vergnügen ausgehen, zwar nur für eine Stunde; aber er nützte diese Stunde aus, wie einen Tag. Er ging dann stets über den Sandberg, der damals noch kahl wie ein ruhiger Grabhügel dastand, und stieg seinen Abhang herab in das stille Thal, das abseits der Stadt, an seinem Fuße lag. In dem Sande des Berges suchte er Muscheln und andere Versteinerungen; in dem Wiesengrunde des Thales fand er Pflanzen, Käfer, Schmetterlinge, im nahen Steinbruch verschiedene Mineralien. Die Ausbeute dieser einen Stunde machte ihn jedes Mal reich für eine ganze Woche. Er las Werke aus allen Zweigen, er beschäftigte sich gern mit Erdkunde, Geschichte, Mythologie, der schönen Literatur; am Wenigsten sagte ihm aber die deutsche Philosophie zu; ihr zweckloses und unnützes Gedankenspiel mahnte ihn an den Talmud, nur daß sie nebelhaft verschwommen und der Talmud dagegen sonnenklar erschien; am meisten fühlte er sich aber immer wieder zum Studium der Natur hingezogen. Er versenkte sich in die Mysterien der Astronomie, der Chemie, der Physik, er befreundete sich mit allen drei Naturreichen, aber so rasch sich auch der Schatz seines Wissens mehrte, empfand er doch bitter seine Beschränkung. Es fehlte ihm fast überall an der Anschauung und er hatte geringe, kindische Mittel, sich dieselben zu verschaffen. Schon das Naturaliencabinet der Universität zu besuchen, wäre ein Verbrechen gewesen. An eine Vorlesung war nicht zu denken. Im Stein- und Pflanzenreiche half er sich mit Hülfe seiner kleinen Ausflüge, wenn auch kläglich weiter; aber das Thierreich erschien ihm schon mit einer geheimnißvollen Pforte verschlossen, und nun gar der Mensch!

Kein Liebender kann so unsäglich leiden, wenn die Geliebte ihn verstößt, und verlacht, kein für die Freiheit Begeisterter, wenn man ihn in Ketten legt,

*) Verbotene Bücher wurden damals nur gegen Revers, sie nicht weiter zu verbreiten, besonders begünstigten Personen der höheren Stände und Gelehrten ausgefolgt.

Digitized by Google

wie der arme Maslower Jude in seinem brennenden Durste nach Erkenntniß und Wahrheit litt, von dieser reinen und erhabenen Wißbegierde erfüllt, welche keinen Nutzen, weder für sich, noch für Andere birgt, welche so selbstlos ist, wie der fromme unerschütterliche Glaube, welche nichts will, nichts hofft und nichts liebt, als das Wissen selbst und deren nur der ächte Jude fähig zu sein scheint, der von der Wiege an dazu erzogen wird, dem Lichte der Erkenntniß um seiner selbst willen nachzugehen und einer großen Jdee, die Welt mit ihrem bunten Farbenspiel, sein Leben, ja, sich selbst ganz aufzuopfern.

Aber zu diesem feurigen Trieb nach Wissen kam bei Benaja auch die lebhafte Phantasie, die Schärfe des Denkens, die Zähigkeit und Ausdauer hinzu, welche den Juden auszeichnet, die Fähigkeit mit schwärmerischer Energie ein Ziel zu verfolgen, das allen großen Naturen unter den Juden die menschlich schönen, göttlich reinen Züge des Heilandes leiht; nur diese Gaben seines mit Füßen getretenen, angespieenen, verspotteten Namens machten ihn fähig, alle Hindernisse zu überwinden.

Eines Abends fand er bei seinem Ausfluge auf den Sandberg eine todte Krähe. Er hob sie rasch auf, verbarg sie unter dem Talar an seinem klopfenden Herzen und schwärzte sie glücklich an Leb Silbermann vorüber in sein Zimmer. Jetzt fehlte ihm zunächst ein Messer und vor Allem ein scharfes. Derlei Mordwerkzeuge hält sich der Jude, noch mehr der fromme Jude, und vor Allem der Weise, der Talmudist, gern so fern als nur möglich. Schon den Kindern wird ihre Berührung streng verboten. Wie sollte er sich ein solches verschaffen? Leb Silbermann zitterte, wenn seine Tochter eine Feder schnitt.

Da klopfte, wie vom Himmel gesendet, seine Frau an die Thür. Sabathai sagte nicht herein, sondern öffnete selbst und so rasch, daß sie erschrak und bebend zurück wich.

„Jamina", begann er, „ich will mir eine Feder schneiden, gieb mir ein Messer." Sie sagte kein Wort, sondern lief die Treppe hinab in das Comptoir und kehrte mit dem verpönten Mordwerkzeuge, das kaum groß genug war eine Maus zu tödten, zurück. Ihr Mann langte fast hastig danach; sie aber verbarg es auf ihrem Rücken: „Gieb mir die Feder, ich werde sie Dir schneiden", lispelte sie.

„Du bist gar gut, Jamina", erwiederte Sabathai; „aber was soll ich mit einer Feder, ich brauche vielleicht eine zweite oder dritte, und es wird leicht Nacht beim Schreiben. Jch kann Dich doch nicht wecken, wenn ich eine neue Feder brauche. Laß mir das Federmesser hier."

„Jch werde Dir so viel Federn schneiden, als Du brauchst", sprach Jamina.

„Laß mir das Messer, es ist mir lieber", rief Sabathai und nahm es ihr aus der Hand.

„Du kannst Dich beschädigen", schrie seine Frau auf, sie zitterte wie eine Mutter, die eine Waffe in der Hand ihres Kindes sieht.

„Aber Frau, ich bin doch ein Mann!"

„Jch kann es nicht sehen!" Sie entriß ihm das Messer und begann eine Feder, die sie auf seinem Schreibzeug fand, zu spitzen.

„Und ich, Jamina, kann nicht sehen, wie Du Deine schönen Hände in Gefahr bringst und Deine rosigen Nägel zerschneidest."

Digitized by Google

„Was Du da sagst!“ Sie versuchte zu lächeln und wurde über und über roth.

„Du hast so schöne Hände!“ Er faßte ihre Finger und streichelte sie, und sie in namenloser Verwirrung ließ das Messer fallen, stolperte über den Teppich und entfloh. Sabathai blickte ihr nach, lächelte, schloß die Thür und begann dann mit einer Art Andacht die todte Krähe zu zerlegen. Es war eine herrliche Nacht im Herbst, eine stille Nacht mit flimmernden Sternenhimmel. Alles schlief im Hause, nur er blieb wach und schnitt und untersuchte und sann und grübelte, und er lernte in dieser Nacht mehr an der todten Krähe, als er aus allen seinen Büchern über das Thierreich gelernt hatte. Die folgenden Tage setzte er seine Arbeit fort, bis er alle Knochen vollkommen vom Fleisch, von den Sehnen und Knorpeln befreit hatte, und das schön gereinigte Skelett verband er mit Draht und Zwirn und stellte es auf einem hölzernen Schachteldeckel zusammen und konnte sich nicht sattsehen an seinem Meisterstück.

Und wieder am folgenden Tage beim Mittagsessen war es wie eine Fügung, daß sein Schwiegervater also zu reden begann:

„Mein theurer Schwiegersohn“, sagte er, „Du weißt, wie sehr ich Dich liebe, wie Du mein Stolz bist, also wirst Du wohl glauben, daß es nicht meine Sache ist, Dir einen Vorschlag zu machen, der Dich herabsetzt. Im Talmud und der Thora hast Du nicht Deinesgleichen; aber erleuchtete Gelehrte haben oft von mittelmäßigen Leuten gelernt, wenn diese die Erfahrung für sich haben. So wollte ich Dir denn einen Vorschlag machen. Da ist unser Vetter, Reb Elieser Ichanderle, Mitglied des Rabbinatscollegiums, wie Dir bekannt, bei dem möchtest Du Dich, wenn es Dir gefällt, in der Anwendung der Lehre ausbilden, besonders in der Praxis in der Küche, so weit es Vieh und Geflügel anbelangt, was man nicht kann erfahren aus Büchern, sondern sehen muß mit eigenen Augen und für einen angehenden Rabbiner unentbehrlich ist.“

„Sobald Sie es wünschen“, sagte Sabathai ruhig, mit Mühe die Freude verbergend, welche ihm die so verlockende Gelegenheit zu anatomischen Studien erregte.

Silbermann, von seiner Fügsamkeit beglückt, erröthete.

„Ich fürchtete, ich glaubte, weil Reb Elieser Dir doch so weit nachsteht, aber es ist sein Amt, in der Khulle zu entscheiden, was koscher*) ist und treffe und er hat für sich dreißig Jahre Praxis.“

„Ich werde lernen von ihm“, sagte der Ilan.

„Du findest es also nicht unter Deiner Würde?“

„Die Mischnah lehrt“ erwiederte Sabathai, „sehr, sehr sollst Du demüthig sein gegenüber einem jeden Menschen.“

So begann er dann seine Praxis bei Reb Elieser Ichanderle und benutzte jede Gelegenheit, welche sich darbot, um unter dem weiten Mantel religiöser Uebung seinen anatomischen Studien nachzugehen. Er zeigte sich so eifrig und machte solche Fortschritte, daß Reb Elieser bald keinen Anstand nahm, wenn er anderweitig beschäftigt war, da oder dort die Beschau durch ihn vornehmen zu lassen, dann staunten die Fleischhauer regelmäßig, wie genau Sabathai Benaja untersuchte, wie seine Beschau ganz verschieden war von der aller Fachmänner und sagten: „es muß wahr sein, er ist ein Ilan

*) Was erlaubt ist und unerlaubt.

Digitized by Google

eine Leuchte, ein Stern, einen zweiten Menschen wie diesen findet man nicht in der Welt!"

Je mehr aber Sabathai in die Geheimnisse des thierischen Organismus eindrang, um so mächtiger wurde in ihm die Sehnsucht, auch den Menschen und seinen wunderbaren Bau kennen zu lernen. Es lastete wie eine Krankheit auf ihm, daß er diese Sehnsucht nicht befriedigen konnte.

Es verdüsterte ihm das Licht des Tages und quälte ihn Nachts mit Träumen, die gleich goldhaarigen Vampyren sein Herzblut tranken.

So kam Tishebnob, der neunte Tag des Monats Ab heran, ein großer Trauertag der Kinder Israel, das an demselben büßend und betend der Zerstörung Jerusalems gedenkt. Ein Tag, wo der fromme Jude keine Speise zu sich nimmt, im zerrissenen Gewand auf der Erde sitzt, keinen Schuh anzieht, keinen Freund grüßt, nicht einmal im Talmud zu lesen wagt, an dem nur Kaufleute bei unaufschiebbaren Geschäften Nachmittags ausgehen dürfen. Sabathai Benaja aber erinnerte sich, daß heilige Eiferer an diesem Tage nach dem Frühgottesdienst den Begräbnißplatz besuchen und so that er wie sie, nur um der dumpfen Stube zu entrinnen und schritt zwischen den schiefstehenden, verwitterten Leichensteinen, in Betrachtung versunken, auf und ab, oder setzte sich in das hohe Gras und betete, oder betete auch nicht und ließ seinen Gedanken ihr düsteres Spiel. Es war ein heißer, dumpfer Sommermorgen, die Luft drückend, die lehmige Erde in feinen gelben Staub verwandelt, am Himmel standen große, blauschwarze Wolken, bereit unter Donner und Blitz niederzugehen, die Vögel schwiegen, Blumen und Gräser, von der Sonne verbrannt, sanken hinfällig zu der Erde nieder. Irgendwo rieselte ein Wasser traurig, eintönig, ruhelos. In dieser Einsamkeit und Gewitterschwüle stieß Sabathai Benaja plötzlich auf ein frisches Grab und in der Erde, die um dasselbe aufgeworfen war, auf einen bleichen Menschenschädel. Er betrachtete ihn lange, ehe er ihn aufhob und hielt ihn lange in der Hand und kämpfte einen schweren Kampf, ehe er die Sünde auf sich lud, ihn mit sich zu nehmen. Wie ein Mörder schlich er in sein Zimmer und verbarg den mit hohlen Augen hämisch grinsenden Todtenkopf hinter dem grünen Vorhang seines Bücherkastens. Nur Nachts wagte er es, ihn auf seinen Tisch zu stellen und zu beschauen. Da war es ihm aber jedes Mal, als müsse der bleiche Schädel plötzlich laut auflachen, als blicke er ihn an mit grausam entsetzlichem Hohn.

Was nützte ihm auch der Schädel allein?

Er wollte den Menschen kennen, das Ebenbild Gottes. Er mußte mindestens das vollständige Scelett eines Menschen besitzen.

Wie aber zu demselben gelangen? Sollte er gleich einem Schakal Nachts die Gräber aufwühlen, die Ruhe der Todten stören? Das war nach seinen Begriffen eine Sünde und unter allen Umständen war es ein Wagniß, daß er mit seinem Rufe, seiner Ehre, wenn nicht mit seinem Leben bezahlen konnte.

Da dämmerte ein seltsamer Gedanke in ihm auf und als derselbe erst eine bestimmte Gestalt gewonnen hatte, zögerte er auch nicht länger, ihn auszuführen.

Die Gelegenheit war günstig. Silbermann war mit seiner Frau und Tochter auf den Jahrmarkt nach Stanislau gefahren, die Leute im Hause aber betrachteten Alle den Ilau mit einem aus Bewunderung und Furcht gemischten Gefühl und bestrebten sich stets, dort zu sein, wo er nicht war.

Digitized by Google

Keins von ihnen hätte es gewagt, ihn zu beobachten, und wäre ihm Eins zufällig in den Weg gekommen, es hätte ohne Zweifel die Augen geschlossen, wie beim Anblick der Sonne.

In derselben Nacht also, da Alle schliefen, ging Sabathai Benaja an's Werk. Er zog seine Schuhe aus und trug sie in der Hand. Nicht viel lauter als ein Gedanke glitt er die Treppe hinab, in das Besuchszimmer, in dessen Nähe Niemand schlief, öffnete vorsichtig ein Fenster, stieg hinaus, schloß es wieder, zog seine Schuhe an und eilte vorwärts durch die engen, schwarzen, sonst so lärmenden, jetzt friedhofstillen Gassen der Judenstadt. Sein Ziel war der Galgenberg in der Nähe der Stadt. Er wußte, daß die Hingerichteten hier unter dem Galgen begraben wurden, hier mußte er finden, was er mit so feurigem Eifer wünschte und suchte. Kaum war er im Freien, begann er zu laufen und schöpfte erst Athem, als er am Fuße des verrufenen von den Menschen gemiedenen Berges stand. Die Nacht war kalt, aber hell wie der Tag. Eine heilige Stille herrschte. Es war wie ein Sabbath in der Natur, der Friede der Nacht und die Ruhe, die dem Tode vorangeht. Der Winter war im Anzug. Das dürre Gras knisterte unter seinen Füßen, als ob es Funken von sich geben würde. Das Laub der Bäume zeigte die bunte Malerei des Herbstes. Ein matter Duft wie von faulem Obst stieg empor. Von Zeit zu Zeit ging es durch die Sabbathruhe der Luft wie ein leichter Wellenschlag, ein Athemholen der Natur. Vom Himmel herab hing, silbernen Glanz ausströmend, der volle Mond die große Sabbathslampe, vor ihm erblaßten die Sterne und bedeckten den Himmel mit einem matten Flimmer, der an den falschen Flitter eines Maskenkleides mahnte, während sein Licht und der Reif sich wetteifernd um Erde und Pflanzen legten, Alles mit einem silbernen Moos überziehend.

Indem der Ilau emporstieg, sah er hinter sich die Stadt liegen, einem großen Begräbnißplatze ähnlich, aus dem die weißen Häuser, jüdischen Grabsteinen gleich, emporragten, vor ihm murmelte ein Bach, jenseits des Baches lag ein dunkles Thal, nicht weiter, als das von Josaphat, in dem Gott einst richten soll die Lebendigen und die Todten, über dem Thal der schweigende Wald und weiter die grünen Berge, unter ihnen der kahle Sandberg, im Silberrauch der Monddämmerung weiß, wie ein Gletscher, oder wie ein Skelet unter Lebendigen.

Oben auf den Trümmern des steinernen Hochgerichtes saßen zwei Raben, deren Gefieder wie Metall glänzte. Sie schienen ihn zu erwarten. Als er sich näherte, grüßten sie ihn mit lautem Krächzen, flatterten drei Mal um ihn, sein Haupt mit einem magischen Kreis umziehend, und erhoben sich dann in die Lüfte.

Sabathai machte Halt, blickte um sich und zog dann unter seinem langen schwarzen Talar, der ihm selbst das Ansehen eines Leichenvogels gab, einen Spaten hervor, wählte auf gut Glück eine Stelle und begann hastig zu graben; denn es war keine Zeit zu verlieren, wenn er vor Tagesanbruch fertig werden und unentdeckt bleiben sollte.

Es war eine unheimliche Arbeit, an diesem gespensterhaften Orte und in der tiefen Stille der Nacht, welche nur von Stunde zu Stunde durch den Ruf der Schildwachen unterbrochen wurde, deren „Halt, wer da?" sich in kurzen Intervallen fortpflanzte, bis er in der Ferne wie ein verlorener Hülferuf erstarb. Und die Arbeit wurde seinem schwachen Körper, seinen mädchenhaften Händen schwer. Trotz der beißenden Kälte, rann ihm bald das Waf-

Digitized by Google

ser von der Stirne. Seine Brust keuchte, seine Hände zitterten und die Arme erlahmten; aber sein Geist war stärker, als sein Körper.

Es schlug elf, es schlug Mitternacht in tiefen, drohenden Tönen von den Thürmen der Hauptstadt, es schlug eins und zwei.

Da war keine Fiber mehr an seinem Leibe, die nicht schmerzlich zuckte, aber er grub fort im schwerwüthigen Tacte, schon stand er bis an die Schultern in der Tiefe, die er ausgehöhlt hatte, und die aufgeworfene Erde überragte sein Haupt, und da, endlich selbst wie im Grabe, stieß er auf menschliche Gebeine. Sein Spaten warf zuerst einen weißen Knochenarm, dann ein Schulterblatt, das sich wie ein Blatt Papier von der schwarzen Erde abhob, heraus. Dieser Anblick feuerte ihn an. In kurzer Zeit hatte er das ganze Gerippe ausgegraben.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Theil desselben, auch nicht der kleinste mehr in der Erde lag, stieg er empor, die aufgeschütteten Schollen mit sich fortreißend, welche mit dumpfem Getöse in die Tiefe kollerten. Und jetzt erst, wo er das Skelet in vollem Lichte des Mondes sich von dem dunklen Erdreich grell und drohend abheben sah, kam eine tiefe Seelenangst in geheimnißvollen Schauern über ihn. Er warf sich unter dem weiten glänzenden Nachthimmel mit dem Antlitz zur Erde nieder, und erhob sich dann auf den Knieen, um die Arme zu den Sternen empor zu strecken. In seinen Augen loderte ein überirdisches Feuer, seine Lippen begannen mit seinem Gatte zu reden, und in der Verzückung wurde sein Gebet zum Psalm, wie einst Davids begeistertes Saitenspiel: „Herr mein Gott!“ rief er, „Du kannst es nicht für eine Sünde zählen, was ich beginne! Wenn ich Deine Himmel schaue, Deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, die Du eingesetzt. Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest? Herr, mein Gott! Groß sind Deine Wunder und Deine Gedanken, die Du an uns beweisest. Dir ist nichts gleich. Ich will sie verkündigen und davon sagen, wiewohl sie nicht zu zählen sind. Ich will reden von Deiner Pracht und von Deinen Werken. Du machst die Blinden sehend, kannst Du sie dafür strafen wollen, wenn sie mit sehenden Augen die Wunder Deiner Allmacht betrachten. Herr mein Gott! Vor Dir kann es keine Sünde sein, daß ein Mensch von Dir mit Vernunft begabt, von Dir erschaffen, Deine Gedanken nachzudenken, Deine Werke zu erkennen, nachgeht den Spuren Deiner Weisheit und Güte. Mehr als die Thora und der Talmud ist die Natur, Deine heilige Schrift, die zu lesen ist in dem Geäder der Steine, in jeder Blume, mit der Du das Kleid der Erde gestickt hast, auf den Flügeln der Schmetterlinge, in den goldenen Buchstaben, mit denen Du das Himmelszelt beschrieben hast. Was des Menschen Geist fähig macht, diese Schrift zu lesen, die Natur zu erforschen, was uns aus der Finsterniß zum Licht, aus dem Irrthum zur Wahrheit führt, das, mein Gott, kann keine Sünde sein vor Dir!“

Mit weinenden Augen, aber Ruhe im Geist und Frieden im Herzen erhob er sich und begann mit aller Kraft eines heiligen Eifers die Grube zu verschütten. Als er damit zu Ende war, war die goldene Schrift der Sterne an dem Himmel erblichen, der Mond einer Lampe gleich im Verlöschen, im Osten röthete sich der Horizont, ein frischer Wind erhob sich, die dürren Blätter der Bäume wie Schlittenschellen durcheinander schüttelnd.

Sabathai nahm das Skelet in seinen Talar und trug es sorgsam heim gleich einem Schatz.

Digitized by Google

Unbemerkt gelangte er in das Haus, niemand hatte ihn dasselbe verlassen, niemand ihn zurückkehren sehen.

Er athmete auf und dankte seinem Gott.

Drittes Kapitel.

Die neue Offenbarung und die jüdische Polizei.

„Die Sach' ist ziemlich pfäffisch".
Lessing.

Der fieberhafte Durst nach Wissen, welcher den armen Maslower Juden beherrschte, ließ denselben lange Zeit nicht zur Besinnung kommen, — sein Geist wurde von dem riesigen Stoffe, den er in sich aufnahm, förmlich erdrückt und suchte mit unheimlicher Gier immer neue Thatsachen, Eindrücke, Erscheinungen auf. Endlich trat eine Ermattung ein, welche die heilsamsten Folgen für ihn hatte. Er hörte auf zu studiren, zu lesen, zu sammeln, er wußte selbst nicht warum und verfiel in ein dumpfes Brüten. Sogar zum Talmud griff er wieder, um die Gedanken zu bannen, die ihn anfielen. Es war indeß vergeblich. Das Wissen begann gleichsam in seinem Kopfe zu gähren, sich zu klären. Ohne daß er sich Rechenschaft zu geben vermochte, was in ihm vorging, begann er zu denken, zu vergleichen, zu prüfen, er begann zu philosophiren.

Mit einem tiefen Schrecken bemerkte er, daß die neuen Wahrheiten, die er kennen gelernt hatte, mit den Lehren seines Glaubens durchaus nicht in Einklang zu bringen waren. Tag und Nacht umschwebten ihn Zweifel schattenhaft, gleich Fledermäusen. Er aß nicht, er schlief nicht, er sprach nicht, er vermochte nicht zu beten.

Die Entdeckungen der Geologie, welche er sich eigen gemacht hatte, wiesen die jüdische Schöpfungsgeschichte, welche das erste Buch Moses giebt, in das Reich des Märchens. Wenn aber ein Theil, ein noch so kleiner Theil, ja nur ein Satz der Offenbarung, auf welchem der Tempel seines Volkes aufgebaut war, Trug war, wer wollte dann noch die Wahrheit des Uebrigen behaupten oder gar verbürgen? Um so mehr, als ohnehin zwischen den verschiedenen Offenbarungen der Juden — der Hauptoffenbarung in der Thora und der unzähligen Nebenoffenbarungen, die allmälig ausgeflossen sein sollen im Mischna, Talmud, Geraim, Schelchmavech u. s. w. — nur ein sehr loser Zusammenhang besteht. Eine Offenbarung ist nicht wie ein wissenschaftliches Gebäude. In dem letzteren mag man einen fehlerhaften Stein entdecken und ohne Schaden für das Ganze durch einen neuen ersetzen. Die Offenbarung dagegen kann keinen Irrthum enthalten, und enthält sie ihn dennoch, dann ist sie eben keine Offenbarung mehr, sondern ein Menschenwerk, das rettungslos zusammenbricht.

So stürzte auch Sabathais Glauben in sich zusammen, gegen seinen Willen, ja trotz seiner verzweifelten Gegenwehr, und er kam zu dem Ergebniß, die wahre Offenbarung Gottes fortan nur noch in der Natur zu suchen.

Mitten in diese Zeit schmerzlichen Kampfes, wehmüthigen Verlustes und erhebenden Errungens fiel ein ebenso unerwarteter als folgereicher Besuch im Hause Leb Silbermanns. Eines Nachmittags erschien nämlich ein elegant gekleideter junger Mann in dem Comptoir des jüdischen Aristokraten und sprach

Digitized by Google

den Wunsch aus, den Ilau, seinen berühmten Schwiegersohn, kennen zu lernen. Ohne Zweifel wäre Silbermann, um den Goch *) abzufertigen, um eine schlaue Ausrede nicht in Verlegenheit gewesen, aber der junge elegante Christ war Hofmeister an dem Hofe des Präsidenten, des allmächtigen Mannes, welcher auf die Geschicke des Königreiches so entscheidenden Einfluß hatte, und Silbermann war Aristokrat genug, um dort eine Ehre zu erblicken, wo er sonst nur eine Frechheit gesehen hätte, und Jude genug, um einen Vortheil zu wittern, wo er sonst nur Gefahr gewittert hätte. Er kündigte seinem Schwiegersohn den Besuch mit folgenden charakteristischen Worten an: „Ein Mann ist da, mit Dir zu sprechen, ein feiner Mann, ein Christ, aber ein Mann, so im Hause ist beim Herrn Präsidenten, dem großen Manne, der so gnädig ist für uns Juden; sei freundlich mit dem Mann, Sabathai, er wird Dir helfen, zu werden Rabbiner, sei recht freundlich mit ihm, mein Sohn!"

Dann führte er den jungen, eleganten Mann herein und verschwand in schicklicher Weise, um die Unterhaltung der Beiden nicht zu beeinträchtigen. Der Hofmeister des Präsidenten nannte sich Julius Cäsar Sedlatschek, war aus Böhmen gebürtig und einer jener schönen Geister, welche die Wissenschaft gleich einem Salonfeuerwerk mit sich herumtragen. Er hatte manches gelernt; aber sein Hauptbestreben war nicht, dunkle Gebiete zu erhellen oder nur das ererbte geistige Feld mit allem Fleiße wieder zu bebauen, sondern seiner Person einen gewissen Glanz zu verleihen, deshalb ging er jeder häßlichen oder übelriechenden Wahrheit gerne aus dem Wege. Er parfümirte seine Kenntniß ebenso wie sein gekräuseltes Haar und seine feine Wäsche. Dabei hatte er ein hübsches Aeußere und jene angenehme Art sich einzuschmeicheln, welche nichts von Erniedrigung an sich hat und auch niemals lästig wird.

Es war gewiß natürlich, daß der Präsident in ihm ein bedeutendes Talent sah, daß die Frau Präsidentin ihn zu ihrem Liebhaber machte, und ebenso natürlich war es, daß er den armen Maslower Juden, der in seine Studien wie ein Seidenwurm eingesponnen lebte, förmlich bezauberte. Eigentlich erfuhren Beide eine Täuschung. Herr Sedlatschek suchte einen verbissenen Talmudisten, womöglich einen fanatischen Chassiren einmal von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und fand einen anmuthigen, bescheidenen, vielseitig gebildeten, jungen Mann von scharfem Geiste und unbefangenem Urtheil.

Der Ilau erwartete einen jener jungen Gelehrten zu finden, deren Werke ihm so viel Ehrfurcht eingeflößt hatten und sah sich einem liebenswürdigen Witzbold gegenüber, der mit den gewichtigsten Problemen spielte, wie ein Jongleur mit seinen vergoldeten Kugeln.

Als Herr Sedlatschek sich verabschiedete, lud er Sabathai Benaja herablassend ein, ihn zu besuchen und ertheilte ihm hierzu noch einmal in Gegenwart seines Schwiegervaters die gütige Erlaubniß.

Leb Silbermann zeigte sich nicht nur einverstanden, daß Sabathai von dieser Erlaubniß Gebrauch mache, sondern geradezu mit Stolz erfüllt, daß seinem Schwiegersohn das Haus des großen Mannes, wie er den Präsidenten bei jeder Gelegenheit nannte, offen stehe.

Sabathai war klug genug, die Eitelkeit des jüdischen Aristokraten auszubeuten und besuchte den Hofmeister so oft, als es nur mit seiner Würde als Ilau vereinbar war. Der Verkehr mit Sedlatschek brachte ihm mannig-

*) Den Christen.

Digitized by Google

sache Vortheile, von denen vielleicht der Wichtigste die Gelegenheit war, nach der er so lange gedürstet, sich mit einem unterrichteten und gleich ihm strebenden Mann von Zeit zu Zeit auszusprechen. Auch erhielt er jetzt auf unverdächtige Weise alle jene Bücher, deren er bedurfte und war in der Lage, sich bei seinem Gönner in verschiedenen Kupferwerken, an denen die Bibliothek des Präsidenten so reich war, mannigfache Belehrung und Anschauung zu verschaffen. Sabathai fand es gerathen, gleich das erste Mal, als er mit klopfendem Herzen das fürstlich eingerichtete Zimmer des Hofmeisters betrat, die Maske des Talmudisten abzuwerfen und sein wahres Gesicht, das des Naturforschers sehen zu lassen. Sedlatschek zeigte sich hierüber ebenso überrascht als erfreut und wurde zu der Bemerkung veranlaßt, daß er in Bezug auf die galizischen Juden sehr im Irrthum gewesen sei, indem er dieselben für unwissend und ungebildet gehalten habe.

„Vergeben Sie", erwiederte der Ilau erröthend, „wenn ich Ihnen zwei Mal widersprechen muß. Erstens würden Sie sehr irre gehen, wenn meine bescheidenen Kenntnisse Sie verleiten würden, die Juden im Allgemeinen für gebildet zu halten, in dem Sinne, in dem der Christ gebildet ist. Die Juden wissen von den Wissenschaften ebensoviel als von den Bewohnern der Sterne. Es wäre aber falsch, sie deshalb für ungebildet zu halten. Die galizischen Juden leiden nicht an Unbildung, sondern an Ueberbildung. Wie sie die Frömmigkeit in der Asketik suchen, so gelten ihnen nur Scharfsinn, Witz und Sophistik als Tiefe, während ihnen das gesunde Wissen in seiner einfachen Form seicht erscheint."

„Da könnten Sie sich ja Verdienst erwerben", rief Sedlatschek, „suchen Sie Ihre Glaubensgenossen aufzuklären und zu unterrichten."

„Es wäre vergebliche Mühe", sagte Sabathai schmerzlich lächelnd, „und es wäre gefährlich, die Juden sind noch verstockter und intoleranter, als die Päpste, die Jesuiten und Pastoren je waren; bis jetzt ist noch Jeder, welcher in unserm Volke die Leuchte der Vernunft erhob, mit Dornen gekrönt worden. In früherer Zeit hat man die Reformatoren gemordet, jetzt begnügt man sich, den Bannfluch an ihre Thür zu schreiben und die Luft nicht zu athmen, welche sie athmen."

Ganz neue Perspectiven eröffneten sich Sabathai Benaja durch den Umgang mit dem Hofmeister, wenn derselbe auch durch die jüdische Etikette sehr eingeschränkt war. Am wenigsten hatten bisher die Künste seine empfängliche Seele berührt. Er hatte einige deutsche Dichterwerke kennen gelernt, ohne Auswahl, wie sie ihm eben seine Besuche beim Antiquar in der Eile in die Hände spielten, Schiller's Gedichte, Geßner's Idyllen, Blumauer's travestirte Aeneide, Herder's Stimmen der Völker, die Louise von Voß, Miller's Klostergeschichte „Sigwart" und den „Rinaldo Rinaldini" von Vulpius, von den classischen Poeten des Alterthums nur Horaz in einer schlechten deutschen Uebertragung; jetzt erhielt er durch Sedlatschek zuerst Lessing's „Nathan", dann Schiller's „Räuber", Byrons „Don Juan" und „Manfred" den Werther, den Faust, die er mit steigendem Entzücken las und die in seinem Gemüthe eine vollkommene Umwälzung bewirkten; endlich Heines „Reisebilder" und „Buch der Lieder," welche, obwohl streng verboten, doch ebenso gut in dem Cabinet des Staatsmannes, wie im Boudoir der Dame, auf der hölzernen Casernenpritsche und auf der Schulbank mit einer unbeschreiblichen Wonne gelesen wurden.

Hier fand Sabathai innig verwandte Elemente, hebräische Melodien,

Digitized by Google

ausklingend in Weltschmerz, er fand den Ausdruck für seine eigene Stimmung.

Noch überraschender war indeß die Wirkung, welche die polnische Literatur auf ihn übte. Er sprach geläufig polnisch, aber las es schlecht. Durch Sedlatschek, in dem, wie in jedem Böhmen, etwas von einem Panslavisten stak, erinnert, begann er sich mit polnischen Büchern zu beschäftigen; er nahm zuerst die in der Treue ihres historischen Colorits unübertrefflichen Denkwürdigkeiten des Pan Severin Sogliza von dem Grafen Kzowuski*) zur Hand, buchstabirte zuerst, las dann mit immer größerer Freude und wollte sich nun von dem heimatlichen Idiom gar nicht mehr trennen, er verschlang nur so die Sonette aus der Krimm und den Faris des Mickiewicz; dann dessen Djady**), die Maria des Malczewsky, vor Allem wühlte aber der Pan Tadeusch***) die Tiefen seiner Seele förmlich auf und zwar die Gestalt des Juden Jankiel, des glühenden Patrioten. Eine Saite klang in seinem Herzen, die bisher nicht fähig schien, nur einen Ton von sich zu geben und sie klang mit einem Mal so voll, so schön, so rührend, und mit Garczyestys Waclav „fühlte er ein Vaterland, er gedachte, daß er ein Pole sei".

Nun regte sich auch die Lust in ihm, einmal das polnische Theater zu besuchen. Unter dem Vorwand einer Einladung verließ er Abends das Haus, um zu dem Hofmeister zu gehen, legte bei diesem christliche Kleider und eine Brille an und schlich so, vollkommen unkenntlich, in das Theater, um von der letzten Galerie aus in athemloser Spannung, bald von edlem Grimm erfüllt, bald zu Thränen gerührt, der Aufführung der Tragödie Barbara Radzivilowna von Aloisius Felinski zu lauschen.

Er befand sich in einer immerwährenden Aufregung, da ihm fast jeder Tag Neues, Ueberraschendes, Herzergreifendes brachte. Eines Abends kam Sedlatschek, schwatzte Herrn Silbermann ein förmliches Feuerwerk von Lügen vor und entführte den Ilau, um ihn auf die Sternwarte zu führen. Es war der größte, überwältigendste Eindruck seines Lebens, den der arme Maslower Jude hier empfing; staunend sah er das Heer der Sterne und hörte ihre Namen, die goldene Schrift begann sich für ihn zu beleben, sich in Sätze und Buchstaben zu gliedern; Bewunderung erfüllte ihn und steigerte sich zur andächtigen Rührung, als er durch das Fernrohr blickte und zuerst die kleineren Planeten, dann den Jupiter und den Saturn mit seinem Ringe von Monden in riesiger Vergrößerung erblickte; ja, er schrak zusammen und bebte am ganzen Leibe, als ihm das erste Mal ein Himmelskörper plötzlich so nahe gerückt war. Endlich begann er zu weinen: „Da lehrt uns die Schrift", begann er, „daß Alles für den Menschen erschaffen ist und die Sterne nur gleichsam da sind, seine Welt zu beleuchten wie Kerzen, die Gott für ihn aufgesteckt in der Nacht, und da sind Tausende von Welten, alle größer als die unsere, und die Erde ist nicht viel mehr als ein Sandkorn im Universum, und es ist nicht anders, als wenn sich eine Ameise für den Herrn der Schöpfung halten würde."

In seinem überströmenden Gefühle wollte er dem Hofmeister die Hand küssen, die dieser verlegen zurückzog: „Was thun Sie, Benaja", sagte er im Tone des Verweises.

*) Deutsch in trefflicher Uebersetzung von Löwenstein in Berlams Universalbibliothek.

**) Die Todtenfeier.

***) Das echt polnische classische Meisterwerk des Mickiewicz.

Digitized by Google

„Die Talmudisten sagen", erwiederte Sabathai ernst, „Demjenigen, der uns wahre Bildung beibringt, soll man noch dankbarer sein, als Vater und Mutter, denn diese gaben uns das irdische, vergängliche Leben, Jener aber das geistige, ewige."

Wenn aber auch Herr Leb Silbermann in dem Verkehr seines Schwiegersohnes mit dem Hofmeister bisher nichts Arges gesehen hatte, so dachten doch andere Leute minder freundlich von der Sache. Alle Aristokraten der Judenstadt befanden sich in nicht geringer Aufregung über die Besuche, die ein Christ bei dem Ilau, und noch viel mehr über jene, welche dieser in einem christlichen Haus machte, und wenn es auch das des großen Präsidenten war, ja vielleicht gerade deshalb um so mehr.

Und so begann denn die jüdische Polizei ihre Thätigkeit.

Diese Polizei giebt keiner geheimen Staatspolizei etwas nach, ja sie übertrifft die letzte noch sogar, da sie weder für Belohnung noch aus Ehrgeiz thätig ist, sondern ausschließlich aus frommem Eifer und Liebe zur Sache. Weder die Napoleone, noch die Czaren von Rußland waren so gut bedient, wie die Orthodoxen des Ghetto. Dieser Polizei ist nichts unmöglich, sie blickt in jede Familie, sie blickt in Dein Haus, in den Topf, der auf Deinem Herde steht, in die Schüssel, die auf dem Tische steht, sie mustert Deinen Anzug, sie spürt die Taschen Deines Rockes aus wie die Falten Deines Gewissens, sie dringt in Deine Geldlade ein, in Dein Herz, in Deine Eingeweide, Deine Gedanken liegen so klar vor ihr wie ein durchsichtiges, indisches Gewebe, Allerorten hängen ihre Spinngewebe, bereit, die sorglosen Fliegen zu fangen.

So wurde auch Sabathai Benaja belauscht, bei jedem Schritt, den er that und während er noch frei von einer Erkenntniß zur andern zu schweben meinte, flatterte er bereits im Schmetterlingsnetz der jüdischen Polizei.

Und wieder eines Abends klopfte es leise an seine Thür und seine Frau trat bei ihm ein. Sabathai blickte sie überrascht an; sie erschien ihm so ganz anders, wie sonst, hatte die Poesie den schlummernden Sinn in ihm geweckt, dem kalten Herzen Lebensfeuer eingeflößt, oder hatte sie sich mit einem neuen Reiz geschmückt, genug, er sah zum ersten Mal ihre rührende Schönheit und dachte unwillkürlich an die Verse in Malczewkis Maria:

„Nicht mit Blumen schmückt sie sich, nicht mit reichem Tande,
„Senkt das schwarze Auge tief, Trauer im Gewande,
„Trauer in den Zügen auch, still die Stirn sie neigte,
„Drauf ein Lächeln der Geduld schimmernd nur sich zeigte.
„Schön und edel von Gestalt, keusch, von Reiz umgeben,
„Nach der Engel behrem Kreis lenkte sie ihr Streben;
„Doch der Gifthauch dieser Welt weht um ihre Wangen,
„Bis die Knospe des Gefühls herbstlich welk vergangen".

Sabathai stand auf und nahm sie bei der Hand. „Du kommst zu mir", begann er, „kommst Du gern zu mir?"

Sie erschrak bei diesen Worten, vielleicht noch mehr bei dem warmen Klang seiner Stimme, machte sich los und wich zurück, erröthend wie ein Mädchen, das noch kein Mann berührt hat, nicht einmal mit einem Hauch.

„Fürchtest Du Dich vor Deinem Manne, Jamina?" fragte der Ilau lächelnd. „Soll ich Dich nicht lieben?"

Sie erschrak noch mehr und sah ihn rathlos an mit großen offenen Augen.

Digitized by Google

„Was suchst Du also bei mir?“

„Ich wollte Dir nur sagen“, lispelte sie, zur Erde blickend, „ja, was wollte ich nur? Sei klug, Sabathai, und sei auch vorsichtig.“

„Ich! wo soll ich es sein?“

„Allerorten, Sabathai, man spionirt Dich aus.“

„Und Du fürchtest für mich“, fiel er ein, „ich bin Dir also nicht so gleichgültig, wie Du thust, sag mir —“

„Der Vater kann kommen, was soll er denken?“ sie machte eine Bewegung der Thüre zu, ihr Mann schlang den Arm um sie und hielt sie zurück. „Was er denken soll? Bist Du nicht mein Weib? Ist es nicht Deine Pflicht mich zu lieben? sag mir, Jamina, sag mir nur, daß Dir diese Pflicht nicht schwer wird. Du bist so schön, ich habe lange nicht gewußt, wie schön Du bist, jetzt aber weiß ich es —“

„Sabathai —“

„Bist Du nicht mein Weib?“ Er richtete ihr den Kopf, den sie schamhaft gesenkt hatte, sanft auf, blickte ihr in die schönen Augen, die furchtsam umherirrten, nur um den seinen nicht zu begegnen und küßte sie auf den Mund, der so voll und roth und duftig war, wie eine glühende Rose.

Und sie wehrte ihm nicht.

Da klopfte es aber.

Sabathai sagte ärgerlich herein; er kannte das Klopfen, es war sein Schwiegervater, der feierlich wie immer hereintrat und vor Erstaunen die Thür zu schließen vergaß, als er seine Tochter bei ihrem Manne fand.

„Also mit Deiner Frau unterhältst Du Dich“, begann er; „wie kann ein weiser Mann mit einem so untergeordneten Geschöpfe, wie es ein Weib ist, nur sprechen!“

Jamina machte einen Versuch, sich zu entfernen.

„Bleib“, sagte Sabathai, sie fast streng anredend, „ich bin anderer Ansicht als Dein Vater.“

„Wie?“ verwunderte sich Leb Silbermann, der noch immer die Thürklinke in der Hand hielt, „willst Du das Gesetz widerlegen? Schließt die Thora nicht sogar die Töchter von der Erbschaft aus? Was willst Du sagen?“

„Was ich sagen will“, erwiederte Sabathai überlegen, „ich sage, daß der Talmud anbefiehlt, daß die Töchter vor Allem zu ernähren sind, auch dann, wenn die Söhne arbeiten oder betteln müssen. Sieht das nicht eher aus wie ein Vorzug? Und verfügt nicht auch der Talmud, daß der Tochter bei ihrer Verheirathung eine standesgemäße Mitgift gegeben wird?“

„Ich weiß es, ich weiß es“, rief Silbermann, „aber ich werde Dir gleich beweisen, daß das Weib ein untergeordnetes Geschöpf ist, gleich werde ich Dirs beweisen; wäre sonst dem Manne gestattet, mehrere Frauen zu nehmen, während es dem Weibe nicht gestattet ist, mehrere Männer zu nehmen?“

„Wieder nicht ganz richtig“, gab Sabathai zurück, „es ist dem Juden nicht verboten, wenn es sein Vermögen erlaubt, mehrere Frauen zu nehmen, aber es wird ihm ernstlich davon abgerathen, und wir haben kein Beispiel, daß ein Talmudist mehr als eine Frau gehabt hätte. Auch ist die Scheidung durch den Talmud erschwert und von Gott ungefällig erklärt, ohne Zahlung der Csuba*) an die Frau sogar strenge verboten.“

*) Abfindungssumme.

Digitized by Google

„Steht aber nicht im Talmud zu lesen", versetzte Silbermann, „die Weisheit der Frauen soll sich auf den Spinnrocken beschränken?"

„So steht es", lächelte der Ilau, „aber es steht auch zu lesen im Talmud, daß Gott den Frauen in mancher Beziehung mehr Verstand gegeben hat, als den Männern."

„Gut", sprach Leb Silbermann, „wenn so zu lesen ist, so heißt es dagegen auch, daß die Frauen leichtsinnig sind, und ferner sagt der Talmud: Zehn Maß Geschwätzigkeit kam auf die Welt, davon bekamen die Frauen neun."

Sabathai lachte hell auf: „Und da erstaunen Sie", rief er, „daß ich mich mit meiner Frau unterhalte? Aber der Talmud lehrt auch", fuhr er plötzlich in vollem Ernste fort, „man soll seine Frau lieben, wie sich selbst, und ehren, mehr wie sich selbst. Ehre ich aber den, den ich keines verständigen Gespräches würdige?"

„Wer soll da klug werden", seufzte Silbermann.

„Aus dem Talmud ist noch keiner klug geworden", entgegnete Sabathai mit vernichtendem Spott, „aber wohl hat sich mancher wie in einen Irrgarten in demselben verloren. Woher stammen die Widersprüche im Talmud? Sie stammen daher, weil der Talmud nicht das Werk eines Einzelnen, sondern Vieler ist, weil er in einem Zeitraum von 500 Jahren von ganz verschiedenen Verhältnissen geschrieben worden ist, daher auch die verschiedensten Meinungen und Lehren im Talmud friedlich nebeneinander stehen, wie fruchttragende Aehren, schöne Blumen und garstiges Unkraut in einem Kornfelde. Der Talmud ist deshalb auch nicht untrüglich. Aus dem Talmud kann man herauslesen, was man will, und es giebt nichts in der Welt, was sich aus dem Talmud nicht beweisen ließe."

Leb Silbermann war auf einen Stuhl gesunken und blickte seinen Schwiegersohn starr an. „Im Talmud Widersprüche", murmelte er, „der Talmud nicht untrüglich — habe ich mit meiner Mütze auch den Kopf abgenommen — oder höre ich schlecht?" Er war sehr unglücklich.

Um so glücklicher war an diesem Abend sein Nebenbuhler Judas Ufreiles Dünner. Ihm war die jüdische Polizei der Orthodoxen so zu sagen Fleisch geworden; er hatte eine Nase, so winzig und spitzig wie ein Lichthütchen; aber sie roch auf die Entfernung von einer Meile im Umkreise oder noch weiter hinaus, was koscher war oder treife; er hatte dünne kleine Beine, aber sie liefen wie jene eines Wiesels hinter jedem Treffing *) her, die Erynien konnten nicht schneller sein. Elf Tage hatte der sonst so aristokratischgesinnte, zurückgezogene Dünner auf der Straße zugebracht, unermüdlich, einem auf ein Hühnchen lauernden Marder gleich, das Haus des Präsidenten bespähend. Am zwölften Tage fand sich endlich ein Bedienter des Präsidenten, welcher Durst hatte und bereit war, mit dem reichen Juden in eine Schenke zu treten; die anderen Dienstleute alle schienen keinen Durst zu haben; denn sie hatten das Ansinnen Dünners in einer für ihn kränkenden und unerhörten Weise zurückgewiesen.

Mit diesem Bedienten, der auf dem Wege zu der Marchande de modes der Frau Präsidentin Namens der jüdischen Polizei confiscirt worden war, setzte sich Ufreiles Dünner hübsch bei Seite, wo es recht dunkel war, und in der, dieser Scene angemessenen rembrandtischen Beleuchtung begann er als

*) Einer, der die Vorschriften der Religion verletzt oder mindestens nicht genau befolgt.

Digitized by Google

seiner Diplomat zuerst von den neuen, „herrlichen“ und „feinen“ Hosen zu sprechen, welche der „Herr“ von Präsident am letzten Sonntag zum ersten Mal angehabt hatte.

Beim zweiten Gläschen Schnaps war er indeß bereits mit einer kunstvollen Wendung bei dem Hofmeister des Präsidenten angelangt, um beim dritten Gläschen sanft auf Silbermanns Schwiegersohn überzugehen.

„Möcht ich doch wissen“, fragte er, „was der zu suchen hat bei einem so großen Manne, wie ist der Herr von Präsident, Gott soll ihn erhalten gesund. Fünf Gulden möchte ich gerne geben, auch zehn, wenn es müßte sein, um zu erfahren, was der Bacher eppes für eine Anstellung hat bei Seiner Excellenz?“

„Was soll denn ein Jude bei uns für eine Anstellung haben?“ erwiederte der Bediente mit erhabener Entrüstung.

„Zehn Gulden will Ihnen geben.“

„Ihr Ehrenwort!“

„Mein Ehrenwort.“

Das vierte Gläschen wurde eingeschenkt.

„Der Jude kommt ja gar nicht zu Seiner Excellenz“, sagte der Bediente, „sondern zum Hofmeister.“

„Was soll er thun bei dem Hofmeister?“

„Was soll er thun?“ spottete der Bediente nach, „lernen thut er von dem Hofmeister und Bücher leiht er auch von ihm.“

„Bücher leiht er aus? Was für Bücher?“

„Was weiß ich, aber keine jüdischen, will ich meinen.“

„Und sonst thut er nichts?“ forschte Dünner, der eigentlich bereits genug wußte.

„Sonst geht er auch mit dem Hofmeister auf den Thurm, wo sie die Sterne studiren, und auch in das Theater geht er mit ihm. Der Hofmeister sagt, der Jude ist ein guter Kopf, und wenn er sich taufen läßt, kann er auch Professor werden.“

„Was kommt mir davon heraus, es ist doch kein Geschäft“, sagte Dünner beruhigt und gab dem Bedienten mit der Miene eines Königs einen halben Zwanziger.

„Sie haben mir doch Ihr Ehrenwort gegeben“, rief der Bediente, sich beim Ohr fassend, „von zehn Gulden war die Rede.“

„Da haben Sie noch einen halben Zwanziger“, versetzte Dünner, „was kommt mir davon heraus, wenn er wird Professor. Gott soll es Ihnen lohnen, daß Sie mich haben beehrt, einen Schnaps mit mir zu trinken.“

Damit empfahl sich Herr Ufreiles Dünner, und der Bediente des Präsidenten blickte ihm mit einer Miene nach, deren Dummheit ebenso unbeschreiblich war, wie es die Schönheit der Milonischen Venus ist.

Viertes Kapitel.

Chelulhaslhem.

„Das unerbittliche Gericht bestraft den Ketzer“.
Lenau, Savonarola.

Sabathai Benaja, der Ilau, saß früh am Morgen sorglos in seinem Lehnstuhl beim offnen Fenster und las in dem Leben Jesu von David Strauß,

Digitized by Google

als plötzlich die Thür aufgerissen wurde und gleich der Ladung einer Kanone drei Männer in das Zimmer flogen und sofort ein furchtbares Geschrei erhoben. Die Drei, mit gleich kostbaren Lungen begabt, waren Leb Silbermann, Judas Ufreiles Dünner und Reb Elieser Schanderle. Sie benahmen sich wie erfahrene und geübte Polizeibeamte, welche in der Wohnung eines Hochverräthers Haussuchung halten. Leb Silbermann hielt die Thür besetzt, während die beiden Anderen das Zimmer eilig durchstöberten, Elieser den Bücherkasten aufriß und Dünner es sogar wagte, Sabathai das Buch, in dem er eben gelesen hatte, aus der Hand zu nehmen.

Dieser wußte, als er sie hereinschießen sah, sofort, was es gelte, und maß sie mit einem verächtlichen Blick.

Einen Jünger des Talmud kann nichts außer Fassung bringen. Indem die Kasuistik desselben stets alle nur denkbaren Fälle in ihre Berechnung zieht, lehrt sie ihre Schüler bei Zeiten sich in jeder Lage des Lebens auf alle Eventualitäten gefaßt machen. Sabathai ließ die jüdische Polizei eine Weile gewähren, ja er rührte sich nicht einmal und setzte ihrer Wuth, ihren Schmähungen und Drohungen nur ein Lächeln entgegen.

Elieser und Dünner zeigten sich vorläufig nur über das Format der Bücher, mit denen die Stube des Ilau gefüllt war, entsetzt; da keiner von ihnen deutsch oder polnisch oder gar französisch lesen konnte, so blieb ihnen der Inhalt verschlossen, aber es genügte ja, daß es keine Folianten waren, nur diese erscheinen den ächten orthodoxen Juden erlaubt, dagegen sogar hebräische Schriften in Octav verächtig, da in diesem Format vielfach freisinnige oder ketzerische jüdische Schriften veröffentlicht werden. Sie sehen es nicht einmal gern, daß man in neuerer Zeit den Talmud in Octavformat erscheinen läßt; nur bei Gebetbüchern halten sie dasselbe für zulässig.

„Chelulhasthem!“*) schrie Reb Elieser Schanderle, „wie kann ein so großer Ilau in so kleinen Büchern lesen?“

„Chelulhasthem!“ wiederholten Judas Ufreiles Dünner und Leb Silbermann.

„Und noch dazu in Büchern, die nicht hebräisch sind und die geschrieben sind von Gojims“, fügte Elieser hinzu.

„Sag mir, Mensch, was Du da liest“, schrie Silbermann.

„Was ich da lese?“ erwiederte Sabathai und stand langsam auf, „Aber Ihr werdet es nicht verstehen, wenn ich es Euch auch sage.“

„Was soll eppes in dem dicken Buche stehen?“ fragte Elieser.

„Das ist die Naturgeschichte von Oken.“

„Naturgeschichte!“ lachte Elieser, „hörste, die Naturgeschichte!“

„Naturgeschichte!“ staunten Dünner und Silbermann.

„Und dies?“

„Die Geschichte Polens von Lelewel.“

„Die Geschichte Polens!“ jammerte Elieser, „wenn das wüßte die Polizei! Er bringt alle Juden in's Unglück.“

„Und dies?“

„Das Leben Jesu.“

„Bist Du ein Riech?“**) schrie Elieser, ergriff den Band und warf ihn zum Fenster hinaus.

---

*) Verunglimpfung des göttlichen Gesetzes oder Namens.
**) Teufel.

Digitized by Google

„Ein Treffing ist er", stimmte Dünner bei, „kein Ilau, ein Ganew*)." Nun war Sabathai mit seiner Ruhe zu Ende. „Wie kannst Du Dich unterstehen, unverschämter Mensch!" schrie er Reb Elieser an, „ein Buch, das nicht Dir gehört, zum Fenster hinauszuwerfen? So handelt kein Weiser, sondern ein Narr und ein Räuber."

„Ich ein Räuber?" jammerte Elieser.

„Und was bin denn ich?" fragte Dünner.

„Und ich?" keuchte Silbermann nach.

„Packt Euch auf der Stelle!" schrie jetzt Sabathai.

„Ist dies Dein Haus oder mein Haus?" tobte Silbermann, bereit, sich wie ein Tieger auf den Jüngling zu stürzen. Da riß aber recht zur Unzeit Reb Elieser den zweiten Flügel des Kasteus auf, der bisher noch verschlossen war, und mit einem Mal stand in grellem Morgenlicht das aufgestellte Menschengerippe vor den drei lärmenden, fluchenden und streitenden Frommen. In demselben Augenblick stießen sie zu gleicher Zeit einen durchdringenden Schrei aus und ergriffen die Flucht. Während sie die enge Treppe hinabstürzten, flogen ihnen Bücher auf die Köpfe, Octav und Foliobände, welche ihnen der zornige Sabathai ohne Rücksicht auf das Format nachwarf, bis sie in dem Comptoir Silbermanns Schutz gefunden hatten.

Der Ilau zog sich hierauf rasch an, steckte sein ganzes Geld zu sich, sowie einige wichtige Papiere und verließ das Haus.

An der Thür desselben stand seine Frau und sah ihn an. Als er vorüberging, wendete sie sich von ihm ab.

„Auch sie verdammt mich", dachte er. Er sah nicht, daß sie weinte.

Sabathai Benaja fühlte jetzt, wo man Hand an sein Heiligthum gelegt hatte, mit einem Mal den Muth, aller Welt Trotz zu bieten, sogar seiner Familie und das war bei einem Juden, einem galizischen Juden ein Heldenmuth, der Bewunderung verdiente. Vorläufig hatte er noch keinen bestimmten Plan, er wurde nur von dem Verlangen getrieben, offen zu bekennen, daß er sich fortan frei fühle. Es zog ihn wie ungestillte Liebessehnsucht in's Freie hinaus, in die Natur. Er ließ die Stadt hinter sich mit allen Juden, die darin wohnten und schritt durch die Felder, über grüne Wiesen, den schönen Waldungen zu, welche sich zwischen Lwów und Wieki ausbreiten. In diesem grünen, einsamen, bald feierlich stillen, bald von munteren Stimmen belebten Gebiet, dessen Luft so gut, so kräftig, so gewürzt war, trieb er sich bis zum Abend herum, trank aus den frischen Quellen, aß Erdbeeren, fing Käfer, Schmetterlinge, Eidechsen, Schlangen, sammelte Blumen und Steine, bestieg zum ersten Male den Teufelsfelsen und genoß von jenem aus jene Aussicht, die ihresgleichen sucht, über den fruchtbarsten Theil der galizischen Fläche bis an die russische Grenze hin.

Hier, während die Sonne niederging, die Schatten des Abends aus der Ebene langsam emporstiegen, überdachte er sein Schicksal, überlegte er die Zukunft. Er dachte an seinen greisen Vater, er dachte an seine Mutter, Thränen flossen seine Wangen herab, aber nichts war im Stande, seinen heiligen Eifer für die Wahrheit zu dämpfen. War er bisher noch nicht entschlossen, so entschloß er sich jetzt, sich nicht zu beugen, sondern fortzugehen, hinaus in die Welt, die so weit und so schön vor ihm lag, wie das gelobte Land vor dem sterbenden Moses, und entschloß sich auch, Niemandes Rath

*) Strolch.

Digitized by Google

zu suchen und Niemandes Hülfe, sondern sich nur ganz auf sich selbst und Gott zu verlassen, dem er zu dienen meinte, besser als die Schriftgelehrten.

Als er in der Dunkelheit nach Hause zurückkehrte und eben beschäftigt war, ein Licht anzuzünden, trat sein Schwiegervater, fahl und entstellt wie ein Choleratranker, eine Lampe in der Hand, in seine Stube und legte eine Schrift auf seinen Tisch.

„Da lies", sagte er ruhig.

Sabathai las. Es war eine Vorladung vor den Bess-Din*), welche der Schulklopfer gebracht hatte.

„Nun, was sprichst Du jetzt?" fragte Silbermann.

Sabathai zuckte die Achseln.

„So weit hast Du uns gebracht, Du Sinnloser, von Gott Verlassener", begann Silbermann mit dem letzten Aufwand seiner heisern, gleichsam gebrochenen Stimme zu schreien, „mein Haus, mein gutes, rechtschaffenes Haus, mein Kind, mein gutes, liebes Kind so entehrt! Ist das ein Mann? ein Schriftgelehrter? Und giebt unsrer heiligen Thora kein Gehör, er will öffentlich lästern und den Gottesfürchtigen den Krieg erklären und ihm ist unbekannt, daß er gegen Gott lästert und daß er die Ehre Gottes schändlich beleidigt, er will seine Hand an gelehrte Männer legen, zwischen denen die Gottheit ruht. Wie willst Du Deine Sünden büßen? Was willst Du vor dem Bess-Din sagen, daß er Dich nicht verschlinge?" Der arme alte Aristokrat begann furchtbar zu husten und fiel in einen Stuhl.

„Der Weise fällt nicht in die Rede des Andern ein"**), entgegnete Sabathai Benaja; „nun Sie aber zu Ende sind, will ich reden und Sie sollen mich anhören. Rechtfertigen will ich mich vor Ihnen, weil Sie der Vater meiner Frau sind und ich Ihr Haus theile, wenn ich auch fürchten muß, daß es mir nicht gelingen wird; nicht weil ich so schwer gefehlt habe, sondern weil Sie mich schwer verstehen werden. Was habe ich denn nach der Ansicht dieser weisen Männer so Furchtbares verbrochen? Ich habe mich nicht allein mit der Thora und dem Talmud, sondern auch mit anderen Wissenschaften beschäftigt, das ist Alles! Und ich bin in demselben viel mehr zu Hause als Jene. Wenn ich also alle Anderen in der Thora und im Talmud überholte, obwohl mir noch Zeit blieb, mich auch in andrer Beziehung zu unterrichten, soll das ein Fehler sein? Oder ist es überhaupt eine Sünde, sich mit etwas anderm als der Thora und dem Talmud zu befassen? Ist es eine Lästerung des göttlichen Gesetzes, andere Kenntnisse zu pflegen? Nur ein Unwissender kann dies behaupten. Die Wissenschaften führen zur wahren Erkenntniß Gottes und seiner Schöpfung, deshalb waren unsere größten Rabbiner, wie Rabbi Moses, Ben Maimon, Kaschi Salomo, Ben Jsaak, Jehuda, Ben Halevi und unzählige Andere ihre treuesten Anhänger. Daß ich im Geheimen that, was ich offen thun durfte, geschah aus Rücksicht für Ihr Haus, für Sie und die Vorurtheile, welche die Unwissenheit bei Ihnen und unseren Glaubensgenossen in Polen leider erzeugt haben."

„Also Dummköpfe sind wir Alle?" schrie Silbermann auf. „Uous mihuzff purim***), Du allein bist das Licht der Welt, Du Abtrünniger, der Du das Buch studirt hast vom falschen Messias, Du Goy!"

*) Der jüdische Gerichtshof, aus zehn Gesetzkundigen bestehend.
**) Aus dem Talmud.
***) Unverschämter, frecher Mensch.

Digitized by Google

„Auch daraus lasse ich mir keinen Vorwurf machen", rief Sabathai. „Hat nicht Moses Ben Maimon, der Verfasser des Moreh Nevochim*) und Seyher Hamizwith**) über Jesus den Gekreuzigten geschrieben? Aber ich sehe, daß ich Ihnen zu viel Ehre erweise, indem ich Sie mit Gründen zu widerlegen suche, und ich ehre mich selbst zu sehr, um Ihre Schmähungen zu erwiedern; also kommen wir zum Schluß!"

„Was willst Du reden vor dem Bess-Din?"

„Nichts werde ich reden", gab Sabathai lächelnd zur Antwort, „weil ich durch nichts gesetzlich verpflichtet bin, vor dem Bess-Din zu erscheinen und denselben Rede zu stehen." Damit zerriß er die Vorladung und warf sie seinem Schwiegervater vor die Füße.

„Gut, gut", schrie Silbermann, „lästere nur das Gesetz, lästere die gelehrten Männer, zwischen denen Gott sitzt. Mir kann es nichts anhaben, mir nicht. Aber höre mich an, wie ich jetzt zum Schluß komme. Gelingt es Dir, Dich zu rechtfertigen vor dem Bess-Din, thust Du Buße für Deine große Sünde, die zum Himmel schreit, so sollst Du bleiben in meinem Haus, wenn nicht, magst Du gehen."

„So werde ich gehen", gab Sabathai mit rührender Sanftmuth zur Antwort, „und zwar auf der Stelle."

Silbermann sah ihn überrascht an. Diese Stärke hätte er dem bleichen Stubensitzer nicht zugetraut; er fand lange keine Worte; endlich sagte er mehr verdrossen als zornig: „So Du gehen willst, sollst Du meiner Tochter geben den Scheidebrief."

„Nur dann, wenn sie ihn selbst verlangt", erwiederte Sabathai lebhaft.

Silbermann verließ ihn, um sich mit seiner Tochter zu besprechen. Als Sabathai zur Reise gerüstet, einen Stock in der Hand, in die Familienstube trat, zog sich Jamina, am ganzen Leibe bebend, hinter den weißen Fenstervorhang zurück.

„Ist es Dein Wille, Dein freier Wille, Jamina, von mir zu erhalten den Scheidebrief?" fragte sie ihr Mann.

Sie schwieg.

Sabathai sah darin ihre Zustimmung und schnell bereit, ihr furchtsames Herz zu schonen, drang er nicht weiter in sie und gab ihr den Scheidebrief. Sie senkte das Haupt und seufzte auf — Niemand vernahm es; große Thränen rollten auf ihre Wangen hinab, auf den gelbseidenen Ueberrock — Niemand sah sie. Sie war eines jener Geschöpfe, die lieben und liebend sterben, aber kein Wort der Zärtlichkeit über ihre Lippen bringen und von deren Freuden und Leiden Niemand etwas weiß.

Sabathai ging noch in derselben Nacht zu Fuß fort nach Wien, vollkommen arm, aber erfüllt mit heiligen Hoffnungen.

Am folgenden Tag erwarteten ihn vergebens die zehn Gelehrten des Bess-Din, am dritten Tag kam der Schulklopfer und wollte den Bannfluch anheften an Leb Silbermann's Thüre. Dieser wies ihn stolz und fast heftig fort. „Hier wohnen nur Gerechte", sprach er.

„Wohnt hier nicht Reb Sabathai Benaja?" fragte der Schulklopfer.

„Ich weiß nicht, wo er wohnt", antwortete Silbermann, „aber bei mir wohnt er nicht mehr."

*) Lehrer der Verirrten.
**) Buch der Lehrer.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Wohin soll es führen?

„Noch endigte die Zeit der Wunder nicht,
Hier lächelt ein Marienbild und spricht."
Haug.

Zwei Jahre waren vergangen, ja mehr, drei Jahre fast, da sah an einem trüben, regenfeuchten Herbstmorgen Herr Sedlatschek auf dem Wall der Promenade von Lwów einen Menschen, der ihm bekannt schien dem Antlitze nach, nur daß zu diesem Antlitze die Kleidung nicht stimmen wollte. Er blieb stehen, ließ ihn näher kommen und rief endlich, wie immer, geistreich:

„Sind Sie es wirklich, Benaja, oder sind Sie es nicht?"

Der so Begrüßte blieb nun auch seinerseits stehen und nahm den Hut ab: „Erinnern Sie sich noch meiner? Das gereicht mir zur Ehre."

„Ich vergesse talentvolle Leute nicht so leicht", erwiederte der Hofmeister mit einer albernen Gönnermiene, „aber wie sehen Sie aus und wo waren Sie? Als der Bess-Din mittels Bannfluch verfügt hatte, daß Sie verschlungen werden, schien es fast, die Erde sei so folgsam gewesen, wie es nur ein gut erzogenes Kind sein kann und habe sich beeilt, Sie auf der Stelle zu verschlingen."

„Ich war in Wien", gab Sabathai Benaja zur Antwort, „und diese Kleider sollen der Welt sagen, daß ich kein Jude mehr bin."

„Sie sind also Christ geworden?"

„Auch nicht."

„Ach! So sprechen Sie doch weniger talmudisch räthselhaft, lieber Freund!"

Die Beiden begannen zwischen den Bäumen auf und ab zu gehen.

„Wenn Sie ein so kleines Schicksal wie das meine interessirt", begann Benaja, „so will ich Sie gern von demselben unterrichten. Nachdem mich mein Schwiegervater aus dem Hause gestoßen, ging ich zu Fuß bis nach Wien. Dort lebte ich von Stunden, die ich in jüdischen Häusern in der Thora und im Talmud ertheilte. Mein sehnlichster Wunsch war, die philosophischen Studien machen zu können. Der Director, ein katholischer Geistlicher, wie es sich später zeigte, von der Hoffnung geblendet, einen Proselyten zu machen, erwirkte mir den Dispens von den Gymnasialstudien. Sie wissen, daß in Oesterreich nichts unmöglich, wenn man Protektion hat. Ich wurde als Hörer eingeschrieben, absolvirte meine Studien mit bestem Erfolg und erlangte vor Kurzem den philosophischen Doctorgrad."

„Ah! Gratulire, Herr Doctor, gratulire". So sprach Herr Sedlatschek, wie es schien, maßlos erfreut, im Innern aber gelb vor Neid; denn er war noch nicht Doctor. „Und da haben Sie wohl in Wien Gelegenheit gehabt, viel zu lernen und zu sehen, was man hier entbehren muß?"

„Wie man es nimmt", erwiederte Benaja; „ich weiß nicht, ob jeder Weg zur Wahrheit so rauh ist, wie der meine, aber den meinen bedecken zerstörte Illusionen, wie Steine, welche uns die Füße verwunden. Allerdings fand ich herrliche Anstalten und treffliche Lehrer; aber die ersten waren nur durch einen Zauberspruch zu erschließen, wie die Höhle der vierzig Räuber in Tausend und eine Nacht, und die letzteren tragen alle das Papagenoschloß

Digitized by Google

vor dem Munde. Ich sah nur zu bald, was ich nicht erwartet hatte, daß der Staat die Wissenschaften und die Kräfte ebenso unterdrückt, wie die Synagoge und ihr Bess-Din."

„Wie das?"

„Der Staat unterstützt die Wissenschaft, die Kunst nur, so lange sie seinen Zwecken dient; sobald sie sich von demselben unabhängig zeigt, duldet er sie nur noch; widerspricht sie aber gar, wenn auch meist nur scheinbar, seinen Absichten, sucht er sie zu vernichten. Wie soll aber die heutige Wissenschaft dem Staate dienen, der sich mit dem Christenthum identificirt?"

„Da spricht der Jude aus Ihnen."

Benaja schien den Vorwurf zu überhören. „Anfangs war ich selbst noch zu sehr Schüler, um die furchtbaren Lücken zu entdecken, welche bei uns dem Unterricht von Staatswegen aufgenöthigt werden. Da lernte ich einen jungen Franzosen kennen, der sich gleich mir den Naturwissenschaften und zwar vorzüglich der vergleichenden Anatomie widmete. Auch er war nur ein Schüler. Aber wie staunte ich, als er mir die Fortschritte der Franzosen auf diesem Gebiete enthüllte. Es war eine neue Offenbarung, die mir wurde. Ich verwunderte mich nun mit ihm über die Einschränkungen, welche sich die Deutschen und besonders die Oesterreicher auf wissenschaftlichem Gebiet von Seiten des Staates gefallen lassen. Dasselbe Schicksal erniedrigt die Poesie, die schöne Literatur, und wenn Musik und Malerei sich größerer Gunst erfreuen, so geschieht dies nur deshalb, weil ihnen kein so scharfes und reiches Ausdrucksmittel, wie es die Sprache ist, zu Gebote steht, und die letztere würde ebenso übel fahren, wie die Poesie, wenn sie nicht die harmlosesten Stoffe wählte. So sind wir mit Hülfe des väterlichen Staates glücklich bei der Almanachpoesie und Almanachmalerei angelangt, der die Brodwissenschaft würdig zur Seite steht."

„Sie spielen offenbar auf die Vorlesungen an, welche in Wien für Damen gehalten werden?"

„Ja wohl."

„Aber dies scheint mir ein glücklicher Gedanke."

„Die Wissenschaft ist eben in die Mode gekommen, wie die Moral."

„Was Sie sagen!"

„Wenn Gott wirklich die Menschen aus Erde geschaffen hat, so hat er sich dabei ohne Zweifel die früher erschaffenen Affen ein wenig zum Muster genommen. Mindestens giebt der menschliche Nachahmungstrieb dem äffischen nichts nach. Ich brauche Ihnen das lustige Wien vor, während und nach dem Wiener Congresse nicht zu schildern; Sie kennen es gewiß besser wie ich. Allmälig begann sich in diesem neuen Babel der Einfluß der Kaiserin Mutter geltend zu machen, die ohne Uebertreibung ein Muster aller weiblichen Tugenden genannt werden kann. War es früher Mode, galant zu sein, so wurde es jetzt Mode wenigstens den Schein der Moralität zu wahren, und das einst so sittenlose Wien bekam einen tadellosen Anstrich.

Genau so ist es mit den Vorlesungen über Physik, welche in Wien von den Damen mit so viel Eifer besucht werden. Eine hohe Frau hat den Anstoß gegeben, und jetzt sind alle jene Damen, die sich sonst nur mit einem Cavallerieoffizier oder bei der Predigt eines Jesuiten die Zeit vertreiben konnten, von wissenschaftlicher Begeisterung erfüllt."

„Und wissen Sie, daß sich diese Mode bereits bis nach Lemberg verpflanzt hat?"

Digitized by Google

„Also auch hier populäre Vorlesungen?“

„Nein, mein Lieber, so weit sind wir noch nicht; aber unsere jungen Damen schwärmen auch bereits für die Kenntnisse der Natur und es fehlte nur der Mann — den wir jetzt haben.“ Sedlatschek schloß Benaja stürmisch in seine Arme.

„Soll ich das sein?“ lachte der skeptische Jude.

„Warum nicht?“ fuhr der Hofmeister freudig erregt fort. „Sie kommen wie gerufen. Uns Allen wird mit einem Male geholfen. Die jungen Damen stillen ihre Sehnsucht, ich verdiene mir das Lob des Herrn Präsidenten und einiger anderer einflußreicher Standespersonen und Sie kommen auf die leichteste Art zu einem guten Einkommen.“

„Ich suche in der That Privatstunden.“

„Also lassen Sie mich die Sache nur einleiten“, schloß Sedlatschek, „ich hoffe, es wird kein Hinderniß abgeben, daß Sie ein Jude sind.“

„Sagen Sie lieber, daß ich kein Christ bin“, lächelte Benaja. „Je mehr ich auf dem Gebiete der Naturwissenschaft vorwärts geschritten bin, um so lächerlicher erschien mir mein früheres Streben und Studium: die Sophistik des Talmud, an dem ich so lange Jahre mit Entzücken gehangen hatte. Ich selbst kam mir komisch vor, wie ich nur je mit so viel Ernst und so viel Aufwand von Scharfsinn Fragen erörtern konnte, wie die, ob in der Synagoge eine Orgel angebracht werden darf, wo das Almenor seinen Platz zu finden haben, oder wo eine Trennung vorzunehmen wäre. Mir erschien diese Art von Wissenschaft ebenso heiter, wie die Jagd der Königin Christine von Schweden. Im Arsenal zu Stockholm wird heute noch ein langer Carabiner gezeigt, den man mit einer Kugel von der Größe eines Sperlingschrotes lud und mit welchem diese gelehrte Königin in ihrem Zimmer Fliegen schoß, welche sie niemals verfehlte. Ich belächelte so lange mein talmudisches Fliegenschießen, bis ich mich eines Tages fragte, ob ich noch ein Jude sei und mit „nein“ antworten mußte.“

„Um so besser, um so besser“, fiel der Hofmeister ein, stellte noch einige oberflächliche Fragen, schrieb sich die Wohnung Benajas auf und empfahl sich dann mit jener Emphase, welche alle flachen Köpfe zur Schau tragen.

Wie einfach erschien dagegen Benaja! Niemand hätte in ihm den Gelehrten, den großen Geist gesucht; denn die Welt will getäuscht sein, und der Abglanz eines Dinges gilt ihr stets mehr, als das Ding selbst.

Sedlatschek war es nun, der, einem Perpendikel gleich, zwischen den beiden Parteien hin und her flog, und Benaja vor Allem bei dem einflußreichen Doctor Popper einführte. Dieser, ein getaufter Jude, war Director des sogenannten Narrenthurmes, zugleich aber der Günstling des Prinzen und der Liebling der Damen von Lwów. Es war schwer zu ergründen, warum. Popper war ein Mensch ohne Talent, ohne Wissen, ohne jedes edlere Streben. Der Idealismus war ihm so fremd, wie dem Wolfe das Grasfressen. Er war nur von Eitelkeit und Habgier beherrscht. Auch sein Aeußeres hatte nichts Bestechendes. Es war zum Verwundern, wie die Frauen einem Manne, wie diesem, mit kurzen Beinen, einem plumpen Körper, dickem Halse, einem großen Kopfe mit einer Glatze, über die röthliches Haar ängstlich gestrichen war, mit einem aufgedunsenen Gesichte, das mit Lack überzogen schien, und großen, runden, stierenden Augen, die sich hinter blauen Brillen verbargen, ihr Vertrauen schenken konnten. Besonders häßlich war seine mit vielen Ringen bedeckte rothe Hand, die stets wie gesotten aussah, und sein Satyrsohr,

Digitized by Google

in dem ein kleiner goldener Reif blinkte. Vielleicht verdankte er seine Stellung ausschließlich seiner Suada und seiner schmetternden Stimme, die derselben zu Hülfe kam. Er war unglaublich zudringlich, frech und dabei von hündischer Kriecherei, jedes an seinem Platz und zu seiner Zeit. Er liebte es, vornehmen Personen gegenüber einen familiären Ton anzuschlagen, Frauen aber mit jenem groben Cynismus zu behandeln, der ein Privilegium der Aerzte scheint und dem sich die verwöhntesten Damen zitternd preisgaben, um nicht noch Aergeres heraufzubeschwören.

So war der Mann, der Benaja unter seinen Schutz nahm. Dem jungen Gelehrten erregte er auf den ersten Blick Mißtrauen, ja Abscheu, aber er war Jude genug, deshalb seinen Vortheil nicht gleich aus der Hand zu geben. Er begegnete Popper mit Zurückhaltung, welche dieser für Ergebenheit nahm, und machte somit, unterstützt durch seine Kenntnisse, den besten Eindruck.

„Wir werden Sie schon vorwärts bringen", sagte der einflußreiche Mann, die Hände in den Hosentaschen, als Benaja ihn verließ.

„Wer den Geist eines einzigen Menschen erhebt, sagt der Talmud, der erfüllt die ganze Welt, weil der Einzelne einen nothwendigen Ring bildet in der Gesammtkette." Diese ebenso feine als gelehrte Schmeichelei vollendete Benajas Sieg über Popper; dieser zog zuletzt sogar eine Hand aus der Tasche und beglückte mit derselben den sich Verabschiedenden mit der Salbung eines Prälaten, der sie zum Kusse darreicht.

Nach einigen Tagen schon meldete der Hofmeister, daß Alles arrangirt sei und die Vorlesungen, welche Benaja für einen Kreis junger Damen halten sollte, im Hause des Majors Holfeld stattfinden würden. Benaja machte seine Aufwartung, fand einen liebenswürdigen alten Militär mit einem herrlich angerauchten Meerschaumkopf und setzte sogleich den Abend fest, an dem er seine Thätigkeit beginnen wollte.

Bei der ersten Vorlesung waren nicht nur die vierzehn jungen Damen da, sondern auch ihre Mütter und Väter, die letzteren durchaus hohe Beamte und Militärs. Benaja trat ein, machte sein Compliment, beantwortete einige Fragen, die an ihn gerichtet wurden, und begann dann, ohne alle Umschweife, seinen Gegenstand zu erörtern, alles schlicht und ohne Anmaßung, aber auch ohne die geringste Spur von Befangenheit. Nur eitle Menschen benehmen sich, wenn sie keine Routine haben, in einem Kreise, der ihnen neu und fremd ist, linkisch und stehen alle Qualen der Verdammten aus.

Benaja, der so gar nichts von einem gelehrten Charlatan an sich hatte, nicht einmal langes Haar und am Wenigsten eine blaue Brille, brachte Anfangs eine allgemeine Enttäuschung hervor. Als er aber in seiner klaren, natürlichen, Jedermann verständlichen Weise auch den dunkelsten Gegenstand gleichsam durchsichtig zu machen verstand, erwärmte er seine Zuhörer mehr und mehr und versetzte sie zuletzt in ein namenloses Entzücken. Man drückte ihm die Hände, man überströmte ihn, sich an ihn drängend, mit Parfüm und Artigkeiten.

Nur eine Person blieb stumm und hielt sich fern; es war dies ein junges Mädchen, das gleich zu Anfang seine Aufmerksamkeit erregt und während seines Vortrags mehr und mehr gefesselt hatte, Jsabella, die Tochter des Majors Holfeld. Sie war eine jener Erscheinungen, wie man sie nur in Ländern findet, in denen fortwährend die mannigfachste Vermischung verschiedener Racen und Volksstämme stattfindet und auch die einzelnen Stände

Digitized by Google

nicht kastenartig von einander abgeschlossen sind. Es giebt Gegenden im Norden von Deutschland, wo ein adeliges Gesicht dem andern gleichsieht, wie ein Theater dem andern, und die Bauern alle denselben dicken Kopf mit weißblondem Haar und wasserblauen Augen haben. Eine solche Bevölkerung zu sehen ist ebenso traurig und langweilig, wie durch eine norddeutsche Ebene zu fahren, auf der das erste Kornfeld genau so aussieht, wie das letzte und die Häuser alle von derselben Hand gefertigt scheinen, wie jene in einer Spielwaarenschachtel. Jsabella war in jeder Beziehung ein Geschöpf für sich. Es wäre schwer gewesen, aus ihrem Wuchse, dem Schnitt ihres Gesichts oder sonst einem Zuge desselben ihre Abstammung nachzuweisen. Sie war keine Deutsche, sie war auch keine Polin. Sie war sie selbst, eine Madonna, aber aus keiner bekannten Schule. Weder Raphael, noch Murillo, noch Rubens oder Dürer haben je ein Marienbild gemalt, das diesem nur im Entferntesten ähnlich war. Jsabella war vor Allem nicht schön, sie war aber in hohem Grade anziehend durch eine sinnende sibyllenartige Jungfräulichkeit, welche gleichsam das Räthsel ihres eigenen Wesens zu behorchen schien. Mittelgroß und schlank wiegte sie sich in den Hüften wie eine Blume, die sich auf ihrem Stengel schaukelt, aber nicht kokett wie eine Rose, sondern sanft und edel wie eine Lilie. Wenn man in unserem Lande nicht selten eine Bäuerin findet, der man ein funkelndes Diadem in das dunkle Haar oder schwellendes Pelzwerk um die wenn auch braunen, doch königlichen Schultern legen möchte, so schien für Jsabellens hehre Einfachheit nur ein weites Gewand mit biblischem Faltenwurf passend und in der Welt, in der sie lebte, das bescheidenste Kleid das Beste. Man wäre kaum erstaunt gewesen, dies reine Wesen von kleinen wächsernen Herzen, Händen und Füßen und anderen Abbildern, Pferden, Rindern, Häusern und Pflügen aus Lehm oder nur aus schwarzem Brode geknetet, umgeben zu sehen, wie sie der Gläubige, wie sie insbesondere der Landmann gerne der gnadenreichen Mutter Gottes opfert, um für sich, sein Haus oder sein Weib ihre Fürbitte und ihren Segen zu erlangen.

Jn das Anschauen dieses entzückenden Geschöpfes war Benaja während seiner ganzen Vorlesung versunken und aus irgend welchem unerklärlichen Grunde geheimnißvoller Sympathie begegnete auch ihr Blick immer wieder dem seinen, nicht herausfordernd und auch nicht zurückweisend, sondern ruhig, klar und staunend, wie der Blick Dornröschens beim Erwachen. Sie sahen sich nur drei Mal in der Woche und jedesmal fand dasselbe stumme Spiel der Augen statt, und niemals wechselten sie nur ein Wort zusammen, und ehe sie noch ein Wort gewechselt hatten, wußten sie, daß sie sich liebten. Sie wußten es und doch hatte Keines den Muth, daran zu glauben.

Jsabella war von Benajas Geist geblendet. Wie alle jungen Männer jüdischer Abkunft, die sich frühzeitig mit dem Talmud beschäftigen, verdankte er demselben eine Frühreife, wie sie sonst nur das Genie besitzt; es war diese aber nicht das Einzige, was er dem Talmud verdankte. Auf dieselbe Quelle war seine Beredtsamkeit zurückzuführen. Diese so eigenthümliche, bald an die Wunderwelt des arabischen Märchens, bald an die Erhabenheit der Psalmen, oder die Schalkhaftigkeit Eulenspiegels anklingende Beredtsamkeit, in der farbenglühende Bilder, überraschende Gleichnisse, anmuthige Spruchweisheit und kecke Witze wie Blumen und Farben durcheinander sprühen. Jsabella hörte ihn ebenso gerne sprechen, als ein Adagio von Mozart, eine Sonate von Beethoven oder einen Mazur von Chopin spielen. Aber sie liebte Mozart nicht und ihn liebte sie und sie fürchtete sich vor dieser Liebe und erbebte, wenn

Digitized by Google

seine weiche Stimme erklang, denn er war ja ein Jude, ein armer Jude, und sie die Tochter des Majors Holfeld, mit der Fürsten tanzten und der Generäle Schönheiten sagten, — wie konnte sie nur daran denken! — Aber — so ist das menschliche Herz, sie dachte doch daran und rief vergebens ihren Schutzengel gegen diesen Gedanken an, der sich wie der Vogel Rock mit ihr zu den Sternen erhob, wo die Erde verschwand und mit ihr Juden und Christen.

Benaja dagegen kam sich in ihrer Nähe vor wie Enoch, welcher der jüdischen Sage zufolge aus einem Menschen in einen Engel verwandelt und in den Himmel neben die Gottheit versetzt wird. Er scheute sich förmlich, als er sich einmal seiner Liebe bewußt war, wie einst Moses das Antlitz seiner Gottheit anzuschauen, und warf nur manchmal einen verstohlenen Blick auf das stille, sinnende Mädchen.

Doch blieb Jsabella nicht immer so still und wenn sie zu sprechen begann, dann war es ihm, als erklinge plötzlich im tiefen grünen Walde das Silbergeläute des Elfenhornes.

Und nicht der Ton ihrer Stimme allein war es, der ihn so wunderbar berührte; fast noch gefährlicheren Zauber übte, was sie sprach, ihr inniges Verständniß für Dinge, die den Frauen ferne liegen zu scheinen, insbesondere in den Augen der Juden, der in dem Weibe, das ihm unfähig scheint, den Talmud zu studiren oder ein großes Geschäft zu führen, von Kindesbeinen auf gewohnt ist, ein Wesen zu sehen, das ihm weit nachsteht. Sie sprachen nicht zusammen und doch tauschten ihre Seelen die lieblichsten Gedanken aus, doch stillten sie gegenseitig ihre Lust, einander anzugehören. Wenn er an Jemand in ihrer Nähe das Wort richtete, so wußte sie, daß es ihr galt, und lauschte mit halbgeschlossenen Augen, wie man im Frühjahr dem sinnenden Weben der Natur lauscht, das ein süßes Geheimniß zu verkünden scheint, und gab ihm holde Antwort, indem sie sich den Schein gab, sich mit einer Freundin zu unterhalten.

So währte dieser ungewöhnliche Verkehr zweier für einander glühender Herzen Monate hindurch, und es fand in demselben keine Veränderung statt, nur daß der junge Gelehrte, der im Anfange stets dann erst erschienen war, wenn der Kreis seiner lieblichen Schülerinnen ihn bereits erwartete, mehr und mehr einer der ersten wurde, die sich in dem Empfangszimmer des Majors einfanden, und so lag nichts so Wunderbares darin, daß er einmal früher kam, als alle Anderen und sich mit Jsabella allein fand.

So lebhaft Beide das für sie Verhängnißvolle dieses Zusammentreffens fühlten, so gerieth doch Keines in Verwirrung; sie hatten Beide diesen Augenblick erwartet, ja sich auf denselben vorbereitet, und hätte Jsabella mädchenhaft von seinen Lippen das entscheidende Wort erwartet, es wäre vielleicht niemals gesprochen worden, denn er sah deutlich die Schranken, welche sie von ihm trennten, und als polnischer Jude besaß er die Gabe, sich zu beherrschen im höchsten Maße, diese kostbare Gabe, welche derselbe dem Drucke und der Mißhandlung wenigstens ebenso sehr zu danken hat, wie seiner Erziehung und der strengen Beobachtung eines bis in das Kleinste ausgebildeten und häuslichen Ceremoniels. Er war nicht von Jenen, die, von ihrer Leidenschaft hingerissen, plötzlich zu den Füßen eines Weibes liegen; er hätte viel eher sein Herz zu Tode gelächelt. Aber sie fühlte wie er und wußte, daß er nicht sprechen werde, nicht sprechen könne, und so machte sie beredt, was ihn verstummen ließ.

„Jch danke Gott, der mir diesen Augenblick geschenkt hat", begann sie,

Digitized by Google

indem sie in ihrem schlichten weißen Kleide, einem Engel gleich, auf ihn zuschritt und ihm ihre kleine, warme Hand bot, die er mit zärtlicher Ehrfurcht küßte. „Ich bin so froh, daß ich Ihnen endlich einmal danken kann für die erhabenen Wahrheiten, die heiligen Geheimnisse, welche Sie mir erschlossen haben. Sie werden meinen Dank zurückweisen, Sie werden sagen, daß Sie nicht mir allein Belehrung ertheilt haben; aber es war mir doch, als hätten Sie immer nur zu mir gesprochen, und es hat sie gewiß Niemand so erfaßt wie ich."

„Das macht mich glücklich, mein Fräulein", erwiederte Benaja mit seiner sanften Stimme.

„Wirklich", sagte sie unmerklich lächelnd; „aber das ist ja so wenig, was ich Ihnen geben kann, und Sie geben mir so viel, ich kann es gar nicht aussprechen, wieviel. Ich bin ein ganz anderes Wesen geworden, seit ich Sie kenne; meine Seele ist wie ein Buch, dessen vordem weiße leere Blätter Sie beschrieben haben, und nun ist es, als gehörte ich Ihnen, als sei ich Ihr Eigenthum."

„Sie sind wie das Kind, das dem Schmetterling die Flügel ausgerissen hat und ihn lachend in die Luft wirft, damit er fliegen soll. Ihr Scherz thut weh."

„Um Gottes Willen, ich will Ihnen nicht weh thun", rief sie erschrocken.

Sie war bleich geworden und ihre sonst so ruhigen, hellen Augen wurden dunkel von innerer Erregung.

„Weshalb verspotten Sie mich dann?"

„Ich — aber sehen Sie doch, wie ich mich für Sie ängstige." Sie preßte beide Hände an das klopfende Herz, „ich habe im Ernste gesprochen, ganz im Ernste —"

„Und wenn Sie mir im Ernste Hoffnungen erwecken —"

„Benaja! Ich bin keine Kokette!" Sie sagte dies so einfach, so wahr, mit einer so hinreißenden, rührenden Größe, daß auch die Selbstbeherrschung eines polnischen Juden dagegen wehrlos war.

„Sie wissen, Sie müssen es wissen, was Sie mir sind", rief Benaja, „jeder Blick muß es Ihnen verrathen haben." Er hatte ihre Hand ergriffen und sah sie an.

„Ich weiß, daß Sie mich lieben", sagte sie ruhig, „und eben deshalb spreche ich so zu Ihnen."

„Und Sie denken nicht daran, den armen Juden, der es wagte, seine Augen zu Ihnen zu erheben, mit Fußtritten —"

„Benaja!" schrie sie auf und warf sich an seine Brust. Er hielt sie umschlungen, seine Thränen flossen mit den ihren, Beide fühlten sich mit einem Male so frei, so wohl, so kühn, als wären sie zwei Adler, die unter dem blauen Himmel in den Lüften spielen.

„Sie lieben mich?" fragte er voll Lust, sein Glück noch einmal bekräftigt zu hören.

„Ich liebe Sie", gab sie mit einiger Gelassenheit zur Antwort, „und wie ich Sie liebe! — Aber wohin soll es führen?" —

„Der Talmud lehrt", gab er lächelnd zur Antwort, „Gott thut kein Wunder, das ohne Erfolg bleiben soll."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Moltke im Orient.

Von **W. von Dünheim.**

Ich bitte den Leser, sich nicht zu beunruhigen — er geht *nicht* hin! Die Annahme, daß Moltke sich in der Türkei um eine neue Feldherrnanstellung beworben habe, während Manteuffel die russische Südarmee übernimmt, trifft nicht vollkommen zu, obschon eine solche Zeitungsnachricht „aus besten Quellen" zweifelsohne eine vorzügliche Wendung in der Entenzucht über die orientalische Frage wäre.

Es sind nun schon vierzig Jahre her, daß der berühmte Stratege seine Orientreise unternahm, aber die Briefe, die er damals über die denkwürdigsten Erlebnisse niederschrieb, sind kürzlich — nachdem sie lange Jahre fast vergessen, und mit großem Unrecht vergessen waren — in neuem Gewande vor uns erschienen: „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei in den Jahren 1835 bis 1839 von Helmuth von Moltke, Hauptmann im Generalstabe, *später Generalfeldmarschall.**) Dies „später Generalfeldmarschall" ersetzt die sonst unvermeidliche „Vorrede zur zweiten Auflage" — und wie inhaltsreich sind die wenigen Worte. Als der Verleger den greisen Feldmarschall besuchte, um sich ein paar einleitende Zeilen zu erbitten, soll er ihm gelassen gesagt haben: „schreiben Sie nur so, das ist genug".

Als fünfunddreißigjähriger Generalstabshauptmann wandte sich Moltke auf dem Landwege durch die Donaufürstenthümer gen Constantinopel. Die Türkei war damals wie heute das „interessante" Land von Europa. Der Krieg von 1828 und 29 und Diebitsch's kühner Zug über den Balkan, noch mehr aber Sultan Mahmud II. großartige Reformen, welche aus einem halbasiatischen Nomadenreiche in weniger denn einem Menschenalter einen andern „europäischen Culturstaat" herauszaubern sollten, lenkten die Blicke des Abendlandes noch einmal nach der uralten Weltstadt am Bosporus.

Nur wenige Wochen wollte Moltke im Orient bleiben, um über Italien heimzukehren; aus den Wochen aber wurden vier Jahre, denn Sultan Mahmud schätzte die Fremden, er brauchte sie bei seinen Reformen und er verstand es, sie durch seine Zuvorkommenheit und dadurch zu fesseln, daß er ihnen einen großen Wirkungskreis eröffnete. Daß Hauptmann Moltke in der Blüthe seiner Kraft urplötzlich und für ihn selbst ganz unerwartet zum Mustescher (Rathgeber) eines der merkwürdigsten Herrscher seiner Zeit geworden ist, hat gewiß nicht wenig auf den kühnen Flug seines Ehrgeizes und die Entwickelung seines staatsmännischen und kriegerischen Genius gewirkt. So ist jene Epoche seines Lebens auch für unser Vaterland von Wichtigkeit geworden.

Ein Urlaub war bald auf diplomatischem Wege ausgewirkt. Chosrew Pascha, der Seraskier, muß ein scharfer Kopf gewesen sein. Obwohl er

*) Zweite Auflage mit einer Karte, Berlin E. S. Mittler und Sohn. 1876.

Digitized by Google

Alttürke von Gesinnung war, verstand er es doch, auf die bedenklichen Pläne seines Herrn einzugehen und wurde ihr geschickter Förderer. In dem preußischen Mussafier hat er zuerst den bedeutenden Mann entdeckt. Wöchentlich ein paar Mal mußte dieser mit ihm conferiren, und, war auch Chosrew Pascha nächst dem Großherrn der mächtigste Mann im Reiche, jener durfte sich dennoch ganz als seines Gleichen betrachten.

Einmal frühstückte Moltke beim Seraskier, als Achmet Pascha, der Muschir (Marschall) der Garden, gemeldet wurde. Sogleich stieg der alte Chosrew auf das Sopha und schaute mit unendlicher Aufmerksamkeit zum Fenster hinaus auf die Straße, der Thür den Rücken zukehrend. „Effendim!" begann der Wartende mehrmals, sich räuspernd, aber der Alte hörte nicht, bis er meinte, Jenen in der Gegenwart des Ungläubigen hinreichend gedemüthigt zu haben. Dann drehte er sich ganz unbefangen um: „Sei willkommen — bist Du hier?" rief er anscheinend auf's Höchste erstaunt, ihn zärtlich umarmend. Sogleich aber rief er seine Diener herbei und wollte ihnen die Köpfe abschlagen lassen, weil sie ihn auf einen so lieben Besuch nicht aufmerksam gemacht.

Des Seraskiers zehnrudriger Kaik erwartete Moltke regelmäßig in Galata. Am andern Ufer des Hafens standen die Pferde bereit. Ebenso ging es zurück. „Voraus schreitet ein Kawaß, der mit seinem langen Stock auf Alles losschlägt, was nicht aus dem Wege geht; dann folgt der Imrohor *) des Pascha und zwei Fackelträger zu Fuß; dann ich auf einem schönen türkischen Hengst mit Tigerdecken und goldenen Zügeln, begleitet von dem Dolmetsch. Die hohen Kuppeln erglänzen vom röthlichen Scheine der flackernden Maschallahs; **) der Sturm fegt die Funken an die schneebedeckten Dächer und die Wachen präsentiren vor dem Gjaur oder dem Schimmel des Seraskiers. Der Kawaß hat die Verbindlichkeit, mich vor der Thür des Gesandtschaftshotels abzuliefern, damit ich dem Seraskier nicht abhanden komme."

So erzählte er selbst über seine Besuche. — Dem Freunde des allmächtigen Kriegsministers huldigten natürlich auch alle übrigen Großen des Reichs. Die Paschas, zu denen er kam, überhäuften ihn mit Ehren; die Beamten des Großherren räumten ihm ihre Gemächer ein und warteten stehend bis er ihnen winkte, sich zu setzen. Reiche Geschenke wurden ihm geboten, Pferde, Waffen, Teppiche. Ja, Hadschi-Aly, der Gouverneur von Konieh, ließ es sich nicht nehmen, ihm durch seinen armenischen Banquier 200 Gulden zu schicken. Vergeblich war alles Sträuben; der kleinasiatische Commerzienrath erklärte einfach, ihm seien seine Fußsohlen viel zu lieb, um das Geld zurückzutragen, denn der Bassa würde gewiß nur meinen, es sei dem stolzen Franken nicht genug gewesen. So kam es, daß des deutschen Reiches Feldmarschall sich einst von einem alten Türkenhäuptling am Taurus hat einen Beutel mit Geld gefallen lassen müssen. Als er diesen aber gar an seine Diener und Trabanten vertheilte, da wurde es den guten Leuten von Konieh erst klar, daß der Fremde etwas „delih" d. h. närrisch sei. Einen ganzen Marstall hätte er mitbringen können, wenn er die ihm von den Müsselims dargebotenen Pferde genommen. An der Pforte des Serakierats schenkte man einst sogar, dem fremden Beysadeh ***) zu Ehren, fünf Griechen ihre Bastonade.

*) Stallmeister. **) Fackeln. ***) Fürstensohn.

Digitized by Google

Statt 2500 Hieben bekamen sie wenigstens nur deren 250 auf die Fußsohlen — für ein unverwöhntes Gemüth immerhin noch genug. Es hat für uns, die wir uns den schweigsamen Feldmarschall nur von seinem Stabe umgeben in der glänzend steifen Generalsuniform, auf einsamen Spaziergängen im Thiergarten, oder in der Stille seines Arbeitscabinets zu denken gewohnt sind, viel Drolliges, ihn hier in türkischer Tracht, Pistolen und Säbel im Gürtel, das Zelt des arabischen Scheichs, seines „braunen Freundes", theilen zu sehen, ihm im Kurdenlager, oder auf einer turkmanischen Hochzeitsfeier zu begegnen, oder gar, wie er, auf Hammelfellschläuchen kauernd, unter eigener Handanlegung den Euphrat hinabschifft.

Alles, was sich auf das Staatsleben bezog, gehörte in seinen Bereich, er sollte es wissen. Zunächst galt natürlich sein Rath bei der Reorganisation der Armee. Dann fertigte er Pläne von Constantinopel, den Dardanellenschlössern, dem Bosporus, von allen wichtigen erreichbaren Städten und Festungen an. Er stellte seinen Meßtisch auf den Uferhöhen des Marmormeeres und sogar in den abgeschiedenen Gärten des Serails auf — hier gewiß als der erste von allen Europäern. Dann aber sollte er auch Brücken und Straßen anlegen, an einen Palast des Sultans einen Thurm anflicken und dergleichen mehr, wie man es eben nur in einem Land verlangen kann, wo Jedermann Alles zu werden vermag, wo ein neuer Vezier seine Bedienten zu großen Vasallen macht, ein Lastträger es bis zum Premierminister bringt, des Seraskiers Schreiber aber des Sultans Tochter erhält. Hafiß Pascha, der Seraskier im Osten, bei dessen Armee sich Moltke über ein Jahr lang befand, ging noch weiter. Der wollte nämlich untersuchen, ob man auf den Flößen von Bockfellschläuchen wohl die Stromschnellen des Euphrat hinabfahren könne, aber seine Leute, die er beauftragte, ertranken dabei. Nun kam er zu dem kühnen Fremden, der ja Alles konnte, und begehrte das Kunststück von ihm, und siehe da, es gelang. Moltke kam wohlbehalten unten an, aber Hafiß Pascha hätte uns Deutschen leicht einen schlechten Dienst leisten können.

Es müssen herrliche genuß- und erinnerungsreiche Tage gewesen sein, welche er in seinem lustigen Kiosk von Bujukdere inmitten dieser bunten phantastischen Welt verlebt hat. Große Schönheit umgab ihn. „Aus welchem meiner zahlreichen Fenster ich auch hinausschaue, überall sehe ich die Pracht eines weiten Seegemäldes, einer Gebirgslandschaft, oder in ein enges ummauertes Gärtchen voll blühender Rosen und Oleander. Die kleinen Rasenparterres sind mit Blumentöpfen eingefaßt und die Gänge in künstlichen Dessins mit Seemuscheln ausgeschüttet. Der duftende Jasmin drängt sich durch die Gitter der Fenster, und Geisblatt und wilder Wein umranken die Mauern. Auf dem Meer aber fängt der Tag sich zu regen an, die Sonne ist schon über den asiatischen Berg emporgestiegen. Der Nordwind streift über die blanke Spiegelfläche des Wassers und weckt die Wellen, welche während der Nacht mit der übrigen Natur geschlafen haben, die großen, ganz dicht am Ufer liegenden Schiffe lichten die Anker und das Klappern der Spille und der einförmige Gesang der Matrosen verhallt, wie ein Segel um das andere sich entfaltet und das Fahrzeug langsam den breiten Strom des Bosporus hinabgleitet."

So schildert er selbst sein orientalisches Heim, in welchem ihm nur Eines fehlt, was keinem Franken im Orient zu ersetzen ist, die geistige Mittheilung, „damit sieht's am schönen Bosporus schlecht aus".

Digitized by Google

Der Großherr beschied ihn bald zur Audienz, damals für einen Fremden, der nicht Gesandter war, eine seltene Auszeichnung. Da sah sich Moltke in dem ominösen Portal des Serails mit seinen berüchtigten zwei Thüren. Die äußere wird schnell hinter dem Eintretenden geschlossen, die innere aber noch nicht geöffnet und für eine Zeitlang ist er Gefangener. Für manchen türkischen Großen wurde dieser Ort verhängnißvoll, denn hier legte man den in Ungnade gefallenen Vezieren und Paschas in aller Stille gelegentlich den Kopf vor die Füße. „Diese freundliche Localität hatte man benutzt, um die zur Audienz gelassenen Fremden in der Tugend der Geduld zu üben."

Sultan Mahmud wollte Moltke seine Zufriedenheit mit den gelieferten Arbeiten aussprechen. Er ging dabei in mehrere Details ein und setzte hinzu, daß er ihm „inschallah" (so Gott will) noch fernere Dienste leisten solle. Dann überreichte Wassaf-Effendi, des Großherrn Geheimsecretär, sein Sprecher und Factotum, ihm den Orden. Nach türkischer Etikette hob Moltke das Etui, ohne es zu öffnen, an Brust und Stirn empor. Dann rief der Großherr ungeduldig: „Zeigt ihn ihm und fragt ihn, ob er ihm gefällt!" und feierlich wurde ihm nun der Nischan um den Hals gebunden.

Der lebhafteste Eindruck, den der Feldmarschall damals von dem Großherrn empfand, war der Ausdruck von Wohlwollen und Güte, welcher alle seine Worte bezeichnete. Dennoch war dies der Mann, der sein eigenes Janitscharenheer gerichtet und der an 20,000 Mann hatte enthaupten lassen.

Bald mußte ihn Moltke auf seiner Reise durch die europäischen Provinzen begleiten, über Varna, Schumla, Silistria, Rustschuk, durch Bulgarien, Rumelien über Adrianopel nach der Hauptstadt zurück. In den wunderschönen Bergthälern des Balcan und den öden Steppen der Donau, noch verwüstet von dem acht Jahre zuvor hier wüthenden Krieg, bewegte sich der bunte Zug, der Padischah im leichten Phaëton voran, seine Pfeife „trinkend", auf dem Rücksitz zwei Pagen, jeder ein kleines weißes Bologneserhündchen auf dem Schooß; alle Uebrigen zu Pferde, große Vasallen des Reiches, Officiere, Beamte, Soldaten, Kawassen, Sclaven und Lastträger. Ueberall wurden Besichtigungen vorgenommen, Projecte entworfen, nach Recht und Gerechtigkeit geforscht, Almosen vertheilt und Bittschriften entgegengenommen. Wassaf-Effendi hatte dabei den Auftrag, das Volk anzureden und für des Großherrn Ideen Propaganda zu machen: „Ihr Griechen, ihr Armenier, ihr Juden seid alle Diener Gottes und meine Unterthanen so gut wie die Moslems; ihr seid verschieden im Glauben, aber euch Alle schützt das Gesetz und mein kaiserlicher Wille. Zahlt die Steuern, die ich Euch auferlege; die Zwecke, zu denen sie verwendet werden, sind eure Sicherheit und euer Wohl."

Was will man mehr? Ein prächtig liberales Programm und der nervus rerum am Ende nicht vergessen: „Zahlt die Steuern!"

Ja, Sultan Mahmud fragte gar, ob Jemand unter den Rajahs Beschwerden habe, und ob ihre Kirchen der Ausbesserung bedürften.

Während Wassaf die Menge anredete, saß „Effendimis" meist oben auf der Veranda, behaglich den Tschibuk rauchend und warf ab und zu ein Wort hinein.

„Der Hunkjar*), unser Kaiser", sagte Jener, „will, daß seine Vorschriften pünktlich vollzogen werden, er wird künftig immer auf's neue zu euch

*) Hunkjar, der „Henker" — im Orient noch ein Ehrentitel.

Digitized by Google

wiederkehren, um sich selbst zu überzeugen, ob Alles ausgeführt, was er verordnet."

„Ja, aber alle Jahre geht das nicht", schaltete der Monarch von oben ein.

„Hm! hm! Effendi, ganz recht", fuhr der Redner fort, „jedoch so oft Se. Hoheit es nöthig finden werden." —

Moltke eilte meistens nach den größeren Städten voraus, um den Sultan schon bei seiner Ankunft mit einer Aufnahme zu überraschen, ja in Varna befahl ihm der Großherr gar, seinen feierlichen Einzug zu malen. Auch das sollte er können.

Die ereignißreichste Zeit für den Feldmarschall war sein Aufenthalt bei der Armee in Kleinasien, welche bestimmt war, Mehemet Aly von Egypten und dessen Adoptivsohn Ibrahim Pascha von Syrien in Schach zu halten. Ueber Samsum, Amasia, Tokat, Malatija, Marasch, Diarbekir eilte er zum Euphrat und Tigris, diesen bis Mussul hinab. Dann durchstreifte er die Wüste und die herrlichen Gegenden des Taurus. Die beiden Ströme untersuchte er genau. Auf Pfaden, die vor ihm niemals eines Europäers Fuß betreten, erforschte er das herrliche Land, in welchem sich über Oleander- und Nußbaumhainen, über Rosengärten, Weinbergen und üppig grünen Wiesen schroff zerklüftete Felsmassen und himmelhohe, in ewigen Schnee getauchte Bergspitzen erheben. Eine Welt ist hier über die andere gestürzt. Auf altbactrischen und assyrischen Bauten errichteten die Perser die ihren. Dann kamen die Macedonier, das Reich der Seleuciden, der pontischen und armenischen Könige, die Römerherrschaft und der jahrhundertlange Kampf mit Parthern und Neupersern. Alles überschwemmte dann die arabische Invasion, bis Seldschucken und Türken auch deren hohe Cultur vernichteten. Die Trümmer einer Epoche haben der nächsten zu Bausteinen gedient und in den jüngsten Ruinen kleben heute die armseligen Lehmhütten der halbverwilderten Bergvölker. Doch alte Kastells, Minarets und Kirchen, Grabgewölbe, Säulenhallen und kühngeschwungene Brückenbogen erzählen von der verschwundenen Pracht. Hoch oben in den Felsspalten hängen wie Schwalbennester die Schlösser der Kurdenfürsten.

Auf schwindeligen Felspfaden, oft durch den Hochgebirgsschnee, durch reißende Gewässer, über Steinfelder und Sandsteppen legte der kühne fränkische Effendi, hin und herreisend, an achthundert Meilen zurück. Ueberall nahm er Skizzen für seine Karten auf, ermittelte die Straßen für die Armee und entschied, wo es nöthig sei, Befestigungen zu errichten. Gegen die Kurdenstämme des romantischen Karsan Daghs machte er seinen ersten Feldzug und übte sein kriegerisches Geschick. Im Lager von Malatija am obern Euphrat organisirte und exercirte er das Hauptcorps unter Hafiß Pascha. Seine Stimme war lange die entscheidende. Aber am Euphrat wie in Europa wissen die Dunkelmänner es doch immer dahin zu bringen, daß der aufklärende Einfluß in der entscheidenden Stunde zurückgedrängt werde. Im Lager von Nisib gewannen die „Mollahs" wieder die Oberhand über den Feldherrn und meinten, Allah werde ihnen den Sieg verleihen, wenn auch der bewährte Musteschar gegen die Schlacht sei. Hafiß nahm die Entscheidung unter ungünstigen Umständen an, nachdem er den rechten Augenblick aus Entschlußlosigkeit versäumt. Imbrahim Pascha umging ihn und schlug ihn auf's Haupt; sein mühsam zusammengebrachtes Heer zerstreute sich in die Berge.

So hat auch Moltke das Schicksal vieler großer Heerführer gehabt,

Digitized by Google

daß die erste Schlacht, bei der er thätig war, mit einer Niederlage endete. Er ging nach Constantinopel, konnte dort noch den geschlagenen General an der entscheidenden Stelle in Schutz nehmen und kehrte dann nach vierjähriger Abwesenheit in's Vaterland zurück. Ein reicher Schatz von Erinnerungen begleitete ihn in's fernere Leben, das freilich durch Ereignisse von ungeahnter Größe jene dereinst verwischen sollte. Ein Buch über den Krieg von 1828 und 29 war außer den Reisebriefen das literarische Ergebniß dieser Zeit.

Die Briefe bilden keinen systematischen Bericht, kein Lehrbuch über den Orient. Im ungezwungenen Fluß reihen sie Natur- und Culturschilderungen, Geschichte und Leben der Gegenwart aneinander. Im treuen Spiegelbild lassen sie das bewegte Treiben der orientalischen Welt in seinen kleinen und großen Zügen an uns vorübergleiten. Das macht das Ganze nur getreuer, anschaulicher, lebendiger und faßlicher. Man liest das Buch wie einen Roman und wird mehr daraus lernen, als aus dicken Folianten. Wie falsch das alte deutsche Vorurtheil ist, ein gutes Buch müsse immer langweilig sein und ein Gelehrter, der sich nicht einer erzledernen Schreibweise befleißige, sei eben kein rechter Gelehrter, das sieht man hier an schlagenden Beweisen.

Ein köstlicher Humor, wie er nur großen Seelen eigen ist, durchweht alle Zeilen. Wen möchten nicht so ernst heitere Stellen behaglich anmuthen, wie die folgenden im Briefe an den Freund:

„In einer sternhellen Nacht stand ich unlängst auf den Trümmern des alten Römerschlosses Zeugma. Der Euphrat glitterte tief unten in einer felsigen Schlucht und sein Rauschen füllte die Stille des Abends. Da schritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäsar und Julian vorüber, von diesem selben Punkt hatten sie das Reich der Chossroes jenseits des Stromes gesehen und gerade so gesehen; denn die Natur ist hier von Stein und ändert sich nicht. Da beschloß ich dem Andenken des großen Römervolkes die goldenen Trauben zu opfern, die sie zuerst nach Gallien gebracht, und die ich von ihres weiten Reiches westlicher Grenze bis zur östlichen getragen. Ich schleuderte die Flasche von der Höhe hinab, sie tauchte, tanzte und glitt dann den Strom entlang, dem indischen Weltmeer zu. Sie vermuthen aber sehr richtig, daß ich sie vorher geleert hatte; ich stand da, wie der alte Zecher:

„Trank letzte Lebensgluth
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth.
Ich sah ihn stürzen, trinken
Des Euphrats gelbe Fluth,
Die Augen thäten mir sinken —

Ich trank nie einen Tropfen mehr."

Die Flasche hatte einen Fehler gehabt, sie war die letzte gewesen.

Karl Ritter, der große Geograph, sandte das Buch mit einer warmen Empfehlung anno 1841 in die Welt hinaus und erst zu Weihnachten 1876 erschien die zweite Auflage — o deutsches Vaterland, wann wirst Du anfangen, Dein Bücherbedürfniß über die Journalzirkel und die Colportageromane auszudehnen?

Digitized by Google

Der Pessimismus und die Wissenschaft.

Von Professor **W. Windelband.**

Es kann durchaus keine Frage sein, daß unter denjenigen Richtungen der allgemeinen Geistesbewegung, welche das Vorstellungsleben und die Charakterbildung des Einzelnen als die „höheren Mächte" bestimmen und beherrschen, in unserer Zeit der Pessimismus einen breiten und immer breitern Raum für sich in Anspruch nimmt, gleichviel, ob man ihn bekämpft oder vertritt, ob man ihn verketzert oder preist, ob man in ihm einen Wahn oder eine Religion sieht, man muß ihn als eine Thatsache betrachten und mit ihm rechten. Der Pessimismus ist zweifellos eine der am weitesten, wenigstens in den Grenzen des deutschen Culturlebens verbreiteten Moden. Es giebt ganze gesellige und gesellschaftliche Kreise, in denen es als unfein betrachtet wird, mit dem Zustande der Welt zufrieden zu sein, und in denen es zum guten Ton geworden ist, das Elend des Daseins im gemeinsamen Gefühl überlegener Verurtheilung und in freundlicher Mittheilung resignirender Gefühle zu ertragen. Es giebt ja nichts auf der weiten Welt, was die persönliche Eitelkeit so angenehm zu berühren vermöchte, als diese verachtungsvolle Erhebung nicht über einzelne Wesen, sondern über die Gesammtheit alles Seins und Lebens überhaupt! Unbedeutende Menschen mögen zufrieden im Ablauf der Dinge dahinwandeln: wer sich aber dazu aufschwingt, die Welt zu beurtheilen und sie gar zu verwerfen, der zeigt eben dadurch, daß er an innerer Bedeutung über ihr steht! Aber es ist nicht nur aristokratisch, Pessimist zu sein: nicht minder als in den Salons wird der Pessimismus auch auf den Gassen gepredigt, er geht mit jenen Agitationen Hand in Hand, die in den Kreisen rühriger Arbeit neue Bedürfnisse erregen, um ihnen dann die Unzulänglichkeit ihrer wirklichen Lage beweisen zu können, und er frißt sich so als eine Stimmung des Unmuths und der Unbehaglichkeit in alle Schichten der Bevölkerung hinein.

Von manchen Seiten ist wohl schon die Frage aufgeworfen worden, wie es doch erklärlich sei, daß eine solche Stimmung sich gerade in dieser Zeit der frischen Aufrichtung, der arbeits- und gedankenvollen Erhebung des nationalen Lebens im deutschen Volke Bahn gebrochen hat, und es bedürfte, wie es uns scheint, nicht gerade allzu tiefer psychologischer Studien und Einsichten, um dem Ursprung dieses auf den ersten Blick verwirrenden Gegensatzes nachzugehen. Allein so verlockend eine solche Aufgabe sein möchte, so müssen wir doch, da wir uns weder zum Culturhistoriker noch zum Sittenrichter der eigenen Zeit berufen fühlen, auf die Ausführung derselben verzichten, und indem wir den Pessimismus in seiner augenblicklichen Thatsächlichkeit in's Auge fassen, möchten wir seine Berechtigung nur nach einer bestimmten Seite hin zum Gegenstande unserer Betrachtung machen, nach der Seite freilich, auf welcher wir die gefährlichste Form seines gegenwärtigen Auftretens erblicken müssen. Dieser Punkt in dem modischen Pessimismus, den wir freilich auch für den angreifbarsten halten, ist die Verbindung, in

Digitized by Google

welche man denselben mit wissenschaftlichen Theorien zu setzen versucht hat, so daß es den Anschein gewinnen mußte, als ob die im Pessimismus ausgedrückte Ueberzeugung von der Schlechtigkeit der Welt ein beweisbares Resultat wissenschaftlicher Untersuchungen wäre.

Wenn wir es nun versuchen werden, nicht nur die in der Gegenwart bestehenden und einflußreichen Formen dieser Verbindung des Pessimismus mit der Wissenschaft, sondern auch die Möglichkeit einer solchen Verbindung überhaupt einer kritischen Untersuchung zu unterwerfen, so muß allerdings von vornherein darauf aufmerksam gemacht werden, daß eine solche Kritik sich nicht minder auch gegen die gegentheilige Ueberzeugung richtet, wonach etwa eine ähnliche Ableitbarkeit optimistischer Ansichten aus philosophischen Principien verlangt und für möglich gehalten würde. In dieser Beziehung stehen offenbar Optimismus und Pessimismus auf ganz gleicher Linie, und wir glauben zeigen zu können, daß die Wissenschaft mit dem einen ebenso wenig zu thun hat als mit dem andern — deshalb wird sich auch unsere Untersuchung über die Möglichkeit einer solchen Verbindung überhaupt von Anfang an gleichmäßig gegen beide richten, und nur der Umstand, daß die moderne Literatur allüberall von der „trüben Botschaft" des wissenschaftlich begründeten Pessimismus wiederhallt, kann uns veranlassen, den Nachweis von der Unhaltbarkeit dieser Verbindung wesentlich an dem Beispiel der pessimistischen Theorien der Gegenwart zu erhärten.

Optimismus und Pessimismus sind in ihrer ursprünglichen und einfachen Form Stimmungen, welche wir abwechselnd zeitweise in uns selbst und bei Anderen wahrnehmen. Die Gesetze der psychologischen Association machen es vollkommen begreiflich, daß ein bis zu einem besonders hohen Grade gesteigertes Gefühl der Befriedigung oder der Enttäuschung eine verhältnißmäßig lange Zeit in uns dominiren und mit allen folgenden Vorstellungen in der Weise verschmelzen kann, daß wir an den letzteren hauptsächlich nur die jenem Gefühl entsprechenden Momente wahrnehmen. Namentlich tritt dies ein, wenn mehrfach hintereinander gleichartige Gefühle entweder der Lust oder Unlust sich in ihrer Kraft und Eindrucksfähigkeit gegenseitig verstärkt haben: es genügen dann auch eine Anzahl an sich geringer und sogar kaum merklicher Anlässe, um eine vollständig ausgesprochene Stimmung zu erzeugen, wie es z. B. Jeder erfahren haben wird, daß ihn Morgens gleich beim Aufstehen die unbedeutendsten Dinge in eine pessimistische Tagesstimmung hineinärgern können. Zunächst also sind Optimismus und Pessimismus nichts anderes, als gewisse psychische Dispositionen, aus irgend welchen Gefühlen hervorgegangen, welche dann aber leicht allem Neuerlebten ihr Gepräge aufdrücken. Jeder kennt die Stimmungen, und es ist bekannt, wie sehr sie namentlich auch von rein physiologischen Vorgängen abhängen. Diese Stimmungen, anfänglich an sich nur vorübergehender Natur, können nun aber aus Gründen des Temperaments oder der persönlichen Erfahrungen, immer aber in Folge bestimmter lediglich psychologischer Thatsachen und Richtungen, mehr oder minder beharrlich werden, so daß eine bestimmte Neigung des Individuums zu optimistischer oder pessimistischer Auffassung eintritt. Je mehr aber eine solche Neigung sich befestigt, um so mehr geht sie auch vermöge der in dem menschlichen Vorstellungsleben von Jugend auf angelegten und wirksamen Tendenz zur Verallgemeinerung des Denkinhaltes in festgewurzelte Ueberzeugungen über, wonach die Gesammtheit der Dinge unter dem Lichte der einen oder der andern Stimmung betrachtet wird. Erfahren

Digitized by Google

wir doch diese Verallgemeinerung eben schon in der einzelnen, vorübergehenden Stimmung: sind wir freudig bewegt, so sehen wir alle Dinge im rosigen Lichte, gehen leicht und gern über die Mängel hinweg und nehmen Alles von der lustigen Seite; dem Traurigen dagegen ist Alles traurig, er steht in jeder Betrachtung auf der Schattenseite und sucht geflissentlich die Dornen der Welt, um sich an ihnen neu zu verwunden. Selbst im physischen Organismus ist eine solche Beständigkeit der Stimmung angelegt, indem Alles Lachen und Weinen sich selbst zu potenziren geneigt ist. Sind wir erst einmal ins Lachen gekommen, so lachen wir über Dinge, an denen bei ruhiger Betrachtung Niemand etwas Lächerliches finden würde, und nicht nur von den kleinen Kindern dürfte es richtig sein, daß sie sich in's Weinen geradezu hineinheulen können. Um wie viel mehr wird diese Ansteckung und Verallgemeinerung der Stimmung da auftreten, wo sich schon durch Temperament und Erlebnisse beharrliche Stimmungen gebildet haben! Je nach ihren persönlichen Anlagen und dem Einfluß ihres eigenen Geschicks fassen daher die Menschen die sie umgebende Welt von der heitern oder von der trüben, von der guten oder von der schlechten Seite auf: und in tausend und abertausend Graden und Verhältnissen kreuzen sich deshalb in der Weltauffassung der Menschen Optimismus und Pessimismus, so jedoch, daß in jedem Einzelnen, der eine mehr ausgesprochene persönliche Ansicht besitzt, eines der beiden Elemente überwiegt. Was aber von den Einzelnen, gilt auch von den Völkern. Im Allgemeinen wird stets die Jugend mehr optimistisch, das Alter mehr pessimistisch denken; im Allgemeinen überwiegt in den classischen Culturvölkern das optimistische, in den romantischen das pessimistische Princip. Ebenso kann man auch in den Generationen eines und desselben Volkes die Auffassung von einem Extrem zum andern in oscillatorischer Bewegung verfolgen. Daß jedoch der Mensch niemals allein ein Product der äußern Verhältnisse ist, könnte man vielleicht am besten daraus beweisen, daß Derjenige sehr irren würde, welcher mit Sicherheit voraussetzte, die sogenannten schlechten Zeiten seien stets die Schulen des Pessimismus, die guten diejenigen des Optimismus. Indem die Geschichte wie die gewöhnliche Erfahrung vielfach das Gegentheil aufweist, bestätigt sie die Abhängigkeit dieser Auffassungen von dem Temperament und dem Charakter, in welchem die Dinge betrachtet werden.

So lange nun Optimismus und Pessimismus diesen Stempel ihres subjectiven Ursprungs offen an der Stirn tragen, sind sie in ihrer psychologischen Berechtigung durchaus unangreifbar. Man kann es Niemandem verargen oder verbieten, sich nach seinem Charakter und seinem Schicksale eine Privatmeinung darüber zu bilden, welchen Werth für ihn die Welt und das Leben haben; und so sehr diese Meinungen das Denken und Thun der Einzelnen beeinflussen mögen, so werden sie doch nur bei besonders hoher Einseitigkeit als geradezu schädlich bezeichnet werden dürfen. Wir werden Manchem wünschen, daß er etwas weniger optimistisch, Manchem, daß er etwas weniger pessimistisch denke und verfahre, da beide Stimmungen in's Extrem getrieben, die Thatkraft in gleicher Weise lähmen, der Optimismus, indem er leichtsinnig, der Pessimismus, indem er schwerblütig und gleichgiltig macht. Im Allgemeinen jedoch sind beide Stimmungen als nothwendige psychische Zustände und Richtungen vollkommen anzuerkennen. Aber die Sache ändert sich sofort, sobald eine der beiden Parteien ihre Weltauffassung der andern als eine von der subjectiven Stimmung unabhängige und als objectiv

Digitized by Google

anzusehende und anzuerkennende Wahrheit aufdringen will. Handelt es sich um die optimistische oder pessimistische Beurtheilung eines einzelnen Falles, so kann man in ruhiger, objectiver Weise darüber sich auseinandersetzen und die durch die persönliche Stimmung des Einen oder des Andern herbeigeführten Trübungen der Einsicht eliminiren. Will sich dagegen die Stimmung als solche in eine Weltanschauung umsetzen und jene Verallgemeinerungsthätigkeit der Stimmungsbetrachtung bis an das letzte Ende führen, wo dann das Urtheil: „die Welt ist gut" oder „die Welt ist schlecht" den Anspruch auf objective Wahrheit und allgemeine Anerkennung macht — dann stehen wir vor einer Principienfrage ersten Ranges. Objectiv beweisen heißt wissenschaftlich beweisen. Nur besteht der Unterschied zwischen wissenschaftlichem und gewöhnlichem Denken zu allererst in dem Ausschluß der Gefühle von dem Vorstellungsinhalte. Wissenschaftliche Betrachtung ist interesselose Betrachtung und die erste, an sich freilich nur erst negative Bedingung des wissenschaftlichen Denkens besteht darin, daß alle Einflüsse des Gefühls und der Stimmung auf die Ausgangspunkte ebenso wie auf den Fortgang des Denkens sorgfältig ausgeschlossen werden. So wäre es denn in der That eine höchst eigenthümliche und wunderbare Erscheinung, wenn des wissenschaftliche Denken in seinem letzten Resultate, in seinem abschließenden Urtheil über den Zusammenhang der Dinge in eine jener vorher sorgfältig ausgeschlossenen Stimmungen zurückkehrte.

Dies aber ist nun gerade das Charakteristische in dem Auftreten des modischen Pessimismus. Er erhebt laut und offen den Anspruch, sein Urtheil: „Die Welt ist schlecht, und es wäre besser, sie wäre nicht da" — dieses Urtheil wissenschaftlich, d. h., da es sich um die Grundprincipien der Dinge handelt, philosophisch erwiesen zu haben; er will den Inhalt der pessimistischen Stimmung als eine von der Subjectivität unabhängige und philosophisch bewiesene Wahrheit anerkannt haben. Es ist nicht schwer, die Gefährlichkeit dieser Combination einzusehen, wenn man nur bedenkt, wie leicht das Denken der Masse sich von einer nur recht selbstgewiß auftretenden subjectiven Gewißheit imponiren und diese subjective Gewißheit sich in eine Autorität verwandeln läßt. Zahlreiche Gemüther, welche die Lücken dieser Beweisführung und vor Allem ihre von Anfang an schiefe und wissenschaftlich unberechtigte Fragestellung nicht zu bemerken im Stande sind, fangen dann an, die Welt für schlecht und sich darin für recht unglückliche und verfehlte Existenzen zu halten, selbst wenn ihnen das bei sonst guten Verhältnissen manchmal recht schwer werden mag, und nachdem sie belehrt worden sind, daß ein einsichtiger und moralischer Mensch das Elend der ganzen Welt in sich zur lebhaften Empfindung bringen muß, beginnen sie sich der optimistischen Regungen zu schämen, die etwa noch aus ihrer unbefangenen Natur von Zeit zu Zeit in ihnen aufsteigen mögen.

Freilich, an diesem Schein, als ob der Pessimismus wissenschaftlich begründbar und gar schon begründet sei, trägt die deutsche Philosophie selbst den größern Theil der Schuld. Sie hat ihn schon in dem Zeitpunkte auf sich geladen, als sie den nicht minder verfehlten Versuch antrat, den Optimismus aus wissenschaftlichen Principien zu begründen. Es war bekanntlich Leibniz, der in seiner Theodicée damit gewissermaßen die Rechenprobe für den theologischen Theil seiner Weltanschauung machen wollte. Daß die Welt aus der schöpferischen Thätigkeit eines allweisen und allgütigen Gottes hervorgegangen, schien doch nur dann haltbar zu sein, wenn diese Welt nun

Digitized by Google

auch selbst durchaus weise und gut eingerichtet wäre. Aber schon diese erste Probe fiel schlecht genug aus. Daß diese Welt gut im absoluten Sinne sei, wagte nicht einmal Leibniz zu behaupten, und er beschränkte seine Beweisführung darauf, daß sie unter den möglichen Welten die beste sei. Daher stammt denn auch der Superlativ in dem Ausdruck „Optimismus" und dem danach gebildeten „Pessimismus", während der eigentliche Sinn der beiden Stimmungen mehr die Ausdrücke Bonismus und Malismus verlangte, wie denn auch der letztere aus den pessimistischen Kreisen der Gegenwart vorgeschlagen worden ist. Ob freilich die Leibniz'sche Theodicee mit ihrer Lehre von der metaphysischen Negativität der Sünde und des Uebels wirklich eine Apologie des ganzen Christenthums bilden würde, ist eine andere Frage, welche durchaus verneint werden müßte. Denn das Christenthum ist als Religion ebenso pessimistisch wie es als Dogma optimistisch ist; und nur so ist es erklärlich, wie sich der Schopenhauer'sche Pessimismus mit mindestens gleichem Rechte auf die Urkunden des Christenthums berufen konnte, wie der Leibniz'sche Optimismus.

Seit aber nun so der Anfang gemacht worden war, ist es gewissermaßen Sitte geworden, daß die Weisen ihr Urtheil über den Werth und die Existenzberechtigung der Welt abgeben, und es hat natürlich nicht ausbleiben können, daß Einige von ihnen dabei bedenklich das Haupt geschüttelt und sich mit dem Zusammenhange der Dinge nicht so ganz einverstanden erklärt haben. Selbst Kant fiel, als er noch nicht ganz er selbst war, einmal in die Schlingen des Leibniz'schen Optimismus und schrieb darüber eine kleine Schrift, deren er sich in seinem Alter herzlich geschämt hat. Wie aber schon bei Leibniz, so trat auch später der Optimismus oder der Pessimismus immer in Verbindung mit den höchsten metaphysischen Speculationen auf. Als die deutsche Philosophie an die Stelle des persönlichen Gottes die souveräne Weltvernunft setzte, da mußte natürlich auch dieser die Vollendung alles einzelnen Seins entsprechen, und der bekannte Satz: „Alles was ist, ist vernünftig", war das letzte Stichwort des idealistischen Optimismus. Allein während diese Ueberzeugung die officielle Philosophie der Deutschen ausdrückte, brachen sich im Stillen immer mehr jene schon von Fichte angeregten, von Schelling näher in's Auge gefaßten, von Baader aus der alten deutschen Mystik hervorgeholten, endlich von Schopenhauer klar und scharf ausgesprochenen Gedanken Bahn, welche im Weltgrunde ein Irrationales, theils Ueber-, theils Unvernünftiges aufsuchten, und im Zusammenhange damit hob man denn auch die Irrationalität und die Unvernünftigkeit, das Elend der aus diesem Grunde hervorgegangenen Welt stärker hervor. Es bildete sich unter dem Einfluß Schopenhauer's eine wahre Manie heraus, den „Werth des Lebens" zu beurtheilen, bis schließlich, als sei man an einem synthetischen Ende dieser Bewegung angelangt, Hartmann die Meinungen von Leibniz und Schopenhauer in der äußerst witzigen Weise combinirte, daß zwar mit dem Ersteren anerkannt wurde, diese Welt sei die beste der möglichen, dann aber mit dem Letzteren die Schlechtigkeit dieser bestmöglichen Welt behauptet und daraus gefolgert wurde, daß, wenn die bestmögliche Welt so miserabel ausgefallen sei, es doch sicher besser wäre, sie wieder zu vernichten.

Will man diesen schwankenden und wechselnden Meinungen gegenüber einen sichern Standpunkt der Beurtheilung ihrer Berechtigung gewinnen, so muß man sich zunächst über das diesen Gegensätzen gemeinsam zu Grunde Liegende orientiren. Die beiden entgegengesetzten Urtheile: „die Welt ist gut"

Digitized by Google

und „die Welt ist schlecht" haben offenbar die gemeinsame Absicht, den Werth des Universums zu beurtheilen. Sie enthalten nicht ein theoretisches Urtheil zur Feststellung oder zur Erklärung der Wirklichkeit, sondern vielmehr eine die erkannte Wirklichkeit beifällig oder mißfällig charakterisirende Beurtheilung. Das Urtheil ist somit teleologisch; und zwar ist sein Gegenstand das beurtheilte Object in diesem Falle nicht ein einzelnes Ding oder eine bestimmte Art von Dingen, sondern das Universum. Wir brauchen deshalb in den noch immer nicht geschlichteten Streit über die teleologische Betrachtungsweise einzelner Vorgänge in der Natur gar nicht einzutreten, wenn wir für unsern Zweck lediglich die Behauptung aufstellen und zu begründen suchen, daß sich die Wissenschaft für die Beurtheilung des Universums, für ein Urtheil über den Werth der Welt von vornherein für durchaus incompetent erklären muß, und daß sie dies thun muß nicht etwa aus einer mißverständlichen Bescheidung und Bescheidenheit, sondern vielmehr aus der klaren Einsicht in die völlige Unmöglichkeit einer solchen Beurtheilung.

Die Urtheile: „die Welt ist gut, die Welt ist schlecht" messen, wie alle Urtheile, in denen die Prädicate gut und schlecht vorkommen, das Subject des Satzes, diesmal also das Universum, an einem Beurtheilungsprincip, d. h. an einem Zwecke, und je nachdem sie finden, daß der Gegenstand diesen seinen Zweck erfüllt oder nicht erfüllt, erklären sie ihn für gut oder für schlecht. Der Optimismus und der Pessimismus fallen somit unter diejenigen Beurtheilungen, welche den Werth eines Gegenstandes für eine Bestimmung oder einen Zweck prüfen, und stehen folglich unter den allgemeinen Regeln solcher Beurtheilung. Nun ist es hinlänglich bekannt, ein wie weiter Spielraum auf diesem Gebiete der subjectiven Willkür offen steht und wie außerordentlich schwer es ist, in derartigen „Beurtheilungen" wirklich objective wissenschaftlich zu beweisende und anzuerkennende Gesichtspunkte und Kriterien aufzustellen. Denn es ist klar, daß man in dieser Richtung die willkürlichsten und abenteuerlichsten Urtheile aufstellen kann, und daß eine derartige Beurtheilung nur unter ganz bestimmten und genau festzustellenden Bedingungen eine objective Berechtigung beanspruchen darf. Wenn ich mir ein Paar Tanzstiefel bestelle und nachher dem Schuster Vorwürfe mache: „sie sind schlecht, denn ich kann sie nicht essen", so wird man mich für verrückt halten; wenn ich ihm sage: „sie sind schlecht, denn ich kann damit keine Gletscher besteigen", so wird man mich lächerlich finden; sage ich aber „sie sind schlecht, denn sie sind zu schwer oder zu wenig biegsam", so werde ich, die Thatsache vorausgesetzt, in meinem Rechte sein. Was ist der Unterschied zwischen diesen drei Beurtheilungen? Die erste, offenbar unsinnige, mißt den Gegenstand an einer Bestimmung, den er niemals haben kann; die zweite nicht gerade unsinnige, aber durchaus unberechtigte, mißt ihn an einem Zwecke, zu welchem ich ihn zwar verwenden könnte, zu welchem er aber seinem ursprünglichen Sinne nach nicht bestimmt war; die dritte, richtige, endlich bezieht ihn auf die Bestimmung, für welche er ursprünglich und seinem ganzen Wesen nach da ist. Von diesen drei möglichen Formen der Beurtheilung ist offenbar nur die dritte die objectiv begründete, die beiden anderen unterscheiden sich nur durch den Grad der Willkürlichkeit, mit der ein Gegenstand an einem ihm selbst durchaus fremden Zwecke gemessen wird. Gleichwohl ist namentlich die zweite Art von Beurtheilungen eine im gewöhnlichen Vorstellungsmechanismus, wenn auch nicht in so krasser Form wie in dem gewählten Beispiel, überaus häufig vorkommende Erscheinung, die Beurthei-

Digitized by Google

lung eines Gegenstandes nach einer Bestimmung, wozu man ihn zwar verwenden kann, wozu er aber seinem eigenen Wesen nach ursprünglich nicht da ist. Wenn Jemand, aus der Kirche kommend, die Beurtheilung abgiebt: „die Predigt war schlecht, denn sie war nicht amüsant", so wird das der Geistliche sehr übel nehmen und als einen durchaus willkürlichen Maßstab der Beurtheilung mit Recht zurückweisen; aber es wäre doch eben möglich, daß Jemand zu diesem seinem persönlichen Zwecke Predigten anhörte. Sehr witzig hat einmal Heinrich Heine so äußerlich willkürliche Betrachtungsweisen ironisirt, indem er erklärte, er für seine Person theile alle Pflanzen in solche ein, welche man essen kann, und in solche, welche man nicht essen kann. Allein diese willkürliche Beurtheilungsweise der zweiten Form tritt nicht immer in so handgreiflicher Form auf, sondern meistens in sehr versteckter Weise und mit scheinbar sehr sicherer Begründung. Kinder und Erwachsene bedienen sich ihrer fortwährend, und um nur eins der allergeläufigsten Beispiele anzuführen — was ist es denn anders, wenn wir so häufig von den besten und verständigsten Menschen Urtheile hören müssen, wie dieses: „Dieses Kunstwerk ist schlecht, denn es ist unmoralisch". — Wenn es solchen Willkürlichkeiten der Beurtheilung gegenüber nun eine objective Form des teleologischen Urtheils geben soll, so ist es nur auf dem einen Wege möglich, daß der Zweck, an welchem der Gegenstand gemessen werden soll, objectiv, d. h. wissenschaftlich als derjenige nachgewiesen wird, welcher wirklich als die dem Dasein des betreffenden Gegenstandes vorhergehende Bestimmung desselben objectiv vorhanden war. Es geht daraus von vornherein hervor, daß die Anzahl der mit wissenschaftlicher Begründung zu beurtheilenden Objecte sich auf den relativ geringen Umfang derjenigen beschränkt, deren Entstehung aus einem Zweckgedanken unzweifelhaft nachgewiesen werden kann.

Ist dies richtig, so leuchtet ein, daß von einem wissenschaftlich begründbaren Urtheil über den Werth des Universums, d. h. also von einer wissenschaftlichen Begründung des Optimismus oder des Pessimismus nur unter der Bedingung die Rede sein könnte, daß erstens das Universum überhaupt einen Zweck oder eine Bestimmung hat, und daß zweitens wir denselben mit Sicherheit wissen. So schwer es nun dem an die Zweckbeurtheilung aller einzelnen Dinge von Jugend auf gewöhnten gemeinen Bewußtsein ankommen mag, sich die Gesammtheit der Dinge ohne einen Zweck, den sie erfüllen sollen, vorzustellen, so schwer wird es andrerseits dem wissenschaftlich geschulten Denken, sich auch nur die Möglichkeit irgend eines Zweckes, dem das Universum untergeordnet wäre und nach dem es deshalb beurtheilt werden müßte oder dürfte, auch nur annähernd vorzustellen. Denn jede Zweckbestimmung, die dafür hypothetisch aufgestellt würde, wäre doch immer nur wieder eine der zahllosen Bestimmungen in der unendlichen Weite der Wirklichkeiten und somit nur ein Theil des Universums selbst. Wohl vermögen wir Einzelnes mit Einzelnem in zweckmäßige Beziehung zu setzen, aber um aus dem Universum herausgehend einen Zweck für dasselbe ausfindig zu machen, fehlt uns nach dem Begriffe des Universums selbst jede Denkfähigkeit. Sollte demnach auch für eine etwa höher angelegte Vorstellungsthätigkeit ein Ausweg aus diesem Zirkel möglich sein, so müssen wir doch bekennen, daß die menschliche Wissenschaft von einem Zwecke, der die Bestimmung des Universums ausmachte und das Kriterium seiner Beurtheilung abzugeben vermöchte, nichts weiß und nichts wissen kann. Vom Universum giebt es keinen Zweck, der objectiv nachweisbar wäre.

Digitized by Google

Wenn wir alſo dennoch von mannigfachen Verſuchen, die Welt auf einen Zweck zu beziehen und danach zu beurtheilen, in der Geſchichte des menſchlichen Denkens hören, ſo werden wir darin immer nur eine, wenn auch ſubjectiv noch ſo begründete, ſo doch objectiv niemals zu rechtfertigende Uebertragung der an der Betrachtung der Einzeldinge großgewordenen Auffaſſung auf den idealen Gedanken des Univerſums zu ſehen haben. Es iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß der Menſch immer und auf allen Stufen der Cultur die Geſammtheit der Dinge unter dem Geſichtspunkte betrachtet, den er ſelbſt als den höchſten und werthvollſten anzuſehen gelernt hat, ſo ſelbſtverſtändlich, daß er auch die Wiſſenſchaft zum Nachweiſe dieſer Beziehung heranzuziehen ſucht. Daraus eben erklärt ſich die Mannigfaltigkeit ſolcher Beurtheilungen, welche die Geſchichte aufweiſt. Mancher wird die höchſten Güter ſeiner perſönlichen Ueberzeugung ſich zu dieſem Weltzwecke zu verklären ſuchen; ein Anderer wird, wenn auch vielleicht nicht offen theoretiſch, aber doch practiſch dem Gedanken huldigen, die Welt ſei dazu da, daß er ſich darin möglichſt wohl fühle; der Dritte wird, dieſen Gedanken verfeinernd, der Ueberzeugung leben, die Welt ſei dazu da, in der Erkenntniß betrachtet zu werden. Aber das ſind keine objectiv begründbaren, wiſſenſchaftlich beweisbaren Standpunkte, und alle darauf gegründeten beifälligen oder mißfälligen Urtheile über die Art und Weiſe, wie die Welt dieſen Zwecken entſpricht, fallen ſomit unter die Kategorie jener zweiten, willkürlichen Form der Beurtheilung. Jede den Einfluß der Gefühle und Stimmungen auf den Gedankengang ausſchließende Wiſſenſchaft muß deshalb auch die Frage, ob die Welt gut oder ſchlecht ſei, d. h. ob ſie ihrem Zweck entſpreche oder nicht entſpreche, von vornherein als ſchief geſtellt ablehnen. Die jetzt ſo viel erhobene Frage, ob Optimismus oder Peſſimismus, iſt deshalb gar kein Problem der wiſſenſchaftlichen Philoſophie. Optimismus und Peſſimismus können in der Wiſſenſchaft nur Platz finden als Erſcheinung auf dem Gebiete der individuellen und der culturhiſtoriſchen Pſychologie, welche als intereſſante Gebilde höchſt complicirter Verſchmelzungsproceſſe aufgewieſen und erklärt werden müſſen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Strombraut.

Ein verschollenes Gedicht von Anastasius Grün.*)

Mitgetheilt von **C. v. Radics.**

Im jungen Lucidarius, jenem bekannten Lehrgedichte des dreizehnten Jahrhunderts, in welchem die Völker Oesterreichs eine scharf zutreffende Charakteristik erfahren, wird als Eigenthümlichkeit des krainischen Volkes die Tanzlust bezeichnet. Es heißt da:

„Ze Kraine sî wir des gebeten,
Daz wir Windischen treten
Nach der Blâterpfifen."

Der windische Tanz nach der Blâterpfife, nach dem Dudelsack, wie er hier gemeint ist, er war im Krainerlande allerorten noch im sechszehnten Jahrhundert in vollstem Schwunge. So auch zu Laibach in der Hauptstadt, wo auf freiem Platze, auf dem „alten Markte", eine breitästige alte Linde stand hart an einem Brunnen in der unmittelbaren Nähe des Laibachflusses und wo des Sonntags Nachmittag die gesammte Bürgerschaft zusammenkam „in freundnachbarlicher Vertraulichkeit", „selbstherbeigebrachte Speise" „bei annehmlicher Musik" verzehrte und das junge Volk zum Tanze flog.

Der krainische Chronist, Freiherr von Valvasor, beschreibt in seiner „Ehre Krains" (1689) solch einen Tanz, der aber übel ausging, indem dabei der „Wassermann" erschien und das schönste Mädchen vom Reigen nach seiner Wohnung in dem Laibachfluß entführte.

Der vom Aberglauben seiner Tage arg befangene Freiherr sagt nämlich im elften Buche seines genannten „Hauptwerkes" wörtlich Folgendes:

„Ehe wir von der Laibach (dem Laibachflusse) Abschied nehmen, steht noch Dieses zu berichten, daß in demselben ein Gespenst, das man den Wassermann nennt, sich aufhält und öffters zu Nachte zeigte, auch so bekannt ist, daß jedweder Schiffmann und Fischer aus der Laybach gnug davon zu sagen weiß. Solches ist gemeiner Sage nach vorzeiten auch öffters bei hellem Tage aus dem Wasser gestiegen und hat sich in menschlicher Gestalt sehen lassen. Wie es dann 1547 am ersten Sonntage im Julio auf dem alten Markte bei dem Brunnen, allwo die ganze Nachbarschaft versammelt gewesen und mit einem erbarn Tantz sich ergötzet hat, als ein wolaufgeputzter schön- und wolgestalter Jüngling erschien, ein Mägdlein Ursulam Schäfferin ergriffen, mit ihr sich ziemlich bekandt gemacht und endlich den Sitticherhof**) vorbey nach dem Strom zugetanzet und sich mit ihr hineingestürzt."

*) Weder in der Sammlung „Gedichte", noch in der eben erschienenen poetischen Nachlese „In der Veranda" enthalten. Anm. d. Verf.

**) Stadthaus des in Unterkrain gelegenen Cistercienserstiftes Sittich (1782 aufgehoben).

Digitized by Google

Und an anderer Stelle im fünfzehnten Buche führt Valvasor die Bilder des Wassermanns und seiner Tänzerin sowie die Schilderung des Abenteuers weiter aus. Er nennt den Helden einen „wohlstaffirten schöngestalten Jüngling", der hervortrat, als „die Lust alle Gemüther in völligen Besitz genommen hatte" und allen Anwesenden freundlich die Hand bot, „vor deren Berührung aber Jedermann ein ungewöhnliches Gefühl, Alteration, empfand", denn seine Hände waren ganz kalt und weich. Er „erkieste zu seiner Tanz-Gefährtin ein sonst wolaufgeschmücktes und äußerlich schön gebildetes, von Gemüth und Sitten aber unschönes und freches Mägdlein". Sie hatte gar auffällig nach dem fremden Mann geblickt und ihn an sich herangezogen; er war ihren Blicken willig gefolgt und jetzt beginnt ihr Tanz. Und sie tanzen „Windisch": sie dreht sich mit großer Geschwindigkeit bald vor, bald nach ihm her, er setzt ihr nach, stampft, springt in die Höhe, bewegt den ganzen Körper; in dem Augenblicke, da er sie haschen will, entwischt sie ihm durch eine kühne Drehung, aber endlich erhascht er sie doch und hebt sie jauchzend im Triumphe empor.

Sie erregen die Aufmerksamkeit Aller durch die Grazie, mit welcher sie den Tanz ausführen; doch mit einem Male da wird aus dem bekannten Tanze ein unbekannter; er läßt sie nimmer los, seine Tänzerin und statt im Kreise um die alte Linde herum, greift der Wassermann in weiten Schritten der Länge nach aus und schon hat er die Schranken, die den Tanzplatz umsäumen, weit hinter sich und fort gehts den Marktplatz querüber, an „weiser Mönche" geheiligter Stätte vorbei und hin an des Laibachflusses schmalen Uferrand kam das Paar gezogen „und dreht sich noch dreimal und stürzt in die Wogen".

„Ob dieser Entführung entsetzten sich", wie Valvasor schreibt (der die so localisirte und fixirte Sage vom Wassermann als wahre Begebenheit erzählt), „die Bürger so sehr, daß das altgewohnte Lustgelage bei der Linde von Stunde an für immer aufgehört". Und der fromme Freiherr setzt unter seine Erzählung die Moral: „Selten tanzen ist unter Ehrbaren — ehrlich; oft tanzen — gefährlich; üppig tanzen — zur Hölle beförderlich."

Anastasius Grün, Anton Alexander Graf Auersperg, dem die heimatliche Sage schon im ersten Lenz seines Schaffens vor die dichterische Seele trat und sie mächtig bewegte, ergriff als feuriger Jüngling, er „zählte zwanzig Jahre kaum", diesen packenden Stoff und wurde seiner in vollendeter Meisterschaft Herr. Er entkleidete — nach echter und rechter Dichter Art — die Sage des localen Laibacher Charakters und hielt sich an die Allgemeinheit. Hören wir den Dichter selbst:

Die Strombraut.

Eine krainische Sage.

Dort wo das ebene Blumengefild
Der Strom so ruhig durchwallt,
Wo riesig der alternden Linde Bild
Im klaren Spiegel sich malt;
Dort sammelte einst sich der Hirten Schaar
Beim heitern Ton der Schalmei'n;
Dort fand vereinigt manch glückliches Paar
Zum fröhlichen Reigen sich ein.

Da schwebet im wirbelnden Tacte gewandt
Manch liebendes Pärchen dahin,

Digitized by Google

Bruſt ſchmiegt ſich an Bruſt, Hand ruhet in Hand,
Im Auge glänzt zärtlicher Sinn. —
Doch fern von dem Schatten der Linde umweht,
Dem Taumel der Freude entfloh'n,
Ein Mädchen ganz einſam und freudenlos ſteht
Und ſpricht wohl der Liebe gar Hohn?

Ihr Auge glänzt klar wie ein Aetherfeld,
Wie fließendes Gold ihr Haar,
Und wie die Sonne am Himmelsgezelt,
Strahlt ſie durch der Mädchen Schaar;
D'rum ſuchte manch fröhlicher Burſche ſein Glück
Und bot ihr die Hand zum Reih'n,
Doch alle, die kamen, die wies ſie zurück,
Blieb ſtörriſchen Sinnes allein.

Doch ſieh! Durch die wogende Menge wallt
Ein Jüngling mit lockigtem Haar,
Die Kraft aus dem blühenden Antlitz ſtrahlt,
Schön iſt er, wie keiner noch war.
Er wandelt, von keinem der Hirten gekannt,
Zum ſinnenden Mädchen dahin,
Und beut ihr zum wirbelnden Reigen die Hand
Mit zärtlichem Worte und Sinn.

Sie blickt ihm in's Auge, es glänzt ſo mild,
Erweicht iſt ihr ſtörriſch Gemüth;
Die Stirne entwölkt ſich, der Gram iſt geſtillt,
Ihr Herz nur von Liebe durchglüht.
Er hält ſie umſchlungen mit kräftigem Arm,
Sie ſchmiegt ſich ſo zärtlich an ihn,
Er faßt ſie ſo innig, er hält ſie ſo warm,
Sie ſchweben im Fluge dahin.

Auf Schwingen des Sturmes enteilet ihr Tritt,
Wie Feuer ſo wallet ihr Blut,
Es lodert mit jeglichem Schwunge und Schritt,
Erneuert die Liebesgluth.
In weiterem und weiterem Kreiſe dreht
Der Jüngling die liebende Braut,
Indeß ihr Blick nach dem ſeinen nur ſpäht,
Das Bild des Geliebten nur ſchaut.

Doch ſieh! er entſchwebt mit ihr ſturmbeſchwingt
Zum fluthenden Uferrand,
Ihr ſchwindelt, ihr grauet, mit Macht umſchlingt
Ihr Auge ein Nebelband.
Sein Blick glänzt in feuriger Zärtlichkeit, —
Zu Eis erſtarret ihr Blut, —
Mit Kraft umſchließt er die zagende Maid —
Und ſenkt ſich mit ihr in die Fluth.

Wohl Mancher, der einſt von dem Mädchen gewußt,
Fragt oft noch, wohin ſie wohl kam?
Sie ruht an des liebenden Waſſermann's Bruſt
Als Braut an dem Bräutigam;
Dort unten im wogenden Waſſerpfühl
Fand ſie erſt des Friedens Port,
Dort ſteht ihr Brautkämmerlein ſtill und kühl,
Dort liebt ſie nun ewig fort.

Die Wellen rauſchen das Brautlied ihr zu,
Die Fluren rings ſtimmen mit ein;
Zwei Schwäne ſegeln in ſeliger Ruh',
Zwei Roſen blühen im Hain,

Digitized by Google

Zwei Täubchen girren am Zweig, von der Nacht
Der schattenden Linde umwallt;
Die schon seit Jahren in riesiger Pracht
Im klaren Strom sich malt.

Anastasius Grün hat, wie schon angedeutet und der Leser aus der Lectüre des Gedichtes selbst nun entnehmen konnte, die Sage des localen Bezuges entkleidet. Er hat die Scenerie von Laibach's Marktplatz nach einem Blumengefild verlegt, das der Strom ruhig durchwallt, doch die alte Linde, der Nationalbaum des slavischen Landes Krain, fehlt auch hier nicht. Statt der Bürger von Laibach tritt die Hirtenschaar des ackerbautreibenden Volkes von Krain auf.

Die wie eine Sonne durch der Mädchen Schaar strahlende „Strombraut", sie ist Anastasius Grün das Mädchen par excellence, er giebt ihr keinen Namen, denn sie ist die Type der notorischen Schönheiten des Landes.

Das Ausklingen seines Gedichtes, die scharfe Pointirung, daß das Mädchen, um das Mancher noch fragte „wohin sie wohl kam", im wogenden Wasserpfühl erst des Friedens Port gefunden, und der versöhnende hochpoetische Schluß, daß die Natur in ihren zartesten Repräsentanten Wache hält überm Brautkämmerlein des im Leben so „einsamen" und „freudenlosen" Mädchens zeigt uns, daß Auersperg die Erzählung bei Valvasor so aufgefaßt hat, wie sie in der That aufzufassen ist, als die historische Ueberlieferung eines im Jahre 1547 auf dem Laibacher alten Markte bei Tanz und Spiel vorgefallenen Selbstmordes der jungen „Beneville" und „fröligen Lustjungfer", der überaus schönen Ursula Schäfferin, die wahrscheinlich besser war als ihr Ruf und der der Neid ihrer Zeitgenossinnen noch bis über das Grab folgte, indem man sie als die „schlechteste Person" ausschrie und als Braut des Teufels, des Wassermanns, mit dem kecken Gesellen in die Fluthen der Laibach verschwinden ließ!

Anastasius Grün aber hätte, wir sind dessen gewiß, auch dann, wenn er pur et simple sich mit seiner Dichtung an die Localsage gehalten hätte, sein Lied ausklingen lassen mit den Worten:

„Die Wellen rauschen das Brautlied ihr zu,
Die Fluren rings stimmen mit ein.
Zwei Schwäne segeln in seliger Ruh',
Zwei Rosen blüh'n im Hain,
Zwei Täubchen girren am Zweig, von der Nacht
Der schattenden Linde umwallt;
Die schon seit Jahren in riesiger Pracht
Im klaren Strom sich malt!"

Digitized by Google

Unterhaltungen mit Alexander Dumas fils.

Die erste Aufführung der neuen Komödie L'Etrangère von Dumas fils auf dem Theater Français war in Sicht. Ganz Paris war in Aufregung. In den Zeitungen, auf der Straße und im Salon sprach man schon von gar nichts Anderem mehr. Man sagte, es handle sich da eigentlich nicht um ein, sondern um zwei oder besser um drei literarische Ereignisse. Erstens sei jede Première im Theater Français ein Ereigniß, zweitens sei es ein jedes Stück von Monsieur Dumas, und drittens involvire der vorliegende Fall die Vereinigung dieser beiden Ereignisse zu einem dritten, weil die erste Aufführung des neuen Stückes von Dumas fils im Theater Français stattfinde, wofür es eigens geschrieben worden sei. Kurz, man bewies sich gegenseitig bis zum Ueberdruß, die Première der „Fremden", deren Bekanntschaft ja auch seither in Deutschland vermittelt worden ist, sei ein Ereigniß, so groß und bedeutsam, daß die ganze Welt in jener wichtigen Stunde auf Paris blicken werde.

Bis dahin ließen sich die guten Pariser kaum Zeit zum Athemholen. Jeder machte die äußersten Anstrengungen, um dieser denkwürdigen Première beiwohnen zu können. Man war bereit, alle seine Eriparnisse für diesen einen Abend zu opfern, ja die süßesten Rendezvous wurden dagegen wie eine Bagatelle behandelt. Man kannte keine Rücksichten mehr; man verschob die heiligsten Pflichten, deren Erfüllung zufällig auf den Abend des vierzehnten Februar fallen mochte. Kurz, man hörte auf ein Mensch zu sein und war blos noch Premièrencandidat. Und wie viel Geist, Schlauheit, Ausdauer und Unverschämtheit wandte man auf, um ein Billet zu ergattern! Man erinnerte sich plötzlich mit der größten Zärtlichkeit der entferntesten Verwandten, um die man sich seit Jahren nicht gekümmert, oder die man sogar in normalen Zeiten desavouirt, ja verachtet hatte, jetzt suchte man sie auf und cajolirte sie, weil sie im Verdacht standen, den berühmten Komödiendichter zu kennen. Die oberflächliche Bekanntschaft wurde zur intimen Freundschaft aufgebuscht. Ließ ein Unbesonnener ein Wort fallen, worin er von Arbeiten sprach, die er „bei Dumas" gemacht, so vermuthete man sofort, mochte er auch als bloßer Tapezierer oder Weißbinder dort conditionirt haben, er sei ein anonymer Collaborator des Dichters und bat ihn, sich „bei Dumas" für „uns" zu verwenden. Von einem Andern wußte man, daß er vor einigen Decennien des Autors Secretär gewesen, aber wegen eines zweifelhaften Handels plötzlich entlassen worden war, jetzt beeilte man sich, diese catilinarische Existenz in ihrer anrüchigen Stammkneipe aufzusuchen und haarscharf zu beweisen, daß jener Fall mit darauffolgendem Hinauswurf eigentlich nur ein kleines Mißverständniß gewesen sei, daß der gute Dumas zweifelsohne sein Unrecht eingesehen und ihm verziehen habe und seinem einstigen Mitarbeiter gewiß kein Gesuch — dabei schob man ihm einen Napoleon und eine Bittschrift für Gewährung eines Billets zur „Etrangère" zu — abschlägig beantworten werde, schon als Sühne für den damaligen Jähzorn.

Digitized by Google

Bei einer ersten Vorstellung im Theater Français war nur ein kleiner Theil der Plätze an der Casse verkäuflich. Mehr als die Hälfte sind Freiplätze oder wenigstens Billets de faveur. Die Claque nimmt das ganze Parterre und die Hälfte der Galerien in Beschlag, drei Viertheile des Parquets und die Logen werden dem Autor, der Administration und den Schauspielern zu Verfügung gestellt, und nur eine geringe Anzahl von Sitzen ist für das profane Publicum bestellt, das sich selbstverständlich schon einige Tage vorher darum zu bewerben hat. Daher waren die Theaterbureaus und die Agenturen von Morgens früh bis Abends spät belagert, als die erste Aufführung der Dumas'schen Novität angekündigt war. Man hätte sich für einen Klappsitz geschlagen; man zahlte für den ungünstigsten Sitz hoch oben im Paradies die wahnsinnigsten Preise. Millionäre begnügten sich mit einem Parterreplatz mitten unter den Claqueurs, und Damen aus der höchsten Gesellschaft nahmen gern mit einem Sitz im dritten oder vierten Stock vorlieb. Die Administration stopfte jeden Winkel, jedes Loch mit Zuschauern, und doch macht man sich keinen Begriff davon, wieviel Unzufriedene und Traurige an jenem Theaterabend vor den geschlossenen Kassenschaltern standen.

Es giebt Tage, wo man Theater aus Kautschuk haben sollte, die sich nach Willkür ausdehnen ließen.

Der Gequälteste von Allen war ohne Zweifel Alexander Dumas fils, der gefeierte Autor. Wohl hatte er die Mehrzahl der Fauteuils d'Orchester und Seitenlogen zur Verfügung, aber wie bald waren sie Alle vergeben. Nicht nur die Noblesse, sondern auch die Würde eines Academikers legt schwere Verpflichtungen auf. Da waren alle ehrsamen Greise der Academie Française unterzubringen, beinahe Keiner hatte auf den ihm zukommenden Platz verzichtet. Nahezu complet saßen die vierzig Unsterblichen im Parquet vom Hause Molières. Ferner mußten die Volksvertreter vom Parlament so viel wie möglich berücksichtigt werden, dann die Presse, vom großen Recensenten des „Journals des Debats" bis zum kritikasternden Revolverliteraten eines Sousblättchens. Wehe dem Director, dem Verfasser, den Darstellern, wenn ein einziger Ritter des Federheldenthums vergessen würde! Sein Zorn wäre furchtbar, seine Rache entsetzlich, mit einem einzigen Federstrich würde er das ungesehene Stück herunterreißen und eine grelle Dissonanz in die Harmonie der „Stimmen der Presse" bringen. Dann die Verwandten und Freunde der Familie Dumas, die sämmtlich ein sicheres Recht auf mindestens ein halbes Dutzend Plätze zu haben glaubten. In Haufen kamen sie in jenen Februartagen vor dem Hotel des Schriftstellers vorgefahren; die Wagen mußten Queue machen und ihre Reihe erstreckte sich von der Avenue de Villiers, wo Dumas wohnt, fast bis zum Triumphbogen des großen Kaisers. Auf den beiden Trottoirs aber wimmelte es von Befrackten und Besternten, von Beschleppten und Glacébehandschuhten . . . und sie Alle, Alle forderten Einlaß und Theaterbillets!

Dumas ist für Jeden, der nicht zufällig ein deutscher Reichsbürger ist, die Zugänglichkeit, die Liebenswürdigkeit in Person. Mit herzgewinnender Theilnahme kommt er Jedem entgegen, der ihrer würdig scheint, und interessirt er sich einmal für Jemand, so ist er der offenste und beste Freund. Ich kenne keinen Zweiten, der bei feinsten gesellschaftlichen Formen so sehr sein Herz auf der Zunge trüge, als der berühmte Autor jener verstandeskühlen, gemüthlosen Dramen ohne Innerlichkeit und Phantasie. Am Morgen der besagten ersten Aufführung war sein Haus förmlich belagert und umstellt, aber er

Digitized by Google

verschloß die Thüren nicht und erwies sich gegen Jeden so gefällig, als es in seinen Kräften stand. Ich sehe ihn noch, wie er in stummer Ergebung am Fenster seines Empfangssalons stand und einen langen Blick auf die sich andrängenden Besucher warf, welche die Avenue füllten. Alle Equipagen und Droschken der Weltstadt schienen gegen ihn losgelassen zu sein, und die Pferdebahn, die an seinem Hause vorüberführt, spie aus ihren doppelten Thüren die Insassen halber Stadtviertel aus.

„Komisch", sagte er mit einem ironischen Lächeln, indem er auf die Tramway wies, „man behauptet, daß diese Maschinen viele Menschen überfahren. Ich finde das nicht."

Als ich ihm vorwarf, er sei zu freigebig mit seiner Zeit, gab er zur Antwort: „Was wollen Sie, das ist ein Vortheil jener Berühmtheit, die die glücklichen obscuren Leute so sehr suchen, bis ihr Ziel erreicht und ihre Ruhe dahin ist. Ach, wäre ich glücklich gewesen, wenn man mich damals so aufgenommen hätte, als meine Carrière begann! Damals, als ich für zehn Centimes die Zeile Roman für Leihbibliotheken schrieb und die Affaire Clémenceau entwarf, die zehn Jahre später erschien und mir viel Ruhm eintrug. Jetzt habe ich in Ueberfluß, was ich damals ersehnte, es wäre unrecht von mir, wollte ich nicht dafür dankbar sein."

Auf seinem Tisch hatte er einen Stoß von Briefen liegen, welche sämmtliche Gesuche um Billets für die heutige Vorstellung enthielten. Dumas öffnete mechanisch einen nach dem andern und überflog den Inhalt. Oft entrang sich ein Seufzer, oft ein heiteres Gelächter seiner Brust.

„Welche Gemeinplätze!" rief er aus. „Diese Bittsteller bestehen aus Freunden, und deren giebt es viele! Sodann aus einer netten Menge von Bekannten und endlich aus einer Armee von Unbekannten, welche, wie sie sich ausdrücken, keinen andern Titel haben, als den der tiefen Verehrung für den großen Dichter ꝛc. ꝛc. Da gefällt mir doch jener Kauz besser, der mir schreibt, er habe zwanzigmal die „Cameliendame", achtzehnmal „Demimonde", achtzehnmal „Monsieur Alphonse", siebzehnmal den „Fils naturel", sechzehnmal die „Idées de Madame Aubray", zwölfmal „Diane de Lys", zwölfmal die „Danicheff", fünfmal „Un père prodigue", dreimal „L'Ami des femmes", dreimal die „Visite de noces" und ein halbes Mal die „Femme de Claude" — das Ganze habe er nicht verdaut — darstellen sehen und dabei seinen Fauteuil immer pünktlich mit sechs Francs bezahlt, er hoffe, dieses für den verehrten Dramatiker ausgelegte Capital berechtige ihn mehr als jeden Andern zu einem Gunstbillet."

„Haben Sie seine Bitte erfüllt?"

„Ich hätte es gern gethan, aber ich hatte über keinen einzigen Platz mehr zu verfügen. Ich schickte ihm als Ersatz einen Sperrsitz zu den „Danicheffs", er kann sie sich schon ein dreizehntes Mal ansehen, obwohl es eine schlechte Zahl ist."

Dumas fils hat eine Figur, die man sich nicht anders als in Uniform denken kann und doch steckte er, soviel ich weiß, noch niemals in einer solchen. Auf den breiten, massiven Schultern sitzt ein proportionirt großer Kopf, der durch die aufstehenden buschigen Kraushaare noch an Umfang gewinnt. Seine Augen haben nicht gerade viel Ausdruck, sie sind wasserblau und im Verhältniß zu den kräftig männlichen Zügen seines Gesichtes fast zu klein. Durchaus martialisch ist sein gekräuselter, blonder Schnurrbart, der bereits in's Graue spielt und verräth, daß Dumas schon die Fünfzig überschritten

Digitized by Google

hat. Als er so in den Papieren wühlte, machte er mir den Eindruck eines höhern Officiers im Negligé, der zur Bequemlichkeit seine Uniform mit einem bürgerlichen Hausrock vertauscht hat und einige Rapporte liest.

„Es ist unglaublich", sagte er nach einer Weile, „wie mich namentlich die Amerikaner heimsuchen, was mir Alles von den biedern Yankees zugemuthet wird. Nur ein Beispiel von vielen: Acht Tage vor der Eröffnung der Wiener Weltausstellung offerirte mir ein New Yorker Blatt spesenfreie Reise und Aufenthalt nebst baaren 25000 Francs Honorar für ein Kabeltelegramm von achtzig Zeilen, worin ich meine Eindrücke über die Ausstellung niederlegen sollte. Ich lehnte natürlich ab."

In einem der Zwischenacte der ersten Vorstellung der „Etrangère" traf ich Dumas, welcher mit dem Erfolg sehr zufrieden schien. Er hat sämmtlichen dreißig Proben beigewohnt und lobte die Darsteller über alle Maßen.

„Ich habe mit meinen Interpreten auf der Bühne immer Glück", sagte er. „Nicht selten übergebe ich die wichtigsten Rollen unbekannten Kräften, welche ich im Conservatorium oder in der Provinz entdecke. Die Tallandier z. B. die ich in der „Schmiere" eines kleinen Dorfes fand, habe ich lancirt. Niemand kannte sie in Paris, Jedermann war voreingenommen, alle meine Bekannten schüttelten die Köpfe über mein Wagniß, die Hauptrolle meines neuen Stücks einer Anfängerin zu übergeben. Ich wagte es. Die Tallandier siegte und ich mit ihr. Niemand wußte so recht, woher sie gekommen und Niemand wußte, wohin sie ging, als sie eines Tages für immer von der Bühne verschwand. Es war ein Theatercomet. Sie bedurfte keines Lehrers, keiner Proben; sobald sie auf der Bühne erschien, riß sie alle Gemüther mit sich fort. Denselben glücklichen Griff that ich mit dem Darsteller des Wladimir Danicheff, dessen Talent ich im Conservatorium kennen lernte. Er hat ein unschönes, gelbes Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen und ist klein von Statur. Er schien mir für diese russische Rolle wie prädestinirt und ich baute auf sein unbestreitbares Talent, als ich ihn, trotz aller Mahnungen, im Odéon spielen ließ. Wie meisterhaft mein Debütant spielte und welchen Erfolg er erzielte, das wissen Sie ja. Er hat eben, wie früher die Tallandier, den theatralischen Instinct. Meiner Sucht, neue Talente zu entdecken und zur Geltung zu bringen, liegt eine Eigenheit meines Naturells zu Grunde. Ich liebe das Werdende. Dieselbe Vorliebe für Debütanten, aufstrebende Talente der Bühne theile ich auch für die Maleranfänger. Ich habe zu Hause, wie Sie wohl wissen, jeden Winkel meines Hauses bis auf die Kellertreppe mit Bildern aller Art behängt. Meine Gemäldegalerie darf sich gewiß sehen lassen. Ich sammle nicht, ich wähle. Bei jedem „Salon" mache ich meine Einkäufe und gefalle mir darin, in der Masse des Ausgestellten die fast unbeachtete Schöpfung eines Unbekannten zu finden, die würdig wäre, in meine Sammlung aufgenommen zu werden. Théophile Gautier, der berühmte Romantiker und Kritiker, hatte wenige Monate vor seinem Tode die originelle Idee, in seinen Kunstberichten das Publicum nicht über die berühmten lebenden Maler und ihre Producte zu unterhalten, sondern über die Maler, welche einst berühmt sein werden. Ich thue ungefähr dasselbe; aber statt über sie zu sprechen, ermuthige ich sie, indem ich ihre ersten Bilder kaufe."

Ein anderes Mal, nachdem er lange in seinem Studierzimmer in der Weise eines Mediciners und im familiärsten Stil über — die Frauen mit mir geplaudert — es ist nur gut, daß keine dabei war — gelang es mir,

Digitized by Google

auch die politischen Ansichten des Dramatikers, die er sonst nicht gerne berührt, kennen zu lernen. Dumas ist Imperialist und ein Bewunderer Napoleons III. Die gegenwärtige Republik kommt ihm sehr problematisch vor; er glaubt nicht an ihren Bestand. So sagte er:

„Aus Frankreich mit seiner überwiegend monarchisch gesinnten Bevölkerung eine Republik machen zu wollen, kommt mir gerade so vor, als wollte Jemand ein Kloster mit Mönchen gründen, die keinen Glauben haben."

Franzose durch und durch, hat er sich nie zur Höhe des Kosmopolitismus aufschwingen können. Trotzdem liebt er auch in politischen Dingen, wie auf der Bühne, das volle, gradausgehende Wort der Wahrheit. Welches peinliche Aufsehen erregte z. B. nach dem Krieg seine Broschüre „Choses du jour" in französischen Kreisen, wo man es unpatriotisch fand, daß der berühmte Schriftsteller in so freimüthiger Weise über die Sünden seines Landes und die Verderbtheit der Gesellschaft sprach und ihnen alle Schuld an den Niederlagen beimaß! Eine solche rücksichtslose Sprache sind die Franzosen von heute nicht gewohnt.

Daß Dumas auf alles Deutsche nicht gut zu sprechen ist, wurde hier schon erwähnt. Er ist der Preußenfeind, wie er im Buche steht. Es dürfte nicht unbekannt sein, daß er nach dem Kriege öffentlich erklärte, keines seiner Stücke mehr den deutschen Bühnen zu verkaufen; für die „Femme de Claude" forderte er später sogar das Elsaß. Trotzdem gingen aber alle neueren Stücke von dem durchgefallenen „Weib des Claudius" bis zum „Monsieur Alphonse" mit Autorisation des Verfassers über die Bühnen Preußens und des übrigen Deutschlands. Dies zog dem Autor manche satirische Hiebe diesseits und jenseits der Ardennen zu, obwohl die offenbare Inconsequenz nicht so unentschuldbar ist, wie es aussehen könnte.

„Monsieur Alphonse", ich habe dies aus Dumas eigenem Munde, verdankt einem Mißverständniß die Einbürgerung an den deutschen Theatern. Dumas stand über die Erwerbung dieses Lustspiels für Wien und Deutsch-Oesterreich mit dem damaligen Director des Karltheaters und jetzigen Hofopernleiter Jauner in Unterhandlungen und stellte zum Voraus die Bedingung, daß die Aquisition mit Ausschluß der Theater des Deutschen Reiches nur für die Cisleithanien gelten sollte und glaubte deshalb, als Jauner telegraphisch 3000 Francs „pour les théâtres de l'empire" offerirte, es handle sich selbstverständlich um die österreichische Monarchie. Die Annahme erfolgte. Wie groß war aber sein Erstaunen, als ihm nach einiger Zeit die Blätter meldeten, „Monsieur Alphonse" sei in Berlin mit bedeutendem Beifall aufgeführt worden. Dies ist wohl der erste Erfolg, worüber sich sein Autor geärgert hat. Mit der „Prinzeß Georges" zögerte Dumas auch sehr lange, bis er deren Aufführung im deutschen Reich erlaubte, und widerstand den verlockendsten Anträgen der Berliner Directoren und Theateragenten. Sein gutes Herz litt Schiffbruch. Eines Tages bat ihn ein Redacteur des „Figaro" — von Geburt ein Rheinpreuße — er möge ihm doch durch Abtretung der Autorenrechte für Deutschland einige Tausend-Francsscheine, die eine Wohlthat für seine momentan zerrütteten Finanzen sein würden, zu verdienen geben. Dumas willigte ein. Auf diese Weise überschritten die jüngsten Dramen des reichtalentirten Autors den Rhein und hielten ihren Einzug in Berlin, Dresden, Hamburg und München.

Gegenwärtig arbeitet Dumas an einem Drama in zwölf Tableaux, das unter dem Titel: „Balsamo" künftigen Sommer über die Breter des Odéon

Digitized by Google

geben soll. Wie schon der Titel besagt, handelt es sich hier in der That um die Dramatisirung des gleichnamigen bekannten Romans von Dumas père, der die Halsbandgeschichte behandelt. Schon letzten Sommer war das Drama nahezu fertig.

„Die Journale", sagte Dumas zu mir, „behaupten zwar, das Drama sei von mir und meinem Vater und schon bei dessen Lebzeiten nahezu vollendet worden. Das ist eine Redensart. Allerdings hat mich mein Vater einmal aufgefordert, den „Balsamo" mit ihm in ein Drama zu verwandeln. Ich wäre bereit gewesen, aber er war es nicht, da ihm seine Romanmassenproduction keine Zeit dazu gönnte. Das Project blieb liegen; auch nicht einmal ein Scenarium von der Hand meines Vaters ist vorhanden. Die Arbeit kann übrigens kinderleicht genannt werden. Das Ganze ist durch und durch dramatisch und das meiste zum großen Theil schon im Roman dialogisirt. Mein Vater machte es bei allen seinen Romanen so: er schrieb sie immer mit Rücksicht auf eine zukünftige Bühnenbearbeitung. Diese ist bei „Balsamo" die reine Copistenarbeit; man schreibt einfach beinahe den halben Roman ab und streicht dann das Ueberflüssige zusammen.

Gottlieb Ritter.

Ganz wie die gnädige Frau!

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Die Gnädige schläft! Sie hat noch nicht
Geschellt nach der Chocolade.
Da mach' ich im goldigen Morgenlicht
Ein wenig Spiegelparade.
Der Herr Baron, der nannte mich
Gar oft — und ach, wie inniglich! —
Ein hübsches Kammerkätzchen,
Ein süßes kleines Schätzchen,
Und sagt, daß ich, bei seiner Ehr'
Noch schöner als die Gnädige wär'.

Den Fächer zur Hand, im Schooß die Miau,
Bin ich nicht ganz wie die gnädige Frau?
O weh, es schellt! Sie ist erwacht
Aus ihrem Traum. Mein Traum, gut Nacht!

F. H.

Digitized by Google

Die Hochzeit der Messalina.

Von **Woldemar Kaden.**

Fecunda culpae secula nuptias
Primum inquinavere et genus et domos . . .
Hor. Od.: Ad nobiles Romanos.

Daß ein ernannter Consul mit des noch lebenden Kaisers Claudius Gemalin Messalina auf einen bestimmten Tag, unter Zuziehung von Zeugen zur Unterschrift des Contractes, zu förmlicher ehelicher Gemeinschaft zusammengetreten, daß sie die Segensformel angehört, angenommen, den Göttern geopfert habe, daß man mit geladenen Gästen sich zur Tafel gesetzt, daß Küsse, Umarmungen ausgetauscht, daß . . . ja, dieser Scandal ist dem sonst durch den tiefsten Schlamm jener Geschichtsepoche mit festen stolzen Schritten schreitenden Tacitus selbst zu arg und er findet für gut, dem Berichte über denselben rechtfertigende Worte vorauszuschicken: „Ich weiß wohl, es wird wie ein Märchen aussehen! . . . Aber nein, was ich erzähle, ist in keinem Stücke, um etwas Ungewöhnliches zu sagen, erdichtet, sondern nur, wie ich's gehört und von älteren Männern aufgezeichnet finde."

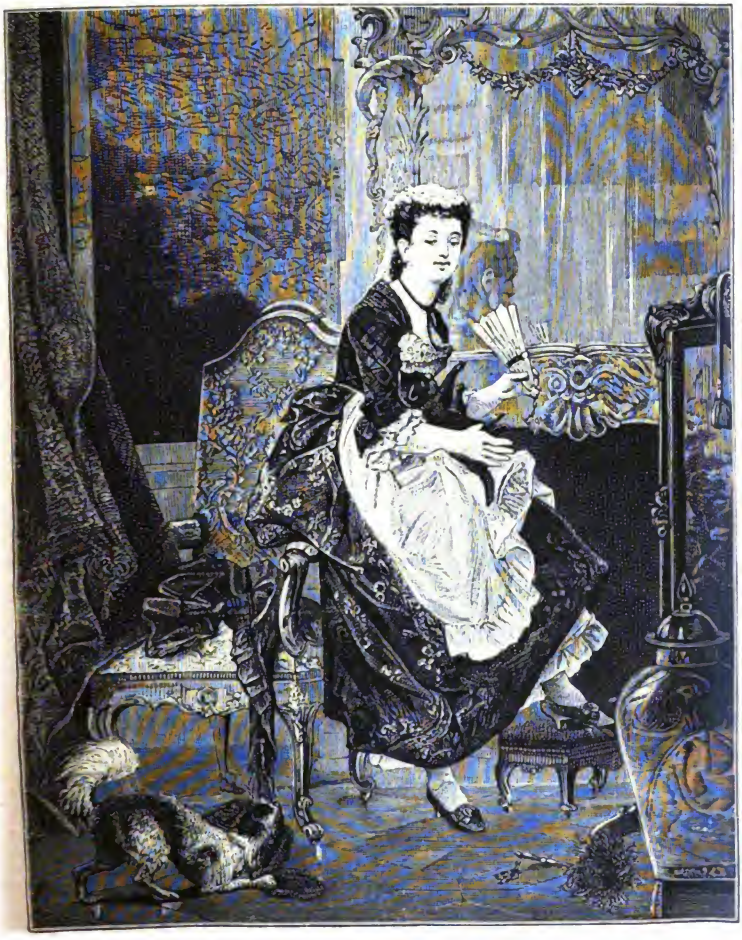
Und in der That, mögen wir uns Rom, und insbesondere seine Frauenwelt, noch so corrumpirt und verwildert vorstellen, mag uns manches Stückchen der Lästerchronik der Kaiserzeit unerklärlich scheinen, unglaublich dünkt uns der von Messalina frei im Herzen Roms zur Schau gestellte Hochzeitsstreich mit Cajus Silius, dem edlen Ritter, da ihr Mann, der Kaiser, nur auf einige Tage verreist war. Darf hier von bloßer That des Lasters, von blasirter Frechheit nur die Rede sein? Wahnsinn ist es, offenbarer Wahnsinn, das Delirium tremens einer tollen, durch lange Jahre fortgesetzten, in Orgien angetrunkenen Liebeslastertrunkenheit, die Krisis in einem wilderotischen Nervenfieber, das die Sinne, das Herz, das Hirn in Asche zu legen drohte. Die Nerven von ganz Rom zitterten schon seit langem unter diesem Fieber, an dem Stadt und Staat später zu Grunde gehen mußten. Das ist es, was Horaz mit so furchtbarem Ernst in der oben angedeuteten Ode beklagt:

„An Freveltaten fruchtbar, hat unsre Zeit
Zuerst den Eh'bund, Haus und Geschlecht befleckt:
Von diesem Urquell hergeleitet,
Strömte Verderben auf Land und Volk aus."

Weiterhin wirft er den römischen Jungfrauen vor, daß sie schon früh in der Buhlerkunst eingeübt würden, daß sie, halb Kind noch, schon auf sträfliche Liebeshändel dächten. Verheirathet sehen sie sich nach jüngeren Buhlen um, und während der Eheherr zecht, ist sie nicht wählerisch, wem eilends sie nach entfernter Fackel unerlaubte Freuden schenken möge. Die Frauen waren fast ausnahmslos käuflich, und in Verachtung bei ihnen war der Mann, der nicht irgend einer verheiratheten Frau ein Jahrgeld zahlte, sonst galt er kurzweg für einen Mägdeliebhaber. Geheirathet wurde ja

Digitized by Google

Digitized by Google



Ganz wie die gnädige Frau!

Digitized by Google

Digitized by Google

schließlich nur noch, um Liebhaber anzureizen, und diese waren bei den einzelnen Frauen oft so zahlreich, daß, wie fein auch die Zeit für dieselben eingetheilt ward, der Tag manchmal nicht Stunden genug hatte. Und diese Liebhaber hochgestellter, edler Frauen waren nur zu oft auch Bäcker, Köche, Gladiatoren, Flötenbläser, Schauspieler, auch Sänftenträger und fremde Kaufleute oder Schiffsherren, die mit leidlichem Geld nach Rom gekommen waren. Die Frauen waren Jedem zugänglich. Martial berichtet: „Keine sagte Nein, so lange ich auch in der Stadt herumfragte, als ob das Nein eine Schande wäre. Keine sagt Nein."

Eine reiche Blumenlese über dies Thema könnte man noch halten aus der Prosa und Poesie der Dichter und Schriftsteller jener Periode; hier ernste Blumen der Trauer über Roms Grab, dort rosenrothe Blüthen stutzerhafter Leichtfertigkeit und Lüsternheit. Juvenal fragt naiv, ob es denn überhaupt je eine Tugend gegeben, das müßte wohl sehr lange her sein, denn in Rom war es uralter Brauch, des Nachbarn Bett zu schänden. Properz nennt Alles nur eine üble Nachrede, über die Schönen wie eine Art Buße für ihre Schönheit verhängt, und Ovid erlaubt der Schönheit die Sünde:

„Ich verwehr' es dir nicht, daß du sündigen magst, da du schön bist",

denn:

„In Aeneas' Stadt führet jetzt Venus das Reich."

Darum hat auch der gekränkte Gatte durchaus kein Recht, sich über die Sünde der Frau zu beklagen, er wäre denn ein recht bäurischer Imbécille und ungebildeter Provinzler:

„Zu dumm ist ein Gemal, den die Ehebrecherin kränket,
Und zu wenig bekannt sind ihm die Sitten der Stadt." *)

Schon Augustus fand bei seinem Eifern gegen die überhandnehmende Ehelosigkeit unter den Männern als Grund die Unsittlichkeit der Frauen und ein Prachtexemplar derselben fand sich ja an seinem Hofe.

Das böse Beispiel kam überhaupt von oben, der Palatin stand bald mit der Suburra auf gleicher Höhe. So liebte Poppäa, die schönste Frau ihrer Zeit, den berüchtigten Mnester, einen süßen weichlichen Mimen. Die Gemalin des Kaisers Pertinax hatte frank und frei einen Citherspieler zum Geliebten, und Mark Aurel kränkte sich wenig, daß Faustina mit allerhand Pantomimen allerhand Verhältnisse hatte.

Und so auch wählte Messalina als letzten ihrer zahlreichen Liebesleibwache den Ritter C. Silius.

Ganz Rom kannte dies Verhältniß der Kaiserin und ihr maßloses Betragen, aber wo wäre der Muth gewesen, dem Kaiser Claudius darüber die schläfrigen Augen zu öffnen? Ein einziger Gerechter, Catonius Justus, besaß ihn, beging aber die Unklugheit, sich mit seinen „Freunden" darüber zu verständigen, durch die es Messalina zu Ohren kam; noch ehe er den

*) Das lebendigste Sittenbild der römischen Frauen zur Kaiserzeit bietet doch immer der alte bittere Juvenal in seiner sechsten Satire. Wir machen unsere Leser bei dieser Gelegenheit auf die soeben erschienene treffliche Juvenal-Verdeutschung von Th. J. Hilgers aufmerksam, Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.
Die Red.

Digitized by Google

Mund aufgethan, schloß man ihm denselben für immer. Es hätte auch schwer gehalten, den gutmüthigen Kaiser zu überzeugen, der noch dazu seiner Messalina in leidenschaftlicher Liebe zugethan war. Sie vermochte eben darum auch Alles über ihn, sie wurde allmächtig. Ohne Mißtrauen ließ Claudius sie über seinen Siegelring verfügen, und so erklärt sich denn manches Verbrechen. Auch die Möglichkeit ihres neuen Ehepactes „mit kaiserlicher Genehmigung und Zustimmung" erläutert sich vielleicht dadurch. Silius hatte seine Gattin schon längst verstoßen müssen, denn die Leidenschaft der Kaiserin duldete keine Rivalin. Silius war ihr Begleiter bei öffentlichen Promenaden, Festen, Theatern, sein Haus war gefüllt mit kostbarsten und selbst aus dem Heiligthume entwendeten Geschenken, das Füllhorn der Gnade einer durchaus verliebten Kaiserin ward überreich über seinem Haupte ausgeschüttet.

Daß er dabei ein unbedeutender, eitler Mensch war, that nichts, sie wollte ihn ja ganz besitzen.

Wer von Beiden den Anstoß zu dieser unerhörten Verbindung gegeben, ist wohl nicht ganz aufgeklärt. Fürchtete Silius ihre Rache, wenn er sich sträubte, oder hoffte er, bald danach die Krone der Cäsaren auf seinem Haupte zu sehen? Tacitus erzählt, daß Silius gedrängt habe denn bei offenkundigen Missethaten müsse man in der Verwegenheit, in der Frechheit seine Hülfe suchen, Alles sei zu fürchten. Gern wolle er den Britannicus als Sohn annehmen, Messalina's Gewalt solle dieselbe bleiben, ja, mehr noch, wachsen und Aehnliches. Wie gesagt, die Sache war Wahnsinn, aber mehr noch als das würde sie gewesen sein, wenn die Beiden nicht mächtiger Unterstützung zahlreicher Mitschuldiger im Senat und in der Armee gewiß gewesen wären. So läuft denn das Ganze mehr auf eine der beliebten Verschwörungen gegen den Kaiser hinaus. Dabei bleibt freilich unerklärlich, daß Claudius den sonderbaren Ehecontract selbst mit unterzeichnet habe. Vielleicht bezieht sich dies nur auf den Abdruck des kaiserlichen Siegels, das ja der Braut zur Verfügung stand, obschon Suetonius erklärt, daß die Kaiserin, den allerdings starken Aberglauben des furchtsamen und leichtgläubigen Claudius benutzend, ihm vorredete, daß die ganze Hochzeit nichts als eine bloße Formalität sei, ein ihm vom Fatum drohendes Unheil von seinem Haupte abzuwenden. Möglich, aber ebenfalls sehr unwahrscheinlich. Aber die Hochzeit fand statt.

Man benutzte einen Erholungsausflug des Kaisers nach Ostia, um den Trauungstag zu einem pompösen Festtage zu gestalten Alles war fieberhaft thätig. Fast alle Stände waren vertreten: schöne Sclaven, üppige Freigelassene, blasirte Ritter, Senatoren, vornehme Matronen, Officiere. Sinnloser Jubel überall, in vollständiger Selbstvergessenheit ging man dem ungewöhnlichen Schauspiel entgegen.

Dieses vollzog sich denn in den prächtigen palatinischen Gärten, die zur Zeit im goldblühenden Schmucke eines römischen Herbstes standen. Messalina war ganz die antike glänzende Braut: in die Tunica recta gekleidet, die schwarzen Haare in schöne Zöpfe getheilt, den rothen Hochzeitsschleier mit dem Rosenkranz darüber, vollzog sie am Arme des eitlen, üppig gekleideten und salbenduftenden Silius die Ceremonie, genau nach dem alten Ritus verfahrend. Beim darauffolgenden Feste, das eine Weinlese mit Bacchuszug darstellte, spielte sie die Bacchantin, mit fliegendem Haar, gelöstem Busen schritt sie neben Silius her, der mit Epheu gekrönt war, den Thyrsus

Digitized by Google

schwingend, singend, wie die anderen Frauen, die, Pantherfelle um die Schultern geschlagen, in Raserei daherflogen, jauchzend. Die Männer waren als Faune, als Satyrn maskirt und in Bock- und Wolfshäute gehüllt. Ueberall schwang man des Bacchus lustiges Scepter, die Myrthen der Venus, dröhnten die Pauken und Becken zur Begleitung der obscönen fescenninischen Gesänge, mit denen sich die Klänge der Cithern und Flöten mischten.

„Ein Theil singt „Hymenäos", ein Theil ruft Euchios, „rubö!"
So in das heilige Bett steigen die Braut und ihr Gott."

(Ovid.)

Verliebte Paare in leuchtenden Gewändern vertheilen sich lachend zwischen den dunklen Baumgängen, im Wasser plätschert es scherzend, und unter den Reben wandelt die Lust. Der prächtige Sonnenpurpur der römischen Abendlandschaft breitet jetzt von Ostia her, die bunten Gestalten haschend, sein Netz über das Ganze. Dann kommt die Nacht. Dann der Kaiser. Ein Bote folgt dem andern und jeder dringlicher mit der Schreckenskunde, daß der Kaiser Alles erfahren, mehr noch, daß er selbst heranziehe und mit ihm diesmal die blutige Rache.

So endete die Hochzeit der Messalina, so die schöne Braut Tags darauf durch des Tribunen Schwert unter den Rosen der luculliſchen Gärten.

Wir geben in Folgendem den aus dem Italienischen übertragenen vierten Act des Cossa'schen in der neuesten Zeit durch ganz Italien so berühmt gewordenen Dramas „Messalina". In ihm finden sich die Vorgänge mit geschichtlicher und archäologischer Treue, wie mit hoher dramatischer Lebhaftigkeit geschildert, und nur ein kurzes Wort der Erläuterung sei noch vorausgeschickt.

Was die Kleidung der Braut anlangt, die Tunica recta zunächst, so war dieselbe eine Art Unterkleid, mit vertical gezogenen Kettenfäden gewebt, das am Tage vor der Hochzeit angelegt wurde. Am Hochzeitsmorgen gürtete man es mit einem aus Schafwolle gewebten Gürtel, in den zum Schutze gegen böse Mächte Knoten, sogenannte Herkulesknoten, geschlungen waren. Daß die vornehmen Frauen an diesen Gegenständen Gold, Perlen und Edelgestein nicht schonten, versteht sich bei der hohen Prachtliebe von selbst. Die Hauptaufmerksamkeit aber wurde auf das Haargebäude verwendet. Man scheitelte zunächst das Haar in die sechs herkömmlichen Zöpfe, wozu man merkwürdigerweise die Spitze einer Lanze verwendete, die sogenannte Hasta celibaris, um jedenfalls anzuzeigen, daß die Braut nun unter die Gewalt des Mannes käme, oder weil dies die Haartracht der antiken Römermädchen war, oder sonst aus einem Grunde. Auf dem Kopfe ward dann ein thurmartiger Aufsatz (vielleicht à la Harpie oder au Cerf-Volant, oder le Bandeau d'Amour des achtzehnten Jahrhunderts) befestigt, darauf kam ein Kranz „selbstgepflückter" Blumen und das Flammeum, der viereckige, dunkelgelbe oder feuerrothe Brautschleier aus Wolle, der an den Seiten und hinten hinabfiel, das Gesicht aber frei ließ. Die Braut trat ein in das Haus des Bräutigams nach Erfüllung der Formeln, Anhören der Auspicien und Unterschrift des Contracts. Die bindende Hauptformel, die vor Zeugen gesprochen werden mußte, lautete: „Ubi tu Gaius, ego Gaia (das Luther'sche „Hans, wiltu Greten han" ꝛc.).

Dem Brautzuge voraus schritt ein fackeltragender Knabe, und Mädchen mit einem Becken lautern Quellwassers, einem Kuchen, mit Rocken und

Digitized by Google

Spindel. Der Eintritt in das Haus geschah zu Zeiten der „römischen Bertha" poetisch und keusch beim Erscheinen des Abendsterns, später am hellen Mittage. Beim Eintritt wird die Pfoste mit Oel oder Wolfsfett gesalbt und mit wollenen Binden umwunden, um der Götter Segen zu erhalten, eine Ceremonie, der die Juno Unxia vorstand. Der Fuß der Braut durfte ferner die Schwelle nicht berühren, weshalb sie, um ein böses Omen zu verhüten, darüber gehoben wurde.

Soviel, obschon ein nur kleiner Theil der Hochzeitsgebräuche, genügt zur Erläuterung der Handlung. Die Personen erklären sich selbst. Vito ist ein gewandter und gewaltiger Gladiator, Freigelassener des durch Messalina, die nach seinen Besitzungen lüstern war, hingeopferten und von ihm unendlich geliebten edlen Asiaticus. Er erfreute sich der Liebe der Kaiserin nur eine leidenschaftliche Nacht lang und die Erinnerung daran verläßt ihn nie mehr.

Und so mag der Vorhang aufgehen!

Vierter Akt.

1. Scene.

Die Gärten des Lucullus. Auf der einen Seite der Bühne ein prächtiges Haus, zu dem hinauf eine Marmortreppe führt. Brunnen. Statuen. Obelisken.

Silius. — Ein Haruspex.

Silius.

Ich grüße dich aus diesen stolzen Hallen,
Die duftendsüße Kränze Hymenäens
Umranken, Haruspex! Die Herrlichkeiten,
Die einst Lucull erschuf, und dieses Haus
Gab mir die göttergleiche Messalina,
Und du bringst sicher mir an diesem Tage
Die glücklichsten Augurien.

Der Haruspex.

Dieser Tag —
Er sei verzeichnet mit den unheilvollen,
So wollen es die höchsten Priester.

Silius.

Warum?

Der Haruspex.

Er folgt des Monats Iden!

Silius.

Haruspex,
Betrachte mich, und halte dir das Lachen,
Wenn du es kannst, zurück. Nimm dein Geschäft
Nur ernst.

Der Haruspex.

Ist nicht des Kaisers Gattin diene
So göttergleiche Braut? Der Fall erscheint
Mir ernst.

Digitized by Google

Silius.

Durch eines Freigelass'nen Hand
Wird sie dir Nachricht von der Ehescheidung
Von ihrem ersten Mann gelangen lassen,
So will es das Gesetz.

Der Haruspex.

O weh, und das
Gesetz macht ja der Kaiser.

Silius.

Und wer bin ich?
Ich hoff' auf glückliche Augurien, hörst du?
Und meiner theuren Braut Gefolge werden
Erlauchte Senatoren, Ritter und
Der Consuln, der erwählten, einer sein.

Der Haruspex.

Zu wahrem Hochverrathe also zwingst du
Mich?

Silius.

Hochverrath, bewundrungswürdig und
Beglückend! Unter Hochzeitshymnen, Blumen
Geboren, wird ihn Trauer nicht beflecken
Von bürgerlichen Metzeleien. Hier
Beginnt die gold'ne Zeit, der Freude heilig,
Der Lieb' und Schönheit, und der Oberpriester
Des neuen Zustands wirst du sein.

2. Scene.

Silius. Der Haruspex. Juncus Virgilianus, Senator. Sulpicius Rufus. Titius Proculus. Vettius Valens. Dann Brautführerinnen, Kinder, Tibicines und Kitharöden.

Virgilianus.

In des
Senatus Namen Heil!

Silius.

Virgilianus,
Was bringst du Neues?

Virgilianus.

In der Curia Kreisen
Hört' ich die Nachricht flüstern...

Silius.

Gute Nachricht?

Virgilianus.

Daß Claudius einen längern Aufenthalt
Zu Ostia nehmen werde.

Digitized by Google

Sulpicius Rufus.

In der Stadt
Spricht jede Frau von deiner Hochzeit.

Silius.

Und die
Bemerkungen der Frauen?

Vettius Valens.

Eine Stimme:
'nen andern Claudius meint jetzt jede schon
In ihrem Gatten zu entdecken. Sie
Verlockt das Beispiel.

Sulpicius Rufus.

Doch die Silius',
Wo könnte ihrer wohl genügend man
Auftreiben?

Silius.

Du, Sulpicius Rufus?

Sulpicius Rufus.

Ich
Hab' von der tapfern römischen Jugend dir
Die besten Wünsche darzubringen.

Titius Proculus.

Dich,
Dich wollen wir zum Kaiser!

Silius.

Dank euch, Helden!
Darf ich den Prätorianern trau'n?

Virgilianus.

Ich war
Verschwenderisch mit Golde und mit großen
Versprechungen.

Silius.

Und das genügt. — Es naht
Sich Messalina!

Titius Proculus.

Laßt uns Blumen streu'n
Auf ihren Weg!

Vettius Valens.

Wie tönen hell die Flöten
Und Cithern!

Silius.

Jetzt gieb dem Gesicht den Ausdruck
Ehrbarer Festlichkeit, Freund Haruspex!
Jetzt bitt' ich, nicht zu lachen.

Digitized by Google

Die Brautführerinnen.

Hymenäus!

O Hymenäus!

Die Kinder.

Hymenäus! O!

O Hymenäus!

(Flöten- und Citherspiel.)

3. Scene.

Der Hochzeitszug tritt auf. Voraus ein Kind mit einer brennenden Fackel. Dann Messalina, bekleidet mit der Tunica recta, das Haupt bedeckt mit dem Flammeum, darauf ein Kranz Majoran und Rosen. Es folgen ihr Matronen, Ritter, als Anführer dieser der Consul Aulus Vitellius.

Der Haruspex (zum Kinde).

Deine Fackel schwinge,
O Kind, nach den vier Winden! Diesem Orte
Mag ferne bleiben böse Zauberei!
(Dann zu Messalina, die an des Hauses Treppe stehen bleibt)
Und wer bist du, o Weib, das Haupt gekrönt
Mit lieblichem Amaracus, verhüllt
Im züchtigen Hochzeitsschleier?

Messalina.

Silia bin ich!
In diesem Hause hier, da Silius Herr ist
Und Vater der Familie, will ich Herrin
Und Mutter der Familie sein.

Der Haruspex.

Die Worte,
Die dir der Ritus vorschreibt, du hast sie
Gesprochen. (Zu Silius.) Was antwortest du?

Silius.

Sie sei
Mein Weib und meine Herrin.

Der Haruspex.

Wohl, zum Zeugen
Aulus Vitellius, Consul, ruf' ich dich,
Und euch, Matronen, Senatoren, Ritter,
Tribunen, Prätorianer! Silius, du,
Empfange jetzt aus meiner Hand die Mitgift,
In welche gestern sie die hohe Frau
Gelegt und sieh', unberührt sind noch die Siegel!
(Giebt Silius die Documententäfelchen.)

Die Brautführerinnen.

O Hymenäus! Hymenäus! Komm!

Digitized by Google

Die Kinder.

O Hymenäus! O!

Meſſalina (mit Begeiſterung).

Ja, ruft ihn an,
Den Gott der Liebe! Und zu uns herab
So ſchön als keck, mag ſteigen er, wie ihn
Das brennende Verlangen junger Mädchen
Begehrt. Und ſeine Fackel iſt die Sonne
Des Lebens! Wenn die Schwingen er entfaltet
Erwacht, was Odem hat, zur Liebe. Zitternd
Empfinde ſie allüberall den Rauſch,
Den ſüßen, bis ſich die flammenden Grenzen
Der Erde mit des Himmels Luft vereinen.
O laßt uns lieben, lieben! Denn der Held,
Der ſich vom harten Lager in dem Feld
Nach Schlachten ſehnt, was kümmert er uns? Was
Die endlos langen durchſtudirten Nächte
Des bleichen Philoſophen? Uns allein
Iſt Liebe Wiſſenſchaft, und wenn auch Zeus
Auf unſ're Häupter häufte allen Zorn,
Wir unterlaſſen, Silius, unſ're Küſſe nicht,
Uns treffe unerſchreckt in unſ'rer Liebe
Sein donnernder Blitz!

Silius.

Ein feierlicher Schwur
Verbindet mich mit dir, und ihn kann löſen
Der Tod allein!

Meſſalina.

O Silius!

Virgilianus.

Du biſt Kaiſerin —
Doch welchen Namen werden wir hier deinem
Geliebten zweiten Gatten geben können?

Meſſalina.

Ich will, daß er ſich Cäſar nenne!

Mehrere Stimmen.

Ja, Heil!
Heil, Cäſar!

Sulpicius Rufus.

Ja, als Kaiſer grüß' ich dich!

Silius (zu Rufus).

Von Roſen iſt mein Kranz heut', morgen wirſt du
Mir ihn von Lorbeer'n flechten! Jetzt begehr' ich,
O göttlich Weib, dich in dein neues Haus
Zu führen.

Digitized by Google

Der Haruspex (zu Messalina).

Doch, bevor du eintrittst, sollst du
Die Pfosten salben mit dem heil'gen Oele,
Das bösen Zauber abhält und die Macht
Der Gifte, sichernd dir das Brautbett. Hüte
Dich aber mit profanem Fuß die Schwelle,
Der reinsten Göttin heilig, uns'rer Vesta
Zu streifen!

Silius.

Jetzt, o schöne Kinder, legt die
Praetexta ab! Die fescenninischen
Gesänge stimmet an!

Die Kinder.

O Hymenäus!

Die Brautführerinnen.

O Hymenäus! Hymenäus!

(Während Messalina die Treppe hinaufsteigt, um die Pfosten mit dem heiligen Oele zu salben, erklingen auf's neue die Tibien und Cithern.)

4. Scene.

Die Vorigen. Eine Sclavin.

Die Sclavin.

Flieht!

Silius.

Was für Geschrei?

Sclavin.

Die Prätorianer!

Die Uebrigen.

Sie?

Silius.

Verrath, verfluchter!

Messalina.

Wehe, Silius!

Sulpicius Rufus.

Retten

Wir uns!

Der Haruspex.

Es naht von Ostia her ein Sturm,
Der Tag war schwarz!

Die Uebrigen.

O einen Ausweg! Eine
Zuflucht!

Die Brautführerinnen und Kinder.

Die Prätorianer!

(Geschrei und Verwirrung. Alle fliehen.)

Digitized by Google

5. Scene.

Messalina. Silius.

Messalina.

Festgeschlossen
An deine Brust, erwart' die Stund' ich des
Verhängnisses!

Silius.

Wie, bist du rasend?

Messalina.

Ach,
Ich lieb' dich!

Silius.

Jeglicher Verzug schafft neue
Gefahren, komm! Noch öffnet sich vielleicht
Der Flucht ein Weg!

Messalina.

O wehe, dir zu folgen
Fehlt mir die Kraft! O Silius — Silius... bleib'!

Silius.

Ich muß in meiner deine Rettung suchen!

Messalina.

Verlaß mich nicht... ich sterbe...

Silius.

Und doch muß ich...

Messalina.

Erbarmen!... Hör' mich... Silius!!...

(Silius reißt sich aus Messalina's Armen und entflieht.)

6. Scene.

Messalina (Silius mit den Augen folgend).

Und er wagte
Die Hand nach des Augustus hoher Krone
Zu strecken, zu des Kaiserthumes Räuber
Zu machen sich, unfähig er, den Wand'rer
Zur Nachtzeit zu berauben! Und ich konnte
Ihn lieben? Ach... ich lieb' ihn noch! Und das
Macht trostlos mehr und herber meinen Schmerz!

(Pause.)

Sie haben Alle mich verlassen — und
Umsonst vertrau' mit dem verzweifelten
Und letzten Muth ich meiner Schuld. Was bleibt?
O meine armen Kinder!... Und wenn er
Doch wahr gesprochen hätte, wenn nicht Alles
Verloren wäre?... Und wenn die Rebellen...

Digitized by Google

Ich kannte die Rebellen... und doch Silius
Denkt nur sich selbst zu retten. Fluch dir; Fluch!
O möchten deinen Schritten Hindernisse
Aus meinem Leid erwachsen! Möchte der,
Den du am meisten liebst, wenn du Asyl
Von ihm erflehst, dich überliefern dann
Dem Henker! Wehe, ganz verlassen! Meine
Geliebten armen Kinder! Wer wird dich,
Du mein Britannicus, beschützen gegen
Den Haß der Agrippina, wenn ich sterbe?
Und sterben werd' ich! Jede Kraft schon fällt
Erschöpft dahin, und niegefühlte dumpfe
Betäubung trübt den Sinn mir...

(Sie fällt auf des Hauses Stufen nieder.)

Waffenschall
Und wild Geschrei trägt mir der Wind heran:
Es ist dasselbe Volk, verräth'risch immer
Und feige!... Tödte mich, o Prätorianer,
Barmherzigkeit verschmäh' ich, ach, er hatte
Sie auch mit mir nicht.

7. Scene.

Messalina. Vito.

Vito.

Hattest du sie je
Mit Jemand?

Messalina.

Wer bist du? Zurück! Dich sendet
Der Kaiser!

Vito.

Weib des Silius, nein, mich schickt
Der Asiaticus!

Messalina (mit einem Schrei des Schreckens).

Wie... Vito!?

Vito.

Ja,
Ich selbst! Zu dieser unheilvollen Hochzeit
Komm' ich wohl ungelegen? Du vergaßest
Mein, nicht wahr? Ruchlos Weib, doch thöricht mehr.

Messalina.

Und wer hat dir das Recht gegeben, mich
Zu richten? Fort! Ich bin...

Vito.

Nur weiter! Wer?
Das Weib des Cäsar? Beim Mars Altar muß ich
Dir's wiederholen: Weib des Silius bist du,

Digitized by Google

Und um ein solches Weib zu richten, g'nüge
Ich, ich, Gladiator nur!

Messalina.

Und ich will dich
Nicht hören.

Bito.

Rufe denn die Dienerschaft
Herbei, wink' mit den Wimpern, und sie werden
Wie rasend meinen Leib in Stücke reißen!
Bist du allein? Ich sehe Cithern auf
Der Erde hier, und Kränze! Wo doch stecken
Die lustigen Brautführerinnen und
Die Citherspieler, und voraus dein neuer
Und schöner Gatte? Sieh', dein Hochzeitsschleier
Bedeckt ein bleiches Angesicht, vom Schrecken
Also gemalt. Und mich betrachtend, wünschtest
Des Blitzes Macht du in dem Blick zu haben!
In diesem Augenblick gewiß erfaßt dich
Ein tiefer Jammer! Ganz und gar verliebt
In deinen süßen Silius, o, vergaßest
Du meiner allzusehr. Man sagte mir,
Daß röm'sche Frauen, wenn zur Hochzeit sie
Das Haar bereiten, ihre Zöpfe sich
Zu theilen pflegen mit gar sond'rem Kamme:
Der Spitze einer Lanze, die durchbohrte
Des todgeweihten Fechters zuckend Fleisch.
Grausam Symbol der Ehe! An mich dachtest
Du nicht? Warum nicht theiltest deine schwarzen Flechten
Du mit der Lanzenspitze, die noch warm
Von meinem Blut?

Messalina.

Mag's immer dir gefallen,
Mich zu verhöhnen und so ungestraft!
Doch hüte dich! Verführt dich wohl die Neuheit
Des Falls und des Triumphs? O, ich vermag
Noch Alles über Claudius!

Bito.

Diesmal gingst du
Zu weit. Denn Claudius fürchtet sich, und wenn
Er fürchtet — mordet ohne Rücksicht er.
In Kurzem ist er hier.

Messalina.

Der Kaiser hier?

Bito.

Wer zwang ihn zu so schneller Rückkehr? Ich!

Messalina.

Wie, du?

Digitized by Google

Vito.

Daß das geschwätz'ge Rom ihm Kunde
Vom Vorgefall'nen brächte, wollte ich
Verhüten, und im wilden Laufe kam ich
Zuerst nach Ostia. Von den Freigelass'nen
Empfangen voller Jubel, führen sie mich
Vor's Angesicht des Kaisers. Ausgestreckt
In dem Triclinium, aß er nicht, mir schien,
Als ob die Speisen er in Hast verschlänge
Und lustig goß er zahllos hinterdrein
Gefüllte Becher. Kein Verdacht erregte
Die Seele ihm. Da that ich den Scandal
Ihm kund: die stolze Hochzeit und die Kühnheit
Des Silius, Senatoren, Prätorianer,
Dazu ein Consul, Alle applaudirend
Der schändlichen Commedia. Anfangs staunt er
Und wollte meiner Mär' nicht Glauben schenken,
Dann aber faßt ihn grauser Schrecken, und
Die Freigelass'nen, Einer nach dem Andern,
Schickt er zum Lager hin der Prätorianer.
Zwei Führer der Cohorten nur und wen'ge
Der Leute hatten sich verkauft an Silius,
Die Meisten waren treu geblieben, diese
Sind's, die die Gärten hier in Waffen jetzt
Umstell'n, daß der Rebellen auch nicht Einer
Entflieh' der drohn'den Strafe. Und selbst du,
Des Silius Weib, versuchtest zu entfliehen
Umsonst, bis daß der Kaiser kommt. Ich bin
Zum Wächter dir gestellt!

Messalina.

Wie wild dein Eifer,
Wie trotzig wild! Bist du vielleicht der Vormund
Des Kaisers? Du, als Sclav' geboren,
Du Circusspieler, durch's Gesetz infam
Erklärt. Und liebt' ich einstens dich, besiegt
Von Raserei des Augenblicks, was dir
Ein Traum noch jetzt erscheint, sag: macht' ich gegen
Dich mich so gräßlichen Verbrechens schuldig,
Daß du mir jetzt dafür so argen Lohn
Bezahlst?

Vito.

Ich bin nicht undankbar, wohl aber
Gerecht. O holde, schmerzliche und einz'ge
Erinnerung warst du mir seit jener Nacht,
Und wenn du mir den Tod, den ich von dir
Als ein Geschenk erfleht, gegeben hättest,
Glaub', schrecklich Weib, daß ich dich sterbend noch
Gesegnet haben würde. Jetzo leb' ich
Vom Haß allein, und dieser Haß, er reißt

Digitized by Google

Mir aus dem Sinne jede and're theure
Und schmerzliche Erinn'rung, da es dir
Gefiel, die Rache, die mich treffen sollte,
Auf eines Andern Haupt zu lenken.

Messalina.

Er
War Majestätsverbrecher, und der Erste
Von Jenen, die Caligula gestürzt.

Vito.

Auch ich rühm' dessen mich, wenn ich auch nur
Der Letzte Jener war. Ganz and're Schuld
Hatt' Asiaticus bei dir: sein Reichthum!

Messalina.

Was meinst du?

Vito.

Diese seine Zaubergärten,
Einst des Lucull, der sie verschönerte
In edlem Studium stets durch Wasserkünste,
Durch Statuen, frische Schatten, sie sind mir
Bekannt seit meiner Jugend, schon als Kind
Hab' ich gescherzt in ihnen — aber dir
Erweckten sie so großen Neid, daß, kaum
Verendet ihr unsel'ger Herr, du sie
Den trauervollen Erben raubtest. Komm'
Und schaue . . .

Messalina.

Nein!

Vito.

Gehorche mir! Den Boden
Sieh ringsumher bedeckt mit Asche und mit
Geschwärzten, halbverbrannten Scheitern. Hier,
Hier stand der Scheiterhaufen meines armen
Asiaticus!

Messalina.

Hinweg! . . . Weh mir . . . ich kann nicht!

Vito.

Wie freudig ließest du ihn brennen, schrecken
Dich jetzt die trüben Reste? Dieses ist
Nicht Alles noch! Auf jene Hecke wirf
Den Blick: dort hüpfen zwitschernd Vögel, mitten
Im Grün erprangt die Rose glänzend ganz
Von Sonnenlicht und Thau; auf dieser Stelle
Errichtet' ich an dem fatalen Tage
Den Scheiterhaufen, und vollendet war
Die traur'ge Arbeit, als Asiaticus
Sie sah. Und lächelnd bat er mich, sie nochmals
Wo anders zu beginnen, daß die Flamme

Digitized by Google

Die Bäume und die Blumen nicht beschäd'ge.
So starke Seele bis zur letzten Stunde
War dieser. Sieh' die Hecke, sieh' die Rosen
Noch frisch und schön! Ach, schmücktest du die Stirne
Mit Rosen dir, vielleicht auch pflücktest du
Sie dort?

Messalina.

Nein, nein! Zurück! Geh', rühre mich
Nicht an!

Bito.

Du widerstehst umsonst!

Messalina.

Was willst du
Mir thun?

Bito.

Kein Widerspruch!

Messalina.

Nein, nein!

Bito.

Den Kranz hier
Zerreiß' ich, wie voll Bosheit du mein Herz
Zerrissest. Hier an diesem Ort, geweiht
Vom Tode, beuge deine Knie', ich bin
Nicht Mensch mehr, bin der Dämon jetzt des Grabes,
Das du beleidigt! Und wenn schamlos du
Auf deinem Lasterwege weder dich
Geachtet, noch den Cäsar, noch auch Rom,
So achte doch die Manen dieses Todten
Und heilig sei ihr Recht auch dir!

Messalina.

Wenn Er
Geliebt mich hätte, wie hier seinen Todten
Der Rasende liebt, ich würde dieser Stunde
Erhöhte Qualen freudig tragen.

Bito.

Er?
Er liebte dich wie du verdienst — als Feigling!
Den Starken stießest du zurück!

Messalina.

Und bist du
Dies wirklich, hart beleidigend ein Weib,
Das schutzlos ward in deine Hand geschleudert
Vom Schicksal und in jene ihrer Feinde?!
(In großer Angst.)
Und soll lebendig in die Hände ich
Dem Freigelass'nen fallen? — Du verklagtest

Digitized by Google

Zuerst bei Claudius mich, wohlan! vollende
Das Werk, großmüth'ger Gladiator — tödte
Mich!

Bito.

(Zurückweichend.)

Tödten . . . dich . . . ?

Messalina.

Fehlt dir der Muth? Die Stunde
Entflieht!

Bito.

Dich tödten? Geh' . . . Schau' mich nicht an!

Messalina.

O welcher Haß ist deiner, wenn die Kraft
Ermangelt dir, zu tödten mich.

Bito.

Mich brennen
Die süßen schlimmen Augen! O du könntest
Ganz and're Kraft mir geben: tausendmal
Den Tod für dich zu leiden!

Messalina.

(Sich verzweifelnd in Bito's Arme stürzend.)

Rette mich denn,
Und ich bin dein!

Bito.

Mein?

Messalina.

Was entscheidest du?
Schnell wähle: rette oder tödte mich!

Bito.

(Nach einem Augenblick fieberhaften Zauderns.)

Ich wählte . . . komm'! . . . du Asiaticus,
Vergieb, dies Weib ist mächtiger, als dein
Gedächtniß! Folge mir! . . . Weh' uns! Wir sind
Verlor'n . . . die Prätorianer!

Messalina.

Und du führtest
Sie her!

Bito.

Ich werde mich zu strafen wissen!

8. Scene.

Messalina. Bito. Pallas. Prätorianer.

Pallas.

Durchsuchet alle Winkel! Die Rebellen,
Führt sie in Ketten zur Gemon'schen Treppe!

Digitized by Google

Vito.

(Das Schwert ziehend und sich zur Vertheidigung vor Messalina stellend.)
Wag's Keiner, sich zu nähern!

Pallas. (Den Prätorianern Vito zeigend.)
Auf, durchstoßt
Den Rasenden!

Messalina. (Vito fallen sehend.)
Du stirbst!

Vito. (Nach Messalina starrend.)
Ich sterb' und liebe
Dich!

(Er stirbt.)

Pallas. (Zu Messalina.)
Claudius kommt!

Messalina.
(Einen Blick auf die Leiche Vito's werfend.)
Jetzt fürcht' ich dich nicht mehr!

9. Scene.

Die Vorhergehenden. Claudius. Narcissus. Andere Prätorianer.

Narcissus. (Zu Claudius.)
Sieh Messalina da!

Claudius.
Ja, beim Augustus!
Wer ist denn Herr und Kaiser? Sage, rede:
Dein neuer Gatte oder ich?

Messalina.
Vor Claudiustretend, mit schrecklicher Sicherheit.)
Du!! Strafe!

(Ende des 4. Actes.)

Digitized by Google

Der Letzte der alten Schule.

(Fortsetzung.)

Hinterlassene Memoiren von **Heinrich Marr.**

Lose Blätter aus meinem Braunschweiger Tagebuch. 1827—30.

Herzog Karl ist noch immer nicht von seiner Reise zurückgekehrt. Zwei Monate bin ich bereits in Braunschweig; während dieser Zeit wurde mir gestern zum zweitenmal eine von dem königlich hannöverschen Theatercomité eingereichte Beschwerde zugestellt, in welcher ich abermals aufgefordert werde, dorthin zurückzukehren und meinen Contract inne zu halten. Meine heutige Antwort, die ich vom Stapel laufen ließ, ist im Vergleich zur ersten maliziöser ausgefallen, mit Hinweis auf den entwichenen hohen Staatsbeamten Schmidt-Phiseldeck. Böse Beispiele verderben gute Sitten. Was einem hohen Staatsbeamten ungeahndet durchgehen soll, das will man an einem Komödianten schlechtweg bestrafen? Freilich, die kleinen Diebe hängt man und die großen läßt man laufen. Ist mir die Angelegenheit innerlich auch keineswegs gleichgiltig, nach Außen hin betreibe ich sie frivol, da alles und jedes was zwischen Braunschweig und Hannover ausgefochten wird, einen frivolen Anstrich hat. Seit es in den Beamtenkreisen ein öffentliches Geheimniß geworden ist, daß Fürst Metternich als Protector des Herzogs Karl den politischen Mentor desselben abgiebt und es sich nicht verdrießen läßt, ihn in das Labyrinth des diplomatischen Fexirspiels einzuführen, kommt man allmälig dahinter, wie in den höheren Regionen Zeitgeschichte gemacht wird. Herzog Karl als diplomatischer Abcschütze versteht es nicht mit Discretion zu verfahren, das läßt einfach sein leidenschaftliches Temperament nicht zu. Leicht hat man in Erfahrung gebracht, daß Fürst Metternich drei Wege angegeben, auf welchen er sich im diplomatischen Austausch mit ihm ergehen kann. Nr. 1. Durch Vermittelung eines Gesandten, der zugleich in Hannover und Cassel accreditirt ist. Der Graf S. v. D., den ich mir schon bereits gelangt habe, denn er ist ein Original — eine Schauspielerstudie. Nr. 2. Durch einen von dem Fürsten dazu auserkorenen „sichern Mann". In der diplomatischen Geschäftssprache heißt das: Durch einen geheimen Agenten, der halb Spion ist, halb Denunciant, halb Conspirateur, halb Agitator, halb Verschwörer, halb Verräther, halb Zusammenhetzer der verschiedenen Cabinette, halb Repräsentant der löblichen Polizeimacht, der inneren und äußeren Politik, der hohen und niederen Diplomatie, kurz, ein Geheimer Agent so chamäleonartigen Genres ist die Versinnbildlichung der individuell-politischen Nothrechtsmaxime, welche die am Ruder sitzenden Staatslenker unmoralischerweise in Anwendung bringen, und vielleicht bringen müssen bei der Heuchelei und der niederen Selbstsucht, die in allen Lebensverhältnissen noch immer vorherrschend ist. Diese Auffassung muß man am gegenwärtigen braunschweiger Hofe gewinnen, durch Herzog Karl, den gelehrigen Schüler Metternichs. Mit allen seinen Erziehern hat der geniale Bursche Unglück, mit seinen politischen das größte, denn bei

Digitized by Google

seinem Mangel an Rechts- und Billigkeitsgefühl ist es höchst bedenklich, daß er schon so frühzeitig die Staatskunstmittelchen und Schachzüge des diplomatischen Handelns und Wandelns in eigener Person an die Hand gegeben bekam und schwarz auf weiß den politischen Grundsatz in Erfahrung bringen durfte: daß Gewalt vor Recht geht. Alles dies demoralisirt ihn. Es verleitet ihn nicht allein zu Ausschreitungen souveräner Willkür, auch sein Privatmensch büßt dabei an Wahrhaftigkeit und sittlicher Haltung ein. Es kommt ihm gar nicht darauf an, persönlich mit anrüchigen Individuen in Verbindung zu treten, sobald es sich darum handelt, in seinen Streitigkeiten mit dem Könige von England einen Trumpf auszuspielen. Deshalb geschieht es, daß er mit manchem verrufenen Subject in seinem geheimen Cabinet zusammen arbeitet. Oberhaupt desselben ist der in der politischen Welt so berüchtigte, aber unentbehrliche Dr. Klindworth, ein geheimer Agent (unter dem Titel: Legationsrath) jenes oben geschilderten chamäleonartigen Genres. Nach ihm führt die gewandteste Feder eine Gräfin von Görtz-Wrisberg, die in einem zärtlichen Verhältniß mit ihm lebt, und der von dem Fürsten Metternich auf eine stillschweigende Art eingeführte sichere Mann, ein österreichischer Spion, Wit, genannt von Döring, ehemals Demagoge, der dem studentischen Bündlerwesen angehörte, 1817 das Wartburgfest mit gefeiert hat und dann Reactionär geworden ist. Der dritte Weg, auf welchem Metternich sich mit dem Herzog Karl zu verständigen wünscht, ist der durch einen besonderen Courier, der direct an den Fürsten adressirt und unverzüglich dessen Antwort zurückbringt.

„Welchen Weg wählt Herzog Karl am häufigsten?" fragte ich die Gräfin Görtz-Wrisberg, die unlängst in Braunschweig eintraf, als ich durch einen angeheiterten Hofherrn, der ihr einen Besuch abstatten wollte, dazu gezwungen wurde, mich ihr persönlich vorzustellen.

„Darnach fragt ein Artist wie Monsieur Marr?' rief die emancipirte aber geistreiche Frau, als sie bei einem Glase Champagner mit uns soupirte, „ein Artist wie Monsieur Marr, der sich jedenfalls eines Menschenstudiums befleißigt haben muß, sonst könnte er nicht ein so prägnanter Darsteller sein! Das Studium der Diplomatie hat viel Aehnlichkeit mit dem der Schauspielkunst. Hier wie dort muß man die Menschennatur zu belauschen trachten, nur daß in der Diplomatie mehr einseitig auf die Schwächen, Leidenschaften und Charakterfehler der Subjecte speculirt wird, mit welchen man in Wechselwirkung treten soll. Da Herzog Karl ein effectvoll ausgepräg'er theatralischer Charakter ist, der tagtäglich irgend ein Moment, eine Idee, und sei es auch eine fixe, in Scene setzen muß, so ist es leicht begreiflich, daß er alle drei Wege gleichviel, oft aber auch um seinem überstürzenden Temperament zu genügen, zu gleicher Zeit benutzt. Gegenwärtig", schloß sie, „befindet sich Herzog Karl abermals in Wien, um in Person mit dem Fürsten Metternich zu unterhandeln" ... „Attention au jeu", lachte der Hofherr auf, „beim Fürsten Metternich? Wahrscheinlich, um diesem zu bestätigen, daß er absolument sein Edict vom 10. Mai nicht zurücknimmt, wie es der König von England fordert'. ... „Der König von England ist insolent genug, noch weit mehr zu fordern", fuhr die Gräfin leidenschaftlich auf. „Nr. 2. befiehlt er, daß Herzog Karl eigenhändig einen Entschuldigungsbrief für die ihm angethane Beleidigung schreibt. Nr. 3, daß dieser Brief ihm durch einen außerordentlichen Gesandten überreicht wird. Nr. 4, daß dem entwichenen Geheimrath Schmidt-Phiseldeck ein förmlicher Abschied gegeben werde. Nr. 5. Anerkennung der

Digitized by Google

Verfassung" . . . „Quelle bruit pour une omelette", höhnte der Hofherr in ihre Rede hinein. „Fühlte Graf Münster in seiner Aufgeblasenheit sich nicht persönlich zu remarquabel angegriffen, würde es ihm nicht beikommen, wegen der welfischen Familiendifferenzen alle deutschen Bundesfürsten auf die Beine zu bringen. Herzog Karl wird immer entretirter dadurch werden" . . . „Pas du tout", unterbrach die Gräfin aus der Schule plaudernd. „Ich habe im Geheimen entgegengesetzte Nachrichten erhalten. Fürst Metternich ist ein bestrickender Schwadroneur von Staatsmann. Die politische Weltlage Europas nimmt einen zu demokratisch-revolutionären Anlauf für sein gewissenloses Regierungssystem. Daher möchte er lieber heute als wie morgen den privaten Schimpfkrieg der beiden Welfenhäuser beendet sehen. Daher seine schlau berechnete väterliche Zuvorkommenheit dem Herzog Karl gegenüber, den er durch die schmeichelhaftesten Manipulationen in seine Netze zu locken weiß, dessen dringendes Antichambriren er mit unfaßlich resignirter Geduld erträgt. Ja, ja, meine Herrn, Europa steht am Vorabend großer politischer Ereignisse", schloß die in politischen Intriguen abgefeimte Gräfin, bedeutungsvoll. „Das Legitimitätsprincip fängt an zu wackeln; eine Mausefalle für die Staatslenker der Restaurationspolitik, die Urheber und Erzeuger des impotent geborenen deutschen Bundes . . ."

„Wenn sie das sagt", raunte mir der angeheiterte Hofherr in die Ohren, indem wir uns empfehlend entfernten, „dann muß es wahr sein; sie ist ja die verwegenste Gehilfin des berüchtigten Dr. Klindworth, der sans doute sich noch dereinst zum Generalissimus der wohllöblichen Zunft der europäischen Spione emporschwingen wird . . . "

Anmerkung. 1866. Im Jahre 1827 wurde diese Prophezeiung von einem Hofschranzen des älteren Welfenhauses ausgesprochen. Daß dieselbe in Erfüllung gegangen ist, würde manches europäische Cabinet bestätigen können, wenn es die Wahrheit reden müßte, die von meiner Seite aus durch die Thatsache zu belegen ist: daß jetzt nach neunundvierzig Jahren derselbe Dr. Klindworth, der unter Herzog Karls Regierung den eigentlichen Grundstein zu seiner einflußreichen, obscuren Carière legte, gegenwärtig beinahe an achtzig Jahre alt, als — hannöverscher Staatsrath der gegenwärtig entthronten jüngeren Welfenlinie fungirt, nach wie vor von Allen — mit Allen chargirt, bald in Paris, London, Wien, Italien lebt, und kürzlich sogar in einer Wiener Zeitung verlauten ließ, daß er seine Memoiren geschrieben habe, wobei er als ein Freund des weiland Fürsten Metternich bezeichnet wurde. Einem on dit zufolge, sollen dessen Nachkommen dagegen protestirt haben. Nutzanwendung: Der Geist der Politik ist also immer wach, trotz aller humaner Aufklärung des idealen Menschthums — ein unsauberer Geist der Heuchelei und Intrigue.

Eine Politikerin von Profession.

II.

„Wollen Sie etwas funkelnagel Neues aus dem welfischen Kriegslager hören", flüsterte mir heute die Gräfin Görtz-Wrisberg zu, „so kommen Sie den Abend zu mir." Ich begegnete der Dame auf dem Bohlweg, nicht weit vom Schlosse, und hatte die Absicht, ihr auszuweichen. Mit zweifelhaften Charakteren verkehre ich ungerne; ich besitze nicht Lebensklugheit genug, um über die interessante Unterhaltung das Anrüchige zu übersehen, irgend eine plumpe Bemerkung der Wahrheit entschlüpft mir gemeinhin immer. Die mir dargebotene Aussicht war mir indeß zu verführerisch. Einmal mochte

Digitized by Google

ich gerne wissen, wie weit die unerquickliche Angelegenheit mit Herzog Karl und seinem Exvormund gediehen war, das anderemal interessirte ich mich ernstlich für seine jugendliche Erscheinung und außergewöhnlichen Geistesanlagen, die zu keiner Entwickelung kommen konnten, weil er, abgesehen von seiner schlechten Erziehung, Männer zu seiner Umgebung wählte, die geistig unbedeutend auch charakterlos genug waren, allen seinen bösen Eingebungen nachzukommen. Blickte ich einfach auf die abenteuerliche Gräfin, die vor mir stand, so mußte ich mir sagen, wenn eine Parze wie sie an dem Regentenfaden unseres tollen Herzogs spann, dann konnte man keinen Glauben an eine günstige Wendung seines Geschickes haben. Die Gräfin ist mit Klindworth von Hildesheim nach Braunschweig übergesiedelt. In Hildesheim war er einige Zeit Lehrer gewesen. Sie, von ihrem Manne geschieden, hatte ihm ihre Söhne zur Erziehung anvertraut. Sein Verstand, seine Kenntnisse, seine geschmeidige Gewandtheit frappirte sie, eine schon ältliche, durchaus unschöne Frau, die jedoch durch ihren Geist und ihre Bildung anziehend wird und einen starken Hang zu Liebesabenteuern und zur politischen Intrigue besitzt. Zwei Motive, die sie dazu bestimmten, mit dem jungen Klindworth eine Liaison anzuknüpfen, der mit schlauer Berechnung eine höchst vortheilhafte Broschüre für Herzog Karl geschrieben und richtig calculirt hatte, von ihm dafür in seine Dienste genommen zu werden. Die Gräfin, ihm wahlverwandt, konnte ihm dabei hinsichtlich des Kabalisirens und Spionirens die eclatantesten Dienste leisten. Es war mir interessant zu hören, daß sie aus Weimar gebürtig. Ihr Vater figurirte als Landjägermeister, sie ist eine geborene von Staff, weiß manche derb pikanten Dinge aus Weimars Glanzzeit zu erzählen. Die Berichte über das Ungewisse, das realistische Sichgehenlassen und vergnügungssüchtige Tollen der geistig begabten und inspirirten Herzogin Amalie, die doch eine braunschweiger Prinzessin war, eine Schwester von dem Großvater unseres Herzogs Karl, klingen ächt welfisch. Der Gräfin geschiedener Mann ist verwandt mit dem Grafen Görtz aus Hannover, den die Herzogin Amalie 1762 nach Weimar berief. Ehre macht die Dame ihrer aristokratischen Familie nicht, doch meint sie kühn: ihre Grundsätze von der frei genialen Liebe habe sie der Atmosphäre der weimarischen Glanzepoche entlehnt. Ein altes Sprichwort heißt: es ist nicht alles Gold was glänzt.

Kaum traute ich meinen Ohren und Augen über das, was mir die famose Gräfin Wrisberg zu hören und zu lesen gab. Ein Zufall fügte es, daß mir Betty Dermer in den Weg gelaufen kam, als ich mich heute zur Gräfin begeben wollte. Die graziöse Maitresse, ein ächtes Wiener Kind, frohsinnig, naiv, mit wenig Bildung, aber einem lebhaften Instinkt für alles Gute und Schöne, hielt mich an und platzte in ihrem wienerischen Dialect heraus: „als Sie auf der ersten Probe vom Kaufmann von Venedig mit dem vierten Act anfingen, Herr von Marr, um unserer Durchlaucht den Spiegel vorzuhalten, in dem er seine Aehnlichkeit mit dem Mauschel Shylock erschauen sollt, der auf seinem Schein bestand, wie der Herzog dem grimmen königlichen Vormund gegenüber, da müssn Sie so schlecht g'spielt habn, daß Sie's ihm verleidet, denn ich hab' n bisle Nachricht. 'S läßt sich sonniger an wie bisher. Der Fürst Metternich hat ihn herum gekriegt. Er nimmt 'en Anlauf zum Einlenken mit dem König von England. Dazu sprech ich Amen.

Digitized by Google

S'ist ein kläglich Leben, immer in wüschtem Zank mit den Seinen z'leben. Küß die Hand, Herr v. Marr," schloß sie lieblich und huschte davon. Mit diesen Andeutungen über die jetzt schwebende Situation trat ich bei der Gräfin ein. Sie war, im Gegensatz zur Dermer, entrüstet über das Kleinbeigebenwollen des Herzogs.

„Hat er sich auch übereilt mit seinem Edict", meinte sie, „so hat die Flucht Schmidt-Phiseldecks ihn dazu verführt. Mensch bleibt Mensch, auch wenn er Souverän ist, und besonders ein Souverän wie Herzog Karl, der von seiner Kindheit an in einem gereizten Zustand erhalten wurde. Seine Beschwerdeschriften, welche er auf das Edict folgen ließ, enthielten nur gerechte Beschwerden."

Ich wußte ebenso wenig darüber wie die öffentliche Meinung in Braunschweig. Preßfreiheit giebt es nicht. Ueber unsere Staatsaffairen bleiben wir im Dunkeln, was noch schlimmer; da sie von den Federfuchsern und Subalternbeamten in den Bierhäusern und Restaurationen oft mündlich zum Vortrag gebracht werden, so schleicht sich manches falsch Verstandene und auch bureaukratisch Beschränkte und persönlich Aufgefaßte mit ein. Wir fischen immer im Trüben. Die Gräfin Wrisberg setzte mich zum ersten Mal von der wahren Sachlage in Kenntniß. Herzog Karl hat kurze Zeit nach dem für den König von England so beleidigenden erlassenen Edict, worin er das letzte Jahr seiner Vormundschaftsführung nicht anerkennt, eine Beschwerdeschrift in's Leben gerufen, in welcher er die verschiedensten Puncte des gegen ihn begangenen Unrechts von Seiten der Vormundschaft bloslegt. Die Flucht Schmidt-Phiseldecks und der ihm von Hannover verliehene Schutz sind gründlich beleuchtet. Ferner klagt er über die vernachlässigte Erziehung, welche die damit beauftragten Personen ihm (wie er behaupte!, mit Absicht) angedeihen lassen mußten, über die von der Vormundschaft gegebene Verfassung, über mehrere seiner Meinung nach rechtswidrige politische Handlungen Schmidt-Phiseldecks, der den hannöverschen Interessen mehr gedient als den braunschweigischen, über einige Beeinträchtigungen hinsichtlich der herzoglichen Finanzen und der Theaterangelegenheiten. Diese Beschwerdeschriften, die in Braunschweig gedruckt wurden, hat er an mehrere diplomatische Persönlichkeiten, an den Bruder des Königs, den Herzog von Clavenue, der ihm sehr wohl will (der spätere König von Hannover, Wilhelm IV.) und an einen Legationsrath der unter Graf Münsters Leitung stehenden deutschen Canzelei gesandt. Natürlich in der Absicht, die betreffenden, ihm feindlich gegenüberstehenden Männer: Georg IV., Graf Münster und Schmidt-Phiseldeck durch die dritte Hand wissen zu lassen, wie er ihr, seinem Gefühl nach unredliches Verfahren gegen ihn beurtheile. Durch Zwischenträgerei erhielt die Gräfin Wrisberg den geheimen Wink, daß man hannöverscherseits damit umgehe, den Herzog beim Bundestag zu verklagen. Diesem mußte er zuvorkommen, und gerne ließ er sich überreden, aus der besagten Beschwerdeschrift eine ordentliche Anklage zu bilden, welche vor das Forum der deutschen Bundesversammlung gebracht werden sollte. Das der Grund, warum er vor einigen Monaten so plötzlich über Nacht von hier abreiste.

Während er seinem Ministerium den Auftrag ertheilte, diese Klage ohne Verzug anhängig zu machen, wollte er persönlich mit dem Fürsten Metternich Rücksprache nehmen, dessen Rathschläge für ihn Orakel sind, zur größten Entrüstung der Gräfin, die Metternich tief verachtete und verhöhnte.

Digitized by Google

Das Resultat seines Besuches bei Metternich aber fiel dahin aus, daß er die Klage gegen Hannover zurücknahm und schriftlich das Versprechen ablegte, jeden journalistischen Angriff bezüglich seiner Differenzen mit Georg IV. einzustellen. Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß von Seiten Hannovers dasselbe geschehe.

„Historisch bezeichnend für die politische Nullität Deutschlands bleibt das absolutistische Gebahren Rußlands selbst in dieser Welfenklätscherei", rief die Gräfin mit funkelnden Blicken. „Als ob der Deutsche Bund nur ein gefügiges Werkzeug von ihm sei, lautet Nesselrode's dictatorische Note, welche er an alle russische Gesandtschaften und Legationen verabfolgen ließ: „Seine Majestät der Kaiser befiehlt mir, Ihnen mitzutheilen, daß überall und bei jeder Gelegenheit, wo die leider zwischen Sr. Majestät dem König von Hannover und Großbritannien und Sr. Durchlaucht dem souveränen Herzog von Braunschweig eingetretenen Differenzen zur Sprache kommen, Sie die Partei des Ersteren zu ergreifen haben, wie es der Würde seines Ranges und seiner Macht angemessen ist u. s. w. (gez.) Nesselrode." Ein avis au lecteur für Metternich, der ein significantes Fixum von Rußland bezieht. Natürlich nur, um die Kosten seiner Correspondenz mit dem Czar zu decken", schloß die Gräfin mit sarkastischem Augenwinken.

Diese russische Note war Herzog Karl vorgelegt worden mit dem Bemerken, daß die preußische Regierung ihr durchaus seine Zustimmung gebe, was den Vermittlungsversuchen Metternich's günstig zu statten kam. Sein Begütigungsmanöver bestand in dem Vorschlag: daß eine Versammlung von drei Gesandten zu Wien oder zu Frankfurt über die Differenzen zu Gericht sitzen sollte, um eine Versöhnung der Parteien zu bewerkstelligen. Herzog Karl war bereitwillig damit einverstanden. Er machte Metternich zuvorkommend die Concessionen, welche dieser gemacht zu haben wünschte.

Als ich ungläubig den Kopf schüttelte über diesen Ausspruch der Gräfin, rief sie mit eitler Selbstgefälligkeit, und dabei kramte sie auf ihrem Schreibtisch unter dem Durcheinander so mancher verdächtiger Scripturen umher: „hier schwarz auf weiß, die historische Bestätigung."

Sie überreichte mir einige Papiere, es waren Copien von Verordnungen, welche Herzog Karl in Wien getroffen, nebst der Abschrift eines Briefes von ihm an Metternich. Ich kann nicht sagen, daß die Gräfin sich dadurch bei mir insinuirte. Im Gegentheil, die zweideutige Rolle, welche sie übernommen, machte sie mir widerwärtig. Der Vorsatz stand bei mir fest, mich nach und nach von ihr zurückzuziehen.

Als ich die vorgelegten Scripturen mit nicht hinwegzuleugnendem Interesse durchflogen, meinte sie: „Jetzt kommt es auf Georg IV., oder vielmehr Graf Münster an, ob er in die Fußtapfen des Herzogs Karl treten und Frieden machen will. Dieser Casus", schloß sie aushorchend, „wäre auch für Sie verhängnißvoll, Monsieur Marr."

Ich sah sie groß an. „Ja, ja", nickte sie bedeutungsvoll mit dem Kopf, „kommt es zu einem feierlichen Versöhnungsact, dann möchte es nicht so fern liegen, daß der unberechenbare Herzog Karl auch den von Hannover entwichenen Hofschauspieler Marr pflichtschuldigst wieder ausliefert." — „Das heißt, wenn dieser sich wie ein Stück Waare wieder ausliefern läßt", schloß ich, verteufelt ernsthaft geworden.

Digitized by Google

Die schönen Tage in Aranjuez sind nun vorüber.

„Die schönen Tage in Aranjuez sind nun vorüber, Marr!“ rief Klingemann, der sich vollständig mit mir ausgesöhnt hatte, vorsichtig, indem er in meine Wohnung trat. „Der Knabe Don Karl ist von seiner Reise zurückgekehrt. Er soll kreuzfidel und springend lebendig sein wie ein Fisch im Wasser. Grundgütiger Himmel, wenn das nur nicht etwas Schlimmes bedeutet. Ich kann einmal die Ahnung nicht los werden, daß er unter einem tollen Stern geboren ist. Was wird er wieder Alles in den wiener Theatern gesehen und gehört haben, in der Oper wie im Schauspiel. Das giebt gewiß ein Abändern, ein Umstoßen zum Gotterbarmen. Wie gesagt, Marr, die schönen Tage in Aranjuez sind nun vorüber.“

Klingemann hatte ein Recht so zu seufzen, und wir, ich meine damit vorzugsweise mich und den Schauspieler Schütz, die wir ein gewissenhaftes Kunststreben in uns trugen und dem im Privatleben närrischen Kauz mit Begeisterung anhingen, sobald er auf der Bühne seine lehrreichen Proben abhielt, wir theilten seine Klage vollkommen. Wenn Herzog Karl auf Reisen war, feierte Klingemann „seine goldene Zeit“. Studirte er uns Stücke ein, wie Regulus, Albaneserin, Hamlet, Richard III., Clavigo, Jungfrau von Orleans und alle anderen Schiller'schen Werke, dann war es, als befänden wir Schauspieler uns in einem Hörsaal. Er docirte wie ein Professor, aber wie ein theatralischer Professor, denn seine theoretischen Ansichten wußte er gleich durch praktische Belege in Fleisch und Blut umzuwandeln. Welcher Unterschied zwischen Holbein und Klingemann! Wenn dem Ersteren, so routinirt und nüancenreich er auch den Schauspieler realistisch fördern konnte, alle höhere Weihe fehlte, trotz seinem polirten und äußerst einschmeichelndem Benehmen, so war der Letztere wieder überreich damit bedacht. Wir wurden durch ihn emporgehoben auf die poetische Gedankenwelt, den literarischen Werth des Stückes, auf die ästhetischen Gesetze im Allgemeinen hingelenkt. Mein hamburger Meister Schmidt wieder vereinte zwar beide Vorzüge, doch vermißte man, so anfeuernd er auch war, die verfeinerte Empfindung der Klingemann'schen Kunstauffassung. Er hatte mehr das Theater als Theater vor Augen, weniger die Forderungen, die die schöne Kunst an das Theater macht. Als Klingemann kaum eine Viertelstunde bei mir war, stürzte seine Frau in höchster Aufregung in's Zimmer.

„Der Theaterdiener sucht Dich überall“, rief sie furiose. „Seit wann machst Du am frühen Morgen schon Visite? Der Intendant hat Ordre erhalten, an Stelle der heutigen Opernvorstellung eine Schauspielvorstellung ansetzen zu lassen. Er will Dich eilends sprechen.“ — „Da haben wir die Bescheerung,“ jammerte Klingemann. „Na, na“, fiel sie herrisch ein, „nur keine Exclamationen. Der Herzog befiehlt, Du hast zu gehorchen!“ — —

„Die Räuber will er sehen, Herr Generaldirector“, schrie der Theaterdiener, der plötzlich seinen Kopf zur Thür hereinsteckte, „wollt's Herrn Marr vermelden.“ — „Ohne Probe geht das nicht“, bemerkte Klingemann geängstigt, „also gleich die darin Beschäftigten zusammen getrommelt. Ich sagte es Ihnen ja bereits, die schönen Tage in Aranjuez sind nun vorüber.“ Damit war er verschwunden, seine Frau folgte ihm auf dem Fuße.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Das war ein Laufen und Rennen, ein Stürmen und Jagen. Der junge Herzog muß den Teufel im Leibe haben, es ist nicht anders denkbar.

Digitized by Google

Nichts geht ihm schnell genug. In diesem Augenblick wünscht er etwas, im nächsten muß es schon erfüllt sein. Die Probe war angesagt. Die Mitglieder stürzten kopfüber dem Theater zu. Ich war nicht Einer der Letzten und dennoch stand der allerdurchlauchtigste Herr schon vor dem Musentempel, sich mit dem Intendanten lebhaft gesticulirend unterhaltend.

„Der Marr, der Marr!“ rief er überlaut, als er meiner gewahrte. Ich stand plötzlich still in einiger Entfernung von ihm, meine Verbeugung machend. „Nichts da“, lachte er heiter und winkte mit der Hand und sang aus der Maskenscene des Don Juan: „Nur näher, immer näher, hier ehrt man „gute Künstler“, verbesserte er den Text: „schöne Damen“. Als ich ihm näher trat, streckte er mir mit unbeschreiblicher Freundlichkeit seine Hand entgegen, dem Intendanten zuwinkend, sich in das Theater zu begeben. „Der Meine geblieben, trotz Reclamation der hannöverschen Staatsbehörde“, scherzte er übermüthig. „Hab' schon bereits gehört. Ihre Antwort soll scharf wie Cayennepfeffer gewesen sein. Zum Treubruch gegen mich, wie der verrätherische Schmidt-Phiseldeck, ließen Sie sich nicht verleiten. Treu zu sein versteht man in meiner Umgebung so gut wie gar nicht.“

„Hofumgebung, durchlauchtigster Herr“, lenkte ich dreist ein.

„Ah so“, meinte er gedehnt, „merke schon, Sie machen einen Unterschied zwischen Schranzenthum und . . .“

„Wahres Künstlerthum“, antwortete ich offen. „Geruhen Ihre Durchlaucht aber gnädigst auf meinen Accent: „wahres Künstlerthum zu achten. Das unwahre in unserem Stande nenne ich das Komödiantenthum. Das kriecht und speichelleckt und trägt den Mantel nach dem Winde, das ist im Gesicht katzenfreundlich und hinter dem Rücken verleumderisch und zwischenträgerisch“ . . . „Wie das Schranzenthum“, fiel der Herzog diabolisch lächelnd ein. „Das tanzt vor meinen Augen nach meiner Pfeife“, er machte plötzlich eine Pause und sah in die Weite. „Es springt gehorsam über den Stock, wie der da“, lachte er, sich auf seinen Absätzen herumdrehend, indem er auf den Kammerherrn v. Lübek zeigte, der sich, obgleich noch eine ziemliche Strecke entfernt, doch schon bereits in unterthänige Positur setzte. „Das sind die Vasallen meines Thrones, Marr“, höhnte er schneidend. „Don Philipp hätte solche Hundenaturen von deutschen Schranzen auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen und seinen ganzen Hof feierlich dazu geladen. Gehen wir schnell in's Theater, damit es mich nicht wieder in der Hand juckt und ich den geistreichen Kammerherrn hopp, hopp, auf offener Straße über den Stock springen lasse.“

Mit einem Satz war der tolle Herzog verschwunden. Als ich im Begriff, ihm zu folgen, kam Herr v. Lübek athemlos angelaufen.

„Herr Marr, Herr Marr!“ rief er angstvoll, „hat Se. Durchlaucht etwas gegen mich?“ — „Im Gegentheil, Herr Kammerherr“, antwortete ich mit Malice, „um Ihre übergroße Devotion nicht in Versuchung zu führen, mit anderen Worten, nicht über den Stock springen zu lassen, macht der durchlauchtigste Herr sich rücksichtsvoll in höchst eigener Person aus dem Staube.“

Bis zur Erde mich niederbückend, ließ ich den leibhaftigen Hofmarschall Kalb, den der große Genius unsers Schiller schon 1784 in seinem bürgerlichen Trauerspiel „Kabale und Liebe“ auf die Bühne gebracht hatte, verblüfft stehen, an einer schauspielerischen Studie reicher geworden. Nach einigen Secunden befand ich mich auf dem Theater hinter den Cou-

Digitized by Google

lissen. Herzog Karl begrüßte die Anwesenden Alle mit ungewöhnlicher Heiterkeit. Er hatte für jeden sogar einige freundliche Worte. Seine schönen blauen Augen strahlten in einem so milden Glanze, wie wir es nie an ihnen bemerkt hatten, sein Ton klang zum erstenmal harmonisch, seine Stimmung hatte etwas Jubelvolles. Die feine Natur des Schauspieler Grösser fühlte sich durch diese Umwandlung wie elektrisch berührt, er zog die Hand des Herzogs, als dieser ihm dieselbe zum Willkommengruß darreichte, ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

„Ei, der Teufel!" rief der junge Souverain mit einem Anflug von Mißtrauen, und dabei blickte er fragend auf mich, „seit wann sind meine Hofschauspieler so — schranzenhaft servil geworden?"

„Verzeihung, allergnädigster Herr", stotterte der Gefragte, „das edle Menschenantlitz, das Ihro Durchlaucht im gegenwärtigen Augenblick des Wiedersehens zur Schau tragen, hat etwas so Umstrickendes, daß ich gezwungen werde, die Hand an meine Lippen zu führen, die in huldvoller Herablassung geruht, die meine zu erfassen."

„Das klingt ganz schön", bemerkte der Herzog. „Von Ihnen ist's auch wohl so gemeint, darf nur auf Ihr dunkles Haar blicken!"

Grösser nämlich hatte schönes hellblondes Haar, da es aber eine Marotte vom Herzog war, am liebsten die dunkle Farbe in seiner Umgebung vertreten zu sehen, so fühlte sich auch mein College veranlaßt, eine derartige Perrücke zu tragen. Späterhin, nach Herzog Karl's Entthronung, kam sein blondes Haar wieder zu Ehren. Jetzt bat ich scherzend um eine blonde Locke zum Andenken an die barocke und im höchsten Grade theatralisch organisirte Zeitepoche, die wir Beide stets im guten Einvernehmen mit einander verlebt, so verschieden auch unsere Charaktere waren. Die Locke befindet sich in meiner kleinen Reliquiensammlung. Es war auffallend, mit welchem Ernst der Herzog die Frage der Haarfarbe betrieb. Man war versucht anzunehmen, er habe einen Aberglauben dabei, denn im Besitz der verschiedensten Tincturen zum Färben, vergab er seiner fürstlichen Stellung so viel, daß er das ehrwürdige, graue Haupt seines Staatsraths Bosse mit höchst eigenen Händen oft schwarz überpinselte, worüber wir die schnödesten Witze machten. Heute hätte unsere Durchlaucht wohl selbst das hellblondeste Haar um sich dulden können, so rosig war ihre Laune, so ohne Gift und Galle ihre Stimmung. „Marr, Marr", flüsterte mir Grösser zu, „wenn auch alle Welt einen Teufel aus ihm machen will, er ist doch ein edles Menschenbild. Demoralisirende Verhältnisse, von schlechten Persönlichkeiten zu seinem Verderben gehandhabt, erdrücken mit Gewalt die edleren Keime." — „Wir müssen ihn nun einmal so verbrauchen wie er ist", tröstete ich neckend den weichen Grösser, der wie vernarrt in den Herzog war. „Es scheint, als wolle Klingemann jetzt die Probe ihren Anfang nehmen lassen", brach ich ab. „Er macht eine Reverenz nach der anderen vor dem Knaben Don Karl und steht auf dem Sprunge."

In demselben Augenblick, wo der Herzog ihn frei ließ, erschien der Intendant, und was bis dahin noch nie vorgefallen war, mit auserlesener Galanterie Betty Dermer am Arm führend. Wäre der Herzog in einer Stimmung von ehedem gewesen, hätte er gewiß die brüskesten Verweise von seinen Lippen entschlüpfen lassen. Gegenwärtig eilte er auf Beide zu, machte eine verbindliche Verbeugung vor seiner Maitresse und bemerkte: „Die Sonne geht auf!"

Digitized by Google

Aber, o weh, die Sonne verdunkelte sich plötzlich, ein Regenschauer fiel hernieder, die anmuthsvolle Sängerin brach in Thränen aus. Herzog Karl ergriff ihre Hand und führte sie nach seinem Zimmer.

Was bedeutete das Alles? Wir sahen uns betroffen unter einander an. Der Intendant flüsterte geschäftig: „Der Herzog, obgleich seit gestern Abend schon von der Reise zurückgekehrt, hat sie noch mit keinem Blick gesehen, ihr nicht einmal durch den Kammerdiener heute Morgen einen Gruß zukommen lassen, was sie um so befremdlicher stimmt, als er auch sogar die heutige Opernvorstellung abbestellt, in der sie bekanntlich excellirt . . .

Wir waren vor Verwunderung todtenstill geworden.

Auf einmal ruft der Herzog determinirt in seinem Zimmer: „erst kommt der souveräne Herzog von Braunschweig, dann kommt er noch einmal und in letzter Instanz seine Liaison . . .

„Ich denke, wir fangen an zu probiren", krächzte Klingemann, mit seinem hohen Organ, das er tiefer herabstimmen wollte überlaut. Seine Verlegenheit war sichtbar. Uns Allen muß ich es aber zur Ehre nachrühmen, daß keiner von uns die Neugier verspürte, ein Weiteres hören zu wollen. Mit forcirter Stimme hob ich als Franz Moor an: „Aber ist Euch auch wohl, Vater, Ihr seht so blaß?" worauf der alte Moor mit Donnerstimme antwortete: „Ganz wohl, mein Sohn, was hattest Du mir zu sagen". Die Situation war so urkomisch, daß wir Alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Der arme Klingemann verging vor Angst. Er faltete die Hände und beschwor uns, mit Würde bei der Sache zu sein. So schwer es uns wurde, wir mußten wenigstens den Versuch hierzu machen. Während der Hälfte des ersten Actes schon erschien der Herzog und rief dazwischen: „Keine Räuber heute Abend! Die angesagte Opern-Vorstellung mag auf dem Repertoire bleiben . . ."

Betty Dermer trat mit anmuthsvoller Bescheidenheit aus der Coulisse hervor und äußerte sich lieblich vor dem Herzog verneigend:

„Ich nehme mit dem guten Willen fürlieb, durchlauchtigster Herr. Nun ich überzeugt bin, daß die plötzliche Abänderung der Opernvorstellung nicht eine Kränkung für mich sein soll, bin ich ja vollständig mit der Vorstellung der Räuber einverstanden".

Herzog Karl warf stolz seinen schönen Kopf in die Höhe und betonte ablehnend: „Nicht wie Sie wollen, sondern wie ich will, der Souverän des Braunschweiger Landes. Keine Räuber-Vorstellung heute Abend, schloß er mit erhobener Stimme, machte eine flüchtige, herablassende Verbeugung gegen uns Alle und verließ, von dem Intendanten gefolgt, das Theater. Klingemann seufzte tief auf, rief den Theaterdiener und schickte ihn schnell nach der Druckerei, um abermals die Abänderung vermelden zu lassen. Betty Dermer stand in Gedanken verloren. Ich trat zu ihr heran und fragte, ob ich sie nach Hause begleiten dürfe. Wie aus einem Traum erwachend, blickte sie zu mir empor und nickte zustimmend. Als wir auf der Straße angelangt waren hob sie an: „Er hat mir's angethan, Herr von Marr. Ich liebe ihn unendlich. Leicht möglich, daß sein ungeheurer Stolz mich reizt. Dann auch wieder ist's das Mitgefühl für alle Kränkungen, die ihm von Kindsbein an wiederfahren, das mich so gewaltig an ihn bindet. Ach, ohne Elternlieb' und mütterlicher Zärtlichkeit wie er, ein Fürstensohn, im ununterbrochenen Zank und Streit mit Miethlingen, die ihm von seinen Erzfeinden auf die Nase ge-

Digitized by Google

setzt sind, groß geworden, mein ich immer: die schöne Kunst, die uns zusammengeführt, müßt ihn weicher, und menschlich-liebevoller machen". „Wie ist das möglich, Fräulein Betty", lautete meine Antwort, „wenn er fortwährend ein Leben voller Chikane, Angriffe und Verleumdungen führen muß. Das würde jeden Menschen außer Rand und Band bringen." „Nun", meinte sie. „Der Himmel hängt ihm voller Geign. Er äußerte vorhin, wenn ich mir doch einen glücklichen Ausgang der Differenzen versprechen könnte! Stündlich erwart ich eine gütliche Beilegung. Fürst Metternich nimmt mit Gewißheit an, daß man hannöverscher Seits gleichfalls bereit sein würde, der Vernunft Gehör zu leihen, und man auch dort, wie ich es hier gethan, vorläufig alle Feindseligkeiten einstellt. Ach, in welchem lieben Ton er das sagte, Herr von Marr, wahrhaftig", lächelte sie halb wehmüthig, halb glücklich, „das Geständniß seiner Liebe klang nit mit solcher Wärme in seiner Brust an, als dieser Ausspruch. Er sehnt sich wohl nach einer Lösung dieser unsichern Zustände. Er müßt nit ein so reichbegabter Mensch sein, wenn er sich nit unbehaglich und verzerrt in dem bisherig gehässigen Verwandtschaftsgetriebe fühln sollte." „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben", antwortete ich, ihre Freude ein wenig dämpfend. Sie erschrak. „Gelt", fragte sie beklommen, „Sie haben kein Zutrauen zu dem Grafen Münster?" „Auch nicht zum Herzog Karl", bemerkte ich gradeheraus. „Beide Theile haben sich von jeher in einem Chaos von Mißtrauen und persönlicher Abneigung ergangen. Meinem Gefühl nach wäre es natürlicher, wenn Beide sich zu vernichten trachteten". „Entsetzlich", rief Betty Dermer. Wir waren vor ihrem Hause angelangt. Sie reichte mir ihre Hand und sagte beklommen: „Man soll den Tag nit vor dem Abend loben. Werd mir das merken, Herr von Marr."

Damit entfernte sie sich.

Digitized by Google

Der schwarze Zauber.

Ein Märchen für erwachsene Kinder.

Wenn die Leute in eine vornehme Gesellschaft gehen wollen, so ist für die Männer das Erste und Wichtigste, daß sie ihren „Zauber" anlegen. Der „Zauber" aber ist ein langer, schwarzer Tuchlappen mit zwei Zipfeln, den man um den Leib herum befestigt, und hat die wunderbare Eigenschaft, seinen Träger erst wirklich fein, anständig, kurz — „vornehm" zu machen. So behaupten wenigstens die vornehmen Leute und die müssen darin doch Bescheid wissen.

Dieses wäre nun gewiß recht schön und gut — wenn nicht ein fataler Umstand hinzukäme!

Ein Jeder nämlich, der den Zauber anlegt, verändert dadurch — so lange er ihn trägt — sein natürliches Aussehen auf eine keineswegs schmeichelhafte Weise. Auch der schönste Mann verliert durch ihn an seinem Aeußern, ein unschöner wird ganz häßlich. Viele bekommen ein lächerliches Wesen, benehmen sich blöd und unbeholfen, während sie ohne den Zauber vielleicht gewandt und geistreich sein würden. Das gestehen selbst manche von Denen ein, die ihn an sich haben. Trotzdem aber legt ihn Keiner ab; denn es macht „vornehm" und vor Allem: es ist Mode, ihn zu tragen. Somit tragen ihn fast Alle.

Weil der Zauber „in der Mode" ist, verlangen sogar die liebenswürdigen Damen mit Bestimmtheit, daß die Männer ihn anlegen, obwohl sie selbst keinen solchen tragen. Sie haben wieder andere Zauber, die aber nicht häßlich machen.

Mit dem schwarzen Zauber hat es nun noch manch' andere Bewandtniß.

Man sagt: Wer zu einer Gesellschaft gehe, ohne ihn an sich zu tragen, der finde alle Thüren verschlossen. Aber es heißt auch wiederum: wer den Muth habe, davon sich nicht abschrecken zu lassen und kecklich geraden Wegs auf die Thür losgehe, der gelange frei hindurch, als ob es nicht festes Holz, sondern pure Luft sei.

Die meisten Leute haben aber nicht den Muth dazu. Sie legen lieber den häßlichen Zauber an, um nur nicht in die Gefahr zu kommen: anzustoßen.

Einer alten Sage zu Folge soll freilich Dem, der solchergestalt den Muth hätte, ohne Zauber in eine vornehme Gesellschaft einzudringen, alsdann auch gar Sonderbarliches zustoßen. Man munkelt von einer seltsam-gräulichen Verwandlung, die mit der ganzen Gesellschaft vorgehe, sobald diese solch' einen Zauberlosen zu Gesicht bekommt und daß schon Manchem danach die Luft vergangen sei, ein zweites Mal den Versuch zu wagen.

Leuten aber, die ganz arglos, ohne alle Kenntniß von Zauber in solch' vornehme Gesellschaft spazierten, da sie die Thüren zufälliger Weise offen fanden, soll es am allerübelsten ergangen sein.

So arglos sind indeß nur wenige Menschen. Die Meisten haben Kennt-

Digitized by Google

niß vom Zauber und glauben an seine Wunderkraft. Sie suchen sich deshalb schon frühzeitig in seinen Besitz zu bringen.

Das hält auch gar nicht schwer, denn es giebt genug Leute, die solchen Zauber anzufertigen verstehen. Wer drei Goldstücke hat, kann überall einen kaufen. Wer nicht so viel ausgeben will, kann sich auch einen leihen; alsdann ist nur ein Silberstück nöthig. Wenn man auch durch das Tragen desselben häßlich und lächerlich wird, so macht es doch „vornehm", die Thüren öffnen sich Einem von selbst" und „man stößt Niergends an", und das ist denn doch unter vornehmen Leuten eigentlich die Hauptsache. —

* * *

Nun war einmal ein armer, junger Maler, der für sein Leben gern tanzte, aber noch niemals in eine vornehme Gesellschaft gekommen war. Er hatte immer gehört, dort sei es noch viel schöner, als bei den gewöhnlichen Leuten. Die Damen seien geputzter und zarter, die Männer gewandter, die Musik melodischer, die Zimmer prächtiger. Ueberhaupt Alles viel feiner — vornehmer. Wahrhaft zauberisch sei es dort. — So sagten nämlich seine Bekannten, die alle den „Zauber" besaßen. „Du mußt Dir auch einen Zauber anschaffen und mitkommen", meinten sie.

Mitgehen wollte der junge Maler schon. Aber — der Zauber, der häßliche Zauber! Seinetwegen konnte er durchaus zu keinem Entschluß gelangen.

Erstens fehlten ihm die drei Goldstücke, einen zu kaufen; borgen aber wollte er sich keinen. Denn er hatte von Fällen gehört, wo durch einmaliges Tragen der Zauber seine Kraft verloren hatte und deshalb ersetzt werden mußte!

Zweitens aber — und dies bildete eigentlich sein Hauptbedenken — war ihm der Zauber immer als eine recht abgeschmackte Erfindung erschienen. Es wollte ihm nie recht begreiflich werden, wozu der Zauber, der doch offenbar Alle, die ihn trugen, verunstaltete, überhaupt nöthig oder gut sein solle, in einer Gesellschaft, wo Jeder doch möglichst zu gefallen suchte! Daß ein Tuchlappen „vornehm" machen könne, daran glaubte er erst recht nicht.

„Denn", dachte er, „wer an und für sich nicht vornehm ist, kann es dadurch doch unmöglich werden; und wer es eben ist — braucht keinen Lappen vorzuhängen, um es zu zeigen." Und doch sagten alle seine Bekannten: der Zauber sei durchaus nothwendig. Es war eine fatale Sache!

Endlich aber beschloß er — komme es, wie es wolle, die nächste Gesellschaft ohne Zauber zu besuchen; seinen Freunden aber vorher nichts davon zu sagen.

Er nahm sich vor, seinen schwarzen Sammetrock anzuziehen, der ihn — als Maler durfte er dies schon sehen — gar nicht übel kleidete. Auch war er sonst kein häßlicher Junge mit blonden Haaren und lebhaften blauen Augen, die keck und vergnüglich in die Welt schauten. Daß die Thüren sich ihm verschließen sollten, war ihm unwahrscheinlich und „im Nothfall will ich sie schon aufzumachen wissen", dachte er. „Was thut's, wenn ich wirklich ein Bischen anstoße?" — Von der seltsamen Verwandlungsgeschichte hatte er zwar auch gehört, aber da er nicht zu den Furchtsamen zählte, reizte dies nur seine Neugier: zu erfahren, wie es eigentlich damit beschaffen sei.

Digitized by Google

So war der Abend herangekommen, an welchem die große Gesellschaft stattfinden sollte. Die allerallervornehmsten Leute waren geladen; es war ein wahres Wunder, daß der arme Maler ebenfalls eine Einladung erhalten hatte.

An dem hellerleuchteten Schloßportale des Gastgebers fuhren die Carossen vor. Bediente rannten hin und wieder, rissen die Wagenthüren auf und halfen Damen in bauschigen Kleidern aussteigen, gefolgt von Herren, die alle den häßlichen schwarzen Zauber an sich trugen. Der junge Maler war natürlich zu Fuße gekommen und gelangte unbemerkt die mit weichen Teppichen belegten Marmorstufen hinauf. Ebenso unbemerkt, fast zu seiner eigenen Verwunderung, trat er durch die weit offen stehenden Flügelthüren.

In den hohen Sälen strahlten die Girandolen und wogte und rauschte bereits der Schwarm der Gäste. Damen in Seide und Sammet, blitzendes Geschmeide in den Haaren zogen an ihm vorüber, musternde Blicke in die hohen Wandspiegel werfend, oder hinter ihren Fächern mit den vorüberwandelnden Herren kokettirend. Und das schwirrte und schwatzte, lachte und trieb sich bunt durcheinander!

Der junge Maler befand sich bei Alledem ganz vortrefflich. Alle hatten vor der Hand noch vollauf zu thun, Freunde und Bekannte zu begrüßen und so achtete Niemand auf den fremden jungen Mann. Von Bekannten hatte er noch keinen getroffen. Es war ihm nicht unlieb; er konnte sich so ungestörter dem ungewohnten Genusse hingeben.

Die anziehenden Märchengestalten, die mannichfaltigen und kostbaren Costüme — immer wieder Neues fesselte seine Aufmerksamkeit.

So war er unbeachtet durch die plaudernden Gruppen bis in den letzten Saal gekommen und fing schon an, die ganze Verwandlungsgeschichte für ein Märchen zu halten und sich innerlich auszulachen, als er einen Bekannten zu sehen glaubte und ihn anrief. Dieser wandte sich nach ihm um und der junge Maler bemerkte zu seinem grenzenlosen Erstaunen, wie die Züge seines Bekannten zusehends in ein ganz natürliches, regelrecht mit Hörnern versehenes Schafsgesicht übergingen! Das Schafsgesicht blökte ihn einen Augenblick ernsthaft und, wie es schien, ärgerlich an und verschwand dann mit seinem Träger aus der Nähe des jungen Malers.

Dieser starrte verblüfft der Erscheinung nach. Was war das? Sollte sein Bekannter sich einen Scherz mit ihm erlaubt haben? Aber dann müßte es doch auch seiner Umgebung aufgefallen sein — der junge Maler sah forschend in die Gesichter der Umstehenden und bemerkte nun erst, daß die Scene sich sonderbar verändert hatte.

Um ihn herum hatten sich zischelnde, wispernde Gruppen gebildet. Alle aber, deren Blicke auf ihn gerichtet waren, hatten — wie sein Bekannter — irgend welche Thiergestalten angenommen und boten in den Kleidern, die sie anbehalten und woran sie allein noch kenntlich, einen höchst seltsamen Anblick dar.

Zwei hübsche, junge Mädchen, die er eben noch beobachtet (er erkannte sie an den blauen Schärpen wieder) steckten jetzt — in zwei schwarzweiße Elstern verwandelt — schnatternd die Köpfe zusammen; eine ältere, fette Dame, ihre Begleiterin, gluckste als Truthenne gewichtig dazwischen.

Zwei spindeldürre Störche, die den schwarzen Zauber an sich trugen, klapperten mit ihren langen Schnäbeln auf eine vor ihnen sitzende Schleier-

Digitized by Google

eule ein, die indessen mit ihren grellen Augen unablässig stumm vor sich hinglotzte.

Neben und hinter diesen guckten Affen-, Esels- und Bocksgesichter aus Männerkleidern — zum Theil Lorgnons auf den breiten Nasen — meckernd und zähnefletschend nach ihm hin.

Der junge Maler war wie betäubt stehen geblieben.

Da ertönte in einem der Nebensäle das Zeichen mit dem Tactstock und ein prachtvoller Walzer begann.

Die Gruppen lösten sich, Alles strömte nach dem Tanzsaal, die Paare ordneten sich zum Tanz. Auch den jungen Maler riß es aus der Betäubung.

Gleich beim Eintreten hatte er ein schönes Mädchen gesehen, deren Anblick ihn mit heimlichem Entzücken erfüllte. Sie mußte wohl zu den Vornehmsten gehören, denn auf dem Haupte trug sie ein Perlendiadem, dessen heller Glanz wundervoll mit den schwarzen Locken contrastirte.

Dies schöne Mädchen suchte er jetzt angelegentlich. Er sah sie endlich, umgeben von einer Menge Herren, die sie bisher seinen Blicken entzogen. Nun, sie wenigstens war noch unverwandelt. Schnell eilte er auf sie zu und bat um einen Tanz. Sie lag, die Wimpern gesenkt, nachlässig in einem Fauteuil und fächerte sich mit einem Elfenbeinfächer kühle Luft zu. Als der junge Mann seine Bitte aussprach', ließ sie den Fächer in schneller Bewegung sinken und sah mit einem bezaubernden Lächeln zu ihm auf.

Aber im Nu verwandelten sich ihre Gesichtszüge, ein spitzer Schnabel schoß hervor, statt eines schönen Mädchens erhob sich plötzlich ein glänzender Pfau vor dem erstaunten Maler, warf sich stolz in die Brust und schlug mit seinem Schweif ein schillerndes Rad über das andere, daß vor den Augen des jungen Mannes sich Alles zu drehen begann. Dabei schnarrte das spitze Pfauengesicht in höhnendem Tone: „Ich danke! Ich tanze nur mit feinen Leuten!"

Der junge Maler war wirklich bleich geworden, das heißt vor Schreck über die Verwandlung — nicht etwa, weil der Pfau nicht mit ihm tanzen wollte! Alsdann aber mußte er laut auflachen, was freilich wiederum zur Folge hatte', daß einige Herren mit erschrecklich langen Zipfelzaubern entrüstet sich nach ihm umwandten.

Weiterschreitend sah er noch, daß ihre Gesichter das Aussehen von Bulldoggen bekamen. Die Musik schmetterte und dröhnte in seinen Ohren, die Paare wirbelten im Tanz an ihm vorüber.

In der Nähe der Ausgangsthür begegnete ihm eine junge Dame seiner Bekanntschaft, die eben erst mit ihrer Mutter angekommen zu sein schien. Er beschloß, nochmals sein Glück zu versuchen und trat auf die Damen zu. Aber sowie er das erste Wort gesprochen, verwandelten sich Beide in Gänse und schnatterten so durchdringend auf ihn ein, daß er es für das Beste hielt, mit stummer Verbeugung schnell zurückzutreten.

Ein Paar seiner Bekannten kamen auf ihn zu — auch ihre Gesichtszüge waren verändert und hatten eine erschreckende Aehnlichkeit mit Eselsköpfen angenommen! Beide redeten ihm dringend zu, schleunigst den Saal zu verlassen. Unmuthig wies er sie ab. Die Sache ward ihm immer unbegreiflicher.

Ein Freund, dem er manchen Dienst geleistet, begegnete ihm, ging aber stracks, als er ihn erblickte, ohne ihn zu grüßen nach einer andern Seite des

Digitized by Google

Saales. Es war kein rothes Taschentuch, was aus dem Rock des Freundes hervorsah, sondern ein Fuchsschwanz, wie der junge Maler ganz deutlich bemerkte.

„Ist denn heut' Alles toll geworden, oder bin ich es?" dachte er.

Voll Verdruß trat er in ein Nebenzimmer, von dem aus man den Saal überschauen konnte und warf sich in einen Sessel.

Bediente, die Gefrornes und Champagner servirten, rannten mit ihren silbernen Platten an ihm vorüber. Der junge Maler sah erstaunt, wie ihre Köpfe chamäleonsartig in allen Farben spielten und ihre dicken, gelben Augen mit dummen, beleidigenden Lächeln zuweilen auf ihn gerichtet waren.

Er stürzte einige Gläser Champagner hinab und starrte in den Saal.

Da sah er nun wohl, daß, mit wenigen Ausnahmen, die ganze Gesellschaft sich gräulich-lächerlich verwandelt hatte!

Die jungen Mädchen, darunter die schönsten, waren beinahe alle zu Pfauen, Gänsen oder Elstern geworden. Doch gab es auch Schwäne, Störche und noch eine Menge Mischgestalten, die von all' diesem Geflügel nur Etwas hatten:

Gänse mit Pfauenfedern, Elstern mit Storchbeinen — und das klapperte, schnatterte, quickste und schwirrte!

Am häßlichsten waren die älteren Damen weggekommen. Meist zu krächzenden Raben waren sie verwandelt, oder gar in Nachteulen, die Jeden, der ihnen zu nahe trat, anfauchten.

In der Männerwelt aber waren so ziemlich alle Thierarten vertreten. Doch die Thiere, welche sich durch den Nachahmungstrieb auszeichnen, hatten entschieden die Majorität. Es gab auch welche, die oben fromme Lammsgesichter zeigten und unten in leichte Vögel endigten, Leute mit Spatzenköpfen und Katzenkrallen — und noch andere seltsame Mischungen.

Auch der Humor ging nicht leer aus. Der junge Maler sah zwei ihm bekannte Bankiers, die jetzt, der eine ein himmellanges Krokodil, der andere ein kleiner, dicker Frosch — Arm in Arm im Saale auf- und abspazierten, wobei es komisch anzusehen war, wie der kleine Dicke mit den entsetzlich langen Zipfeln seines Zaubers beständig in Collision gerieth, von deren einen bereits ein Stück abgetreten war.

Von all' den Anwesenden schien übrigens keiner die Verwandlung des andern zu bemerken.

Einige von der Gesellschaft waren nun allerdings in Menschengestalt verblieben; aber merkwürdig, das waren gerade die Personen, denen der junge Maler bisher am wenigsten Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Von den Männern waren es solche, die nicht eigentlich zu den Vornehmen, vielmehr dem gebildeten Mittelstande angehörten. Von den jungen Damen waren es die am wenigst Auffallenden.

Eine derselben — sie war ganz einfach weiß gekleidet und trug nichts als eine weiße Blüthe im Haar — saß in nächster Nähe von ihm. Sie schien noch gar nicht zum Tanzen aufgefordert worden zu sein.

Je länger der junge Maler sie betrachtete, desto hübscher erschien sie ihm, und endlich konnte er es nicht lassen, stand auf und ging auf sie zu.

Und siehe da! Sie verwandelte sich keineswegs, wie er immer noch gefürchtet, sondern blieb, wie sie war; nur daß ein lebhafteres Roth ihr Gesichtchen überfloß, als sie ihm ihre kleine Hand reichte und er, sie fast erstaunt

Digitized by Google

betrachtend, zögernd stehen blieb. Dann aber umfaßte er sie schnell und der Tanz begann.

Und er tanzte gar nicht übel, und seine Tänzerin, nun die tanzte vollends ganz wunderschön. Und während des Tanzes wagte er es und fragte sie, woher es denn käme, daß sie so freundlich gegen ihn sei, indeß alle Andern ihn zurückgewiesen? Da meinte sie lächelnd, und der Schelm saß ihr in den Augen: „Sie haben den Zauber vergessen! — Aber es thut gar nichts — ich lege keinen Werth darauf.“ — Als er nun aber auch der Verwandlung erwähnte und um Erklärung bat, da wurde sie wieder ernsthaft und sagte, das sei wohl nur ein Scherz von ihm.

Da merkte er, daß sie viel zu gut sei, um solche Dinge von ihren Mitmenschen einzugestehen.

Und die Gänse schnatterten, die Raben krächzten um sie herum; aber Beide achteten es nicht.

Und er tanzte die ganze Nacht mit ihr, bis an den hellen Morgen.

* * *

Am andern Tag aber, als er ordentlich ausgeschlafen, ging er stracks zu seinem besten Freund. Das war der alte Herr Gesundemenschenverstand, den er schon seit vielen Jahren kannte. Dem trug er die ganze Sache vor. Und als er geendet, da lächelte der Alte in seinen Bart und sagte: „Ich komme zwar nur sehr selten in derartige Gesellschaften; aber Das will ich Dir schon erklären.

Du hast gestern die Leute in ihrer wahren Gestalt gesehen. Für gewöhnlich wissen Alle, mehr oder weniger gut, dieselbe zu verstecken und nur, wenn sie gereizt werden, kommt diese ohne ihr Wissen und Willen oft zum Vorschein. Du hast sie gestern gereizt, weil Du den „Zauber“ nicht angelegt hattest, den sie in ihrer Thorheit nun einmal von Jedem verlangen.

Du kennst nun Deine Leute. Jetzt wird es Dir nicht schwer fallen, ihnen auch im gewöhnlichen Leben ihre eigentlichen Gestalten anzumerken.“

Und dies befand der junge Maler nachher auch richtig und wunderte sich nur, daß er früher unter seinen Bekannten die vielen Spatzenköpfe, Affen und Fuchsschwänzler übersehen hatte können.

Das freundliche Mädchen aber verwandelte sich später doch noch; nämlich in seine Frau. Und Beide besuchten fortan nur solche Gesellschaften, in denen der „schwarze Zauber“ keine Wirkung hatte.

Georg Böttticher.

Digitized by Google

Zur Anatomie des Frauenherzens.

Von **Franz Hirsch.**

Soll euch der Liebsten eisig Herz erthauen,
So sprecht ihr viel von — andern schönen Frauen!

Die Frauen huld'gen wie Bühnenautoren
Nur dem Erfolg und opfern ihm;
Sie glauben, sie haben die Schlacht verloren,
Ward ihnen ein succès d'estime.

Wunderliches Geschlecht! Da spricht sie lobend und viel auch
Von dem Manne, der jüngst ihr Interesse erregt,
Doch wie sie fühlt, daß sie liebt und er endlich sie ganz hat gewonnen,
Eva, wie du dich da durch dein Schweigen verräthst!

Die Achtung ist ein Anstandsdespot,
Der Oberceremonienmeister,
Der bei der Liebe Geburt und Tod
Dabei ist. Nur zuweilen verreist er.

Das Weib ist im Grunde ungerecht;
Denn stets nur handelt das schwache Geschlecht
Nach seinem Gefühl. Was gäb' es mehr,
Das ungerechter als dieses wär'?

Die zwischen zwei geschwankt, so um ihr Herz gestritten,
Sie wählt sehr oft gar schnell und resolut den — Dritten

Redet mir nicht im Guten und Schlechten,
Daß den Frauen gebühren der Männer Gaben;
Die Frauen wollen nichts wissen von Rechten,
Nur Privilegien wollen sie haben.

Digitized by Google

Es ernteten, soll man Frau Klio trauen,
Viel Lorbeer unsere lieben Frauen,
In Kunst, Medicin, ja Diplomatie,
Doch Philosophinnen gab es nie.

Die Frau vermag oft schlecht zu lügen,
Doch immer trefflich zu betrügen.

Untreue will dem Mann das Herz oft brechen
Jedoch der Frau? Die sucht sich schnell zu rächen.

„Wie lange Hulda mir noch aus dem Wege geht?
Sie liebt mich offenbar und kann es nicht verhehlen."
— Wie lange Freund? Ich las in vielen Weiberseelen
Und fand, daß eine Frau dem Manne widersteht
Nur selten, wenn sie kann, und immer, wenn sie muß,
Doch niemals, wenn sie will! Zieh' dir daraus den Schluß.
Still reift die süße Frucht und im geleg'nen Nu
Fällt sie dir in den Schoß; dann Fauste, greife zu!

Was hier Erkanntes ward geoffenbart den Kennern,
Der es so schnöde schrieb ist einer von den Männern.
Will eine schöne Frau darauf erwiedern, Bon!
Es offerirt sich ihr dazu gern der „Salon".

Digitized by Google

Das literarische Parlament

Der Präsident eröffnet die Sitzung mit feierlicher Miene.

Meine Herren! Ich befinde mich in einer peinlichen Verlegenheit. Man hat das Parlament mit Vorlagen überhäuft, welche einen literarischen Rassenkampf anzudeuten scheinen. Zwischen drei Monatsschriften ist eine Controverse entbrannt, welche von ihnen eine deutche Revue des deux mondes genannt zu werden verdienen. Diese drei Monatsschriften, von denen eine noch gar nicht erschienen ist, sind alle drei höchst ehrenwerth. Die eine hat die Anciennetät und den guten Namen (mittelniederdeutsch got schall) für sich, sie ist eine Monatsschrift der Vergangenheit, die andere die der Gegenwart, die dritte die der Zukunft. Ich eröffne die Debatte, welche hoffentlich nirgends den Ton der Gehässigkeit annehmen wird, nur mit Widerstreben und mache den Reichstagsabgeordneten Bamberger, der von Zeit zu Zeit bei uns hospitirt, dafür verantwortlich. Er hat die Streitfrage auf den literarischen Markt gebracht, wie der Herr Referent, dem ich jetzt das Wort ertheile, darlegen wird.

Abgeordneter Justus (Referent). Der geistreiche Publicist und Reichstagsabgeordnete H. Bamberger, wie ihn Rudolf Gottschall, der Vertreter des deutschen Volkes im Allgemeinen und der Gebrüder Paetel im Besondern, wie ihn Paul Lindau nennt, hat in der Nationalzeitung einen Artikel veröffentlicht, in welchem er die „Deutsche Rundschau" (Herausgeber J. Rodenberg in Berlin) als einzige berechtigte deutsche Revue des deux mondes darstellte, und sehr geringschätzig von den übrigen deutschen Revuen sprach. Rudolf Gottschall, der Herausgeber von „Unsere Zeit", wehrte die Aussprüche Bambergers mit der an ihm bekannten vornehmen und ruhigen Stilistik mitte aber entschieden ab, indem er sagte:

Wenn eine neue Revue wie die „Deutsche Rundschau" häufig sich in der Lage sieht, ihren Aufschwung durch Veröffentlichung der Zahl ihrer Abonnenten zu unterstützen, so sind Revuen, die seit Jahrzehnten bestehen, durchaus nicht genöthigt, zu solchen Mitteln zu greifen, und es ist seitens Bamberger's offenbar eine optische Täuschung, wenn er deshalb verkennt, daß diese älteren Revuen auf einer soliden Grundlage ruhen, und ihnen ohne weiteres jede Existenzberechtigung und nicht weniger die Möglichkeit der Existenz abspricht. Abgesehen von diesem voreiligen Todesurtheil, welches Bamberger über mehrere Zeitschriften verhängt, die sich noch ahnungslos ihres Lebens freuen, ist aber auch die literarische Centralisation, welche in dem Verlangen einer einzigen deutschen Revue liegt, principiell anfechtbar und in Deutschland nicht durchzuführen; ja auch Frankreich hat zu jeder Zeit mehrere Revuen neben der „Revue des deux mondes" gehabt. Der Vielseitigkeit des Geschmacks Rechnung zu tragen, ist eine Aufgabe, der sich die Journalistik nicht entziehen darf; vor Allem aber bedarf es der Instanzen. Eine zu ausschließlicher Alleinherrschaft gelangte Revue könnte in Hände gerathen, denen es mehr um Ausübung einer literarischen Dictatur als um eine gerechte Würdigung der Kunst- und Literaturerzeugnisse zu thun ist.

Digitized by Google

Schärfer ging Paul Lindau in einem an Th. Sch. in B. gerichteten sehr offenen Brief dem Bamberger'schen Artikel zu Leibe. Er wies mit unerbittlicher Logik die — Naivetät des Satzes nach, in dem die Beweisführung Bambergers gipfelte: „Du sollst kein anderes Blatt haben neben mir!" Er zeigte mit gewohnter Eleganz, wie seltsam es von einem politischen Freihändler wäre, als geistiger Schutzzöllner aufzutreten. Vor Allem aber ließ der moderne Jupiter feuilletonans durchblicken, daß die von der rührigen Verlagsbuchhandlung der Gebrüder Paetel vielgerühmte „Deutsche Rundschau" trotz aller ihrer Vorzüge jenes Genre mit Vorliebe cultivire, welches bekanntlich in der schönen Literatur das einzig Unerlaubte ist. Auf diesem Stadium ist jetzt die Angelegenheit angelangt. Paulus locutus est, res finita est.

Abgeordneter Bamberger. Meine Herren! Ich bin hier in einer Weise angegriffen worden, welche mich zwingt, für meine Ueberzeugung, daß die „Deutsche Rundschau" das einzige und unfehlbare Monatsjournal sei, auf das dringendste einzutreten. Ich schicke voraus, daß ich an den Wochentagen Politiker bin, was meine Thätigkeit dermaßen in Anspruch nimmt, daß ich nur Sonntags vor dem Schlafengehen die Rundschau lese, zuweilen auch wohl für einen recht umfangreichen Artikel darin Absatz finde. Die Rundschau ist die echte und gediegene Ablagerung des deutschen Doctrinarismus, des literarisch dilettirenden Professorenthums, und darum wird ihr ein hoher Einfluß auf den deutschen Bildungsphilister nicht abgesprochen werden können. (Hört, hört). Ja, meine Herren, der Bildungsphilister hebt und trägt uns. Er will zu Frühstück seine Professor gedruckt verzehren und zum Abendbrod seine wohlschmeckende aber aus der Nationalzeitung aufgewärmte Theaterchronik knabbern. Als Dessert dient ihm eine zuweilen recht gute Novelle guter Autoren, wenn nicht zuweilen der gute Homer selbst „Auf der Wacht" schläft. Aber die Belletristik, meine Herren, ist uns Nebensache. Wir tragen als Nationalliberale den Verhältnissen der deutschen Bildungsbourgeoisie Rechnung, indem wir nicht die Production selbst, sondern Reflexionen über die Production bringen. Die Novelle, die Lyrik würde uns nur in den Augen der misera contribuens plebs lectorum schaden, die, je phantasieärmer sie ist, desto mehr „wissenschaftlich" zu sein meint, wenn sie uns liest. Denn, meine Herren, das ist die Ehre des Deutschen, zu allen Zeiten und in allen Lagen des Lebens „wissenschaftlich" zu sein und ich behaupte geradezu in jedem Deutschen steckt der Embryo eines Professors. Sie werden uns auch vorwerfen, wir huldigten der Namensidolatrie. Ich gebe hier unter Kennern zu, daß es keine reinen literarischen Erfolge sind, wenn der liebe kleine Lasker, der kinderloseste aller Junggesellen, über „Erziehung" und unser großer Moltke über Rußland schreibt. Hier mag dem populären Namen zu Liebe die Flagge das Gut decken. Aber der Erfolg des Verlegers, den uns die Herren Gottschall und Lindau nicht wegschreiben können, ist da. Wo wäre ein gleicher Erfolg, wie der der „Rundschau" zu rühmen, wenn Sie gefälligst Folgendes erwägen wollen. „Die „Rundschau" begann im Herbst 1874 und druckte damals gleich auf ihre ersten Hefte: Vorläufige Auflage 9000. Zu Anfang des Jahres 1876 aber veröffentlichte sie eine Statistik ihrer Verbreitung, in welcher sie angab, ihre Auflage sei jetzt (also eineinhalb Jahr nach jenen 9000) nahezu 10,000. Solche rapiden Erfolge, meine Herren, haben uns in die Mode gebracht; ja wir sind geradezu das epochemachendste Modejournal (für Herren) geworden und ich kann Sie versichern, wenn auch der Abgeordnete Lindau den das Hotelpferd von Bayreuth ablösenden Witz macht — ich bemerke, daß wir

Digitized by Google

den Witz nicht für in unsern Rahmen passend erachten — der Popokatepaetel sei nicht der einzige hohe Berg, so steht der Rodenberg mit seinem Comparativ Bamberger doch hoch in der öffentlichen Meinung der Sortimentsbuchhändler und bei jedem neuen Abonnenten schmunzelt ein Bruder Paetel zum andern: Paetel non dolet!

Abgeordneter Träger. Meine Herren! Ich bedaure, daß der Abgeordnete Lindau nicht anwesend ist, um Herrn Bamberger zu antworten. Allein er ist soeben damit beschäftigt, auf seinem nordsüdlichen Divan einen vierzehnseitigen Brief an mich zu dictiren, (daher der Name Literaturdictator), worin er mich „seinen lieben Bamberger" nennt. Aber ich habe meine Schuldigkeit gethan, möchte jedoch nicht eher gehen, als bis ich in meiner grenzenlosen Gutmüthigkeit den Herren Gottschall, Rodenberg und Lindau folgenden Compromiß vorgeschlagen habe: „Die drei bekannten echten Jean Maria Farina, wollte sagen, echten deutschen Revues des deux mondes gründen zusammen eine einzige täglich erscheinende Monatsschrift unter dem Titel: Nord und Süd. Eine deutsche Rundschau unserer Zeit."

Abgeordneter Freimund. Muß es denn, meine Herren, durchaus eine Nachahmung der Revue des deux mondes sein? Ich leugne die Nothwendigkeit und den zureichenden Grund der ersten Position. Da streiten sich die Leut' herum, wer den echten Ring des unfehlbaren Buloz in der deutschen Fassung geerbt habe. Sind wir Deutschen denn so geistesarm, daß wir kein höheres literarisches Lob kennen, als das der besten Nachahmung eines ausländischen Journals, das sich selbst in seiner Heimat überlebt hat! (Opposition. Rufe: Beweise.) Ja, meine Herren, kennen Sie denn nicht die Scene der Première der „Henriette Marechal" des Fréres Goncourt, welche auf dem Opernball spielt?

Im bunten Gewühl drängen sich die Masken durcheinander. Allerwärts herrscht ausgelassene Lustigkeit und Jeder betheiligt sich nach Kräften an dem orgiastischen Taumel; Einer nur, ein hageres, ausgetrocknetes Individuum, schleicht stumm und traurig an den Wänden hin, eine wandelnde Mumie im schwarzen Frack und in weißer Cravate. „Was ist das für ein Ding?" fragt eine Maske die andere. „Das ist ein Abonnent der Revue des deux mondes", lautet die Antwort, und das schallende Gelächter des Publicums lehrte nur zu deutlich, daß der Scherz die greifbare Formel sei für eine allgemein herrschende Ansicht.

Mögen sich unsere deutschen Jäger nach dem Glück und Namen der Revue des deux mondes hüten, nicht auch die Consequenz jener Scene auf sich zu nehmen. Mag ein Herausgeber in seines Abonnentenreichthums-concurrenzdurchbohrendem Gefühle stolz sagen: „Nach uns die neue Sündfluth", so gut geht es selten einem Journal, daß es kein Ende hat, wie die Sturmfluth von Spielhagen. Die Mode ist ein launisches Ding und auch im literarischen Courszettel fallen manche Bankpapiere, mögen auch Namen wie Lasker, Moltke und Bamberger im Verwaltungsrath prangen, tief unter pari. Wir leben jetzt in einem Zeitalter literarischer Gründungen, wenn auch meist solider. Die Concurrenz ist groß, allein möge sie nie in Titel und Nachahmung der Form und des Inhalts Anleihen bei den Franzosen machen. Ich denke, wir sind selbst stark genug, um eigenartig und schöpferisch auch auf dem Journalgebiet vorzugehen. Daher beantrage ich, da der Titelverschmelzungsantrag des Abgeordneten Träger stillschweigend abgelehnt ist, die Debatte, welche der in Frage stehenden drei Monatsschriften als die

Digitized by Google

deutsche Revue des deux mondes zu bezeichnen sei, in Erwägung der von mir hervorgehobenen, der Würde des deutschen Literaturgeistes widerstrebenden Gründe, als gegenstandslos zu erklären und aufzuheben. (Beifall). Wenn Sie wollen, so haben wir eine deutsche Kunst — in unseren Journalen originell zu sein.

Der Antrag wird mit bedeutender Majorität angenommen. Der Präsident schließt die Sitzung, aber es bilden sich noch zahlreiche belebte Gruppen. In der Minorität werden Höflichkeiten ausgetauscht, die innige Freundschaft der Herren Lindau und Rodenberg tritt in „rührender", die der Gebrüder Paetel und des Herrn Stilke in „rühriger" Gegenseitigkeit zu Tage. Auch Rudolf Gottschall tritt herzu an der Hand der Gebrüder Brockhaus und ruft, seine Freunde Lindau und Rodenberg in die Arme schließend: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte!" Paul Lindau aber, in der Hand den Plan zu einer neuen Jahresschrift: Ost und West, Zukunftsliteratur für Tante Theresen beiderlei Geschlechts, führt seinen Verleger Herrn Stilke auf die Tribüne und stellt ihn dem Parlament mit der Variante Büffon's vor: „Le Stilke c'est l'homme!" worauf sogleich die Actien von „Nord und Süd" steigen und sehr viel (Porträts) dafür gezeichnet werden.

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Unser Nachwinter wußte in jeder Hinsicht nachzuholen, was in der eigentlichen Saison versäumt war. Es gab nicht nur einen tüchtigen Frost mit Schnee, wenn auch mit Sonnenschein, sondern auch noch einen sehr animirten Carneval oder richtiger gesagt: Vergnügungssturm. Die Festlichkeiten jagen sich förmlich; manche Familie erhält täglich drei bis vier Einladungen, einzelne Herren wohl die doppelte Zahl — denn sie sind eine begehrte Waare in der vornehmen Gesellschaft. Ohne brillante Cavaliere kann kein Ball und keine Art von Fest bestehen. Es werden oft verzweifelte Mittel angewendet um sie zu erobern; es kommt sogar vor, daß energische Gastgeber sich an die Regimentscommandeure wenden, um einige Tänzer in glänzender Uniform zur „Visite" zu commandiren, der dann die Einladung auf dem Fuße folgt. Kluge Mütter bemühen sich oft monatelang vorher „junge Herren" für die projectirten Feste zu gewinnen. Naturgemäß wird dadurch Blasirtheit und Arroganz bei der männlichen Jugend erzeugt — und dann wundert man sich, wenn diese zu Tage treten! Mit Nectar und Ambrosia genährt, täglich ein exquisites Diner an der Seite schöner Frauen, Abends Ball, Theater und Conzert, dazu noch Matiniées, Skatingrink, Reitbahn u. s. w., also brennt die Lebensfackel unsrer jungen Herren immer von beiden Seiten. Es ist begreiflich, daß sie müde werden, und bei all' den Süßigkeiten sich wie Tannhäuser nach Bitternissen sehnen — und alte titel- und liebesüchtige Frauen heirathen, um ihre Schulden zu bezahlen.

Die Festlichkeiten der hohen Finanzwelt haben in diesem Winter entschieden mehr Glanz entwickelt als sonst, und sind eine handgreifliche Widerlegung der Klagen über schlechte Zeiten.

In den Palästen der Thiergartenstraße strahlten allabendlich die Kronleuchter und die feenhafte Pracht der Räume entzückte die Augen der Vorübergehenden. Wer so glücklich war, als Gast ins Innere zu dringen, könnte Wunderdinge erzählen. In der Villa Perls, deren kunstsinniger Besitzer als Mäcen von Malern, Dichtern und Schauspielern bekannt ist, fand, wie alljährlich, ein großartiges Ballfest statt. Gesang des berühmten Domchors und Declamationen gefeierter Künstlerinnen gaben dem Vergnügen eine höhere Weihe, die es auch für Nichttänzer genießbar machten. Seit ich mich zu diesen rechnen muß, finde ich jedoch einen Ball eigentlich unterhaltender als sonst. Man kommt zur Einsicht, daß die Türken, die sich etwas vortanzen lassen, sehr kluge Genußmenschen sind; dies anmuthige Gewoge anzusehen ist viel reizender als man denkt, namentlich sind die jetzigen Moden ganz dazu gemacht, um das Auge zu erfreuen. Die schönen Frauen und Mädchen im schmalen Panzerleibchen mit dem schillernden Schweif ihrer Schleppen er-

Digitized by Google

innern an Nixen und Rheintöchter; man kann sich nicht satt sehen an ihrem Wellentanz, der die Vollendung ihrer Formen in so vortheilhafter Weise zeigt. Eine wahre Götterdämmerung von Schönheit geht vor den berauschten Blicken auf, wenn man die jetzigen Bälle als Beobachter besucht!

Nächst dem Vergnügen, sich etwas vortanzen zu lassen, giebt es kein größeres als sich durch distinguirte Dilettanten etwas vorspielen zu lassen. Es bot sich auf vielen Festen Gelegenheit dazu in diesem Winter, ein klassischer Lustspielabend verdient aber besonders erwähnt zu werden.

Der bekannte Shakespeare-Uebersetzer, Professor Leo, hatte eine höchst anziehende, dramatische Soirée veranstaltet. Die sehr anmuthige Tochter des Genannten, Fräulein Gertrud Leo, Fräulein Spielhagen und Graf von der Recke-Volmarstein spielten die jugendlichen Hauptrollen, Herr Leo glänzte in der italienischen Komödie, die er selbst übersetzt hatte.

Ein Ballfest bei Herrn von Bleichröder zeichnete sich besonders dadurch aus, daß dort eine Fusion der hohen Aristokratie mit der Finanzwelt statt fand. Man stand sich nicht kalt gegenüber, sondern schüttelte sich die Hände mit aller Kraftanstrengung, die jetzt gebräuchlich ist. Die Diplomaten bilden bei solchen Fusionen stets das vermittelnde Princip, als echte Kosmopoliten. Die Cirkel bei den Damen Schwabach, Krause, Kreismann, Meier, Müller u. s. w. sind in ähnlicher Weise zusammengesetzt. Die englischen, türkischen, russischen, schwedischen, spanischen und portugiesischen Geschäftsträger bilden auch dort die interessante Mosaik unsrer großstädtischen Geselligkeit.

Die Festlichkeiten des Hofes sind in Folge der Trauer noch immer auf Conzerte beschränkt. Die alljährliche große Cour fand indessen doch wider alles Erwarten noch statt. Die Kaiserin erschien dabei in weißer, glanzloser Seide von schwarzen Blonden bedeckt, Perlen, als Trauerschmuck, um den Hals und weiße Astern im Haar. Leider sah die hohe Frau noch sehr angegriffen aus und erfüllte ersichtlich die Pflichten der Repräsentation mit Schmerzen.

Die vorgestellten Damen trugen keinerlei Trauerabzeichen mehr, sondern die glanzvollen Toiletten, wie sie bei der „Schleppencour" üblich sind. Unter den verheiratheten Damen bemerkte man die neuen Erscheinungen Gräfin Canitz, geborene von Kunheim, Frau Gesandtin Uebel, geborene Roux von Demiani, Frau von Heßberg, geborene von Blumenstein, Gräfin von Schulenburg-Burgscheidungen, geborene Gräfin von Schulenburg-Filehne, Gräfin von Bethusy-Huc, geborene von Ohlen und Adlerskron, Frau von Erxleben, geborene von Brandt, Frau von Bandemer, geborene von Prittwitz, Frau von Schrader, geborene von Villers, Frau von Knesebeck, geborene von Hennigs. Unter den jungen Mädchen sind zu nennen: Gräfin Louise von York-Wartenburg, Fräulein Achenbach, Tochter des Ministers, zwei Gräfinnen Canitz, Gräfin Lottum, Fräulein von Rochow, Fräulein Dora von Hülsen. Letztere ist die jüngste Tochter unsres Theaterintendanten und die glückliche Braut des Grafen Geyer von Schweppenburg. Nach der Vorstellung nahmen die höchsten und hohen Herrschaften im weißen Saal auf dem Haut-pas in folgender Ordnung ihre Plätze ein:

In der Mitte saß das Kaiserpaar, rechts vom Kaiser die Kronprinzessin, Prinz Wilhelm, Prinz Alexander, Herzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Friedrich von Hohenzollern, links von der Kaiserin saß der Kronprinz, die Herzogin Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, der Erbgroßherzog von Oldenburg, der Erbprinz von Anhalt, der Prinz Friedrich von Schleswig-

Digitized by Google

Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Gegenüber dem Haut-pas saßen auf vorgerückten Sesseln die Botschafter mit ihren Damen. Die übrige Gesellschaft placirte sich nach dem Commando des Oberceremonienmeisters, Grafen Stillfried. Es gewährt einen magischen Anblick, diese große, glänzende Versammlung stumm und versteinert vor sich zu haben. Die Musik, welche darüber hinfluthet, erhöht noch den Eindruck des Märchenhaften. Das Concert wird stets von den Choryphäen unsrer Oper in lauter Musterleistungen ausgeführt. Das Künstlerpaar Padilla-Artôt und die Pianistin Fräulein Mehlig waren noch außerdem thätig. Freilich wäre zu wünschen, daß in dem Programm der deutschen Musik mehr Berücksichtigung zu Theil würde, als bisher.

Wohl Viele der Anwesenden vermißten den Hauptschmuck unsrer Hofzirkel, die Prinzessin Friedrich Karl mit ihren Töchtern. Aber ihnen ist die Familientrauer noch geblieben, wenn auch die Hoftrauer erloschen ist. Auch scheint das Befinden der Prinzessin Marie noch nicht befriedigend zu sein; sie wurde von ihrer Gouvernante, Gräfin Schlieffen, in ganz kleinen Tagereisen aus Italien zurückgeleitet, weil ein typhöses Fieber im Anzuge zu sein schien.

Im kronprinzlichen Palais werden dem Vernehmen nach schon in nächster Zeit die berühmten Theezirkel wieder beginnen, die gewissermaßen eine Fortsetzung von den Intelligenzsoiréen des großen Friedrich sind. Der Kronprinz zeichnet alle Celebritäten Berlins durch Einladungen aus und begeht damit eine Art geistige Ordensdecoration.

Auf dem Kunstgebiet hat die Genovefa von Schumann eine großartige Aufregung hervorgebracht, voraussichtlich wird diese hochpoetische Oper ein Lieblingsstück hier werden, trotzdem die Kritik kein günstiges Urtheil darüber gefällt hat. Fast gleichzeitig kam desselben Componisten „Manfred" zur Aufführung im Nationaltheater und fand eine nicht minder günstige Aufnahme. Die Unterstützung des Werkes durch Ernst Possart und Friederike Bognar trug freilich wohl das Meiste zum Gelingen bei. Eine überaus zarte, zuweilen sogar weichliche Tondichtung „Dornröschen" von Karl Reinike wurde durch unsere treffliche Conzertmeisterin Dreyschock neuerdings zur Geltung gebracht; ihre Schülerinnen und Schüler leisteten Vortreffliches in den Chören. Die Soli sang ihre talentvolle Tochter, eine junge Dame, deren Schicksal zur Theilnahme auffordert, sie mußte von dem Prinzen Hermann von Wittgenstein-Hohenstein geschieden werden, weil die Ehe, als nicht standesmäßig, vom fürstlichen Familienhaupt beanstandet worden war. Der Herr Prinz hat sich bereits anderweit vermält und läßt es zu, daß seine einstige Gemalin sich und ihr Kind mit Musikunterricht ernährt. Solche Wirklichkeit sollten unsre Romanschreiber schildern, anstatt wie Gutzkow, Spielhagen idealisirte Phantasie-Prinzen-Lieben auszumalen. Diese Aehnlichkeit der beiden neuesten Romane von Gutzkow und Spielhagen wirkt überhaupt fast ermüdend auf die Leser. In beiden kommen sogar dieselben Namen vor wie: Ottomar, und dieselben Figuren von Socialisten und Aristokraten.

Die Bazare stehen noch immer in voller Blüthe, die Noth der Zeit macht sich bei den Wohlthätigkeitsvereinen allerdings am ersten fühlbar; um die fehlenden Mittel zu schaffen, müssen besondere Anstrengungen gemacht werden. Sogar im Palais der Prinzen Alexander und Georg von Preußen ist jetzt ein Verkaufslokal errichtet, welches die Kaiserin in Person eröffnet hat. Der Zuspruch des Publicums ist außerordentlich, denn schon der Eintritt in dies stets verschlossene Palais unsres Dichterprinzen verspricht den Neugierigen reiche Ausbeute. Die vornehmen Verkäuferinnen, Prinzessin

Digitized by Google

Biron, Fürstin Hatzfeld, Gräfinnen Perponcher, Haack, Oriolla u. s. w. machen die Honneurs und nehmen den unscheinbarsten Käufer freundlich auf. Die beiden leutseligen Prinzen sind fast immer gegenwärtig und kaufen an allen Tischen auf's Splendideste ein, unterhalten sich auch huldreich mit den Anwesenden. Der Kronprinz erscheint meistens mit seinen jüngsten Töchtern an der Hand, den blondgelockten Prinzeßchen Victoria und Margarethe, deren kindliche Freude über die bunten Gegenstände des Bazar dem jugendlichen, fürstlichen Papa das größte Vergnügen bereitet. Er neckt sie und beschenkt sie abwechselnd, beladet sich auch noch außerdem mit den eingekauften Sachen und klagt mit vielem Humor über die hohen Preise, die ihm dafür abgefordert werden. Es sind allerdings einige Gegenstände sehr hoch taxirt, aber der gute Zweck heiligt die theuern Mittel.

Das Johannisstift bei Plötzensee ist nämlich der Zweck dieses Bazars; es besteht schon seit mehreren Jahrzehnten, bessert Gefangene, erzieht 100 verwahrloste Kinder, bildet Krankenpfleger und Gehülfen der innern Mission aus. Der fromme Ernst und religiöse Eifer seiner Mitglieder haben das segensreiche Institut unter den schwierigsten Verhältnissen aufrecht erhalten. Es scheint jetzt eine vermehrte Thätigkeit nöthig zu sein, um es zu fördern, weshalb die Kaiserin Augusta das Protectorat darüber mit gewohnter Opferwilligkeit angetreten hat.

Ein anderer Bazar zu ähnlichen Zwecken ist unter dem Präsidium unsres großen Moltke eröffnet. Die Oberlinstiftung in Nowawes bei Potsdam ist das Lieblingsinstitut des greisen Feldmarschalls. In frühern Jahren hat er stets ein Conzert dafür veranstaltet, in welchem ihm zu Gefallen die Elite unsrer Dilettanten mitwirkte, dieses Mal ist statt dessen ein Bazar in den glänzenden Räumen des Hôtel de Rome eingerichtet, wo Moltke fast immer anwesend ist und zum Kaufen ermuntert. Er wurde auch einmal von dem berühmten Helden der modernen Politik, General Ignatieff, dort besucht, der mit seiner Gemalin reiche Einkäufe machte. Derselbe war bei seinem kurzen Aufenthalt in Berlin der Löwe des Tages, es entstanden stets Aufläufe vor den Häusern, wo er ausstieg Sein glänzendes Auftreten mit mehreren russischen Fürsten im Gefolge war für die schaulustigen Berliner eine Episode aus Tausend und Einer Nacht. H. v. N.

Wien.

Die cause célèbre, die alle gesellschaftlichen Kreise bewegt und die Tiefen des socialen Lebens in eine wahre Aufregung versetzt, das ist die Affaire Patti. Figaro hat die Dinge kommen sehen, wie sie eingetroffen, und vor ein paar Monaten schon, lange also vor dem Eintritt der Katastrophe, hat er an dieser Stelle den Finger auf die Maut gelegt, zugleich aber einen andern Finger auch an den Mund, weil das offene Geheimniß damals eben nur ein paar Eingeweihten bekannt war. Heute gehört Adeline Patti wieder zu den Freien, aber sie hat ihre Freiheit mit einem tiefen, tiefen Fall bezahlt, mit einem Falle, von dem sich die geniale Sängerin kaum je wieder gänzlich erholen und gänzlich erheben dürfte. Alle Welt, die den kalten, egoistischen, im ungesunden Dunstkreis der napoleonischen Tuilerien zu einer allerdings zweifelhaften Bedeutung gelangten Marquis de Caux,

Digitized by Google

diesen „Mann seiner Frau", diesen unbeschäftigten Prinz-Gemal kannte, wird es begreiflich finden und sogar vertheidigen, daß sich eine Natur, wie die der Patti, endlich von ihm lossagte und den Irrthum öffentlich einbekannte, den sie beging, als sie, um Frau Marquise zu werden, ihr Schicksal an den Stallmeister Napoleons und den Vertrauten der Eugenie kettete. Aber jenes Lossagen, das Bekenntniß jenes großen Irrthums mußte mit Würde, mit der vollen Wahrung der weiblichen Ehre geschehen und die leidenschaftliche und gluthvolle Darstellerin der Traviata, der Verlorenen, durfte die Coulisse nicht mit der Wirklichkeit vertauschen, durfte nicht selber zur Traviata werden. Das ist ein hartes Wort, aber es entspricht der Realität. Um sich von einem verhaßten Gatten, den man aus Eitelkeit und ohne beim Herzen nur in sanftester Weise anzupochen, geheirathet, zu trennen, darf man sich nicht in die Arme, an die Brust eines Tenoristen werfen und darf diese Tenoristenbrust auch das breiteste hohe C in sich. Der Irrthum, mit einer Marquisenkrone auch dauerndes Glück sich erzwingen zu können, darf nicht mit einer Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit gut gemacht werden wollen, und die Gesellschaft, die im Allgemeinen sehr viel duldet und über so vieles so lange sich tolerant erweist, als es nur immer geht, die Gesellschaft, die so manchen Fehler, so manche Ausschreitung registrirt, ohne daraus die weitesten Consequenzen zu ziehen, diese Gesellschaft endlich, die „monde", in welcher nach weiland Fürst Windischgrätz der Mensch erst beim Baron anfängt und auf die die Marquise de Caux so unendlich große Stücke hielt, hat im vorliegenden Fall die Augen nicht zudrücken können. Sie hat die Verbindung mit der wunderbaren Darstellerin der Traviata abgebrochen und Adelina Patti, ihres aristokratischen Nimbus beraubt, muß sich wieder begnügen, bürgerlich im bürgerlichen Kreise oder allein zu bleiben. — Das Vermögen, Kraft des Ehecontraktes und infolge der am 2. vorigen Monats vollzogenen Scheidung von Tisch und Bett, wird zu zwei gleichen Hälften getheilt, der Schmuck, der übrigens auch ein ganz hübsches Vermögen — ca. eine halbe Million Gulden — verbleibt der Donna ganz allein. Frau Patti hat im Lauf der letzten Jahre sehr viel Geld in's Trockene gebracht, hat sich schon seit geraumer Zeit für jeden Theaterabend die fixe Taxe von 5000 Francs in Gold eingeführt und diese Taxe auch von jedem Impressario willig erlegt bekommen. Aber nicht Alles ist geblieben, denn die Marquise de Caux liebte es, en train zu leben und es in den großen Centren der Welt, in Paris, London, Wien und St. Petersburg der vornehmen Welt gleich zu thun und der Herr Marquis liebte es wiederum, in den Clubs zu sein und am grünen Tisch, bei dem trente-et-quarante sein Glück zu versuchen. Aber die Allüren der großen Welt und die Versuche am grünen Tisch kosten Geld und verschlingen Summen, die man anfänglich nicht in Betracht gezogen und so ist das Vermögen der Königin des Gesanges nicht so sehr bedeutend, als man allgemein angenommen; es überschritt die zwei Millionen Francs, die zur Hälfte bei der englischen Bank, zur Hälfte bei Rothschild in London angelegt waren, keineswegs.

Der Pattiscandal kam natürlich der socialen Position der Nilsson ganz außerordentlich zu statten; auf den Ruinen einer gefallenen Rivalin erhob sich ein stolzes Piedestal für die andere und dem tragischen Ausgang einer Ehe, die Berechnung und Eitelkeit gestiftet, stellte sich das bürgerliche Bündniß zweier Liebenden entgegen. Zu gewissen Zeiten und in gewissen Fällen kann ja auch die einfache Anständigkeit zur Tugend, die Sittlichkeit

Digitized by Google

zur Glorie emporgehoben werden. Die gesammte hohe Aristokratie hörte — ich deutete dies bereits in meinen letzten Plaudereien an — nicht auf, sich um die blonde Schwedin zu streiten und ein Nilssonfest, eine Opheliensoirée folgte der andern, die Metternich's, die Khevenhüller's, die Hohenlohe's und die der Clam-Gallas — das war in den Palästen der genannten Aristokratenfamilien ein förmlicher Wettlauf um die ehemalige Marktsängerin. Die Frage, ob Adelina Patti in den von ihr als Marquise so sehr aufgesuchten Kreisen auch als geschiedene und in so eklatanter Weise geschiedene Frau empfangen werden könne, beantwortet sich von selbst. Sobald einmal die Maske entschieden gefallen ist — wird die Gesellschaft unerbittlich streng.

Der Tod Mosenthal's machte mehr Aufsehen, als man eigentlich hätte annehmen können und annehmen sollen. Mosenthal war eine in den feinsten Kreisen du monde und in den kleinen Zirkeln der Künstlerwelt gern gesehene Persönlichkeit, ja, wenn man will, gehörte der Mann, der nun auf dem israelitischen Friedhofe zu Währing (Wien) in kühler Erde gebettet liegt, zu den populärsten Figuren unserer lieben und stets aufgeregten Stadt. Allein der Dichter Mosenthal galt nicht für voll und mußte sich's gefallen lassen, ewig das Stichblatt der öffentlichen Kritik zu sein. Salomon Herrmann Mosenthal war eine jener Naturen, die sich in ihren literarischen Arbeiten und Bestrebungen sowohl wie in ihren gesellschaftlichen Zielen auf den Erfolg, auf den Effekt verstehen und gerade dieses Haschen nach den Effekten der Abendrite und des Kirchenläutens einerseits und anderseits die glänzenden Erfolge in der Carrière des Staatsdienstes machen viel und nicht immer günstiges von sich reden und die strenge Kunstkritik machte zu Ungunsten des Verstorbenen nicht selten mit dem pikanten Klatsch gemeinsame Sache. Mosenthal war aber maßlos eitel; diese Eitelkeit verleitete den Poeten eines Tages, sich mit allen seinen acht Orden und drei Medaillen geschmückt, photographiren zu lassen, und Mosenthal war in materiellen Dingen sehr engherzig — zwei Schwächen, die von den scharfen Augen der Feinde und Freunde nicht unbemerkt bleiben. Ueber das literarische und dichterische Wirken des Verstorbenen kann ich mir eine eingehende Würdigung ersparen; die Stellung Mosenthal's auf dem deutschen Parnaß ganz genau präcisirt, seine Gewandtheit als Gelegenheitspoet zeigt sich auch in den Dramen, die an der Bühne gegeben und man konnte ihn daher füglich auch einen Gelegenheitsdramatiker nennen, eine Classification, auf die sich „Figaro" das Recht der Priorität nimmt. Als nach den Revolutionsjahren die Judenfrage mit anderen Fragen in den Vordergrund trat, gab Mosenthal seiner „Deborah" das Leben; als gegen die Mitte der fünfziger die Poesie der Alpen und der Sennerin, des frischduftende Heues und des Stalles so sehr in Credit gestiegen war, wurde der „Sonnwendhof" aufgebaut, und als zu Anfang des laufenden Jahrzehnts die Pariser Boulevard- und Ehebruchsdramen en vogue und zu unerhörten Tantièmen kamen, schleuderte der Dichter des Kunsttheaters seine Dame der demi-monde, seine Madelaine Morel auf den Markt. Mosenthal hat es verstanden, der Zeit den Puls zu fühlen... Sehr gesucht waren seine Operntexte und vom verstorbenen Nicolai an, der von Mosenthal „Die lustigen Weiber" bekam, bis zu Ignaz Brüll, der „Das goldene Kreuz" und neuestens den „Landfrieden" (nach Bauernfeld) componirte, wußte der kundige Poet eine Reihe von deutschen Componisten mit Librettos zu versehen, so unter andern Rubinstein,

Digitized by Google

Goldmark, Herbeck, Kretschmar und Riedel. An den Operndichter, an den Librettoverfertiger Mosenthal knüpft sich folgende prickelnde Episode. Man hatte nämlich erwartet, daß am offenen Grabe nicht allein der Präsident des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" sprechen werde, sondern daß sich auch Laube und Dingelstedt vernehmen lassen würden. Letzterer soll sogar den Auftrag hierzu erhalten haben. Aber wer nicht sprach, war Dingelstedt. Darüber höheren Ortes zur Rede gestellt, habe derselbe geantwortet: „Ich habe mich auf meinen Collegen J., den Director des Hofoperntheaters verlassen, denn Mosenthal hat ja vortreffliche Operntexte geschrieben."

Den Uebergang vom düsteren Leichenbegängnisse Mosenthal's zum glanzvollen Costümfest im Atelier von Hans Makart, bei dem ich mich eine kurze Weile aufhalten möchte, geschieht zwar etwas unvermittelt, allein die innere Berechtigung zu dem kühnen Sprung ist, wie sich's zeigen wird, vorhanden. Im Atelier des berühmten Malers also fand als posthumes Fest des Carnevals ein Costümfest statt, das an Glanz, Pracht und Kostbarkeit der Gewänder wohl einzig in seiner Art bleiben dürfte. Der Abend war der Zeit Van Dyk's gewidmet und keine Figur, die von den Jahren jenes Meisters abwich, fand Zutritt. Damit nicht die geringste Abweichung vom Stile stattfand, hat sich Makart dazu herbeigelassen, jedem Einzelnen seiner Gäste die Zeichnung für dessen Costüm selber zu fertigen. Die Costüme mußten aus echten Stoffen, aus schwerstem Sammet und Brokat gemacht sein und falscher Schmuck, und wäre er auch die kostspieligste Imitation gewesen, war strengstens ausgeschlossen. Man kann sich demnach einen Begriff davon machen, welche Unsummen für jenen Van Dyk-Abend aufgewandt wurden und welch eigenthümlichen Zauber das Fest im ohnedies so interessanten und sehenswerthen Atelier ausstrahlen mußte. Mitten im Atelier steht das große noch nicht vollendete Gemälde Makart's „Karl's V. Einzug in Antwerpen." Zu diesem Bilde hatte nun Mosenthal ein Gedicht geschrieben, das Frau Gabillon am Festabend vortragen sollte. Inzwischen war Mosenthal gestorben und man legte es der Burgschauspielerin nahe, von der Recitation des Schwanengesanges abzustehen, weil die Erinnerung an den raschen Tod des Dichters, der sonst niemals in dieser Gesellschaft gefehlt, sehr schlecht zur Heiterkeit des Abends passe und weil ein Mißton, eine Dissonanz unausbleiblich sei. Aber Frau Gabillon bestand auf ihrem Schein, betrachtete den Vortrag des Schwanenliedes als eine Pietät für den Verstorbenen — Andere hatten für den Eigensinn wieder andere Motive gefunden — und las die paar Strophen. Die letzten Worte lauteten: „Was du gemalt im Bilde, soll heut lebendig sein." — — — Ja, die Pietät hat aber auch ihre Launen. — Der Festgeber hatte die Zahl seiner männlichen und weiblichen, und in Parenthese bemerkt, der höchsten Aristokratie angehörenden Gäste — nur einige hervorragende Vertreter der dramatischen und bildenden Kunst machten jene Van Dyks-Gesellschaft zu einer „gemischten" — auf achtzig beschränkt. Aber es wollte ja wieder Alles dabei sein, was sich ein Costüm bezahlen kann, die Reflus und die Lächerlichkeiten, denen sich so viele Zudringliche aussetzten, waren also unberechenbar.

Mitten im Lerchengetriller der „Italiener", mitten in den belcants einer Patti und eines Masini hielt die „Walküre" ihren feierlichen Einzug ins Opernhaus und ritten die Töchter Wotans in sausendem Galopp zum Streite für die Sache ihres Gottes. Das ist eine kolossale Leistung, die hier

Digitized by Google

vom Wiener Opernhause gethan wurde und Richard Wagner, der sonst nicht leicht zu befriedigen, würde gewiß, hätte er der ersten Aufführung seines „ersten Tages" vom „Ring des Nibelungen" beigewohnt, seine höchste Befriedigung über die Darstellung ausgesprochen, über das unvergleichliche Orchester, über die Decorationen Josef Hofmann's und über die Scenerie, kurz über Alles und Jedes, über den meisterhaften Gesang der Sieglinde-Ehnn, der Brünhilde-Materna und des Wotan-Scaria, über den kühnen Walkürenritt und über den wilden Feuerzauber. Das war eine That, auf die Director Franz Jauner wahrhaft stolz sein darf und von den Ehren dieser That gehört auch ein gutes Theil allen Denjenigen, die zum Vollbringen mitgewirkt; in erster Linie dem Dirigenten Hans Richter und den bereits erwähnten Maler Josef Hofmann, der für den ersten Abend des Bühnenfestspiels eine decorative Pracht und Wahrheit hergestellt, wie sie wohl noch nie auf einer Bühne gesehen und bewundert worden ist. — Das theatralische und concertante Leben Wiens hat überhaupt in den Fasten einen ganz kolossalen Aufschwung genommen und als kleines Beispiel, wie viel künstlerisch-nervöser Aufregungsstoff sich an einem, an einem einzigen Wiener Abend ansammeln kann, sei die Geschichte weniger Abendstunden vom März kurz erzählt: Also, es war an einem Märzabend, um 6 Uhr begann im Opernhause eine Generalprobe zur Walküre, um 7 Uhr begann im Stadttheater die Première zur Gräfin Romani, dato um 7 Uhr im Theater an der Wien die Première zur Operette von Max Wolf „Die Porträtdame", um halb 8 Uhr begann der Tenorist Herr Gustav Walter im Bösendorfer-Saal den Vortrag des Schubart'schen Cyklus der Müllerlieder und um halb 10 Uhr begann das Nilssonconcert zum Besten der Nothleidenden Wiens. Ueberall war es voll, überall drängte man sich hin und das im armen, im dürftigen, im verfrachten Wien! . . . An's Theater streift wohl auch die Leidensgeschichte jener „Meisterin zweier Künste", jener einst sowohl in der Oper wie im dramatischen Genre gleich vorzüglichen Künstlerin, der Marie Geistinger, die lange, lange Zeit für verheirathet, für die Frau ihres Mannes galt und nun sich von diesem „angetrauten" Mann in der freundlichsten Weise trennt. Wohin sich das Auge und das Ohr wendet, überall Pikanterie, überall der Parfüm des Boudoirgeheimnisses und hier und dort auch ein wenig der Odem des Scandals.

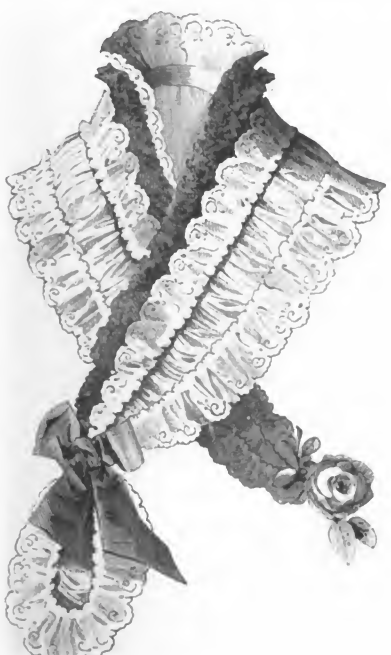
Figaro.

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Reich garnirtes Fiſchü.

Als Grund kann Tüll, Muſſelin oder Crêpe de Chine gewählt werden; die äußere Umgebung bildet eine ſchöne gekräuſte Blonde; die Stelle des Kragens



Nr. 1. Reich garnirtes Fiſchü.

wird durch Schleifen und Blumenbouquet vertreten. Eine andere Schleife und ein kleines zierliches Blumenbouquet garniren die obere Partie der Patten.

Digitized by Google

Nr. 2 und 3. Costüme für ein kleines Mädchen von 5 bis 9 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Die Robe von malvenfarbener Sicilienne in Prinzeßform ist mit weißgestickten malvenfarbenen Galons garnirt. Die beiden kleinen Seiten des Rückens sind als Halbrock geschnitten, um drei Faillepliſſés sehen zu lassen, welche von den gestickten Galons eingeschlossen sind. Viereckige Taschen mit Revers an den Vorderseiten; Aermel ebenfalls mit Revers; zurückgeschlagener Kragen.

Nr. 4. Costüm für ein jüngeres Mädchen

von Naturtuch in Prinzeßform, vorn übereinander geschlagen und an der linken Seite unter einer Schleife drapirt. Der mit Galons garnirte Rücken bildet ausgeschnittene Schöße

Nr. 2. Costüm für ein kleines Mädchen von 5 bis 9 Jahren. (Rückansicht.)

Nr. 5. Mädchencostüm

von gemustertem dunkelgrünen Seiden- und Wollenstoff, vorn in Prinzeßform, auf der Rückseite mit Hohlfalten; Schrägstreifen, Patten und Revers von grüner Faille und mit blaßblauer Faillelitze benäht. Gürtelschnur von blauer und grüner Seide, auf der Rückseite geschleift und in eine große Quaste endigend.

Nr. 6 und 8. Costüm für kleine Knaben oder Mädchen von 3 bis 5 Jahren

Der Stoff zu diesem niedlichen Kleidchen ist staubgrauer indischer Cachmir. Die in Bogen ausgehenden Hintertheile dieses Kleidchens sind mit starker maronfarbener Seitenschnur eingefaßt. Unter jedem dieser Bogen ist eine lange maronbraune Sammetschluppe angenäht, unter welcher wiederum ein langes Ende von Sammetband herabfällt. Das Vordertheil ist gerade fallend und mit Shirtingfutter zu versehen.

Digitized by Google

Die beiden Hintertheile sind ebenfalls abzufüttern, das Faltentheil ist je nach der Stärke des Stoffes entweder nur mit leichter Gaze oder auch gar nicht zu füttern. Die Vordertheile sind mit Knöpfen und Knopflöchern versehen, die Taschen und Aermel durch maronbraune Sammetschleifen verziert.

Nr. 7. Gehäkelter Lampenuntersetzer.

Der Boden bildet eine runde Platte von 10 Cent. Durchmesser, welcher in Doppelmaschen auf Rundschnur gehäkelt wird. Zum Ganzen kommen drei Nüancen rothe Wolle zur Verwendung, von denen die dunkelste für die Mitte genommen wird. Es sind 12 Touren erforderlich. Dem Boden wird eine Verzierung von Lanzettstichen in schwarzer mit Goldlahn umwundener Wolle und gelber Seide gegeben, so daß in dieser Weise ein Stern gebildet wird. Unmittelbar nach der letzten Reihe

Nr. 8. Costüm für ein kleines Mädchen von 5 bis 9 Jahren. (Vorderansicht)

des Bodens sind 7 glatte Reihen in mittelrother Wolle zu häkeln; dann eine sehr lange Kette mit hellrother Wolle. Auf diese Kette wird mit Häkeln von Städchen in alle Maschen zurückgegangen und endlich eine Reihe einfacher Maschen in schwarzer Lahnwolle gearbeitet. Ist diese Arbeit beendet, so wird sie auf die 7 glatten Reihen gesetzt, wobei 19 regelmäßige und sehr spitze Zacken gebildet werden.

Nr. 9. Gehäkelter Lampenuntersetzer.

Der Boden dieses Untersetzers wird in derselben Weise hergestellt, wie der zu Nr. 7, nur daß hier dickere Rundschnur genommen wird. Die Arbeit geht in fortwährendem Umwenden und Zunehmen der Maschen vor sich, so daß das Ganze möglichst glatt erscheint. Es sind 12 Touren in grüner Wolle in drei Nüancen zu häkeln, von denen die dunkelste für die Mitte. Für die Tour sind 10 Tuffen von 2 Reihen Perlhäkelei in zwei Nüancen grüner Wolle zu machen. Diese Tuf-

Digitized by Google

sen werden um das Rundtheil genäht, und an ihren Berührungspunkten mit einander verbunden. Um sie sicher zusammenzuhalten, wird der äußere Rand mit einer über schwachen Eisendraht vollgehäkelten Reihe umgeben. In der Mitte jeder Tuffe wird ein Tausendschönchen in weißer Wolle eingefügt. Letztere werden in folgender Weise gearbeitet: Für jedes Blumenblatt ist ein weißer Wollfaden zu nehmen, der in drei gleiche Theile gebogen und in der Mitte mit sehr feinem Messingdraht zusammengeheftet wird. Der Wollenfaden wird nun dreimal gebogen und werden dabei zugleich die zusammengedrehten Enden des Messingdrahtes in der Mitte des untern Blattheils versteckt. Der Draht giebt dem Blatt die erforderliche Steife, doch darf er nicht sichtbar werden. Die Enden der Wolle und des Drahtes werden mit einem Zwirnfaden zusammengebunden, so daß nun das Blatt vollständig ist. Für jede Blume sind 12 bis 14 Blätter erforderlich. Es bleibt noch übrig, die Staubfäden auf den Blättern anzubringen; zu den Staubfäden wird gelbe Wolle genommen, welche gestreckt und gekämmt wird. Die

Nr. 4. Costum für ein jungeres Mädchen.

Blätter werden um dieses Herz mittels eines Stückchens Eisendraht regelmäßig arrangirt. Das Ganze wird mit Zwirn solid zusammengebunden und der untere Theil der Blumenblätter mit grüner Wolle umwunden.

Nr. 10. Stadttoilette. (Seiten- und Rückansicht.)

Ueberkleid von schwarzer Faille und rauhem grau auf grau gestreiftem Wollenstoff. Der Rock von Faille ist ras terre und von einem Plissévolant umgeben, unter dessen Kopf ein Schrägestreifen hinläuft. Die Tunica von rauhem Wollenstoff besteht aus mehreren Theilen: der Schürze, welche sich an den hinteren Seiten in einer ziemlich glatten Breite drapirt und unten in der Mitte getheilt und an allen Rändern mit Litze eingefaßt ist; schließlich aus einer andern als der vorhergehenden, auf der Rückseite angebrachten Breite, welche auf der ersteren gerafft ist;

Digitized by Google

eine der Ecken dieser Breite ist an die Schürze geknöpft. An der der Schürze entgegengesetzten Seite ist eine Tasche angesetzt, welche mit einer verzierten und zuzuknöpfenden Klappe garnirt ist; die sehr großen schwarzen Sammetknöpfe sind mit einer granseidenen Spange überlegt. — Vorn glatte, an der Seite anschließende Blousentaille mit in zwei Spitzen endigenden Schooß; der Rücken ist in der Mitte in Falten gelegt. Wie auf der Abbildung zu sehen, ist das Hintertheil mit einem Gürtel versehen. Das Vordertheil wird mit Sbirting abgefüttert und mit Knöpfen und Knopflöchern versehen, wie bei jeder glatten Taille, dagegen ist das Hintertheil nur als Futtertheil, das Blousentheil aber vom Stoff der Robe herzustellen. An den Aermel sind doppelte Aufschläge anzubringen. Der inwendige von schwarzem Sammet ist ganz glatt, der auswendige dagegen von Wollenstoff öffnet sich über ersterm am obern Theil des Aermels. Zum Vervollständigen der Toilette gehören nun noch der mit Sammet eingefaßte, zurückgeschlagene Kragen, ein grauer

Nr. 5. Mädchencostüm.

Filzhut, an der einen Seite mit sehr hoch gebogener Passe, die mit einer Halbguirlande von violettem Chrysanthemum garnirt ist. Die Calotte ist von schwarzem Sammet umgeben, auf der Rückseite unter einer Schleife drapirt und auf dem Oberhaupt mit Federn.

Nr. 11, 12 u. 13. Arbeitstäschchen mit Stickerei.

Das Arbeitstäschchen besteht aus einem blauen Taffetbeutel, welcher am obern Rande mit einem Zug versehen ist. Die Verzierung des Täschchens bildet ein auf braunem Jabacanneras ausgeführter Stickereitheil, welcher, mit blauem Taffet eingefaßt, durch Schleifen zusammengehalten und mit Quasten verziert wird. Abb. 12 und 13 geben je ein Dessin zur Ausführung der Stickerei.

Digitized by Google

Nr. 15. Häubchencoiffüre.

Große Spitzenrosette auf dem Kopfe, in der Mitte eine Coquengruppe von

Nr. 6. Costüm für kleine Knaben oder Mädchen von 3 bis 5 Jahren

blauem Sammet; vor den Coquen ist eine Theerose mit Blattwerk aufgesteckt. Die Rosette ist durch zwei Spitzenbarben getheilt, die sich hinter jener vereinigen und mit einer blauen Sammetschleife mit herabhängenden Enden garnirt ist.

Nr. 7. Gehäkelter Lampenuntersetzer.

Nr. 16. Haushäubchen von gemustertem Foulard.

Der Fond ist von blaßblauem Foulard und auf einen Stoffbund aufgesetzt, dessen unterer Rand mit einer feinen Spitze garnirt ist. Auf dem Rücktheil ein Blumenbouquet, welches auf das Haar herabfällt.

Digitized by Google

Nr. 17. Morgenhäubchen von rothem Foulard.

Ein Carré von Foulard ist mit pariser Spitze eingefaßt, dessen zwei hintere Ecken ihre regelmäßige Form behalten; die anderen dagegen sind auf der linken Seite

Nr. 8. Costüm für kleine Knaben oder Mädchen von 3 bis 5 Jahren.

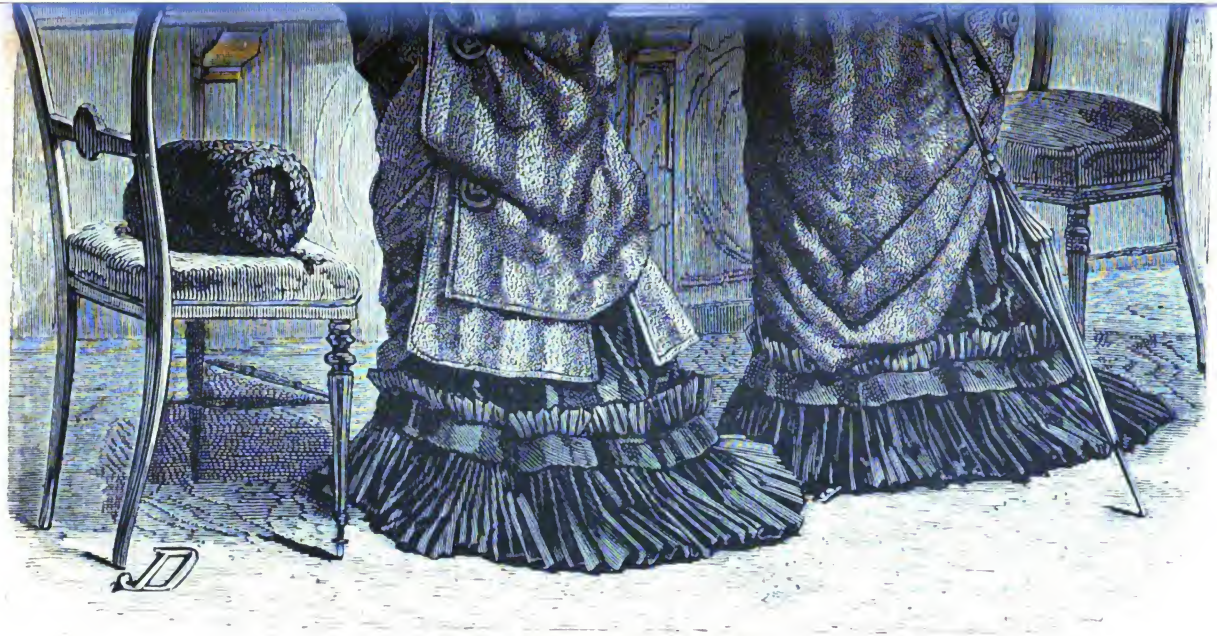
kreuzförmig übereinander gebogen. Eine auf der rechten Seite angebrachte rosa Bandschleife hält die den Fond des Häubchens bildenden Falten zusammen.

Nr. 9. Gehäkelter Lampenuntersetzer.

Nr. 18. Toilette von schwarzer Faille.

Die hinteren Bahnen sind glatt und bilden eine Halbschleppe. Das Vordertheil hat unten zur linken Seite ein Plissé und ist überdies noch mit horizontalen Plissés garnirt, welche je zu viert gruppirt und durch einen Chenillegalon und eine schwarze

Digitized by Google



Nr. 10. Stadttoilette. (Seiten- und Rückansicht.)

Digitized by Google

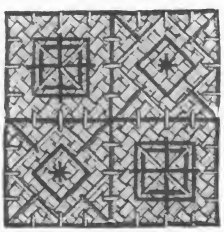
Digitized by Google

Spitze von einander getrennt sind. An der rechten Seite eine Faillebrapirung, welche mit dem nämlichen Spitzengalon eingefaßt ist. Diese Partie der Schürze nimmt drei Viertel des Vordertheils ein, so daß der Galon an der Seite und nicht in der Mitte emporsteigt. Glatte Taille mit langen Schößen, mit einem Faille-schrägstreifen und einer ein Fischü bildenden Spitze garnirt. An den Aermeln gekräuste und mit Spitzen besetzte Revers.

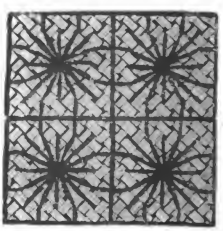
Nr. 11. Arbeitstäschchen mit Stickerei.

Nr. 18. Bretonische Weste.

Von dieser Weste von schönem gemusterten oder broschirtem Stoff ist nur das Vordertheil in bretonischem Genre, während die Rückseite in Cürafform ist. Die vordere Partie ist herzförmig, ähnlich wie die Soiréewesten der Herren ausgeschnitten. Der ganze vordere Rand und um den Nacken herum ist mit einem



Nr. 12. Dessin zu Nr. 11.



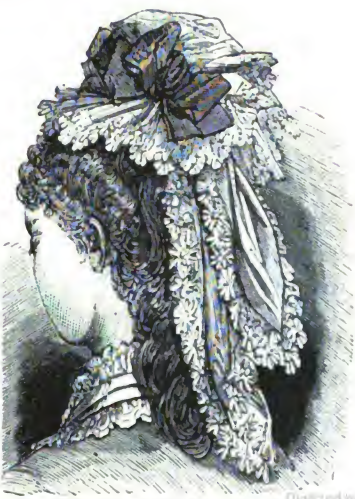
Nr. 13. Dessin zu Nr. 11.

breiten Streifen von schwarzem Sammet besetzt, der wieder zu beiden Seiten mit schmalen, mit lebhaft, gelb, blau, roth ꝛc. festonnirten Streifchen eingefaßt ist. In gleicher Weise sind die hufeisenförmigen Taschen garnirt. Die Garnitur wird durch Gruppen von Perlmutterknöpfen von je drei Stück vervollständigt. Der untere Rand der Weste, sowie der Aermelausschnitt zeigen ebenfalls den schmalen festonnirten Streifen. Dem bretonischen Brauch folgend ist das herzförmige Bruststück von schwarzem Sammet und mit einem von glatten und gestickten, mit der übrigen Garnirung harmonirenden Galons bedeckt. Bisweilen wird das Bruststück

Digitized by Google

Nr. 14. Häubchencoiffüre.

Nr. 15. Haushäubchen von armuftertem Foulard.



Nr. 16. Morgenhäubchen von rothem Foulard.

Digitized by Google

Nr. 17. Toilette von schwarzer Faille.

Digitized by Google

mit dem gleichen Stoff bestickt. Es wird der vordern Mitte entlang im Ganzen zeichnirt und wie schon erwähnt auf verschiedene Art besetzt. Daß es einen festen Halt bekommt, wird durch sorgfältiges Abfüttern erzielt. An die fertige Weste wird schließlich das Bruststück der Ansatzcontour entlang an das rechte Vordertheil der Weste fest angenäht. Der linken Seite entlang ist das Bruststück mit

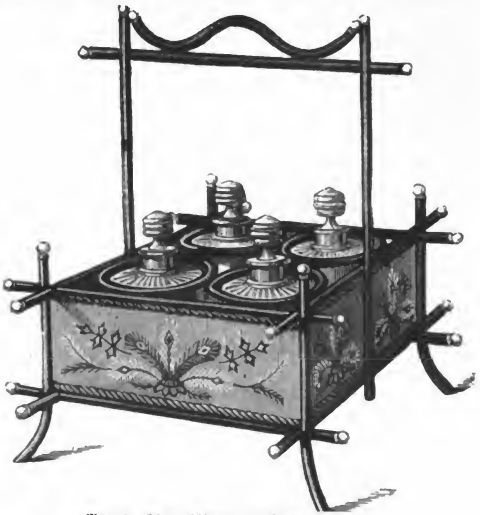
18. Bretonische Weste.

Haken und das linke Vordertheil, soweit es nöthig ist, mit Schlingen zu versehen. Die Aermel sind vom Stoff der Robe. Das Chemiset ist von weißem Linon, vorn in schmale Fältchen gelegt und oben in eine Rüsche ausgehend. Eine gleiche Rüsche findet sich an den Unterärmeln wieder. — Um den Hals ein auf der Rückseite geknüpftes schwarzes Sammetband mit bretonischem Kreuz von Mattsilber.

Digitized by Google

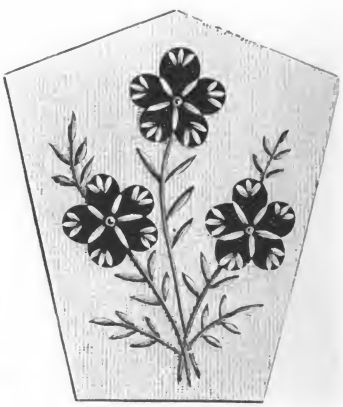
Nr. 19. Flaconkästchen für Odeurs.

Das Gestell dieser kleinen Nipptischzierde besteht aus schwarzem hochpolirtem



Nr. 19. Flaconkästchen für Odeurs.

Nr. 20. Zündhölzchenträger.



Nr. 21. Dessin zu Nr. 19

Holz. Die die vier Seiten umgebende Stickerei ist im russischen Stich auf blauem

Digitized by Google

oder rothem Cachmir ausgeführt und das nicht schwierige Dessin aus der Abb. deutlich ersichtlich. Das Innere ist mit gestepptem Atlas oder Seidenstoff gefüttert.

Nr. 20 und 21. Zündhölzchenträger.

Diesem originellen kleinen Nippmöbel hat man, wie aus der perspectivischen Ansicht ersichtlich, die Form einer Straßenlaterne gegeben. Das Gestell ist aus schwarzem, an den Verbindungsstellen mit weißen Knöpfen verzierten, und für den die Laterne tragenden Stab goldbronzirtem starken Bambusrohr zusammengesetzt. Die Höhe beträgt 21 Cent. Der die Hölzchen enthaltende Behälter ist von einem

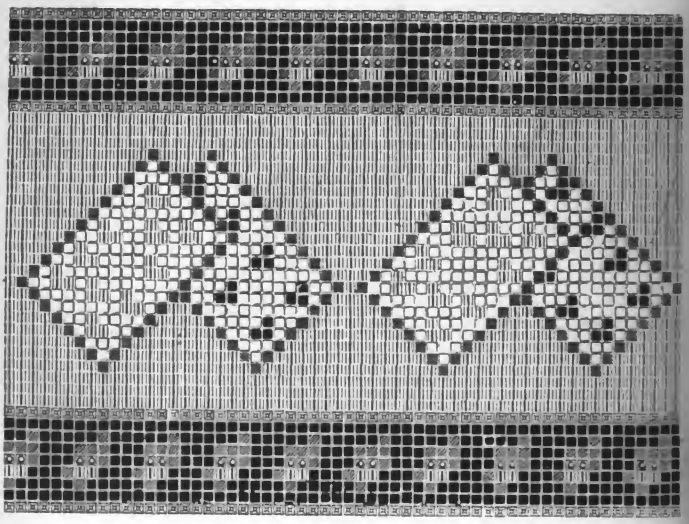
Nr. 22. Gehäkelter Tabaksbeutel.

mit Blümchen decorirten Streifen von maisgelbem brasilianischen Canevas umgeben. Die Blümchen werden aus rothem Tuch ausgeschnitten und mittels eines Knötchenstiches in grüner Seide und sternförmigen Stichen in gelber Seide in der Mitte jeder Blume befestigt; überdies wird auf jedem Blumenblatt noch ein Kleeblatt in sehr feiner grauer Seide eingestickt. Die Stiele sind in brauner Seide, die Blättchen in grüner und die Zweige in zwei grünen und einem rothen Stich in der Mitte ausgeführt (Siehe Dessin Nr 21.) Das Innere des Canevasstreifens wird in vier abgesonderten Theilen, entsprechend den vier Wänden der Laterne, mit schwarzem Percal gefüttert. Die Fütterung wird an den Bambusstäben befestigt. Zur weitern Verzierung können, wenn zufällig noch Seide übrig ist, an den vier Ecken noch Quästchen oder Troddeln angehängt werden.

Digitized by Google

Nr. 22 und 23. Gehäkelter Tabaksbeutel.

Die Zubehör zu diesem sinnreichen Damengeschenk an Herren besteht aus rothem, schwarzem, grünem, graugelbem und weißem Cordonnet, einer Quaste, Zugschnur und weichem weißen Waschleder zum Futter. Der Anfang geschieht mit dem Boden. Die Stärke der stählernen Häkelnadel richtet sich nach der Stärke des Cordonnets und wird bei immerwährendem Umdrehen in Doppelmaschen gehäkelt. Es werden drei M. angelegt, welche zu einem Rundtheil vereinigt werden und dann in dem Verhältniß zugenommen, in dem der Stern erweitert werden soll. Zum



Nr. 23. Dessin zu Nr. 22.

Stern sind 21 Touren zu arbeiten; die Farbe desselben ist schwarz mit gelben Strahlen. Von hier ab wird mit dem Zunehmen nachgelassen und mit acht schwarzen Touren mit den schwarzen Muschen und ober und unter diesen mit je einer gelben Tour fortgefahren. Dann folgt das unter Nr. 23, aus Spielkarten bestehende Dessin; jede aus zwei Karten bestehende Gruppe wird fünfmal wiederholt. Der Grund ist roth. Der obere Theil mit dem Zug wird aus 6 durchbrochenen Stäbchentouren von rother Seide und einer kleinen gelben und schwarzen Coquillenspitze gebildet. Das untere Ende wird mit einer schwarz-rothseidenen Quaste verziert. Zur Fütterung wird zartes weißes Waschleder verwendet.

Die Beschreibung des Modekupfers folgt im nächsten Heft.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Links oder Rechts?

Nach einer Originalzeichnung von S. Hirschfelder.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Der Jlau.

Novelle von **Leopold von Sacher-Masoch.**

(Schluß.)

Sechstes Kapitel.

Posche Jisrael.

„So sage mir doch, womit kann ich Dich lieben?"
Richter, 16, 10.

Wenn es natürlich ist, daß ein Falter seine schönen Flügel nicht benützt, um im Staube zu kriechen, so war es auch natürlich, daß eine so reine, einfache Seele wie die Jsabella's zur Schwärmerei, zur Frömmigkeit neigte; ihr Glaube war indeß kein strenger, eifernder, es war die sehnsüchtige Erhebung in überirdische Regionen, wie sie sich in jenen Tagen, frei von jeder Kirche und ihren Satzungen, in den „Stunden der Andacht" aussprach. Sie betete in der katholischen Kirche, weil sie in ihr die Taufe empfangen hatte, ihr Gebet hätte nicht anders gelautet in dem evangelischen Tempel und in der Synagoge. Eine bestimmte Richtung erhielt diese Frömmigkeit durch einen Zufall, oder auch nicht, denn was uns Zufall scheint, ist vielleicht ebenso sehr nur eine natürliche Folge unseres Wesens und seiner Aeußerungen, wie alles Uebrige.

Jsabella ging zur Beichte. Der Priester, der hinter dem Gitter saß, war ein Jesuit, dem die Damen mit besonderer Begeisterung ihr Herz ausschütteten, Pater Joseph Baranowsky, ein Zelot von einer Würde und Eleganz, wie sie nur den Jesuiten gegeben zu sein scheint. Das von Zweifel geängstigte Mädchen that, ohne die Folgen zu bedenken, die verschämte Frage, ob es eine Sünde sei für eine Christin, einen Juden zu lieben. Der Schüler Loyola's, den ebenso wenig wie einen Schüler des Talmud irgend etwas überraschen konnte, erwiederte mit einer weitläufigen Belehrung, die in dem Satze gipfelte: „Einen Juden zu lieben ist keine Sünde, sogar ein Verdienst, wenn diese Liebe zur Angel wird, welche seine Seele der ewigen Verdammniß entreißt", und ließ Unterweisungen nachfolgen, welche ein Gegenstück zu dem berühmten Werke Jsaak Walter's über den Fischfang bildeten, und die eine Wiener Congreßdame ihrer seither herangewachsenen Tochter auch nicht besser hätte ertheilen können.

Jsabella verließ den Beichtstuhl gestärkt und erhoben, sie bemerkte nicht, daß der Jesuit seinen Blick auf ihrer jugendlich rührenden Gestalt haften ließ, bis sie zwischen den dunkeln Säulen verschwand.

Sie sprach noch an demselben Morgen mit ihrem Vater. Der Major versicherte später, er habe bei dem Geständniß seiner Tochter zum ersten Mal in seinem Leben den Muth verloren. Das sei eine schlimme Sache gewesen, ungleich schlimmer als ein Carré der französischen Garde. Es war aber damals eine Zeit, wo es in den höheren Ständen für eine Art Schwäche galt, als nicht aufgeklärt und nicht frei von Vorurtheilen zu erscheinen. Er gab also seine Ein-

Digitized by Google

willigung. Doctor Popper erschien, klopfte Jsabella auf den züchtig verhüllten Nacken, nicht anders als ein schönes Pferd, betheuerte mit den Augen zwinkernd, sie sei die falscheste Person, die ihm je begegnet sei, pries sie aber in einem Athem als eine edle Seele, welche die Erhabenheit ihres Denkens durch die That beweise.

Als es dämmerte, kam Benaja; er kam jetzt täglich um diese Zeit.

Jsabella nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu ihrem Vater.

„Er weiß Alles", sprach sie, „er giebt uns seinen Segen." Dann wendete sie sich zu dem Geliebten. „Jch verlange kein Opfer von Jhnen. Sie selbst haben sich mir gegenüber als Ereigniß bekannt, es wird Jhnen also keinen Kampf kosten, Jhren Glauben abzulegen; nur auf diese Weise ist es möglich, daß wir uns für immer vereinen."

Benaja schwieg.

„Es versteht sich, daß Sie zuerst Christ werden müssen", sprach der Major.

„Es versteht sich", wiederholte der Jude.

Mit einem Male interessirte sich alle Welt für den jungen Gelehrten und erstickte ihn mit Liebkosungen und Schmeicheleien, oder machte ihm die glänzendsten Verheißungen für die Zukunft. Die Damen des polnischen Adels, die so gern Proselyten machen, luden ihn zu ihren Soiréen, wo er jedesmal einige kleine physikalische Experimente zum Besten geben mußte, wie etwa ein Taschenspieler seine Kunststücke; die hohen Beamten luden ihn zum Speisen ein, die Stabsofficiere und Generäle ließen ihn aus ihren Pfeifen rauchen und warteten ihm mit Konteschudka oder Cognac auf; die Professoren besprachen mit ihm die neuesten Forschungen und die Jesuiten wetteiferten mit seinem Schatten, ihm Gesellschaft zu leisten, sie waren seine Lehrer im Glauben, seine Freunde, seine Brüder, seine Diener. Sie sprachen mit ihm hebräisch, sie stellten ihm ihre Bibliotheken und ihre naturhistorischen Sammlungen zur Verfügung und entfalteten vor ihm Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, welche ihn blendeten, sie klopften mit ihm Steine in den Steinbrüchen, sie botanisirten mit ihm, sie ließen sich von ihm ihre Vorträge in der vergleichenden Anatomie halten und stellten ihn als Lehrer der Naturgeschichte in ihrem Convict an. Hatte er ein Briefchen an die Geliebte zu senden, so war ein Jesuit da, der es überbrachte; wollte er ausgehen, so war ein Jesuit da, der seinen Hut bürstete, ein zweiter, der seine Cravate in Ordnung brachte, ein dritter, der sein Taschentuch mit irgend einem eleganten Parfüm versah. Vielleicht wachte auch ein Jesuit als Schutzengel über ihn, wenn er schlief.

Doctor Popper, der auch mit dem Präsidenten familiär war — er nahm ihn, wenn er vertraulich mit ihm sprach, stets unter dem Arm — und auch den Nacken der Frau Präsidentin ohne Weiteres anzuklopfen liebte, empfahl ihn hier, wo die Geschicke Galiziens damals entschieden wurden, auf's Beste.

Der Präsident ließ ihn rufen. Mit Hülfe der Jesuiten erschien Benaja in tadelloser Toilette und machte den besten Eindruck. Anmaßung war ihm, wie jedem bedeutenden Geist, fremd, aber ebenso wenig kannte er die Furcht vor den Großen der Erde. Der polnische Jude, der Schüler des Talmud, der von der Pharaonentochter liest, die das jüdische Kind Moses aus dem Wasser nahm und aufzog, der von Kaiser Antoninus und Rabbi

Digitized by Google

Jehuda lieſt, die wie Kaſtor und Pollux, wie David und Jonathan zuſammen lebten, faßt leicht Mißtrauen zu hochgeſtellten Perſonen.

Die freie und dabei doch einfache, anſpruchsloſe Art, mit der ſich Benaja benahm und ausſprach, gefiel dem Präſidenten ſo ſehr, daß er ſich, gegen ſeinen Grundſatz, ſogar zu einem Verſprechen hinreißen ließ. „Die Profeſſur der Naturgeſchichte an unſerer Univerſität iſt zu beſetzen, wie Sie wiſſen werden, auf mich können Sie zählen“, ſagte er.

Das war ſo viel als: „Sie ſind Profeſſor.“

Wie Viele wünſchten Benaja Glück zu dem fabelhaften Erfolg, den er bei dem wichtigen Manne errungen, wie Viele beneideten ihn, ſahen in ihm ein Schooßkind des Schickſals, dem zu dem Sperling in der Hand noch die Taube vom Dache und zwar ſchon gebraten zuflog, während kein Menſch, nicht einmal ſeine fromme, zartfühlende Braut achtete, was er in jenen Tagen litt, welche Seelenkämpfe er durchzukämpfen hatte.

Wer hätte ihn aber auch verſtanden!

Für den polniſchen Juden heißt ſeinen Glauben wechſeln auswandern, das Haus verlaſſen, in dem er geboren wurde, ſeine Geſchwiſter, ſeine Freunde, die Gräber ſeiner Eltern, das Volk, das ſeine Sprache ſpricht und deſſen Herz den gleichen Schlag hat, alle Erinnerungen ausraufen, wie das Gras, das die Juden beim Begräbniß, ohne umzublicken, hinter ſich ſtreuen, und fortan in der Fremde leben unter Fremden.

Benaja liebte Iſabella und er hoffte als Chriſt jene Freiheit der Forſchung, die dem Juden verſagt war. Er ſagte ſich immer wieder, daß zu keiner Zeit ein Jude als Naturforſcher bekannt geweſen ſei, daß das Judenthum dem Menſchen die Natur verſchließe, mehr als jeder andere Glauben, und daß nur in ſeiner Schöpfung der Schöpfer zu erkennen und anzubeten ſei; aber was ſind Erwägungen gegen die Gefühle, die uns beherrſchen?

Alle Gründe wären zu ſchwach geweſen, ihn zu beſtimmen, wenn nicht das geliebte, ſchlanke Mädchen im weißen Kleide geweſen wäre, und wenn nicht die Juden ſelbſt geweſen wären, die ihn zum Taufſtein getrieben hätten.

Kaum verbreitete ſich in jenem Stadttheil von Lemberg, der viel mehr Aehnlichkeit mit Stambul als mit Paris hat, in welchem man ſich am Sabbath von Sultaninnen und Vezieren umgeben glaubt, die Nachricht, daß Sabathai Benaja, der Ilau, ſich taufen laſſen und eine Chriſtin zum Weibe nehmen wolle, als die Juden die Lüfte mit ihrem Wehgeſchrei füllten und ſchaarenweiſe ſeine Wohnung belagerten. Leb Silbermann, Judas Ufreiles Dünner, Reb Elieſer Schanderle und ein paar andere Mitglieder des Rabbinercollegiums traten trotz der ſanften Abwehr der Jeſuiten bis in ſein Zimmer.

Sie kamen zur Unzeit. Was den Verirrten gewinnen ſollte, empörte ihn, machte ihn raſend.

„Wir haben Dich verkannt, Reb Sabathai Benaja“, ſeufzte Elieſer, „der Bannfluch iſt aufgehoben, Du ſollſt heute noch Sitz und Stimme haben unter den Rabbinern.“

„Ja, ſo ſoll es ſein!“ bekräftigten die Schriftgelehrten.

„Wir haben Dir gethan ſchweres Unrecht und Gewalt“, jammerte Leb Silbermann, „aber Du ſollſt zeigen ein edles Herz und ſollſt verzeihen und ſollſt kommen in mein Haus, das Dir offen ſteht, Dich zu empfangen wie ein König, und Dein Weib harret Deiner in Seide und in Sammet, mit

Digitized by Google

Perlen geschmückt, von Wohlgerüchen triefend, wie die Braut des hohen Liedes und eines Königs Braut."

„Genug!" stammelte Benaja mit vor Wuth erstickter Stimme; „Als ich, Eurem Glauben treu, mich gleich anderen Talmudisten den Wissenschaften widmete, um Gott besser zu erkennen, da nanntet Ihr mich einen Abtrünnigen, einen Ketzer und verfluchtet mich und stießet mich hinaus, einem Hunde gleich. Jetzt, wo ich das bin, wozu Ihr mich gemacht habt, jetzt wollt Ihr Ehren häufen auf den Ungläubigen, den Ausgestoßenen. Es ist zu spät! Ihr Heuchler! Zu spät hat die Synagoge ihre Pforten geöffnet, zu spät Dein Haus seine Thüren, Leb Silbermann, zu spät hat sich mein Weib für mich geschmückt. Ich habe mich losgesagt von Euch."

„Poshe, Jisrael!"*) schrieu die Juden alle zugleich.

„Ja, das bin ich", fuhr Benaja fort, „jetzt bin ich es durch Eure Weisheit, Eure Nächstenliebe, und wenn ich eine Sünde thue, so kommt sie über Euch!"

Den Morgen nach diesem Vorfall kam ein Jesuit in großer Aufregung, um Benaja darauf vorzubereiten, daß seine greisen Eltern unterwegs seien, in der Absicht, ihren Sohn von seinem Schritte abzuhalten oder zu verfluchen.

Das entschied.

Noch an demselben Abend, in aller Stille, unter dem Schutz der Dunkelheit, begab sich Sabathai Benaja mit dem Doctor Popper und dem Hofmeister, seinen beiden Pathen, in die Kirche der Jesuiten und empfing das Sacrament der Taufe.

Er war nun ausgewandert aus Israel und hatte, wie es bei Auswanderern nicht selten vorkommt, sogar seinen Namen verändert: Er hieß nicht mehr Sabathai, sondern Pius.

Drei Wochen später fand seine Vermälung mit Jsabella Holfeld in derselben Kirche mit großem Prunke statt. Der Präsident legte als Hochzeitsgeschenk ein Decret in das Trousseau der Braut, das die Ernennung Benaja's zum Suppleanten der Naturgeschichte an der philosophischen Facultät enthielt.

Am nächsten Vormittag wurde Benaja zur Audienz beim Prinzen beschieden, welcher ihn huldvoll empfing, mehrere für seine Person geradezu erstaunliche wissenschaftliche Fragen an ihn richtete und ihm zuletzt die erledigte Professur in kürzester Zeit und auf das Bestimmteste verhieß.

Der Kampf schien zu Ende, Benaja Sieger, wenn auch mit Wunden bedeckt, er konnte ausruhen an der Brust seines holdseligen Weibes, die sich unter seinem dornengekrönten schmerzhaften Haupte wie im sanften Engelsfittich regte.

Siebentes Kapitel.

Wie man zu hoher Protection kommt.

„Mit solchem kleinen Gewebe will ich eine so große Fliege umgarnen."
Shakespeare: Othello.

Von der Sonne hoher Gunst beschienen bestieg Benaja das Katheder und begann zu lehren. Die Studenten nahmen ihn mit einiger Neugierde auf, übrigens aber vollkommen gleichgültig.

*) Der Abtrünnige.

Digitized by Google

Vom Staate aus waren die Grenzen so enge gezogen, innerhalb welcher sich der Vortragende zu bewegen hatte, daß die Person desselben vollkommen war. Er hatte nichts Anderes zu sein, als ein lebendiger Commentar zu dem Lehrbuch, das Lehrbuch; das von der Studiencommission und der Censur geprüfte und gutgeheißene Lehrbuch, war und blieb unter allen Umständen die Hauptsache; deshalb pflegten auch nur wenige Studenten dem Vortrag der Professoren zuzuhören, es waren dies jene, welche sich keine Lehrbücher kaufen konnten und deshalb auf das Nachschreiben angewiesen waren. Die Anderen führten eine nach Umständen gedämpftere oder lautere Unterhaltung, lasen oder schliefen sogar im Sommer. Nachdem sich Benaja's Zuhörer also überzeugt hatten, daß er keine Korkzieher, wie die Studenten die Stirnlöckchen der Juden zu nennen pflegten, trage und seine Rede nichts von dem Gesange der Synagoge an sich habe, kehrten sie zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurück, sie schrieben mit, sprachen, lasen oder schliefen. Sie wurden aber durch eine Anrede des Suppleanten an die Schreibenden aus ihrem Hinbrüten aufgeschreckt und auf seinen Vortrag aufmerksam.

„Meine Herren", sagte Benaja, „ich ersuche Sie in Ihrem Interesse, meine Vorlesungen nicht zu Papier zu bringen und zwar nicht nur, weil der Unterricht in jenen Wissenschaften, welche dem Leben der Natur und des Menschen nachforschen, lebendiger bleibt, sondern vorzüglich deshalb, weil das uns vorliegende Lehrbuch durch die neueren Entdeckungen weit überholt ist und ich manches mitzutheilen die Absicht habe, was ich nicht, sei es falsch oder richtig niedergeschrieben, einer fremden Controlle preisgeben möchte. Ich zähle dabei in gleichem Maße auf Ihren Wissensdrang und auf Ihren Charakter und hoffe, daß Sie mich verstanden haben.

Er begann hierauf eine Art Einleitung in das Studium der Naturgeschichte zu geben, in welcher er die noch zu wenig gewürdigte Bedeutung der Naturwissenschaften, dann ihre Geschichte und insbesondere die große Revolution, welche dieses Studium auf allen Gebieten menschlichen Wissens hervorgerufen habe und noch in ungleich größerem Maße hervorrufen würde, in großen Zügen vor seinen verblüfften Zuhörern entwickelte. Das Geplauder verstummte, die Bücher wurden langsam zugeklappt und endlich erwachten sogar die Schläfer.

Von diesem Tage an war Benaja der Liebling der Philosophen.*)

Er hatte die Gabe, jeden Gegenstand, den er berührte, anziehend zu machen, und die Methode, auch das Kleinste zum großen Ganzen, das Besondere zum Allgemeinen in Beziehung zu bringen. Er bot nicht nur vollkommene Belehrung, ersehnte Aufklärung, sondern er begeisterte und riß geradezu hin. Ein Monat bescheidener, aber eifriger Thätigkeit, und die Studenten vergötterten ihn förmlich.

Indem er lehrte, lernte er jedoch, dem alten Spruche folgend, und schritt auf der Bahn, die er mit so viel Erfolg eingeschlagen, unermüdlich vorwärts. Seine Ideen entwickelten sich und zwar mit immer unzerreißbarer, ihm zuweilen peinlicher Logik; die strenge Schule, welche sein Geist von früh an durchgemacht hatte, die lange Uebung in der Sophistik der Talmudauslegung ließ keinen noch so wohlthuenden Irrthum, keine erwünschte Täuschung bei

*) So hießen die Hörer der beiden auf das eigentliche Universitätsstudium vorbereitenden philosophischen Jahrgänge.

Digitized by Google

ihm aufkommen. Wie die grünen Ketten einer Pflanze den Baum mehr und mehr umarmen und endlich erwürgen, so knüpfte sich in seiner Forschung Glied an Glied, Schluß an Schluß, bis die letzte Wurzel seines Glaubens zerstört war.

Er erschrak mehr als einmal selbst über die Ergebnisse, zu denen er gelangte. Das Licht, das ihm die Welt mehr und mehr erhellte, that seinen Augen weh; aber er liebte die Wahrheit viel zu heiß, um sich durch ihre Bitterkeit abschrecken zu lassen.

Die vergleichende Anatomie der Pflanzen, der Thiere und des Menschen war für ihn die Magie, die ihm alles Verschlossene in der Natur öffnete. Er untersuchte vor Allem mit einem Eifer, der keine Abspannung und keine Sättigung kannte, das Gehirn der verschiedensten Thiere, und nachdem er alle Gattungen und Arten, die ihm zu Gebote standen, unter einander verglichen hatte, begann er dieselbe Arbeit bei Thieren derselben Art. Er untersuchte das Gehirn bei Hunderten von Lämmern, bei Hunderten von Hühnern, und nahm mit Staunen wahr, daß bei hundert Thieren derselben Art sich nicht zwei Hirne fanden, die einander vollkommen gleich gewesen wären. Er schloß daraus auf den Menschen. Beim Menschen, sagte er sich, muß dieses Labyrinth noch größere Verschiedenheiten bei den einzelnen Individuen aufweisen, und es ist anzunehmen, daß von der Gestaltung dieser mysteriösen Gänge die geistige Befähigung und das Wesen des Menschen abhängen. Wenn wir von Gott alle die gleiche Seele empfangen haben, dachte er weiter, und doch Keiner dem Andern gleicht, so muß die Verschiedenheit im Körper und zwar im Gehirn, dem Sitze, dem Organe der Seele, zu suchen sein. Umgekehrt ist aber auch die Seele von der Beschaffenheit ihres Sitzes abhängig, und so wird der Mensch, je nach der Gestaltung seines Gehirns, scharfsinnig oder beschränkt, erregbar oder stumpfsinnig, gut oder böse, stark oder schwach sein, und mit einem Male war er dort angelangt, wie die Naturwissenschaft den Punct des Archimedes gefunden hat, um die ganze jüdisch-christliche Welt mit einem Male aus den Angeln zu heben, bei der Erkenntniß jener großen traurigen Wahrheit, welche unsere heute noch gültige Moral in die Kinderstube weist und den Mantel des Erbarmens über menschliche Schwächen, Laster und Verbrechen breitet, bei der großen Wahrheit, daß der Mensch nicht frei, sondern im Gegentheil vollkommen von seiner körperlichen Beschaffenheit abhängig ist.

Neben dem Satze Okens: „der Mensch ist nicht erschaffen, sondern entwickelt", schrieb er ein zweites Mene Thekel: „Der Mensch ist nicht gut oder böse, sondern gesund oder krank."

Benaja, dem die Gunst des Doctor Popper den anatomischen Saal der medicinischen Facultät erschloß, begann nun seinen Satz, welcher für ihn mehr eine Ahnung als das Ergebniß strenger Beobachtung war, weiter zu verfolgen. Er untersuchte mit peinlicher Genauigkeit das Gehirn von Mördern und Räubern, die hingerichtet wurden, von Verbrechern, die im Kerker starben, von Selbstmördern, Irrsinnigen und anderen Menschen, deren von dem gewöhnlichen Weltgange abweichende Handlungen oder hervortretende, abnorme Eigenschaften auch auf eine nicht gewöhnliche, abnorme Bildung des Gehirns schließen lassen, und es wurde ihm allmälig die Ueberzeugung, was er schon früher gleichsam errathen hatte, daß der Mensch von seinem Gehirn abhängig ist, so weit abhängig, daß ein Fall ein geistig ge-

Digitized by Google

sundes Kind blöde machen, daß ein Druck auf den Kopf eines Kindes die geistigen Fähigkeiten und den Charakter desselben vollkommen zu verändern im Stande ist.

Sein talmudisch geschulter Geist spann jedoch den Faden sofort weiter. Alles ist Naturanlage beim Menschen, sowohl das, was uns anmuthet, als was uns abstößt. Alles, was uns am Menschen Abscheu, ja Schrecken einflößt, beruht auf einer Mißbildung des Gehirns, während geniale große Menschen durch ein auf Kosten ihres Körpers übermäßig entwickeltes Gehirn sowohl zu den höchsten Leiden als Freuden bestimmt sind.

Wenn sich aber bei Thieren und Menschen, dachte er weiter, alle anderen körperlichen Eigenschaften in oft an das Lächerliche streifender Weise von einer Generation zur andern fortpflanzen, so wäre, da die Gesetze der Natur keine Ausnahmen kennen, folgerichtig auch die Vererbung des Gehirns und mit diesem Vererbung der geistigen und moralischen Eigenschaften anzunehmen.

Und nun kam er zu jenem Schlusse, der zum Leitstern und zum Verhängniß seines Lebens werden sollte.

Wenn der Mensch, wenn sein Geistiges vom Körper, vom Gehirn abhängig ist, so beweist die moralische Verschiedenheit der Menschen und die derselben entsprechende Verschiedenheit ihrer Gehirnbildung, daß unter verschiedenen physischen und moralischen Verhältnissen auch die Entwickelung des Gehirns eine andere ist, und daß es möglich ist, durch planmäßige Einwirkung solcher Einflüsse das Gehirn und mit diesem die geistigen und moralischen Eigenschaften zu verändern, zu verbessern oder zu verschlechtern, und zwar in geringerem Maße bei dem Menschen in jener Zeit, wo sein Gehirn noch der Veränderung fähiger ist, in der Kindheit durch Erziehung, in der Jugend durch Unterricht und in ungleich höherem Maße bei ganzen Nationen durch Volksbildung; der Einfluß von Generation zu Generation verbessert die Gehirnbildung und hebt mit dieser die geistige Empfänglichkeit und moralische Kraft.

Alle wie immer gearteten Verbrecher erschienen ihm fortan nur als Folgen einer mangelhaften Volksbildung und nicht der verwahrloste Verbrecher selbst, sondern der Staat, der ihn verkommen ließ, erschien ihm als schuldig und strafbar.

Und wie er erst einmal so weit war, die moralische Unfreiheit des Menschen zu erkennen, dann hatte er nur noch einen höheren Schritt zur Zerstörung jenes schönen Irrthums, daß die Welt das Werk eines großen Künstlers ist, entstanden wie ein Gemälde, das der erschaffende Geist auf die Leinwand malt, oder wie die Harmonie eines erhabenen Tonstücks. Er wendete den Satz von Oken auf die ganze Natur an und sah überall Entwickelung, nirgends Schöpfung.

Eines Tages fand er eine Schnecke, die in einem Ameisenhaufen lag und von allen Seiten angefressen noch lebte und sich regte. Dieses unselige Bild weckte in ihm gleich andere entsetzliche. Wenn es eine Nothwendigkeit ist, daß die Creaturen in dieser Weise leiden, sagte er zu sich, so kann ich dieselbe in keiner Weise begreifen, als daß ein Leben nur durch eine Reihe anderer erhalten werden kann und daher Eins dem Andern das Dasein streitig macht und dies kann nicht die Absicht eines Schöpfers sein. Hätte er kein anderes Mittel, Leben hervorzubringen, als den Tod und die Verwesung, und kein anderes Leben zu erhalten, als den Tod und die Qual der

Digitized by Google

Creaturen, dann wäre er nicht allmächtig und allweise, und hätte er ein anderes Mittel und gebrauchte dennoch dieses entsetzliche, dann wäre er nicht allgütig, sondern vielmehr das ungerechteste, bösartigste und blutgierigste Wesen. Oder wäre es in einer weise erschaffenen und gütig regierten Welt möglich, daß ein guter Mensch ganz vergeblich kämpft, leidet und stirbt und der schlechte über ihn triumphirt, nur deshalb, weil er einen bessern Magen hat oder seine Herzthätigkeit eine regelmäßigere und ruhigere ist?

Benaja war nicht der Mensch, der sich gerne reden hört; diese und ähnliche Ideen tauchten in seinem Geiste auf, ohne daß er Jemand einen Blick in sein Inneres, in seine Leiden, Kämpfe, Irrthümer und Entdeckungen gewährte; aber wenn Andere sich vor ihm äußerten, verrieth manchmal ein Wort, eine Bemerkung seine Art, die Dinge anzuschauen und erschreckte dann die Menschen, wie ein Blitz im Dunkeln.

Seine Frau staunte zuerst über ihn und versuchte ihm zu folgen, dann aber, als sie es nicht mehr im Stande war, begann sie für ihn zu zittern, wie Jener, der leicht vom Schwindel befallen wird, einen andern nicht auf einer steilen Höhe stehen sehen kann. Ihre Seelenangst um den geliebten Mann steigerte sich zu einer Art Wahnsinn und in dem Bemühen, ihn zu retten, that sie den ersten Schritt, ihn zu verderben.

Sie suchte Hülfe bei ihrem Beichtvater.

Dieser hörte sie ruhig an und sprach ihr sanften Trost zu, begann aber von demselben Tage an Benaja zu beobachten und seine Meinungen auszuforschen. So war in jenen Kreisen, die ihn begünstigten, das erste Mißtrauen gegen ihren Mann gesät.

Was nützte es, daß sie ganze Nächte zubrachte, auf ihren Knien liegend und für ihn betend, sie hatte ihn gegen ihren Willen verrathen und ihm Feinde erweckt, die furchtbarsten, unversöhnlichsten und grausamsten, die es giebt.

Es giebt Frauen, die nicht einmal eine Ahnung von dem haben, was den Geist ihres Mannes beschäftigt, was seine Seele ausfüllt, erregt, begeistert, und welche von demselben trotzdem innig geliebt werden und ihn so glücklich machen, wie uns ein kühler Waldesschatten im Sonnenbrand erquickt. Große Gelehrte haben Frauenzimmer verehrt, die nicht einmal lesen konnten, und geniale Künstler haben zu den Füßen von Frauen gelegen, deren Geschmack sich mehr in der Küche als vor der Staffelei oder einer Partitur bestätigte.

Für einen unruhevollen Geist, eine gährende Phantasie ist ein schönes, gesundes naives Weib erfrischend wie die Natur selbst, aber qualvoll ist es, wenn die Frau denkt und ihre Meinungen hat und ihre Ueberzeugung und anders denkt als der Mann und in ihren Ueberzeugungen in Widerspruch steht mit ihm.

Das war das Loos Benaja's, das ihm nur zu bald offenbar wurde, das er aber stumm, ohne Klagen trug, wie der Nazarener das Kreuz, das man ihm aufgeladen.

Einmal ging er mit Isabella spät Abends von ihrem Vater weg. Sie lag zärtlich auf seinem Arm und schmiegte sich so weich, so innig an seine Schultern, während ihre Augen unablässig in dem glänzenden Wunderlande des Himmels umherwanderten, dessen goldene Pforten weit geöffnet waren.

Sie blieb endlich stehen und zeigte mit der kleinen weißen Hand auf zwei der himmlischen Lichter, welche sich zu küssen schienen. „Sieh doch",

Digitized by Google

flüsterte sie, „da sind zwei Sterne, die Hochzeit halten, sie stehen sich so nahe, wie Mann und Weib."

„So nah und doch so ferne", erwiederte Benaja dumpf; „sie scheinen nur noch ein großes strahlendes Gestirn und doch sind sie getrennt durch einen Abgrund, den ein Menschengeist nicht messen und nicht denken kann."

Jsabella senkte den Kopf, so daß ihre langen Locken an ihrem Manne herabflossen, und schwieg.

Ernste Gefahren bedrohten Benaja; sie stiegen hervor aus dem frommen Herzen seines Weibes, das heilige Zweifel zu Tode marterten; sie zischten gleich Schlangen aus den lächelnden Gesichtern seiner Freunde, der Jesuiten, und doch hätte Alles vorübergehen können, wie ein Gewitter, das sich finster zusammenballt, das unter Donner und Blitzen wüthet und endlich vorüberzieht, um die Luft gereinigt und die Erde erfrischt zurückzulassen.

Ein ganz kleiner Umstand, ein Vorgang so unwesentlich wie die Mygräne einer gelangweilten Frau und vollkommen außer dem Bereiche Benaja's, seines Strebens und seiner Kämpfe liegend, sollte jedoch zu böser Stunde hinzutreten und größere Wirkungen üben als Kirche und Staat, ja als sogar die Väter Jesuiten.

Benaja hätte noch kühnere Lehren von dem Katheder aus verkünden können, er wäre vielleicht gewarnt, getadelt, ja sogar gestraft worden, aber nichts hätte seine Bahn durchkreuzt. Dies geschah nur deshalb, weil die Frau Präsidentin ihren Liebhaber wechselte.

Sie pflegte dies fast als ein ziemlich gleichgültiges alltägliches Geschäft zu behandeln, etwa so, wie es eine elegante Dame liebt, oft ihre Handschuhe zu wechseln, ohne die Abgelegten zu betrauern und sich der neuen zu freuen. Diesmal ließ sich das nicht so bequemer Weise abthun. Der Anbeter, den sie abdanken wollte, lebte in ihrem Hause und sie konnte ihn nicht entfernen ohne Verdacht zu erregen oder Stürme heraufzubeschwören, denen ihre Nerven nicht gewachsen wären. Eine kluge Frau findet indeß leicht einen Ausweg. Sie schlug dem Hofmeister eine Partie vor, von der sich vom Standpuncte des Vortheils — und dies ist jener der Welt — nur Gutes sagen ließ und versprach ihm eine Anstellung. Sedlatschek verstand den Wink, dankte der gütigen Frau, welche sich mit ihrem goldenen Zauberstab seines Schicksals annehmen wollte und bat um eine Professur. Da aber keine andere Professur erledigt war, als jene der Naturgeschichte, so versprach ihm die Präsidentin dieselbe, die der Präsident und der Prinz Benaja zugesagt hatten. Die gute Partie, welche sie ihm vorgeschlagen hatte, war Fräulein Pelagia, die Tochter des Gubernialrathes Twardiski.

Sedlatschek faßte also einen muthigen Entschluß und begann, dieser etwas verwelkten Dame den Hof zu machen. Pelagia war vor zehn Jahren die Königin aller Bälle gewesen, hatte aber dennoch keinen Mann bekommen und zwar aus zwei Gründen. Zuerst war sie von jenem Hochmuth erfüllt, dessen nur die Tochter eines hohen Beamten oder Militärs ohne Geld fähig ist. Kein Bewerber entsprach ihren Anforderungen. Dann war sie, wie alle jungen Damen ihrer Sphäre, stets von einem förmlichen Gefolge junger Herren, unbesoldeter Praktikanten aus guten Familien, Lieutenants, die viele Schulden hatten, aber vortrefflich tanzten, Cavalieren, die stets irgend eine Tante zu beerben hofften, welche aber unsterblich schien, und dergleichen Anbetern umgeben, deren unumschränkte Gebieterin sie war, welche sie bedienten, welche auf ihren Wink Flügel zu bekommen schienen und mit de-

Digitized by Google

nen sie kleine, unschuldige Romane spielte, Liebeleien, die ihr Stolz in den nöthigen Schranken zu halten wußte, die aber dennoch ihren Ruf zerstörten und sie vor der Zeit alt machten.

Als der Hofmeister sich um sie zu bewerben begann, war sie eine Unschuld mit dem müden Herzen und den geschminkten Wangen einer reifen Kokette; sie trug lange Schmachtlocken, verstand es noch immer, hübsch die Augen niederzuschlagen, und versuchte es sogar, manchmal zu erröthen. Ihr Lachen beleidigte ein musikalisches Ohr. Im Ganzen machte sie den Eindruck eines schönen, aber abgetragenen Kleides, Alles war wie zerknittert an ihr, ihr Gesicht, an dem sich kleine Falten zeigten, ihre langen, mageren Hände, ihre Seele und vor Allem ihre Nerven. Ihre affectirte, ewig unruhige, fieberhafte Art sich zu bewegen, erinnerte an die Zuckungen eines todten Frosches unter der Electrisirmaschine.

Wenn ein deutscher Theaterdirector der alten Zeit ein in Versen geschriebenes Stück schlecht und langweilig fand und sonst nichts Gutes von demselben zu sagen wußte, so sagte er gewiß: „es hat eine schöne Sprache." Pelagia war so ein verunglücktes Stück mit einer schönen Sprache. Sie besaß weder Geist noch Bildung, noch Belesenheit, aber sie sprach fließend und in jenem erhabenen Ton, welcher in den Augen der meisten Menschen ein poetisches Gemüth ankündigt, ja, sie war im Stande, ein Empfangszimmer voll Herren todt zu reden und, was noch ungleich mehr zu sagen hat, einen Kaffeetisch voll Frauen.

Es war also in ihren Kreisen ausgemacht, daß sie eine schöne Seele und die passendste Gefährtin für einen Mann von Geist sei und als sie Sedlatschek offen zu begünstigen begann, gab es sogar Leute, die ihn beneideten.

Kaum sah Sedlatschek in dem früher von ihm vergötterten Benaja seinen Rivalen, begann er ihn zu hassen und gegen ihn zu intriguiren, aber Beides mit der süßen Miene eines Freundes. Er tadelte ihn nicht, ebenso wenig warnte er etwa vor ihm, nein, er bedauerte ihn nur, aber er bedauerte ihn mit einer Hartnäckigkeit, welche vielmehr Eindruck machte, als es Verunglimpfung oder Spott vermocht hätten. Er bedauerte ihn vor aller Welt, vor dem Präsidenten, vor Doctor Popper, vor den Professoren, vor den Jesuiten, vor seiner Frau, ja er sprach zu ihm selbst stets nur im Tone tiefsten Bedauerns.

„Was sind das für Lehren, welche Sie verbreiten", seufzte er, „und noch dazu der unreifen Jugend gegenüber! Ich bedaure. Das sind die verderblichen französischen Einflüsse, denen man entgegen wirken muß, welche die Religion und die Moral untergraben. Ich bedaure sehr. Das ist nicht der Weg, eine Professur zu erlangen. Ich bedaure Sie von ganzem Herzen."

Dieses Bedauern hielt ihn jedoch in keiner Weise ab, den von so verderblichen Einflüssen beherrschten Mann zu bitten, ihm eine kleine Schrift über die Fortschritte, welche die Menschheit den Naturwissenschaften auf dem practischen Gebiete zu danken habe, zu verfassen. Benaja sah in dieser Schrift, die der Hofmeister unter seinem Namen zu veröffentlichen beabsichtigte, einen Tribut der Dankbarkeit, welchen er seinem Gönner zu schulden meinte, und schrieb sie mit vieler Freude und allem Aufwande von Geist und Wissen, die ihm zu Gebote standen. Die Schrift war gut, so gut, daß Sedlatschek diesmal Benaja zu bedauern vergaß und ihn begeistert umarmte; sie wurde zwar dadurch nicht besser, daß der Hofmeister sie von Allem sorgfältig

Digitized by Google

reinigte, was nach Ketzerei roch, und daß auch der Censor seine hohe Weisheit an ihr übte; aber sie war so gut, daß sie trotz der Verbesserungen dieser beiden Herren noch immer einem besseren Namen Ehre gemacht hätte, als dem, welchen der Hofmeister trug.

Die Schrift wurde in Wien in Druck gelegt, erschien im Buchhandel, wurde in Lwów mit Eifer gelesen und Sedlatschek war ein gefeierter Mann. Man überschüttete ihn förmlich mit Lob, ja man begann in ihm ein Wesen höherer Art zu sehen. Denn in jenen Tagen, unter der väterlichen Pflege, welche der absolute Staat der Literatur angedeihen ließ, waren die Schriftsteller selten. Es wurden mehr Gebetbücher geschrieben, als wissenschaftliche Werke, und ein Kochbuch war ein ungleich gangbarerer Artikel, als ein Theaterstück oder ein Roman.

„Sedlatschek ist ein großer Geist", bemerkte der Präsident auf dem Wall zu Benaja. Dieser sagte kein Wort; er lächelte nur und auch dies unmerklich.

Achtes Kapitel.

Schiffbruch.

„Wollt ihr ein Uebel vernichten, so greift es im Keime und an der Wurzel an."
Krummacher.

Die Schrift des Hofmeisters, von der die Präsidentin nur den Titel und die letzte Seite las, schlug eine neue Situation ein. Diese nervenreiche Dame — sie hatte mindestens dreimal so viele Nerven als andere gesunde und vernünftige Menschen — trat eines Morgens, in ein Negligé von Seide, Mousselin und Spitzen gehüllt, weiß wie eine Taube und gleich den Göttinnen Homer's von einer Wolke und zwar berauschenden Wolke mörderischer Parfüms umgeben, in das Cabinet ihres Mannes, legte die Schrift ihres Schützlings auf dessen Tisch und sagte: „Der muß Professor werden."

„Ohne Zweifel", erwiederte der Präsident würdevoll aus seiner weißen Halsbinde heraus, „sobald eine Professur erledigt wird."

„Ist nicht die der Naturgeschichte zu besetzen?"

„Ja wohl, aber für diese haben wir Benaja."

„Benaja kann warten."

„Er hat mein Wort und jenes des Prinzen."

„Ja, will man denn durchaus einen Atheisten anstellen?" Damit rauschte die Präsidentin davon, und der Präsident nahm nachdenklich eine Prise aus seiner goldenen Dose, deren Deckel eine herrliche Liebesgöttin nach Tizian zierte. Damit war der Krieg erklärt. Auf der einen Seite kämpften als Verbündete der Präsident, Doctor Popper und Major Holfeld, auf der andern die Präsidentin und die Jesuiten. Plötzlich kamen gar seltsame Gerüchte über Benaja in Umlauf, er sei ein Atheist, ein Freimaurer, er unterhalte gefährliche Verbindungen mit dem Auslande, er verbreite gefährliche, zerstörende Meinungen unter den Studenten. Der Prinz, dessen Beichtvater dem Jesuitenorden angehörte, berief den Präsidenten, der Präsident den Director der philosophischen Studien. Der Letztere erschien unerwartet während des Vortrags im Hörsaal der Naturgeschichte, verfolgte mit ängstlicher Spannung die Auseinandersetzungen des Suppleanten und sagte dann im Vertrauen zu ihm: „Aber, Herr Doctor, Sie sagen gar viel, was nicht im

Digitized by Google

vorgeschriebenen Lehrbuche steht." Er war ein armer, alter Mann, der seinen Weg ging, Jahr für Jahr, wie ein blinder Postgaul, ein Mann, der sieben unversorgte Kinder hatte und vor seinen Vorgesetzten zitterte wie ein Eunuch vor der Peitsche des Kislar-Aga.

Dann wurden mehrere Studenten vorgeladen und in's Verhör genommen, und endlich ließ der Präsident Benaja in sein Büreau rufen.

Als der junge Gelehrte, dem es gelungen war, die ganze Hauptstadt in Unruhe zu versetzen, eintrat, saß der Präsident an seinem Schreibtisch vor einem Stoß Akten und begnügte sich zuerst, ihm einen Blick zuzuwerfen, der jeden wohldressirten Diener des Staates zu Boden geschmettert hätte, aber auf den muthigen Bekenner der Wissenschaft und ihrer Wahrheiten nicht den geringsten Eindruck machte.

Nach einer Weile legte der große Mann die Feder hin, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und begann mit majestätischer Langsamkeit:

„Ich habe Sie rufen lassen. Wissen Sie warum?"

„Ich habe keine Ahnung, Excellenz!"

„Es handelt sich um die Professur, welche jetzt besetzt werden soll. Sie haben mein Wort, aber es erheben sich Stimmen gegen Sie, gewichtige Stimmen. Es ist erwiesen, daß Sie es an Ehrfurcht fehlen lassen gegen die Anordnungen des Staates, Sie halten sich nicht an das vorgeschriebene Lehrbuch, bringen den jungen Leuten Ideen bei, Ideen, die sehr gefährlich sind. Man wirft Ihnen außerdem vor, daß Ihre Darstellungen der Natur an Atheismus streifen! Was können Sie zu Ihrer Vertheidigung sagen?"

„Wenn Eure Excellenz mir eine Rechtfertigung gestatten, so bitte ich, mir auch jene Zeit und jene Geduld zu weihen, welche ich in Anspruch nehmen muß, wenn —"

„Ich will Sie anhören", unterbrach ihn der Präsident, indem er aufstand und die Arme auf dem Rücken auf und ab zu gehen anfing. „Aber fassen Sie sich kurz, möglichst kurz!"

„Es ist richtig", begann Benaja, „daß ich mich nicht an das vorgeschriebene Lehrbuch gehalten habe, weil ich mich einfach nicht daran halten konnte. Das Lehrbuch macht den Eindruck, als wäre es außerhalb der Welt verfaßt, und es muß dem Ausländer mindestens die Ueberzeugung beibringen, daß der Staat, in welchem nach diesem Buche gelehrt wird, nicht dem civilisirten Europa beizuzählen ist. Das Lehrbuch enthält nichts von den großen, erhabenen Fortschritten der Naturwissenschaft in der letzten Zeit, es ist viel zu arm, zu dürftig, es bietet nur sehr Weniges von Dem, was die Naturgeschichte ausweist, und dieses Wenige ist leider nicht wahr, längst überholt und aufgegeben. Was sollte ich mit einem solchen Buche machen? Ich legte es achtungsvoll bei Seite und lehrte, was ich selbst gelernt hatte. Ob dieses Atheismus ist, weiß ich nicht, aber dies weiß ich, Excellenz, daß ich nichts gelehrt habe, als was die heutige Naturwissenschaft für bewiesen ansieht, keine Hypothesen, sondern erforschte Thatsachen, von den ersten Geistern erkannte Wahrheiten. Sind diese Thatsachen wirklich im Widerspruch mit der Religion, dann beweist dies nicht, daß diese Thatsachen schlecht sind, sondern daß die Religion schlecht ist, weil sie auf Irrthümern beruht und Irrthümer stets gefährlicher sind als Wahrheiten. Ja selbst die Wahrheit, die zum Atheismus führt, ist noch immer besser als der Glaube, der nur durch Irrthümer erhalten werden kann."

„Sie gestehen also Alles, was man Ihnen zum Vorwurf macht", sagte

Digitized by Google

der Präsident, ohne nur einen Augenblick seine imponirende Ruhe aufzugeben; „ja noch viel mehr!“

„Excellenz, ich leugne nicht, was ich gethan habe“, fuhr Benaja fort; „ich leugne nur, daß ich damit ein Unrecht beging. Lassen Sie mich Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe, und Sie werden mich vielleicht freisprechen. Ich halte es für einen schlechten und verderblichen Patriotismus, den Staat auch dort nicht zu tadeln, wo er Fehler begeht, die für ihn verhängnißvoll werden müssen. Ich spreche deshalb wie ich denke, Excellenz. Die Politik, welche der Staat in Bezug auf die Wissenschaft, den Unterricht, die Volksbildung befolgt, ist eine falsche und daher äußerst gefährlich. Wir sind nicht mehr im Mittelalter, wo die Wissenschaften fast nur in Klöstern gepflegt und das Abschreiben der classischen Autoren und andere gelehrte Beschäftigungen als Strafe verhängt werden. Aber derjenige, der studiren muß, gilt noch immer als eine Art Helot. Eines der Privilegien des Adels und der Reichen besteht darin, daß sie privat studiren dürfen, d. h. daß sie nichts zu lernen brauchen. Der Staat begünstigt die Studien nur so weit, als er sie nicht entbehren kann, er braucht Beamte, Aerzte, Priester, Lehrer; diese müssen unterrichtet werden, aber nur so weit und nur so, wie es dem Staate zu seinen Zwecken dienlich scheint. Das Volk selbst soll so roh und unwissend und thierisch erhalten werden, wie nur möglich. Dies gebietet der Vortheil des Staates nach der Ansicht jener, die ihn regieren. Hier aber, Excellenz, liegt jener Irrthum, von dem die falsche, unglückliche Politik des Staates ausgeht. Die Bildung des Volkes bringt dem Staate keinen Schaden, sondern nur Vortheil, die Unwissenheit des Volkes dient nicht dazu, den Staat zu erhalten, sondern vielmehr, ihn rasch an den Abgrund zu führen.

Der Mensch ist von seiner leiblichen Beschaffenheit abhängig, diese steckt seinen geistigen Kräften, steckt seinem moralischen Wesen bestimmte Grenzen, umgekehrt kann aber auch durch geistige und moralische Einflüsse seine leibliche Beschaffenheit verändert und mit dieser seine Geisteskraft erhoben oder erniedrigt werden.

Wenn man die Natur, das Leben der verschiedensten Organismen, jene, die man todt nennt, ebenso gut, wie diejenigen, die man zu den Lebenden zählt, aufmerksam beobachtet, kommt man zu der Erkenntniß, daß kein Geschöpf durch sich allein, sondern ein jedes auf Kosten anderer lebt. Dort, wo der gequälte Mensch den Frieden sucht, in der Natur, ist dieser Friede am wenigsten zu finden, dort sieht das Auge des Forschers, und wo das Auge nichts mehr entdeckt, das Mikroskop den furchtbarsten Kampf eines Jeden gegen Alle und Alle gegen Jeden.

Der Vorzug, welcher sich beim Menschen in diesem Kampfe entwickelt hat, und welcher ihn zum Sieger über alle anderen Geschöpfe befähigt, ist das höher organisirte Gehirn. Dieser Vorzug, diese Naturanlage wird aber bei verschiedenen Menschen verschieden sein, je nachdem ihre Voreltern oder sie selbst einen größeren Kampf um das Leben zu bestehen und in Folge dessen eine größere, geistige Arbeit zu leisten hatten und wird sich vom Vater auf den Sohn ebenso vererben, wie ein Herzfehler oder die Form der Nase oder die Natur. Mit der Größe und Construction des Gehirns werden sich aber auch gewisse Fähigkeiten und Eigenschaften, wird sich die Denkweise, ja die Weltanschauung fortpflanzen vom Vater auf den Sohn, von einer ganzen Generation auf die andere. Alle diese Eigenschaften werden sich aber nicht einfach vererben, sondern je nachdem die Umstände sie begünstigen

Digitized by Google

oder vernachlässigen, d. h. je nachdem sie der Lebenskampf bei den Nachkommen in größerem oder geringem Maße in Anspruch nimmt, sich entweder weiter entwickeln und steigen, oder allmälig wieder entarten und verlieren.

Die Völker, Excellenz, sind aber in dieser Beziehung wie in jeder andern auch nur große Menschen. Auch bei ihnen beruht Gedeihen oder Verfall auf der Entwickelung und Vererbung der zum Kampfe erforderlichen, den Sieg verbürgenden Eigenschaften.

Diese Vererbung wird um so einseitiger erfolgen, je geringer die Mischung ist. Völker, welche sich von anderen abgeschlossen erhalten, wie die Juden, werden durch Jahrtausende ihren leiblichen und geistigen Typus, ihre besonderen Talente, ihre Denkweise, ihren Glauben bewahren. Die Aehnlichkeit der Individuen in einem solchen Volke wird ungleich größer sein als in einem, bei dem eine große Vermischung der Racen stattgefunden hat oder noch immer stattfindet wie bei uns. — Hier wird entsprechend dem Reichthum an individuellen Organismen auch ein Reichthum an den verschiedensten Gaben zu finden sein und diese verschiedenartige Befähigung der Einzelnen wird aus dem Volke einen zu Allem befähigten großen Menschen, ein Universalgenie machen, wie es unter den Menschen ein Göthe war, sobald nur der Staat seine Aufgabe erfüllt.

Das ist aber der verhängnißvolle Irrthum, der zum Fluche für uns wird, daß der Staat seine Aufgabe nicht einmal versteht, daß er, statt diese Gaben zu wecken, zu fördern, zu steigern, sie fruchtbar zu machen, dieselben unterdrückt, erstickt, ja auszurotten sucht. Der Staat ist im Stande, durch die Schule, welche er das Volk durchmachen läßt, aus demselben zu machen, was er will, es zu veredeln oder zu verwildern, es zum Kampfe um das Leben auszurüsten oder zu entwaffnen, ein Sparta oder Athen zu begründen; ein Sparta, das ein ränberisches Volk von Kriegern bewohnt, ein Geschlecht von Helden, das mit Blumen bekränzt zu sterben versteht und mit dem Schwerte in der Hand zu siegen, um zuletzt der Pflugschaar des Ackermanns, dem Goldsack des Kaufmanns, dem Griffel der Weisen zu erliegen und zu Sklaven der mit dem Schwerte Besiegten herabzusinken, oder ein Athen, das in der geistigen Rüstung einer Pallas eine Welt besiegt und noch unterworfen der Menschheit seinen Stempel aufdrückt für zwei Jahrtausende.

Und nicht allein die Kräfte, die Fähigkeiten des Volkes werden durch den Unterricht gehoben und gesteigert, auch seine moralischen Gebrechen werden durch die Bildung gemildert und endlich ganz vertilgt. Durch die fortschreitende Bildung ist die Menschheit im Laufe der Zeiten mehr gebessert worden, als durch alle Religionen und alle Anstalten des Staates. Kenntnisse und Wahrheiten vermögen mehr als die besten Gesetze, ja, der Staat mit allen seinen Einrichtungen wäre überflüssig, wenn das Wissen und die Aufklärung allgemein würden und —"

„Ich verstehe Sie nicht", unterbrach ihn der Präsident mit einer erhabenen Miene, „mir ist es, als ob Sie in einer fremden Sprache zu mir redeten. Entweder ich bin ein Dumpfkopf oder Sie sind ein Narr!"

Benaja war wie vor den Kopf geschlagen, nicht mit einer gewöhnlichen Menschenfaust, sondern mit einem riesigen Hammer. Nichts konnte ihn, den Talmudisten, den Naturforscher überraschen, aber auf diese Antwort war er nicht gefaßt, sie vernichtete ihn förmlich. Wie alle bedeutenden Geister, alle wissenschaftlichen Menschen, war er bei seinen die Welt umfassenden Gedanken und seinen tiefen Kenntnissen doch ein Kind geblieben und in vielen Dingen

Digitized by Google

auch naiv wie ein Kind. In ihm loderte ein so reines heiliges Feuer der Ueberzeugung, daß er keinen Augenblick daran zweifelte, es müsse auch den mächtigen Mann ergreifen, zu dem er sprach.

Schon hoffte er auf eine neue Aera des Unterrichts, der Wissenschaft in seinem Vaterlande, da traf ihn dieser grobe furchtbare Hammerschlag. Er starrte den Präsidenten eine Weile an, dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn, der so kalt war, wie der Schweiß eines Sterbenden, und stammelte endlich: „Gewiß bin ich ein Narr, Excellenz, und die polnischen Herrschaften, welche die Kinder aus den Schulen jagen, um den Schulmeister ihre Gänse weiden zu lassen und aus den Schulzimmern Speicher, Branntweinbrennereien und Todtenkammern zu machen, handeln sehr vernünftig."

„Das sind gefährliche Ideen, welche Sie lehren", sprach der Präsident, ihn scharf ansehend, „und wenn ich Ihnen auch sonst nichts zugebe, das Eine glaube ich gern, daß nämlich der Staat überflüssig würde, wenn solche destructive Ideen jemals siegen könnten."

Noch ein mitleidiges Kopfnicken und Benaja war entlassen.

Etwa zwei Wochen später wurde Sedlatschek zum Professor der Naturgeschichte ernannt und Benaja, den man wahrscheinlich den destructiven Tentenzen nicht ganz in die Arme treiben wollte, demselben als Assistent beigegeben. Es versteht sich, daß Sedlatschek seinen Gegner unendlich und aufrichtig bedauerte, was ihn jedoch nicht hinderte, sofort seine Hochzeit mit Fräulein Pelagia Twardiski zu feiern. Als er das erste Mal im Hörsaale erschien, wurde er von den Studenten mit Murren und Aufschlagen der Stöcke empfangen, war jedoch so klug, dies gar nicht zu bemerken, und so ging bald Alles wieder seinen ruhigen, gewohnten Gang, außer daß Benaja — wie doch diese Juden frech sind — den Anstand soweit verletzte, den Präsidenten förmlich zur Rede zu stellen und noch dazu auf dem Wall und bei hellichtem Tage.

„Ich muß Ihnen doch meinen Dank abstatten, Excellenz", begann er ironisch lächelnd, „für die versprochene Professur und verliehene Assistentenstelle.

„Professor Sedlatschek hat eine sehr geistvolle und gediegene Schrift herausgegeben", erwiederte der Präsident, nicht ganz so erhaben und ruhig wie sonst; „Sie haben noch nichts geschrieben; dies ist der einfache Grund."

„Ich bin sehr gerührt von dem Lobe, welches Excellenz meiner Schrift spenden."

Der Präsident runzelte die Stirn.

„Die von Sedlatschek herausgegebene Schrift ist nämlich von mir verfaßt."

„So! — Hm! — nun, es ist aber nicht die Schrift allein — Sie sind selbst Schuld, daß Sie nicht Professor geworden sind, Ihre atheistischen Lehren, Ihre den Staat zerstörenden Tendenzen! Sie sind ein Talent, aber auf Irrwegen! Lenken Sie bei Zeiten ein, und man wird verzeihen und vergessen!"

Benaja verneigte sich lächelnd. Der Präsident war überzeugt, ihn auf würdevolle Weise getröstet zu haben.

Der Staat hatte wieder einmal die Gesellschaft gerettet, indem er, seinem Princip treu, der Mittelmäßigkeit die goldene Kette des Verdienstes umgehangen und das Genie mit Eselstritten tractirt hatte.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Die begrabene Wahrheit.

„Unserm kleinen Leben hält die Waage
Der Pflichten und der Wünsche Widerspruch,
Daß hoher Sinn entbehrend kämpf' und such'
Und der gemeine nur nach Lüsten jagt."
Longfellow.

Selten hat ein Mann in so hohem Grade die allgemeine Achtung genossen wie Professor Sedlatschek. Seine Vorgesetzten achteten an ihm die Ergebenheit und den Diensteifer, sowie die seltene Loyalität, welche er bewies; seine Collegen die Bescheidenheit, mit der er ihnen stets den Vorrang einräumte; die Studenten aber seinen Liberalismus, der manchmal verstohlen gleich seinem rothen Sacktuch hervorblickte. Die große Welt achtete in ihm den gefeierten Gelehrten, die Juden den einzigen Diener des Staates, der nie bei ihnen Geld auslieh, die feine Gesellschaft, in der er, Dank den Familienverbindungen seiner Frau, verkehrte, insbesondere den liebevollen, musterhaften Gatten. Die Frauen vergöttern bekanntlich solche Ehemänner, welche sie ihren Gatten als Muster hinstellen können.

Das Benehmen des Professors gegen seine Frau hatte in der That etwas Rührendes an sich. Wenn sie ihn einfach „Julius Cäsar" rief, so nannte er sie nie anders als seine „theure Pelagia"; in Gesellschaften stand er immer hinter ihrem Sessel. Sprach Jemand zu ihm, so blickte er zuerst auf seine Frau, als ob er sie um Erlaubniß bitten wolle, antworten zu dürfen. Beim Aufbruch war es eine süße Pflicht für ihn, ihr den seidenen Mantel umzuhängen, und gab es Regenwetter und sie flötete: „Julius Cäsar, meine Galloschen!" stürzte er gewiß im nächsten Augenblick zu ihren Füßen und zog ihr knieend die Galloschen an. Sein Glück, das einem Adagio von Mozart glich, wurde nur durch die ewig rege Furcht getrübt, daß Benaja, sein Assistent, der Mensch mit den destructiven Tendenzen, irgend etwas thun oder, besser gesagt, sich zu Schulden kommen lassen werde, was ihn, den loyalen Professor, bloßstellen könnte, ihn, der nicht nur im Salon des Präsidenten oder im Speisesaal des Erzbischofs, sondern allerorten vor Staat und Kirche in Ehrfurcht erstarb. Professor Sedlatschek ergriff daher jede Gelegenheit, um so öffentlich und so laut, als es nur anging, zu demonstriren, daß er die wissenschaftlichen Ansichten seines ehemaligen Schützlings in keiner Weise theile. Ein solche Gelegenheit bot sich dar, als der Professor eines Abends mit seinem Assistenten das naturhistorische Kabinet verließ und sie Doctor Popper begegneten, welcher sich ihnen anschloß, um eine Geschichte von seinem Hunde zum Besten zu geben.

„So ein Vieh", sprach er, „hat doch einen bewunderungswürdigen Instinkt. Kommt mein Askan eines Abends bei Sturm und Schnee nach Hause und winselt und krümmt sich vor Schmerz, hat sich offenbar erkältet. Meine Frau, die gute Seele, — Gott erhalte sie! — wärmt ihm eine Decke und schlägt das Vieh ein, das sich bald beruhigt und einschläft. Am folgenden Tage ist mein Askan vollkommen wohl, es ist der schönste Tag, die Sonne förmlich warm, er begleitet mich bei meiner Krankenvisite, ist heiter, macht die tollsten Sprünge, bellt freudig und kehrt in der besten Laune mit mir nach Hause zurück. Kaum sieht er aber meine Frau, beginnt er zu winseln und sich zu krümmen, wie wenn er den heftigsten Schmerz

Digitized by Google

fühlt, so daß sie sich täuschen läßt und ihn bedauert und ihm schön thut, bis ich zu lachen anfange. Hat Ihnen das Thier Schmerzen simulirt, nur weil es hoffte, auf diese Weise in den warmen Kotzen eingeschlagen zu werden. Ist das nicht ein Instinkt —"

„Eine Logik, wollen Sie sagen", fiel Benaja ein.

„Logik!" wieherte der Professor, „da haben Sie ihn wieder. Logik bei einem Thiere!"

„Die Thiere", versetzte Benaja ruhig, „haben dieselbe Logik wie der Mensch, nur ihrem minder entwickelten Gehirn entsprechend in geringerer Ausbildung."

„Sie stellen also den Menschen den Thieren gleich?" rief Popper.

„Natürlich, das ist die neue Schule!" höhnte Sedlatschek.

„Ich sehe in dem Menschen allerdings nur das höchste, begabteste Thier", erwiederte Benaja.

„Schrecklich!" seufzte Doctor Popper.

„Aber, mein Lieber", sagte Sedlatschek mit der Miene gelehrter Ueberlegenheit, „ich sehe keinen Uebergang vom Thiere zum Menschen; die höchsten Thiere gehen auf allen Vieren, der Mensch aufrecht —"

„Ich bitte, der Affe geht auch aufrecht —"

„Aber der Mensch geht nicht auf allen Vieren."

„Er hat es eben verlernt. Uebrigens ist die Stufenleiter von den Thieren, die auf allen Vieren gehen, zum Menschen, der aufrecht geht, eine ganz natürliche, wenn dazwischen der Affe steht, der Beides vermag."

„Und wo ist der Affenschwanz, Herr Benaja?"

„Er ist noch an dem menschlichen Skelett erhalten als Knochen."

„Entsetzlich!" rief Popper, „also wir sind nur vervollkommnete Affen?"

„Das will ich nicht sagen; vielleicht haben nur Affe und Mensch, wie Wolf und Hund denselben Stammvater gehabt."

„Aber, Herr!" schrie jetzt der Professor mit dem wilden Eifer eines gegen die Ketzer predigenden Kapuziners, „wo bleibt denn die heilige Schrift, wo bleiben Adam und Eva, das Paradies?"

„Er leugnet natürlich, daß der Mensch von Gott erschaffen wurde", bekräftigte Popper.

Benaja antwortete mit Oken's kühnem und genialem Satz, der für die Naturforschung eine neue Perspektive eröffnet hat: „Der Mensch ist entwickelt, nicht erschaffen."

„Beweise! Beweise!" schrien Popper und Sedlatschek wie aus einer Kehle.

„Ich werde sie Ihnen geben, wenn Sie es wünschen, aber nicht hier auf offener Straße, sondern im Secirsaale", entgegnete Benaja mit lächelndem Munde, „für jetzt nur so viel, daß wir die Entwickelung, welche die Thierwelt in Tausenden von Jahren durchgemacht hat, heute noch annähernd gleichsam im Auszuge in dem Embryo eines jeden höheren Thieres verfolgen können. Jedes Thier, auch der Mensch, durchläuft vom Keim oder Ei an alle jene Stufen der Entwickelung, die seine Verwandten durchgemacht und auf denen sie stehen geblieben sind."

„Das ist nicht wahr!" schrien die beiden Gegner.

„Das ist wahr!" gab Benaja kalt zurück. „Noch bei der Geburt ist der Affe dem Kinde ungleich ähnlicher, als ein erwachsener Affe dem erwach-

Digitized by Google

senen Mädchen, und der menschliche Embryo hat eine Zeit, wo er von dem des Kaninchens oder Hundes gar nicht zu unterscheiden ist."

„Wie ich Ihnen sage", wendete sich der Professor triumphirend zu Popper; „da haben Sie die neue Schule. Destructiv, vollkommen destructiv! Den Menschen, homo sapiens, degradirt sie zum Thiere, und Gott, den leugnet sie einfach aus der Welt hinweg. Aber Mensch", rief er dann mit Pathos Benaja zu, „thu' doch Deine Augen auf, blicke in das Buch der Natur! Betrachte nur einmal die verschiedenen Creaturen! Entsprechen dieselben nicht ihrem Bau, kurz in Allem auf das Wunderbarste ihren Zwecken und der Lebensweise, welche sie führen? Kann dies der blinde Zufall bewirken? Muß da nicht eine höhere Macht planvoll und schöpferisch eingreifen?"

„Nein", sprach Benaja trocken, „weil die Creaturen nicht ihren Zwecken zu lieb so erschaffen sind, sondern umgekehrt die Zwecke, die ihnen in den Weg kommen, die Lebensweise, welche ihnen aufgenöthigt wurde, sie zwangen, sich zweckentsprechend zu verändern."

„Ich sehe, es giebt auch Revolutionäre unter den Naturforschern!" rief Popper.

„Es giebt aber auch unter denselben Dogmatiker, die noch pfäffischer sind als die Theologen!" erwiederte Benaja, der jetzt endlich in die Hitze gerieth.

„Hier ist kein Boden für Sie, wie Sie sehen", spottete Sedlatschek, „wandern Sie doch aus, mein Lieber, wandern Sie aus, kehren Sie uns, die wir nicht fähig sind Sie zu verstehen, den Rücken." —

„Sie sind auch nicht fähig, mich zu verstehen", sagte Benaja mit einem Tone, der wie der scharfe Pfeil auf der Sehne klang.

„Weil wir nicht den Talmud studirt haben?" rief der Professor.

„Weil Ihr Gehirn kleiner und schlechter construirt ist, als das meine", gab Benaja zur Antwort, „und von unserem Gehirne die Welt abhängt, die uns erscheint, die wir wahrnehmen, in der wir leben. Dem einen ist sie reich, dem andern arm, diesem schillert sie in glühenden Farben, jenem starrt sie todt und grau entgegen, wie eine Nebelwand; wo der eine die herrlichste Gestalt erblickt, sieht der andere nur ein Basrelief, der dritte eine trostlose Fläche. Wo ein Ohr die Musik der Sphären hört, zeigt sich ein anderes taub. Die Welt ist nicht dieselbe gewesen für Goethe und für Kotzebue, für Napoleon und Wellington, für Galilei und Loyola."

„Sie sind ein Narr!" schrie Popper.

„Da haben Sie die neue Schule", stimmte Sedlatschek bei. „gottlos, hirnlos, sittenlos!"

„Ich freue mich nur darauf", fügte Popper hinzu, der dieser von Stunde an Benaja's erbittertster Gegner wurde, „daß ich Sie einmal im Irrenhause in meine Hände bekommen werde, und dann sollen Sie sehen, wie ich Sie curiren werde von diesen destructiven Tendenzen, diesen kranken Einbildungen. —"

Benaja empfahl sich mit einem Lächeln.

Nachdem die beiden Andern eine Weile schweigend neben einander gegangen waren, blieb Popper, dessen Gesicht so roth war wie der Chorrock eines katholischen Kirchendieners, plötzlich stehen und rief: „Herausprügeln werde ich seinen Größenwahn, herausprügeln!"

Professor Sedlatschek kehrte ganz aufgeregt nach Hause zurück, küßte

Digitized by Google

seiner theuren Pelagia nur eine Hand, während er ihr sonst alle beide küßte, legte rasch seinen Hut und Stock und Oberrock ab und setzte sich an seinen Schreibtisch, wo er fieberhaft in Büchern und Schriften zu wühlen, nachzuschlagen und zu lesen begann.

Pelagia behandelte indeß ihren Mann nicht nur wie einen Bedienten, sondern auch wie ein Kind. Sie war der Ansicht, daß er in Allem, was außerhalb seiner Gelehrsamkeit lag, ihrer Leitung, ihrer Führung, ihrer Aufsicht bedürfe wie ein Kind. Sie hatte alles Geld in der Hand, sie führte das Haus und zwar sparsam wie eine Deutsche, sie sah auf seinen Anzug und sah darauf, daß er seine Kleider gebührend schonte. Sobald er nach Hause kam, mußte er seine guten Pantalons ablegen und andere anziehen, deren schadhafte Stellen von der liebevollen Hand seiner Gattin geflickt waren. Heute ließ er dies ganz außer Acht und setzte sich in seinen neuen schwarzen Pantalons zur Arbeit. Pelagia wußte, daß sie ihn jetzt nicht stören sollte, aber die Angst ihres Herzens um die neuen Pantalons siegte über die Ehrfurcht vor der Wissenschaft. Sie setzte sich also, etwas schüchtern zwar, aber doch so, daß er sie sehen mußte, auf einen Sessel ihm gegenüber und blickte ihn vorwurfsvoll an; sie meinte, er müsse sie verstehen und die Pantalons ruhig ablegen, aber er sah weder sie noch ihren Blick, noch den Vorwurf in demselben, er war ganz vertieft in die „Isis von Oken*)".

Pelagia seufzte, und zwar vernehmlich genug, aber der Professor schien taub für diese Seelensprache. Er studirte eben die Phasen des menschlichen Embryo's im Vergleiche mit jenen verschiedener Thiere.

Pelagia wurde kühner: „Julius Cäsar", flötete sie, „zieh doch die Pantalons aus."

Sedlatschek blickte von seinem Buche auf; er hatte sie gehört, aber nicht verstanden, starrte sie daher an, wie wenn er nachdenkend in's Leere blicken würde und fuhr sogleich wieder fort zu lesen.

„Die Pantalons, Julius Cäsar", sprach Pelagia lauter und dringender.

„Wie?"

„Die neuen Pantalons sollst Du ausziehen."

„Richtig, gleich, auf der Stelle." Er verglich eben die Abbildung mit dem Text.

Wieder verging einige Zeit. Pelagia begann wie gewisse Heiligenbilder Blut zu schwitzen. „So zieh doch die Pantalons aus", sagte sie endlich ärgerlich im Tone des Vorwurfs.

„Ja freilich, ganz recht", erwiederte der Professor und begann, indem er weiter las, die Pantalons herabzuziehen, aber er kam nicht weit; er schüttelte plötzlich den Kopf, faltete die Hände, blickte gen Himmel und sank wie kraftlos in seinen Lehnstuhl zurück.

„Was hast Du denn?" fragte Pelagia, „Du bist ganz verstört und verloren obendrein."

„Pelagia!" rief Sedlatschek, sich zu ihr umwendend und sie mit gefalte-

*) Oken, einer der genialsten deutschen Naturforscher, gab seit 1816 diese Zeitschrift heraus, welche insbesondere alle neuen naturwissenschaftlichen Entdeckungen brachte. In jener Periode, wo die verbündeten Regierungen einen förmlichen Feldzug gegen alle gefährlich erscheinenden Blätter eröffneten, wurde auch die Isis denuncirt und veranlaßte Oken's Entlassung von dem Lehrstuhl, der ihm in Jena einen Namen erworben hatte.

Digitized by Google

ten Händen und dem Ausdrucke aufrichtigen Schmerzes betrachtend, „diese Entdeckung!“

„Was für eine Entdeckung?“

„Denke Dir, ach! es ist so traurig! diese Entdeckung! Pelagia, Du bist ein Affe!“

Pelagia sprang vom Stuhle auf und ihrem Manne förmlich in das Gesicht. „Und Du bist ein Narr!“

„Wir werden noch Alle Narren“, stimmte der Professor mit tragischer Würde bei, „durch diesen stinkenden Juden, diesen verfluchten Jlau!“

Während sich Benaja auf diese Weise mit einer Art unglücklichem Geschicke täglich neue Feinde erweckte, welche mit Hülfe seiner Unvorsichtigkeit rasch von kleinen Infusorien zu mächtigen Wallfischen anwuchsen, wendete sich zugleich sein Weib mehr und mehr von ihm ab.

Jsabellens Gemüth mahnte an jene Blumen, welche sich vor dem Lichte verschließen und nur in der Dunkelheit öffnen und ihren süßen Duft ausströmen. Je kühner der nach Wahrheit ringende Benaja seine Gedanken vor ihr entfaltete, um so mehr schreckte er sie zurück, um so inniger schmiegte sie sich an das Symbol ihres Glaubens, das Kreuz von Golgatha, an den Priester, der ihr die Botschaft von Nazareth unermüdlich verkündete. Pater Baranawski, der junge Jesuit, dem sie ihre ersten Zweifel anvertraut hatte, wurde allmälig ihr Beichtvater, ihr Freund, ihr Beschützer. Sie flüchtete zu ihm mit jeder Furcht, mit jedem Schmerze, und er kam zu ihr, um ihr Muth zuzusprechen und endlich jede ihrer Handlungen, jede ihrer Empfindungen, jeden ihrer Gedanken an unsichtbaren Fäden zu lenken.

Benaja ahnte nichts von diesem Verkehr, von diesem Einfluß, aber er fühlte, daß zwischen ihm und seinem Weibe etwas ihm Feindliches stand, drohend und unfaßbar wie ein Gespenst.

Jsabella litt unsäglich und schwieg, wie alle, die aufrichtig und hoffnungslos leiden; nur manchmal ließ sie sich vom Augenblicke zu einer Aeußerung, einer Handlung hinreißen, welche ihren Mann räthselhaft und unheimlich zugleich berührte. Einmal — sie spielte auf dem Piano und er saß in einer Sophaecke und schaute sie an, denn jede ihrer Bewegungen, jeder noch so zufällige Wurf ihrer Locken konnte ihn beschäftigen, ihn entzücken — sprang sie plötzlich auf und rief, indem sie sich vor ihm auf die Kniee niederwarf: „Pius, vermagst Du nicht die Perioden der Zoologie mit den Schöpfungstagen der heiligen Schrift in Einklang zu bringen? Versuch' es, es wäre gut für Dich und auch für mich.“

„Was fällt Dir ein“, lächelte Benaja, „wer setzt Dir solche Dinge in den Kopf, verlange lieber gleich, ich soll Märchen erzählen oder Jagdgeschichten in der Weise des Baron Münchhausen.“

„Ich dachte nur —“

„Ach, denke doch, wie ich Dich liebe und was Du mir bist“, sagte Benaja, ‚und sei mir gut, blicke nicht so ernst, so vorwurfsvoll, ich habe Dir doch nichts gethan?“

„Nein, nein, gewiß nicht.“

Ein anderes Mal, als er mitten in der Nacht aus seinem Studirzimmer leise in ihr Schlafgemach trat, um ihre holden Athemzüge, ihre anmuthigen Träume zu belauschen, fand er sie in ihrem Betstuhl knieend, die gefalteten Hände erhoben, die reine Stirne gegen das harte Holz gestemmt.

„Du bist noch auf?“ sagte er.

Digitized by Google

Sie schrak zusammen und blickte ihn wehmüthig an. „Ich bete", murmelte sie.

„Für wen, Jsabella?"

„Für Dich", gab sie zur Antwort, und indem sie sich in ihrem weißen, fließenden Gewande liliengleich erhob, sank sie an seinen Hals und begann zu weinen.

Dann gab es wieder Tage, ja ganze Wochen, wo sie ihm kalt begegnete, wie einem lästigen Besuch, wo sie ihm auf seine Fragen keine Antwort gab, die Hand zurückzog, die er küssen wollte, und den Rücken kehrte, sobald er sich verliebt zeigte. Benaja ertrug dies Alles geduldig.

„Sie hat keine Kinder", sagte er sich, es lag ihm nahe, Alles auf das Natürlichste zu erklären; „das ist es, das allein; wenn sie ein Kind hätte, würde sie keine Zeit haben, sich ihren Launen hinzugeben."

Er ging dann leise in sein Studirzimmer und arbeitete die Stunden des Tages und der Nacht, die sein waren, mit heiligem Eifer durch. Er arbeitete an einer Schrift über die moralische Zurechnungsfähigkeit des Menschen, mit der er die wissenschaftliche Welt zu überraschen und die Menge über eine Reihe wichtiger Fragen aufzuklären hoffte. Das wichtigste Ziel, das er indeß anstrebte, war, den Staat zu einer Reform der Kriminalgesetze, vor Allem aber zu einer umfassenden Verbesserung der Anstalten für Volksbildung des höheren und niederen Unterrichts zu bestimmen. In dieser tief durchdachten und blendend stylisirten Schrift führte er seine These über die moralische Unfreiheit des Menschen weiter aus; er entwickelte mit einer wahrhaft mörderischen Dialektik alle moralischen Gebrechen, Laster, Verirrungen, Vergehen und Verbrechen der Menschen aus ihrem physischen Organismus heraus und nannte es eine Barbarei, Menschen für ihre unglücklichen Naturanlagen zu strafen, und eine Thorheit, sie auf diese grausame Weise von denselben heilen zu wollen.

Der Verbrecher soll nicht dem Richter übergeben werden, rief er aus, sondern dem Arzte und dem Lehrer.

Unterricht und Arbeit können ihn bessern, indem sie seine schlummernden moralischen Kräfte wecken, nicht aber Schläge, Kerker und Ketten.

Wäre die Todesstrafe nicht so entsetzlich, so wäre sie das Lächerlichste, was es giebt, fuhr er fort. Ein Mord, er mag aus welchem dunkeln Triebe immer entspringen, ist grauenvoll, aber noch grauenvoller ist eine Hinrichtung, der vom Richter feierlich anbefohlene und unter dem Schutze der Gesetze, mit kalter Ueberlegung in Gegenwart von Tausenden ruhiger und neugieriger Zuschauer planmäßig und öffentlich ausgeführte Mord an einem Wehrlosen.

An allen Verbrechen, die in einem Lande begangen werden, schloß er, trägt ausschließlich der Staat die Schuld, an den politischen ebenso gut, wie an den bürgerlichen, an den ersteren durch Mißregierung, an den letzteren durch Verthierung des Volkes in Folge mangelhaften Unterrichtes, Einschränkung der Wissenschaften und Unterdrückung der besseren Literatur.

Als er fertig war, ließ er durch einen ihm anhänglichen Studenten eine Copie von seiner Schrift machen und gebrauchte die Vorsicht, nachdem er sein Manuscript der Censur vorgelegt hatte, die Copie sofort durch einen ihm wohlwollenden Buchhändler im Geheimen nach Leipzig zu senden.

Diese Vorsicht war nicht überflüssig.

Der Censor ließ ihn erst lange Zeit auf seine Entscheidung warten,

Digitized by Google

dann lud er ihn eines Tages förmlich vor, erklärte ihm, er könne die Drucklegung seiner Schrift durchaus nicht bewilligen und halte es sogar für seine Pflicht, das Manuscript zurückzubehalten. Er kanzelte schließlich den vor Empörung stummen Benaja furchtbar herunter, nannte sein Werk ein verbrecherisches, ihn selbst einen unruhigen Kopf und warnte ihn wohlmeinend, nicht weiter auf dieser Bahn fortzuschreiten, die nach seiner Ansicht nur auf die Festung oder in das Narrenhaus führen könne. Benaja ging von dem Censor geradeaus auf das Gubernium zu dem Präsidenten, um an dessen freiern und größern Blick zu appelliren. Der Sekretär machte Anstände ihn vorzulassen, endlich ging er doch hinein zu dem großen Manne und kehrte mit den Bescheid zurück: Seine Excellenz wolle den Herrn Doctor anhören; doch möge er sich in seiner Sprache mäßigen.

„Sie kommen wegen Ihrer Schrift," rief der Präsident dem Eintretenden entgegen, „die Censur hat den Druck derselben nicht bewilligt und sich dabei von ernsten Erwägungen und wichtigen Gründen leiten lassen. Ich kann dieses Verbot daher nicht aufheben und überhaupt nichts mehr in der Sache thun —"

„O! Excellenz können noch Alles thun", sagte Benaja bescheiden.

„Nichts kann ich, nichts", fuhr der Präsident auf, „Sie haben meine Erfahrungen nicht beherzigt, Sie richten Ihre Angriffe gegen alle Welt, nicht einmal die Religion verschonen Sie."

„Ich habe nicht die Religion angegriffen, Excellenz", erwiederte Benaja, „sondern nur verlangt, daß man die Geistlichen von den Lehranstalten fern halte und habe statistische Nachweise geliefert, daß ihr Unterricht ein ungenügender und deshalb ihr moralischer Einfluß ein schlechter ist."

„Ich wiederhole, daß ich nichts thun kann."

„Könnte ich nur Ihnen, Excellenz, könnte ich nur den leitenden Staatsmännern deutlich machen, daß sie gegen die Wissenschaft und die durch sie bewirkte Aufklärung nichts vermögen, daß sie wohl verzögern und erschweren können, aber nicht zu verhindern, nicht aufzuhalten im Stande sind, was kommen wird und kommen muß. So lange sie nicht das offene Buch der Natur verbieten, so lange sie nicht Gott — — können, sind sie ohnmächtig, ist der Staat ohnmächtig trotz seiner Polizei, seiner Bajonette und Kanonen."

Benaja wurde durch den Sekretär unterbrochen, welcher Fräulein Löwe, die beliebte Aktrice des deutschen Theaters, meldete. Natürlich war der arme Gelehrte sofort mit einem Gruß der Hand entlassen und der Präsident zog ein in Silber gefaßtes Kämmchen hervor, um sich das dünne, graue Haar an den Schläfen zu ordnen.

Als Benaja durch den Vorsaal ging, sah er die Schauspielerin in einem Fauteuil hingegossen, sie erwiederte seinen Gruß mit einem Kopfnicken, das ebenso hübsch als impertinent war, zog dann ihre Lorgnette hervor und musterte ihn, um im nächsten Augenblicke, als der Sekretär erschien, empor zu hüpfen und mit ihrem geschminkten Gesichte und ihren üppigen Hüften die widerlichsten Grimassen zu machen. „Ich bin untröstlich", rief sie, „ich will Fiesko von Schiller zu meinem Benefize haben, und soeben erfahre ich, daß Fiesko verboten ist."

„Ich bitte nur, mit seiner Excellenz selbst —"

Der Präsident erschien auf der Schwelle seines Kabinets mit jenem goldenen Lächeln, das Jupiter den Weg zur schönen Danaë bahnte.

Digitized by Google

Die Attrice warf ihren seidenen Mantel rasch ab und dem Sekretär über den Arm, um dann mit verlockendstem Blick, der ihren ausdrucksvollen Augen zu Gebote stand, in das Kabinet des großen Mannes zu schweben.

Benaja blieb im Vorsale stehen, er wollte sehen, ob die Schauspielerin glücklicher sein werde, als er. Nur um etwas zu sagen, wendete er sich an den Sekretär. „Glauben Sie, daß seine Excellenz das Stück erlauben wird?"

„Es ist schwer, den Fiesko zu erlauben", erwiederte der Sekretär, „aber noch schwerer ist es, einer Person wie der Löwe etwas abzuschlagen."

Benaja lächelte bitter.

Fräulein Löwe war eine jener Damen in falschem Hermelin, welche ihre eigentlichen Triumphe außer dem Theater feiern, es gab Niemanden, der ihr nicht huldigte; die mächtigsten Männer des Staates, die Generale, die Großen, die Millionäre und halben Millionäre wetteiferten, sich ihrem kleinen Fuße als Schemel anzubieten.

Den Beweisen und der Beredsamkeit eines geistvollen Gelehrten gegenüber war der Präsident gewaffnet, aber wie sollte er ihren Augen widerstehen, diesen großen, lachenden, im Glanze schimmernden Augen?

Fräulein Löwe kam strahlend zurück, schlüpfte in ihren Mantel, den ihr der Sekretär ergeben hielt, und rief: „Ich bin so glücklich, Fiesko ist erlaubt." Dann fixirte sie noch einmal den hübschen bleichen Mann mit dem schmerzhaften Nazarenerkopf und rauschte siegreich davon.

Benaja blickte ihr nach und halb unbewußt kamen ihm die Worte Bermantoff's auf die Lippen:

„Das Leben ist, wenn man's bei kaltem Verstande besieht, eine elende Posse voll Jammer und Dummheit! ..."

Der arme Märtyrer ging nun mit sich zu Rathe; er erwog Alles so klug, so nüchtern, wie es nur ein polnischer Jude erwägen kann; aber die Liebe zur Wahrheit, diese einzige, heilige, schwärmerische Liebe, die sein ganzes Leben beherrschte, zeigte sich stärker, als alle andern verständigen Rücksichten. Er ging noch an demselben Abend zu dem ihm befreundeten Buchhändler und übergab ihm eine Summe, welche hinreichte, um seine von der Censur verdammte Schrift in Leipzig auf seine Kosten in Druck zu legen.

Drei Monate vergingen, und das Buch so vieler Schmerzen und Kämpfe erschien auf dem deutschen Büchermarkte, aber nur, um sofort von der kaiserlichen Censur verboten, und, wo es sich vorfand, mit Beschlag belegt zu werden. Wie alle verbotenen Bücher wurde auch dieses viel gelesen, ja viel mehr gelesen, als wenn es nicht verboten worden wäre, aber das Publikum zuckte endlich die Achseln, wie über Alles, was es nicht versteht, was es nicht fassen kann, weil es für seinen Blick zu hoch steht und nannte seinen Verfasser einen Phantasten, einen unklaren Kopf, einen Narren. Die Menge ist darin jederzeit pfäffischer als die Priester aller Kirchen, sie feindet alles Neue, alles Große an. Würde ein Adler ein Buch schreiben für Ameisen, es würde ihm auch nicht besser ergehen. Ja sie, die auf der Scholle einherkriechen, würden ihm, dessen Flug durch die Wolken geht, sogar abstreiten, daß er fliegt.

In den Regierungskreisen herrschte eine Aufregung, welche nur durch die zu Tage tretende Rathlosigkeit noch überboten wurde. Noch wagte der

Digitized by Google

Staat nicht, Hand an den F[illegible]ler zu legen, der den patriarchalischen Frieden der Monarchie gestört hatt[illegible] Steine gleich, der in einen vom Glanze der Fäulniß überzogenen re[illegible]sen Teich fällt und die Grabesstille desselben unterbricht; aber Jedermann sah in Benaja einen Verlorenen und Jedermann wich ihm aus. Es gab sogar Menschen, die ihn mit Schmeicheleien wie mit Zuckerwerk übersättigt hatten, so lange der Präsident ihn begünstigte, und die jetzt seinen Gruß nicht erwiederten. Benaja sah dies Alles, denn er sah sehr scharf und fühlte manchmal sein Herz schmerzlich zucken, aber er überwand sofort wieder seine Schwäche und duldete alle Beleidigungen mit einem Gleichmuth, welcher der Lehre des Gekreuzigten ungleich mehr entsprach als der Haß und die Verfolgungswuth seiner christlichen Feinde, er duldete aus Liebe zu seinem Weibe, aus Liebe zur Wahrheit, und fand den reichsten Trost, wenn Nachts seine Studirlampe die kalten Krystalle, die welken Pflanzen, die weißen Thiergerippe beschien und er, sich in die Wunder der Natur versenkend, die Menschen, die Welt, ja endlich sogar sich selbst vergaß, und fand ihn, wenn er das liebe Antlitz seines Weibes sanft an seine Brust schließen konnte.

Aber auch dieser Trost sollte ihm zum Theil bestritten und geraubt werden.

Als er einmal seinen Studirtisch verließ, um dem bezaubernden Spiele seiner Frau zuzuhören, die am Pianino phantasirte, erhob sie sich, als er eintrat, mit einer Dissonanz und versuchte, an ihm vorüber in ihr Schlafgemach zu entfliehen.

„Was hast Du gegen mich, Jsabella?“ fragte er mit bebender Stimme.

Sie lehnte sich zitternd an die Wand.

„Bist Du krank?“

Keine Antwort.

„Habe ich Dich beleidigt?“

Keine Antwort.

„Liebst Du mich nicht mehr?“

„O! könnte ich sagen, ich liebe Dich nicht mehr“, rief Jsabella, „aber Gott straft mich durch diese Liebe, die meine größte Sünde ist.“

„Jsabella, aus Dir sprechen die Jesuiten.“

„Die Verzweiflung spricht aus mir.“

Benaja versuchte ihre Hand zu fassen; sie wich zurück, als bringe seine Berührung den Tod, wie vor einem Pestkranken wich sie zurück. „Bis jetzt habe ich Dich bemitleidet“, murmelte sie, „jetzt —“

„Sprich es nicht aus!“

„Jetzt verachte ich Dich.“

Er lachte auf, es war ein gellendes, entsetzliches Lachen, maß seine Frau von oben bis unten, von der reinen Stirn bis zu dem Saum ihres weißen Gewandes hinab, mit einem Blick, in dem sich tiefes Erbarmen mit dem edelsten, männlichen Stolze mischte und verließ sie dann mit raschen Schritten.

Während sie wie ein weißes Steinbild stumm und regungslos an der Wand lehnen blieb, trat er an das Fenster seines Studirzimmers und blickte hinaus in die Finsterniß, mit der eine erlöschende Laterne, einer armen Seele gleich, traurig rang um Leben und Sterben. So stand er lange, bis

Digitized by Google

sein Blut wieder sanfter floß und sein Herz sich nicht mehr im Krampfe stummer Qual zusammenzog.

Und mit einem Male war es, als spräche Jemand zu ihm mit einer sanften wehmüthigen Stimme, aber es waren seine eigenen Lippen, von welchen die Worte flossen:

Seit mir vom ewigen Geschick
Gegeben ward prophetisch Wesen,
Kennt ich in jedem Menschenblick
Das Laster und die Bosheit lesen.

Durch That und Wort der Tugend dann
Wollt' ich die Welt vom Bösen reinigen,
Doch meine Nächsten huben an,
Zu zürnen mir und mich zu steinigen.

Ich streute Asche auf mein Haupt,
Entfloh den Städten weit und büßte —,
Jetzt leb' ich, alles Gut's beraubt,
Gleich wie ein Vogel in der Wüste.

Mir, nach des Ew'gen Rathschluß, dort
Beugt sich die Kreatur der Erde —
Die Sterne horchen meinem Wort
Mit freudestrahlender Geberde.

Doch wenn ich jetzt noch, dann und wann,
Zur Vaterstadt die Schritte richte,
So hebt der Greis zum Kinde an
Mit selbstzufriedenem Gesichte:

„Seht! Euch ein Beispiel sei der Thor!
Wie stolz er that mit seiner Kunde!
Und thöricht spiegelt er uns vor,
Es rede Gott aus seinem Munde!

Seht seine hagere Gestalt,
Sein Antlitz, ganz entstellt von Leiden,
Seht Kinder, wie jetzt Jung und Alt
Ihn voll Verachtung scheu'n und meiden!"*)

Zehntes Kapitel.

Eine seltsame Bekehrung.

„Les hommes seront toujours ce qu'il plaira aux femmes"
Rousseau.

Den folgenden Morgen ließ sich Jsabella nicht blicken.

Als Benaja auf die Universität kam, wurde er zum Studiendirector beschieden, welcher ihm mit essigsaurer Miene die Eröffnung machte, die Regierung verlange von ihm einen öffentlichen Widerruf seiner Lehren und insbesondere der in seiner Schrift niedergelegten Anschauungen. Benaja erklärte zum Entsetzen des alten Herrn, welcher sofort dem Schuldiener klingelte und ein Glas Wasser verlangte, daß er dem Verlangen der Regierung nicht entsprechen könne und ging in das Naturalienkabinet, um mit voller Seelenruhe seine gewöhnlichen Arbeiten fortzusetzen.

*) Der Prophet von Lermontoff.

Digitized by Google

In der jüdischen Natur hat sich die Fähigkeit, Leiden, Spott und Gewalt ruhig zu erdulden, seit zweitausend Jahren von Generation zu Generation vererbt und gesteigert und Benaja war ein echtes Kind des verfluchten Stammes, Kampf, Beschimpfung, Haß, Verachtung, Qualen jeder Art entmuthigten ihn nicht, sondern steigerten nur seine fanatische Kraft zu dulden und laut zu bekennen, was er für wahr hielt.

Er war nicht eine Stunde in dem Kabinet, als ein Kanzleidiener des Guberniums erschien, um ihn vor den Präsidenten zu laden. Dieser empfing ihn in einer Aufregung, die diesem steinernen Manne sonst vollkommen fremd schien; seine Jupiterruhe war dahin, er ging mit großen Schritten auf und ab, agirte heftig und schrie: „Sie sprechen mir kein Wort, verstehen Sie, kein Wort, Sie haben nur anzuhören, was ich Ihnen sage. Meine Geduld ist zu Ende. Ich will doch sehen, wer Herr ist, die Regierung oder Sie. Mir imponiren Sie nicht mit Ihren Hirngespinnsten. Sie leisten binnen vierundzwanzig Stunden den vorgeschriebenen Widerruf oder Sie sind abgesetzt und man wird außerdem eine Untersuchung einleiten."

„Ich bitte um die Untersuchung."

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie schweigen sollen?"

„Ich werde den Widerruf nicht leisten, ich bitte um die Untersuchung."

„Gehen Sie mir aus den Augen, kein Wort mehr."

Benaja eilte aus dem Gubernium nach Hause, entschlossen, auf der Stelle mit seiner Frau zu sprechen, denn er war auf das Schlimmste gefaßt und dachte keinen Augenblick daran, von der Wahrheit, die er seinen Schülern gelehrt, die er in seiner Schrift vor der Welt verkündet hatte, nur eine Silbe, ja nur einen Buchstaben zurückzunehmen. Als er in sein Studirzimmer trat, saß Isabella auf dem Sessel vor dem Schreibtische. Sie schrak zusammen und sah ihn an mit einem Blicke, in dem so viel Schmerz und Liebe lag. Er trat an das Fenster. Plötzlich umschlangen ihn zwei zarte, fast kindliche Arme und Isabella lag weinend an seiner Brust.

„Vergieb mir!"

„Du warst ungerecht, Du warst hart mit mir", murmelte er.

„Ich weiß es, ich habe meine Pflicht als Frau schwer verletzt. —"

„Deine Pflicht? Ist das Alles, was Dich zu mir führt?" versetzte Benaja mit heftiger Bitterkeit.

„Ach! ich habe Dich ja lieb", schluchzte Isabella, „leider hab' ich Dich nur zu lieb."

„Leider?"

„Es ist ja doch eine Sünde, daß ich Dich so liebe."

Er lächelte schmerzlich und küßte sie. So standen sie eine Weile umschlungen und sie zitterte in seinen Armen.

Als sie sich sanft losmachte, sah er einen Brief, der auf seinem Tische lag.

„Was ist das für ein Brief?"

„Ich weiß nicht, ein Knabe hat ihn gebracht."

Benaja erbrach das Siegel und las: Vorsicht! Ihre Frau besucht den Jesuiten Baranowski, und auch er kommt zu ihr, wenn Sie außer Hause sind. Die Welt spricht bereits von einem verbrecherischen Verhältniß. Beobachten Sie Beide und handeln Sie darnach. Ein aufrichtiger Freund.

Benaja las den Brief noch einmal, dann gab er ihn schweigend seiner Frau.

Sie überflog ihn, begann am ganzen Leibe zu beben, und während ihr

Digitized by Google

die Thränen herabstürzten, fragte sie ihn mit einer Stimme, die so unschuldig, mit einem Tone, der so einfach, so wahr, so treuherzig klang: „Und Du glaubst daran?“

„Nein.“

„Gott sei Dank“, athmete Isabella auf, „ich bin nicht schuldig, die ewige Verdammniß soll mich treffen, wenn ich schuldig bin.“

„Du besuchst also den Jesuiten nicht?“

„Er ist mein Beichtvater.“

„Und was hat er bei Dir zu suchen?“

„Er kommt, mich zu belehren, zu trösten.“

„Zu belehren“, unterbrach sie Benaja heftig, „wie Du den Schwur, den Du am Altar geleistet hast, auf jesuitische Weise umgehen kannst. Zu belehren, wie Du Deinem Mann die Liebe entziehst, zu der Du ihm verpflichtet, und den Gehorsam, den Du ihm schuldig bist, und Dich zu trösten, wenn Du Reue fühlst, wenn Dich Deine Pflichtvergessenheit, Deine Liebloſigkeit, Deine Grausamkeit schmerzt und quält.“

„Habe Mitleid mit mir,“ schrie Isabella auf, „ich weiß ja nicht mehr was ich soll, was Recht ist, und was Sünde; wer sagt mir, ob ich Dich noch lieben darf, ob ich als Deine Frau nicht das Heil meiner Seele in Gefahr bringe? Wer sagt mir, ob ich nicht verworfen bin, wenn ich nicht von Dir lasse?“

„Wer Dir das sagt?“ lachte Benaja auf, „doch nicht der Jesuit?“

„Du?“ rief Isabella, ihn mit einem Blicke ansehend, der etwas Irres, Fieberhaftes an sich hatte, „Du auch nicht.“

„Frage Dein Herz,“ fuhr Benaja fort, „frage nur Dich selbst, frage die Stimme der Natur, die Gott in Deine Brust gelegt hat, und die niemals lügt und Du wirst kein Unrecht thun und keine Sünde auf Dich laden.“

So drohend auch der Präsident gedonnert und geblitzt hatte, so herrschte doch im hohen Olymp der Regierung nach der muthigen Weigerung Benaja's dieselbe Rathloſigkeit und Unentschlossenheit wie vor derselben. Endlich, da doch irgend etwas geschehen mußte, wurde der rebellische Assistent der Naturgeschichte auf unbestimmte Zeit seines Lehramtes enthoben und zugleich eine Disciplinarunterſuchung über ihn verhängt. Diese Maßregel rief unter den Studenten aller Fakultäten eine beispiellose Aufregung hervor, welche sich zunächst dadurch äußerte, daß der Hörsaal der Naturgeschichte für einige Tage in ein Schlachtfeld verwandelt war. Als Professor Sedlatschek zur gewöhnlichen Stunde in seinen schönen schwarzen Pantalons auf dem Katheder erschien und das Lehrbuch aufschlug, um einen sogenannten Teufelsvortrag*) zu halten, war der Saal mit Philosophen beider Jahrgänge, Juristen, Medizinern und sogar einigen kleinrussischen, griechisch-katholischen Theologen gefüllt, und alle begannen zugleich zu pfeifen, die Stöcke aufzuschlagen, mit Nüssen, Erdäpfeln, Aepfeln, gelben Rüben und dergleichen zu feuern. Sedlatschek bleich, mit schlotternden Knieen, versuchte seine Autorität geltend zu machen, aber seine Stimme erstarb im Gebrause dieses Meeres von Jugendkraft und Jugendübermuth, und er ergriff endlich die Flucht, wobei er unter den über seinem Haupte gekreuzten Stöcken der Studenten wie ein gefange-

*) Dieser alte Lemberger Studentenwitz bezog sich auf jene Stelle in Göthe's Faust, wo Mephistopheles zu dem Schüler sagt: „Paragraphos wohl einstudirt, damit ihr nachher seht, daß er nichts sagt, als was im Buche steht.“

Digitized by Google

nes Heer der Römerzeit unter dem Joch vorüberziehen mußte. Nach einer längern Pause erschien der Studiendirector und erfuhr dasselbe Schicksal.

Die Regierung berieth auch über diesen neuen Fall der Rebellion sehr lange und sehr eingehend und kam zu keinem Resultat, man dachte daran, die Universität zu sperren. Einige wären sogleich bereit, ein Bataillon Grenadiere in die Aula marschiren zu lassen, es geschah indeß keines von Beiden, und die Tumulte wiederholten sich Tag für Tag, bis endlich der bei der Jugend seines Freisinns wegen beliebte Professor der Philosophie sich mit einer eindringlichen Rede an die erhitzten Gemüther wendete und mit Jubel und Beifall belohnt wurde. Die Ruhe war auf diese Weise für diesmal noch ohne Grenadiere hergestellt und wurde vorderhand nicht wieder gestört.

Benaja, der in diesen Tagen der Aufregung, um nicht als Aufwiegler zu erscheinen, sein Haus gar nicht verließ, hatte indeß einen andern Kampf zu bestehen, der allerdings nur ein Zweikampf, aber ungleich gefährlicher als die Schlacht der Studenten mit den Professoren und der Regierung war.

Einmal, mit Anbruch der Dunkelheit — Benaja hatte vergessen, seine Studirlampe anzuzünden, da Luna silberhell in seine Fenster blickte, und saß im zauberhaften Duft der Monddämmerung in allerhand gute und auch trübe Gedanken verloren — wurde die äußere Thüre vorsichtig wieder geöffnet und leise, verdächtige Schritte näherten sich durch das Empfangszimmer dem Schlafgemache Jsabella's.

Benaja sprang auf und stand, dem geheimnißvollen Gaste folgend, plötzlich im Helldunkel — denn auch in jenem Zimmer brannte noch kein Licht — dem Jesuiten Pater Joseph Baranowski, gegenüber.

„Was suchen Sie zu so ungewöhnlicher Stunde bei meiner Frau?" begann Benaja mit unterdrückter Wuth; seine Stimme klang ruhig, aber seine lodernden Augen und das Knirschen seiner Zähne kündigten dem Jesuiten nichts Gutes an.

„Ich bin der Beichtvater, der Seelenarzt Ihrer Gemalin —" erwiederte Pater Baranowski.

Ehe er vollenden konnte, erschien Jsabella wie Psyche, die den schlafenden Amor belauscht, eine kleine Ampel in der Hand, auf der Schwelle ihres Zimmers. „Ich bitte Dich, Pius", begann sie mit einer Stimme, die so rührend war.

„Aus Rücksicht für meine Frau", fuhr Benaja in festem, aber artigem Tone fort, „will ich milde sein, und Sie ersuchen, Ihre Besuche einzustellen. Die Seele meiner Frau ist gottlob wieder gesund."

„Der Name Gottes in Ihrem Munde ist eine Blasphemie", erwiederte der Jesuit höhnisch.

„Ach! Sie verstehen mich also nicht', rief Benaja, seine Stimme klang jetzt wie die eines Obersten, der ein Regiment kommandirt, und er riß mit einer energischen Erregung die Thür auf. „Sie verlassen auf der Stelle mein Haus, ich befehle es Ihnen als der Herr dieses Hauses und wehe Ihnen, wenn Sie die Schamlosigkeit besitzen, meiner Frau noch einmal zu nahen!"

Der Jesuit zog sich langsam zurück, seinen fragenden, seltsamen Blick auf Jsabella gerichtet; diese hob die Hände zum Himmel und brachte nichts hervor, als: „Pius, fürchte doch Gott!"

„Sei ruhig", erwiederte ihr Mann; „der Talmud sagt: man soll die Heuchler entlarven, damit sie nicht schädlich werden und Menschen vom Wege

Digitized by Google

Gottes ableiten. Dieser hier ist von jenen, welche eine sanfte Maske tragen vor dem von Haß und Mißgunst und bösen Lüsten wie von Blattern entstellten Gesichte, und zwei Zungen, kalt und heiß, in ihrem Munde haben."

„Herr Benaja!" —

„Fort, sage ich!" Der beleidigte, gepeinigte Mann stampfte mit dem Fuße auf und blickte so drohend, daß der Jesuit es vorzog, sich mit einer heiligen Grimasse zurück zu ziehen, aber nicht ohne vorher einen Blick zum Himmel zu werfen, der in der höflichsten Weise um das Feuer bat, das Sodoma verzehrt hatte.

In den nächsten Tagen zeigte sich Isabella auffallend gedrückt und wortkarg; sie vermied es, mit ihrem Manne beisammen zu sein und wenn er mit ihr sprach, wich sie sogar seinem Blicke aus. Sobald er aber das Haus verließ, warf sie rasch einen Mantel über, setzte einen Hut auf, verschleierte sich dicht und eilte fort. Dann trat sie einmal unter dem Schutze der Dämmerung plötzlich in sein Studirzimmer und ging mit unruhigen Schritten auf und ab. Alles an ihr kündigte ein Ereigniß an, sie war mit einem Male ganz verändert. Ihre Haltung hatte etwas von jener einer tragischen Heldin auf dem Theater, ihre Züge, die gleichsam zusammengepreßt waren, zeigten einen finstern, herausfordernden Trotz, ihre Augen flammten drohend.

„Hast Du Zeit, mich anzuhören?" begann sie endlich mit einer Stimme, die rauh und unfreundlich erklang.

„Was hast Du mir zu sagen?"

„Sehr wenig," erwiederte Isabella; „ich will Dich nur fragen, ob Du den Widerruf leisten wirst, den man von Dir verlangt?"

„Ich habe bereits erklärt —"

„Du willst also nicht?" — fiel sie ihm in das Wort. Ihre sonst so sanften Augen hingen sich zornig an sein Herz.

„Nein!"

„Dann sage ich Dir, daß ich heute noch Dich und Dein Haus verlasse."

„Isabella!"

„Versuche nicht, mich umzustimmen", sagte sie mit einem Tone, der zugleich hart und höhnisch war, „ich habe lange genug gekämpft und gelitten, Du hast keine Gewalt mehr über mich. Ich lasse Dir die Wahl und je nachdem Du Dich entscheidest, werde ich handeln."

„Sind wir so weit, daß Du mir Bedingungen stellst, die Frau dem Manne?" schrie Benaja gereizt auf.

„Ja, wir sind so weit", erwiederte sie, trat ganz nahe zu ihm hin und indem sie auf ihren gekreuzten Armen ruhend sich über den Tisch hinüberbeugte, so daß ihr heißer Athem ihn anwehte, fuhr sie fort: „Höre mich also an; entweder Du leistest den verlangten Widerruf und versprichst mir, Deine Vorlesungen und Schriften mit unserem heiligen Glauben in Einklang zu bringen, sowie die Freiheit meines Gewissens und meinen Verkehr mit dem Pater Baranowski in keiner Weise zu beschränken, oder wir sind für immer geschieden." Die, einem Hauch, einem holden Duft ähnliche Farbe ihrer Wangen war in ein glühendes Roth übergegangen.

„Bist Du von Sinnen? Vergißt Du ganz, welche Rechte und welche Gewalt mir als Deinem Gatten zustehen?" rief Benaja.

„Ich habe Verwandte, ich habe mächtige Freunde, welche mich, wenn es nöthig sein sollte, gegen Dich beschützen werden", gab Isabella entschlossen

Digitized by Google

zur Antwort; „ich frage Dich also zum letzten Male, „wirst Du den Widerruf leisten?“

„Nein“, sagte Benaja.

Sie begnügte sich mit dem Kopfe zu nicken und verließ das Zimmer.

Benaja überlegte.

Er faßte unzählige Entschlüsse und verwarf sie wieder. Seine Lage war eine peinliche, trostlose. Die Verwirrung wuchs von Stunde zu Stunde. Vergebens mühte er sich ab, einen Ausweg zu finden, es war ihm, als ballten sich dichte Nebel um ihn zusammen und verlegten ihm jeden Blick in die Ferne, ja in die allernächste Nähe. Alles wogte trüb und gestaltlos um ihn, nur Eines war ihm deutlich, weil er es tief empfand als einen brennenden Schmerz, er liebte seine Frau heiß und leidenschaftlich und diese Liebe wurde bis zum Wahnsinn gesteigert durch die Eifersucht!

Gedanken folterten ihn, unheimlich wie der Ruf der Eule im alten Gemäuer, häßlich wie die Fledermaus, die auf unhörbaren Flügeln schattenhaft durch die Dämmerung streicht, er wies sie von sich, und doch kamen sie wieder und immer wieder, er sah das Weib, das er liebte, sein Weib, sich treulos in die Arme eines fremden, verhaßten Mannes schmiegen, das holde Haupt mit dem unschuldigen Blick in sündiger Lust zu seinem Feinde emporschauen; es waren nur Gedanken, die ihn folterten, er glaubte nicht an sie, er wolle nicht an sie glauben. Aber war es nicht genug, was er wußte und was ihm seine Phantasie in lebendigen Bildern vorführte? Beherrschte sein Feind, als der heiligen Wahrheit Feind, nicht die Seele seines Weibes? Hatte er ihre Liebe zu ihm nicht wie eine Rose entblättert und die Blätter in den Wind gestreut? Lag sie, zu deren Füßen er selbst sich anbetend niederwarf, nicht vor dem Manne mit dem heiligen Namen und dem Herzen voll Arglist, auf den Knieen, um ihm die süßesten Geheimnisse ihrer jungen Ehe in das lüsterne Satyrsohr zu flüstern? War dies nicht genug? Und wenn sie ihn, ihren angetrauten Gatten, verließ, geschah es nicht auf den Antrieb dieses Heiligen, der sie vollends zu umgarnen hoffte, bis sie ihm rettungslos hingegeben war, wie die ängstlich flatternde Fliege der Spinne, die sie erwürgt? Es erfaßte ihn wie Raserei, er eilte hinüber zu ihr und fand sie damit beschäftigt, ihre Sachen einzupacken, wie zu einer großen Reise.

„Du willst mich also in der That verlassen,“ begann er, in seinem Auge brannte ein verzehrendes Feuer, seine Stimme rasselte wie die zerbrochene Saite eines klangvollen Instruments.

Sie antwortete nicht.

„Jsabella!“ fuhr er fort, „es ist ja nicht möglich! Du kannst es nicht so weit treiben.“

„Täusche Dich nicht“, sprach sie mit eisiger Ruhe, „ich kann es, ich kann Alles, was ich für Recht halte.“

„Jst es kein Unrecht in Deinen Augen, keine Sünde, die Deine Religion verleitet, den Mann in den Tod zu treiben?‘ brach er endlich los, „denn ich werde sterben, wenn ich Dich verliere!“

„Besser Du stirbst“, gab sie ohne Erbarmen zurück, „als meine Seele muß den ewigen Tod erleiden.“

Benaja faßte eine Art Verzweiflung, er sah, wie der Fanatismus des Glaubens aus diesem sanften, weichen Geschöpfe eine steinerne Heilige gemacht hatte, wie dieses zärtliche Auge den strengen Blick des unerbittlichen Richters annahm, wie um diesen Mund, der zum Küssen geschaffen war, ein

Digitized by Google

giftiges Lächeln zuckte, sein Weib stand mit einem Male vor ihm, wie eine jener schönen Damen der Katharina von Medicis, zu deren Füßen die Märtyrer der Bartolomäusnacht starben, und er sah sich mit seinem ganzen Wissen und dem ehernen Schilde der Wahrheit ohnmächtig dem Irrthum und der Lüge, schwach wie ein Kind der Liebloſigkeit und dem Verrathe gegenüber. Mit jedem Augenblicke verlor er mehr und mehr die Herrſchaft über ſich ſelbſt. Die Marter, die er litt, übertraf jene der Ketzer, welche die Inquiſition im Namen des allgütigen Gottes mit eiſernen Ruthen ſtreichen ließ.

„Jſabella, ich werde Dich nicht gehen laſſen," rief er; es war das letzte Aufflackern ſeiner Kraft.

„Ich fürchte Dich nicht', entgegnete ſie, „ich bin auf Alles gefaßt." Jhre Oberlippe zog ſich verächtlich empor.

„Bin ich denn wirklich ein von Gott Verworfener in Deinen Augen?" fragte er zitternd.

„Du kennſt meine Bedingungen", ſprach ſie raſch; die Ausſicht, eine Seele der Verdammniß zu entreißen, feuerte ſie an; „leiſte den verlangten Widerruf, und ich bleibe bei Dir."

„Jſabella! Ich kann nicht!"

„Dann hindere mich nicht!"

„Rührt Dich meine Liebe, meine Treue nicht?"

Sie blickte ihm raſch in das Geſicht und kehrte ihm dann ſchnöde den Rücken.

Er ging zweimal durch das Zimmer, dann warf er ſich plötzlich vor ihr nieder und umfaßte ihre Kniee, genau ſo von Todesangſt geſchüttelt und ſo hoffnungslos, wie ein Verurtheilter auf dem Schaffot zu den Füßen ſeines Henkers liegt und fleht, und ein Henker kann ſein gebundenes Opfer nicht brutaler verlachen, als ſein frommes, glaubensſtarkes Weib ihn verlachte, als ſie mit dem geſättigten Blicke befriedigter Rache auf ihn niederſah und mit feſter Stimme ſprach: „Schwöre Deinen Jrrthum ab, leiſte den Widerruf, bedränge mein Gewiſſen nicht, und ich bleibe bei Dir."

Es war ein qualvoller, trauriger Kampf, den der Mann, zu den Füßen ſeines Weibes liegend, kämpfte, während ſie wie der Engel mit dem Schwerte vor ihm ſtand.

„Ich will —" murmelte er endlich — „ich werde widerrufen."

Er bedeckte ſein Geſicht mit den Händen und blieb ſo liegen, ein Zermalmter, ein Zertretener. Jſabella betrachtete ihn lange Zeit mit heiliger Befriedigung. „Gott ſei Lob und Dank", ſagte ſie endlich. Dann nahm ſie Hut und Mantel und ging fort.

Er fragte nicht, wohin ſie ging.

Elftes Kapitel.

Der Widerruf.

„Er aber zerriß die Seile."
Richter 16.

Am folgenden Tage ging Benaja den ſchweren Gang zur Aula, in der Hand den Widerruf, den ein Jeſuit geſchrieben und die Regierung ihm vorgelegt hatte; von Zeit zu Zeit blieb er ſtehen, ſah zum klaren Himmel empor und zu dem Licht der Sonne und ſchauderte wie einer, den man zum Tode

Digitized by Google

führt und der zum letzten Male den Glanz des Morgens sieht. Und wie es kam, er wußte es wohl selbst nicht, er vermied die engen Straßen, in denen die Menschen gleich Ameisen hin- und herzogen, und stand mit einem Male auf dem Sandberge, an demselben Orte, wo ihn die Wunder der Natur zuerst so tief berührt hatten, sein Blick schweifte über Berg und Thal, Wald und Wiese hin, er hörte das Rauschen der Bäche und den Gesang der Vögel. Alles dies war so einfach, so gewöhnlich, so arm vielleicht, aber es sprach zu ihm mit derselben mächtigen Stimme, die aus der Oede der Wüste, aus der Brandung des Meeres und den Abgründen des Gebirges zu den Menschen spricht, und er lauschte dieser Stimme lange mit gesenktem Haupte, wie ein Sünder, der in sich geht und Buße thut, und als er langsam hinabstieg zu der mit Qualen gefüllten Stadt, war er ein Anderer, und ein Lächeln, herb und männlich das Lächeln der Spartaner bei Thermophilä, das Lächeln der christlichen Märtyrer in der Arena, das Lächeln der Girondisten angesichts der Guillotine verklärte sein bleiches Antlitz.

Als er, wie Christus zwischen den beiden Schächern, mit dem Studiendirector und dem Professor Sedlatschek auf dem Katheder erschien, begannen die Studenten aller Fakultäten, mit denen der Hörsaal förmlich vollgestopft war, zu lärmen, zu pfeifen und mit den Stöcken zu klopfen. Benaja trat zwei Schritte vor, und stand zehn Minuten, den Widerruf in der Hand mit seinem herben, männlichen Lächeln, ruhig, fast sanft, dem Tumulte gegenüber.

Endlich trat Ruhe ein, nicht die Stille eines andächtig lauschenden Auditoriums, aber die Ruhe eines Gerichtsaales, in dem man bei allem Geräusch und Gemurmel doch zu Worte kommt. Die Studenten wollten ihren Lehrer anhören und dann erst richten.

„Meine Freunde," begann Benaja mit lauter, muthiger Stimme und leuchtendem Auge, „ich danke Ihnen, von ganzem Herzen danke ich Ihnen. Ihr Empfang, aus dem so viel wahre Liebe zu mir spricht, hat die letzten Zweifel in meiner Seele getilgt und meinen Geist vollends befreit, dieser Empfang, der eine Strafe für mich ist, ich habe ihn verdient. Ich gestehe es offen, ich habe einen Augenblick der Schwäche gehabt, aber würden Sie die Mittel kennen, die man angewendet hat, mich zu bekehren, und wenn nicht zu bekehren, so doch zu beugen, die Henker, die mit glühenden Zangen an meinem armen Herzen rissen, Sie würden mir vergeben. Ich bin hierhergekommen, um einen Widerruf zu leisten, aber ich kann die Wahrheit nicht verleugnen, ich kann es nicht!" — Mit diesen Worten zerriß er das Papier, das er in der Hand hielt, in Stücke und warf diese den Studenten vor die Füße.

Ein Sturm von Jubel und Beifall folgte dieser kühnen That. Der Director und Sedlatschek ergriffen Benaja bei den Armen und versuchten ihn von dem Katheder fortzuziehen, aber er schüttelte sie ab, wie Simson die Philister, und rief im Tone des Gebieters, der keinen Widerspruch duldet: „Sie werden mich sprechen lassen und diesen Saal nicht verlassen, ehe ich zu Ende bin." Die Studenten applaudirten. Einige von ihnen erstiegen rasch die Estrade und umgaben die drei Männer mit ihren Stöcken in der Hand gleich einer Ehrenwache. Der Director sank halb ohnmächtig auf einen Sessel, während Sedlatschek sich hinter die große Tafel flüchtete, die an der Wand stand.

„Meine Herren", fuhr Benaja fort, „hören Sie mich an wie einen Sterbenden, denn es ist das letzte Mal, daß ich zu Ihnen spreche. Sobald

Digitized by Google

das letzte Wort verklungen, sobald ich diesen Platz hier verlassen habe, bin ich dem Strafgerichte des Staates und der Kirche verfallen, und Sie müssen mich dann ansehen, wie einen Todten."

Und er begann die Wahrheit, die er verleugnen sollte, laut und feierlich zu bekennen. Noch nie hatte er seine Lehren so frei und kühn und so genial verkündet wie in dieser erhabenen Stunde, vor Hunderten begeisterter, junger Herzen, die Worte zuckten ihm wie Blitze von den Lippen.

„Meine Freunde", sagte er unter Anderem, „lassen Sie sich nicht niederdrücken durch mein Schicksal, und nicht irre machen durch den Sieg des Irrthums und der Lüge. Heute hat der Staat noch die Macht, den Geist und seine Werke zu unterdrücken und die Wahrheit durch Weihrauchwolken und, wenn es nöthig wäre, durch Pulverdampf zu verhüllen; aber deshalb siegt die Wahrheit doch, und die Werke des Geistes werden die Staaten und ihre Beherrscher überdauern; denn diese sind sterblich, jene aber ewig und unsterblich!

Erwarten Sie aber den Sieg der Wahrheit nicht zu früh. Jede Entwickelung nimmt eine gewisse Zeit in Anspruch. Im Leben der Menschheit sind nur Augenblicke, was uns als Jahrhunderte erscheint. Man sagt Ihnen freilich, daß die Welt in einer Woche erschaffen wurde, die Juden haben es zuerst gesagt, und die Christen nach ihnen; aber wir wissen es besser. Die Welt wurde nicht in einer Woche erschaffen und überhaupt entstanden nicht alle Pflanzen und Thiere und der Mensch zu gleicher Zeit. Alle Geschöpfe, die unsere Erde bewohnt haben oder noch bewohnen, bilden eine Stufenleiter, sie sind allmälig aus einander hervorgegangen, nicht aber zugleich und neben einander entstanden, denn die Natur ist immer und überall ein- und dieselbe, sie gehorcht bestimmten Gesetzen und macht keine Ausnahme. Dieselben Gesetze, welche heute für das Entstehen und die Entwickelung der Steine, Pflanzen und Thiere gelten, galten zu jeder Zeit. Die Natur schafft selbst und schafft immer fort, und indem wir dieses Schöpfungswerk ohne Ende belauschen, das sich unter Anderem in der Entstehung der Arten durch allmälige Umwandlung kundgiebt, kommen wir zur Erkenntniß, daß es keine plötzliche, spielende Schöpfung aus Nichts gab, sondern eine allmälige, mühsame, die Eines aus dem Andern entwickelte, und folglich auch keinen Schöpfer. Diese Welt, die wir bewohnen, hat nicht ein Merkmal freiwaltender Allmacht an sich, sondern zeigt sich in Allem als ein Product zwingender Noth, sie ist genau, so wie sie sein muß, um bestehen zu können; nicht aber, wie sie einem allweisen Plane zufolge sein sollte.

Alles in dieser Welt kämpft einen erbitterten Kampf um sein Leben, das seines Geschlechts. Der wachsende Crystall bedrängt seinen Nachbar, und Jener, den die Umstände begünstigen, wird dem andern eine schlechtere Lage aufdrängen und ihn in seinem Wachsthum hemmen, so daß er verkümmern muß. Die Pflanze, welche bei geringerer Temperatur früher keimt und schneller wächst, wird die später keimende, langsamer wachsende zu Boden drücken, während sie selbst sich die Sonne erobert; sie wird der zurückbleibenden den nährenden Boden und Luft und Wärme streitig machen. Die eine Pflanze wird mit ihrer tiefgehenden Wurzel, die andere mit ihren umstrickenden Ranken, eine dritte mit ihren Blättern kämpfen; dasselbe gilt auch von den Thieren und gilt auch von dem Menschen.

Denselben Naturgesetzen, wie der Mensch, gehorchen aber auch Völker

Digitized by Google

und Staaten. Auch diese müssen um ihr Leben kämpfen und zwar mit denselben Mitteln.

Die Welt ist im unaufhörlichen Kampfe. Jede Lebensform sucht die Materie für sich zu verzehren. Die Schwere sucht die Welt in einem Puncte zusammen zu drängen, während die Wärme sie in nichts zu verflüchtigen strebt. Eine Creatur zerstört die andere oder steckt mindestens ihrer Ausbreitung enge Grenzen. Genau so unerbittlich kämpfte der Mensch mit dem Menschen im Naturzustande, kämpften vor Kurzem noch Völker und Staaten gegen einander. Die Entwickelung der menschlichen Intelligenz hat sowohl dem Kampfe der Einzelnen unter einander, als dem Ringen der Nationen einen milden Charakter gegeben, denn dies ist die edelste Frucht der Intelligenz, daß sie neben den Naturtrieb der Selbsterhaltung und die daraus entspringenden zerstörenden Instinkte, welche den Menschen beherrschen, das Mitleid stellt und die Liebe, und durch die Erkenntniß der Noth des Daseins und der Qual aller Creaturen die Erlösung bringt. Im Leben aller Staaten tritt auf diese Weise allmälig an die Stelle des Patriotismus und des Nationalgefühles die Menschenliebe und das Weltbürgerthum. Die Grenzen verschwinden, die Sterne trennen nicht mehr, sondern verbinden Welttheile.

Und das ist das Ziel, meine theuren jungen Freunde, das Ihnen unabläßig vorschweben soll. Lassen Sie Ihre noch offenen empfänglichen Herzen von keinem Glauben, keinem nationalen Gefühl, keiner Art von Vaterlandsliebe beherrschen, denn das ist jederzeit nur Liebe, die ebensoviel Haß und Verachtung erzeugt; entwickeln Sie Ihre Bildung, Ihre Intelligenz unbekümmert um die traurigen armseligen Grenzen, welche der Staat Ihrem Wissen zu stecken sucht und Sie werden sich mehr und mehr nicht als Juden oder Christen, Polen, Russen oder Deutsche fühlen, sondern als Menschen, als Brüder, und jeder in seinem kleinen Kreise die großen Ziele der Menschheit erreichen helfen, die Freiheit, die Gleichheit und den Weltfrieden."

Ein Jubel ohne Ende folgte den letzten Worten Benaja's; aus einem Autodafé, bei dem der reuige Ketzer mit einer Narrenmütze auf dem Kopfe öffentlich verbrannt werden sollte, war ein Triumph geworden. Während der Director und Sedlatschek die Flucht ergriffen, hoben die Studenten Benaja auf ihre Schultern empor und trugen ihn aus dem Hörsaal bis in den Hof, um den sie jauchzend dreimal herumzogen. Als Benaja's Fuß wieder die Erde berührte, hörte man plötzlich den Ruf: „Nach Wieniki!"*)

Er wurde von vielen hundert Stimmen wiederholt und sofort ordneten sich die Studenten in Reihen und zogen dann, ihren geliebten Lehrer an der Spitze, in größter Ordnung, ohne die geringste Ausschreitung zu begehen, ohne ein Lied zu singen oder nur einen Ruf auszustoßen, durch die Stadt nach Wieniki, wo sie in dem großen Saale des Wolfschen Wirthshauses Reden hielten, Toaste ausbrachten und Studentenlieder sangen.

Die Regierung zeigte sich auch diesem Ereigniß gegenüber rathlos, die Polizei ließ sich nicht blicken, weder in der Aula, noch in Wieniki, sie ließ Benaja ruhig seine destruktiven Tendenzen entwickeln und die Studenten lärmen und singen, wie es ihnen nur beliebte. Dagegen wurde das Militair

*) Ein schön gelegenes Dorf, eine Stunde von Lemberg, im Sommer ein Lieblingsziel aller Landpartien.

Digitized by Google

in den Casernen consignirt, und in dem Cabinet des Präsidenten waren die Chefs der Behörden versammelt, um die Sachlage zu erwägen und die nöthigen Maßnahmen zu besprechen. Sie hätten lange erwogen und wären zu keinem Resultate gekommen, wenn ihnen nicht der Himmel zu rechter Zeit den Pater Joseph Baranowski gesendet hätte. Dieser bot dem Präsidenten in der uneigennützigsten Weise seine Dienste an.

„Wer zweifelt daran", sagte der große Mann, indem er ihn unter dem Arme nahm und bei Seite in eine Fensternische führte, „daß wir die Macht haben, dem Skandel rasch ein Ende zu machen, aber wir haben auch die Folgen zu bedenken. Sie wissen, Hochwürden, wie das Ausland auf jedes Symptom der Unzufriedenheit in unserem Staate begierig lauert; ein gewaltsames und öffentliches Auftreten gegen diesen getauften Juden wäre gefährlich, nicht nur, weil es zu Demonstrationen der Studenten führen könnte, die ein bewaffnetes Einschreiten unerläßlich machen würden, sondern vorzüglich, weil sich alle ausländischen Zeitungen zu unserem Nachtheile des Falles bemächtigen würden."

„Gewiß, Excellenz", erwiederte der Jesuit, „und wie in jedem Falle hat auch in diesem Ihre staatsmännische Weisheit das Richtige getroffen, aber deshalb muß dieser Atheist, dieser Feind der Gesellschaft, dieser Demagog doch unschädlich gemacht werden und dies kann auf die beste Weise dadurch geschehen, daß man ihn durch Aerzte, auf die man zählen kann, für irrsinnig erklären und in den Narrenthurm sperren läßt. Es ist dies zu gleicher Zeit ein unbezahlbares Mittel, die von ihm verbreiteten Ideen in Mißkredit zu bringen; denn sobald es heißt: Benaja ist ein Narr, fällt auch das ganze Gebäude seiner gefährlichen Reden wie ein Kartenhaus zusammen."

Der Präsident hörte schweigend zu und überlegte auch dann noch einige Zeit, ehe er antwortete. „Das beste Mittel ohne Zweifel", sagte er endlich; „sobald wir es anwenden, macht es dieselbe üble Wirkung, wie wenn wir ihn einfach einsperren, ja vielleicht eine noch viel nachtheiligere."

„Wie aber", fiel der Jesuit ein, „wenn seine eigene Frau die Hand dazu bietet —"

„Dann freilich", sagte der Präsident rasch, indem er die Hand Baranowki's ergriff, „dann wären wir aller Sorge und aller Verantwortung enthoben, wenn Sie dies bewirken könnten —"

„Ich werde es bewirken," flüsterte der Jesuit, „verlassen sich Excellenz nur ganz auf mich."

* * *

Als Benaja von Wieniki zurückkehrte, fand er zu seiner Ueberraschung Jsabella zu Hause. Sie saß im Empfangszimmer auf dem Sopha, bleich und verweint, und betrachtete den Eintretenden mit einem Gemisch von Mitleid und Furcht.

„Du bist noch da?" begann er.

„Wo soll ich sein?" erwiederte sie zaghaft.

„Du wolltest von mir fortgehen, wenn ich nicht den Widerruf leiste, und ich habe ihn nicht geleistet."

„Ich weiß es."

„Und Du bleibst bei mir?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Du liebst mich also noch!" rief Benaja aus und schon lag er zu ihren

Digitized by Google

Füßen und hielt sie umschlungen und bedeckte ihr Antlitz mit glühenden Küssen. Sie suchte ihn abzuwehren mit jener hinsterbenden Mattigkeit eines Mädchens, das seinem Verführer nur noch Widerstand leistet, um der Sitte zu genügen, und doch waren es ganz andere Empfindungen, welche sie bewegten und leiteten.

„Sage mir, daß Du mich liebst", flehte ihr Mann, der in einer seltsamen Verblendung die süßen Tage des Honigmondes zurückkehren sah.

„Nein, Pius, ich kann nicht lügen."

„Du liebst mich nicht?"

„Ich liebe nur Gott allein!"

Er starrte sie an; wenn sie vor ihm zu Stein geworden wäre, er hätte sie nicht erstaunter ansehen können. In diesem Augenblicke ging die Thür, sie schrak zusammen, machte sich von ihrem Manne los und flüchtete in ein Fenster.

Benaja erhob sich und wollte ihr folgen, da trat Doctor Popper herein und mit ihm der Jesuit; die Beiden hatten in einem Wagen in der Nähe gewartet, während ein von ihnen aufgestellter Spion das Haus bewacht hatte. Popper's gemeines Gesicht war durch ein häßliches Lächeln verzerrt, während Pater Baranowski den Blick zu Boden schlug; ihm fehlte nur der Lilienstengel zum heiligen Aloisius.

„Wie können Sie sich unterstehen, mein Haus zu betreten", rief ihm Benaja entgegen.

„Mit Erlaubniß Ihrer Frau Gemalin", gab Popper von oben herab zur Antwort, „welche von mir ein Urtheil über Ihren Zustand wünscht. Sie sind krank."

„Was soll das? Ich bin vollkommen gesund."

„Das habe ich zu beurtheilen —"

„Ich habe Sie nicht gerufen und habe überhaupt kein Vertrauen zu Ihnen."

„Die Gnädige hat aber Vertrauen zu mir", sagte Popper, sich Benaja nähernd und ihn scharf in's Auge fassend. „Sie sind krank, das unterliegt keinem Zweifel."

„Sie können Recht haben", spottete Benaja, „denn es ist anzunehmen, daß ich ein Gehirn habe, das größer ist, als es nöthig wäre, um mich und meine Kinder im Kampf des Lebens zu erhalten. Ein solches Gehirn ist eine Abnormität und rächt sich an dem, der es besitzt; es eröffnet ihm eine Gedankenwelt, die andern verschlossen ist, es verleiht ihm ein Auge, mit dem er den Dingen gleichsam bis an die Wurzel sieht, es stempelt ihn vielleicht zum Entdecker, zum Genie, aber es krönt ihn zugleich mit Dornen und läßt ihn Qualen leiden, mit denen Bevorzugte verschont bleiben. In diesem Sinne bin ich ein Kranker und Sie ein Gesunder, ja ein Beneidenswerther, denn Ihr Gehirn macht sich gewiß wenig fühlbar."

„Meine Gnädige", wendete sich Popper an Isabella, „entscheiden Sie selbst, „spricht so ein vernünftiger Mensch?"

„Ich glaube selbst", sagte Isabella, die andern Worte erstarben ihr auf den Lippen, während ihr Blick bei dem Jesuiten Hülfe suchte.

„Daß er krank ist", fiel Popper ein. „Gewiß ist er das, sein Geist ist zerstört."

„Mein Geist?" schrie Benaja auf. „Das ist denn doch zu viel. Ich werde Ihnen gleich beweisen, wie sehr ich bei Vernunft bin." Er eilte in

Digitized by Google

sein Zimmer, in der Absicht, die Pistolen, die er über seinem Bette hängen hatte, von der Wand zu reißen und die unverschämten Gäste mit denselben die Treppe hinabzujagen.

„Hier heißt es rasch handeln, meine Gnädige", sagte Popper mit seinem brutalen Tone, der keinen Widerspruch zuläßt.

„So handeln Sie, wie Sie glauben", murmelte Isabella, während der Jesuit auf Popper's Wink die Thüre öffnete, welche in das Vorzimmer führte.

„Haben Sie die Waffen entfernt?" fragte Popper. Isabella nickte.

Schon kehrte Benaja außer sich vor Empörung zurück. „Wo sind meine Pistolen?" rief er, „wo ist mein Degenstock? Ich sehe, das ist ein abgekartetes Spiel —"

Die Wärter der Irrenanstalt, welche draußen gewartet, traten ein.

„Kommen Sie", sagte Popper, Benaja's Arm fassend, „Sie müssen mit mir gehen."

„Glauben Sie?" rief der Verrathene, stieß ihn zurück, öffnete ein Fenster und schrie um Hülfe. Ein Auflauf entstand.

„Wir müssen ihn mit Gewalt fortbringen", sagte Popper zu Isabella.

„In Gottes Namen denn", hauchte sie.

Dem Befehl des Irrenarztes gehorchend, warfen sich die Wärter auf Benaja. Ein wüthendes, widerliches Ringen begann, zuletzt unterlag der, welcher unterliegen mußte und wurde, vor Wuth bebend, in die Zwangsjacke gesteckt. Als er sich wehrlos in der Gewalt seiner Feinde sah, warf er seinem frommen sanften Weibe einen Blick zu, der es bis in das Innerste erschauern machte. „So also", sagte er, „das ist Deine Gottesfurcht, Du sperrst Deinen Mann in das Narrenhaus, damit Du Dich mit Deinem Liebhaber ungestörter unterhalten kannst. Aber Gott wird Dich strafen, Ehebrecherin, obwohl Dein Kavalier das Kleid des Priesters trägt! Schändlich! schändlich! Ist denn so etwas möglich?"

Er weinte wie ein Kind, während sie ihn fortführten. Isabella rang die Hände, kniete mitten im Zimmer nieder und schwur zu Gott, sie sei unschuldig.

Der Jesuit hatte richtig gerechnet. Die Wegführung Benaja's in das Irrenhaus rief einige Aufregung in der Aula hervor. Dies war aber auch Alles. Die Regierung ließ ein Dutzend Studenten durch die Polizei verhaften, einige zum Militair assortiren und die Uebrigen mit Arrest bestrafen, damit war die Ruhe wiederhergestellt und der unglückliche Gelehrte so gut wie vergessen.

Sogar seine Frau vergaß ihn.

Erst nach einem Jahre erinnerte sie sich seiner und kam zu dem Director des Irrenhauses, um Erkundigungen einzuziehen.

Popper küßte ihr zärtlich die Hand und führte sie zum Sopha.

„Haben Sie doch Hoffnung, meinen Mann zu heilen?" fragte Isabella schüchtern.

„Illusionen zu nähren ist nicht meine Sache", sagte Popper. „Ihr Mann ist jetzt ruhig, aber geheilt wird er niemals werden."

„Er ist also wirklich geisteskrank?"

„Als Sie so gütig waren, ihn mir zu übergeben", sagte Popper, „litt er vor Allem an Größenwahn. Es war also meine Aufgabe, ihm seine Nichtigkeit zu beweisen, ihn zu demüthigen, außerdem war er mit der fixen

Digitized by Google

Idee behaftet, daß Sie, meine Gnädige, — es ist zu komisch — daß Sie mit dem Pater Baranowski etwas haben, Sie verstehen mich, und ihn nur deswegen in das Narrenhaus gesteckt haben —"

Isabella wurde blutroth, sie fühlte es und zog rasch den Schleier über das Gesicht.

„Wenn diese Idee über ihn kam und er sich gefangen sah, begann er förmlich zu toben", fuhr Popper fort.

„Und jetzt ist er ruhig?"

„Ja, aber es hat Mühe genug gekostet", entgegnete Popper lächelnd; „übrigens habe ich eine ebenso einfache als drastische Methode bei Tobsüchtigen."

„Und diese ist?"

„Die Zwangsjacke, kaltes Wasser, wenig zu essen und endlich Schläge."

„Mein Gott, und wenn er noch mehr rast?" seufzte die sanfte Frau mit dem Madonnenantlitz.

„Dann mehr kaltes Wasser, noch weniger zu essen und noch mehr Schläge."

„Und er ist also wirklich wahnsinnig?" fragte Isabella furchtsam.

„So ist es."

„Dann haben wir ihn dazu gemacht", murmelte sie und starrte in die leere Luft.

Popper schien ihre letzten Worte überhört zu haben. „Wie prächtig Sie aber aussehen, meine Gnädige", rief er, sie mit Wohlgefallen betrachtend, „Sie werden stark und immer schöner." Er führte ihre Hand wiederholt an die Lippen. „Ich beneide denjenigen, der so glücklich ist, Sie trösten zu dürfen. Wenn man so Alles bedenkt, könnte man Lust bekommen, Jesuit zu werden."

Isabella gab ihm einen Schlag mit dem Sonnenschirm und lächelte.

Ihr Mann war wieder vergessen.

Zwölftes Kapitel.

Die Schatten fliehen.

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten."

Lenau.

Es war im März des Jahres 1848. Die ältesten Leute erinnerten sich nicht eines Frühlings, der so zeitlich und mit so viel Sonnenschein und Duft und Vogelsang über das von Schnee befreite Land gekommen wäre wie dieser. Es wehte damals die Herzen der Menschen und die Herzen der Völker eine seltsame Frühlingsluft an. Tausende erhoben sich an einem Tage und zogen ohne Waffen den Bajonetten und Kanonen der Herrscher von Gottes Gnaden entgegen. Dechargen wurden gegeben und streckten Greise und Frauen nieder und sie alle starben, ein Frühlingslächeln auf den Lippen. Hier entwaffneten Wehrlose die Soldaten, dort nahm das Volk den Kampf mit den Legionen auf und besiegte sie in blutiger Straßenschlacht, Menschen verschiedenen Glaubens, verschiedenen Stammes kämpften neben einander für die Freiheit, Minister flohen in das Ausland, die Jesuiten

Digitized by Google

wurden vertrieben, die Werkzeuge der geheimen Polizei verschwanden unter der Erde, Maulwürfen gleich, die Kerker ließen die kettenbeladenen Märtyrer der Menschenrechte frei, die Monarchen gaben alle verlangten Freiheiten und verhießen Konstitutionen, die Zeughäuser öffneten sich und die Studenten, die Bürger holten sich Waffen aus denselben.

In Lemberg fand, als die Nachrichten von Wien und den Vorgängen der drei Märztage eintrafen, eine Art unblutiger Revolution statt. Auch hier dachte zuerst niemand an seine Art Nation, seinen Stand; brüderlich zogen Studenten und Edelleute, Juden und Christen, Polen, Kleinrussen und Deutsche durch die Straßen. Alles trug weiße Kokarden. Freiheitslieder ertönten. Die gefangenen Polen kehrten in Postwagen aus den Festungen zurück. Der Gouverneur selbst vertheilte in der Aula Waffen an die Studenten. In allen Läden sah man Karikaturen ausgestellt.

Ein Volkshaufen zog nach dem Kloster der Jesuiten und warf Steine in die Fenster. Unter dem Schutze bewaffneter Studenten flohen die verhaßten Jünger Loyola's, unter ihnen auch Pater Baranowski, über die Grenze.

Und mitten in dem Jubel, in der schönen Brüderlichkeit dieser unvergeßlichen Tage, wo man sich auch des letzten und niedersten Unglücklichen erinnerte, war plötzlich in der Aula der Name Benaja's auf allen Lippen. Hunderte von Studenten, Fahnen, Trommeln und Fackeln voran, zogen fort, trotz der späten Abendstunde, zu dem Irrenhause, ihren geliebten Lehrer zu befreien. Als Doctor Popper ihnen den Einlaß verweigerte, drohten sie, das Gebäude zu stürmen, und als das Thor endlich geöffnet wurde, ergriffen sie ihn und begannen ihn mit den flachen Klingen zu bearbeiten. Sie hätten ihn vielleicht getödtet, wenn nicht plötzlich Benaja von einem Wärter geführt erschienen wäre.

Lauter Jubel begrüßte den Befreiten; als aber die Studenten sahen, was sie bisher nicht hatten glauben wollen, daß jahrelange Mißhandlung diesen starken hellen Geist für immer umflort hatte, da wich die laute Freude einer stummen Ehrfurcht vor dem Martyrium so grauenhaften Schicksals und Alles entblößte die Häupter, um den theuren Verlornen zu begrüßen, und Thränen flossen wie um einen Todten.

Benaja aber besann sich mehr und mehr, er sah die Fahnen, er sah die Waffen in den Händen der Studenten und warf sich plötzlich an die Brust eines seiner Schüler, den er erkannte und beim Namen rief und begann laut zu weinen. Es war eine herzzerreißende Scene, die jungen Leute umringten ihn, einzelne knieten vor ihm nieder und schwuren Rache, andere küßten seine Hände, seine Kleider. Er wehrte sie fast ab und sprach endlich: „Was ist geschehen, erzählet mir, meine Freunde, ich war lange fort aus der Welt, Gott hat mich eingeladen, zu ihm in seinen Himmel zu kommen, wie Moses, als er ihm die Thora gab, und hat mich lesen lassen in dem heiligen Buche, in dem alle Geheimnisse der Schöpfung verzeichnet sind."

Man gab ihm Antwort, man erzählte ihm von der Pariser Februarrevolution, von den Märztagen in Wien und Berlin, und er verstand so viel, daß die Ketten gesprengt waren, welche die Menschen zur Sklaverei verdammt hatten, daß die Finsterniß dem Lichte gewichen war.

„Sprich zu uns", riefen auf einmal hundert Stimmen.

„Sprich zu uns, wie an jenem Tage in der Aula, wo Du Abschied von uns nahmest", fügte ein Einzelner hinzu.

Digitized by Google

Benaja schüttelte den Kopf. „Jetzt ist nicht Zeit zu lehren", sagte er, „sondern zu kämpfen."

Er ergriff eine Fahne und stellte sich an die Spitze der Studenten; so zogen sie unter Trommelwirbel durch die Stadt und in die Aula.

Alle Versuche, Benaja die volle Klarheit des Geistes zurück zu geben, scheiterten. Er ließ geduldig Alles mit sich machen, er betrat von Studenten geführt, das Katheder, er ließ sich von ihnen in die Kada naiodowa*) führen und benahm sich mit einer stillen sanften Würde, aber es war nicht möglich, ihm andere Worte zu entlocken, als jene, die er stets wiederholte: „Jetzt ist nicht Zeit zu lehren, sondern zu kämpfen."

Ebenso wenig war er zu bewegen, die Aula zu verlassen. Er schlief in der Wachtstube der Studenten, aß, was man ihm brachte, und seine höchste Freude schien, vor dem Thore der Universität, die Conföderatka**) auf dem Kopfe, ein altes Steinschloßgewehr im Arme, Wache zu stehen.

So geschah es eines Abends, daß ihm eine schwarzgekleidete, tiefverschleierte Frau nahte und seinen Namen nannte. Er legte den Finger auf den Mund, um ihr anzudeuten, daß man auf Posten nicht sprechen dürfe. Sie begann zu schluchzen und warf sich vor ihm nieder. Ein Auflauf entstand. Sie kehrte sich nicht daran. „Pius", rief sie, „erkennst Du mich nicht? Ich bin es, Deine Frau, Deine unselige, von Gott verlassene Frau!"

Sie hätte richtiger sagen müssen: „Deine von den Jesuiten verlassene Frau"; denn von dem Tage an, wo Pater Baranowski geflohen war, wo seine Beredsamkeit fehlte, um ihre Gewissensbisse, ihre religiösen Zweifel zu besänftigen, wo seine schönen Lippen nicht mehr die Seelenangst von den ihren küssen konnte, war sie mehr und mehr zur Besinnung gekommen und Reue, Selbstanklage und Verzweiflung fielen sie wie ein Rudel Wölfe an.

„Wer bist Du?" fragte endlich Benaja.

„Isabella, Deine Frau, die von ganzem Herzen bereut."

„Bete", sagte er nach einer Pause, „bete für Dich, ich brauche Deiner Gebete nicht; ich war lange, sehr lange Zeit bei Gott im Himmel und habe gelesen in dem geheimnißvollen Buche!"

„Was hast Du gelesen?" fragte sie schaudernd.

„Nichts, nichts, was für Menschen gut zu wissen ist", sagte er; „je weniger man weiß, um so besser. Jetzt ist es nicht Zeit zu lehren, sondern zu kämpfen."

Und er begann wieder mit dem alten Gewehr im Arme auf und ab zu gehen.

Mitleidige Menschen brachten seine Frau nach Hause.

* * *

Monate waren seit diesem Auftritt vergangen, da sahen die Spaziergänger auf dem Lemberger Wall eines Tages bei hellem Sonnenlicht ein Weib mitten auf der Straße sich auf den Knieen fortbewegen; sie achtete nicht der Wagen, welche daher kamen, sie achtete nicht der Steine, welche ihre Kniee blutig rissen, ihre eleganten Kleider schleiften ihr in Fetzen nach, sie achtete es nicht, sie blickte starr vor sich hin und betete mit angstvollem Eifer den Rosenkranz.

*) Nationalrath der Polen im Jahre 1848.
**) Viereckige Revolutionsmütze der Polen.

Digitized by Google

Dieses Weib war Isabella, das Weib Benaja's. Von Reue gefoltert, an dem Heil ihrer Seele verzweifelnd, hatte sie das unerhörte Gelübde gethan, von Lemberg bis nach Czenstochau zu dem wunderthätigen Muttergottesbilde auf ihren Knieen hinzurutschen. Von Lemberg bis nach Czenstochau war es damals eine ermüdende Fahrt mit dem Postwagen, eine Fußreise, welche eiserne Muskeln erforderte, diesen Weg aber auf den Knieen zurückzulegen, hieß von der Erde bis zum Mond gehen, hieß viele Wochen auf der Folter liegen; aber die Schwäche eines Weibes ist mehr als eines Dinges fähig, dem die Kraft des Mannes nicht gewachsen ist. Die zarte Frau ertrug geduldig und ohne daß ihre kindlichen Glieder den Dienst versagten, die namenlosen Schmerzen, den Schmerz der offenen Wunden auf ihren Knieen, die Sonne, die auf ihren Scheitel niederbrannte, den Regen, der sie durchnäßte, Ermüdung, Durst, die Blicke der Menschen, die Demüthigung sonder Gleichen. Sie kam auf ihren wunden Knieen bis Czenstochau, sie glitt auf denselben die Stufen empor und betete drei Tage und drei Nächte, ohne Speise oder Trank zu sich zu nehmen, zur Mutter Gottes und kehrte auf dieselbe Weise auf ihren wunden Knieen nach Lemberg zurück.

Die Spaziergänger auf dem Wall erkannten sie, ein mitleidiges Flüstern ging von Mund zu Mund, sie achtete es ebenso wenig, wie den Pöbel, der ihr folgte. Sie kam, den Rosenkranz betend, bis zu ihrem Hause, hier versuchte sie aufzustehen, aber sie war es nicht im Stande, sie sank auf die Kniee zurück und blieb so liegen.

Da marschirte mit klingendem Spiele und wehender Tricolore die Studentenlegion vom Exercierfelde herein, mit Staub bedeckt, die viereckigen Mützen mit Eichenlaub geschmückt. Ein Legionair trat aus dem Gliede und hob sie auf, sie lächelte selig — es war ihr Mann.

Es war das letzte Mal, daß die polnische Fahne feierlich in den Straßen von Lemberg wehte, kurze Zeit darnach fand jener Soldatenexceß statt, welcher zuerst zum Barrikadenbau und einem kurzen Straßenkampfe, dann zum Bombardement der galizischen Hauptstadt führte, Raketen wurden vom Sandberge aus in dieselbe geschleudert. Unter den Gebäuden, welche zuerst in Brand geriethen, befand sich die Universität. Während die Kugeln pfiffen und aus den Fenstern der Bibliothek halbverbrannte Bücher flogen, stand Benaja mitten in der Straße und rief mit der muthwilligen Freude eines Kindes: „Verbrennt nur alle Bücher, verbrennt sie, wir haben das große Buch der Natur, das Gott uns geschenkt hat, alle andern sind nichts werth, verbrennt sie!"

Die brennende Stadt kapitulirte. Ein Theil der Studenten, unter ihnen auch Benaja — floh mit den polnischen Emigranten nach Ungarn; sie bildeten dort die polnische Legion, welche sich unter Wysocky auf allen Schlachtfeldern des ungarischen Insurrektionskrieges hervorthat und sich Lorbeeren holte, die jenen, welche die polnischen Legionen unter Napoleon in Italien, Spanien, Rußland und bei Leipzig erlangten, in Nichts nachstanden.

In der Schlacht bei Temesvar, der letzten, welche die ungarische Revolutionsarmee lieferte, sprengte ein galizisches Ulanenregiment zur Attaque gegen feindliche Infanteriekolonnen an, welche rasch, wie auf dem Exerzierplatze, Carrés bildeten. Aus einem derselben tönte den kaiserlichen Reitern hundertstimmig die polnische Marseillaise entgegen.

Digitized by Google

„Noch iſt Polen nicht verloren,
In uns lebt ſein Glück.
Was Gewalt uns abgenommen,
Bringt Tapferkeit zurück."

Bei dem Klang der Mutterſprache und der wohlbekannten nationalen Melodie ſtutzen die Ulanen, die Pferde fallen in Schritt, das ganze Regiment ſteht regungslos, wie eine Statue. Da ſprengt der Oberſt vor: „Denkt, Freunde, an den Eid, den wir dem Kaiſer geſchworen haben!" Von neuem ſchmettern die Trompeten, ſenken ſich die Lanzen und die Ulanen ſtürzen auf die feindlichen Carrés. Noch einmal ertönt das Lied, dann eine Decharge, eine Zweite, ein Hurrah, die Honveds ſind niedergeritten, das polniſche Bataillon iſt zerſprengt.

Unter den Gefallenen iſt auch Benaja.

Die Lanze eines Ulanen hat vollbracht, was kein Menſchengeiſt vermag, ſie hat den Schleier der Iſis gelüftet, den heiligen Durſt nach Wahrheit gelöſcht in dieſes Armen, Redlichen Seele. So erzählen die Polen, die dem Blutbad entrannen und in einer beſſeren, freieren Zeit in ihre Heimat zurück kehren durften.

Andere behaupten, ihn bei Lemberg geſehen zu haben. Gewiß iſt es, daß ein Mann in chriſtlichen Kleidern, aber mit zwei kleinen Löckchen zu beiden Seiten der Stirne und eine Jamurka*) auf dem Kopfe, in der Umgegend herumirrt. Er ſucht unermüdlich Verſteinerungen, Mineralien, Pflanzen und Käfer. Die Bauern, die in den Steinbrüchen arbeiten, kennen ihn und ſein ſtilles ſanftes Weſen, ſie heben ihm Muſcheln und andere Dinge auf, die ſie finden, und ſehen ihm gerne zu, wenn er ſelig lächelnd wie ein Kind damit ſpielt.

Fragt ihn aber Jemand, der ihn raſtlos ſuchend durch den Wald oder die Haide ſtreichen ſieht, ob er Etwas verloren habe, ſo ſieht er ihn erſtarrt an und antwortet leiſe und heimlich: „Ich ſuche Gott und kann ihn nicht finden."

Herr Julius Cäſar Sedlatſchek iſt längſt Hofrath geworden und beſitzt mehrere hohe Orden.

Seine Freunde wundern ſich, daß er noch nicht Unterrichtsminiſter iſt.

---

*) Jüdiſches Käppchen.

Digitized by Google

Alphonse Daudet.

Von **Paul Simon.**

(Mit dem Portrait des Dichters.)

Noch wirken die Ereignisse des gewaltigsten aller modernen Kriege zu unmittelbar auf unser Urtheil ein, als daß wir uns seiner Einflüsse auf die Culturelemente allseitig bewußt werden könnten; das Eine aber scheint heute schon gewiß: für die französische Literatur ward des Landes Unglück die Veranlassung zu einer tiefen Einkehr.

Nur vergesse man nicht jener Antwort Renans, da Mommsen im Jahre 1876 die Anklage erhob einer entsittlichenden Wirkung der französischen Komödien auf die deutsche Bühne, auf das Volksbewußtsein ringsum, wo französische Grazie und Unsitte als tonangebend gegolten. Ihn wundere, wie ein Gelehrter von der Bedeutung des Verfassers der römischen Geschichte den Boulevardtheatern und ihren Eintagserscheinungen eine Beachtung schenken könne, die keinem ernsthaft Denkenden in Paris irgend verständlich sei. Auch heute noch kann Niemand der Meinung sein, als sei die Pariser Gesellschaft so gründlich umgewandelt, daß die Possen eines Gondinet, Halevy, Hennequin, Meilhac, Najac, die Romane eines Arsène Houssaye, Ernest Feydeau, Comtesse Dash, Adolphe Belot, Emile Zola kein Publikum mehr fänden; der tägliche Augenschein lehrt eben das Gegentheil. Wohl aber läßt sich behaupten, daß die echte Kunst in Frankreich einen in dem letztvergangenen Jahrzehnt ungeahnten Gehalt und in ihren vorzüglichsten Vertretern neue dichterische Kraft gewonnen habe.

Vor Allem sind es zwei Persönlichkeiten, die hoch aus dem Alltagstreiben des Literaturmarktes in die reine Sphäre künstlerischen Schauens und Schaffens hinausragen: Henri de Bornier und Alphonse Daudet.

Der eine, von altfranzösischem Adel, der in Form und Inhalt den klassischen Ueberlieferungen des Siècle Louis XIV. huldigt, der den Alexandriner, jene uns so fremden Versklänge, mit Wohllaut und hoheitlicher Größe neu beseelte, der den ritterlichen Gestalten des alten Frankenreichs Blut und Leben lieh, dessen Tragödie La fille de Roland am 15. Februar 1875 im Theater Français rauschenden Beifall errang, steht unserem Empfinden ferner. Mit diesem Antheil mögen wir die Energie bewundern, welche einer ganzen Generation jeglichen Anspruch auf Glück und Größe versagt, weil sie die alleinige Pflicht habe, die den Vätern entschwundene Liebe zum Heimatlande in ernster Entsagung und scheuer Ehrfurcht vor der Größe der Vergangenheit in den Kindern und Enkeln neu zu stählen. Aber es bleibt in diesen mittelalterlichen Bildern ein zu eng nationales Etwas, sei es nun die stete Furcht vor einem Vaterlandsverrath, sei es das uns maßvergessen scheinende Selbstgefühl des französischen Chauvinismus, was uns immer nur fremd wie aus einer Ferne anmuthet.

Digitized by Google

Der andere, dessen bedeutendste Schöpfung am 11. November 1875 in öffentlicher Sitzung von der französischen Akademie mit dem neu gestifteten Jouy-Preise gekrönt wurde — jener Roman, Fromont jeune et Risler aîné, der heute einen Weltruf besitzt — hat auch bei uns allseitige Theilnahme gefunden. Seine Werke sind im Original und in Uebersetzungen in Deutschland so verbreitet, daß eine Skizze seines Entwickelungsganges, eine Schilderung seiner literarischen Persönlichkeit nicht ohne Interesse sein wird.

Alphonse Daudet ist am 13. Mai 1840 als der Sohn eines begüterten Seidenfabrikanten zu Nismes geboren. Er selbst hat die Geschichte seiner Jugend in poetischer Verklärung und wohl nicht ohne mannigfache Umbildungen in seinem ersten Roman Le petit Chose erzählt. Seine Geburtsstadt — so beginnt er — habe wie alle Städte des südlichen Frankreichs viel Sonnenschein gehabt, nicht wenig Staub, ein Karmeliterkloster und zwei oder drei römische Denkmäler. Es ist, als ob jedes dieser Dinge unwillkürlich eine Art von symbolischer Bedeutung für sein ganzes Leben gehabt hätte. Mannigfache Anzeichen in seinen Werken deuten auf einen tiefinnern Kampf um religiöse Fragen, während er an den Zeichen einer politischen Vergangenheit stets so gleichgültig vorbeigegangen zu sein scheint, wie an den „zwei oder drei", nebenbei weitberühmten römischen Denkmälern seiner Vaterstadt. Der Sonnenschein, der in seinen Jugendtagen ihm leuchtete, ist trotz allen Ungemachs und aller harten Lebenserfahrungen, deren keine den Menschen vom Schicksal beschiedene ihm erspart blieb, nimmer aus seiner Seele gewichen. Will er später erklären, warum der Communard Vallès in seiner Literatenzeit nicht müde ward Schauergeschichten zu schreiben, so erinnert er an „das bittere Lachen, den galligen Blick des Menschen, dem in der Jugend das Glück nicht gelächelt hat, der der Menschheit zürnt, weil er als kleiner Knabe lächerliche, aus den Röcken des Vaters geschnittene Kleider getragen". Ihm blieb die Erinnerung an die gleichsam winterlose Schönheit der Provence; in Tarascon, Beaucaire, Avignon weilte seine dichterische Phantasie am liebsten.

Und früh mußte diese ihm und seinem älteren Bruder Erneste ihre freundliche Macht bewähren, Herbes und Unerträgliches vergessen zu machen. Kaum neun Jahre zählte Alphonse, als die Familie Daudet von der mächtigen Fabrik, dem reizenden Wohnhause, den schattigen Platanen, dem großen Garten in Nismes Abschied nehmen mußte. Unglück auf Unglück hatte den Fabrikherrn heimgesucht, bis die Revolution von 1848 ihn vollends zu Grunde richtete und ihn zwang, in Lyon um eine neue Existenz zu ringen. Es war der Beginn einer langen Leidenszeit. Der Unstern des Hauses war nicht mehr zu bannen, nach acht ferneren Jahren unabläßig aufreibendster Thätigkeit drohte auf's Neue der Konkurs. Der Vater wurde Commis Voyageur, Erneste ging nach Paris, Alphonse mußte seine Studien unterbrechen und die Stelle eines Klassenaufsehers an einem Gymnasium in Sarlande annehmen. Wer kündet, wie hier jener Roman dem Leben entlehnte? Waren wirklich dem bedauernswerthen, verspotteten Pion die Kleinen eine Freude, die großen Schüler eine stete Quelle der Qual? Erlebte er hier sein erstes Liebesleid? Feierte er hier an Schulfesttagen seine ersten poetischen Triumphe? Fand er hier wirklich einen milden, väterlich vorsorgenden Beschützer, einen Abbé Géron, der ihn die drei Heilmittel gegen alles irdische Drangsal Arbeit: Gebet und die Pfeife schätzen lehrte? Genug, endlich beschied ihn sein Bruder Erneste nach Paris; es mag dahingestellt bleiben,

Digitized by Google

ob er wirklich auf Schuhen aus Kautschuk in das Eldorado seiner Zukunft einwanderte.

Nun bewohnen die Beiden ein Dachstübchen im sechsten Stock eines Hauses am Kirchplatz Saint Germain-des-Près, just in der Höhe der Uhr am alten Glockenthurm. Das Läuten des Angelus, welches täglich zu Alphonse hinüberdröhnt, spielt in seinen Romanen später eine große Rolle. Trotz aller zärtlichen Fürsorge seines Bruders aber hat der Romancier jede Sorge eines Anfängers durchleben müssen, hat viel gelitten von Hunger und Frost, bis der erste Band seiner Werke Gönner und Freunde fand. Doch wird den Parisern allgemein eine größere Spürkraft für junge Talente nachgerühmt, als den tonangebenden Kennern diesseits des Rheins. Nicht allzulange lagerten die Gedichte des Siebzehnjährigen unbeachtet bei dem Verleger; Tardieu de Saint Germain hieß der Erle, er wohnte Rue de Tournon. Das Büchlein drang selbst in die Tuilerien, die Kaiserin freute sich der Anmuth jener kleinen Lieder und machte Herrn von Morny, der gerade aus Petersburg heimkehrte, um das Amt eines Präsidenten des gesetzgebenden Körpers zu übernehmen, auf den jungen Poeten aufmerksam. Dem als Kunstmäcen allgemein gefeierten Herzog gefiel der Provençale; er bot ihm die Stelle eines Privatsekretairs in seinen Bureaux an. Hier aber griff die Politik zum ersten Mal in das Leben Daudets ein. Sein Vater war von streng legitimistischer Gesinnung; Alphonse hegte Scheu, seine Ueberzeugung auch nur dem Scheine nach zu verkaufen; unumwunden sprach er seine Zweifel aus, ob er für einen Bonapartisten thätig sein dürfe. Der Herzog lachte. „Seien Sie, was Sie wollen, mir ist das ganz gleich, wenn Sie nur — sich die Haare schneiden lassen."

Alphonse Daudet ließ sich die Haare nicht schneiden; dies war, versichert René Delorme in der Galerie contemporaine, dem wir obige Anekdote nacherzählen, der einzige Zwist, den er je mit dem Herzog hatte.

Die Jahre des äußeren Kampfes waren für unseren Poeten vorüber. Den ersten Erfolg, eine gesicherte Existenz, die äußeren Verbindungen für die Entfaltung seiner eigentlichen Dichternatur verdankte er aber seltsamerweise einem Jugendwerke, das ein Urtheil über die Art seiner Begabung nothwendig irreleiten mußte. Jenes erste Bändchen, welches 1857 unter dem Titel „Les Amoureuses" erschienen war, barg die lyrische Ausbeute seines ganzen Lebens; einer neuen Ausgabe fügte er noch eine Erzählung in Versen „La double conversion" und einige Gedichte mehr reflectirender Art hinzu, außerdem aber nur Phantasien in Prosa. Der vielgerühmte, „ritornellartige Chanson „Les prunes", dessen anmuthig schalkhaftes Thema die beiden Verse erzählen;

Mon oncle avait un grand verger
Et moi j' avais une cousine —

war fast das Einzige dieser Art, was Daudet gelang.

Wie in jedem Sohne der modernen Zeit schwirrt auch in Daudet gar oft eine wehmüthige Sehnsucht „nach unsrer Jugend längst verscholl'nem Eiland", nach einer gänzlichen Versenkung in das romantische Ideal. In seinen spätern Lettres à mon moulin schildert er einen Besuch bei Frédéric Mistral, dem provencalischen Poeten, der in jener Sprache dichtet, „welche einst Königinnen redeten und welche jetzt nur noch unsere Bauern verstehen" und es beschleicht sein Herz wie Trauer um den ewig unwiederbringlichen Verlust eines schönheitverklärten Daseins. Manch' eine Märchenphantasie

Digitized by Google

hat Daudet später ersonnen, keine so schön wie die von Frankreichs letzter Fee, welche auf die Anklagebank der Petroleusen gerathen. Das arme, verwelkte, runzelige, in Lumpen gehüllte Weib spricht es aus, daß ein seelenloses Land ein verlornes sei. Paris, das über Alles lache, habe die Feen getödtet, nur diese hätten Frankreich vor den preußischen Horden zu schützen vermocht, Zaubertränke in die Quellen gemischt und Wege und Ströme so durcheinandergewirrt, daß die kleinen Katzenaugen des Herrn von Moltke sich nimmer ausgefunden. Aus den Wasserblumen hätten sie Balsam bereitet, aus Sommerfäden Charpie und dem sterbenden Soldaten über den halbverschlossenen Augen noch einen Waldwinkel, eine Pfadbiegung, irgend eine Erinnerung an die Heimat tröstlich wachgerufen. Aber ein glaubenloses, ein seelenloses Land vermöge keinen heiligen, keinen Volkskrieg zu führen. All' das habe Paris verschuldet, deshalb hasse jede Fee Paris, deshalb habe die letzte Fee Paris angezündet. Aber so träumerisch Daudet sich in romantischen Phantasien verlieren kann, so fern steht er der Richtung, welche die Kunst nicht allein als die Blüthe des Lebens, sondern als seinen wesenhaftesten Ausdruck und Inhalt geben möchte, nur um das Leben selbst leichtfertiger betrachten zu dürfen. Dem größten französischen Poeten der romantischen Schule, Alfred de Musset, widmet er an seinem Todestage ein Gedicht „Le 1. Mai 1857", welches in anscheinend seltsamen Widerspruch das herbste Verdammungsurtheil mit dem tiefsten Antheil verknüpft. Das Nachempfinden jenes räthselhaften Seelenschmerzes um die Gegensätze der Menschenbrust, des träumerischen Verlangens nach einem gleichgestimmten Herzens und des herben Verschließens in eine selbstgeschaffene Einsamkeit gipfelt bei Daudet in den ergreifenden Worten:

Souffrez de sa blessure, en essuyant ses yeux;
Souffrez de sa douleur, sans jamais la comprendre,
Car vous ne savez pas, comment on guérit les dieux,
Car vous l'aimeriez moins en le connaissant mieux —

und schließt mit dem schneidenden Epigramm, Musset sei gestorben

. . . de dégoût, de tristesse et d' absynthe.

Und wenn er so bereits im Anfang seiner Laufbahn dem genialsten all' jener Traumverlorenen gegenübersteht, so wird er später nicht müde, gegen die unfähigeren Jüngeren anzukämpfen, welche Talentlosigkeit und Arbeitsunlust hinter einer steten Jagd nach Stimmung verbergen. In einem freilich für die Bühne unbrauchbaren Lustspiel „Le sacrifice" (1869) ist der Gegensatz eines Malers aus der romantischen Zeit zu seinem realistischen Sohne Mittelpunkt des Stückes; der letztere legt sein Lebensideal, den Inhalt jedes echten Künstlerthums, in die „stete, unabläßige, angespannte Arbeit; eine Arbeit, die vielen Leuten freilich nicht als solche gilt, weil wir sie mit Liebe thun und weil von allen menschlichen Mühen sie die einzige ist, welche nicht als Strafe erscheint . . ."

Daudet weiß jeder Stimmung in ihren leisesten Schwebungen zu lauschen, er versteht es, der Empfindung in jeder feinsten Nuance Ausdruck zu verleihen; aber jene unbedingte Hingabe an ein allüberwältigendes Gefühl, jenes träumerische Versenken in eine süße oder peinvolle Laune des Herzens, welche die eigentliche Lyrik verlangt, weist er von sich ab. Dem verfänglichen Reiz einer Ausgestaltung des Ideals in einer überschwänglich sehnsüchtigen Phantasiewelt ist er entgangen; er verlangt ein vollkräftiges Genügen jeglichen gesunden und jeglichen zarten Anspruchs an das Leben in voller sinnlicher

Digitized by Google

Wirklichkeit; er ist bereit, für die Befreiung des Daseins von allem Einengenden und Lähmenden gegen Zustände wie Personen einen unerbittlichen Kampf zu kämpfen.

Zu jener Zeit freilich, als er in den Dienst des Herrn von Morny trat, war diese Richtung seines Wollens vielleicht kaum im Keimen. Erwartungen durchaus anderer Art wurden an sein Talent geknüpft; und für's Erste wollte er auch keine größeren wecken. Phantasien, landschaftliche Skizzen, psychologische Studien mancherlei Art erschienen gelegentlich in Feuilletons verschiedener Zeitungen; man schätzte sein scharfes Beobachtungstalent, seine Gabe zu schildern, die sorgsam gefeilte Ausarbeitung jedes kleinsten Zuges. Dann versuchte er sich in Arbeiten für die Bühne; mehrere kleine Genrebilder fanden freundliche Aufnahme, da bühnengewandtere Freunde ihm mit Rath und That geholfen, so „Le dernier Idole" welches am 4. Februar 1862 zuerst im Odeontheater, „L'oeillet blanc", das am 8. April 1865 zuerst im Théatre français gegeben wurde. Es war die Zeit, wo er sammelte und sah, bis Bedeutenderes reifen wollte. Die Obliegenheiten seines Amtes waren nicht allzudrückender Art; der Herzog ließ ihm möglichste Freiheit, und auf häufigen Reisen, in Algier, Corsika, Sardinien, am liebsten in seiner Provence fand Daudet die Anregung zu künftigen Werken. Der napoleonische Hof, die Umgebung seines Gönners zeigten ihm die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs in charakteristischer Schärfe. Der Herzog von Morny starb am 10. März 1865. Daudet widmete der Stunde seines Todes eine Skizze voll wehmüthiger Ironie; er schließt: „Das Gewicht seines Hirns war wirklich außergewöhnlich. Es wog ... Es wog ... Damals brachten die Zeitungen die Ziffer, aber wer entsinnt sich ihrer heute noch?"

Dann kam für Daudet die Stunde, wo er sich für das Leben band. Er hat später (Les femmes d'artistes) wenig galante Portraits von Künstlergattinnen seiner Bekanntschaft gegeben, gleichsam eine Pariser Flora dieser Species; er verzeichnet die hohlköpfige, die überspannte, die geldgierige, die ausgelassene, die prüde Gattin eines Bildhauers — wie viele noch! Es ist vielleicht das schwächste Buch seiner Feder; Frau Julie, geborne Allard, hat, das dürfen wir wohl zu ihrer Ehre annehmen, keinerlei Veranlassung dazu geboten. Man hört ihre Grazie, ihren Geist rühmen; auch hat sie sich selbst bereits einen, wenngleich bescheidenen Namen in der Schriftstellerwelt erworben und gilt bei den Werken ihres Gatten als eine hülfreiche „mit Bewunderung zweifelnde, mit Zweifel bewundernde" erste kritische Instanz. Von ihrem Interieur giebt René Delorme ein gar anmuthiges Bild. Im Marais, in der Ravéestraße, in einem ehemaligen Hôtel des Präsidenten Lamoignon, einem großen mächtigen Gebäude, über dessen mittelalterlich verziertem Thore noch Spuren eines Wappens zu sehen sind, haben sie sich ein trauliches Heim eingerichtet. Der weite Hof hindert, daß Straßenlärm in das kastanienbraun ausgeschlagene, geräumige Arbeitszimmer dringe, in dessen einer Fensternische Alphonse sitzt, während der niedliche Damensekretair von Madame die andere ausfüllt; zwischen ihnen und den Blumenvasen aus japanischer Bronze tummelt sich ein niedlicher Junge. Wenn der Sommer naht, dann zieht Daudet in eine reizende Villa bei Lhamprosay, einem an der Seine und am Saume des Sénardwaldes gelegenen Dörfchen, wo er, nur für wenige Freunde sichtbar, ganz seiner Muse lebt.

Schlummerte sie damals noch, diese Muse? Wenn auch; sie träumte entzückende Träume, duftige, zarte Träume, welche dann als gerundete, an-

Digitized by Google

muthschöne, leichte Skizzen in die Welt wanderten. Zwar wenn der Dichter versuchte, solch eine besonders liebe Skizze in dramatische Form umzugießen, so wollte das nicht glücken; das einaktige Drama „Le frère aîné (1867) blieb reicher an Poesie als an dramatischer Wirkung; in dem dreiaktigen Lustspiel „Le sacrifice" (1869), von welchem bereits oben die Rede war, ist der erwähnte Grundgedanke nicht zum energischen Conflikt herausgearbeitet. Vielleicht wären auch „Lise Tavernier, drame en cinq actes" und „l'Arlésienne, pièces trois actes", besser im Pult geblieben. Das Publikum hielt sich, diesmal wohl nicht mit Unrecht, lieber an die entsprechenden novellistischen Studien, welche dieselben Vorwürfe, manchmal selbst mit Beibehaltung des Wortlautes, wiedergeben. Erst später wurden die zerstreuten Blätter von Daudet in den Lettres à mon moulin gesammelt. Es sei gestattet, den „Canevas" wenigstens von zwei derselben, weil der Dichter selbst sie durch öftere Behandlung ausgezeichnet hat, hier mitzutheilen.

Da ist der Scheerenschleifer von Beaucaire. Kein Jahr lang war er verheirathet, als ihm seine Frau mit einem spanischen Chocoladenhändler durchging! Er weinte wie ein Kind, er trank, er war wie närrisch. Als sie aber nach geraumer Zeit zurück kam — die Nachbaren bangten um sie: „Verbirg Dich, er bringt Dich um" — da nahm er still sie wieder auf. Nun ist er das Gespött des ganzen Dorfes. Der dicke Bäcker höhnt ihn, er habe seinem Weibe nicht die Lust vertrieben: nach dem Spanier sei ein Officier gekommen, dann ein Rhône-Matrose, dann ein Musikant, dann — wer weiß wie viele noch? — Stets derselbe Scherz: die Frau geht durch, der Mann greint, die Frau kehrt heim, der Mann ist getröstet. — Der Scheerenschleifer hört's und trägt's; er hat immer nur die mühsame Antwort: „Schweig, Bäcker, schweig." —

Er hieß Jan. Es war ein prächtiger Bursch von zwanzig Jahren, gescheidt wie ein Mädchen, solid, und blickte frei und offen in die Welt. Weil er hübsch war, sahen die Weiber nach ihm — er aber hatte nur die kleine Arlesianerin im Kopf. Sie galt für kokett und ihre Eltern waren nicht aus dem Dorf; aber Jan hatte gesagt, er stürbe, wenn er sie nicht bekäme. Nach der Ernte sollten sie sich heuern. Da kam eines Sonntags ein Mann, der wollte Meister Stephan, den Vater, allein sprechen. „Meister", hub er an, „Ihr wollt Euren Sohn einer Dirne geben, die zwei Jahre lang meine Maitresse war. Was ich da sage, kann ich beweisen, hier sind die Briefe! . . Die Eltern wissen Alles und haben sie mir zugesagt, aber seit Euer Sohn um sie wirbt, mögen sie mich nicht mehr . . ." Am Abend ging Meister Stephan mit seinem Sohn über Feld; und als sie heimkehrten, sagte er zur Mutter: „Frau, küß' ihn. Er ist unglücklich". Und Jan redete nicht mehr von ihr, still härmte er sich ab. Seine Mutter konnte es nicht mehr ansehen. „Wenn Du sie doch willst", sagte sie, „dann geben wir sie Dir." Der Vater wurde roth vor Scham; Jan schüttelte verneinend den Kopf und ging hinaus . . . Es verging noch einige Zeit, dann stürzte er sich Nachts vom Speicher in den Hof . . .

Erst der Weckruf des Jahres 1870 schuf den Studien Daudets einen neuen Gehalt. In den Lettres à un absent (1872) finden sich die einzelnen Skizzen gesammelt, wie sie unter dem unmittelbaren Eindruck der Tagesereignisse zur Zeit der Belagerung von Paris, die der Verfasser als Mobilgardist mit durchlebte, und in den Tagen der Commune entstanden sind. Zunächst fällt in denselben auf, daß er die Deutschen maßvoller beurtheilt, als

Digitized by Google

man es von Franzosen in jenen Tagen gewohnt war, obwohl auch bei ihm noch von „Barbaren" die Rede ist, „welche Paris, die Intelligenz der ganzen Welt, bedrohen". Aber sein Antheil ist überwiegend durch die Schicksale des eignen Landes gefesselt; gegen die Fehler, die Unfähigkeit seiner Nation wendet sich sein tiefster Ingrimm, sein beißendster Spott. Später hat er alles Persönliche, die Charakteristiken der Communards, die Angriffe gegen die Männer des 4. September unterdrückt, und in „Robert Helmont, journal d'un solitaire, 1870 — 71", in der ersten Hälfte der Contes du Lundi künstlerisch abgerundete Bilder ausgesondert. Mit bitterer Ironie geißelt er den Marschall, der unbekümmert um den tosenden Kampf seine Parthie Billard beenden muß; grauenvoll lebenswahr den Bauer Goudeloup, der wie ein reißendes Thier die deutschen Krieger feig aus dem Hinterhalt ermordet; tief betrübt vernimmt der kleine Elsässer, daß er heute zum letzten Mal französisch lernen soll; dem Renegaten wird sein Richterstuhl, da er dem Kaiser Wilhelm Treue geschworen, zum Pranger, alle früheren Freunde erscheinen ihm im beklemmenden Traume; der Vater des Kindes, das sich den Deutschen als Spion verkaufte, sucht vor Schmerz und Scham den Tod. Das ergreifendste dieser patriotischen Bilder ist „La siége de Berlin". Oberst Jouve, der alte Starrkopf, ein Haudegen aus der Zeit des ersten Napoleon, der nur Ruhm und Ehre kennt, ist bei der Nachricht von der Niederlage bei Weißenburg bewußtlos zusammengebrochen; drei Tage lang liegt er krank darnieder; erst da die Pariser von einem Siege bei Reichshofen jubeln, lebt er wieder auf. Es war ein Irrthum, die Niederlage bei Wörth wird bekannt, Nichte und Arzt müssen das Schlimmste befürchten. Sie fassen den Entschluß, ihn zu täuschen, sie erfinden Sieg auf Sieg, bis der Alte die Franzosen vor Berlin glaubt, gerade da die Belagerung vor Paris beginnt. Und eines Tages hört er das Mädchen dem Arzte leise zuraunen: „Morgen ziehen sie ein." Am andern Tage tritt, zur Stunde, da die Sieger auf den Champs-Elysées erscheinen, ein hoher Greis in Kürassieruniform auf den Balkon hinaus. Er erkennt die preußischen Uniformen und mit dem furchtbaren Schrei: „Zu den Waffen! . . . Zu den Waffen! . . . Die Preußen!" bricht er todt zusammen.

Man darf wohl in einer dieser Skizzen die Vorstudie zu einem grotesken Roman erkennen, welchen Daudet gerade zu dieser Zeit plante. „Les Aventures de Tartarin de Tarascon" ist der Titel seines ersten zusammenhängenden größeren Werkes. Jene Skizze hatte das Treiben der Francstireurs geschildert, „der Todesbrüder, der Schakale von Narbonne, Rhoneschützen": „Sich ein schrecklicheres Aussehn zu geben, ließ der Franctireur Bart und Schnurrbart wachsen, so daß keiner den anderen auf der Promenade erkannte. Von weitem siehst Du einen Räuber aus den Abruzzen, mit emporgedrehtem Schnurrbart, flammenden Augen, Säbelrasseln und Revolver; kam er heran, so war's der Einnehmer Pégoulade. Ein andermal begegnet Dir auf der Treppe Robinson Crusoe mit seinem spitzen Hut, sägeartigen Hirschfänger, auf jeder Schulter eine Flinte; schließlich ergab er sich als der Waffenschmied Costecalde, der von einem Diner heimkam. Die Tarasconer trieben es mit ihrem wilden Gebahren so weit, daß sich schließlich Alle vor einander fürchteten und Niemand auszugehen wagte". Denselben Namen begegnen wir auch im Roman; Tartarin der Held aber, literarisch ein Nachkomme des unsterblichen Don Quichote de la Mancha, der bei seinen Mitbürgern den Ruf einer unvergleichlichen Tapferkeit genießt, zieht, seinen

Digitized by Google

Ruhm für die Ewigkeit zu begründen, zur Löwenjagd aus. Er muß Enttäuschungen, Unbilden aller Art, den Fluch des Lächerlichen auf sich nehmen, der Löwe, den er endlich schießt, ist gezähmt und kostet ihm schweres Geld; aber der Gedemüthigte wird in der Heimat, da man die Löwenhaut empfangen, mit hellem Jubel aufgenommen und gilt nun bis an sein selig Ende als ein Gewaltiger sonder Gleichen. Das Motto des Buches aber heißt: „In Frankreich ist Jedermann ein bischen Tarasconer".

Nach dem Erscheinen jenes komischen Romans war Daudet der Kritik und dem Publikum gegenüber in seltsamer Lage. Man beschuldigte ihn bonapartistischer Gesinnungen. Von seiner anfänglichen Abneigung gegen die Regierung des 4. September machte er nie ein Hehl; zugleich aber betonte er, daß er nicht Politiker, sondern Poet sei. Alles, was er in augenblicklicher, leidenschaftlicher Erregung gegen Personen gerichtet, unterdrückte er später, wie bereits erwähnt, indeß ausdrücklich nur „in Rücksicht auf den guten Geschmack". Thatsächliche Schilderungen, wie selbst: La bataille du Père Lachaise, der Bericht über die Unthaten der Versailler in den Maitagen, finden sich in der neuen Ausgabe der Contes du Lundi unverändert. Umsonst eiferte Daudet im Epilog seines Robert Helmont gegen die furchtbare Krankheit „Politik", welche jetzt ganz Frankreich erfaßt habe; er hasse sie, weil sie ungeschlacht und ungerecht, eine Feindin der Arbeit und Kunst sei, weil sie allen Thorheiten, Leidenschaften, dem Hang zum Müssiggang als Aushängschild diene, vor Allem, weil sie das echte Gefühl und die wahre Vaterlandsliebe auslösche, weil sie das furchtbare Wort Heinrich Heines verschuldet habe, in Frankreich gebe es keine Nation mehr, sondern nur noch Parteien. Es schien, als könnte ihm jene Persiflage des französischen Volkscharakters nicht vergeben werden. Und mit jenen Stimmen ertönten noch andere: Daudet verkenne den Schwerpunkt seines Talentes, der in der Studie zu suchen sei; er sei nur groß in der Schilderung des Kleinen; nur das Harte, Sinnlichweiche, Anmuthige, Schalkhafte finde in ihm einen Meister der Darstellung. Bücher von vierhundert Seiten gingen über sein Können hinaus, hieß es.

Daudet antwortete mit jenen drei Romanen, welche seinen Weltruf begründeten. Sind seine bisher erwähnten literarischen Erzeugnisse, vielleicht mit Ausnahme der Lettres à mon moulin oder der Contes du Lundi, nicht über Frankreich hinausgedrungen, so dürfen wir die nun folgenden wohl auch als in Deutschland allgemein bekannt voraussetzen. Der frühere Liebling der Pariser wurde Dichter des „Le petit Chose", des „Fromont jeune et Risler aîné", des „Jack". Bis dahin hatte seine Kampfesnatur geschlummert, so schien es; nun vollbrachte sie künstlerische Thaten, die er selbst als von Zorn, Mitleid und Ironie eingegebene bezeichnet. Nun begann er den Kampf gegen jede ziellos unberechtigte Anforderung des Einzelnen, den Kampf gegen die hohle Anmaßung der herrschenden Gesellschaft, den Kampf für die Rechte der kommenden Generation.

Und es bekundete den tiefen Ernst des Künstlers, daß er die neue Epoche mit einer dichterischen Läuterung des eigenen Selbst begann. Es ist schon anfangs erwähnt worden, daß in der ersten Hälfte des „Le petit Chose" mannigfache persönliche Erlebnisse verwoben sind. „Schmerz und Glück des Dilettantismus in Leben und Kunst", so möchte man die Geschichte des Romanhelden überschreiben. Er ist als ein unverbesserlicher Dilettant zur Welt gekommen, der kleine Dingsda, stets in Gefahr, Wollen und Kön-

Digitized by Google

nen zu verwechseln, von den schönsten und edelsten Absichten, zu denen nur seine Thaten in beständigem Widerspruch stehen, und seine sonnigsten Träume wandeln sich im Licht der Wirklichkeit in gar trübe Erfahrungen. Daher kommt es, daß auch sein herrlichstes, sein einziges Talent, eine unsägliche Gabe gern zu haben, seinen Lieben wenig Heil bringt; der kleine Dingsda ist viel zu empfänglich für jeden neuen Eindruck, um treu sein zu können. Ihm scheint schon der Tag seiner Geburt als Anfang aller Leiden seiner Familie; wie muß es ihn grämen, wenn er selbst den Seinen Sorgen verursacht; und doch, besinnt er sich je, einer Lockung zu widerstehen? Es mag deshalb sehr gut für ihn sein, wenn ihm endlich, am Schluß der Erzählung, Zügel angelegt werden, indem er Sorgen und Pflichten übernimmt und allen Träumen Adieu sagt. Wohl klingt es hart, daß er kein Dichter sein und Porcellan verkaufen soll; in welch' erbärmliche Niedrigkeit aber führte ihn der zweifelhafte Glanz der Schönen, welche den Geblendeten so nach Willkür zu locken und zu leiten wußte; wird er da nicht lieber die spießbürgerliche Enge von Fräulein Camilla, deren Neigung sich doch so viel inniger und ausdauernder erwiesen, theilen wollen? . . . Dieser erste Roman Daudet's ist gleichsam eine lebenswarme Illustration des Goethe'schen Wortes:

„Das Leben lehret Jeden, was er sei."

Als Härte und als Trost sollen wir erkennen, wie Jedem der Inhalt seiner Tage ganz den Gesetzen seiner Natur gemäß zugemessen ist, die absolute Geltung des Gesetzes von Ursache und Wirkung auch im Seelenleben. Wer wie Daniel Eyssette, der kleine Dingsda, ein sanguinisches Temperament besitzt, viel flatternde Liebenswürdigkeit und eine leicht empfängliche Seele, welche biegsam jede Freude zu genießen und jedes Leid zu verschmerzen vermag, den trägt das Geschick mit sanfter Hand durch ein inhaltloses Leben; wer wie sein Bruder Jacques, der nach außenhin regungsloser scheinende, für alle Liebeskraft nur Einsamkeit erntet, weil er nach seines Vaters Ausspruch und seiner eigenen Ueberzeugung zum geduldigen, arbeitsamen, edelherzigen Geschlecht der — Esel gehört, der vermag den Schlägen des Schicksals keinen langen Widerstand entgegenzusetzen, der scheidet früh von einem Dasein, welches von ihm stets nur Opfer zu begehren schien, gerade darum aber reich war an Tagen beglücktesten Pflichtbewußtseins.

Und diesem tiefen Gehalt, der scheinbar unabsichtlich aus jeder Zeile der Erzählung eindringlichst tönt, entspricht die reichste Fülle gestaltenreichen, sinnlich vollen Lebens. Des Dichters alte Gabe, geschlossene Genrebilder abzurunden, hat in den Romanen eine originelle, reizvolle Verwerthung gefunden. Jedes Kapitel erscheint als ein solches Bild, anschaulich im kleinsten Zuge, ja gerade durch diesen Reichthum an Kleinmalerei, und doch ist da nichts, was nicht auch für das Ganze eine Bedeutung hätte, in irgend einem Sinne die Stimmung, den Grundgedanken desselben illustrirte. Dies sind die äußeren Vorzüge von „Le petit Chose", gegen dessen Form die Kritiker mancherlei einzuwenden wissen; in höherem Grade noch Vorzüge des nun folgenden Meisterwerks unseres Romanciers, seines preisgekrönten Romans „Fromont jeune et Risler aîné".

Es ist nur die Geschichte der kleinen Ehèbe, welche wir hier lesen. Ihr Vater ist ein heruntergekommener Kaufmann, ihre Mutter die Tochter eines reichen Apothekers. Der eine träumt beständig von bedeutenden Unternehmungen, durch die er seine frühere Stellung als Großhändler, der Pferd

Digitized by Google

und Wagen besaß, wiedererlangen werde, obwohl ihm Fähigkeiten, Ausdauer, ja selbst der Wille zur Arbeit fehlen; die andere, deren Mitgift vom Gatten in aussichtslosen Speculationen größtentheils verschleudert worden, kennt nur einen Trost in ihrem bescheidenen Dasein, die Erinnerung an den Wohlstand, den sie einst bei ihren Eltern genossen, strebt nur, unter den Arbeiterfrauen, mit denen sie leben muß und die sich zum Theil sogar besser als sie stehen, nicht das Bewußtsein und die Geltung ihrer höheren Herkunft einzubüßen. So hat denn die kleine Chèbe, Sidonie Chèbe, ihr einziges Kind, beständig von Reichthum und Wohlleben reden hören, aber mit klaren, klugen Augen im Vaterhause nur peinliche Sparsamkeit und Entbehrung gesehen; und während die Eltern so viel träumen und reden, erwägt sie in verschlossenem Schweigen, ob sie denn stets allem Glänzenden und Anmuthigen dieser Erde fernbleiben müsse. Wie es denn wirklich so gekommen, daß sie ihr langersehntes Ziel erreichte, daß sie in der Fabrik der reichen Fromont als Gattin eines Associé einzog, wie ihr rastlos planendes Köpfchen da für ein gefälliges, angenehmes Leben weiter sorgte, wie sie aber stets die kleine Chèbe geblieben, die mit kleinem Sinn im ruhelosen Treiben zu kleinen Zwecken aufging, bis sie endlich zur Sängerin eines Café Chantant herabsank — es ist eine denkenswerthe Geschichte. Der Culturhistoriker, welcher einst die Gesellschaft unserer Tage zu schildern unternimmt, wird sie sehr aufmerksam studiren dürfen.

Er wird ringsum die Stätten nennen hören, wo einst ein gut Stück französischen Culturlebens spielte. Das Schloß, welches der Großvater der Fromonts, der reich gewordene Viehhändler Gardinois kaufte, war einst der Besitz eines französischen Edlen; die Fabrik, ein ehemaliger Rittersitz, zeigt unter der Inschrift „Tapeten" noch die verblichenen Reste eines alten Wappens; von dem Prellstein an ihren Thoren, auf dem heute der brave Risler sitzt, schwangen einst die Ritter sich in den Sattel. Ueberall Anzeichen der nunmehrigen Herrschgewohnheit des dritten Standes. Vielleicht hielt damals ein Vorfahr des braven Risler, auch ein starknochiger Schweizer wie er, das Pferd eines jener Ritter am Zügel, denn die Schweizer jener Tage standen ja im Ruf, in fremden Diensten Leben und Blut zu opfern. Aber wenn die Fromonts mit dem Erbe der Edlen auch die edle Gabe, Anderer Arbeit zu ihren Zwecken ausnutzen zu können, erwarben, so hat Risler das Beispiel seiner Vorfahren nur halb befolgt: auch er arbeitet in fremden Diensten, aber nicht wie jene auf das eigene Interesse bedacht; weiß doch der tüchtige, linkische Mann nicht einmal, daß etwas wie künstlerisches Empfinden in ihm schlummere und verwerthet vollends seine reichen, technischen Erfahrungen, sein bedeutendes Erfindertalent selbstlos ganz im Dienst der Fromonts, denen er sich noch dazu für Alles, was er ihnen leisten darf, verpflichtet fühlt. Er dankt ihnen auch: durch die Construction einer Druckpresse, mit deren Hülfe das Haus Fromont lange Jahre hindurch alle Concurrenz besiegen wird. Wenn unterdessen Georges Fromont, dessen sogenannter Associé er ist, sein Weib verführt und seinen guten Namen beschimpft, dann trägt nur Risler selbst die Schuld; warum hat er auch im Erfinderwahn die Tagesgeschäfte vernachlässigt, größere Pflichttreue, allseitigere Umsicht hätte sein Unglück verhütet und auch das wichtigere der Familie Fromont, das er nun in reuig unermüdlicher Arbeit wieder gut machen muß. War auch das Geschick seines Bruders, des treuen, lieben Jungen, den er mit mehr als väterlicher Sorgfalt auferzog, seine Schuld? Büßt er, da er die Kunde vernimmt, wie dies

Digitized by Google

Weib gewordene Paris, diese feile Sidonie das Herzblut seines Franz zu vergiften vermocht, im selbstgesuchten Tode nur für die Schwäche seines Charakters? — Es mag scheinen, als ob der furchtbar auflodernde Zorn des Dichters hier ein allzu hartes Urtheil gefällt hätte; mit schneidiger Energie verkündet er die Lehre, daß Glück und Geltung eines Jeden hienieden nur nach dem Maß seiner Kampfbereitschaft bemessen sei. So lange die Risler in der Seligkeit des Gehorchens schwelgen, werden die Fromonts im Uebermuth des Herrschbewußtseins ausharren dürfen, wird Sidonie Chèbe erlisten und erschleichen können, was ihr der Zufall der Geburt versagte. Aber mit nie fehlgreifendem Tact läßt der Dichter immer einen Zweifel, daß das seelische Glück nicht am äußern Schein zu messen sei: die unermüdliche Arbeit eines Risler gewährt eine stille Größe, eine innere Zufriedenheit, eine warme Empfänglichkeit immerdar, während jeder keck befriedigte Wunsch, jedes leicht überwundene Hinderniß einem George Fromont, einer Sidonie Chèbe nur das gesteigerte Gefühl innerer Leere zurückläßt.

„Fromont jeune et Risler aîné" war der Zornruf des Poeten über die feile, träge Mitwelt; „Jack" ist ein Wehschrei um das Geschlecht der Zukunft.

Ida de Barancy ist nicht eigentlich eine schlechte Mutter; sie hat den Knaben, dessen Vater sie nicht mit Sicherheit zu nennen vermag, so lieb — wie sie eben liebhaben kann. Auch fiel ein Strahl jener beseligenden Mutterliebe, die so innig an das Leben knüpft, weil sie zuerst dem jungen Sinn eine lachende und freundliche, wie endlos scheinende Zukunft ahnen läßt, auch in das Leben ihres Jack. Aber dieser Strahl ruhte nicht lange auf seinem Antlitz aus; er schien mehr zu genießen als zu gewähren; diese Liebe war mehr eitel als zärtlich. Ist doch das Erste, was wir von ihr sehen, der Wunsch, sich des so ängstlich an ihr haftenden Knaben zu entäußern; läßt sie doch selbst die Wahl der Schule, die ihn aufnehmen soll, ihrer häßlichen despotischen Zofe. Und da der Rector der Jesuitenschule — aus Gründen — sie abweist, sendet sie ihn gedankenlos in das Gymnasium Moronval, den Tummelplatz aller verkommenen Genies der Hauptstadt. Ihres Jack gedenkt sie keinen Augenblick, wenn sie dann mit einem dieser Genies, mit Vicomte d'Argenton, dem „Dichter", Paris und ihren bisherigen „bon ami" verläßt, um in einem Landhause zu Etioles ein lässig behagliches Leben zu führen. Freilich, da sich der arme Junge den Mißhandlungen und Unbilden der Schule durch eine Flucht entzieht, daß er bleich und abgemattet nach einer angstvoll durchwanderten Nacht ihr in die Arme stürzt, wie reuevoll warm hebt sie den Halbohnmächtigen auf. Wie aber weiß sie für ihn zu rathen? Wie gut wäre es, wollte sie dem alten guten Arzt des Städtchens, der sich des lebhaften Knaben so gern angenommen, wollte sie dem Dr. Rivals und seiner Enkelin Cécile ganz die Sorge um ihn überlassen. Es kommt der Tag, da sie ihn hinaussendet nach Indret, der zarte Knabe soll Maschinenbauer werden, nach d'Argenton's Willen. „Für mich thu' es, Jack, vielleicht bedarf ich einst Deiner in dringendster Noth." Für sie geht er denn unter die Leute mit den schwarzen Händen, unter denen er verbauern muß, die ihn des Diebstahls zeihen können, zuerst als Lehrling, dann als Heizer eines Dampfers, bis er krank und entstellt, dem Trunk ergeben, heimkehrt. Seine Mutter nicht, Dr. Rivals und Cécile nehmen ihn auf, pflegen ihn und wissen mit der neu erwachenden Gesundheit alle guten Lebensgeister in ihm zu wecken. Er arbeitet, will Medicin studiren, ja, einmal gelingt es

Digitized by Google

ihm, seine Mutter aus den Händen d'Argenton's zu befreien; freilich auf wie kurze Zeit! Da trifft ihn das herbste Leid, dem er nach so vielen Schlägen des Schicksals erliegen muß. Cécile wendet sich von ihm ab; auch sie ist unehelicher Geburt und glaubt, unbekannt mit dem gleichen Loos ihres Geliebten, nicht die Seine werden zu dürfen. Zu spät klärt sich das Mißverständniß auf. Dr. Rivals und seine Enkelin finden Jack im Hospital wieder, nur seine letzte Stunde können sie erleichtern. Da endlich naht seine Mutter: „Jack! . . . Ich bin's!" Keine Regung. Ein schriller Schrei entringt sich ihren Lippen: „Gestorben?" — „Nein", sagt der alte Rivals mit wildem Ton, „nein . . . erlöst."

Es giebt einen Punkt im „Jack", über den hinaus dem Dichter schwer zu folgen sein dürfte. Niemand wird das Mißverständniß, welches Cécile zur Entsagung veranlaßt, ohne den quälenden Eindruck einer erzwungenen Wendung hinnehmen können. Wohl gehört Jack zu jenen dichterischen Gestalten, denen der Keim eines frühen Todes von Anbeginn in die Brust gesenkt ist; auch von ihm gilt, was Rose Mamaï (in Daudet's Drama l'Arlesienne) von ihrem Sohn Frédéric sagt: „Il a la mort dans les yeux, je vous dis." Aber die Lösung des Problems würde unbedingt einen reineren Eindruck machen, wäre an jener Stelle eine andere Motivirung gewählt worden. Hiervon abgesehen, ist die Leidensgeschichte Jacks von einer Naturwirklichkeit und schneidenden Wahrheit, welche über das Einzelschicksal hinaus die Bedeutung eines socialen Weckrufes beanspruchen darf.

Von den zahlreichen Episoden des Romans hat eine vor allen das allgemeine Interesse zu fesseln gewußt. Der Creole Moronval hat sein Augenmerk vorzüglich auf Kinder gerichtet, welche aus fernen Zonen zur Ausbildung nach Paris gesandt worden; in seinem Pensionat befinden sich Zöglinge aus Japan, Persien, Egypten, Guinea, darunter auch der Sohn des Königs von Dahomei, der kleine Mädou-Geso. Wie wurde er als Reclame gefeiert und verhätschelt, so lange die Pensionsgelder pünktlich eintrafen, wie mißhandelt und zu niedrigsten Diensten mißbraucht, da sie nach Ermordung seines Vaters ausblieben. Sein tragisches Ende scheint wie von symbolischer Kraft, man gedenkt eines Pizarro und Cortez und des Unterganges der indianischen Cultur: es ist uns, wenn Jack im Geschick des armen Negerkönigsohnes das Spiegelbild seines eigenen Looses erblickt, als drohe auch dem modernen Frankreich das Geschick jener Nationen.

Aber Daudet, der für das eigene Leben soviel sonnige Heiterkeit sich zu bewahren gewußt, wenn er auch des Antheils an allem Leid und Elend der Menschenwelt nimmer darum einbüßte, ist keiner jener frivolen Pessimisten, welche im Gefühl der eigenen Kraftlosigkeit an der Zukunft des ganzen Menschengeschlechts verzweifeln. Wird er uns bald mit einer Romandichtung beschenken, welche dem frohen Ausblick auf eine glücklichere Gestaltung des Daseins farbengesättigten, gesundheitathmenden Ausdruck leiht?

Digitized by Google

Der Pessimismus und die Wissenschaft.

Von Professor **W. Windelband.**

(Schluß.)

Wenn somit keine der im Optimismus oder Pessimismus ausgesprochenen Beurtheilungen der Welt das Princip der Beurtheilung als objectiv berechtigt nachweisen kann, so sehen wir doch dem Einwurf entgegen, daß diese ganze Entwickelung schließlich nur gegen die freilich mit eine Hauptsache bildende Formulirung der darin niedergelegten Erkenntniß sich richten könne. Es möchte vielleicht zugegeben werden, daß in Bezug auf eine objective Beurtheilung die angewendeten Maßstäbe allerdings willkürlich seien, aber es bliebe doch immerhin eine Möglichkeit, daß mit wissenschaftlicher Gewißheit nachzuweisen wäre, daß die Welt einem solchen willkürlich gesetzten Zwecke in der That entspräche oder nicht entspräche. Und wäre dann diese Bestimmung nur eine recht tief aus dem Wesen der menschlichen Auffassung heraus geschöpfte, so bliebe dann doch die ungeheure Wichtigkeit einer solchen Erkenntniß bestehen. Man könnte mit einem Worte die Namen des Optimismus und des Pessimismus und den darin enthaltenen Anspruch auf eine objective Beurtheilung des Universums preisgeben, um dadurch die Anerkennung zu retten, daß es wenigstens wissenschaftlich durchführbar sei, zu beweisen, in welchem Grade das Universum einem solchen willkürlich gesetzten Zwecke entspräche oder nicht entspräche. Man würde darauf verzichten, die Welt deshalb gut oder schlecht zu nennen; aber man würde es für objectiv nachweisbar halten, ob in der Welt einer der von der menschlichen Willkür setzbaren Zwecke erfüllt sei oder nicht. Allein selbst diesen schon bedeutend herabgeschraubten Anspruch würden wir nicht bestehen lassen können, und wir wollen deshalb versuchen, denselben an den hervorragendsten Gesichtspunkten des neuern philosophischen Pessimismus zu prüfen.

Es sind deren wesentlich drei aufgestellt worden, von denen allerdings in das allgemeine Bewußtsein fast nur der eine übergegangen ist. Als den Zweck der Welt, den sie in der That nicht erfülle, hat man erstens die Erhaltung ihres eigenen Bestandes, zweitens die möglichst hohe Glückseligkeit, drittens die Realisirung sittlicher Principien angesehen; der vulgäre Pessimismus bezieht sich natürlich nur auf die in der Welt mögliche Erfüllung des Glückseligkeitstriebes.

Der erste dieser Zwecke ist nicht so recht eigentlich ein wirklicher Zweck, den das Dasein und die Entwickelung der Dinge zu erfüllen hätte, sondern das Universum wird darin unter den dialectischen Begriff des Selbstzwecks gesetzt und seine Bestimmung somit wesentlich in die bloße Erhaltung seiner Existenz verlegt. In dieser Hinsicht müßte nun also der Pessimismus die kühne Behauptung aufstellen, die Mittel, mit denen die bestehende Welt sich selbst in ihrem Zusammenhange erhält, seien für diesen Zweck unzulänglich und unzweckmäßig. Wenn es wirklich so wäre und der Bestand des Universums somit ernstlich in Frage gestellt wäre, so müßte das Ende der mit dem

Digitized by Google

Zustande desselben unzufriedenen Pessimisten sicher ein Gegenstand der Befriedigung sein; allein dies Gefüge der Dinge, an dem sich schon Mancher den Kopf eingerannt hat, macht einen so verzweifelt beständigen Eindruck, daß es vermuthlich selbst den Mehrheitsbeschluß der Hartmannianer, es in das Nichts zurückzuschleudern, im ruhigen Fortgange seiner Bewegungen überdauern wird. Und seit die moderne Naturwissenschaft sich zu dem Princip der Erhaltung der Kraft bekannt hat, dürfte für die Ausbreitung solcher Ansichten kaum mehr Hoffnung sein; daher denn auch diese Art des Pessimismus nicht recht hat aufkommen können. Schopenhauer machte einmal dazu den Versuch, als er im überschäumenden Groll behauptete, diese Welt sei so schlecht, daß sie nur mit knapper Noth überhaupt existire, und daß, wenn sie nur um ein Haar breit schlechter wäre, sie zerfallen müßte. Er mußte, als er das schrieb, seine Lehre von der „Sempiternität" der Materie und seine sonst so begeistert ausgesprochene Bewunderung für die Zweckmäßigkeit der Natur völlig vergessen haben. Aber er konnte diese Behauptung nicht einmal festhalten; denn alle Thatsachen und Möglichkeiten, mit denen er sie zu begründen suchte, bezogen sich nicht auf den Untergang des Universums, sondern nur auf die Zerstörung der gegenwärtigen Formen seiner Existenz. Diesen Gedanken haben denn auch die neueren Pessimisten als eine von vornherein verlorene Position sogleich aufgegeben.

Um so mehr aber haben sie die schon bei Schopenhauer am meisten hervortretende zweite Art des Pessimismus, den „eudämonologischen Pessimismus", zu begründen unternommen. Dieser geht also von dem Grundsatze aus, die Welt sei dazu da, möglichst viel Glückseligkeit hervorzurufen. Der neuere Pessimismus bekennt sich unumwunden zu diesem Princip und erklärt consequenter Weise, daß auch die Sittlichkeit nur als eins der Mittel, vielleicht als das zweckmäßigste, für diesen letzten und höchsten Zweck angesehen werden könne. Es ist nun charakteristisch, in welcher Weise die Philosophie des Unbewußten diesen ihren eudämonistischen Grundgedanken zu begründen weiß. Zuerst wird durch eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, deren völlig illusionärer Charakter für Jeden, der die Principien dieser Rechnung und den Werth ihrer Anwendbarkeit kennt, durchsichtig ist, der Leser überredet, daß die Natur überhaupt nach Zwecken verfährt. Dann wird, „um die Kette der Finalität zu schließen", diese Annahme mit der andern gleichgestellt, daß die Natur als Ganzes, das Universum einen Zweck zu erfüllen habe. Aus dieser Annahme wird endlich, nachdem alle anderen sonst etwa aufgestellten Zwecke, darunter auch die Sittlichkeit, abgewiesen worden sind, geschlossen, daß, da doch das Universum überhaupt einen Zweck haben müsse, die Glückseligkeit allein übrig bleibe! Daß, selbst jene Annahme zugegeben, der Zweck des Universums möglicherweise ein noch nicht aufgestellter, daß er überhaupt vielleicht vom Unbewußten nicht offenbart sein könnte, wird dabei als ein vermuthlich ganz thörichter Einwurf nicht in Betracht gezogen — genug, es ist sonnenklar bewiesen, daß die Glückseligkeit der Zweck des Universums ist. Auf solchen Schlüssen beruht der Pessimismus, der bereits das Heraufdämmern einer neuen Religion der Menschheit in sich bemerkt hat! Wir haben es hier nicht mit einer logischen Gedankenkette, sondern mit einer Reihe von Associationen rein psychologischer Natur zu thun, welche sich deshalb so überaus eindrucksvoll erwiesen haben, weil dieselben Associationen auf dem natürlichen Standpunkte der menschlichen Weltauffassung fortwährend geschehen. Es ist das Einfachste und Natürlichste auf der Welt, daß jeder Mensch so

Digitized by Google

glücklich wie möglich sein will und daß er alle Dinge seiner Erfahrung zunächst auf das Interesse hin prüft, welches er an ihnen nehmen kann; er bethätigt dies immer mehr und gewinnt dadurch immer mehr Instanzen für das verallgemeinernde Urtheil, daß Alles überhaupt nur für diese Glückseligkeit da sei. So muß denn Jeder von uns seine natürliche „inductive" Thätigkeit gewaltig zügeln, um nicht zu dem „speculativen Resultate" zu kommen, daß die Welt zu seiner Glückseligkeit da sei. Kommt er aber einmal zu dieser Verallgemeinerung, so verlangt er auch, daß die Welt diesen ihren Zweck erfüllt, und thut sie's nicht, so ist sie „schlecht". Man sieht, dies Verlangen und damit beide Beurtheilungen, welche nach diesem Verlangen die Welt auffassen — sie sind rein pathologisch. Das Interesse, welches unsere Zeit an den Streitfragen des Optimismus und Pessimismus nimmt, ist kein wissenschaftliches, sondern ein an die Wissenschaft völlig unberechtigter Weise gerichtetes Verlangen, die Welt aus dem Triebe der Genußsucht zu beurtheilen.

Aber nun könnte man zwar zugestehen, dieser Trieb sei ein willkürlicher Gesichtspunkt der Beurtheilung, aber doch daran festhalten, er sei ein sehr wichtiger, der wichtigste Trieb des Menschendaseins, und es sei doch wohl werth, das Universum daraufhin zu prüfen. Man wolle ja darum nicht die Welt wissenschaftlich beloben oder tadeln, sondern man wolle lediglich eine wissenschaftliche Untersuchung darüber, ob es in der Welt mehr Glück oder Unglück gäbe. Unter diesem Gesichtspunkte wären also die Untersuchungen der Optimisten und der Pessimisten gewissermaßen nur als Beiträge für eine Art von eudämonologischer Statistik zu betrachten, als Vorarbeiten für eine statistische Feststellung des Zahlenverhältnisses von Glück und Unglück im Universum. Das Einfachste wäre dann also, man zählte beide, Lust und Unlust, einfach aus. Allein das ist nicht nur deshalb unmöglich, weil man eben das Universum überhaupt nicht auszählen kann, sondern vor Allem schon in ganz beschränkten Kreisen deshalb nicht, weil man, um das Plus und Minus richtig abzuwägen, niemals nach den als Lust- oder Unlustreize bekannten äußeren Vorgängen, sondern nach dem Grade der Gefühle abschätzen müßte, und weil man dazu eines uns völlig mangelnden gemeinsamen Gradmessers der Gefühle bedürfte. Dies eudämonologische Thermometer würde nämlich bekanntlich schon bei zwei Wesen nächster Verwandtschaft, also etwa bei zwei Menschen desselben Alters, Berufs ꝛc., für dieselbe Veranlassung merklich verschiedene Höhen angeben. Da nun also hier die Induction doch nicht recht ausreichen möchte, so hat man den Beweis von der Mehrheit der Unlust durch begriffliche Deduction zu führen gesucht. Zuerst that das Schopenhauer, indem er, ebenso wie der optimistische Leibniz, der Negativität des Uebels darzuthun gesucht hatte, nun seinerseits die Befriedigung des Willens und das Glück als etwas Negatives nachzuweisen suchte. Da aber die Gefühle der Lust — und die Gefühle sollen ja gegeneinander abgeschätzt werden — doch trotz der vielleicht theilweise negativen Veranlassungen gerade so real bleiben wie diejenigen der Unlust, so mußte auch dieser verfehlte Versuch von der neuern Vertheidigung des Pessimismus preisgegeben werden. Nicht anders erging es dem scheinbar schlagendsten Beweise, den Schopenhauer aus dem Wesen des Willens zu führen suchte: Der Wille sei jedesmal das Bedürfniß nach einem noch Unerreichten, folglich eo ipso Unlust. Werde er nun nicht erfüllt, so steigere sich diese Unlust zu mächtigem Schmerze, werde er erfüllt, so müsse von der entspringenden Lust doch immer jene erste Unlust in der Gesammtschätzung abgezogen werden. Soll daraus auf

Digitized by Google

eine überwiegende Summe von Unlust in der Welt geschlossen werden, so muß außerdem vorausgesetzt werden, 1) daß der Zuschuß von Unlust bei unbefriedigtem Willen die anfängliche Unlust auf einen mindestens ebenso hohen Grad steigert als die Gradhöhe der bei Befriedigung des Willens eintretenden Lust beträgt, was zu beweisen bleibt, und 2), daß der Wille mindestens ebenso oft unbefriedigt bleibt, als er befriedigt wird, was gleichfalls zu beweisen bleibt. Außerdem aber ist dagegen zu constatiren, daß eine große Anzahl von Lustgefühlen überhaupt ohne jedes vorhergehende Gefühl des Bedürfnisses erfahrungsmäßig eintritt. Indem er daher auf diese Beweise verzichtet, stellt Hartmann fünf anthropologische Argumente auf, welche den durchgängigen Ueberschuß von Unlust in der empfindenden Seele erhärten sollen: die Nervenermüdung, welche die Unlust vermehrt, die Lust vermindert, die geringe Höhe der aus dem Nachlassen der Unlust entspringenden Lust, das leichtere Bewußtwerden der zur Unlust führenden Reize, die längere Dauer der Unlust gegenüber dem kurzen Verklingen der Lust, die Neigung des Bewußtseins, bei momentan gleichen Quantitäten von Lust und Unlust der letztern das Uebergewicht zu geben. Von diesen fünf Argumenten möchte zunächst das letzte eben nur für den Pessimisten, niemals für den Optimisten gelten, da es geradezu nichts Anderes als eine Beschreibung der pessimistischen Stimmung enthält. Aber selbst wenn die vier ersten, wie wir es auch nur bedingt zugeben können, erfahrungsmäßig feststellbare Thatsachen sind, so folgt daraus das zu Beweisende noch durchaus nicht, denn alle diese Bestimmungen sind nur relativ, und sie würden den verlangten Beweis nur dann mit Sicherheit leisten können, wenn zugleich objectiv feststellbar wäre, daß die Summe der im Universum auftretenden Lustreize die Summe der Unlustreize nicht um so viel übersteigt, daß sie durch die in diesen vier Thatsachen begründete Verminderung noch immer nicht bis zur Unlustsumme herabgedrückt würde. Angenommen freilich, es giebt in der Welt etwa ebensoviel Veranlassungen zur Unlust wie zur Lust, könnten jene Argumente vielleicht Beweiskraft gewinnen — allein wer begründet uns diese Annahme? Genug, es ist keine objective Beweisführung bisher gefunden worden, welche die unmögliche Auszählung und Abschätzung von Glück und Unglück im Universum a priori ersetzen und damit für ein optimistisches oder pessimistisches Resultat entscheidend werden könnte. Alle diese Versuche sind ebenso willkürlich, wie die darin nothwendigen Abschätzungen der verschiedenen Grade von Lust und Unlust, und wenn der Pessimist Schopenhauer seine Abschätzungen in das Aperçu zusammenfaßt, man möge das Verhältniß von Glück und Unglück in der Welt nach dem Verhältniß schätzen, in welchem das Lustgefühl des fressenden Thieres zu dem Unlustgefühl des gefressenen steht — was würde er einem Optimisten erwiedern können, der ihn fragte, was alle Schmerzen der Mutter wiegen gegen die Seligkeit, mit der das Kind an ihrem Halse ruht?

Endlich aber, geben wir einmal zu, es ließe sich diesen willkürlichen Schätzungen und Zählungen gegenüber ein objectives Princip der Rechnung finden, und das Resultat derselben zeigte nun schließlich mit Sicherheit ein immerhin bedeutendes Uebergewicht auf Seiten der Lust oder der Unlust — was wäre denn nun der Werth dieses Resultats? Für jeden einzelnen Gefühlszustand des einzelnen Wesens sind bekanntlich nicht nur die Gefühlszustände der übrigen Wesen, sondern auch die früheren oder späteren Gefühlszustände desselben Wesens völlig indifferent: denn sofern diese anderen Gefühlszustände selbst Momente des Vorstellungsinhalts in dem einzelnen

Digitized by Google

Zuſtande ſind, müſſen ſie in dem Begriff deſſelben als Erinnerungen, Hoffnungen u. ſ. f., d. h. als integrirende Beſtandtheile dieſes Zuſtandes ſchon mitgedacht ſein. Was hat nun da das Zuſammenrechnen für einen Sinn? Welchem realen Verhältniß entſpricht das Reſultat dieſes Zuſammenrechnens? Es heißt immer, man compenſire gleichgradige Quantitäten von Luſt und Unluſt und ſehe nach, wo ein Ueberſchuß bleibt. Ein Luſtgefühl und ein Unluſtgefühl können ſich doch nur ſo compenſiren, reſpective einen Ueberſchuß nach einer der beiden Seiten geben, daß ſie gleichzeitig in demſelben Weſen als entgegengeſetzte Momente ſeiner Gefühlserregung auftreten. Ohne dieſe Bedingung giebt es gar keine „Compenſation“. Sehr richtig iſt die Bemerkung, daß ein Glas Bier, welches wir heute trinken, den Durſt nicht compenſirt, der uns vor zehn Jahren einmal plagte: aber ebenſo gilt auch der allgemeinere Satz, daß kein Unglück, das uns einmal betrübte, durch irgend ein ſpäteres Glück wieder gut gemacht werden kann, nicht minder jedoch auch der andere Satz, daß kein Glück, das wir einmal genoſſen, durch irgend ein noch ſo großes Unglück wieder aufgehoben werden kann. Wenn es uns manchmal anders erſcheinen möchte, ſo beruht das auf einer Verwechſelung der unmittelbaren Gefühlsmomente mit den Erinnerungen und den von dieſen erzeugten Gefühlen. Erinnern wir uns ſpäter in einem und demſelben Momente zugleich einer Anzahl glücklicher und einer Anzahl unglücklicher Momente, ſo können ſich die von dieſen Erinnerungen ausgehenden Gefühle vielleicht compenſiren und einen Ueberſchuß nach irgend einer Seite geben; allein jene erſten realen Gefühle bleiben davon natürlich für eine ſolche Schätzung gänzlich unberührt. Die ganze Rechnung der Optimiſten und Peſſimiſten hätte deshalb einen realen Werth nur für ein Allbewußtſein, in welchem ſämmtliche Gefühle aller Weſen aller Zeiten als Momente eines einzigen Gefühlszuſtandes aufträten, welches Allfreude und Allleid gegeneinander compenſirend abwöge und je nach dem Erfolge glücklich oder unglücklich oder — indifferent auf dem „Nullpunkt der Empfindung“ — wäre. Ein ſolches Allbewußtſein lehnen die peſſimiſtiſchen Theorien der Gegenwart gefliſſentlich ab, und für ſie ſchwebt ſo das Reſultat der eudämonologiſchen Statiſtik durchaus in der Luft. So viel aber iſt klar, daß für das endliche Bewußtſein des Einzelnen das Reſultat dieſer Rechnung, wohin es auch ausfallen möge, durchaus bedeutungslos bleibt, zumal vom eudämoniſtiſchen Standpunkte aus, wo man doch dem Weltzweck der höchſten Glückſeligkeit nur ſo dienen kann, daß man in ſeinem nächſten Kreiſe, vor Allem aber am ſicherſten in ſich ſelbſt, ſo viel als möglich Glückſeligkeit zu befördern ſucht.

Dieſem Haſchen nach dem Glück und der Luſt hat der größte deutſche Denker das eherne Wort entgegengehalten: „Wir ſind nicht auf der Welt, um glücklich zu ſein, ſondern um unſere Schuldigkeit zu thun.“ Dieſen zunächſt auf das menſchliche Leben bezogenen Gedanken hat er dann, obwohl er die wiſſenſchaftliche Erkenntniß des Univerſums als Weltganzen ablehnte, doch nach ſeinem Princip des „moraliſchen Glaubens“ auf das Univerſum ausgedehnt, und in conſequenter Durchführung dieſer Gedanken hat ſpäter Fichte die Realiſirung der ſittlichen Ordnung für den Zweck des Univerſums erklärt. So ſehr man nun den edlen, reinen Sinn bewundern mag, der in dieſem Gedanken ſich ausſprach, ſo gern man die belebende und innerlich kräftigende Wirkung anerkennen wird, die von dieſem moraliſchen Idealismus in die deutſche Jugend geſtrömt iſt, ſo ſehr muß man auch zugeben, daß, ſo

Digitized by Google

wie der Werth, schließlich auch die Begründung dieses Gedankens mehr in dem großen Zuge des Charakters als in der nüchternen Beweisführung der Wissenschaft gesucht werden mußte. Die Geschichte selbst hat den Untergrund jener dialectischen Beweisführungen durch seine eigene stetige Wandelbarkeit zerstört, und wir brauchen deshalb nicht besonders auszuführen, daß jener Gedanke einer strengen wissenschaftlichen Begründung bisher entbehrt und stets wird entbehren müssen, weil, um die Möglichkeit irgend eines Zweckes herbeizuführen, immer schon Etwas, d. h. also das Universum selbst, da sein muß. Es liegt auch keine Veranlassung dazu vor, weil der auf die Beurtheilung nach diesem sittlichen Zweck gegründete, d. h. der Fichte'sche, Pessimismus, auf den sich übrigens die modernen Pessimisten doch lieber nicht berufen sollten, zur Zeit, wenigstens literarisch, kaum vertreten und auch überhaupt für eine Verbreitung in der großen Masse recht wenig geeignet sein dürfte. Denn er appellirt nicht an den freilich überall ein Echo bietenden Glückseligkeitstrieb, sondern an den tiefen Ernst sittlicher Betrachtung, und indem er an dem sittlichen Zwecke den gegenwärtigen Zustand der Dinge prüft, muß er ihn verwerfen. Wenn wir die Tendenz auch dieses Pessimismus auf Beurtheilung der Welt als unberechtigt zurückweisen müssen, so haben wir doch die Grenzen zu bestimmen, in denen ein solcher ethischer Pessimismus seine Berechtigung hat. Ueberall nämlich, wo ein wahrhaft sittliches Streben existirt, da wurzelt es in der Ueberzeugung, daß es anders werden muß in einem gegebenen Zustande, daß Einiges nicht ist, was sein sollte, und daß Einiges ist, was nicht sein sollte. Jeder sittliche Entschluß enthält deshalb eine auf sittliche Zweckbestimmungen bezogene Verwerfung des gegenwärtigen Zustandes, und wenn man unter diesem moralischen Pessimismus die Ueberzeugung verstehen will, daß der bestehende Zustand der Dinge noch an irgend einer Stelle, die man zunächst selbst vertritt, dem Ideal sittlicher Gestaltung nicht entspricht, dann muß man gestehen, daß diese Art des Pessimismus — die einzige, deren relative Berechtigung uns zweifellos erscheint — die treibende Kraft in allen edlen Erscheinungen des Menschenlebens ist. Aber eben deshalb beschränkt sich auch das in diesem Pessimismus ausgesprochene Verwerfungsurtheil immer auf einen gegebenen Zustand des Menschenlebens und am besten auf die Lebenssphäre des Einzelnen.

Es gäbe endlich noch eine Form, in der das Universum in Bezug auf den sittlichen Zweck beurtheilt würde, indem sich das Urtheil nicht auf einen augenblicklichen, gegebenen Zustand, sondern darauf bezöge, ob in der ganzen zeitlichen Entwickelung des Universums sich eine Annäherung an die Realisirung des sittlichen Zweckes nachweisen lasse, und ob es demnach zu hoffen stehe, daß diese Realisirung einmal wirklich eintrete. In dieser Beziehung war Fichte eine Zeit lang ebenso sehr Optimist, als er sich in der sittlichen Beurtheilung des gegenwärtigen Weltzustandes zum trübsten Pessimismus bekannte. Sollte nun aber diese Frage aus den vagen Begriffsdeductionen auf reale Erkenntnisse zurückgeführt werden, so könnte es sich auch hier nicht um die Entwickelung des sittlichen Gedankens im Universum, sondern höchstens um diejenige innerhalb der terrestrischen Organismen handeln. Wer unbedingt dem Darwinismus huldigt, dürfte sich dann, wenn er den vermuthlichen moralischen Zustand des Urmenschen mit dem der jetzigen Menschheit vergliche, wohl einer optimistischen Hoffnung hingeben können; wer aber sich lediglich an das historische Material halten würde, der könnte, wie es uns

Digitized by Google

scheint, leicht zu dem Schopenhauer'schen Schlusse gelangen, daß zwar die intellectuelle Bildung der Menschheit in der Geschichte die wesentlichsten Fortschritte zeigt, daß aber in sittlicher Beziehung vielleicht mehr Klugheit und äußere Beherrschung der Begierden, nicht aber mehr wirklich innerliche Güte und wahre Charakterbildung in der historisch übersehbaren Zeit Platz gegriffen hat. Wenn jedoch wirklich sich nachweisen ließe, daß das sittliche Wesen der Menschheit im Ganzen innerhalb der unserer Kenntniß eröffneten wenigen Jahrtausende ebensowenig nachweislich sich verändert hat, als seine äußere Gestalt, so wäre doch immerhin die Möglichkeit einer eben ganz außerordentlich langsamen Umbildung dadurch nicht völlig ausgeschlossen. So wenig deshalb auch in dieser Richtung die Wissenschaft allzu hoffnungsvolle Perspectiven eröffnen kann, so wenig schließt sie dieselben völlig aus, und sie wird, bei den bisherigen Daten, sicher am besten thun, auch diese Frage in suspenso zu lassen, — bis zu der Zeit, — wenn dieser Planet mit Allem, was er trägt, in den heimatlichen Gasball zurückstürzt oder wenn, „wie unsere Weisen sagen", in eisiger Gleichheit die Bewegungen des Universums auszittern?

Das Weltgeheimniß.

Capriccio von **Ernst Eckstein.**

„Wer grübelt dort so traurig vor dem Glase,
Die Haare lang und lockenreich gewellt?
Die Stirne glüht, es glüht die dunkle Nase
Blauröthlich, wie von Traubenblut geschwellt.
Er trinkt und trinkt, ein Seher in Ekstase,
Nur mit dem Schlund gehört er noch der Welt . . .
Wehmüthig lächelnd starrt er in den Becher . . .
Wer ist der stumme, grambefangne Zecher?

„Du fragst nach Paul, der einst im goldnen Lichte
Weitaus gestrahlt in's nachtumhüllte Land.
O heische nicht, daß Näh'res ich berichte . . ."
So sprach ich ernst; — doch drängend hielt er Stand.
Und so erzählt' ich warnend die Geschichte,
Und gruselnd barg das Haupt er in die Hand.
O, daß ein Sturm es durch die Völker läutete,
Was dieser Paul am Kneipentisch bedeutete! . . .

Paul war in Bonn Privatdocent gewesen,
Wo keck der Rhein am Kieselstrande lärmt.
Er hatte meistens publice gelesen,
Und mehr für Ruhm als baares Geld geschwärmt.

Digitized by Google

Ich selber lauschte häufig seinen Thesen,
Denn wer sich frei an jeder Flamme wärmt,
Der streicht vor keinem Hochgenuß die Segel:
Der hört sogar Collegia über Hegel.

Wie floß die Rede wundersam begeistert!
Wie glomm der Augen lichtumsprühtes Grau!
Wie ward das Schwerste spielend da bemeistert!
Wie war die Logik reinlich und genau!
Aus Widersprüchen zierlich aufgekleistert
Entstund des Weltalls räthselhafter Bau!
Es fehlte nicht das Tüpfel auf dem J,
Und ehrfurchtschauernd beugten wir das Knie.

Da eines Tags, als lächelnd er geschlossen,
Rief eine Stimme gellend durch den Saal:
„Herr Doctor, pfui! Die abgeschmackten Possen,
Die sind für Secundaner ja zu schal!
Es hat mich längst geärgert und verdrossen,
Denn einmal sind die Stunden Capital,
Und zweitens denk' ich ehrenhaft und rechtlich,
Und alles Flunkern halt' ich für verächtlich."

Erstaunt, entrüstet wenden sich die Blicke,
Dem Frechen zu, der trotzig sie erträgt.
Er wirft die Locken höhnisch zum Genicke,
Und ruft, von wilder Leidenschaft bewegt:
„Ob ich in hundert Schlingen mich verstricke,
Ob Ihr mit tausend Flüchen mich belegt.
Und ob ich zwölf Privatdocenten kränke:
Mir gilt es gleich! Ich rede, was ich denke!"

Jetzt bricht ein Sturm entfesselt durch die Hallen;
„Hinaus! Hinaus!" — so brüllen sie im Chor;
Es läßt mein Paul die Hegelhefte fallen,
Und traut sich bang und rathlos hinterm Ohr.
„Halt, meine Herrn!" beginnt er dann zu lallen,
„Der Fall ist ernst! Der Sprecher trete vor!
Ich lasse frei den Widerspruch gewähren!
Der Herr Studiosus möge sich erklären."

Und: „Hier, Herr Doctor!" tönt es ihm entgegen;
Ein bleicher Jüngling drängt sich aus den Reih'n.
Er kreuzt die Arme, lässig und verwegen;
Sein Auge blitzt in geisterhaftem Schein.
Paul schaut ihn an und räuspert sich verlegen,
Doch Jener spricht: „Privatdocent zu sein,
Das dünkt der Plebs beneidenswerth und rühmlich,
Doch ist auch Euch der Irrthum eigenthümlich!

Ihr glaubt des Räthsels Lösung zu verkünden,
Ihr prunkt und prahlt und jubelt schon Triumph!
Ihr glaubt des Daseins Tiefen zu ergründen,
Doch Euer Blick ist seelenlos und stumpf!

Digitized by Google

Wo unſres Lebens dunkle Ströme münden,
Ihr ſeht ihn nicht, den bodenloſen Sumpf,
Das düſtre Urnichts, todtenſtill und leer,
Nirwana's ödes, uferloſes Meer.

Nichts iſt der Quell, aus dem das Sein geronnen:
Gemach in's Urnichts rieſelt es zurück.
Ein Fiebertraum von zweifelhaften Wonnen,
Das iſt des Lebens flügelſchnelles Glück . . .
Ein Märchen, das ein Dichterhirn erſonnen,
Ein Knabenſtreich, ein ſchales Bubenſtück,
Ein Fehler in des Nichtsſeins großem Plane,
Ein mattes Epiſödchen im Romane!

Ha! Eurer Denker fades Schmachtgekoſe
Paßt für Germaniens triſtes Publicum.
Mich aber ſchütze Zeus vor Eurem Looſe;
Noch bin ich nicht ſo ſeelenlos und dumm!
Den Kern der Weisheit trag' ich in der Hoſe:
Hier! ſchau'n Sie her! Die Taſchen kehr' ich um,
Was ſehn Sie? Nichts! Auch nicht das kleinſte Quantum!
Da haben Sie's! Quod erat demonstrandum!"

Er ſpricht's, und gellend bricht ſich an den Wänden
Sein wildes Lachen, grauſenhaft und ſchrill.
Das Hoſenfutter hält er in den Händen:
„Jetzt Freund", ſo ruft er, „weißt Du, was ich will!"
Sein Blick durchſchweift den Saal nach allen Enden,
Doch rings im weiten Raume bleibt es ſtill,
Entſetzen packt der Hörer blaſſe Schaar,
Und Paul zerwühlt erſchüttert ſich das Haar.

Der Jüngling ward in's Irrenhaus geſendet,
Doch Paul? eheu! ſein Friede war zerſtört:
Der Griff, der keck die Taſchen umgewendet,
Er hatte Paul's Gedankenwelt empört!
Was einſt ihm Kraft und Lebensmuth geſpendet,
Erſchien als Trug, der heuchelnd ihn bethört!
Und eines Tags — erbebt, ihr Philoſophen!—
Warf er den Hegel fluchend in den Ofen!

Nun ſaß er täglich grübelnd vor dem Glaſe,
Die Haare lang und lockenreich gewellt.
Die Stirne glomm, es glomm die dunkle Naſe
Blauröthlich, wie von Traubenblut geſchwellt.
Er trank und trank, ein Seher in Ekſtaſe,
Und trüber ſtets verſchwomm ihm ſo die Welt. . .
Und als zuletzt die Moira ihn getroffen,
Da ſprach der Wirth: Er hat ſich todt geſoffen!"

Digitized by Google

Wenn's donnert.

Eine Geschichte für Bräute, Bräutigams und Schwiegermütter.

Von **Emil Cohnfeld.**

Ich war verheirathet — seit zwei Stunden! Ich war glücklich, liebend und wieder geliebt; ich durfte nach Schiller's Lehre getrost meinen Jubel in sein Lied an die Freude mischen, denn ich hatte „ein holdes Weib errungen"; Das Mädchen meiner Wahl war mein, saß als holde, freudige, erröthende Gattin an meiner Seite — ich war mit ihr verheirathet, seit zwei Stunden ..... Leser, ich sage Euch, ich brauche nicht mehr zu sagen! Wer schon in meinem Fall gewesen ist, wird mir nachfühlen, wer noch in meinen Fall zu kommen hofft, wird begreifen, was ich empfand, und — und wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich von ..... unserer Geschichte fort, sie paßt nicht für ihn!

Der Standesbeamte hatte Schwarz auf Weiß in den Annalen der Geschichte die Thatsache verzeichnet, daß wir Mann und Frau seien, der Prediger hatte mit dem Petschaft des kirchlichen Segens feierlich sein Siegel auf die Sache gedrückt; seit letzterem Moment waren zwei Stunden verflossen, zwei verlegene Stunden des Gläserklingens und Gratulirens, des Champagnerschäumens und der Hoch's seitens der kleinen Herrengesellschaft, auf welche wir nach Anordnung meiner gewissenhaften Schwiegermutter, der verwitweten Frau Dr. Günther, unsere heutige Hochzeitsfeier — weil erst vor 4 Monaten eine alte Großtante meiner Frau gestorben war, welche sie zwar nie gesehen, die ihr aber ein kleines halbstöckiges Landhäuschen irgendwo 10 Meilen weit von hier hinterlassen hatte, das wir nie zu beziehen gedachten — pflichtschuldig hatten beschränken müssen. — Die Herrengesellschaft war nun, Gottlob, fort, und wir genossen das Glück, uns allein überlassen zu sein: zum ersten Male mit einander allein an diesem Tage, an welchem sich die übervollen Herzen so pochend nach einigen Augenblicken des Alleinseins sahen, und an welchem man ihnen dieser so wenige schenkt! Schweigend, bebend, in tiefer Empfindung der Heiligkeit des Momentes lehnte Alma ihr Köpfchen an meine Brust und ich drückte den ersten so recht vollbewußten Gattenkuß auf ihre schöne weiße Stirn — lächelnd schaute die Sonne des Tages in unser Zimmer hinein auf uns hin und neigte sich freundlich dem nahen Horizonte zu, als wollte sie, vernünftiger als Hochzeitsgäste sonst zu sein pflegen, heut nicht allzulange stören, und die Sonne meiner Glückseligkeit stand in ihrem Zenith ..... nein, allerdings noch nicht ganz, es fehlte noch ein kleines Stückchen daran.

„Leo", sagte mein junges Weib, mir tief in die Augen sehend, und eine ganze Welt von Beben und Fühlen, Hoffen und Bangen lag in diesem tief empfundenen Ausbruch der zagenden Mädchenseele: „Leo, werden wir glücklich sein?"

Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible]'s connert.

[illegible] Bräutigams und Schwiegermutter.

Von Emil Cohnfeld.

[illegible] — [illegible] Ich war [illegible]
[illegible] Ihre getrost [illegible]
[illegible] ho [illegible]
[illegible] war mein, [illegible] als holde, [illegible]
[illegible] — ich war [illegible]
[illegible] Euer [illegible]
[illegible] wir [illegible], wer [illegible]
[illegible] wird [illegible], was ich [illegible] und, und — [illegible]
[illegible] stehle [illegible] von [illegible] unserer [illegible]
[illegible]!

[illegible] hatte [illegible] auf Weiß in den Annalen der [illegible]
[illegible] daß wir Mann und Frau seien, der [illegible]
[illegible] des [illegible] Segens feierlich [illegible]
[illegible] waren zwei Stunden [illegible]
[illegible] des [illegible] und Gratulirens, des [illegible]
[illegible] der [illegible] der kleinen Herrengesellschaft, [illegible]
[illegible] meiner [illegible] Schwiegermutter [illegible]
[illegible] Dr. [illegible] Hochzeitsfeier — weil erst vor
[illegible] alte Großtante meiner Frau gestorben war, welche sie zwar
[illegible] ein kleines halbstöckiges Landhäuschen irgendwo
[illegible] hier [illegible], das wir nie zu beziehen gedach-
[illegible] — Die Herrengesellschaft
[illegible] und wir [illegible] das Glück, uns allein [illegible]
[illegible] an diesem Tage, in welchem
[illegible] nach einigen Augenblicken des Allein-
[illegible] dieser so wenige [illegible] Schweigend,
[illegible] des [illegible] ihr
[illegible] den [illegible] recht vollbewußten
[illegible] — [illegible] schaute die Sonne, des
[illegible] ein auf uns hin und neigte sich freundlich dem
[illegible] als [illegible]
[illegible] und die Sonne [illegible]
[illegible] Zenith [illegible] allerdings [illegible]
[illegible] Stückchen [illegible]
[illegible] Weib, [illegible] in die [illegible]
[illegible] Leben und Fühlen, [illegible] und Bangen [illegible]
[illegible] der zagenden Mädchenseele: „Ich, werden [illegible]

Digitized by Google

Alphonse Daudet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst. Ich war ihm in diesem Augenblicke ungemein nahe! Wie wohl verstand ich das heilige Gefühl dieses zagenden Blickes in die weite, weite dunkle Zukunft, das sinnige schüchterne Erbeben, das in solchem Augenblicke noch einmal das Herz des jungen Weibes bewegt, und in inniger Rührung ergriff es mich, als müsse ich ihr in diesem unvergeßlichen ersten Moment jenseit des Wendepunktes unseres Lebens noch einmal sagen, was ich ihr schon tausendmal gesagt, ihr noch einmal durch meine eigenen Worte geloben, was ich ihr heut durch die Worte des Priesters gelobt — gerührt, begeistert sank ich ihr zu Füßen, preßte innig ihre Hand an meine Brust und voll tiefer Inbrunst sagte ich:

„Madamchen, der Wagen ist da!“ —

Das sagte nämlich nicht ich, sondern Schwiegermutters Dienstmädchen, Jette, welche geräuschvoll mit dieser Meldung in's Zimmer trat. Hölle und Teufel, also schon wieder eine Störung! Aergerlich sprang ich auf und putzte mir, um meine Verlegenheit zu verbergen, den Teppichstaub von den neuen Bräutigams-Beinkleidern. Alma wandte sich, gleichfalls verlegen, ab, um ihre Mantille sehr emsig von der einen Sophalehne auf die andere zu legen. Denn wenn auch alle Welt weiß, daß jeder junge Ehemann seiner Frau zu Füßen liegt, so will man sich doch nicht gern in solcher Situation betreffen lassen, am wenigsten am Hochzeitstage, wo es noch viel genirlicher ist, und am wenigsten von so einer dicken Jette von Dienstmädchen, welche mit ihrem feisten, rothen, schmunzelnden Gesicht den méchanten, indiscreten Hochzeitstagblick noch viel prägnanter aufsteckt als andere Leute. — Weiß nämlich der Himmel (oder weiß es der Teufel?) was an einem Hochzeitstage alle Leute, die nicht copulirt werden, für einen nichtsnutzigen, störenden, intriguant prickelnden Blick haben! Da ist lauter Lächeln, Schmunzeln, Pfiffigaussehen und Augenzwinkern auf den Mienen, und wenn man das Alles zusammennimmt, schaut nichts weiter heraus, als eben dieser vorwitzige, plapperhafte Hochzeitstagblick, mit dem die Leute Einen von der Seite anblinzeln, als ob man ein ganz putziges Wunderthier sei, das sie mit diesem Blick wie mit einer Fingerspitze in den Seiten kitzeln müßten, damit — sie lachen können! Und doch ist die Urheberschaft dieses Blickes weiter nichts als der pure Aerger darüber, daß sie selbst nicht noch oder schon in der genirlichen Lage sind, so angeblinzelt zu werden. Ich kenne nur einen Blick, der noch schadenfroher aussieht und noch méchanter ist: der Lendemain-Blick! So ein Gästegesicht mit dem Lendemain-Blick, meiner Treu, ist ein ächtes vorwitziges Pinselgesicht: ein Gesicht als Pinsel, der dem Bräutigams-Antlitz die Verlegenheitsmiene anmalt und das Bräutchen-Antlitz — — ah so, nein: das Frauchen-Antlitz roth färbt! Aber wartet nur, liebe Leser: gegen den Hochzeitsblick und den Lendemain-Blick ziehe ich nächstens einmal in einem besonderen Artikel zu Felde!

Dies Alles fuhr mir damals ärgerlich durch den Kopf, während ich mir verlegen die neuen Bräutigamskleider abstäubte und Jette noch immer mit dem breiten Schmunzeln auf dem breiten Gesicht in der Thür stand und auf uns hinblinzelte. Uebrigens hatte das Mädchen auch Recht mit ihrer Störung, denn es war sechs Uhr und in einer Stunde ging der Zug, mit dem wir abreisen wollten. Ich sagte also jetzt nichts zu meiner Frau und verschob meine schöne, feurige Rede auf später, wo ich ja noch Zeit genug dazu hatte. Eine Eisenbahnfahrt von drei Stunden lag vor uns: drei Stunden der ein-

Digitized by Google

samen, traulich zu verplaudernden Fahrt im stillen, gemüthlichen Eisenbahncoupé, das ich schon im Voraus für uns allein genommen; dann zwei Stunden Wagenfahrt durch den schönen Wald in der herrlichen hellen Mondscheinnacht nach dem Gute unseres Onkels, des Bruders meiner Schwiegermutter hin, wo wir unseren ersten Hochzeitsbesuch abstatten wollten — wie schön und viel ließ sich da plaudern, wie viel einander sagen; und wie viel hatten wir noch einander zu sagen, die wir in den letzten acht Tagen aller Welt mehr hatten angehören müssen als einander! Und nun endlich einige Stunden des Sichselbstangehörens, die ersten Goldstunden der Flitterwochen, wahrscheinlich die einzigen für die nächsten Tage — o, was wollte ich Alma Alles sagen, wie wollte ich mir noch auf's Neue ihr Herz gewinnen, wie die bänglichen Gefühle, welche an diesem bedeutungsvollsten Tage ihres Lebens sie beschleichen mochten, mit meiner Liebe von ihr hinwegscheuchen! Ach, so eine Hochzeitsreise ist doch eine schöne Erfindung!

Unser Gepäck war schon vorausgeschickt, unsere Vorbereitungen also bald getroffen. Schweigend nahm ich den Hut und Alma meinen Arm — was sollten wir sprechen mit übervollem Herzen und der dicken Jette noch immer in der Stube, das breite Schmunzeln noch immer auf ihrem breiten Gesicht und dabei die dicken Abschiedsthränen über die rothen Backen herablaufen lassend! Nun blieb nur noch der Abschied von der Schwiegermama, welche uns übrigens morgen nach dem Gute nachkommen wollte, weil bis dahin häusliche Arrangements sie hier zurückhielten, nur noch der Abschied von ihr, und dann konnte es fortgehen. Da öffnete sich die Thür und meine Schwiegermutter trat in's Zimmer.

„Kinder", sagte sie mit mütterlichen Rührungsthränen in den Augen und reichte Jedem von uns feierlich eine ihrer Hände: „Kinder, ich kann Euch so nicht abreisen lassen, — ich fahre gleich mit Euch!"

Ich stand starr!

„Ach Mamachen, was bist Du doch gut!" schluchzte Alma an ihrem Halse.

„Schwiegermama . . . . . Sie sind wirklich zu gütig . . . . . ." stammelte ich.

„Lassen Sie das, Leo", sagte sie sanft abwehrend, als wolle sie sich bescheiden meines Dankes entschlagen. „Ich habe mir die Sache überlegt: Ihr Beide wollt doch heut nur für einander da sein, und Verliebte haben für nichts Anderes Kopf und Sinn, wer soll sich da um die vielen Gepäckstücke bekümmern, wer soll aufpassen, daß Ihr mir auch unterwegs einen Bissen esset und Alma sich bei der kühlen Nachtfahrt durch den Wald ihren Regenmantel umbindet, damit sie sich nicht erkältet! Nein, nein. Verliebte haben für all derlei keinen Sinn, da geht Alles drunter und drüber, Täschchen und Packete werden vergessen, kein Bissen wird genossen, und matt und erkältet kommt man auf Pappelberg an! Ich werde für das Alles sorgen: bei mir seid Ihr in guten Händen, und", setzte sie mit neuen Rührungsthränen hinzu, „warum sollte eine Mutter das nicht einmal mehr für ihr Kind thun!"

Alma trocknete sich gerührt die Augen, dankte ihrer Mutter und küßte sie. Ich wagte noch einige bescheidene Einwendungen wegen der wirthschaftlichen Arrangements, welche vielleicht ihre Anwesenheit hier forderten; aber sie versicherte mich, sie habe das Nöthige schon Jetten übertragen und das Uebrige könne warten, bis sie zurück sei. „Und nun kommt, Kinder, es ist Zeit", fügte sie hinzu. „Jette, gieb mir Hut und Mantille!" —

Digitized by Google

So gingen wir denn von dannen, und wie ich mir vorhin vor Verlegenheit die neuen Bräutigams-Beinkleider abgestäubt, so drehte ich mir jetzt beim Hinuntergehen nach dem Wagen vor Aerger einen Knopf von dem nagelneuen Sommerüberzieher ab, den ich über dem Arme trug.

Eine Stunde später sausten wir im pochenden Dampfzuge durch die dämmernde Landschaft dahin, umlächelt vom Abendgold und dem Purpur der sinkenden Sonne, vereint mit Schwiegermama und ihren Taschen und Packeten im stillen, einsamen Coupé, unserem fernen Ziele zu. O, solch ein Eisenbahncoupé, wie ist es so weit und doch so eng! Für zwei ist es eine Welt, für Drei ein Käfig! Wir flogen mit unserem Käfig brausend dahin, und daß es nicht zu still und lauschig in demselben herging, dafür sorgte Schwiegermama! Nachdem sie die Päckchen und Packete durchgezählt — es waren mit denen, welche sie selbst noch hinzugebracht, elf Handstücke mit Ausschluß von Alma's Reiseschirm — wurden dieselben gehörig placirt und systematisch Jedem von uns Diejenigen zugetheilt, auf welche er sein specielles Augenmerk richten sollte; da ihr hierbei die Auswahl viel Kopfzerbrechen machte, so wurden wiederholte Abänderungen der Vertheilung nöthig, und da dies sie confus machte, so mußte die Sache dahin geordnet werden, daß mit Umstoßung der früheren Placirung Jedem sein Gepäck-Deputat neben seinen Platz gepackt wurde. Erhitzt von dieser nicht unbedeutenden Arbeit an dem drückend warmen Sommertage, bat sie mich dann um Aufschnallung ihrer Hauptreisetasche, aus welcher ich ihr die Ingredienzen zu einer Limonade hervorsuchen und diese bereiten helfen mußte. Darauf lud sie uns zum Essen von dem mitgenommenen Vorrath ein, und da wir dankten, so bat sie Alma, ihr wenigstens bei Bereitung eines kleinen Imbisses für sich selbst behülflich zu sein, da sie nicht verliebt sei und daher Appetit habe. Dann wurde mit Alma's Hülfe auf der Bank der Tisch gedeckt, an welchem die Mama ihr Souper einnahm, und damit wir nicht ganz leer ausgingen, unterhielt sie uns dabei wenigstens eifrig mit ihren Abhandlungen über die Güte der vorhandenen Waaren, Preis, Bezugsquellen, wirthschaftliche und nationalökonomische Seiten derselben.

Meine Schwiegermutter, die, wie schon bemerkt, verwittwete Frau Dr. Günther, war eine charmante, herzensgute Frau, welche nur — abgesehen von dem Bischen Schwiegermutter-Egoismus, welchen sie natürlich besaß, und den man ihr eigentlich nicht übel nehmen konnte als einer Mutter, die Einem solche Alma zur Frau giebt — welche nur, sage ich, drei Fehler hatte, die zuweilen etwas störend waren: daß sie nämlich eine wahrhaft virtuose Fertigkeit darin besaß, zu jeder Zeit, wann es ihr beliebte, essen, sprechen und schlafen zu können, gleichviel ob das in die Situation paßte oder nicht. Nachdem sie uns heut mit den ersten beiden Fertigkeiten so lange genügend in Athem gehalten, bis die Dunkelheit des früh herein gebrochenen Abends uns umgab und nur noch das Licht der Lampe träumerisch in unserem Coupé blinzelte, ging sie zur dritten Virtuosität über und erklärte, schlafen zu wollen. Auf ihr Ersuchen machte ich ihre Bank durch neues Umpacken der Taschen und Packete frei, Alma erbaute aus denselben ein Kopfkissen und bedeckte Mamachen sorgsam mit einem leichten Tuch gegen etwaigen Zugwind, worauf Mamachen, nachdem sie uns noch ernstlich ermahnt hatte, nun endlich das Geplauder aufzugeben und gleichfalls ein Bischen des Schlummers zu pflegen, zwei Minuten später das schonungsvolle Geflüster, in welchem wir Beide zu einander sprachen, mit einem sanften halblauten Schnarchen begleitete.

Digitized by Google

Draußen war es Nacht geworden, aber in uns war es licht und hell. Ich wußte, jetzt war es Zeit zu meiner schönen, feurigen Rede von heut Nachmittag, und steuerte mit unserem Gespräch in geschickten Wendungen auf dieselbe hin. Da krachte plötzlich ein lauter, mächtiger Donnerschlag durch die Stille.

„Ei, Du meine himmlische Güte, mich trifft der Schlag!" kreischte meine Schwiegermutter gellend auf und fuhr entsetzt aus dem Schlaf empor.

Auch Alma erschrak, und selbst ich trat ganz verblüfft an das Fenster und zog die niedergelassene Gardine zurück, um in das Dunkel hinauszusehen. Der Himmel hatte sich dicht bewölkt, ein tüchtiger Regen goß herab und es entlud sich nach dem heißen Tage ein Gewitter, das war das Ganze.

„Ein Gewitter!" stöhnte meine Schwiegermutter entsetzt. „Gott im Himmel, ein Gewitter, während man auf der Eisenbahn sitzt, ist das denn nicht schrecklich gefährlich, liebster Leo?"

„Nicht doch", lachte ich; „nicht gefährlicher als irgendwo anders. Im Gegentheil!"

„Ach, es ist aber doch zu entsetzlich, wenn's donnert, — und nun der entsetzliche Zugwind, ach Gott, ich fürchte mich zu Tode!" jammerte sie.

„Beruhigen Sie sich doch, Mamachen", beschwichtigte ich lächelnd; „der Zugwind ist hier nicht zu fürchten; er kann ja höchstens den Blitz von uns hinweg, nicht zu uns her führen."

„Ach, der Blitz", demonstrirte sie kläglich; „vor dem Blitz fürchte ich mich auch nicht, aber der Donner, das ist etwas ganz an — an — hei, heioh!!" gellte sie entsetzt von Neuem auf und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu, als soeben wieder ein mächtiger Donnerschlag dahin rollte.

Meine Schwiegermutter bekam nun „ihre Nerven", wie sie ihre nervösen Anwandlungen nannte, und wir hatten mit schnell ausgepacktem Riechsalz und Eau de Cologne-Fläschchen zur Genüge zu thun, den Krieg zwischen ihr und ihren Nerven zu beschwichtigen. „Ein Gewitter gleich zum Anfang der Ehe", jammerte sie dabei zu wiederholten Malen, „gleich Donner bei der Hochzeitsreise — ach Ihr armen Kinder, das hat Etwas zu bedeuten!" — Glücklicherweise hatte das Gewitter ein Einsehen und zog schon nach dem dritten Donnerschlage vorüber, es wetterleuchtete nur noch ein Bischen am fernen Horizonte, der Himmel aber klärte sich fast ebenso schnell, wie er sich bewölkt, wieder auf, und bald lachte er von Neuem in seiner ganzen silberdurchflossenen blauen Ruhe und Gemüthlichkeit. Riechsalz und Eau-de-Cologne wurden nun wieder verpackt und der Friede mit den Nerven schnell hergestellt. Die Sache erschien als eine vereinzelte, bald vergessene kleine Episode unserer Reise. Meine Schwiegermutter aber erklärte, sie sei ganz munter geworden, sie wolle nicht mehr schlafen und stelle sich uns nun wieder ganz zur Verfügung. „Und auf der nächsten Station ist ja wohl Aufenthalt?" fragte sie.

Ich bejahte; 15 Minuten.

Sie erklärte: gut, dann werde sie diese dazu benutzen, auszusteigen und eine Tasse schwarzen Kaffees zu trinken, das müsse sie nach gehabtem Nervenzustande immer thun, um ganz wieder auf dem Posten zu sein. Ich athmete auf, es standen also wenigstens 15 Minuten Ruhe in Aussicht, und ich konnte in dieser Zeit meine Rede zu Ende führen, da Alma erklärt hatte, nicht aussteigen zu wollen, ich also mit ihr jene 15 Minuten allein blieb. Der Zug hielt und ich bat meine Schwiegermama um Entschuldigung, wenn ich sie

Digitized by Google

nicht begleite, da ich als so junger Ehemann meine Frau doch nicht allein sitzen lassen dürfe.“

„Ach, wißt Ihr was, Kinder, dann steige ich auch nicht aus“, sagte meine Schwiegermutter gemüthlich, „ich bin nie Spielverderberin, bitte, Leo'chen, seien Sie nur so gut und holen Sie mir eine Tasse Kaffee vom Büffet und wir bleiben alle Drei gemüthlich sitzen. Aber bitte, ja schwarzen Kaffee, ja?“

Alma mußte wohl merken, daß jetzt in mir ein Gewitter heraufzuziehen im Begriff war, denn sie stieß mich leise an, zupfte mich leise am Aermel und warf einen so sanften, tiefen, bittenden Blick auf mich, daß — daß sie mich beschämte. Ich nahm mich zusammen, erklärte meiner Schwiegermama, daß es mir großes Vergnügen mache, ihr gefällig zu sein, kletterte aus dem Coupé, drängte mich eine Zeitlang am dicht umringten Büffet umher, bis es mir gelang, eine Tasse schwarzen Kaffee zu erobern und brachte sie der Mama zurück.

„Danke vielmals, lieber Leo“, sagte diese mit verbindlichem Lächeln, „bitte, steigen Sie doch ein, ich — aber, um Gotteswillen, der Kaffee ist ja süß? Ach, süß kann ich ihn nicht trinken, wenn ich meine Nerven gehabt, habe..... hier, Alma, mein Kind, trink Du ihn, er wird Dir gut thun; bitte, lieber Leo, es ist ja noch Zeit, holen Sie mir eine andere Tasse, aber ja bitter, — wollen Sie so gut sein?“

Jetzt wäre ich wahrhaftig grob geworden, aber Alma, Alma mit wieder so einem himmlischen, bittenden, besänftigenden Blick, sagte zu mir: „armer Leo, wir machen Dir so viel Mühe, aber bitte, Männchen, ich möchte gerne diese Tasse Kaffe trinken!“

Ich ging. Ich wußte, daß Alma nicht gern schwarzen Kaffee trank, ich verstand, weshalb sie dies Trankopfer brachte, und ich ging. Als ich mit der glücklich eroberten Tasse ohne Zucker zurückkam und sie der Schwiegermutter stumm überreicht hatte, umfaßte mich Alma, gab mir einen süßen Kuß und sagte leise: „Du mein guter, lieber Leo!“ Das war schön von ihr, ich fühlte mich königlich belohnt und war wieder ganz vergnügt. Mamachen aber lächelte verschmitzt auf uns hin und trank ihren Kaffee. Dann beugte sie sich zu mir herüber und sagte mir lächelnd in's Ohr: „Sehen Sie nun, wie gut es ist, daß ich mitgefahren bin? Ohne mich hätte sie nicht daran gedacht den Kaffee zu trinken, und was meinen Sie wohl, wie gut ihr der gethan hat nach der langen, ermüdenden Fahrt! Das haben Sie doch wohl an dem schönen Kuß gemerkt — bedanken Sie sich bei mir dafür!“

„Ja, Schwiegermama“, sagte ich lachend, „Sie haben Recht, ich danke Ihnen!“

Dann schrillte die Pfeife zur Abfahrt und wir sausten abermals von dannen. Ich war jetzt wieder geduldig wie ein Lamm. Noch eine halbe Stunde, dann waren wir auf der Station L., auf der wir die Eisenbahn verließen, und bei der schönen Wagenfahrt durch den Wald nach dem Gute hin in Begleitung des Onkels und der Tante, die uns auf dem Bahnhof mit dem Wagen erwarteten, mußte doch wenigstens meine, uns alle Beide nervös machende Schwiegermutter ein Bischen in den Hintergrund treten. Auf dem Gute des Onkels erwartete uns heut noch ein festlicher Empfang von Seiten lieber Verwandter, welche dort unserer Ankunft harrten; dort waren der Cousin und die Cousinen meiner Frau, die ihre liebsten Freundinnen waren, dort sollte morgen erst so recht das eigentliche Hochzeitsfest ländlich und en famille gefeiert werden — das gab freilich noch viel Trubel, noch viel Störung

Digitized by Google

in dem so ersehnten, stillen Einanderangehören; aber es war denn doch hübscher als daheim in der ceremoniellen Stadt, und dann — dann war es jetzt doch ein Bischen anders als bis heut!

Der Zug hielt, die Thür wurde aufgerissen, und so schnell es meine Schwiegermutter und die elf Handstücke gestatteten, kletterten wir aus dem Wagen, denn der Zug verließ die kleine Station sogleich wieder, um seine Fahrt fortzusetzen. Geschäftige Hände spangen uns beim Transport des Gepäckes bei, und hastig wollte ich voraufeilen, um nach dem Wagen zu sehen.

„Halt, Leo", rief da meine Schwiegermutter, „halt, nicht so schnell! Was wollen Sie bestellen?"

„Bestellen?" fragte ich ganz verblüfft.

„Nun ja; Sie wollen doch nach dem Büffet?"

„Nach dem Büffet? Meiner Treu, nein, nach dem Wagen wollte ich sehen", sagte ich verwundert.

„Aber liebster Leo", erklärte meine Schwiegermutter ganz entrüstet, „wir müssen doch vor allen Dingen einen Bissen Warmes essen, wollen Sie Barbar denn Ihre junge Frau so hungrig noch zwei Meilen weiter in die Nacht hineinschleppen? Ganz natürlich müssen wir erst zu Abend essen!"

„Ich danke wirklich, Mamachen", sagte Alma bittend, „ich habe durchaus keinen Hunger, und ich denke, wenn der Onkel mit dem Wagen schon hier ist, so fahren wir am besten gleich weiter!"

„Ach das ist ja Unsinn, mein Kind', protestirte die Schwiegermutter, „wie darf man nur so gegen seine Gesundheit verfahren! — Warte nur, mein Kind, ich esse eine Omelette und Du siehst mir zu; bei dem Zusehen wird der Appetit schon kommen — essen muß der Mensch!"

„Schwiegermama", sagte ich ganz erregt, „liebste Schwiegermama, ich habe Ihnen unterwegs Alles zu Gefallen gethan, thun Sie mir nun auch einen Gefallen, wollen Sie? Gut, essen Sie keine Omelette, sondern lassen Sie uns gleich weiter fahren!'

„Aber liebster Leo, was sind Sie stürmisch", lächelte meine Schwiegermutter mit einem komischen Seitenblick auf mich. „Nun, Kinder, Ihr wißt, ich bin nie Spielverderberin, lassen wir also das Abendbrod sein. Laufen Sie, Sie Barbar, sehen Sie nach dem Wagen!"

Vergnügt wie ein Schuljunge, der Ferien gekriegt hat, sprang ich von dannen. Da sich Onkel und Tante nicht in dem Wartezimmer befanden, so war zu vermuthen, daß sie mit dem Wagen noch nicht eingetroffen seien; aber es trieb mich hinauszueilen und ein Stückchen die Chaussee hinunterzuschauen, ob sie noch nicht kämen. Es war brieflich mit ihnen verabredet worden, daß sie mit zwei Wagen auf dem Bahnhof sein sollten, deren einer dazu bestimmt war, das Gepäck aufzunehmen, während in dem größeren — wie ich voraussetzte, des Onkels schöner neuer Landkutsche — wir uns placiren sollten. Von Rechts wegen hätten sie wohl schon vor Ankunft des Zuges dort sein sollen; aber der Onkel sammt Frau Gemalin waren behäbige, keine Ueberstürzung kennende Leutchen, die das Pulver nicht gerade erfunden hatten, und bei deren gemüthlichem Phlegma eine solche Verspätung keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Auf dem großen freien, halbdunkeln Platz vor dem Stationsgebäude hielt ein kleiner, offener, zweisitziger Wagen, wie ihn die Gutsbesitzer gebrauchen, wenn sie allein oder nur von einem Kutscher begleitet über Land

Digitized by Google

fahren. Ein Knecht, den ich zu erkennen glaubte, lehnte müßig und wie ein im Stehen schlafender Oelgötze an der Wagenflanke. Ich rief ihn an.

„Heda, bist Du es, Michalk?"

„Jo."

„Ist dies hier unser Wagen?"

„Jo."

„Ist denn der Herr und die Madam noch nicht hier?"

„Nä."

„Aber sie kommen doch mit der großen Kutsche, wie?"

„Jo."

„Weißt Du nicht, wann sie abfahren wollten?"

„Nä."

„Du mußt doch aber gehört haben, zu wann sie das Anspannen bestellt haben?"

„Nä."

Aergerlich wandte ich ihm den Rücken. Der Onkel hatte das Vergnügen, lauter Stock-Wenden zu Knechten zu haben, ein so dummer, verstockter, raffinirter und plump-schlauer Menschenschlag wie nur möglich. Es war von dem einsilbigen, stumpfen Menschen keine nähere Auskunft zu erlangen und mißmuthig kehrte ich in das Passagierzimmer zurück.

„Nun?" fragten Schwiegermutter und Alma zu gleicher Zeit; „Onkel Robert noch nicht da?"

Ich verneinte.

„Da sehen Sie, Leochen", sagte meine Schwiegermutter ganz vergnügt, „ich soll dennoch meine Omelette essen, — ich sage es ja, das Schicksal und Onkel Robert sind vernünftiger als Sie Ruheloser! — Bitte, Herr Wirth, machen Sie mir eine Omelette, aber hübsch braun, wenn ich bitten darf, so esse ich sie lieber. Willst Du nicht auch eine nehmen, mein Kind? Nein, Du dankst? Na, und Sie auch nicht, Leo? Nein, was sind solche Verliebte für satte Menschen! Nun, ich lasse mich dadurch nicht stören, wenn Onkel Robert kommt und Alles aufgepackt ist, bin ich längst fertig, ich bin nie Spielverderberin!"

So schwatzte sie munter weiter, schon im Vorgeschmack der kommenden Omelette; ich aber nahm Alma's Arm und schritt mit ihr hinaus. Draußen auf dem freien Platze im traulichen, sanften Halblicht des vom Hause verdeckten Mondes promenirten wir auf und ab und jetzt hielt ich meine schöne, feurige Rede an Alma, deren Augen davon schöner als das hellste Silberlicht des Mondes leuchteten, während süße, freudige Thautropfen der Rührung und der Liebe bei meinen Worten die Rosen ihrer Wangen benetzten.

Glücklich brachte ich die Rede diesmal zu Ende und wir waren im Gespräch schon ein Weilchen zu den uns erwartenden Schönheiten unserer Hochzeitsreise gekommen, als die Worte zu uns hinschallten:

„Nun, Kinderchen, wie stehts's, Onkel und Tante noch nicht da?"

Meine Schwiegermutter stand nach glücklich verzehrter Omelette in der Thür des Stations-Hauses und rief uns jene Worte zu.

Aus meinen süßen Träumen aufgeschreckt, erinnerte ich mich erst jetzt wieder unserer augenblicklichen Situation, und diesmal, wie ich gestehen muß, mit einiger Unruhe. Um ein Viertel auf elf Uhr waren wir hier angekommen, jetzt war es fast elf, seit zehn Uhr hätte der Wagen hier sein sollen

Digitized by Google

und er war noch nicht da, was hatte das nur zu bedeuten? Es kam mir sehr erwünscht, daß Alma in diesem Augenblick den Wunsch äußerte, eine Tasse Thee einzunehmen und meine Schwiegermutter erklärte, dann trinke sie zur Gesellschaft ein Täßchen mit. Ich konnte die Damen also nach dem Wartezimmer zurückführen, bestellte dort den Thee und lief dann allein wieder hinaus, um mit Michalk dort außen unter gütlicher Anwendung eines Schnapses und einiger Cigarren ein Kreuzverhör anzustellen und auf diese Weise vielleicht die Ursache der unerklärlichen Verspätung zu ermitteln. Aber was ich erfuhr, konnte mir die Sache nur noch unerklärlicher erscheinen lassen. Man hatte den Knecht mit dem kleinen Wagen Punkt halb acht Uhr vom Gut abgeschickt, damit er ja zur rechten Zeit hier sei. Als er abfuhr, war gerade Mathes, der andere Knecht, im Begriff gewesen, die nagelneue Chaise aus der Remise zu ziehen und die beiden großen Füchse, die Staatspferde des Onkels, vorzuspannen, welche, das ebenfalls nagelneue Doppelgeschirr auf sich, fertig im Stalle standen, weil die Herrschaft alsbald auch abfahren wollte. Die jungen Damen hatten Bouquets in die Kutsche gelegt und dieselbe mit einer Guirlande geschmückt, kurz, es stand Zweierlei ganz fest: nämlich erstens, daß der Onkel und die Tante bei Michalk's Abfahrt im Begriff waren, unmittelbar nach ihm gleichfalls abzufahren; und zweitens, daß ihre Fahrt unbedingt hierher nach L. ging und uns galt — das bewiesen die Bouquets und die Guirlande, die neue Chaise, die beiden Füchse und das neue Doppelgeschirr bis zur Evidenz! Und nun doch eine Stunde nach der festgesetzten Zeit noch nicht hier, das war wirklich ein Bischen zu viel Phlegma, sagte ich mir ärgerlich! Oder war etwa unterwegs ein Rad gebrochen, eine Schraube kaput gegangen oder dergleichen geschehen, daß dies die Ursache der Verspätung war? Aber so eine Schadhaftigkeit am nagelneuen, heut zum ersten Male zur Ausfahrt benutzten Wagen, den des Onkels gewiegte Vorsicht und Fachkenntniß vor dem Kauf so wohl geprüft hatte, das war ja garnicht denkbar! Und wenn wirklich dergleichen vorgefallen, dann hätte man doch unterwegs einen andern Wagen beschaffen und auch mit diesem schon hier sein, oder wenigstens einen reitenden Boten vorausschicken müssen, um uns zu benachrichtigen — kurz, es war gar nicht zu bezweifeln, es mußte hier irgend eine unverantwortliche Nachlässigkeit vorliegen! Und was fing ich nun an, wenn sie gar nicht kämen? Wäre nur meine unglückselige Schwiegermutter nicht gewesen, diese heut überhaupt sehr störende und in der gegenwärtigen Situation ganz besonders nicht zu subtrahirende Dritte im Bunde, dann hätte ich mich, unter Zurücklassung des Handgepäcks und des Kutschers, mit meiner Frau auf den kleinen Wagen gesetzt und wäre allein mit ihr auf dem mir wohlbekannten, nicht zu verfehlenden Wege nach Pappelberg gefahren! Aber so ging das ja nicht; auf dem Wägelchen hatten absolut nur zwei Personen Platz, ein anderer Wagen war hier in L. in der Nacht wohl kaum aufzutreiben, einen Gasthof gab es hier gleichfalls nicht, in welchem ich meine Schwiegermutter hätte zurücklassen können, und .....

Und da fuhr mir plötzlich ein teuflischer Gedanke durch den Kopf, der aber himmlisch war!

L. war an einer neugegründeten Bahn eine jener kleinen Stationen, die nur aus dem Bahnhofsgebäude und einem meist ein Viertelstündchen entfernten Dorfe bestehen, das zu einer Eisenbahn zu passen pflegt, wie eine Krähe zum Lohengrin-Wagen. Das paßte in meinen Plan — mochte der

Digitized by Google

Onkel immerhin noch kommen: in einer Viertelstunde konnte er mit langer Nase und ohne uns wieder abziehen!

Große Geschäftigkeit erheuchelnd, eilte ich in das Wartezimmer zurück, wo die Damen bei ihrer Tasse Thee und dem Wirth saßen, mit dem sie sich unterhielten.

„Alma'chen, Schwiegermama", sagte ich eilfertig, „der Onkel kommt gar nicht!"

„Wie?"

„Nein", erklärte ich, „aus den Mittheilungen des Knechtes muß ich schließen, daß hier irgend ein Mißverständniß vorliegt, daß — nun, kurz und gut, daß der Onkel mit dem zweiten Wagen gar nicht kommt, er müßte ja sonst auch schon seit einer Stunde hier sein.

„Himmel, was fangen wir denn da an?" rief meine Schwiegermutter erschrocken aus. Auch Alma erschrak und blickte mich groß und forschend an.

„Wir müssen — wir müssen die Nacht hier bleiben", erwiederte ich, indem ich mit hochemporgezogenen Brauen nachdenklich zur Zimmerdecke hinauf sah, um Alma's Augen nicht zu begegnen.

„Na, das ist eine schöne Geschichte!' plapperte meine Schwiegermama. „Können wir denn nicht einen anderen Wagen annehmen?"

„Nein", log ich entschlossen, „es ist im ganzen Dorf keiner zu bekommen; ich habe mir schon die größte Mühe gegeben."

„Das glaube ich wohl", näselte der brave Wirth zu meiner Freude und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe; „den einzigen viersitzigen Wagen hier am Ort hat der Bauer Peters, und der steht aus dem Schlaf nicht auf und giebt auch die Pferde des Nachts nicht her. Das Vieh muß auch seine Ruhe haben."

„Gut; wir bleiben also die Nacht hier, der Knecht fährt nach Pappelberg zurück, um dorthin Nachricht zu bringen, und morgen früh sind die Wagen von dort hier, um uns abzuholen. — Herr Wirth, können Sie uns zwei Zimmer mit Betten einräumen?"

„Ja, hören Sie", sagte dieser und kratzte sich bedenklich hinter dem Ohr, „das wird schlecht gehen, wir sind darauf nicht eingerichtet, es übernachtet hier nie Jemand."

„Sie müssen es für diesmal möglich machen", drängte ich, „Sie sehen ja, in welcher Verlegenheit wir uns befinden!"

Der Wirth rieb sich die Stirn und sann nach. „Na, es wird sich machen lassen", sagte er endlich etwas verlegen, „ein Zimmer mit zwei Betten könnte ich allenfalls herstellen, und wenn Einer von Ihnen sich die paar Nachtstunden hier im Wartezimmer auf dem bequemen Lehnstuhl behelfen wollte ....."

„Versteht sich!" sagte meine herzliebe Schwiegermutter so recht verständig, daß ich ihr vor Freude gleich hätte mögen um den Hals fallen. „Versteht sich; es sind ja nur ein paar Stunden und da kommt man mit dem großen weichen Lehnstuhl schon aus!"

„Versteht sich", wiederholte ich erfreut. „Liebe Schwiegermama, Sie haben ganz Recht, die wenigen Stunden vergehen ja bald, und man kann sich's auf dem Lehnstuhl so bequem machen!"

„Ei freilich", bestätigte sie, „man nimmt eine Fußbank mit einem Kissen darauf unter die Füße, die Schlummerrolle dort unter den Kopf, und so geht es ganz gut; ich weiß das, ich halte ja immer so Mittagsruhe!"

Digitized by Google

„Ja wohl, liebes Mamachen", sagte ich mit ausnehmender Freundlichkeit, ganz hingerissen von ihrer verständigen Anschauung der Sache. „Der Herr Wirth schafft wohl auch noch ein Oreillé herbei als Kopfkissen statt der Schlummerrolle."

„Aber Leochen, wer wird denn so viele Umstände machen", beschwichtigte mein Engel von Schwiegermutter, „ich habe es ja ausgeprobt, man schläft auch so ganz gut — bei solchem kleinen Reiseabenteuer muß man es so genau nicht nehmen, das ist nun einmal nicht anders."

„Nun, wie Sie meinen, liebes Mamachen", sagte ich sehr artig, denn die Frau riß mich ordentlich zur Bewunderung hin. „Aber hören Sie einmal, Herr Wirth, es ist doch hier auch kein Zugwind, nicht wahr?" setzte ich sehr aufmerksam hinzu, da ich mich zuvor überzeugt hatte, daß alle Thüren und Fenster geschlossen waren, meine vorsorgliche Frage also verneint werden mußte.

„Ei bewahre!" betheuerte meine Schwiegermutter; „und wissen Sie übrigens, was ich thue, Leo?"

„Nun?" fragte ich mit sehr zuvorkommendem Lächeln.

„Ich lasse Ihnen mein großes Plaid hier, zum Zudecken."

„Wie?" prallte ich erschrocken zurück.

„Ja, ja", erklärte sie harmlos, „so eine Nacht ist immer kühl, im Schlaf muß man sich sehr in Acht nehmen, und erkälten sollen Sie sich doch nicht."

„Schwiegermama, Sie — Sie meinen, ich solle ....." stotterte ich ganz entsetzt.

„Ich meine, Sie sollen sich ganz bestimmt mit dem großen Plaid zudecken!" unterbrach sie mich nachdrücklich und mit mütterlicher Entschiedenheit. „Ich habe Euch Beide unter meiner Obhut und muß dafür sorgen, daß Euch nichts ansicht. So ein paar Stunden im Lehnstuhl sind für einen Mann gar nichts; aber in Acht nehmen muß man sich!"

„Also ich soll hier im Lehnstuhl bleiben?" keuchte ich und hätte diese Megäre von Schwiegermutter zerreißen mögen.

„Nun natürlich, wer denn sonst?" meinte sie verwundert, als ob das das Selbstverständlichste von der Welt wäre.

Alma hatte sich schon seit einem ganzen Weilchen abgewandt und kramte seitwärts verlegen unter dem Handgepäck.

„Ja freilich", erklärte der verdammte Wirth bestätigend, „der Herr wird es wohl sein müssen, der hier im Zimmer bleibt, denn sehen Sie, zwei Betten habe ich nur, und —"

„Ach, seien Sie doch still", beschwichtigte meine Schwiegermutter erklärend, „darum handelt es sich doch gar nicht; der Herr genirte sich nur, das Plaid von mir anzunehmen. Aber wer wird denn auf der Reise so zimperlich sein — wir im Schlafzimmer werden schon ohne das Plaid auskommen — man muß sich zu behelfen wissen! Nehmen Sie's dreist an, Leochen, geniren Sie sich nicht!"

„Schwiegermama", sagte ich entschlossen und vor Wuth heimlich die Fäuste ballend, „ich fahre lieber mit Michalk und hole den Onkel!"

„Aber Leo, sind Sie unsinnig, wollen Sie denn etwa die ganze Nacht hin und her fahren?" rief sie außer sich vor Erstaunen.

„Ja."

Digitized by Google

„Das leide ich nicht!“ betheuerte sie entschieden. „Das schadet Ihrer Gesundheit; Sie müssen hier bleiben und schlafen.“

Da trat in diesem Augenblick Michalk ein, blieb blöde an der Thür stehen und glotzte mit geducktem Kopfe stumm nach uns hin.

„Nun, was giebt's — sind sie angekommen — sind sie da?“ fragten hastig Alle durcheinander.

„Nä“, antwortete er gleichmüthig.

„Nun, was giebt's denn?“

„Mi is no wott ehnsollen[1]) un de Usworder mient, eck sull't säggen.[2])“

„Was ist es?“

„As eck vun Hof droof[3]), seiht[4]) de gnä'ge Harr tu mi, de Dunnerwädder süll mi uf'n Kopp föhr'n, wenn eck de Hannpeer[5]) nich de Swannriem grod' tred'.[6])“

„Dummkopf, was geht es uns an, ob der Schwanzriem von Deinem Handpferd gerade sitzt!“ rief ich ärgerlich.

„Jo, eck heft ook dohn[7])“, fuhr er betheuernd fort, „he seiht, he kümm' glick nak un wüll hie nohsiehn[8])!“

„Wie?“ rief Alma hier erschrocken aus, „der Onkel hat also doch herkommen wollen?“

„Jo.“

„Schweig still, Michalk, und geh hinaus!“ herrschte ich ihm ärgerlich zu.

„Leo, Du verbirgst uns Etwas!“ rief Alma angstvoll und blickte mich starr an.

„Leochen, um Gotteswillen, sollten Sie uns getäuscht haben?“ rief auch meine Schwiegermutter erschrocken aus. „Mein Bruder wollte also doch kommen und ist nicht eingetroffen?“

„Mama“, rief jetzt wieder Alma ängstlich dazwischen, die sich unterdeß bei Michalk hastig orientirt hatte, „der Wagen stand angeschirrt, als Michalk abfuhr und Onkel und Tante waren im Begriffe herzukommen, es liegt also kein Mißverständniß vor ..... Leo, ich bitte, ich beschwöre Dich, sage, was Du uns verbirgst?“

Ich hatte jetzt alle Mühe, die lebhaft erwachte Angst der beiden Frauen zu beschwichtigen. Ich sagte ihnen, daß ich sie nicht habe beunruhigen wollen, daß wir ja in wenigen Stunden wissen müßten, was eigentlich vorgefallen, daß man doch bis dahin ruhig bleiben müsse u. s. w. u. s. w. — lauter Dinge, die in solcher Lage so geeignet wie möglich sind, die Angst zu schüren, statt sie zu beseitigen, wie das mit dem Trost immer der Fall ist.

„Und deshalb also wollten Sie edler Mensch nicht hier im Lehnstuhl bleiben, sondern mitfahren, um den Onkel zu suchen“, rief meine Schwiegermutter aus. „O, Sie sind ein braver Mann, Leo, ich werde Ihnen das nie vergessen!“

Ich antwortete nicht, sondern blickte verlegen vor mich hin. Alma auch. Dann aber drangen Beide wieder auf mich ein, ich sollte sofort mit dem Wagen aufbrechen, um den verlorenen Onkel und die verschollene Tante zu suchen; gewiß sei ihnen ein Unglück begegnet; vielleicht sei noch zu retten,

---

[1]) Eingefallen. — [2]) der Aufwärter meint, ich soll's sagen. — [3]) trieb, fuhr. — [4]) sagt. — [5]) das Handpferd, das rechts gehende Pferd. — [6]) den Schwanzriem gerade schnallte. — [7]) gethan. — [8]) nachsehen.

Digitized by Google

vielleicht sei schnelle Hülfe nöthig, jedes Zögern sei eine schwere Sünde — kurz lauter so schreckliche Argumente, daß mir selbst ganz schwarz vor den Augen und unruhig im Herzen wurde. Es war jetzt halb Zwölf, es war kaum daran zu denken, daß sie noch kommen würden, und selbst die letzte harmlose Erklärung der Sache, daß nämlich Onkel Robert sich unterwegs in Boxberg beim Glase Bier verspätet, war längst durch die nächtige Stunde widerlegt. Ich machte den Vorschlag, den Wagen des Bauern Peters zu nehmen und gemeinsam uns auf den Weg zu machen, aber die Damen argumentirten: ich hätte mich ja schon bei Peters vergeblich bemüht, den Wagen zu bekommen und dürfe mich nicht mehr damit aufhalten — ich hatte mich also in meinen eigenen Schlingen gefangen! Die Intervention des Wirthes, der beschwichtigend den Damen die Güte des Weges, die Zuverlässigkeit der ihm wohlbekannten beiden Füchse, die Helligkeit der Nacht und den Umstand schilderte, daß seit Menschengedenken kein ernstlicher Unfall auf dieser Chaussee vorgekommen, bewirkte im Verein mit meinen ähnlichen Beruhigungs-Argumenten endlich die Fassung eines dahin lautenden gemeinsamen Beschlusses, mich unverzüglich mit dem Knecht und dem Wagen aufzumachen und nach Pappelberg zu fahren, um das Vorgefallene zu erforschen und die Damen morgen ganz früh von hier abholen zu lassen. Sie versprachen dagegen, für die Nacht ruhig zu sein und sich möglichst dem Schlaf hinzugeben.

Zwölf Uhr hatte es von der Dorfkirche geschlagen, als ich den letzten Abschiedskuß auf Alma's süße Lippen gedrückt hatte und nun, zur Abfahrt bereit, neben Michalk auf dem Wagen saß, während die Damen an demselben standen und meine Schwiegermutter, die schon wieder ganz bei Zunge war, mich dringend ermahnte, mir ein Halstuch umzubinden, damit mir die Nachtkühle nichts schade. „Adieu, mein lieber Leo, adieu und auf Wiedersehen!" rief mir Alma noch zärtlich zu. „Adieu, Leochen, vergessen Sie das Halstuch nicht und schlafen Sie ein paar Stunden, damit Sie morgen hübsch frisch sind", rief meine Schwiegermutter. „Sie wissen, morgen müssen Sie bei der Feier wieder ganz auf dem Posten sein — schonen Sie sich und denken Sie daran: morgen ist Lendmain!"

Oh, Lendemain!! —

Wir rollten von dannen. Die Nacht war hell, die Chaussee gut und eben, das Gespann frisch, der Wald schön; wie herrlich wäre die Fahrt gewesen, wenn's — wenn's anders gewesen wäre als es war, und wenn ich nicht so ungemein wüthend gewesen wäre: wüthend auf den Onkel, auf die neue Kutsche, auf den nur zweisitzigen Wagen, auf den verschlafenen Bauer Peters, auf mich selbst, auf mein Pech, auf die ganze Welt, und hauptsächlich auf meine unglückselige Schwiegermama, die ich hätte mögen auf den Mond versetzen, wenn es dorthin eine Bahn ohne Stationen gegeben hätte!

Inzwischen vertrieb ich mir die Zeit der stummen Fahrt — denn Michalk schwieg, weil er beim Fahren schlief, und ich schwieg, weil ich zu wüthend war, um zu reden — mit dem Ausschauen nach dem nicht eingetroffenem Onkel sammt Gemalin oder nach einer Spur von ihrem Wagen: aber vergeblich! Zwei öde Stunden vergingen. Der Gutshof von Pappelberg lag endlich mit hell erleuchteten Fenstern vor uns, und noch waren wir weder dem Onkel begegnet, noch hatten wir auf der einsamen, leeren Landstraße, die genügend vom Monde erleuchtet war, um jedes hinterlassene Anzeichen eines etwaigen größeren Unfalls erkennen zu lassen, irgend ein Merkmal eines solchen entdeckt. Ich muß gestehen, daß ich in nicht geringer

Digitized by Google

Spannung durch das große, noch weit geöffnete Thor auf den stattlichen Gutshof fuhr und alle anderen Gedanken für den Augenblick in den Hintergrund traten gegenüber der vor Aerger und Unruhe fast fieberhaften Erwartung, das Räthsel nun endlich gelöst zu sehen: was denn eigentlich vorgegangen war, das mir einen so großen Strich durch meine Rechnung gemacht hatte. Hell erleuchtete Fenster des Herrenhauses blinkten, laute Freudenrufe und jubelndes Hurrah schallte mir entgegen, als man das Rollen unseres Wagens vernahm. Das ganze Herrenhaus schien noch wach zu sein. „Da sind sie! Endlich! Willkommen! Hurrah! Willkommen, wo bleibt Ihr aber nur so lange?!" tönte es mir entgegen, und drei frische junge Mädchengestalten, meine neuen Cousinen, sammt dem frischen herben Tritt meines neuen Cousins in Frack und weißer Weste und der hinterher humpelnden wackeren alten Ausgeberin, Frau Triesel, sämmtlich mit mächtigen Blumensträußen in der Hand, stürmten jubelnd auf meinen Wagen zu.

„Allein — Leo, Sie allein? Wo ist denn Alma — wo sind die Andern — wo ist die Kutsche mit der Braut — weshalb ist sie noch nicht hier — was ist denn vorgefallen, sprechen Sie doch, Leo", so tönte es erstaunt und wirr durcheinander und Alles starrte mich an, als erwarte es von mir Aufklärung, wo ich selbst sie am meisten suchte.

„Ein entsetzliches Mißverständniß, Kinder!" rief ich ingrimmig, indem ich vom Wagen sprang, „ein Verfehlen, ein Verderben der ganzen Geschichte, ein weiß der heilige Teufel Was ..... ruft mir vor allen Dingen den Onkel herbei, daß ich ihn fragen kann, was eigentlich vorgefallen ist!"

„Der Onkel?" fragte man erstaunt. „Papa ist ja nicht hier, Mama auch nicht, sind sie denn nicht bei Euch?"

„Nein", rief ich, vor Wuth mit dem Fuße aufstampfend, „sie sind nicht gekommen; man hat uns sitzen lassen!"

„Hilf Himmel!" tönte es entsetzt zurück, „sind sie denn nicht in L. eingetroffen? Sie sind ja Punkt acht Uhr von hier fortgefahren und mußten um spätestens zehn Uhr auf der Station sein!"

„Ich bin um zwölf Uhr von dort aufgebrochen und da war noch nicht ein Atom von ihnen da!"

„Um Gotteswillen, was ist da vorgefallen — sind sie Ihnen auch auf der Chaussee nicht begegnet?"

„Nicht die Spur!"

Nun begann ein lautes Lamento, ein Jammern, Weinen, Rathen und Durcheinanderschreien, daß mir selbst ganz wirr zu Muthe wurde, denn die Sache fing an, bedenklich auszusehen. Endlich stellte ich die Ruhe so weit her, daß man an ein gegenseitiges Austauschen dessen was man wußte, gehen konnte. Ich theilte mit, was ich von unserem vergeblichen Warten auf der Bahnstation L. zu melden hatte und erfuhr dagegen zu meinem Erstaunen, daß der Onkel und die Tante, ganz entsprechend Michalk's Rapport, in der blumengeschmückten neuen Kutsche mit dem Staatsgeschirr und den beiden großen Füchsen davor, Mathes im Sonntags-Wichs auf dem Bock, Punkt acht Uhr vom Gutshof fortgefahren seien, um uns auf dem Bahnhof in Empfang zu nehmen — wo sie seitdem verblieben, vermochte kein Mensch zu sagen, noch wußte es Jemand auch nur annähernd zu errathen.

Der baumlange Inspector des Gutes, Herr Hempel, den man inzwischen geweckt und der schlaftrunken mit großen Schritten angestorcht kam, bestätigte Alles, was ich gehört. Jetzt wurde unter dem fortgesetzten Jam-

Digitized by Google

mern der hübschen jungen Cousinen und der erschrockenen, halbtauben alten Ausgeberin, welcher man das Beunruhigende, das vorlag, in's Ohr geschrieen hatte, als sie mir eben einen tiefen Knix machte und unter Ueberreichung eines mächtigen Blumenstraußes eine kleine Ansprache an mich hatte beginnen wollen, berathen, was zunächst geschehen solle. Anfangs hatte man beabsichtigt, auf dem ganzen Gute Allarm zu schlagen und unter Aufbietung sämmtlicher Hörigen auf die Suche nach den Verschwundenen auszuziehen. Aber auf dem Lande ist der Schlaf der Arbeiter ein Heiligthum, an dem man nicht so leicht rüttelt, und die Vorstellungen des Inspectors von der vorläufigen Unnöthigkeit dieser vielleicht einen unnützen Lärm verursachenden Aufregung des Dienstpersonals drang mit meiner und meines jungen Vetters Unterstützung durch. Statt dessen sollte ich mit dem Inspector und Michalk mich aufmachen, um auf einem schnell für alle Fälle zu präparirenden Wagen den Weg nach L. gründlich abzusuchen und gleichzeitig vor allen Dingen meine Frau und meine Schwiegermutter hierher zu befördern; Georg, mein Vetter seit heute Nachmittag, sollte zur Veranlassung etwaiger weiterer Maßregeln, die vom Gute aus zu nehmen wären, hier bleiben, damit wir an Ort und Stelle eine zuverlässige Kraft für das etwa hier Geschehende besäßen. Schnell schirrte er im Verein mit Michalk ein paar tüchtige, frische Pferde an; der Inspector versah unterdeß einen großen Korbwagen mit weichen Heusäcken statt der Sitzbänke; Frau Triesel und die jungen Cousinen brachten Laternen herbei, wir beruhigten die Zurückbleibenden nach besten Kräften und saßen dann, zur Abfahrt bereit, auf. Die Vermuthung des Inspectors ging dahin, daß das Gefährt des Onkels unterwegs Schaden gelitten, seine beiden Insassen, zu bequem um den Weg zu Fuß fortzusetzen oder zu Fuß nach dem Gut zurückzukehren, den Knecht zur Bewachung bei dem liegen gebliebenen Wagen gelassen und auf dem nächsten Gehöft behäbig übernachtet hätten, um bei Anbruch des Tages mit dem ersten besten zu entlehnenden Gefährt nach Pappelberg zurückzukehren.

„Und Sie sind sicher, daß Sie auf der Chaussee hierher Nichts von einem zerbrochenen Wagen wahrgenommen haben?“ fragte mich der Inspector, als wir im Begriff standen abzufahren.

„Keine Spur; ich habe genau aufgepaßt.“

„Gut. Wenn der Wagen so kaput ist, daß er weder nach L. noch hierher zurückfahren konnte, so liegt er auch jedenfalls noch irgendwo am Wege, denn *damit*, ihn weiter transportabel zu machen, hat man wegen der bei Nacht fehlenden Hülfsmittel unbedingt bis zum Anbruch des Tages gewartet“, calculirte der Inspector ganz einleuchtend. „Untergebracht kann er auch nicht irgendwo sein, denn sonst wäre kein Grund gewesen, nicht den Knecht wenigstens nach Hause zu senden. Sollte sie verunglückt sein, so müssen sie gleichfalls noch auf dem Wege liegen“, setzte er leiser hinzu, „denn hätte man sie schon gefunden und weitergeschafft, so wären wir unbedingt benachrichtigt worden. Auf der Chaussee haben Sie nichts von ihnen gesehen — schlagen wir jetzt also den Sandweg ein.“

„Den Sandweg?“

„Ja; es führt noch ein Sandweg nach L., der ein ganz Theil näher ist, zu dem man aber ebenso viel Zeit braucht, wie auf der Chaussee, weil man Schritt fahren muß. Ohne Zweifel haben sie, wie Herr Röhlich öfter thut, weil sich's dort weicher fährt, diesen Weg gewählt; fahren wir also den Sandweg. — Hüoh!“

Digitized by Google

Unter den ängstlich geseufzten Glückwünschen der jungen Cousinen und den frommen Segenswünschen der halbtauben Frau Trieſel zogen die Gäule an und wir fuhren von dannen. Fünfhundert Schritt vom Gutshof entfernt, bogen wir von der Chauſſee ab und lenkten in den Sandweg ein.

Dieſer führte nicht durch den Wald, ſondern fortgeſetzt durch weite, ſtille, öde Felder, eine ruhige, ebene Fläche am Saum des Waldes entlang, die man im hellen Mondlicht bis zum Horizont hin faſt wie bei Tage überſehen konnte. Wir guckten uns ſchier die Augen aus, aber wir ſahen nichts, weder etwas von einem zerbrochenen Wagen, noch etwas vom Onkel und der Tante oder einer Spur, die auf ihren Verbleib deuten konnte. Es war halb Drei geweſen, als wir vom Gutshof fortgefahren, und wir fuhren und fuhren in die ſtille Nacht hinein, überſchauten die weite Fläche, machten kleine Abſtecher auf Seitenwegen, auf denen wir recognoscirten — Alles vergeblich! Wir hetzten die Pferde ab, um die mit unſerem Suchen verlorene Zeit wieder einzubringen; wir pochten bei den einzigen beiden Gehöften an, die wir paſſirten, und fragten nach Onkel und ſeinem Gefährt — man hatte ſie nicht geſehen! Verwundert ſchüttelte der lange Inſpector den Kopf. Das ſei ihm denn doch unerklärlich, geſtand er mir mit bedenklicher Miene. Um halb vier Uhr brach langſam das helle Tageslicht durch das Morgengewölk, die Sonne ſtieg in friſcher Röthe glühend empor und wüthend ballte ich ihr die Fäuſte entgegen: die liebe Sonne ſagte mir ja, daß nun die Nacht vorüber ſei, meine Hochzeitsnacht! O, ich hätte ſie packen und hinter den Horizont zurückſchleudern mögen, dieſe vorwitzige, lachende Morgenſonne, wenn ich ſie hätte nur erreichen können! — Es war drei Viertel auf Fünf, als wir mit keuchenden, abgetriebenen Pferden, aber ohne eine Spur von Onkel, Tante und Kutſche gefunden zu haben, vor dem Bahnhofsgebäude in L. anlangten. Froſtig ſtand der noch ungewaſchene Aufwärter in der kühlen Morgenfriſche vor der Thür, und ſchläfrig ſchaute der noch ungekämmte Wirth zum Fenſter hinaus und begrüßte uns verſchlafen.

„Wir haben ſie nicht gefunden!“ rief ihm der lange Inſpector kopfſchüttelnd zu und ſtemmte nachdenklich beide Fäuſte in die Seiten.

„Wen?“

„Den Herrn Röhlich und die gnädige Frau und die Kutſche — ſie ſind verſchwunden!“

„J, iſt das die Möglichkeit!“ gähnte der Wirth mit gelangweilter Stimme.

Ich war ſchon vom Wagen geſprungen und trat auf ihn zu. „Seien Sie jetzt ſo gut und laſſen ſchnell die Damen wecken“, ſagte ich haſtig, „ſie ſollen mit uns fahren.“

„Die Damen wecken?“ fragte der Wirth ganz erſtaunt.

„Nun ja, eilen Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren und die Damen ſollen mit uns fahren!“

„Ja den Teufel, die Damen!“ ſagte er ganz verwundert, „die ſind ja längſt fort!“

„Fort?!“ prallte ich erſchrocken zurück.

„Ja freilich; ſie ſagten, ſie hätten keine Ruhe, ließen gleich bei Tagesanbruch den Bauer Peters ſeinen Wagen anſpannen und ſind ſchon um ein Viertel auf fünf Uhr abgefahren. Sind Sie ihnen denn nicht auf der Chauſſee begegnet?“

Auf der Chauſſee! Und wir waren den Sandweg gefahren! Jetzt

Digitized by Google

fluchte ich so hell vor mich hin in den jungen Tag hinein, daß ich unzweifelhaft dafür zehn Jahre länger im Fegefeuer brennen muß, wenn es eines giebt und wenn Fluchen in solcher Situation eine Sünde ist!

Dann aber kletterte ich entschlossen wieder auf den Wagen. „Fort, Inspector!" rief ich. „Fort, was die Pferde laufen können, die Chaussee entlang nach Pappelberg; lassen Sie den Onkel sein wo er will, wir suchen ihn hernach, aber erst nach Hause, erst muß ich meine Frau wieder haben!"

„Ach so — die junge Dame war Ihre Frau!" sagte der Wirth wie aus den Wolken fallend und machte das bewußte Hochzeitsgesicht. „Ja, warum haben Sie denn das nicht g l e i c h gesagt ...."

„Lassen Sie mich zufrieden!" schrie ich wüthend. „Vorwärts, Michalk!"

Abermals rollten wir von dannen. — Wir rollten freilich, was die Pferde laufen konnten, sie k o n n t e n nur leider nicht sehr laufen, denn englische Renner waren es gerade nicht, sondern derbe Ackerpferde, und abgetrieben waren sie auch schon. Aber sie gingen zeitweise einen plumpen, polternden Galopp, und wir kamen vorwärts. Ich sah mir fast die Augen aus nach Bauer Peters Wagen mit meiner Alma darin, aber vergeblich, sie hatten einen zu großen Vorsprung, fast drei Viertelstunden. Der Inspector sah sich noch immer die Augen aus nach Onkel Robert, seiner Frau und seiner Kutsche, aber ebenso vergeblich; er wollte auf den beiden Dörfern, die wir passirten, anhalten, um zu fragen, ob man eine Spur von den Verschwundenen gesehen, aber ich litt das nicht, das konnte nachher geschehen — erst wollte ich meine Frau haben, betheuerte ich.

Gegen sieben Uhr langten wir auf dem Gutshof an, in dessen Thor die alte Frau Triesel stand und uns erwartete. Der Inspector und ich sprangen zugleich vom Wagen, noch ehe er hielt, und stürzten auf die Alte zu. „Sind sie da?" schrie sie uns erwartungsvoll entgegen. „Sind sie hier?" schrie ich ihr in das eine Ohr. „Sind sie angekommen?" schrie ihr gleichzeitig der Inspector in das andere Ohr. Die alte Frau, von dieser doppelten Detonation vor beiden Ohren erschreckt, prallte heftig zurück und rief ganz entsetzt: „I du mein Herrjemineh, was ist denn los?"

„Ob der Herr angekommen ist?" schrie ihr der Inspector in's Ohr, und „ob meine Frau hier ist?" schrie ich ihr gleich hinterher in das andere.

„Nein", antwortete sie dem Inspector entsetzt, „der Herr und die Frau sind nicht hier — ach du meine himmlische Güte, haben Sie sie denn nicht gefunden?"

Der Inspector schüttelte heftig mit dem Kopfe, um anzudeuten: Nein!

Die alte Frau schlug erschrocken die Hände zusammen und wollte zu jammern anfangen. Aber ich zog sie zu mir hin und schrie ihr in das von mir in Beschlag genommene Ohr: „Ist meine Frau angekommen?"

„Ihre Frau — ach so, das Fräulein Alma meinen Sie, wie?" fragte die Alte naiv.

„Ja doch, ja!" erwiederte ich und knirschte.

„Und ihre Mutter, die Frau Dr. Günther, nicht wahr?" fragte die Alte, um sich zu vergewissern, ob sie auch recht gehört.

„Ja doch, ja!" sagte ich ungeduldig noch einmal, „wo sind sie denn?"

„I, die sind ja schon wieder fort!"

„Fort?!" prallte ich noch einmal entsetzt zurück.

„Ja wohl, wieder fortgefahren, nach L. zurück", nickte die Alte bestätigend.

Digitized by Google

Jetzt mußte ich einen Gegenstand haben, an dem ich meine Wuth auslassen konnte. In Ermangelung eines besseren packte ich den unschuldig neben mir stehenden Michalk mit beiden Fäusten und schüttelte ihn so lange, bis mir die Arme erlahmten. Als ich ihn losließ, machte Michalk Kehrt, nahm die Rockschöße unter den Arm und kniff aus, über den Hof, querfeldein, als sei der Gottseibeiuns hinter ihm.

Die Alte, die mir verwundert zugesehen, erzählte dann. Mein neuer Cousin Georg war fortgeritten, um in der Gegend Nachfragen nach dem verschwundenen Onkel an einigen Orten anzustellen, die ihm noch nachträglich eingefallen; bald darauf waren auch die „Fräuleins", nämlich meine Cousinen, in ihrer Angst auf das benachbarte Gut Haselfelde hinübergelaufen, um sich dort von dem Amtmann einen Wagen zu erbitten, mit dem auch sie auf die Suche gehen wollten; als gute Wirthinnen hatten sie das Herrenhaus, das sie leer zurückließen, zugeschlossen und die Schlüssel mit sich genommen — als meine Schwiegermutter mit meiner Frau ankam und keinen Einlaß im Herrenhause erhalten konnte, hatte sie die vorläufige Aufnahme im Gesindehause entrüstet verschmäht und war sofort wieder davon gefahren, erklärend, sie reise nun ganz und gar zurück und lasse sich auf dem Gute nicht wieder sehen, wo man es gewagt, sie so schnöde aufzunehmen oder vielmehr nicht aufzunehmen. Alma hatte sie begleitet unter der Bedingung, daß es directen Weges mir entgegen gehe.

Ich hörte das mit förmlich wirbelndem Kopfe an. „Ist denn heute rein der Teufel in Euch Alle gefahren?" schrie ich der Alten wüthend zu.

„Wie?" fragte diese und hielt mir bereitwillig ihr Ohr hin.

„Ob der Teufel in Euch Alle hineingefahren ist?" brüllte ich ihr wüthend in's Ohr.

„Ja, gefahren sind sie", nickte die Alte, die falsch verstanden hatte, „den Sandweg hinunter, weil Sie den auch gefahren waren."

Den Sandweg! Und wir waren nun auf der Chaussee gekommen! Ich wußte im Augenblicke vor Wuth nicht, was ich antworten sollte; aber da klopfte mir auch schon der praktische lange Inspector von hinten auf die Schulter und zeigte mir sein gesatteltes Pferd, das er mir zugeführt. „Schnell sitzen Sie auf", sagte er, „die Damen sind erst eine Viertelstunde fort, auf dem Sandwege müssen sie Schritt fahren, Sie, als Reiter, können plein chasse galoppiren, in einer Viertelstunde müssen Sie sie eingeholt haben. Flink, Herr, flink aber ruhig — reiten Sie ruhig, der Braune bockt!"

Ohne ein Wort zu erwiedern, schwang ich mich in den Sattel und hieb dem Braunen hitzig die Hacken in die Seiten, den Sporen hatte ich ja nicht. Der Braune warf erst einmal die Kruppe in die Höhe, schlug hinten aus und setzte sich dann in einen unwilligen kurzen Galopp nach seitwärts. Aber ich war noch unwilliger als er, hämmerte ihm von Neuem mit den Hacken in die Seiten und hieb ingrimmig ein paar Mal mit der Reitpeitsche auf ihn ein, die mir der lange Inspector in die Hand gedrückt.

„Ruhig, Herr, dann geht er ganz gut, aber nicht so hitzig, der Braune bockt — nicht so hitzig, Herr!" schrie mir der Inspector noch nach. Aber es war zu spät. Mein Brauner warf plötzlich die Nase hoch in die Luft, streckte dann den Hals weit von sich und ging mit mir durch. Wie ein Blitz schoß er mit mir zum Thore hinaus, flog staubwirbelnd über den weiten Platz vor dem Gehöft und hämmerte im nächsten Augenblicke mit den Hufen

Digitized by Google

wüthend die Chaussee, die ich eine kurze Strecke weit bis dahin zu verfolgen hatte, wo der Sandweg abbog. Der Gaul mochte immerhin durchgehen, mir war's recht, so kam ich doch vorwärts! Fünfhundert Schritt vom Gehöft entfernt saß Michalk auf einem Baumstumpf und ruhte sich von seinem Lauf aus. Als er mich von Weitem kommen sah, stand er auf, nahm wieder die Schöße seines langen Rockes unter den Arm und riß aus, in großen Sprüngen quer über die Stoppel- und Kartoffel-Felder dem Sandwege zu, dem er damit einen weiten Bogen abschnitt. Er lief nach rechts, ich jagte nach links — im nächsten Augenblicke war ich im Walde, jetzt kommt die Stelle, wo der Sandweg abbiegt, jetzt hinein in den Sandweg, Brauner .... aber — Himmelelement, was ist das — der Braune folgt der Führung nicht, er hat das Gebiß zwischen den Zähnen, ich reiße mir fast die Finger wund am Zügel, aber der Gaul hält fest — Tod und Teufel, er geht geradeaus; im Hui sind wir am Sandwege vorüber, wüthend peitsche ich die Flanken des wüthenden Gaules, aber weiter geht's geradeaus, weiter donnern wir die Chaussee entlang, und ich hätte mir vor Wuth die Haare ausgerauft, wenn ich mich nicht hätte am Sattelkopf halten müssen, um den Sitz, den ich schon halb verloren, nicht ganz einbüßen!

Dahin flog der Wald, jetzt schoß ich an einer großen Lichtung vorüber — dort drüben zog sich in langem Bogen der Sandweg hin, ich konnte ihn weit übersehen: wahrhaftig, dort in der Ferne, ist es nicht zum Rasendwerden, dort in der Ferne ein Wagen, sie sind es, und ich sause dahin, ohne das verrückte Thier dorthin lenken oder auch nur aufhalten zu können — ich rufe, ich brülle, um mich ihnen bemerklich zu machen, aber Hui! die Lichtung ist schon vorüber, wieder umgiebt mich dichter Tannenwald und ich sause weiter! —

Zehn Minuten etwa dauerte der rasende Lauf, als der verrückte Gaul in unvernünftig kurzem Bogen um eine Chausseebiegung schoß — „Hau, hau, Herr — sind Sie verrückt!" schrie mir ein Mann entgegen, den ich beinahe überritten hätte und der gleich darauf infolge seines retirirenden Seitensprunges in den Chausseegraben trudelte, und im nächsten Augenblick hing ich mit den Armen um den Hals meines Gaules geklammert, der erschrocken gleichfalls zur Seite gesprungen war und nun stand.

Ich machte mich von dem Pferde los, glitt zur Erde, wischte mir Schweiß und Staub aus dem Gesicht und sah mich um. Da sagte hinter mir eine tiefe, brummige Stimme piquirt:

„Na, das sind ja schöne Geschichten!"

Ich fuhr herum — vor mir stand der verschwundene Onkel, der soeben aus dem Chausseegraben wieder heraufgeklettert war, die Arme in die Seiten stemmte und mich mit vor Zorn puterrothem Gesicht anstarrte.

„Onkel Robert — Sie sind es?" fragte ich verblüfft.

„Na natürlich bin ich's!" sagte er unwirsch, „wie so soll ich's denn etwa nicht sein?"

„Sie waren ja verschwunden!" sagte ich, nach Athem schnappend.

„Den Teufel war ich!" erwiederte er ärgerlich. „Aber Sie fangen ja die neue Verwandtschaft schön an, mein Herr Leo, nehmen Sie mir das nicht übel! Ist das eine Manier", fuhr er schnaubend fort, „mich mitsammt meiner armen geängstigten Frau sitzen zu lassen — „kalt stellen" nennt man das, Herr — uns nicht abzuholen und uns auch nicht einmal einen Wagen zu schicken, wie?"

Digitized by Google

„Nun, das ist stark!“ rief ich verblüfft aus. „Sitzen lassen mit der geängstigten Frau — nicht abgeholt — keinen Wagen geschickt — — ich Ihnen, Herr Onkel Robert? Blitz noch einmal, das sind ja lauter Dinge, über die gerade ich mich bei Ihnen zu beklagen habe! Wollen Sie mich etwa foppen?“

„I, ich denke gar nicht daran!“ schnob er ärgerlich. „Haben Sie mir denn etwa einen Wagen geschickt, he?“

„Ich Ihnen einen Wagen schicken?“ wiederholte ich ganz erstaunt, „wohin denn, wo waren Sie denn eigentlich?“

„Wo ich war? Na, in Boxberg, im Wirthshause, natürlich — wo sollte ich denn gewesen sein?“

„Verschwunden!“

„Ach, lassen Sie mich mit Ihrem Unsinn zufrieden! In Boxberg, im Wirthshause, war ich mit meiner Frau, habe geduldig geschlafen und auf den Wagen gewartet, den man mir nicht zu schicken so rücksichtslos war.“

„Aber wie in aller Welt kamen Sie denn nur für die Nacht nach Boxberg?“ fragte ich, der ich jetzt vor Erstaunen nicht zu Athem kommen konnte, wie zuvor vor Anstrengung.

„I, einfach genug, Herr“, erklärte er unwirsch. „Gestern Abend fuhren wir mit Mathes in der neuen Chaise fort, um Euch abzuholen; unterwegs aber zog ein Gewitter herauf und — na, und wenn's so donnert und blitzt, das kann ich nun einmal nicht vertragen und meine Frau auch nicht. Da stiegen wir denn in Boxberg aus und schickten Euch den Wagen allein.“

„Ah!“ sagte ich, da mir jetzt wenigstens die eine Seite der Sache klar zu werden anfing.

„Ja“, fuhr der Onkel pustend fort, „dem Mathes, dem Esel, sagte ich aber natürlich, er solle uns auf dem Rückwege mit Euch wieder abholen. Wir ließen uns inzwischen im Gasthofe ein Zimmer geben und legten uns schlafen bis Ihr kämt, wie sich's für solide Leute gehört bei nächtiger Zeit. Wer aber nicht kam und wer uns sitzen ließ, das wart Ihr, und da schliefen wir bis heute Morgen — aber auch da war man noch nicht so rücksichtsvoll uns abzuholen, und so mußte ich mich denn endlich meiner Treu zu Fuß auf den Rückweg machen, um wenigstens meiner Frau einen Wagen zu schicken ..... zu Fuß den Rückweg, Herr, was bei dieser Hitze und bei meiner Corpulenz wahrhaftig ein Scandal ist!“

„Aber Onkel“, sagte ich, noch immer ganz außer Stande, mir die Hauptsache der wunderlichen Geschichte zu erklären, „der Mathes mitsammt dem Wagen ist ja gar nicht auf dem Bahnhofe gewesen!“

„Was?“ fragte er und riß die Augen vor Verwunderung weit auf, „wo ist er denn sonst gewesen?“

„Ich weiß es nicht! Und er ist auch nicht zurück gekommen.“

„Wo — wo ist er denn geblieben?“ fragte der Onkel, dem nach der Frage vor Erstaunen der Mund offen stehen blieb.

„Verschwunden!“

„Und meine Chaise, die beiden Füchse, das Doppelgeschirr — —?“

„Alles verschwunden!“

„I, da soll doch gleich .....!“ schrie der Onkel entrüstet los. „Meine Chaise, das nagelneue Doppelgeschirr ..... nein, so 'was läuft auf dem Boden nicht 'rum ..... meine beiden Füchse, meine Staatspferde, 800 Thaler

Digitized by Google

haben sie mich gekostet, — verschwunden — der Spitzbube — puh, mich rührt der Schlag!"

Erschöpft setzte er sich auf die Böschung des Chausseegrabens nieder und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, während ich, den bockigen Braunen am Zügel haltend, neben ihm stand. „An einen Diebstahl ist wohl kaum zu denken", sagte ich, „da Mathes schwerlich den Plan haben kann, als Bauerknecht ein solches Fuhrwerk irgendwo zu verwerthen, zumal die in der ganzen Gegend wohlbekannten Pferde!"

„Meine schönen Füchse!" jammerte der Onkel schweißtrocknend und ohne mein Argument zu beachten. „Ich muß zum Landrath, wir müssen den Spitzbuben verfolgen — — sagen Sie 'mal, lieber Leo, Sie sind ein braver Mensch: nicht wahr, Sie waren schon im Begriff ihm nachzusetzen, als Sie mich vorhin beinahe niederritten, wie?"

„Nein", erklärte ich zusammenfahrend, indem ich mich jetzt erst plötzlich wieder erinnerte, was mich auf dem bockigen Braunen hierher geführt. „Aber ich muß fort, Onkel; entschuldigen Sie mich!"

„Wo wollen Sie denn hin?"

„Fort — ich ... ich suche meine Frau!"

„Was?" fragte er verblüfft, „ist die etwa auch verschwunden?"

„Ja!" knirschte ich ingrimmig, indem ich mich wieder in den Sattel schwang, „für mich seit gestern Abend".

„I, daß Dich das Mäuslein beißt!" schrie der Onkel, erstaunt aufstehend. „Ist denn das die Möglichkeit! Was wird ihre Mutter davon denken!"

„Die ist ja bei ihr — das ist es ja eben!" rief ich aus, den Braunen ingrimmig am Zügel reißend, daß er sich mit mir rundherum drehte.

„Meine Schwester Charlotte bei ihr? Wo kommt denn die her? Ich denke, sie wollte erst heute Mittag nachkommen?"

„Sie hat sich anders besonnen!" knirschte ich zurück.

„Anders besonnen ... aber halt, Achtung, aus dem Wege — da kommt wieder so ein Verrückter, der die Menschen niederreitet!" schrie der Onkel und retirirte hastig in den Chausseegraben hinunter. Die Chaussee entlang kam in scharfem Galopp ein Reiter gesprengt, gerade auf uns zu, mir schon von Weitem mit der Hand winkend. Es war mein Cousin Georg. „Ich habe sie gefunden", rief er mir zu, sein Pferd hastig parirend: „Ich habe sie gefunden, sie sind da, in Boxberg!"

„Wer?"

„Papa und Mama, Onkel und Tante!"

„Ne, ich bin hier!" sagte Onkel Robert, wieder aus dem Chausseegraben kletternd, als er seinen Sohn in dem gefürchteten Reiter erkannte.

„Ach, da bist Du ja, Papa!" sagte dieser lachend, der ihn erst jetzt bemerkte. „Ich war in Boxberg, hörte dort, daß Ihr die Nacht daselbst gewesen und habe die Mama gesprochen. — Aber wo wankst denn Du herum, Leo?" wandte er sich vorwurfsvoll zu mir: „Deine Frau sucht Dich!"

„Und ich suche meine Frau!" erwiederte ich, die Fäuste ballend.

„Nun, dann komm mit zurück, sie sind in Boxberg im Wirthshause!"

„In Boxberg —?"

„Ja. Sie sahen einen Menschen querfeldein auf ihren Wagen zurennen: es war Michalk. Sie fuhren ihm entgegen, hörten von ihm, daß Du plein chasse auf der Chaussee entlang geritten, und bogen vom Sandweg ab nach Boxberg, um Dich dort zu erwarten. — Aber Deine Schwiegermutter ist bit-

Digitized by Google

terböse, daß Du auf der Chaussee geritten, während sie auf dem Sandwege fuhren! Du machst doch auch heute Alles verkehrt!" setzte er lachend hinzu.

„Adieu!" rief ich statt aller Antwort, gab dem Braunen die Hacken und sprengte davon. Es ging diesmal besser; der Braune und ich hatten Beide ein bischen Respect vor einander bekommen. Der Onkel kam mir, wie ich an einer Wegbiegung sah, auf dem Pferde seines Sohnes in gemächlichem Schuckeltrab nach, mein Cousin folgte zu Fuß.

Zwei Minuten später war ich in Boxberg. Vor dem Wirthshause hielt der Wagen und saß meine Schwiegermutter mit der verschwundenen Tante beim Frühstück. Als ich heransprengte, riß Alma, die mich vom Fenster aus kommen gesehen, die Thür auf und flog mir entgegen; ich flog vom willig stillhaltenden Braunen und im nächsten Augenblick lag Alma vor Freude weinend in meinen Armen.

Meine Schwiegermutter war böse.

Zehn Minuten später langte der Onkel mit dem langen Inspector an, der ihn unterwegs zu Pferde eingeholt. Bald darauf kam auch der Fußgänger Georg und trafen die Cousinen im Amtmanns-Wagen ein, und so waren wir denn Alle wieder beisammen — nur freilich Mathes fehlte und die neue Chaise, die beiden großen Füchse und das Doppelgeschirr; sie waren und blieben verschwunden. Der Inspector ritt sofort weiter, zum Landrath, um dort Meldung von dem unerklärlichen Vorfall zu machen, Georg hatte den neuen Gensdarm des Kreises, Rummelmann, schon vor einer halben Stunde getroffen und ihn beauftragt, auf den Verschwundenen mitsammt seinem verschwundenen Zubehör Jagd zu machen, und da Herr Rummelmann, weil noch neu im Kreise, doppelt beflissen war, sich Renommée zu verschaffen, so durfte man seiner eifrigsten Vigilanz sicher sein. — Nur meine Schwiegermutter war noch böse und beschuldigte mich, sie auf eine unverantwortliche Weise den ganzen Morgen auf der Landstraße umhergehetzt zu haben — als ich aber soeben Willens war, nun einmal in dieser Beziehung donnernd meinem Herzen Luft zu machen, da — da war Alma wieder mit ihrem stummen, bittenden Blicke da, und ich schloß sie in meine Arme, küßte sie und — war stumm, stumm wie ihr Blick, nur daß ich nicht so himmlisch süß und gut und engelhaft war wie dieser Blick! Als nun aber gar mein Cousin Georg, der brave Junge, den pfiffigen Einfall hatte, meiner Schwiegermutter vorzudemonstriren, daß man eigentlich das ganze endliche Wiederfinden nur ihr verdanke, weil sie auf den gescheidten Einfall gerathen sei, vom Sandwege abzubiegen und nach Boxberg zu fahren — was, nebenbei gesagt, natürlich so falsch wie nur möglich disponirt gewesen war, da ich, wenn nicht durch des Onkels Erscheinen aufgehalten, längst weit hätte über Boxberg hinaus sein müssen — da erklärte meine Schwiegermutter lächelnd: sie habe es ja immer gesagt, mit der Confusion von so einem Paar Verliebter sei gar nicht auszukommen, wenn sie nicht eine verständige andere Person bei sich hätten; es sei ein wahres Glück, daß sie mitgereist sei, sie sei nun zufrieden, daß man dies einsehe und wolle nun auch nicht mehr böse sein, denn sie sei nie Spielverderberin! Dabei reichte sie mir versöhnt lächelnd die Hand und sagte: „Ja, ja, Kinder, wie stände es wohl heut um Euch, wenn ich nicht mitgereist wäre!"

Wir hatten uns inzwischen längst in den beiden Wagen auf den Heimweg gemacht und langten jetzt, nur noch von dem unheimlichen Gedanken an den verschwundenen Mathes, die Chaise, die Füchse und das Doppel-

Digitized by Google

geschirr bedrückt, bei dem Gute an. Was war nur aus dem Verschollenen geworden? War er wirklich ein Dieb und wo war er mit dem für ihn gar nicht zu verwerthenden Gefährt verblieben? Oder war ihm ein Unglück zugestoßen und harrte vielleicht noch eine schlimme Botschaft in dieser Hinsicht unserer? — Aber es harrte unserer weiter Nichts als der diensteifrige Gensdarm Rummelmann, der, sein Pferd am Zügel haltend, vor dem Herrenhause stand, mit Wichtigkeit seinen gewaltigen rothen Schnurrbart drehte, dann breit auf uns hinlachte und, die Hand grüßend an seinen Helm legend, mit militärischer Kürze zu meinem Onkel sagte:

„Herr Röhlich, ich hab'n!"

„Wen?" schrie Alles überrascht.

„Den Spitzbuben. Ich hab'n gefaßt!"

„Ist es die Möglichkeit! So schnell? Wo haben Sie ihn gefunden, wie haben Sie ihn herausbekommen?" schwirrte es durcheinander, während hastig Alles aus dem Wagen kletterte oder vom Pferde sprang.

„Man muß auf dem Posten sein und den Dienst verstehen, dann macht sich's schon", sagte Rummelmann mit vielem Selbstgefühl.

„Na — und die Kutsche, die Pferde und das Geschirr?" fragte mein Onkel erwartungsvoll.

„Weg!"

„Wie?"

„Alles weg!"

„Wohin denn aber?"

„Will er nicht sagen. Leugnet, daß er's hat."

„Der Satanskerl! Der Spitzbube! Daß er ein Trunkenbold ist, habe ich gewußt, aber für einen Dieb, einen Räuber hätte ich ihn nicht gehalten! — Wo ist er denn; kann man ihn nicht gleich einmal verhören?"

„Dort im Holzstall eingeschlossen," meldete Rummelmann dienstlich. „Habe ihn beim Kragen gehalten, hierher gebracht und einstweilen dort eingeschlossen, um ihn hier an Ort und Stelle erst 'mal vernehmen zu lassen."

„Das haben Sie gut gemacht! Im Holzstall! — Schnell kommen Sie, schließen Sie auf!"

Alles eilte zum Holzstall, neugierig zu sehen und zu hören, was sich ergeben werde. Gewichtig schritt Herr Rummelmann vorauf, gewichtig nahm er den Schlüssel aus der grünen Uniform, öffnete die Thür, zeigte, den Arm steif ausstreckend, wie ein grüner Wegweiser, hinein und sagte:

„Da sitzt er!"

Auf einem Baumstück in dem Holzstall saß — — saß Michalk und kaute an einem unreifen Apfel.

„Der?" schrie Alles erstaunt und enttäuscht zugleich.

„Ja wohl!" meldete Rummelmann kurz und selbstbewußt.

„Der? Das — das ist ja gar nicht der Rechte!"

„Wie?" prallte Herr Rummelmann erschrocken zurück.

„Unsinn!" sagte mein Onkel ärgerlich. „Dieser hier hat ja die Pferde gar nicht gefahren!"

„Dann muß er etwas Anderes ausgeübt haben", rapportirte Herr Rummelmann kurz entschlossen; „er — er ist ausgerissen, als er mich kommen sah und sträubte sich, mir hierher zu folgen."

„Unsinn, sage ich", wiederholte Onkel Robert unwirsch. „He, Michalk,

Digitized by Google

weshalb bist Du vor dem Gensdarm davon gelaufen und hast nicht mit ihm hierher kommen wollen?"

„Ick heff mi förcht!" sagte Michalk lakonisch.

„Gefürchtet? Wovor denn?"

Da stand Michalk scheu auf, guckte mit geducktem Kopf seitwärts auf mich hin, streckte dann den Arm, wie vorhin der Gensdarm, steif vor sich hin und sagte, furchtsam auf mich weisend, mit wichtiger Miene:

„De Harr hatt'n Koller kriegt!"

„Wa — — was. Der Herr hat einen Koller gekriegt?"

„Jo!"

Ein homerisches Gelächter, in das zu meinem Aerger sogar silberhell die jungen Damen einstimmten, erschütterte die Luft, während ich ein Bischen bestürzt dabei stand und verlegen murmelte: „— Es — es geschah in der Aufregung, ich . . . . habe den Menschen ein Bischen geschüttelt!"

Dann trat ich auf Michalk zu, sagte: „es war nicht so böse gemeint, Michall", und reichte ihm einen Thaler als Schmerzensgeld hin. Michalk wich scheu zurück, nahm endlich den Thaler, indem er ihn mit den äußersten Fingerspitzen am äußersten Rande erfaßte, und hielt ihn noch unschlüssig in der Hand, als wir Alle schon lachend die Thür des Holzstalles verlassen hatten. Herr Rummelmann schlich geduckt bei Seite, stieg auf sein Pferd und trabte verdrießlich davon, um weiter zu recherchiren.

Jetzt wäre Alles gut und in Ordnung gewesen, wenn es nur eine Lösung für das Räthsel von Mathes, der Kutsche, den Füchsen und dem Doppelgeschirr gegeben hätte. Wie sehr auch immer der um seine Füchse klagende Onkel Robert in seinem Aerger auf den verschwundenen Mathes toben mochte, so war doch für die ruhig Urtheilenden, zu denen in der Sache wir Alle außer dem Onkel gehörten, bei dem fast stumpfsinnigen Mathes an einen Diebstahl des statiösen, in der ganzen Gegend wohlbekannten Fuhrwerkes offenbar gar nicht zu denken, und sein Verschwinden war ein um so auffälligeres, als, gleichviel ob er nun als Dieb oder nicht als Dieb davongegangen war, von dem Augenblick an, wo in Borberg der Onkel und die Tante das Fuhrwerk verlassen, von diesem und dem Knecht Nichts mehr gesehen worden, keine Spur von ihnen aufzutreiben war, sie partout wie vom Erdboden verschwunden erschienen. „Meine guten Pferde", jammerte der Onkel soeben wieder, „die schönen Füchse; 800 Thaler haben sie mich gekostet, und wer weiß, wie viele Meilen entfernt das arme Vieh jetzt abgehetzt wird, um den gestohlenen Wagen aus der Schußweite . . . . ."

— „Zu bringen", hatte nämlich der Onkel hinzusetzen wollen, aber soweit kam er nicht, denn ein höchst seltsames Ereigniß unterbrach plötzlich seine Rede. Eine heftige Detonation, fast wie ein Kanonenschuß, durchdonnerte nämlich plötzlich das stille Gehöft.

„Herjemineh, es donnert schon wieder!" schrie meine Schwiegermutter hell auf.

„Das hat irgendwo eingeschlagen", sagte Onkel Robert erschrocken: „Kommt in's Haus, Kinder, so'n Donner ist mir etwas Schreckliches!"

„Das war kein Donner", sagte Georg bestürzt: „es klang eher wie ein Kanonenschlag!"

„Ich versichere Euch aber, es fängt wieder an zu donnern", betheuerte meine Schwiegermutter ängstlich, und scheu stimmten ihr Onkel und Tante bei.

Digitized by Google

„Nicht doch", erklärte aber auch ich jetzt bestimmt „es war kein Donner, — auch ist ja kein Wölkchen am blauen Himmel zu sehen . . . . ."

Krach, krach! Da tönte dieselbe Detonation noch einmal heftig durch die Stille.

„Das war hier auf dem Gehöft! sagte Alles bestürzt und blickte sich staunend und unruhig an. Nur mein Cousin Georg richtete plötzlich den Kopf hoch auf und starrte argwöhnisch nach einem andern Punkte hin. Da, noch einmal, nur schwächer dieselbe Detonation!

„Das war — das war im Stalle wo die Füchse standen!" schrie Georg und ich gleichzeitig — mit zwei Sätzen waren wir an der Thür des Separatstalles, der den Staatspferden des Onkels als Wohnung gedient, rissen die Thür auf, und — — —

Und — da standen die beiden verschwundenen großen Füchse in ihrem Stall, das Doppelgeschirr auf dem Rücken, die neue Chaise nebenan in der Separat-Remise, die mit dem Stalle verbunden war, noch mit der Guirlande geschmückt. Die Füchse aber, unwirsch gemacht durch Etwas, das wir noch nicht begriffen, schlugen ärgerlich aus, hatten die Thür des Stalles getroffen, daß sie in ihren Fugen erzitterte, und das war die dreimalige Detonation gewesen, die uns hergerufen!

Zuerst standen wir starr, dann schlugen wir vor Verwunderung die Hände über dem Kopf zusammen, dann brachen wir abwechselnd bald in schallendes Gelächter, bald in die lustigsten Betheuerungen unseres Erstaunens aus! Die verschwundenen Füchse, die verschollene Chaise, auf die wir Alle seit Stunden, ich eine ganze Nacht hindurch, seit gestern Abend, vergeblich Jagd gemacht — die wir im ganzen Lande zu Pferde, zu Fuß und zu Wagen, mit Gensdarm und Landrath suchten, deren Verschwinden und Verschollensein diese ganze Verwirrung hervorgebracht: sie standen ruhig daheim, auf ihrem Gehöft, in ihrem Stall und ihrer Remise statt Gott weiß wo in der Welt; das war wirklich zu drollig und zu toll, zu überraschend und zu unbegreiflich dazu! Wir bedurften ordentlich erst einiger Minuten, um uns so weit von unserem Versteinertsein zu erholen, daß wir uns die Dinge genauer betrachten konnten.

Das schöne neue Doppelgeschirr war an einem halben Dutzend Stellen zerrissen, ein Strang zerschnitten und die Deichsel der Chaise zerbrochen. In der Chaise aber, als man sie öffnete, lag — lag der verschwundene Mathes, schnarchte laut, schlief wie ein Bär und roch fürchterlich nach Schnaps, während neben ihm eine zu vier Fünfteln geleerte mächtige Buddel-Flasche, die noch einen Rest starken Kornfusels enthielt, beredtes Zeugniß davon ausduftete, welches Hülfsmittel ihn in diesen heiligen Schlaf der Gerechten gewiegt hatte, den er so energisch schlief!

Der Strom der Pumpe auf dem Hof löste seinen Schlaf und Onkels Verhör mit der Reitpeitsche seine Zunge. Mathes, seiner Gewohnheit gemäß schon etwas duselig vom Schnaps, als er vom Hofe fuhr, hatte, nachdem der Onkel und die Tante in Boxberg des Gewitters wegen die Chaise verlassen, sich beim Losbrechen eben dieses Gewitters fürchterlich „gegrault", war in seiner Angst mit Pferden und Kutsche in einen Graben gefahren und war, nachdem er mit zerbrochener Deichsel und zerrissenem Geschirr glücklich wieder herausgekommen, einfach umgekehrt und nach Hause gefahren, hatte sich heimlich in aller Stille auf dem nichts ahnenden Gehöft in den Stall geschlichen, sich dann — sit venia verbo besoffen, sich's in der Chaise bequem

Digitized by Google

gemacht und „Gott und den guten Mann" für das Uebrige sorgen lassen. Die wackeren beiden Füchse aber, die heut seit vier Stunden vergeblich auf ihr gewohntes Morgenfutter gewartet und überdies seit gestern Abend mit dem unbequemen Geschirr auf dem Rücken standen, waren endlich verdrießlich geworden und hatten ihren Unwillen zuletzt kraftvoll mit den Hufen gegen die Thür gehämmert. Das war vernünftig von ihnen gewesen: wir hätten sonst wohl noch lange auf die Lösung des Räthsels und sie auf ihr Morgenfutter warten können!

Mathes, dem der in solchen Dingen mitfühlende Onkel Robert das Eine als mildernden Umstand anrechnete, daß ihn das leidige Gewitter so toll gemacht habe, erhielt als Urtheilsspruch die Anweisung, für das Gehöft des Onkels auch fernerhin verschwunden zu bleiben und taumelte, sein Bündel Sachen unterm Arm, stumpf vom Hof. Meine Schwiegermutter versicherte noch, sie habe es gleich auf der Eisenbahn gesagt, daß so ein Gedonnere Unheil anrichte, und sie sei in Verzweiflung wegen ihrer armen Kinder, was denen dies Gewitter für ihre Ehe bedeuten werde! Wenn es aber wieder einmal donnere, dann setze sie ganz gewiß vor dem Verlauf von vier und zwanzig Stunden keinen Fuß aus dem Hause, denn was Einem da Alles passiren könne, das habe man wohl gestern und heut gesehen!

Eine Stunde später war Alles wieder froh gelaunt, war Alles heiter, und unter lautem Gläserklingen und lustigem Besprechen der einzelnen Episoden des Durchlebten saßen wir beim festlichen Mahle. Da sagte plötzlich meine Schwiegermutter zu meinem Entsetzen freundlich lächelnd zu mir:

„Nun, lieber Leo, Sie haben sich doch überzeugt, wie gut es war, daß ich mitgereist bin; ich lasse Euch auch nicht so ohne Weiteres ziehen, Kinderchen, ich habe es mir überlegt: ich reise noch ein paar Tage mit Euch!"

Entsetzt starrte ich auf sie hin. Der Bissen blieb mir in der Kehle stecken, Messer und Gabel hielt ich steif in den Händen und konnte sie nicht mehr bewegen.

„Ja", fuhr Mama munter fort, „es ist besser so. Ich werde für Euch sorgen wie eine Mutter es thun soll! Ich habe mir ja schon seit Jahren vorgenommen, einmal den Rhein zu sehen, ich werde es bei diesem mir so herzlieben Anlaß thun — ich mache die Rheinreise mit Euch, Kinder! Alma", setzte sie mit Eifer hinzu und drückte ihr Kind an ihr Herz: „Der Rhein ist es nicht, der mich mit Euch zieht, Du, Ihr Beide wißt es besser, was es ist!"

„Ich weiß es, Du gute, liebe Mama!" sagte Alma innig und blickte ihre Mutter so selig an und sah mit dankbarem, verklärtem Lächeln auf sie hin, der sie zärtlich Mund und Hand küßte!

Meine Schwiegermutter strahlte! Alles lobte ihren Entschluß. Nur mein Cousin Georg schwieg mit bedenklicher Miene, der gute Junge! Tante Röhlich erklärte vor Rührung weinend, an ihrer lieben Schwägerin Lottchen sehe sie, wie sie selbst handeln werde, wenn sie einmal Schwiegermutter sei. —

Mir wirbelte es im Kopf, mir wurde ordentlich bang zu Muth! Das war ja wahrhaft fürchterlich, das fing ja an, gefährlich für meine Ehe zu werden! — Man erhob sich von der Tafel, die Damen zogen sich zurück, um ein wenig zu ruhen. Ich eilte hinunter in den Garten, warf mich auf eine einsame Bank und starrte düster vor mich hin. Fast schien es mir, als stiegen jetzt Gewitterwolken auch am Himmel meiner jungen Ehe empor! Sollte ich das noch länger dulden, was ich gestern und heut aus fast zu großer Rücksicht für mein junges Weib, für ihre Kindesliebe und — um es nur zu

Digitized by Google

sagen: besiegt von der Gewalt ihres stummen, bittenden Blickes ertragen? Nimmermehr! Meine Schwiegermutter machte mich verrückt, wenn ich sie noch drei Tage um mich hatte, das fühlte ich; es war schwach, unmännlich von mir gewesen, Alma durch meine Rücksicht gegen die Mutter so weit nachzugeben, sagte ich mir — ich wollte Alma zeigen, ihr beweisen, daß ich als Schwäche von mir erkannt, was ich nur für liebevolle Nachsicht mit ihren Kindesgefühlen, mit der Neuheit ihrer Stellung gehalten ..... kurz, das Ehegewitter war im besten Heraufziehen! Das merkte ich noch zur rechten Zeit und darum bemühte ich mich, ruhiger zu werden. Aber mißmuthig stützte ich den Kopf in die Hand, mißmuthig starrte ich vor mich hin und brütete nach, wie zu handeln sei, um — wenn möglich mit Vermeidung des Ehegewitters, aber mit entsprechender Hausherrnfestigkeit — Alma zu zeigen, daß ich mein Thun ihr gegenüber, das ich für liebevolle Nachsicht gehalten, jetzt für Schwäche halte, und daß ich fernerhin *anders* handeln, mich gegen den Verdacht verwahren wolle, als ein „Pantoffelheld" von ihr betrachtet zu werden ...."

Da legte sich eine kleine weiche Hand leise auf meine Schulter. Ich blickte auf. Alma stand vor mir.

„Leo", sagte sie, ernst, ruhig, mit ihrer tiefen, gefühlvollen Stimme, „Leo, ich habe mit Dir zu sprechen."

„Auch ich mit Dir", sagte ich fest. „Bitte, setze Dich zu mir, Alma." Und ich erhob mich, um ihr Platz zu machen.

„Nein, laß das", sagte sie ruhig, mit demselben ernsten, gefühlvollen Ton der Stimme. „Laß das, Leo; zu dem, was ich Dir zu sagen habe, schickt es sich besser, daß Du sitzest und ich stehe." Befremdet ließ ich mich auf die Bank nieder und blickte sie staunend an, während sie, die Hand noch immer auf meiner Schulter und ihr Auge so seltsam innig in das meine senkend, neben mir stehen blieb.

„Leo", hub sie an, „ich weiß, daß Du mich liebst."

Erwartungsvoll, wo das eigentlich hinauswollte, blickte ich zu ihr auf.

„Du hast es mir tausendmal gesagt", fuhr sie ruhig, fast feierlich fort, „und seit gestern hast Du *mehr* gethan: Du hast es mir *gezeigt*!"

„Alma ....." stotterte ich einigermaßen verwirrt.

„Du hast es mir gezeigt in so schöner, edler Weise", fuhr sie mit bewegter Stimme fort: „gezeigt in tausend kleinen Dingen, die beredt zu mir sprachen, gezeigt in Deiner edlen Nachgiebigkeit mir zu Liebe, gezeigt in Deiner Nachsicht und Schonung für mich und für die Gefühle, die mich bewegten; Du hast es mir gezeigt, als Du so schön von Deiner Güte für mich Dich selbst beherrschen ließest, da wo Du Herr zu sein berufen warst! Deshalb komme ich zu Dir, Leo, um Dir zu danken, damit Du auch siehst, daß ich *verstehe*, was Du für mich gethan, indem ich Dir sage: Du mein theurer, edler Leo, habe Dank dafür, daß Du so gut und lieb zu mir bist!"

Ich hatte mich verwirrt erhoben und stand meinem Weibe gegenüber wie ein ertappter Sünder! Stehend, um Demuth zu zeigen, hatte sie mir ihren Dank aussprechen wollen, und gedemüthigt stand ich vor *ihr*, der ich ihn empfing wie eine Strafe für die blöde Kurzsichtigkeit des Mannesstolzes gegenüber dem hohen Sinn des Weibes, das mit dem Herzen sieht!

Sanft drückte sie mich auf die Bank nieder und setzte sich neben mich. „Höre mich weiter, Leo", sagte sie, und obgleich sie ruhig sprach, hörte ich doch am Ton ihrer Stimme, daß sie mit Mühe eine tiefe Bewegung in sich

Digitized by Google

niederhielt. „Du weißt, wie sehr mich meine gute Mutter liebt und wie innig lieb ich selbst sie habe. Nimm meinen Dank, Leo, daß Du voll Nachsicht und Güte diese Gefühle so schön geachtet, die Bande, die das junge Mädchenherz noch an die Mutter fesseln, nicht schnell und schroff zu zerreißen getrachtet hat!"

Ich war aufrichtig gerührt; aber ganz wohl wurde mir bei dieser Wendung des Thema's doch nicht!

„Du weißt, wie ich meine Mutter liebe", fuhr Alma noch immer ruhig fort, „und Du weißt, wie ich mein höchstes Glück darin sehen würde, meine Liebe zu Dir, Du theurer Leo, mit meiner Liebe zu ihr verbinden, mit Euch Beiden vereint, der Gattenliebe zu Dir, der Tochterliebe zu ihr leben zu dürfen. Du weißt das und Du hast gehört, daß meine Mutter beabsichtigt, uns noch einige Zeit auf unserer Reise zu begleiten.

„Nun?" fragte ich, finster vor mich hinblickend.

„Deine Liebe, Leo", fuhr Alma mit vor Bewegung bebender Stimme feierlich fort, „Deine Liebe hat mich gelehrt, wie ich selbst lieben soll. Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und soll dem Manne folgen. — Ich habe mit Mama gesprochen und sie gebeten, zurückzubleiben."

„Alma!" schrie ich auf und fuhr, fast meinen Ohren nicht trauend, von der Bank empor.

„Sie hat es mir übel genommen, sie ist böse auf mich", fuhr Alma sanft und ruhig fort, „und wir müssen ihr durch die Achtung und Liebe, welche wir ihr zeigen werden, das vergessen machen, was sie heute kränkt — aber wir reisen allein, Leo."

„Alma!" konnte ich nur von Neuem jubelnd ausrufen — einen Augenblick stand ich wie schwindelnd vor der Größe des Glückes, das ich mein nannte, dann aber stürzte ich ihr überwältigt zu Füßen, bedeckte ihre Hände mit Küssen und stammelte: „Alma — mein Weib — ich bin Deiner nicht werth — ich könnte an Dir zweifeln." —

Sanft abwehrend zog mich Alma zur Bank empor. „Noch Eines habe ich Dir zu sagen, Leo", hub sie mit bebender Stimme an, und immer mächtiger zeigte sich in ihr die Bewegung, welche sie mühsam niederkämpfte: „Die Leute sagen, es bedeute Unglück, das Gewitter, das sich so seltsam in unser junges Eheleben gemischt. Ich meine das nicht. Ein Gewitter verröhnt, wenn auch unter Blitz und Donner, heilsam die Elemente, welche sich feindlich in der Atmosphäre gegenüberstehen und den Himmel unheildrohend bewölken. So auch hier, mein Leo! Darum Dank diesem Gewitter guter Vorbedeutung, denn es hat die Wolken verscheucht, und der Himmel unserer Ehe lächelt klar und licht über uns — Dank diesem Gewitter, Leo", fuhr sie mit steigender Erregung und sich vom Sitz erhebend fort: „das geprüft hat und bewährt hat — Dank diesem theuren Gewitter, Du mein einziger Leo, das uns den Weg gezeigt hat, den wir mit einander wandeln sollen, und das uns gezeigt hat, wie — wie innig lieb wir einander haben, Leo!"

Die letzten Worte jauchzte sie laut, hell, stürmisch, wie den leidenschaftlichen Ausbruch ihres tiefinnersten Gefühls, jubelnd heraus, breitete die Arme aus und warf sich an meine Brust! —

So geht es, liebe Leser, wenn es zuerst donnert und dann Sonnenschein kommt, nicht umgekehrt!

Am andern Morgen reiste ich mit Alma nach dem Rhein ab. Die Schwiegermutter blieb zurück und war böse. Aber schon in der nächsten

Digitized by Google

Stadt, in der wir verweilten, erreichte uns ein Brief, in welchem sie uns erklärte, sie wolle nur wieder gut sein, denn es sei ihr doch zu schrecklich, böse mit uns zu sein, während wir in der Ferne weilten — dazu habe sie uns viel zu lieb! —

Sonnig, golden, wonnevoll flogen die Tage dahin an den herrlichen Ufern des rebenumkränz .....

Aber ich muß aufhören zu schreiben, Leser, denn Alma, mein jüngstes Töchterchen und der blondlockige Georg, mein Söhnchen, stehen an meinem Knie und betteln, ich solle mit ihnen spielen, und — und das geht vor, lieber Leser! Adieu, Leser, auf Wiedersehen ..... ja, ja, Kinderchen, ich komme ja schon, Ihr meine Engel — da bin ich!

Erwiederung einer Frau,

auf die Anatomie des Frauenherzens im vorigen Salonheft.

Von **Julie D.** in **M.**

Soll sich der Liebste ewig von Dir wenden,
Mußt reiches Lob Du andern Männern spenden.

Die Männer, auch die Besten sind verstimmt,
Wenn sie nicht erste Violine spielen,
Die Eitelkeit, daß der da wagt, gewinnt
Beherrscht sie all' und ist leicht durchzufühlen.

„Der Weiber Handeln wird vom Herz regiert",
Dies ist schon wahr, doch wird's vom Recht dictirt,
Viel ungerechter ist der Männer Handeln
Wenn Liebe in Berechnung sie verwandeln.

Schon Goethe, dieser große Menschenkenner
Sagt: „Scheltet nicht des Weibes Wankelmuth, ihr Männer,
Ihr Schwanken von dem Einen zu dem Andern kundigt an
Sie sucht das rare Kräutlein", den beständigen Mann."

Warum sollen wir zur Philosophie
Untauglich sein? Ich errath es nie!
Für unsere Philosophie kann sprechen
Wie wir ertragen der Männer Schwächen.

Der Mann, dem Untreu das Herz bricht auf Erden,
Soll jedenfalls noch geboren werden.

Nicht über dem Mann das Weib soll stehen
Doch neben ihm, ist ihr Recht, zu gehen,
Wenn dieses ein Privilegium ist,
So bin ich halt ein schlechter Jurist.

Digitized by Google

Der Letzte der alten Schule.

(Schluß.)

Hinterlassene Memoiren von **Heinrich Marr.**

Ein fürstlicher Clown.

Welch ein ausgelassenes, koboldartiges, und intelligent-elastisches Wesen kehrt unser toller Herzog jetzt heraus. Es ist, als ob er der Clown seiner Hofschauspieler wäre, so amüsante Einfälle und karikirte Späße giebt er uns zum Besten. Als ich heute Vormittag am Theater vorüber ging, war er eben aus der Opernprobe gekommen. Im Begriff, in seine Equipage zu steigen, gewahrte er den österreichischen Gesandten, Graf von D., der gradeswegs auf ihn zu ging, und meine Wenigkeit. Mir zunickend, winkte er zugleich schelmisch. Ehe ich begriff, was er damit sagen wollte, schritt er dem Gesandten näher, und zwar in dessen eigener Manier: graziös trippelnd, den Kopf ein wenig aus der Halsbinde hervorreckend, die Ellenbogen leise auf die Hüften gestemmt, so daß der Oberkörper wie festgehalten durch ihn schien. Plötzlich rief der Herzog im Tone des Gesandten: „Was bringen die französischen Journale heute Neues? Ihre Hand macht eine verführerische Bewegung nach der Brusttasche. Ein sicheres Zeichen für mich, daß der „Constitutionel" auf Ihrem hochklopfenden gesandtschaftlichen Herzen ruht".

Im Nu zog der Graf eine Zeitung hervor. „Da sehen Sie's, Marr", lachte der Herzog, „wie ich meine Pappenheimer kenne. Treten Sie immer näher. Können's hören, was die französischen Journale etwa wieder von meinem Despotismus auftischen." Indem ich ganz nahe heran getreten war, hatte der Herzog schon den „Constitutionel' in der Hand. Fragend blickte er auf den Gesandten. „Eh bien", meinte er, „nichts mit Rothstift angestrichen? Eine Eigenthümlichkeit des Grafen", betonte er beißend auf mich blickend, „Alles mit penibler Exactität roth anzustreichen, was in einem liebevollen Zusammenhange steht mit meinem allergnädigsten und erlauchten Erzvormund, oder dessen „Samiel-Hilf", dem Comte Dirty (schmutzig). Ein Spottname, den der Herzog von Sussex dem Grafen Münster beigelegt." Eine kleine Pause trat ein. Der Herzog musterte den Grafen fort und fort und lächelte endlich, die Zeitung in seiner Hand hin und her wiegend. „Merk's schon, die letzte Nummer des Constitutionel (der Comte schleppt nämlich immer die letzte Nummer mit sich herum, schaltete er spöttisch zu mir sich wendend ein), bringt nichts, garnichts von der sich vorbereitenden Ausgleichungskomödie der zärtlichen Welfenverwandtschaft."

„Erlauben Ihro Durchlaucht, daß ich fragen darf, woher Sie das wissen", lispelte der Gesandte.

„Ihr courageuses Tenue verräth es mir", spöttelte der Herzog, mitleidigen Blickes ihn musternd. „Damit auch Sie als Schauspieler, diplomatische Nüancen kennen lernen, Marr, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß den Grafen, sobald er irgend eine Persiflage auf meine Differenzen mit der jüngeren Welfenlinie in den französischen Journalen vorfindet, Heulen und Zähneklappern ergreift, welches sich, nachdem er alsdann meine sich verfinsternden Mienen lange genug observirt hat, allmälig in ein graziöses Reverenzenmachen auflöst, das höflichst begleitet wird von diplomatischen Rathschlägen — die man aber nie befolgt."

Digitized by Google

„Ihro Durchlaucht sind immer sarkastisch-witzig, immer geistreich", entgegnete der Graf mit stupidem Lächeln und devotem Kopfnicken.

„Bitte recht sehr", dienerte der Herzog voller Humor, „wer kann für sein Naturell. Ein Scheim giebt mehr als er hat. A revoir, Messieurs, — heute Abend — in der Oper . . ." In diesem Augenblick erschienen drei Damen, eine ältere und zwei junge. Sie verneigten sich, stillstehend, mit allem Ceremoniel vor dem Herzog und setzten sich nach diesem dann wieder in Bewegung. Es war eine Frau von d. D. mit ihren beiden Töchtern, die durch ihre Unordnung und Unsauberkeit eine Art von Renommée erlangt hatten. Der Herzog winkte mit der Hand, daß ich dicht zu ihm herantreten möge. Dann flüsterte er mir zu: „Wie heißen die Töchter von der beneidenswerthen Mutter mit Vornamen?" Ich zuckte die Achseln.

„So schwerfällig von Begriffen hat Sie das langweilige Braunschweig schon gemacht, Herr Hofschauspieler Marr?" hänselte er mich. „Die Eine, die an der rechten Seite der Mutter geht, heißt: „Waschmi" (wasche mich), die andere, zur Linken: „Kämmi" (kämme mich)". Er wandte sich rapid und rief in den Wagen springend: „Jetzt schnell nach der Menagerie des Thierbändiger Martin fahren. Will dem abgucken, welche Kniffe zu gebrauchen sind, um — Bestien bändigen zu lernen."

Schauspielerische Imitationen.

„A revoir, Messieurs, heute Abend in der Oper." Dieser Zuruf des Herzogs Karl war von mir und dem Grafen zur Parole erhoben worden. Wir fanden uns gewissermaßen pflichtschuldigst ein, d. h. während des Zwischenactes, auf der Bühne. Das war leider so Brauch geworden. Graf S. schien heute à son aise, dies mußte ich mir zu Nutze machen. Wie der Maler sein Modell sitzen läßt, so auch der Schauspieler. Die Natur ist und bleibt der Kompaß für unser Kunststudium. Da unsere gesellschaftliche Stellung uns so gut wie gar nicht in die Hofregionen führt, so mußten wir jeden Augenblick ausbeuten, der uns in Berührung bringt mit den Repräsentanten des höfischen Ceremoniels und des hocharistokratischen Société, wobei ich jedoch bemerke, daß das Schablonenhafte, welches dem vorschriftsmäßigen Etikettvollen anklebt, weniger für eine schauspielerische Studie, mehr für eine schauspielerische Imitation geeignet ist. Das Gebahren des Grafen hat diese Reflexion heute in mir gefestigt. Alles ist angelernt, mit der Dressirmaschine zurecht gehobelt. Je weniger selbstständige Geistesanlagen diese Menschenklasse besitzt, desto absoluter executirt sie die ceremoniöse Förmlichkeit. Mein österreichischer Gesandte ist ein Typ für dieselbe. Jeder Schritt, jede Handbewegung, jedes Lächeln, jeder Augenaufschlag ist nach Maß und Gewicht berechnet. Voll pretiöser Manier wagt er kaum, sich vis-à-vis dem Herzog irgend eine Bewegung zu gestatten. Ein gewandtes Französisch sprechend, schließt er jeden Redesatz mit einer leichten verbindlichen Verbeugung. Als er heute Abend, courmachend, in einer Unterhaltung mit einer hübschen Chöristin vertieft, plötzlich Herzog Karl hinter sich gewahrte, der zu stolz ist, um solche „läppischen Cavalier-Dalkereien", wie er es nennt, in seiner Gegenwart zu gestatten, wußte er vor verlegenem höfischen Scharwenzeln nicht, wie er sich am ehrfurchtsvollsten drehen und wenden sollte. Bald stand er dem Herzog en face gegenüber, bald dos à dos mit ihm. Dabei erging er sich mit Blitzesschnelle in französischer Sprache über die hohen Vorzüge der deutschen Musik. Ein Uebergang possirlichster Art im Gegensatz zu der lasciven Schäkerei, die

Digitized by Google

er sich eben mit der braunschweiger Choristin erlaubte. Herzog Karl konnte sich nur mühsam des Lachens enthalten und ließ mich nicht aus seinen Augen. Nach Beendigung der Vorstellung suchte er meiner noch einmal habhaft zu werden. Er klopfte mir auf die Schultern und flüsterte: „Daß Sie mir keine Ungelegenheiten machen. Hab's Ihnen an der Nasenspitze angesehen, daß Sie heute Abend den österreichischen Gesandten in Ihrer Vorstellung abkonterfeieten. Mir fiel die hannöversche Affaire ein mit dem französischen Gesandten, die Ihnen von dem „Hahnrei", meinem Onkel, dem ehrenwerthen Herzog von Cambrigde, einen Arrest zuzog. Aus Rücksicht für den Fürsten Metternich wünsche ich, daß der österreichische Gesandte in Braunschweig nicht, wie der französische in Hannover, auf die Bühne gebracht wird." Das war deutlich genug.

Nachtrag.

In Braunschweig unterließ ich es also, diese köstliche Figur des aristokratischen Dümmling in Scene zu setzen. Erst viele Jahre später, 1838, wo ich ein Engagement am Wiener Hofburgtheater erhielt, konnte ich obige Studie verwerthen.

Daß sie mir Früchte getragen, dafür bürgt folgendes Ereigniß. „Es war unter der Intendanz des Grafen Czernin, desselben, der dem für unsere dramatische Kunst so hochverdienten Schreyvogel das Genick gebrochen. Die Weisheit hatte der Herr Graf nicht mit Löffeln gegessen. Er legte den Accent seiner Beurtheilung einer schauspielerischen Leistung nur auf die Aeußerlichkeit der Charakterwiedergabe, und da der Mensch auch bei ihm nur erst mit dem Baron anfing, war ihm jeder Darsteller, der einen vornehmen Herrn zu repräsentiren hatte, und dies nicht in discreter Weise that, widerwärtig.

Nachdem ich am Hofburgtheater zum erstenmale die Rolle des Grafen Balken in der Schachmaschine spielte, suchte er mich nach der Vorstellung auf, folgende Worte zu mir redend: „Ich muß Ihnen mein Compliment machen über die exquisite Chargirung Ihres Comte Balken. Es ist wahr, es giebt unter uns Adeligen eine Menge dummer Leute, aber französisch parliren und sich regelrecht zu bewegen, das verstehen sie halt Alle . . ."

Auch in Weimar, wo ich im Jahre 1854 das graziöse Lustspiel des barocken, aber höchst genialen J. Klein „Der Schützling" zum erstenmal zur Aufführung brachte, mußte mir der geistreiche Fürst Pückler im Namen der damaligen regierenden Großfürstin Paulowna die verbindlichsten Elogen sagen über die Darstellung des Grafen Amperg, eines österreichischen Kammerherrn. Die Scene, wo er zwischen den beiden Kaiserinnen Josephine und Marie Louise steht, und vor Verlegenheit nicht weiß, wie er es anfangen soll, keiner den Rücken zuzukehren, hatte bei der feinfühlenden Herrscherin ein hohes Ergötzen hervorgerufen. Fürst Pückler, der als Gast in Weimar verweilte, und sich gern auch ernsthaft über die theatralische Kunst unterhielt, erfreute mich häufig mit seinen anregenden Besuchen. Nach der Vorstellung des Schützlings fand er sich noch bei mir ein. „Beichten Sie auf der Stelle", rief er mit heiterem Lachen, als er eintrat, „welcher Düp der hohen Aristokratie hat Ihnen zu diesem meisterhaft dargestellten diplomatischen „Dalk-, Pinsel-, auch Papstoffel sitzen müssen."

Nachdem ich dem Fürsten mitgetheilt, wo ich das Original kennen

Digitized by Google

gelernt, äußerte er: „Wie wahr ist es, daß der Schauspieler seine Creationen der Wirklichkeit zu entlehnen hat, wenn sie ansprechend und natürlich auf uns influenciren sollen."

Eine Schauspieler Allianz.

Einige Wochen waren nach der Ankunft des Herzogs vergangen, der seiner liebenswürdigen, sonnigen Stimmung wegen unter uns so von sich reden machte, daß wir scherzhaft äußerten, er sei in Wien von Metternich ausgewechselt worden. Wir Schauspieler hatten alle Veranlassung, anzunehmen, daß eine geregelte Gestaltung der Dinge in Wahrheit eine erquickende Umwälzung im Innern des reich begabten Jünglings hervorrufen würde. So zerfahren sein Gemüth, so ungeordnet sein Geist auch war, so ehrgeizig, auch dünkelvoll sein Souveränitätsbewußtsein ihn machte, bis jetzt hatte sich ja noch nie eine Gelegenheit dargeboten, ihn zur Einkehr in sein besseres menschliches Wesen anzuregen. Der Schauspieler Größer konnte Recht haben, wenn er urtheilte: „ist nur erst der Anfang gemacht, daß er die Wohlthat eines scandallosen Lebens kennen lernt, so wird er schon daran Freude finden, und das edlere Gefühl zum Durchbruch kommen." Es war aber sein Verhängniß, zum Scandal geboren zu sein. Kaum daß er nämlich einige Wochen voller Vertrauen auf eine glückliche Wendung seiner Differenzen gehofft hatte so traf ihn ein so gewaltiger Niederschlag, daß wir von jetzt ab mit Sicherheit annehmen konnten, er müsse auf die eine oder andere Weise zu Grunde gehen.

Es war am Sonntag Morgen früh 8 Uhr, als Dr. Klingemann zu mir schickte und mich bitten ließ, so schnell wie möglich bei ihm vorzusprechen, er habe mir wichtige Dinge mitzutheilen. Nach einer halben Stunde trat ich bei ihm ein. Er ging, eine Brochüre in der Hand haltend, wie ein Rasender im Zimmer auf und nieder. „Das ist der Nagel zu meinem Sarge, Marr", jammerte er mir entgegen. „Nach Allem, was ich für die Hebung des braunschweiger Theaters, ich kann sagen, für die theatralische Kunst im Allgemeinen gethan, muß ich es erleben, daß man mich wegwerfend, wie einen bezahlten Scribenten, vor das Forum der Oeffentlichkeit hinstellt." Er überreichte mir die Brochüre. Ich las:

„Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen, welche sich Se. Durchlaucht der regierende Herzog von Braunschweig gegen ihren erhabenen Vormund und die während ihrer Minderjährigkeit mit der Verwaltung ihrer Lande und ihrer Erziehung beauftragten Männer erlaubt haben." Der Verfasser war kein anderer als Graf Münster; er sprach es offen aus, und bemerkte sogar, der König habe ihm diese Widerlegung anbefohlen. „Was sagen Sie dazu, Marr", rief Klingemann immer aufgeregter. „Der König hat es ihm befohlen, Georg der Vierte, der so weit herunter gekommen ist, daß er täglich 11 Flaschen Rum hinunterspülen muß, der nur noch ein künstliches Leben fristet, welches allein durch übermäßigen Gebrauch von stimulirenden Mitteln erhalten wird. Ein solcher König, der seiner Sinne nicht mehr mächtig ist, hört auf ein Urtheil zu haben. Graf Münster verstand es von je her, den ekelsten Privatleidenschaften dieses Königs mit unedelmännischem Geist die plebejerhaftesten Zugeständnisse zu machen. Diese neue Scandalaffaire bestätigt es auf das Eclatanteste!" Es klopfte. Der Schauspieler Größer trat ein, in einer solchen nervösen Erregung, daß man annehmen konnte, er sei krank und doch war es nur Theilnahme für die neuesten

Digitized by Google

Digitized by Google

Angorakatzen.
Nach einer Originalzeichnung von F. Specht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ereignisse die an Herzog Karl herantraten. „Sie wissen Alles", rief er. „Ich sehe das Münstersche Libell in ihren Händen. Gestern Abend spät erhielt ich es zum Durchlesen. Soeben brachte ich es an die Persönlichkeit zurück, die es mir geliehen. Von jetzt ab ist an keinen friedlichen Ausgleich mehr zu denken. Herzog Karl hat in Gegenwart des Oberstaatsrath von Münchhausen und des Staatsraths Bosse diese abscheuliche Brochüre durchgelesen. Er soll wie ein Rasender in die drohendsten Wuthausbrüche verfallen sein. Bosse äußerte: daß das Libell grade jetzt erscheine, wo der Herzog seine Einwilligung zu einer gütlichen Beilegung der Differenzen gegeben, sei das Signal, das man hannöverischer Seits jede Aussicht auf eine versöhnende Ausgleichung für immer zu Schanden machen wolle. Denn während Herzog Karl alle seine Beschwerdeschriften gegen die vormundschaftliche Führung hinsichtlich seiner Person, wie seiner sachlichen Angelegenheiten, nie zum öffentlichen buchhändlerischen Verkauf hergab, sondern sie nur für den beschränkten Kreis der Diplomaten bestimmte, insofern er sie an die verschiedenen Regierungen übersandte, hielt es Graf Münster für angemessen, das Gegentheil zu befolgen, da er seine insolenten Widerlegungen im Buchhandel erscheinen ließ, in deutscher und französischer Sprache, für das große öffentliche Publicum des In- und Auslandes. Durch diese brüsquirende Handlungsweise sind die welfischen Familiendifferenzen ihres Privatcharakters entkleidet und vor den Richterstuhl des Volkes gebracht. Die Vorschläge des kaiserlich-österreichischen Hofes verlieren an Einfluß; die Bundesregierung wird zu einem bestimmtern Vorgehen herausgefordert. Daß Herzog Karl der Geprügelte bleibt, den man von feindlicher Seite immer als den Urheber aller Welfenkrakeele darstellt, liegt auf der Hand, weil Rußland es einfach anbefohlen: daß nur zu Gunsten der größeren Macht entschieden werden solle, darauf fußte Graf Münster; in diesem Sinne hat er das Libell verfaßt, das unsern jungen Souverain auf das schmachvollste verunglimpft, ihn lächerlich und unzurechnungsfähig in den Augen der Welt erscheinen macht. Staatsrath Bosse betheuerte sehr energisch: dies Factum bestimme den Herzog dazu, jede Rücksicht fahren zu lassen, sich seines, dem Fürsten Metternich gegebenen Versprechens gleichfalls entbunden zu sehen und keine Zeit zu verlieren sich Genugthuung zu verschaffen.'

In diesem Augenblick wurde die Thür mit Vehemenz aufgerissen. Unter dem plattdeutschen Rufe: „Kinners, Kinners, nu steckt de Köpp uck thosommen", stürzte der Schauspieler Gaßmann athemlos herein. Er zog einen Bogen Papier aus der Tasche und theilte uns mit, daß er (der im Allgemeinen ziemlich klatschig und zwischenträgerisch war) aus dem Libell einen Auszug zugestellt bekommen habe, der sich auf unser Theater bezog und den guten Klingemann speciell verdächtigte. „Die Mühe hättet Ihr Euch sparen können", unterbrach ich den Geschäftigen ein wenig spitzig. „Ihr eilt Euch stets zu sehr, des lieben Nachbars Leid zur öffentlichen Kenntniß zu bringen." — „Grundgütiger Himmel", rief Klingemann und warf sich in die Sophaecke, „kommen wir doch endlich zu einem Resumé; machen wir uns klar, daß man in den obersten Regionen, so sehr man auch mit seiner Bildung kokettirt, die Schaubühne um nichts höher hält als das Kunstreiter-, Taschenspieler- und Equilibristenwesen . . ."

„Oho", rief ich auffahrend, „wo steht das geschrieben?"

„Pagina 79 in dem Münsterschen Libell", rief Gaßmann und entfaltete

Digitized by Google

seinen Papierbogen. „Laßt die Narrenspossen", fuhr ich ihn an, schlug aber Seite 79 in der Brochüre auf.

Graf Münster, der nämlich gegen alle Beschwerdeführungen des Herzogs Karl Einwendungen erhob, brachte auch die Theaterangelegenheit zur Sprache, die, wie bereits erwähnt worden, in Klingemann seinen würdigen Vertheidiger gefunden hatte, insofern auch er gegen die willkürlichen Beschlüsse der vormundschaftlichen Regierung protestirte und auf Herzog Karls Seite stand. Wie ohne Verständniß, mit welchem achselzuckenden Hohn Graf Münster und seine Helfershelfer, Schmidt-Phiseldeck, diese Frage auffaßten, geht aus folgenden Bemerkungen hervor, deren Tonfärbung noch obenein die kleinlich persönliche Gehässigkeit der beiden einflußreichen Staatsmänner bestätigt. Graf Münster schreibt: „Es bleibt uns doch noch eine Klage zu berühren übrig, nämlich das lange Gerede über die Anordnungen der braunschweiger Regierung in dem dortigen Theaterwesen, eine Sache (man merke wohl auf, schaltete ich ein), die dem Geheimen Rath v. Schmidt-Phiseldeck so unwichtig schien (hört! hört!), daß er sie nicht einmal dem König vorgelegt hat. (Meine Anmerkung lautet: „Darin, Herr Graf, liegt eben die Eigenmächtig- und Gewissenlosigkeit. Ihr Helfershelfer hatte des Herzogs Casse zu berücksichtigen, fremdes Eigenthum zu verwalten, hatte also nicht die Erlaubniß, nach eigenem Gutdünken, sondern sachlich zu verfahren.") Graf Münster fährt fort: „Die Regierung urtheilte mit Jean Jacques, daß man in großen Städten Schauspiele bedarf, und da das Braunschweigische sich nur unter dem Beistande des Hofes erhalten konnte, so traf sie die vortheilhafteste scheinende Vereinbarung mit einer Gesellschaft wohlhabender Einwohner, die nicht sowohl ihren Gewinn, als die Herstellung eines guten Theaters im Auge hatten. Seine Durchlaucht werden wohl nicht leugnen, daß dieser Zweig Ihrer Ausgaben seit Ihrem Regierungsantritt unendlich gewachsen ist." (Meine Bemerkung lautet: „Das geht Sie gar nichts an, Herr Graf. Das ist des Herzogs Privatangelegenheit. Die Bühnenkunst gehört zu seiner speciellen Passion und noble Passionen kosten bekanntlich auch ein nobles Stück Geld.")

„Seite 87 aufgeschlagen", rief Klingemann dazwischen. „Man kann die politischen Vortheile eines Staats mit intriguanter Geschicklichkeit handhaben und von den Interessen, die zur Veredlung der menschlichen Gesellschaft beitragen, keine Ahnung haben. So geht es dem hämischen Grafen Münster und der ausgetrockneten Bureaukratenseele Schmidt-Phiseldeck." Ich las: „Die Geschichte des Braunschweigischen Theaters ist zu einer fixen Idee geworden (bei dem Herzog) und kehrt gleich dem Ritornell in diesem Klagelied immer wieder. Wir hören, daß dieser Gegenstand bereits in einem öffentlichen Blatte, in Nr. 73 des „Mitternachtsblattes", vorgekommen ist. Man sieht dort einen neuen Publicisten auftreten und seine erste Lanze brechen. Denn in Ermangelung einer anderen öffentlichen Person wirft sich darin der Braunschweigische Theaterdirector zum Vertheidiger auf. Seine Durchlaucht haben nicht gesäumt, sich dieses Vortheils zu versichern, Sie haben in Ihrer Schmähschrift diesen Schriftsteller unter ihre Fahne genommen." — „Ich unter die Fahne des Herzogs Karl genommen, um Schmähschriften fabriciren zu helfen", jammerte Klingemann. „Lesen Sie was Schmidt-Phiseldeck in dieser Angelegenheit schreibt, um es begreiflich zu finden, daß ich behaupte: diese Blamage ist der Nagel zu meinem Sarge." Er hatte mir das betreffende Thema umgeschlagen. Es war der Auszug eines Schreibens des

Digitized by Google

Schmidt-Phiseldeck an den Grafen Münster. Ich las: „Der Gegenstand endlich, welchen Ew. Excellenz nicht genügend kennen und worüber Sie Auskunft begehren, ist die Theatersache, worüber so viel hier geschrieben und seit der ganzen Zeit der Regierung des Herzogs so viel geredet und immer wieder geredet ist, so daß bis dahin, wo ich meinen Abschied nahm (d. h. wo Sie wie ich heimlich entwichen, also ehrenrührig gehandelt haben, Herr Geheimer Rath, meine Bemerkung nämlich), dieses wohl der einzige Gegenstand ist, um den sich der Herzog recht angelegentlich und lebhaft bekümmerte und der einzige Act der vormundschaftlichen Regierung, worüber der Herzog sein persönliches Mißfallen stets äußerte." Nachdem nun Schmidt-Phiseldeck den Verlauf der Contractverhältnisse mit der früheren Actien-Gesellschaft auseinandersetzt, schließt er mit einem Anflug von Bureaukraten-Unfehlbarkeit:

„Und wozu diese ganze Diatribe, da am Ende gesagt wird, daß der Herzog der Vollziehung des Contracts kein Hinderniß in den Weg gelegt habe, also die Sache erledigt ist, wenngleich sie ihm nicht angenehm gewesen. Die Druckschrift, worin dieser Gegenstand bereits verhandelt worden, ist das Mitternachtsblatt, herausgegeben von Müllner und gedruckt bei Vieweg in Braunschweig. In diesem hat der Schauspieldirector Klingemann einen Aufsatz über Theaterwesen einrücken lassen, und der Eingang desselben nimmt die Wendung, daß er zuvörderst die Geschichte des braunschweigischen Theaters voranschicken wolle. In dieser Geschichte tritt er als publicistischer Schriftsteller auf, ein Talent, welches bis dahin vermuthlich bei ihm geschlummert hatte — wenigstens war er nur als Schauspieldirector und Schauspieldichter bekannt gewesen — er berührt gründlich die Frage der Majorennität des Herzogs."

„Mit solcher spöttischen Unbedeutendheit, ja sogar achselträgerischen Charakters, wird meiner Erwähnung gethan in einer Schrift, die durch alle Hände geht und wenn auch im Geheimen, von allen Braunschweigern, die überhaupt nur lesen können, gelesen wird", lamentirte Klingemann kläglich. „Ich bin so theatermüde, so lebenssatt, daß ich in ein Mauseloch kriegen möchte." — „Liebster Doctor", rief ich neckend dazwischen, um ihn aus seiner melancholischen Stimmung herauszureißen, „in einem Mauseloch sitzen Sie ja schon lange. Dafür hat Ihr liebendes Ehegesponst bereits gesorgt." — „Grundgütiger Himmel", rief er entsetzt auf und sprang von seinem Sitz in die Höhe, „daß Elise das nicht hört." — „Wer ist Elise?" neckte ich weiter. „Aber, Marr", rief er ungeduldig, „Elise, meine Frau." — „Ja so", entgegnete ich langgedehnt, „die heißt Elise. Ich habe bis Dato gemeint, sie führe den Namen Xantippe." — „Das ist mein Tod, wenn sie das hört", flüsterte er angstvoll nach der Thür blickend. „Sie heißt Elise, Elise", rief er unbewußt in verlegener Erregung auf . . . „Na, na, was giebts schon wieder", ertönte eine unsympathische, ziemlich barsche Frauenstimme von dem Hausflur herein. Die Thür öffnete sich und Frau Dr. Klingemann trat ein. Sie blickte ziemlich herablassend auf die Untergebenen ihres Mannes hernieder und meinte sehr bewußtvoll als Frau General-Directorin: „Merk's schon, man verlangt mein Urtheil über das englisch-hannöversche Machwerk des aufgeblasenen, selbstgefälligen und phrasenreichen Grafen Münster. Das will die rechte Hand Sr. britischen Majestät sein, der allmächtige Minister des aristokratisch hannöverschen Staats, vor dem man sich bis auf die Nasenspitze niederbeugen soll, und schreibt in einem so hämischen, bengelhaften Ton, als zählte er um mindestens fünf Jahre weniger, als unser tolle, junge Herzog? Mag

Digitized by Google

der Graf Münster sich auch gegen alle Beschwerdeführungen unsers Souverains zu verwahren suchen, sein eigener Vertheidigungston klingt so impertinent haranguirend, daß ohne Verstandesanstrengung daraus zu entnehmen ist, wie das aufbrausende und reizbare Temperament des Knaben Don Carl sich justement so ungeberdig und obstinat entwickeln mußte, da der hochgeborene Verwandte des Grafen, der Kammerherr v. Linsingen ihn perpetuirlich à la Münster hofmeisterte. Das wollen Männer sein", höhnte sie, „bedeutende Staatsmänner, die sich damit brüsten, ihr Lebelang an den ersten europäischen Höfen zugebracht, von mehreren Fürsten schmeichelhafte Beweise der Zufriedenheit mit ihrem politischen Betragen erhalten zu haben? Weiber sind es, ordinäre Klatschweiber, die einander die ehrenrührigsten Dinge nachsagen und kein Mittel unversucht lassen, gegenseitig ihren Ruf zu verschimpfen. Das ist meine Ansicht, meine Herrn", schloß sie determinirt, und sich an ihren Mann wendend meinte sie halb drohend: „ich will nicht hoffen, Klingemann, daß Du Dich durch diesen ordinären Nasenstüber, welchen Dir Graf Münster und der durchgebrannte v. Schmidt-Phiseldeck giebt, um den Rest Deiner Manneswürde bringen läßt, indem Du vor Gott und der ganzen Welt ausposaunst: das sei der Nagel zu Deinem Sarge. Merk' er sichs, wenn ich bitten darf."

Sie nickte gegen uns Alle mit dem Kopf und verließ im Kothurnschritt das Zimmer. Wie vernichtet saß er da. Größer und Gaßmann blickten verlegen zur Erde. Mir aber kam die Scene so drastisch-komisch vor, daß ich Klingemann leise zuflüsterte: „Sie hat Recht, nicht das was in der gräflichen Brochüre steht, ist der Nagel zu Ihrem Sarge, sondern Ihre Frau selbst." Er sprang erschrocken auf und hielt mir den Mund zu. Bevor wir ihn verließen, legten wir das feierliche Versprechen ab, jegliche Polemik in dieser Beziehung von uns ferne zu halten, uns von Niemandem, und sei es auch der Herzog Karl selbst, eine Gegenerklärung aufdringen zu lassen. Mein Raisonnement den Collegen gegenüber lautete: „je mehr die Hofschranzen und die Adelsclique, sogar auch die sich dünkenden Bureaukraten dagegen protestiren, daß der Souverain des Landes sich uns so vertraulich giebt, desto selbstständiger müssen wir unsere Gesinnungen und Ansichten vertreten. Dadurch verhindern wir es, daß die öffentliche Meinung uns in einen Topf wirft mit dem kriechenden Cavalierthum und den feilen Staatsdienern, die charakterlos und unredlich genug sind, jeder schlechteren Eingebung und Aufwallung unsers excentrischen Herzogs nachzugeben und zu schmeicheln."

Digitized by Google

Die erste Chopinbiographie.

Im Fache der musik-biographischen Forschung hat die deutsche Literatur während der letzten zehn und fünfzehn Jahre manche Leiden gut gemacht und Vieles nachgeholt, was sie bis dahin versäumt. Ich meine damit die frühere Vernachlässigung unserer musikalischen Heroen von Seite der kritischen und biographischen Darstellung und das in neuerer Zeit erwachte Streben, jene Vernachlässigung zu corrigiren. Allerdings darf zur Entschuldigung der literarischen Unterlassungssünden nicht übersehen werden, daß in den Epochen große Schaffenskräfte, sowohl die Monumente, wie die Biographien — und in den meisten Fällen ist ja ein Buch auch nichts anderes und nichts geringeres als ein Standbild — überflüssig sind und unbeachtet bleiben; man hat die bedeutendsten Werke vor sich und übersieht ob deren Genuß die Meister; — das ist dann das goldene, wichtige Zeitalter zum Unterschiede von dem bronzenen der Monumente und dem papierenen der Bücher. Nun sind wir aber einmal Epigonen und wir mögen uns noch so sehr winden und recken, wir werden einmal nicht größer und in solchen Tagen thut die Erinnerung an eine mächtigere Vergangenheit wohl und wir klammern uns ängstlich und liebevoll an die Vermächtnisse der Größeren, an das, was ihr Leben geschaffen und an das, was geistesverwandte Seelen von ihnen erzählen. Als Otto Jahn das deutsche Volk mit seinem mustergiltigen Werke über Mozart überraschte, griff man entzückt und beglückt darnach, es war damit eine gewaltige Lücke in jedem Bücherschrank und in jedem Herzen ausgefüllt. Es folgte dann die glänzende Arbeit Max Maria von Webers über dessen unvergeßlichen Vater Carl Maria von Weber, es kam Johann Sebastian Bach von Spitta, es kamen die Biographien über Moscheles, Löwe, Mendelssohn und Schumann, Schubert bekam sein, wenn auch nicht abgerundetes, so doch inhaltsreiches Buch von Kreissle von Hellborn, Beethoven erfuhr die mannigfachsten literarischen Behandlungen (wohl auch manche Mißhandlungen), Vater Haydn ist vorläufig bis zum ersten Band gediehen, von Mendelssohn und Hauptmann sind die interessantesten Briefe erschienen und Richard Wagner ist sowohl in zusammenhängender Darstellung wie in hundert kleineren Umrissen biographisch und kritisch behandelt.

An diese ganze und wie man mit Genugthuung sagen kann, große Bibliothek hat sich nun in neuester Zeit ein Werk gereiht, das schon lange mit Sehnsucht erwartet wurde — ein Werk über Chopin. Friedrich Chopin, man mag gegen das in der Sentimentalität oft krankhafte Wesen seiner Compositionen noch so Vieles und Triftiges einwenden, man mag und zwar nicht ganz unbegründet behaupten, daß in der ewigen Elegie und Melancholie seiner Bilder, in der Zierlichkeit und Fülle seiner Arabeskenzeichnung und in der Süße seiner Empfindungen etwas Ungesundes liege, der unglückliche Pole wird doch stets als einer der interessantesten Typen der producirenden wie reproducirenden musikalischen Kunst Geltung haben. In seinen Nocturnos war Friedrich Chopin das tönende Bild seines Vaterlandes, in seinen Elegien lag auch

Digitized by Google

das Mißgeschick seines Lebens, eines Lebens, das da weiß, was ein gebrochenes Herz bedeutet und das für das Unglück und für dessen Balsam immer und immer wieder zur Musik eilt.

Moritz Karasowski, der Verfasser der oben erwähnten und bei Ries in Dresden erschienenen Chopinbiographie hat sich seine Arbeit nicht leicht gemacht, er hat, dieses Zeugniß sei sofort ausgestellt, die keineswegs geringfügige Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit zu lösen versucht und thatsächlich auch gelöst. Die Figur Friedrich Chopins wurde nach drei Seiten hin „gestellt", es fanden, um in der nüchternen Sprache des Photographen zu reden, drei Aufnahmen statt: Chopin als unglücklicher Sohn seines unglücklichen Vaterlandes, Chopin als Künstler, Chopin in seinem verirrten Herzen. Speciell nach der nationalen Seite hin sucht der Verfasser seine Ton- und Farbengebung so voll und üppig als möglich zu geben und wenn der berühmte Pianist und Componist auch niemals in einen Kampf für die Sache Polens verwickelt gewesen und niemals in der Lage war, in patriotischen Dingen gefährdet zu werden, so ist doch um sein Haupt eine Gloriole gewunden, eine Gloriole, die sich allerdings nur in Empfindungen und Worten Ausdruck giebt. Woraus wir keinen Vorwurf machen wollen. Chopin war kein Mann der Waffen, er war ein Mann der versöhnenden Kunst und er hat in Tönen, in Akkorden sein Leid ausströmen lassen.

Der Vater unseres Componisten, Nicolaus Chopin, wurde am 17. April 1770 zu Nancy in Lothringen geboren. Friedrich erblickte das Licht der Welt am 1. März 1809 und zwar in Zelazowa Wola, einem sechs Meilen von Warschau gelegenen, dem Grafen Skarbek gehörigen Dorfe. Ob der Name Chopin französisch oder polnisch ausgesprochen werden soll, das ist bisher noch nicht endgiltig festgesetzt, wohl aber ist es entschieden, daß 1809 und nicht 1810, welch letztere Jahreszahl sogar heute noch auf dem Denkmal des Père Lachaise in Paris zu lesen ist, als die richtige Angabe für die Geburt Chopins anzusehen ist. — Albert Zimny war der erste musikalische Lehrer des Knaben und als dieser kaum neun Jahre alt war — am 24. Februar 1818 — ließ er sich öffentlich hören. Die ersten größeren Ausflüge des Jünglings galten den Städten Wien, Prag, Teplitz und Dresden und in der erstern Stadt holte er sich die Feuertaufe für seinen späteren künstlerischen Ruf. Die Conzerte des Sommers 1829 brachten dem jugendlichen Künstler wohl sehr wenig Geld, dafür aber reiche Lorbeeren ein und das erste Honorar ist für den wahren Künstler mit den grünen, so bedeutungsvollen Blättern immer am besten bezahlt, vorausgesetzt, daß er es nicht dazu braucht, um sich Brot zu kaufen und Schulden zu bezahlen. Bereits unter dem 3. October 1829, also kurz nach der so fröhlichen wiener Reise, beginnen schon die melancholischen Anwandlungen, die sich später in Chopin förmlich incarniren sollten. An seinen besten Freund schreibt er nämlich in Bezug auf ein „Ideal": „Ein halbes Jahr ist es schon her, und ich habe mit ihm, von dem ich allnächtlich träume, noch nie eine Silbe gesprochen. In Gedanken bei diesem holden Wesen, componirte ich das Adagio in einem neuen Conzerte (E moll Conzert Op. 11.) und heute früh den Walzer, den ich Dir mitschicke". Und an anderer Stelle: „O wie bekümmert es, wenn man Niemand hat, mit dem man Trauer und Freude theilen kann; o wie entsetzlich, wenn man sein Herz bedrückt fühlt und gegen keine Seele seine Klagen aussprechen kann. Wie oft erzähle ich meinem Piano Alles, was ich Dir mittheilen möchte".

Die Jahre 1830 und 31 gehörten wieder vorzugsweise dem Künstler-

Digitized by Google

leben in Wien, wo Chopin mit Georg Haslinger, Würffel, Thalberg, Stadler, Kiesewetter, Mosel, Seyfried, Gyrowetz stets beisammen war und mit Döhler, Herz, den Sängerinnen Heinefetter und Henriette Sonntag in gesellschaftliche Berührung kam, kurz in der musikalischen Welt der Kaiserstadt vollkommen aufging. Aus dieser Zeit sind fast sämmtliche Briefe, die Chopin in seine Heimat geschrieben; über die späteren schwebte ein böses Verhängniß und dieses Verhängniß, das die Musikgeschichte um eine Reihe interessantester literarischer Actenstücke bringt, macht Herr Karasowski zum Ausgangspunct des zweiten Bandes seiner werthvollen Arbeit. Nach dem Tode Chopins kam dessen Nachlaß, die Briefe, sein Porträt von Ary Schäffer gemalt, sein Pleyel'scher Flügel, ein von Louis Philipp gespendetes Sèvres-Porzellan Service, eine kostbare Schatulle, Teppiche, Fauteuils, Tischdecken, alles Handarbeiten von seinen Schülerinnen, durch Kauf in den Besitz der Miß Sterling. Miß Sterling hatte alle diese Objecte der Mutter Chopins testamentarisch vermacht, und so kamen dieselben im Jahr 1858 nach Warschau, und bei einem Attentat, das am 19. September 1863 auf den damaligen Statthalter von Polen, dem Grafen Berg versucht wurde, stürmte die Soldateska gerade jenes Haus, in welchem sich die Chopinreliquien befanden und diese wurden zerstreut, zertrümmert, kurz barbarisch vernichtet. —

Im Jahr 1831 finden wir Chopin bereits in Paris, wo er von nun an mit kurzen Unterbrechungen bleiben, berühmt werden, glücklich und unglücklich sein und sterben sollte. Die künstlerischen Vorgänge der französischen Hauptstadt machten auf den jungen Musikenthusiasten einen tiefen Eindruck. Er hörte bei den Italienern den Barbier von Sevilla mit Lablache, Rubini und der Malibran-Garcia, den Othello mit Lablache, Rubini und der Pasta, er hörte in der „Academie royale" damals den neuen „Robert le diable", er stürzte sich in die musikalische Gesellschaft der Capitale und fing auch an, sich in pecuniärer Hinsicht behaglicher und selbstständiger zu fühlen. Im Laufe der nächsten Zeit hatte sich die materielle Situation des Künstlers sogar ganz vortrefflich gemacht und im Jahr 1835 sehen wir ihn auf einem Ausflug nach Aachen, Carlsbad, Marienbad, Dresden, Leipzig und in letzterer Stadt kam er Felix Mendelssohn, den er bereits in Düsseldorf hatte kennen lernen, sehr nahe. —

Bald darauf traf jenes Ereigniß ein, das für Friedrich Chopin von sehr verhängnißvollen, ja tragischen Folgen sein sollte, die Begegnung mit George Sand. Das Verhältniß, das sich zwischen dem berühmten Musiker und der berühmten Schriftstellerin entspann, ist schon so vielfach und in so wiedersprechender Art behandelt worden*), daß sich daraus ein förmlicher Mythus der Liebe gebildet hat und daß es jedenfalls einiger Vorsicht bedarf, einer gewissen Objectivität, wenn man nicht gegen die eine Seite gar zu hart werden will. Man muß Liszt lesen, was er darüber sagt, man muß „l'histoire de ma vie" der George Sand lesen, man muß endlich auf Herrn Karasowski hören und dann erst wird man dazu gelangen, sich über die ganze Affaire ein unparteiisches Urtheil zu bilden. Chopin wurde durch die Verbindung mit Madame Aurora Dudevant nicht glücklicher und zu seinen unheilbaren moralischen Leiden kamen die unheilbaren physischen, die seinem Leben, seinem Schmerz und seiner Liebe ein tief betrauertes Ende bereiteten.

Die Glocken der Weltstadt verkündeten die dritte Morgenstunde des 17.

*) Auch im vorigen Jahrgang des „Salon". Die Red.

Digitized by Google

Octobers 1849, als Chopin seinen letzten Seufzer that. Am 30. October fand in der Madelainekirche die Trauerfeierlichkeit für den Verewigten statt, an welcher die ersten Künstler theilnahmen. Zur Einleitung wählte man den Trauermarsch aus der B moll Sonate des Verstorbenen, welcher zu diesem Zwecke von Reber instrumentirt worden war. Zum Affortorium spielte Lefebure-Wely auf der Orgel Chopins Präludien in H moll und in E moll, Meyerbeer leitete die ganze Trauerfeierlichkeit. Als die Ueberreste des Verstorbenen in das Grab gesenkt wurden, streute man polnische Erde auf seinen Sarg. Es war dieselbe Erde, die sich Chopin vor neunzehn Jahren in dem Dorfe Wola zum Andenken an sein geliebtes Vaterland mitgenommen. Er hatte sie stets pietätvoll aufbewahrt und kurz vor seinem Ende noch die Bitte ausgesprochen, daß — sollte er nicht in polnischem Boden ruhen — man seinen Sarg wenigstens mit dieser Erde bedecken möge. Das Herz Chopins, das stets in heiliger Liebe für sein Vaterland glühte und aus Sehnsucht nach diesem so viel gelitten hatte, wurde auf seinen Wunsch dem Lande übergeben, über welchem ihm die Sonne seiner glücklichen Jugend gestrahlt hatte; es ist interimistisch in der heiligen Kreuzkirche in Warschau aufbewahrt.

Ich muß mich nun von dem Buche trennen, von dem Denkmal, das Herr Karasowski seinem gefeierten Landsmann gesetzt und kann Allen, die sich für die wahre Kunst und das Leben und Weben und Streben eines ersten Künstlers warm interessiren, nur zurufen: „Nehmt das Buch in die Hand und lest es, stellt Euch vor das Denkmal hin und betrachtet es."

W. F.

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Das Ereigniß des Tages war das schöne Doppelfest im Schoße der kronprinzlichen Familie. Es war gleichsam ein Sieg der Poesie über die Politik, alle Fragen der letzteren wurden vergessen neben dem bewältigenden Eindruck der ersteren. Nur wenigen Auserwählten war es vergönnt, an dem duftigen Frühlingstage, wo Veilchen und Schneeglöckchen fast sichtlich hervorsprießten, die geweihten Räume der Schloßcapelle zu betreten und Zeuge zu sein, wie das jugendliche Elternpaar seine blühenden Kinder, Prinzessin Charlotte und Prinz Heinrich, zum blumengeschmückten Altare führten, gefolgt vom Prinzen Friedrich Karl und seiner hohen Gemalin, die ebenfalls ihr Töchterchen, Prinzessin Louise Margarethe, dahin leiteten. Es war ein rührendschöner Anblick, die beiden gleichaltrigen schwesterlichen Cousinen in ihren einfachen, schneeweißen Kleidern, ohne allen Schmuck, wie zwei Schneeglöckchen, mit demüthig gesenkten blonden Köpfchen knieen zu sehen. Jede von ihnen las ein selbstgeschriebenes Glaubensbekenntniß ab; Prinzessin Charlotte sprach mit volltönender Altstimme, ebenso Prinz Heinrich, ihre Mitconfirmandin aber konnte vor Gemüthsbewegung nicht laut sprechen, denn sie war von der Erinnerung tief ergriffen, daß vor kurzer Zeit an demselben heiligen

Digitized by Google

Orte der Katafalk ihrer geliebten Großmutter, der hochseligen Prinzessin Karl, gestanden hatte. Auch viele der Anwesenden hatten denselben wehmüthigen Eindruck von dem reichen Blumen- und Lichterschmuck der Schloßcapelle. Jedoch überwand bald der erhebende, schöne Zweck der kirchlichen Handlung alle trüben Erinnerungen. Die bunte, glänzende Gesellschaft, unter welcher diesmal besonders viel jugendliche, reizende Gestalten die ersten Reihen einnahmen, nämlich die Gespielinnen der beiden Prinzessinnen, gewährte einen heitern Anblick. Die patriarchalische Freude, welche in dem schönen Greisenantlitz des Kaisers sichtbar war, mußte ebenfalls jedes Herz erfreuen. Auch das ernste Auge der Kaiserin ruhte mit freundlicher Zärtlichkeit auf der Enkelin, deren holde Stirn ja sobald der bräutliche Nimbus schmücken sollte. Doch ahnte sie selbst noch nichts und die reinste, ungetrübteste Kindlichkeit leuchtete aus ihren großen blauen Augen.

Die Ueberraschung mag überwältigend gewesen sein als wenige Tage nach der Confirmation ihre Verlobung stattfand! Der Erbprinz von Meiningen konnte das hübsche litthauische von Chopin so reizend componirte Lied auf sie anwenden:

„Noch seh ich Dich vor mir stehen,
In dem Kinderkleidchen,
Da schon hab' ich Dich geliebet,
Nannte Dich mein Bräutchen."

Er war schon lange im kronprinzlichen Familienkreise heimisch gewesen. Seine Mutter hieß auch Prinzessin Charlotte von Preußen; sie war die älteste Tochter des Prinzen Albrecht und eine Pflegebefohlene der edlen Königin Elisabeth. Erbprinz Bernhard ist ein sehr talentvoller Componist und hat sich auch als Reiseschriftsteller ausgezeichnet, Westermanns Monatshefte brachten erst kürzlich sehr interessante Aufsätze von ihm. Dabei ist er mit Leib und Seele Soldat; um sich als Compagnieführer im praktischen Dienst zu üben, scheut er es nicht in dem abgelegenen Stadtviertel in der Nähe seiner Kaserne, drei Treppen hoch zu wohnen. Die Equipage des Kronprinzen hielt oft vor seinem unscheinbaren Hause, welches er nun wohl bald mit einem der königlichen Schlösser vertauschen wird, entweder Monbijou, Bellevue oder Charlottenburg. Wahrscheinlich wird die Vermälung schon im September stattfinden. Das Brautkleid ist bereits in Brüssel bestellt und zwar sollen die Spitzen nach einer eigenhändigen Zeichnung der Frau Kronprinzessin verfertigt werden.

Die Gesellschaftszeit dauerte in diesem Jahre wieder ungewöhnlich lange, die vornehmen Dilettanten hörten nicht auf Comödie zu spielen und Musik zu machen. Die wöchentlichen Conzerte in den Salons des Grafen Hochberg, des Componisten mehrerer Opern, boten viel Schönes dar, er selbst trat öfter als Sänger hervor, neben ihm Graf Dankelmann, der Meister des Liedes. Die neuen Compositionen der Baronin Nina von Könneritz eignen sich ganz besonders für seine klangvolle Stimme und poesiereiche Vortragsweise. Im Hause des Baron von Thile-Winckler fanden ebenfalls musikalische Soiréen statt, wo Meisterhaftes geleistet wurde. Die Uebersiedlung dieses Kunstmäcen nach Berlin ist überhaupt als ein Ereigniß zu betrachten; der Prachtbau, den er in der Regentenstraße aufführen ließ, eignet sich vortrefflich für seine großartigen Feste, bei denen man „die Grazien des Reichthums" in schönster Gestalt kennen lernen kann.

Das Comödienspiel vornehmer Dilettanten wurde beim englischen Bot-

Digitized by Google

schafter, Lord Lostus, bei der Gräfin Oriolla und bei der Gräfin Lottum, der bejahrten Mutter des Fürsten Putbus, in reizender Mannigfaltigkeit ausgeführt; die Schwierigkeit passende Stücke für wohlerzogene junge Damen zu finden, hatte sich hindernd in den Weg gestellt, wie das so oft der Fall ist, diesmal aber war sie noch dadurch gesteigert, daß französische Sachen beliebt wurden. Frau von Radowitz und Herr von Dieskau, Comtesse York, Herr von Eichhorn und Graf Oriolla zeichneten sich ganz besonders aus in dem alten aber guten Stück „un jeune homme à marier".

Die wöchentlichen Gesellschaften im Palais des Fürsten Radziwill wurden am ersten Ostertage mit einer eigenthümlich ausgestatteten Matinée geschlossen. Es ward nämlich eine überreiche Frühstückstafel servirt, und zwar nur solche Speisen, welche von einem der höchsten Würdenträger der katholischen Kirche „geweiht" waren. Das Osterlamm stand in der Mitte der Tafel, Palmenzweige umkränzen es und der Kopf, noch im Vollbesitz von Augen und Ohren, war mittelst silberner Spieße an den braunen saftigen Braten befestigt. Eier in allen Gestalten und Farben bildeten nächstdem ein Hauptgericht. Die Damen reichten dasselbe eigenhändig umher, man durfte natürlich diese Speise nicht ablehnen, mußte sie vielmehr mit dem Ceremoniel einer tiefen Verbeugung genießen. Für den Kaiser, die Kaiserin, den Kronprinzen und die Kronprinzessin waren einige reichverzierte Teller besonders aufgetragen. Obwohl sonst nur die Mitglieder der Hofgesellschaft mit strenger Auswahl zu den Festen im Radziwillschen Palais eingeladen werden, so war bei dieser Matinée, die genau nach der letzten Messe ihren Anfang nahm, die Ausnahme gebräuchlich, eine gewisse Anzahl anderer Personen einzuladen, doch erhielten Katholiken den Vorzug.

Im Hotel des russischen Botschafters, Herrn von Oubril, fand nach fast zweijähriger Pause endlich wieder eine große Gesellschaft statt. Dieselbe wurde durch eine Vorstellung der italienischen Oper überrascht; einzelne Scenen, welche Etelka Gerster in ihren Glanzrollen zeigten, waren dazu ausgewählt. Die vielbesprochene Sängerin, die aus ihrer goldenen Kehle wie aus einem Wunderfüllhorn sich selbst mit Glück und Ruhm überraschend überschüttet hat, ist eine merkwürdig einfache, fast reizlose Erscheinung, höchstens dreiundzwanzig Jahre alt, mager, zart und ohne jegliche Toilettenkunst. Aber wenn sie singt, wird sie plötzlich schön, ihre Augen strahlen, ihr Lächeln bezaubert, ihre Bewegungen runden sich zu vollendeter Anmuth. Der Genius der Musik hat sich in diesem einfachen Mädchen verkörpert, sie ist selbst offenbar überrascht durch ihre Leistungen und durch den Beifallssturm, den sie in Berlin errungen hat, die vornehme Welt lernte sie eigentlich erst durch dies Auftreten in Privatkreisen kennen, denn zu Kroll geht man nur sehr selten, und als das kostverächterische Publicum von dem neuen dort aufgegangenen Stern reden hörte, war es zu spät; um Billets zu bekommen, mußten dann schon die unerhörtesten Anstrengungen gemacht werden. Man sah oft den ganzen Abend Damen im dichten Gedränge stehend zubringen, um nur einige Töne aus Etelkas Munde zu hören.

Glücklich wurden die Gäste des Hofes gepriesen, die im letzten Donnerstagsconzert der Kaiserin den Hochgenuß hatten, Etelka und Wachtel in einem Duett aus den Puritanern zu bewundern. Die kaiserliche Großmuth hatte dazu die Hoftoilette geschenkt, denn die junge Künstlerin besaß nur Theatergarderobe. Sie soll sich bereit erklärt haben, Herrn von Hülsens glänzende Anträge anzunehmen, jedoch erst in zwei Jahren. Wer weiß aber,

Digitized by Google

ob sie bis dahin noch im Vollbesitz ihrer reizenden, zarten Stimme sein wird? Sie denkt bisher noch viel zu wenig an Schonung, und die Berliner sind rücksichtslos genug, ihr die plumpe Schmeichelei der Dacaporufe immer zu wiederholen. Das tiefste Mitleid ergreift den sensitiven Zuhörer bei dieser geradezu grausamen Behandlung eines so delicaten Organs.

Eine ganz besonders interessante Soirée fand beim Fürsten Pleß statt; der schöne Prachtbau seines neuen Palais in der Wilhelmsstraße wurde dadurch gleichsam eingeweiht. Der ganze Hof erschien und verweilte bis zum Schluß des Festes. Es war ein feenhafter Anblick, das hellerleuchtete Rococoschlößchen, welches bekanntlich von französischen Architecten erbaut wurde, mitten in dem modernsten Theil von Berlin zu sehen.

Gleichsam das Bouquet der Saison war eine Frühlingsgesellschaft, welche der Minister Graf Eulenburg in den Salons der Flora zu Charlottenburg gab. Die schönsten Damen der höchsten Aristokratie, Gröfin Carolyi und Gräfin Josephine Dönhoff an der Spitze, bewegten sich sylphenhaft in der grünen Wildniß des Palmenhauses, wo die Tische gedeckt waren. Eine ähnliche Verschwendung von Blumen, wie hier geübt wurde, hat wohl nicht ihres Gleichen; man konnte sich überzeugen, daß man sich in der wahren Heimat der Kinder Floras befand. Rosen umkränzten die Teller, Veilchen die Gläser, Cameliensträuße lagen auf jedem Couvert, Hyazinthen in allen Farben bildeten die Namenszüge der Gäste. Zur Blüthe der Flora würde es gewiß beitragen, wenn mehrere solche geschmackvolle Gastgeber, wie Graf Eulenburg, dort Feste arrangiren wollten.

Zwei seiner Ministercollegen haben, da sie keine Junggesellen sind, wie er es leider ist, ihre Gesellschaftsverpflichtungen mit Familienfesten „abgemacht", wie es in der Kunstsprache heißt. Beim Minister Achenbach fand die Verlobungsfeier seiner siebzehnjährigen Tochter, einer reizenden Blondine, mit dem Grafen Monts, Major im Garde-Küraffierregiment, statt. Beim Minister Leonhard dagegen die Vermälung seiner beiden Töchter an einem Tage, der Polterabend brachte, wie es gebräuchlich ist, Verse, Declamation und Comödienspiel, zuletzt Tanz.

Einige andere Verlobungen im high life mögen hier ebenfalls noch Erwähnung finden: Fräulein Adolfine von Bonin und Graf Dohna-Schlobien; Frau von Rhade, geborene von Blankenburg, zeigte soeben die Verlobung ihrer Tochter Elisabeth mit dem Gesandten von Japan, Herrn Aoki, an und Prinz Chiwa, muthmaßlicher Thronfolger in Japan, verlobte sich mit der verwitweten Frau von Tettau. Begreiflicherweise bewundert man den Muth dieser Damen, da die Stellung der Ehefrauen in Japan wenig Annehmlichkeit und Sicherheit darbieten soll.

Mit hochgespannter Erwartung sah man diesmal dem alljährlichen Fest der Berliner Presse entgegen. Es ist soeben mit glänzendem Erfolg von Statten gegangen. Das Wintermärchen wurde von den namhaftesten Künstlern aufgeführt: Barnay, Possart, Thomas, v. Hoxar, Frau Delia-Claar, Fräulein Elmenreich (für die erkrankte Charlotte Wolter), Fräulein Ramm ernteten stürmischen Beifall. Das Nationaltheater steht räumlich einzig in seiner Art da, das Haus kann wenigstens dreitausend Zuhörer fassen, Zuschauer wohl weniger, denn man kann leider nicht auf allen Plätzen etwas sehen, es waren sicher noch mehr Menschen anwesend als die genannte Zahl, gewiß gab es noch niemals ein volleres Haus und ein gewählteres Publicum, ein Parterre von Geistesgrößen war vorhanden, Logen und Baj-

Digitized by Google

cons zeigten in dichten Reihen die vornehme Damenwelt, die sonst nur auf der eleganten Basis der Opernhausbänke zu sehen ist, der Kaiser, Prinz Wilhelm, der Großherzog und der Erbgroßherzog von Baden nebst Gefolge erschienen pünktlich zum Beginn der Vorstellung und wurden mit der Nationalhymne, elektrischer Beleuchtung und Hochrufen empfangen, als gälte es einem militärischen Fest. Die Presse betrachtet sich ja auch als die vornehmste Waffengattung Deutschlands. Der schwungvolle Prolog von Albert Träger sprach dies auch aus und der allgemeinste Beifall bestätigte es. Prinz Georg von Preußen, der als hoher Protector des Nationaltheaters und seiner idealen Bestrebungen gilt, hat dort eine eigene Loge, in welcher er freilich so unsichtbar wie möglich der Vorstellung bis zum Ende zuhörte. Der junge Officier im Vordergrunde der Loge wurde vom Publicum mit lebhafter Theilnahme als der glückliche Bräutigam, der Erbprinz von Meiningen, erkannt. In den Zwischenacten unterhielt sich das Parket überhaupt damit, dem Theater den Rücken zu kehren und die Zuschauer in den Logen zu betrachten.

Der gute Zweck wurde durch eine reiche Einnahme gewiß wesentlich befördert. Möchte er doch recht trostbringend für unsere armen Schriftsteller ausgebeutet werden, namentlich wenn das Alter die Musen verscheucht. Persönliche Hülfe für die Dichter und Journalisten, wenn sie alt und krank sind, erfordert schon große Summen; ihre Witwen und Waisen zu unterstützen, geht wohl zu weit, davon sollte man vorläufig absehen, oder wenigstens warten, bis mehr Mittel vorhanden sind. H. v N.

Wien.

Gottlob, wieder ists einmal vorbei und sowohl dem Menschen der Pflicht, wie dem des Genusses entringt sich ein Schrei des Jubels und des Dankes. Noch nie, seit es den Wienern gut oder auch schlecht gegangen, haben sie so viele theatralische und conzertante Genüsse consumirt und so viel Geld dafür ausgegeben, wie gerade heuer und noch nie war die Kategorie jener Herren und Damen, die gewohnt sind, von den Leckerbissen des artistischen Lebens stets den Rahm abzuschlürfen, so sehr occupirt, wie im Winter 1876/77. Das war ja eine wahre Hetzjagd von exotischen Soiréen, Theaterpremièren, Conzerten und Academien, und indem Figaro, der doch von Haus aus gewohnt sein sollte, hier und dort und überall zu sein, Bericht erstatten soll über das hier und dort und überall, geht ihm schier der Athem aus. Zuerst kommt die Nilsson und wirft den Zankapfel disparater Meinungen in das Publicum und nimmt ihm circa 110,000 Gulden weg, dann kommt die Patti und zeigt ihre alten Triller, ihren neuen Schmuck und ihren neuesten Nicolini, dann kommt die Trebelli mit ihrem tiefen Alt und Signor Masini mit seinem flötenartigen Tenor. Dann kommt Franz Liszt mit seinem ewig jungen Spiel und seiner ewig jungen Vorliebe für schöne Damen, es kommt die Walküre mit ihren stolzen Leitmotiven und ihren stolzen Pferden, es kommen die Geigenvirtuosen Wieniawski, Sarasate und Sauret, es kommen die dramatischen Ehebruchspikanterien des Stadttheaters — kurz es kam dies und kam jenes, und jetzt nahe am schönen, am herzigen Monat Mai wenden wir die Taschen um und sehen zu unserem Schrecken, daß wir dieselben — leer haben. Dafür ist aber der Kopf, dafür sind die Ohren voll! — —

Auch im Genre der „gefrornen Musik" haben wir in den letzten Wochen

Digitized by Google

ein paar interessante Novitäten erlebt, wobei ich jedoch sofort bemerke, daß diese Novitäten nicht gerade „eingeschlagen" haben. Im März wurde die neue Börse und im April die „Academie der bildenden Künste" eröffnet. Die Eröffnung der Börse fand mit einer allgemeinen Hausse, die der Academie mit einer historischen Ausstellung statt. Beide öffentliche Gebäude sind vom Architekten v. Hansen im Renaissancestil errichtet und leiden gleichmäßig am Mangel des Geschmackes, wie an jenem der praktischen Einrichtung. Der Bau des Palastes für die Hausse und Baisse und für die Contremine und Arbitrage wurde bereits in den Jahren des finanziellen Taumels projectirt und der Plan war mit einer Summe von sieben Millionen Gulden dotirt. Im Laufe der Jahre sah man sich aber gezwungen, mit dem Gelde etwas weniger phantastisch umzuspringen und reducirte die Bausumme von sieben auf fünf Millionen. Die ersparten zwei Millionen gucken aber aus den Plafonds, die statt en relief gearbeitet, nur gemalt sind, aus den Fenstern, die statt Spiegelscheiben nur gewöhnliches Glas haben und aus den Nischen des großen Saales, die ihrer Ausfüllungen, die illustren antiken Gottheiten, entbehren. Und mit Bezug auf jene Gottheiten, die durch ihre Abwesenheit glänzen, sagte der Börsenwitz sofort: das sind die ersten — Ausgebliebenen. Bei aller Größe des Gebäudes, bei aller Prätension, mit dem sich dasselbe am Schottenring breit macht, steckt es doch zu tief im Boden drin und beweist aufs neue, daß Wien mit dem Herrn v. Hansen und Herr v. Hansen mit Wien kein Glück hat. —

Der vornehmste Gast, der die Kaiserstadt an der Donau in der jüngsten Zeit besuchte, war der Herr Doctor d'Alcantara, aber um verständlicher zu sprechen Dom Pedro II., Kaiser von Brasilien. Sei es, daß der Kaiser aller Brasilianer größere Stücke auf den Doctor- als auf den Kaisertitel hielt, oder sei es, daß er glaubte mit der Gelehrsamkeit unbehelligter durchzukommen, als mit der Majestät, kurz Dom Pedro suchte während der paar Wochen seines hiesigen Aufenthaltes den Kaiser so viel und so gut als möglich hinter dem Doctor zu verbergen. Die Methode bewährte sich als bequem und als wohlfeil und namentlich scheint auch letzteres eine Hauptmotiv gewesen zu sein, die Methode überhaupt zu adoptiren. Der Doctor d'Alcantara versäumte außer dem Schlafe keine Stunde seines Wiener Lebens, um sich in der österreichischen Residenz alle Kunstschätze und Bauten, alle kaiserlichen und städtischen Sammlungen, alle öffentlichen Sanitätsanstalten und Laboratorien anzusehen und alle Conzerte und Theatervorstellungen anzuhören, wobei es der kaiserliche Doctor sehr gut hatte, denn er verfügt über ein selbsteigenes Urtheil. Sein Lohndiener, den das Hotel Imperial beistellte, ein gewisser Cramolini, war ihm Führer und Leiter genug. Der Cicerone hatte die äußerlich und innerlich verkleidete Majestät nur immer an Ort und Stelle zu bringen, der Rest war — Schweigen. Als Dom Pedro Doctor d'Alcantara das Innere der neuen Börse, die seit ihrer kürzlich erfolgten Eröffnung wie bereits erwähnt der Gegenstand zahlloser guter und schlechter Witze ist, besichtigte, wollte sich ihm der Erbauer des neuerstandenen „Krachpalais" nähern, um dem hohen Besuche die Eintheilung des Baues und seinen architektonischen und decorativen Schmuck zu erklären. Der Bedrohte merkte solches, verbat sich an diesem Orte jede neue Bekanntschaft und murmelte halblaut vor sich hin: „Solche Dinge erkläre ich mir selber." — Als die brasilianische Majestät im römischen Bade war, um die Anstalt sowohl zu besichtigen, als in derselben einer Wanne sich zu bedienen, verabreichte der Lohndiener dem Dienstpersonale ein Douceur von 10 Gulden. Darüber war Dom Pedro sehr er-

Digitized by Google

bost und er bedeutete seinem Führer, daß, wenn derselbe durchaus generös sein wolle, er es auf seine eigne Faust und Rechnung sein möge. Diese zehn Gulden konnte der hohe Herr lange nicht vergessen. Gelehrte müssen eben sparen. — Ein anderer vornehmer Gast war Franz Liszt. Der Abbé hat es bekanntlich in Rom nicht sehr lange ausgehalten; die Frömmigkeit der ewigen Stadt paßte ihm nicht recht und er zog es vor, in seinem Vaterlande in Ungarn sich das Heim für das greise Alter zu suchen. Und die edle Hungaria nahm ihren treuen Sohn mit aller Liebe und Zärtlichkeit auf und bereitete ihm in ihrer Metropole, in Buda-Pest, ein herrliches Asil. Die Ehren, die weiland Heinrich Frauenlob nach seinem Tode von den deutschen Frauen erfuhr, ist absolut nichts gegen die Verhätschlung, die dem Könige aller Virtuosen schon bei seinen Lebzeiten zu Theil werden und mancher Lion, mancher gefeierte Jüngling mag schon den Jupiter mit weißen Haaren beneidet haben, dem die schönen Frauen und Jungfrauen der ungarischen Hauptstadt ihre Huldigungen zu Füßen legen. Liszt spielte hier drei Mal an drei aufeinanderfolgenden Tagen, die ersten zwei Productionen waren bezahlte Generalproben, die dritte das eigentliche Conzert, und wenn ich nur kurz andeute, daß das Conzert 10,000 Gulden und die zwei sogenannten Generalproben ebenso viel trugen, so geht wohl sehr deutlich daraus hervor, welche immense Anziehungskraft der Künstler noch immer auf das Publicum aller Stände zu üben weiß. — Liszt, der das große Virtuosenthum eigentlich geschaffen und dasselbe auch hat absterben sehen, kann mit Genugthuung von sich sagen, daß er eine Reihe von clavierspielenden Heroen überdauert und überlebt habe, nicht nur physisch, sondern auch mit seinem Ruhme. Thalberg, Chopin, Dreyschock, Schulhof, Döhler, Taussig — sie alle sind ins Grab gesunken, während er, „der herrlichste von Allen", noch lebt und, fascinirt und viele Andere, die noch den Athem der Lebens einathmen, müssen weichen, wenn und wo er erscheint. Man mag und gewiß mit Recht behaupten, daß Franz Liszt nicht mehr die Kraft und das Feuer, das die neueste Clavierpaukerei verlangt, besitzt — wie wäre solches bei einem Manne, der den Siebzigen sehr nahe steht, auch anders möglich?! — Das Eine aber wird man als glänzende Revanche zugeben müssen, daß Niemand auf der Welt den Beethoven so zu interpretiren weiß wie gerade der Abbé von Buda-Pest. Und wenn ich noch en passant hinzufüge, daß sobald Liszt am Flügel erscheint, auch die Thränen von hunderten und tausenden Armen getrocknet werden, daß Liszt niemals für sich und nur immer für Andere auf dem Podium erscheint, so fällt eine solche Thatsache eben auch nicht gar zu gering in die Waagschale der Werthschätzung. —

Als dritten Gast führe ich Adelina Patti auf..... Die Diva hat nicht darauf gewartet, bis man sie in den hiesigen hocharistokratischen Kreisen nicht empfängt, sondern sie hat das prevenire gespielt und nirgends einen Besuch abgestattet oder auch nur eine Visitenkarte abgegeben. Das war von der kleinen, klugen Frau ebenso tactvoll wie klug. Sie fährt zu den Proben und zu den Theatervorstellungen, singt wie immer zum Entzücken, verzichtet auf Blumen und Lorbeeren und lebt im buen retiro ihres Hotels vergnügt und verliebt und sagt einmal über das andere: Je suis tres contente! Unter dem Vorwand, daß ihr das französische Gesetz verbiete, während des Ganges des Scheidungsprozesses mit Jemandem zu verkehren, der nicht zu ihrer engsten Familie oder zu ihrem Geschäft gehöre, meidet sie officiell jeden Umgang. Officiell, sage ich, denn wenn man des Abends das Hotel Munsch passirt, bemerkt man

Digitized by Google

in ihren Salons lustig flackernde Candelaber und diese Salons sind eben auch nicht gänzlich vereinsamt und leer. Es kommt eben in gewissen Situationen sehr viel auf die Gesellschaft an, die man zu sich lädt und in der Wahl dieser Gesellschaft kann man nicht vorsichtig genug sein. — Inzwischen weint der Marquis de Caux in Paris ganze Tonnen voll Thränen und giebt die Partie noch immer nicht für verloren, sondern nur für remise. Das ist jene Hoffnung, die der Mensch selbst am Grabe noch aufpflanzt, denn dem neuesten Stand der Dinge zufolge denkt Adelina Patti allen Ernstes daran, ihre Liaison mit Nicolini zu einer legitimen zu machen und sich dem berühmten Tenoristen mit Umgehung jedes päpstlichen Dispens auf siebenbürgischem Boden zu vermälen. — — —

Da ich mich nun in ein „gastliches" Thema schon verfangen, so sei von zwei weiteren Gästen berichtet, die aber ob des schlechten Empfanges, den sie hier „genossen" auf uns nicht sehr freundlich zu sprechen sein werden. Diese zwei Gäste sind zwei Theaternovitäten. Nummer Eins! „O diese Weiber" von Rosen wurde im Karltheater, „Der lustige Rath" von Spielhagen im Burgtheater abgelehnt und ausgezischt, kurz mit allen Ehren eines regulären Durchfalls zur ewigen Ruhe getragen und keinem von allen Beiden wurde auch nur die leiseste Thräne nachgeweint, mit Ausnahme deren natürlich, die den Augen der respectiven Verfasser entflossen sind. Das Publicum ist eben grausam und kennt, wenn es sich gelangweilt sieht, kein Erbarmen. Dieses Publicum ist darob auch gar nicht zu verurtheilen. Weil Herrn Rosen im Stadttheater „O diese Männer" einigermaßen geglückt sind, glaubte er auch mit einem Gegenstück Chancen haben zu müssen; weil Herr Spielhagen vielgelesene Romane geschrieben, glaubte er auch vielgespielte Dramen zu wege zu bringen und sich das Recht vindiciren zu dürfen, mir nichts, dir nichts ein wiener Publicum, das in künstlerischen Dingen schon längst aufgehört hat nur immer den Bratspieß zu drehen, ennuyiren und um einen Abend bringen zu dürfen. . . . . Die beiden Gäste wurde also einfach zur Thür hinausgeworfen und es ist Sorge dafür getragen, daß dieselben getrennt oder vereint niemals etwa zum Fenster herein kommen.

In einem vierten Theater, im Theater an der Wien stellte sich der abscheuliche Gast des Concurses ein. Schon seit Monaten flüsterte man sichs gegenseitig zu, daß die Bühne dem Ruin nahe stehe, daß der Director mit Sorgen und Wucherern sich herumzubalgen habe und daß die Auszahlung der Gagen an die Künstler zu jedem Verfallstermin auf die acutesten Schwierigkeiten stoße und endlich ist das Verhängnißvolle geschehen und das Gefürchtete ist wahr geworden. Director Steiner mußte zu Gericht gehen und sich und sein Unternehmen für insolvent erklären. — Die Geschichte überraschte wie bereits angedeutet nicht im Geringsten, denn wenn man horrende Gagen bezahlt, einen ebenso horrenden Pachtzins (35,000 Gulden per anno) auf sich lasten hat, den patentirten Wucherern 30 und 40 Procent entrichten muß und überdieß in kostspieligen Ausstattungsoperetten sich verrennt, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn es einmal zum Krachen kommt, aber eine solche Katastrophe wirkt, wenn sie einmal zur unabänderlich traurigen Wahrheit geworden, immer sehr drückend, zumal wenn man sich das Loos so vieler untergeordneter Bühnenproletarier gegenwärtig hält, die entweder ganz brodlos geworden oder darauf angewiesen sind, auf Theilung zu spielen. Die „Wieden", wie das Theater der Wiener kurzweg genannt wird, war eine Zeit, eine geraume Zeit lang vom Publicum sehr begünstigt und

Digitized by Google

mit Vorliebe aufgesucht, aber das Publicum ist mit seinen Neigungen ein gar wetterwendisch Ding und läßt Director und Schauspieler im Stich, wenn es seine Rechnung nicht mehr findet. Thut auch ganz Recht daran, denn Jeder ist sich selber der Nächste! — —

Die „Walküre", über deren äußeren Erfolg ich meinen verehrten Lesern und Leserinnen bereits im vorigen Heft erzählen konnte, bewährt sich wenigstens noch bis jetzt als ein zugkräftiges Werk und Director Jauner, der nach der ersten Aufführung vom Kaiser eine huldvollste Anerkennung erhielt, machte sofort alle Anstrengungen, um von Richard Wagner auch die übrigen Tage des „Nibelungenringes" zu erhalten. — Ueber eine kleine Coulissenscene, die mit der Walküre zusammenhängt, kann ich an dieser Stelle nicht mit absolutestem Stillschweigen vorübergehen. Fürst Konstantin Hohenlohe, der Oberst-hofmeister des Kaisers und oberster Chef der beiden Hoftheater, hatte sichs einmal fest vorgenommen, keine Generalprobe vor geladenem Publicum veranstalten zu lassen und er wünschte, daß das Opernhaus am Abend der Walküren-Hauptprobe leer bleibe. Nur eine kleine Zahl von Logen reservirte er für eine Serie hocharistokratischer und der engeren Wagnergemeinde angehörige Familien. Man sah denn also in einer Loge Fürst und Fürstin Hohenlohe, in einer zweiten die Familie Clam-Khevenhüller, in einer dritten Graf und Gräfin Dönhof, daneben Fürst und Fürstin Fürstenberg, die Grafen Wilczek und Bräuner und in einer Parterreloge in nächster Nähe der Bühne hatte sich die Fürstin Metternich installirt. Und gerade diese Loge war es, die zur Ursache einer kleinen Coulissenemeute wurde. Fürstin Pauline Metternich war nämlich nicht allein gekommen; sie hatte die Nilsson, eine Moderateurlampe und die Partitur zur Walküre mitgebracht. Ein kleines Tischchen wurde improvisirt, die Lampe wurde daraufgestellt, die Patitur wurde aufgeschlagen und Fürstin und Diva setzten sich zusammen und lasen aus dem Notenbuche emsig mit, was Siegmund in seinem Liebesweh sang, was Hunding wetterte und was Sieglinde schwur. Das wurden rasch Siegmund, Hunding und Sieglinde, auch Wotan und Fricka gewahr und die Recken und Götter waren derart indignirt darüber, daß sie, während ihre Männer, Frauen, Brüder und Schwestern ausgeschlossen waren, vor einem exclusiven und controllirenden Kreise sich produciren sollten, daß sie mit einem einzigen Blick schon sich verstanden und statt zu singen lediglich — markirten. Man sprach in den nächsten Tagen noch ziemlich viel von dem Strike der Nibelungenhelden und hatte nur billigende Worte für denselben.

Figaro.

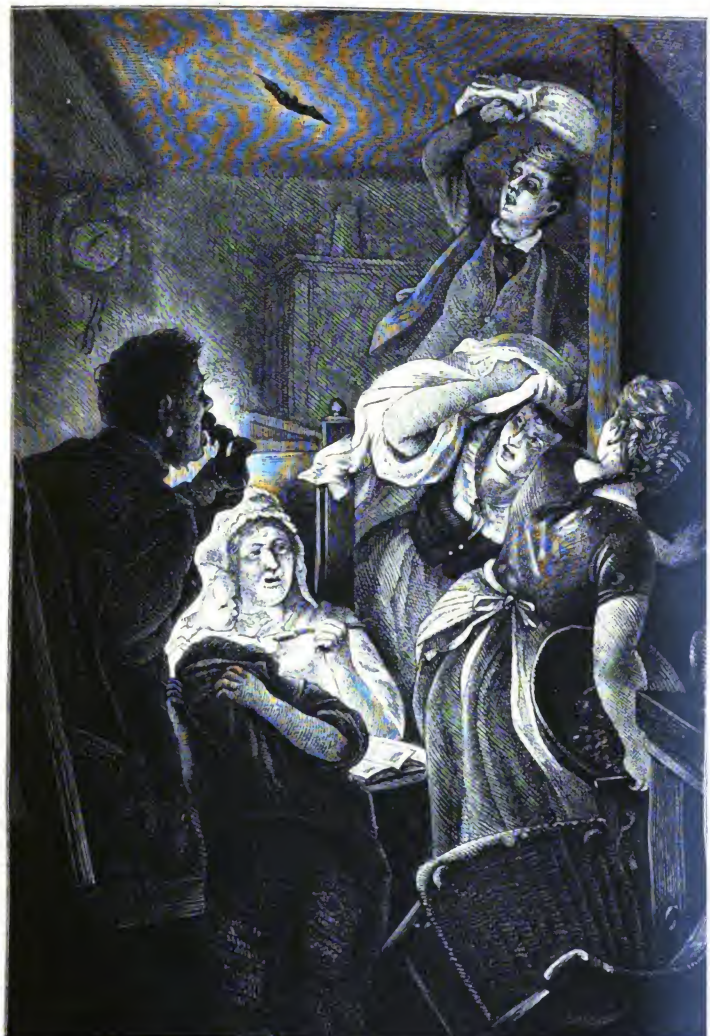
Digitized by Google

Kledermus.

Nach einer Originalzeichnung von Grimmler

Digitized by Google

Figaro.



Die Fledermaus.
Nach einer Originalzeichnung von Simmler.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neueste Moden.

Beschreibung des colorirten Modekupfers, das schon mit vorigem Heft geliefert wurde.

Nr. 1. Stadttoilette. Rock von bronzegrüner Faille oder Wollenstoff von einem Plissé umrandet, welcher mit einem resedafarbenen Schrägstreifen und mit façonnirter Schnure besetzt ist. Tunica von gestreiftem Stoff, und zwar mit mandel-

Nr. 6. Taille für Diner oder kleine Gesellschaft.

farbenen, rothen und dunkelgrünen Streifen. Hinten ist die Tunica offen, auf der linken Seite gerafft und mit einer becherförmigen resedafarbenen Tasche besetzt. Am Rande schließt die Tunica in einem gemusterten Schrägstreifen ab. Bretonisches

Digitized by Google

Leibchen mit einem ein Gilet bildenden Bruststück von bronzefarbener Faille, über welches quer über die Brust oben und unten je ein gemusterter mit Knöpfen übersetzter Streifen angebracht ist. Der Kragen schließt vorn in Revers ab.

Nr. 2. Promenadentoilette. Der Stoff zu dieser Toilette hat perlgrauen Grund und schottische Streifen. Der fußfreie Rock ist mit einem breiten Volant besetzt, auf welchem wiederum am untern Rande ein Plissé, am obern ein schmäleres in kleine Plissés gelegtes Köpfchen angesetzt ist. Die Tunica in Schürzenform ist auf der Rückseite einfach gerafft. Taille hinten mit eckigem Schooß, vorn abgerundet, oben mit runden Halsausschnitt.

Nr. 3. Visitentoilette. Rock glatt himmelblau mit 3 kleinen Plissévolants, die mit einem kleinen in gleicher Weise gefälteltem Kopf übersetzt sind. Die mit Galons besetzte Tunica von gemustertem marine und himmelblauen Stoff hängt an der rechten Seite länger herab, woselbst die linke Seite über der rechten gerafft ist. Bretonische, oben viereckig ausgeschnittene Taille mit langen Schößen, mit einem Plissé besetzt, in der Mitte mit Galons und Faillerevers garnirt. Busenschleier mit blauen Bändern.

Nr. 7. Schürze (Prinzeßform) für ein Mädchen von 6 bis 8 Jahren.

Nr. 4. Haustoilette. Das ganze Costüm ist von staubgrauem Caschmir. Rock mit viereckig gezacktem Seidenvolant, der auf einen Plissévolant von schmalen Fältchen herabfällt. Tunica mit staubgrauen und mit weißer Seide verzierten Galons besetzt, auf der rechten Seite so gerafft, daß sich die linke unter der rechten emporzieht. Den Abschluß auf der rechten Seite bildet eine Schleife. Herzförmig ausgeschnittene Schooßtaille vorn übereinanderzuschlagen und zwar die linke Seite über die rechte. Busenschleier von Musselin; Aermelaufschläge à la mousquetaire mit Galons und bis über das Handgelenk reichenden Plissés.

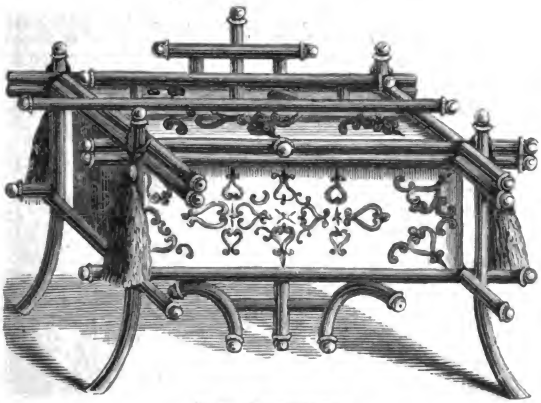
Nr. 5. Anzug für ein Mädchen von 6 bis 8 Jahren. Stoff, weißer Peking mit rosafarbenen Streifen. Kleidchen in Princeßform, vorn und über den Rücken viereckig ausgeschnitten, am untern Rande mit einer Plissé-Falbel garnirt. Um den Leib geschlungene Gürtelschärpe, auf der Rückseite in zwei Coquen geknüpft, deren Enden mit weißen Spitzen besetzt sind, Schuhe von rosenrothen Maroquin. Das Haar auf dem Oberkopf mittels eines breiten über die Schultern herabhängenden Bandes zusammengehalten.

Nr. 6. Taille für Diner oder kleine Gesellschaft.

Die Schöße dieser aus schwarzem gemusterten Seidenstoff gefertigten Taille sind

Digitized by Google

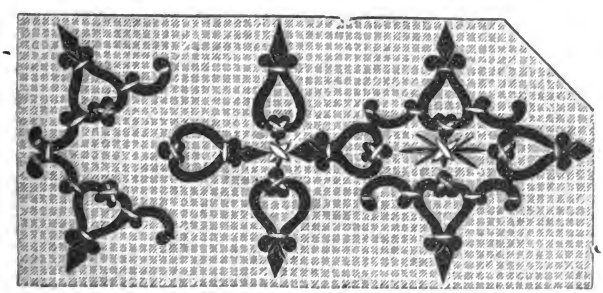
vorn eckig geschnitten und mit einer doppelten Litze von schwarzer Faille oder Atlas eingefaßt. Das Fischü ist aus einem Plissé von Crêpe lisse zusammengesetzt und von einer weißen Atlasblonde umgeben. An der untern Partie des eckigen Brustausschnittes ein Querstreifen von gefälteltem Faille oder Atlas, welcher zur linken Seite durch eine Schleife geschlossen wird, die zugleich eine Blumentuffe hält. Aermel mit weißen und schwarzen Plissés, Spitzen und Schleifen besetzt.



Nr. 8. Bonbonkästchen.

Nr. 7. Schürze (Prinzeßform) für Mädchen von 6 bis 8 Jahren.

Diese practischen Schürzen können aus jedem Stoff angefertigt werden, aus Wolle so gut wie aus Leinenstoff, Kattun ꝛc. Die Façon zeigt bereits, daß sie bei



Nr. 9. Dessin zu Nr. 8.

Verwendung nicht unbedingt eines extraen Unterkleides bedürfen, wohl aber als Schutz für ein dergleichen gutes recht zweckmäßig sind. Der untere Rand der Schürze ist mit einem Volant besetzt, Vordertheil und äußere Ränder der übrigen Theile sowie Tasche und Aermel mit einem, kleine Schlingen bildenden Schnurenaufsatz verziert; alle Ränder außerdem mit Borde oder Röllchen vom Stoff der Schürze eingefaßt und schließlich die linke Achsel und die Tasche mit Schleifen geschmückt.

Digitized by Google

Nr. 8 und. 9. Bonbonkästchen mit Dessin.

Sämmtliche Zubehör zu diesem kleinen Nippmöbel besteht in einem Gestell von

Nr. 10. Balltoilette für ein junges Mädchen oder eine junge Frau.

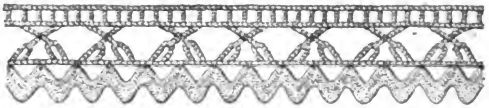
Digitized by Google

schwarzem Bambus mit weißen Knöpfen an den Enden, einem Streifen goldmais-farbenen brasilianischen Canevas mit vorgezeichnetem Dessin, etwas rothem Tuch für

Nr. 11. Einfache Stadttoilette.

Digitized by Google

die Applicaturen und gelber, schwarzer und grüner Seide. Die Tuchausschnitte werden, wie das Dessin Nr. 9 zeigt, mit Stichen in gelber und schwarzer Seide und die Verzierung in der Mitte des länglichen Ovals in grüner Seide ausgeführt. In gleicher Weise wird der Deckel behandelt. Das Innere wird mit glattem oder gesteppten Atlas gefüttert. Zur weitern Garnirung werden Quasten an den vier Ecken angebracht.



Nr. 12. Gehäkelte Spitze mit gezackten Spitzenbändchen.

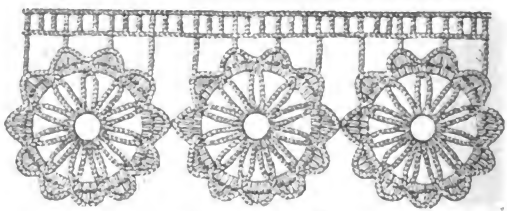
Nr. 10. Toilette für ein junges Mädchen oder eine junge Frau.

Für derartige Festtoiletten behauptet der weiße Crêpe de Chine noch immer sein Recht. Der sehr lange Rock ist mit fünf weißen Failleplissés garnirt. Die ebenfalls sehr lange Prinzeßpolonaise ist ziemlich eng anliegend. Die ganze Weite der Toilette

Nr. 13. Gehäkelte Spitze.

ist der Rückseite zugewendet, so daß sich auf dieser zwei Schleppen bilden, welche durch eine große weiße Failleschleife mit lang herabfallenden breiten Enden zusammengehalten werden. Der Taillenausschnitt ist mit einem kleinen Boullonns von Crêpe de Chine verziert, welches oben und unten von einer kleinen weißen Faillerüsche umrandet ist. — Als Haarschmuck ein kleines Schmetterlingsbouquet.

Der Ueberschrift zur Liebe muß mit dieser Toilette aber nicht unbedingt auf den Ball gegangen werden, auf Hochzeiten oder Sommerfesten werden Trägerinnen dieses schwungvollen Costüms Complimente genug ernten.



Nr. 14. Gehäkelte Spitze.

Nr. 11. Einfache Stadttoilette.

Der Rock mit halblanger Schleppe aus Phantasiewollenstoff ist ziemlich weit unten mit zwei Plissés garnirt; die Schärpentunica bildet vorn eine Schürze und auf der Rückseite viereckig geschnittene Bahn. Frühjahrsmantel von façonnirtem Tuch mit breiten Galons, an den Seiten Taschen mit Schleife, Aermel ebenfalls mit Galons und Schleifen. Maronfarbener englischer Strohhut mit Bandschleifen, vorn eine Feder und hinten Rosen.

Digitized by Google

Nr. 12. Gehäkelte Spitze mit gezackten Spitzenbändchen.

Die Abbildung dieser der Länge nach zu häkelnden Spitze stellt den Gang der Arbeit so klar dar, daß eine besondere Beschreibung wohl überflüssig erscheint.

Nr. 13. Gehäkelte Spitze.

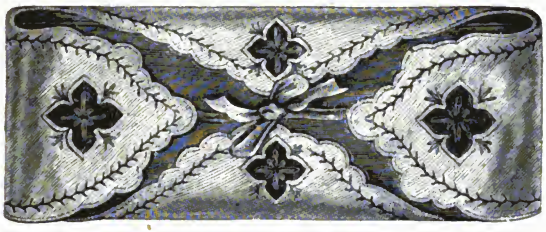
1. Reihe: So viel einfache M. als die Arbeit lang werden soll. — 2. Reihe: Abwechselnd 1 Stäbchen und 1 einfache Masche. — 3. Reihe: 6 einf. M., 1 Doppelm. in die 2 einfachen M., 1 Halbst. in die folgende M., 1 St. in die folgende, 2 Doppelst. in die folgenden; das fertige Netzchen wird mittels einer eingeschobenen M. an der vorhergehenden Reihe befestigt, wobei so viel Stäbchen übersprungen

Nr. 15. Mappe zu Oberhemden

werden, daß es sich glatt anlegt. — 4. Reihe: 3 einf. M., 1 Picot von 5 M., eine eingeschobene M. in die Spitze des Netzchens und so fort. — 5. Reihe: 2 einf. M., 2 St. in die durch das Picot der vorhergehenden Reihe gebildete Spitze, 3 ein Kleeblatt bildende Picots von 5 M., 2 einf. M., 1 Doppelm. in die Spitze des Netzchens, 2 einf. M., 2 St. u. s. f.

Nr. 14. Gehäkelte Spitze.

Diese Spitze wird durch später mit dem Kopf zu vereinigende Sternchen gebildet. — 1. Reihe: Ein Rund von 10 einf. M., auf dieses 1 Doppelm., 9 einf. M. u. s. f. bis 11 Schlingen von einf. M. gebildet sind. — 2. Reihe: 1 stehende

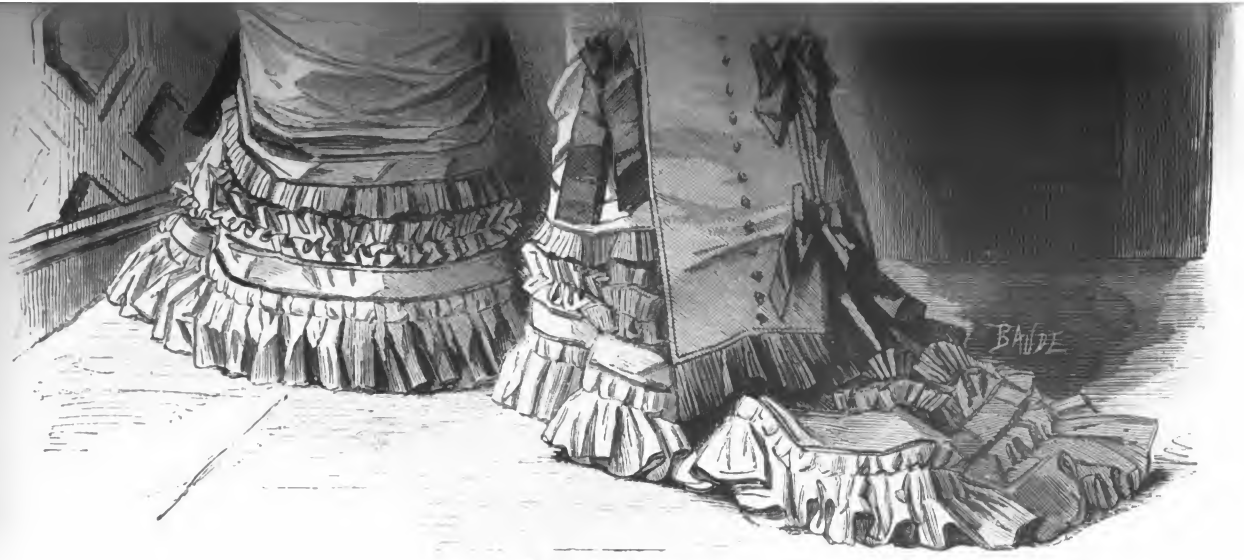


Nr. 16. Handschuhbehälter mit Application.

Doppelm. in die 1. Schlinge, 5 einf. M., eine stehende Doppelm. in die folgende Schlinge und so um den Stern herum fortgefahren. — 3. Reihe: Auf jeden Feston der einf. M. der vorhergehenden Reihe eine stehende Doppelm., 1 Halbst 2 St., 1 Halbst., 1 Doppelmasche. Diese Arbeit wird 10 Mal wiederholt.

Sind alle Sternchen mit einander vereinigt, so wird in folgender Weise fortgearbeitet: 1. Reihe: 1 dreifaches St. in die 4 Zacken des Sternchens, 5 einf.

Digitized by Google



Nr 17 Frühlingstoilette.

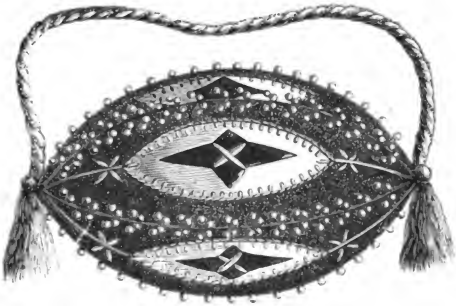
Digitized by Google

Digitized by Google

M., 1 St. in die folgende Zacke, 5 einf. M., 1 St. in die 3. Zacke, 5 einf. M., 1 dreifaches St. in die letzte Zacke des 1. Sternchens, 5 einf. M., ein dreifaches St. in die 1. Zacke des 2. Sternchens u. s. f. bis zu Ende der Reihe. — 2. Reihe: St. abwechselnd mit einer einfachen M.

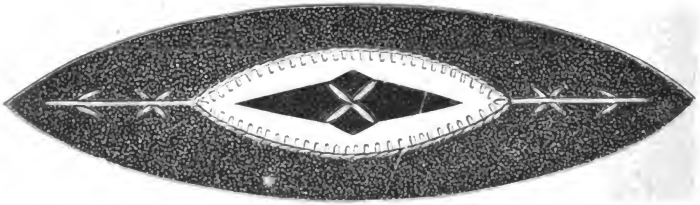
Nr. 15. Mappe zu Oberhemden.

Für die Mappe schneidet man zwei längliche viereckige Cartontheile in der Größe der gefalteten Oberhemden und setzt dem untern Theil schmale Seitentheile



Nr. 18. Kleines Ecru.

von Carton an, welche beim Gebrauch der Mappe hochgeklappt den Rand derselben bilden, die ganze Mappe wird mit grauem Atlasleinen bekleidet. Den obern Theil versieht man vorher mit einer Stickerei, welche aus Application von gleichem Stoff



Nr. 19. Deffin zu Nr. 18.

in dunklerer Nüance besteht; die applicirten Figuren werden mit Ketten- oder Languettenstich von dunkelbrauner Seide befestigt. — Den Außenrand der Mappe faßt man mit braunem Taffetband ein, das mit Steppstichen befestigt wird, zum Schließen der Mappe näht man an den Seitentheilen braunes Taffetband an.

Nr. 16. Handschuhbehälter mit Application.

Das für die Handschuhe in erforderlicher Größe zugeschnittene Oberzeug aus grüner Seide erhält ein gleiches, braunes oder weißes Seidenfutter mit Leinwandeinlage und wird mit grüner Seide ringsum languettirt. Die Sterne aus braunem Sammet werden mit Languettenstichen von gelber Seide festgenäht und verziert. Die Randverzierung besteht aus Fischgräthenstichen von violett ombrirter Seide. Schleife aus grünem oder braunem Band.

Digitized by Google

Nr. 17. Frühlingstoilette. (Vorder- und Rückansicht.)

Dieselbe besteht aus taubengrauem façonnirten Wollenstoff; die sie verzierenden Litzen, Plissés, Schleifen und Knöpfe sind von grauer Faille in dunklerm Ton. Die

Nr. 20. Hausjäckchen.

Digitized by Google

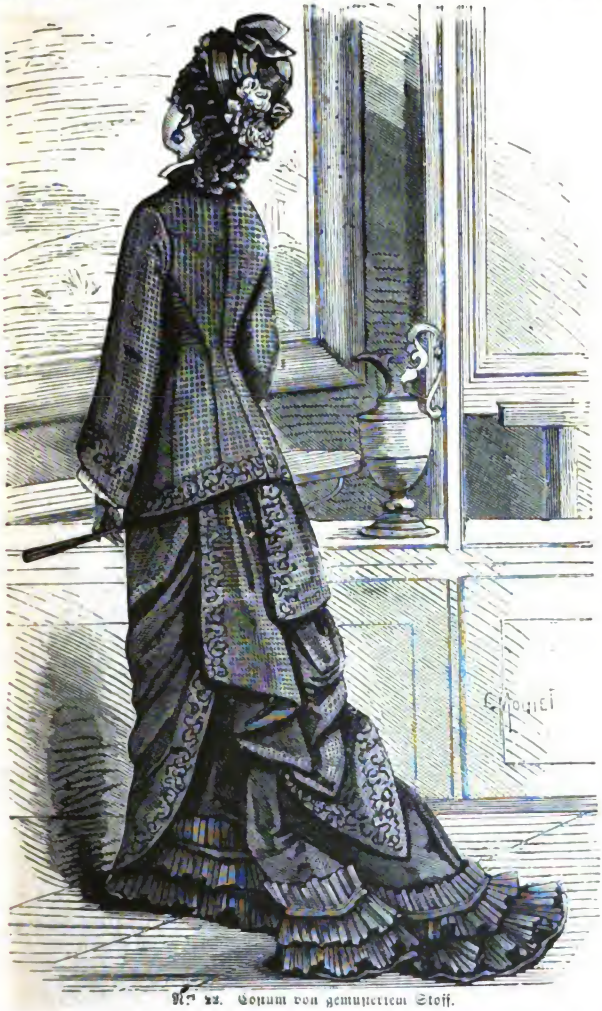
Garnitur des Rockes ist aus einem in Hohlfalten gelegten Volant gebildet, der von einem mit Faillelitze eingefaßten Schrägstreifen übersetzt ist; von diesem Schrägstreifen gehen zwei Köpfe aus, von denen der eine geglockt, der andere gefältelt ist. Der

21. Stadttoilette.

zweite leicht drapirte Rock ist am untern Theile mit einem Plissé und einem Schrägstreifen und an der Seite mit einer kleinen vielfach gefältelten und bouillonnirten hübschen Tasche garnirt; der obere Theil bildet ein Faillepliſſé, während sie unten in eine Bandschleife mit langen Enden ausgeht. Lange vorn abgerundete Cüraßtaille,

Digitized by Google

welche auf der Rückseite in zwei bis auf die Schleppe herabreichende Bahnen endigt. Der untere Rand der Taille sowie die beiden Bahnen sind mit zwei Litzen eingefaßt,



Nr. 22. Costum von gemustertem Stoff.

von denen die um den Rand laufende von Wollenstoff und die andere von Faille ist. In der Mitte sind die Bahnen mit übereinander gesetzten Bandschleifen verbunden; im Uebrigen sind sie noch mit 2 Reihen Failleknöpfen und am untern Rande mit einem Faillepliſſé garnirt. Mit Litze eingefaßter gerader Kragen und Faillejchleife. Aermel mit einem Seidenpliſſé, einen mit Litze besetzten Schräg-

Digitized by Google

streifen, zurückgeschlagenen Revers und einer an der äußern Naht angebrachten Bandschleife.

Nr. 18 und 19. Kleines Etui in Form eines Ostereies.

In Süddeutschland und Frankreich spielen zur österlichen Zeit die Ostereier theils in natura bunt bemalt für Kinder, theils als niedliche Nippsächelchen zu Geschenken an junge Damen eine nicht unwesentliche Rolle. Gar manche derselben dürften auch außer der genannten Zeit gar wohl geeignet sein ihren Verfertigern wie den damit Beschenkten volle Befriedigung zu gewähren. Von dem von uns hier vorgeführten Etui giebt Nr. 18 die Vollansicht und Nr. 19 das genaue Modell eines der sechs Theile, aus denen das Ganze zusammengesetzt ist. Nach diesem Modell

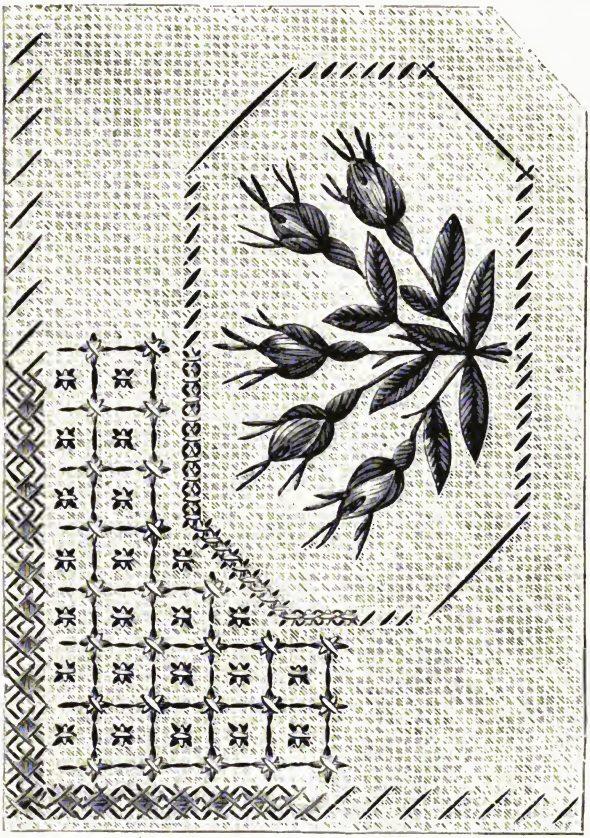
Nr. 23. Arbeitstasche.

schneidet man aus einem Stück nicht zu starkem, aber festem Carton sechs Theile und überzieht jedes derselben mit einem Stück havannafarbenem Taffet, auf welches ein Oval von jonquillegelbem Taffet mittels mexicanischen Stiches in lebhaft blauer Farbe appliquirt wird. Eine andere aus dunkelbraunem Sammet geschnittene Application wird mittelst Gummi auf die Mitte des Ovals geklebt, nachdem sie vorher mit einem Kreuz in blauer Seide im Lanzettstich bestickt worden. Die von dem Oval ausgehenden Stiche sind gleichfalls in blauer Seide. Sind sämmtliche sechs Theile in besagter Weise vorbereitet, so werden sie sorgfältig zusammengenäht, wobei besonders auf die zusammenstoßenden Spitzen Rücksicht zu nehmen ist. Einer der Theile wird offen gelassen, so daß er als Deckel dient. Dieser Theil wird mit einer Oese und der gegenüberstehende mit einem Knopf versehen. Die Nähte werden mit kleinen Gold- oder Stahlperlen verdeckt. An den beiden Spitzen des Eies wird eine blauseidene Rundschnur als Henkel befestigt und zur weitern Verzierung noch eine kleine Quaste angehängt. Selbstverständlich können die Farben des Sammets und der Seide nach Belieben gewählt werden.

Digitized by Google

Nr. 20. Hausjäckchen.

Dieses einfache aber praktische Hausjäckchen von schwarzem Cashmir mit Seide gefüttert ist vorn durch Holzknöpfe schräg geknöpft und hat nur ein Rückentheil, einfache Ellbogenärmel, ziemlich breiten Umlegekragen und an der Seite eine Tasche



Nr. 24. Dessin zu Nr. 23.

zum Aufbewahren eines kleinen Wirthschaftstagebuchs. Zur Haube von Mousselin wird ein Rundtheil Mousselin in legère Falten gebracht und mit zwei Reihen Spitzen besetzt. Das Band rings um den Kopf vermehrt den Halt der Haube und fällt hinten hinab. Auf der rechten Seite ist vom Stoff des Bandes eine Schleife angebracht.

Nr. 21. Stadttoilette.

Der Ausputz dieser aus blauer Faille und blauem Phantasiestoff bestehenden Toilette ist crêmefarben. Der Rock mit halblanger Schleppe ist mit einem ersten Plissé-Volant garnirt, auf welchen ein anderes mit crêmefarbener Faillelitze eingefaßter Volant in Muschelform aufgesetzt ist; der Kopf dieses letzteren Volants wird durch einen kleinen gehäkelten Schrägestreifen markirt. Um die Muscheln zu bilden, wird der untere Rand des Volants vorher in breite Zacken ausgeschnitten und diese dann gefältelt. — Prinzeßtunica von gestreiftem Phantasiestoff mit Faillevolant, dessen unterer Rand ebenfalls muschelförmig ausgezackt ist; drapirt ist sie ziemlich tief in weite Falten; zur linken Seite wird eine Gruppe Hohlfalten durch eine hornförmige Tasche gehalten, welche aus emporsteigenden mit doppelten, einander gegenübergestellten blauen und crêmefarbenen Coquen besetzten Falten gebildet ist. Die ganze vordere Mitte der Toilette ist vom Halse bis zum untern Ende der Schürze herab mit Cravattenschleifen garnirt. Uebereinstimmend mit der Garnitur des Rockes ist die der Falleärmel; Kragen und Unterärmel gekräuft. — Hut von blauer Faille, mit einer blauen und crêmefarbenen Federtuffe verziert; unter der Passe crêmefarbener Faillewindung.

Nr. 22. Costüm von gemustertem Stoff.

Die in Stufenfalten gerafften und auf der Rückseite spitz ausgehende Tunica ist mit einem gestickten Galon garnirt. Das Jaquet mit Cittaßtaille ist vom gleichen Stoff wie die Robe und zeigt den gleichen Galon wie die Tunica. Rock von Faille mit zwei Plissés umrandet; der untere derselben ist von einem andern, einen Kopf bildenden Plissé übersetzt, der durch eine Röllchengarnitur gehalten wird. — Strohhut mit Faillevorzierungen und Federtuffe; unter der vordern Passe eine Sammetdraperie.

Nr. 23 und 24. Arbeitstasche mit Dessin.

Nachdem das Gestell oder die Unterlage von starkem Carton in geeigneter Form, der Beutel und die innere Ausfütterung von rothem Caschmir und strohgelbem Javacanevas mit Vorzeichnung beschafft sind, wird letzterer nach dem in Nr. 24 gegebenen Dessin in folgender Weise im Hochstich gestickt: In der Mitte zwei Rosenknospen in Seide in zwei Tönen rosenroth mit ihren Umhüllungen und Kelchen in feiner frischgrüner Wolle, die Blätter ebenfalls in frischgrüner Wolle und Seide und die Stiele braun. Die achteckige Einfassung des Knospenbouquets ist in schwarzer und gelber Seide im Kreuzstich auszuführen. Den äußern Rand bilden Ranken in schwarzer Wolle, rothe Stiche und Lanzettstiche in gelber Cordonnetseide. Der Raum zwischen beiden Einfassungen besteht aus schwarzen Carrés mit roth und gelben Kreuzen in den Ecken und in der Mitte aus schwarz und gelben Kreuzen. Das für beide Seiten der Tasche vollständig fertige Dessin wird in geeigneter Weise an das Cartonagestell befestigt und um die Naht zu verdecken, eine mit den übrigen Farben harmonirende Rundschnur darüber genäht.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mutterglück.

Nach einem Original von H. Sondermann.

Der Salon.

Das Harfenmädchen.

Novelle von Ernst Eckstein

Digitized by Google

Mutterglück.

Nach einem Original von H. Sonderwann.

Google

Der Salon.

Das Harfenmädchen.

Novelle von **Ernst Eckstein.**

Es schlug sieben, als ich zu Leo Scherr in das Zimmer trat. Er stand vor dem Spiegel und bemühte sich, eine weiße Halsbinde mit Stecknadeln am Kragen seines feingestickten Hemdes zu festigen.

„Ah, Du bist's!" rief er mit einer halben Wendung des Kopfes. „Schade! Ich bin leider unwiderruflich in Anspruch genommen!"

„Was hast Du vor?"

„Etwas Fürchterliches ... Aber ich kann nicht anders. Mein Pflichtgefühl ist stärker als meine Abneigung. Tante Aurelie hält einen Leseabend ..."

„Wohl gar mit vertheilten Rollen?"

Leo war jetzt mit seiner Binde glücklich zu Stande gekommen. Er trat auf mich zu, legte beide Hände auf meine Schultern und sah mir fast komisch wehmuthsvoll in die Augen.

„Mit vertheilten Rollen!" wiederholte er nachdrücklich. „Aber was bleibt mir übrig? Du weißt, daß ich der guten Seele Alles verdanke, was ich habe und bin ..."

Ich mußte lachen.

„Du redest gerade, als ob es sich um ein ernstliches Opfer handelte ... Schlimmsten Falls hast Du Dich ein paar Stunden gelangweilt."

„Oh, es ist mehr als das! Du kennst meinen Abscheu gegen alles Gemachte, Unwahre, Affectirte ... Diese Lesecirkel erregen meinen ästhetischen Widerwillen in einem Grade ... Ich darf gar nicht daran denken! Das ist kein echtes, unmittelbares Genießen, keine Herzensfreude am Dichtwerk, sondern eitle Koketterie, fades Geplänkel, bei dem man nichts Anderes im Auge hat als den Effect, den das eigne liebenswürdige Ich auf die Gesellschaft macht. Ich bin jedesmal krank nach solchen Abgeschmacktheiten."

„Du übertreibst."

„Wahrlich, nein! Die Naturen sind eben verschieden. In Steyermark essen die Bauern Arsenik und werden alt dabei. Ich kann das Gift dieser Mißcultur nicht ertragen."

„Was lest Ihr denn heute?"

„Die Jungfrau von Orleans", sagte er seufzend. „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften ... Es ist fürchterlich! Ich möchte wissen, womit der arme Schiller diese posthume Mißhandlung verdient hat."

Kopfschüttelnd zog er den Frack an. Dann trat er breit vor den Spiegel und stemmte die Arme fast ergrimmt auf die Hüften.

„In diesem Costüm soll ich den Lionel spielen! Nun, wie Gott will!"

„Wann beginnt Eure Soirée?" fragte ich den Hut aufsetzend.

„Präcis halb acht! Wie gesagt, es ist jammerschade, daß Du mich gerade jetzt aufgesucht hast. Du bist ohnehin ein so seltner Gast ... Aber weißt Du was ...? Schlag elf Uhr ist meine Prüfung zu Ende. Laß uns dann noch

Digitized by Google

ein Stündchen behaglich zusammensitzen. Ich habe Dir ohnehin Viel zu erzählen."

„Soll mir recht sein."

Und somit stieg ich die Treppe hinab und eilte ins Freie, wo mich eine sternklare Februarnacht empfing.

Leo's Benehmen gab mir zu denken. Ich fand ihn überhaupt seit einigen Monaten merklich verändert; und die Art, wie er gegen die Naturwidrigkeit moderner Schöngeisterei protestirte, schien mit dieser Veränderung im Zusammenhange zu stehn. Ich hatte das unklare Gefühl, als sei hier mehr zu suchen als die Wehklage des Gelangweilten. Sein Wesen hatte während der ganzen Unterredung einen scharf ausgeprägten Zug von Mißbehagen, ja fast von Trauer gehabt; seine Scherzworte klangen forcirt und selbstironisch, — eine Nüance, die ich noch vor einem halben Jahr niemals an ihm bemerkt hatte; kurz, mit dem wackern Jungen schien etwas vorzugehen, und nicht ohne Spannung sah ich der verabredeten Stunde entgegen.

Da Fräulein Aurelie ihr ganzes Dasein mit arithmetischer Genauigkeit nach der Uhr richtete, und diese Genauigkeit auch ihren Gästen anzuerziehen pflegte, so fand ich mich Punkt elf vor der Wohnung ein. Drei oder vier Equipagen hielten am Thorwege. Auch hörte ich bereits Stimmen und Schritte im Treppenbau. Nach kurzer Frist öffnete sich das massive Portal, und eine Gesellschaft von zehn oder elf Personen trat, lebhaft plaudernd, ins Freie. Ich unterschied Worte wie „Talbot", „Lionel", „Monolog", „ausdrucksvoll" und „das nächste Mal". Dann folgten einige Phrasen des Abschieds, ein paar Verbeugungen, ein paar Händedrücke ... Die Pferde griffen aus, und die Equipagen entrollten nach verschiedenen Richtungen. Nur zwei Herren gingen zu Fuße. Der eine von ihnen war Leo Scherr, der mich alsbald erkannte und in sichtlicher Aufregung seinen Arm in den meinen legte.

„Komm mit! Ich lechze nach Luft!" sagte er, tief aufathmend. „Laß uns noch ein paar Straßen abwandeln, ehe wir den Keller betreten."

„Wie Du willst. Die Nacht ist erquicklich."

Wir schritten schweigend neben einander her.

„Eine verwünschte Lage", rief er, plötzlich stehen bleibend; „doppelt verwünscht, weil ich den Ausgang voraus sehe. Ein Theil meines Ich steht auf Seiten der Feinde, — und hielt ich noch so todesmuthig die Thermopylen besetzt, dieser Ephialtes würde mir die Perser übers Gebirge führen."

Da ich sehr wohl herausfühlte, daß seine Stimmung nach umfassender Mittheilung drängte, so hielt ich jede Ermunterung für überflüssig. In der That fuhr er nach kurzer Frist in seinen räthselhaften Bekenntnissen fort, bis er mir am Eingang des Goethekellers die unverblümte Zusicherung gab, er werde mir Alles bis aufs Kleinste berichten.

Es war inzwischen halb zwölf geworden. Die Gesellschaft, die in den Räumen des Goethekellers allabendlich bei erlesenen Weinen zu thronen pflegt, hatte sich bereits merkbar gelichtet. Wir wandten uns nach dem wohlbekannten Eckfische links, wo wir als fröhliche Studenten so manches Mal in trauter Vereinigung gezecht hatten, — und bestellten, nicht ganz unbeeinflußt von dem geheimen Zauber wehmuthsvoller Erinnerungen, eine Flasche Johannisberger. Seit jener Zeit waren beinahe drei Jahre vergangen. Es bedünkte uns, als hätten sich die phantastischen Fresken, die rings das Gewölbe schmückten, noch dunkler gefärbt; als thürmten sich die Quadern noch schwerer

Digitized by Google

und wuchtiger; als sei der ganze Raum enger und düstrer geworden. Ich wußte jetzt zuverlässig, daß Leo mir in der That traurige Geständnisse zu machen hatte, denn Er hatte den Goethekeller als Ort unseres nächtlichen Stelldicheins vorgeschlagen.

Ein gelangweilter Kellner entkorkte die Flasche. Leo goß den Wein langsam und feierlich in die grünschimmernden Römer. Wir stießen an und leerten die Becher bis auf den Grund.

Die Situation fing an, mir allzu elegisch zu werden. Um einen minder pathetischen Ton anzuschlagen, fragte ich leichthin:

„Sage doch, wie ist denn Dein Lionel ausgefallen?"

„Trostlos", gab er hastig zurück. „Ich fürchte, die Jungfrau wird ihn binnen Kurzem ins Netz ziehn."

„Wie so?"

„Du kennst Frau Clarissa Naumann, die Hofräthin?"

„Ich sah sie zwei- oder dreimal."

„Und ihre Tochter Clementine?"

„Ja wohl, ich entsinne mich: eine schlanke Brünette."

„Fräulein Clementine las die Jungfrau . . . Meine Tante war hingerissen . . . "

„Und Du?"

„Ich schwankte hin und her, wie ein sturmgeschütteltes Rohr. Clementine ist hübsch. Ihre Stimme ist klangvoll. Und doch . . . Es war unerträglich!"

„So liest sie schlecht?"

„Im Gegentheil. Sie betont jede Silbe mit akademischer Correctheit . . . Nur zu correct . . . "

„Du sagst das in einem Tone . . . Wie kann Dich ein Mangel im Vortrag einer jungen Dame so aufregen?"

„Wenn ich die junge Dame heirathen soll", raunte Leo, indem er seine Hand auf die meine legte; „und wenn die Art ihrer Declamation einen Charakter verräth, der mir ein heiliges Grausen einflößt . . . "

„Du sollst sie heirathen? Wer zwingt Dich dazu?"

„Meine Dankbarkeit gegen Tante Aurelie, die Umstände, ich selbst . . . "

„Ich verstehe Dich nicht."

Leo füllte sein Glas und starrte dann träumerisch in das goldfunkelnde Naß.

„Hast Du niemals gemerkt", fragte er dumpf, „daß mein ganzes Dasein verpfuscht ist?"

„Das ist viel gesagt!"

„Antworte mir!"

„Ich habe gemerkt, daß Du nicht mehr der ungebundene, fröhliche Junge von Einst bist; aber ich müßte lügen . . . "

„Du wirst Alles begreifen. Siehst Du, ich bin ein wunderbares Gemisch von Optimismus und Pessimismus. Ich halte keineswegs das Glück für ein Hirngespinst; auf der andern Seite aber erscheint mir das Leben so nichtig, daß ich eine Selbstbeschränkung aus sogenannten Rücksichten für den himmelschreiendsten Blödsinn erachte. Auf dieser Grundlage wollte ich mein Dasein aufbauen; da hat mir das Schicksal die Rechnung zerrissen. Nun fühle ich mich so haltlos, daß ich der braven Tante in gewissem Sinn Recht geben muß, wenn sie mir auseinandersetzt, wie vernünftig es sein würde,

Digitized by Google

Fräulein Clementine zum ehelichen Weib zu nehmen. Clementine ist jung, hübsch, wohlerzogen. O, ich sage Dir, schauderhaft wohlerzogen! Und wenn das Herz denn doch einmal bei dem Geschäft unbetheiligt bleibt, so ist eine wohlerzogene Frau, bei der man in jedem Augenblick genau erfahren kann, was sich ziemt, jedenfalls die entsprechendste . . . Und doch . . . Und doch, ich komme nicht darüber hinaus . . . ! "

„Lieber Freund", sagte ich eindringlich, „Du solltest wissen, daß mir Deine Betrachtungen in so lange unverständlich sind, als Du mir Deine Schicksale nicht gründlich auseinander gesetzt hast. Meine Divinationsgabe hat ihre Grenzen . . . "

„Ach Gott, die Sache ist einfach genug. Ich habe mich im verflossnen Sommer bis zum Wahnsinn verliebt. Ich erfuhr zu spät, daß sie bereits einem Anderen gehört. Seit Anfang dieses Monats ist sie verheirathet."

„Das ist allerdings traurig. Aber ich dächte, ein Mensch von Deinen geistigen Ressourcen müßte über derartige Enttäuschungen hinaus kommen."

„Ohne Zweifel. Du siehst, ich habe mir kein Leids gethan. Ich esse und trinke nach wie vor, und meine physikalischen Studien nehmen ungestört ihren Fortgang. Was mich beherrscht, ist nur eine immense Gleichgültigkeit, ein Gefühl des Ekels . . . "

„Wo hast Du sie kennen gelernt?" unterbrach ich ihn.

„Im goldnen Anker zu Rorschach. Sie ist die Wirthstochter; und jetzt, nachdem ihr Vater sich zur Ruhe gesetzt, die Wirthin. Nicht wahr, mein Geschmack ist nicht gerade distinguirt?"

„Das kommt nur auf die Persönlichkeit an. Man findet bei den Bürgermädchen oft mehr wahre Bildung als in den erlesensten Kreisen der Vornehmen."

Leo lachte hell auf.

„O, diese gebildeten Stände! Es ist colossal! Im Bann ihrer hirnverbrannten Wohlerzogenheit geht alle Natur zu Grunde. Du solltest sehen, wie Fräulein Clementine nach allen Regeln des Complimentirbuchs bescheiden ist! Wie sie zur rechten Zeit schweigt und zur rechten Zeit lächelt. Sie ist das vollendete savoir vivre! Und ihre Mutter, die jede freie Bewegung unpassend, die jedes herzliche Lachen salonwidrig findet! Von alledem bei Martha nicht eine Spur. Sie war so frisch, so unverbildet, so waldesduftig! Ich sehe sie noch, wie sie an dem großen Eichentische des Vorplatzes die hochgeschichteten Stöße der Servietten ordnete! Im schlichten Hauskleide, das blendendweiße Schürzchen knapp über dem vollen Mieder befestigt, die Arme bis an die Schultern entblößt, — so stand sie da in unbewußter Holdseligkeit, blühend und leuchtend wie eine kaum erschloßne Rosenknospe . . . ! Fräulein Clementine ist auch eine Rose, aber sie ist nicht draußen am freien Strauche gewachsen, von dem Regen des Himmels getränkt, von den Lüften des Frühlings umkos't. Ihre Geburtsstätte ist der Blumentisch, ihre Atmosphäre die Stubenluft. Jedes Blättchen, das nicht in regelrechter Symmetrie aufsprosste, hat man zugestutzt; und so gemahnt denn das Ganze eher an das geschickte Machwerk eines Künstlers als an das freie Gnadengeschenk der Mutter Natur."

„Wie lange hast Du im goldnen Anker gewohnt?" fragte ich, da er inne hielt.

„Drei volle Wochen. Aber es hätte wahrlich nicht dieses Zeitraums bedurft, um mich in Fesseln zu schlagen. Alles was ich von Martha sah und

Digitized by Google

hörte, entzückte mich; ihr üppiges, aschblondes Haar — ich hätte Jahre meines Lebens darum gegeben, nur ein einziges Mal in dieser wonnigen Fülle wühlen zu dürfen! Ihr Lächeln brachte mich fast zum Wahnsinn. Auch Fräulein Clementine lächelt, — aber es ist eine künstliche Beleuchtung, es ist Gas- und Kerzenlicht, was dann über ihre Züge gleitet, während aus dem Lächeln Martha's der Sonnenschein eines ganzen Frühlings strahlt. Ihr graublaues Auge war so verständig und doch so bezaubernd geheimnißvoll; so schalkhaft und doch so gutherzig ... Pah, es ist Thorheit, diesen Liebreiz in Worte kleiden zu wollen ..."

„Und hast Du öfter mit ihr verkehrt?"

„Täglich. Sie hatte vielerlei auf dem Vorplatz zu schaffen. Ich sprach sie an und erhielt die freundlichste Antwort, obgleich ich — ein entsetzlicher Verstoß gegen die Sitte! — verabsäumt hatte, mich vorzustellen. So wurden wir vertrauter. Sie nannte mich eines Tags „lieber Freund" ... Und als ich einst nach Bregenz fuhr, um erst am folgenden Tage wiederzukehren, reichte sie mir sogar die Hand und ließ sie länger als nöthig war in der meinigen ... Clementine würde sich niemals eine solche Taktwidrigkeit erlauben."

„Weiter, weiter!" drängte ich mit wachsender Neugier. „Wie erfuhrst Du, daß sie verlobt sei?"

„Kurz vor meiner Abreise langte der Bräutigam an. Ein stattlicher junger Mann, von offenem, treuherzigem Wesen. Ich gab mir alle Mühe, ihn von Grund aus zu hassen, aber die Ungunst des Schicksals versagte mir auch diese sonst so wirksame Linderung. Von jener Stunde an war mein Dasein zertrümmert. An der Seite Martha's zu leben, täglich den Glockenklang ihrer Stimme zu hören und sich im Lichte dieses ganzen, unbeschreiblichen Frühlings sonnen zu dürfen, — welch' ein seliger Traum! Nun brach Alles mit einem Male zusammen und von Stunde an ergriff mich jene Trägheit des Gemüths, jene unsagbare Mattherzigkeit, die mich auf dem Wege der Existenz vorwärts leitet wie die Bewußtlosigkeit den Nachtwandler. Wahrhaftig, Tante Aurelie hat Recht: es ist am Besten, ich verheirathe mich! Jetzt, nachdem ich dies Alles nochmals so durchgedacht habe, fühle ich, daß der tückische Ephialtes ärger am Werke ist als je. Es giebt ein Glück, aber ich bin zu diesem Glück nicht geboren. Ich soll dahin leben wie jeder anständige Alltagsmensch, ohne gewaltige Emotionen, eingegrenzt durch die Normen der Salonfähigkeit, des Taktes und der Bürgertugend; und von Dank erfüllt gegen die bescheidne Wärme, die eine Tochter aus hochachtbarer Familie durch meine Häuslichkeit fluthen läßt."

„Aber weshalb wartest Du nicht, bis Dir das Schicksal zum zweiten Male ..."

„O, Du verstehst mich nicht. Der Idealist kennt nur ein Ideal, und das meine heißt Martha. Ich gleiche hierin ganz dem ersten besten Schwärmer von achtzehn Jahren, nur mit dem Unterschiede, daß der Knabe sich leichter täuscht als der Mann. Wer noch in meinem Alter an die Unersetzlichkeit einer Liebe glaubt, der darf auch glauben, daß dieser Glaube unabänderlich sei. Nein, alles Hoffen und Harren wäre vergeblich. Und so wird denn kommen, was kommen muß: Fräulein Clementine wird meine Gattin werden und die Hofräthin meine Schwiegermutter. Ich bin dann wohl aufgehoben. Und nun laß uns austrinken! Es ist spät geworden!"

* * *

Digitized by Google

Gegen Ende April trat ich meine erste Reise nach England an. Professor Ruhnkens, mein väterlicher Gönner und Freund, hatte mir an einem der großen Londoner Hospitäler einen Wirkungskreis eröffnet, der für meine ganze Zukunft von höchster Bedeutung schien.

Mit Leo Scherr war ich noch drei oder vier Mal zusammengekommen, ohne daß sich etwas Besondres ereignet hätte. Seine Beziehungen zu Clementine entwickelten sich langsam und regelrecht. Jene moralische Hinfälligkeit, die mir der Schwärmer in so phantastischen Worten geschildert hatte, brach noch hin und wieder aus irgend einer sarkastisch angehauchten Phrase hervor. Im Großen und Ganzen glaubte ich jedoch eine Milderung wahrzunehmen; und die volle Aussöhnung schien mir in nicht allzuweiter Ferne zu liegen.

Clementine machte mir übrigens keineswegs den Eindruck, als erfordere es ein großes Opfer, ihr das Herz und die Hand anzutragen. Ich sah sie vor meiner Abreise zweimal, — allerdings nur flüchtig, aber doch lange genug, um mich zu überzeugen, daß sie ein Mädchen war, wie viele Andre, wohlgewachsen, eher hübsch als häßlich und nicht der Grazie entbehrend. Diesen Eindruck hatte ich vornehmlich bei der ersten Begegnung . . . Die junge Dame war in Balltoilette, — sehr elegant, — vielleicht allzusehr mit Blumen, Bändern und Tournüren verbrämt, aber trotzdem nicht unsympathisch. Sie lächelte viel; und fast sah es aus, als ob dieses Lächeln ein künstlicher Ersatz für ein herzliches Lachen sei. Diese unnatürliche Selbstbeschränkung war das Einzige, was mich verstimmte. Das zweite Mal traf ich sie im Theater. Man gab „Minna von Barnhelm". Ich saß im Parquet, Clementine lehnte zwischen ihrer Mutter und der Tante meines Freundes ziemlich theilnahmslos im Fauteuil einer Rangloge. Sie belebte sich nur beim Fallen des Vorhangs. Dann begann ein Spiel mit dem Fächer und eine lächelnde Conversation. So nahm ich denn Alles in Allem den Eindruck hinweg, daß Clementine eine jener Erscheinungen sei, wie sie unter den Töchtern der gebildeten Stände nicht selten sind: ein ganz normales Geschöpf, das sich gar nicht übel zur Frau eignet.

Vierzehn Tage nach meiner Ankunft in London erhielt ich, was ich so früh kaum erwartet hatte: die Verlobungsanzeige. Leo schrieb mir auf die Rückseite des Documentes einen leidlich vernünftigen Brief. Er bat, ich möge jenen Abend im Goethekeller aus meinem Gedächtniß streichen. Die Vergangenheit sei begraben, und da er seiner Braut und demnächstigen Gattin gewisse Rücksichten schulde, so bedaure er, daß irgend Jemand um diese Vergangenheit wisse. Er fühle sich in seiner neuen Situation wohler als er selber für möglich gehalten. Schon das Bewußtsein des Definitiven gewähre eine Art von seelischer Genugthuung; denn Nichts sei schrecklicher als ein rathloses Hin- und Herschwanken. Schließlich folgte die Mittheilung, am ersten September, — dem zwanzigsten Geburtstag der Braut — solle die Hochzeit stattfinden. Als Freund des Bräutigams sei ich höflich zu dieser bedeutsamen Festlichkeit eingeladen.

Ich antwortete umgehend. Die Frage, ob ich zur Hochzeit erscheinen könne, ließ ich zur Zeit noch offen; einstweilen wünschte ich dem jungen Paar alles Schöne und Gute. Den Goethekeller wollte ich ein für allemal auf die Liste der Proscribirten setzen.

Der Tag der Vermählung kam heran. Leo hatte mir in der Zwischenzeit nur noch zwei oder drei Mal geschrieben. Seine Briefe boten Nichts von Interesse. In den letzten Tagen des August erhielt ich die formelle

Digitized by Google

Einladung, die ich leider ablehnen mußte. Mein Cursus im Alberthospital war allerdings ziemlich zu Ende; aber die plötzliche Erkrankung zweier Hülfsärzte und verschiedene andere Umstände machten meine Anwesenheit bis gegen Mitte September wünschenswerth. Ich sandte also telegraphisch meine besten Glückwünsche, und verzichtete.

Es war am 20. September, als ich in meiner Vaterstadt wieder anlangte. Noch ehe ich dem jungen Paar meinen Besuch abstatten konnte, führte der Zufall eine Begegnung mit Leo herbei. Ich traf ihn im Kaffeehause. Er ward über und über roth, und stotternd fragte er mich', seit wann ich wieder im Lande sei. Ein Wort gab das andere. Nach einer Weile rückte er dichter zu mir heran . . .

„Siehst Du", begann er mit scheuer Unsicherheit, „es giebt Fügungen . . . Man könnte abergläubisch werden! Denke Dir, meine Frau bestand darauf, daß unsere Hochzeitsreise nach der Schweiz gehen müsse! Nach der Schweiz!"

„Das ist nicht gerade auffallend", warf ich ein.

„Aber so höre doch!" fuhr er fort, „das Heillose kommt erst! Wer die Charybdis vermeiden will, fällt in die Scylla. Das bleibt ewig wahr! Das ist der Fluch des Menschengeschlechts! Ich gehe diesem Rorschach aus dem Wege, wie der Fackelträger dem Pulverthurm; ich nehme den Weg über Romanshorn . . . Was meinst Du: das erste Gesicht, das mich im Treppenhau der „Grünen Tanne" begrüßt, ist meine unglückselige Martha!"

„Merkwürdig, in der That!"

„Nicht wahr? Eine herrliche Ueberraschung für den zweiten Tag einer Hochzeitsreise!"

„Und Martha erkannte Dich?"

„Sie begrüßte mich wie einen Freund. Clementine fand diese Herzlichkeit natürlich sehr unpassend . . . "

„Und bist Du nicht schleunigst abgereist?"

„Konnte ich? Clementine gefiel sich hier, trotz der Zudringlichkeit der Wirthsleute. Und sie bat so sittsam, so taktvoll . . . "

Ein bittres Lächeln flog über sein Antlitz. Ich merkte, daß die ganze Errungenschaft des Brautstandes durch diese Begegnung zertrümmert war. Mein Blick mochte diese Ueberzeugung verrathen, denn Leo ergriff meine Hand und sagte mit schmerzlich bebender Stimme:

„Soll ich's leugnen? Ein Herz wenigstens muß ich haben, dem ich mich rückhaltslos anvertraue. Ja, theurer Freund, ich bin unglücklich. Clementine vermag die Lücke meines Herzens nicht auszufüllen. Sie liebt nur nach den Regeln des Anstandes, sie ist eine Gliederpuppe, die an dem Faden der Convenienz tanzt! Ich gäbe mein Leben hin, wenn ich nur ein einziges Mal Alles, Alles vergessen dürfte in der Umarmung eines Weibes wie Martha."

„Schöne Bekenntnisse!" versetzte ich nach einer Pause des Nachdenkens. „Unter diesen Umständen will ich mich hüten, Dich in Deiner Häuslichkeit aufzusuchen."

Leo preßte mir leidenschaftlich die Hand.

„Mir aus der Seele gesprochen", sagte er hastig. „Du sollst nicht sehen, wie schwer ich gekettet bin!"

Er stand auf und entfernte sich. Sein letztes Wort war:

„Morgen Abend im Goethekeller!"

* * *

Digitized by Google

Woche um Woche verstrich. Leo führte den ganzen Winter hindurch ein seltsames Doppelleben. Die Kreise, in die er durch seine Verbindung mit Clementine eingeführt worden war, nöthigten ihm eine glänzende Geselligkeit auf, die er willenlos annahm wie eine Nothwendigkeit des Schicksals. Bälle und Routs, ästhetische Soiréen und musikalische Réunions wechselten in fast ununterbrochener Reihenfolge; und überall wußte Clementine sich eine gewisse centrale Stellung zu sichern. Als Frau bewegte sie sich etwas freier und zwangloser; daher denn ihre gesellschaftlichen Vorzüge entschiedener zur Geltung kamen. Wo die noch mangelnde Routine sie im Stich ließ, da kam ihr die reiche Welterfahrung der Mutter zu Hülfe, die über dem neugegründeten Hausstande mit der Unfehlbarkeit einer Vorsehung waltete und in allen Stücken das letzte Wort hatte. Leo, der sonst nicht der Mann war, Eingriffe in seine Rechte zu dulden, ließ sich diese Bevormundung schweigend gefallen. War doch das ganze schimmernde Treiben für sein phantastisch erregtes Gemüth nur eine Scheinexistenz, deren Gestaltung ihn gleichgültig ließ. Sein wahres Dasein begann erst, wenn er sich auf ein paar Stunden aus diesem lärmenden Chaos hinwegstehlen und zu mir in die Einsamkeit retten konnte. Zwei Menschen, die zusammen ein Geheimniß besitzen, sind immer und überall einsam. Mochten wir nun durch die nächtlichen Straßen der Stadt schweifen oder an dem alten, traulichen Tische des Goethekellers, den wir jetzt regelmäßig besuchten, ein spätes Glas leeren: stets empfand Leo die wohlthätige Wirkung einer Beschaulichkeit, wie man sie sonst nur in der Stille der freien Natur findet. Von Martha sprach er nur wenig; aber ich merkte wohl, daß über Allem, was er mir von Clementine erzählte, das Bild jener einzigen Unvergeßlichen schwebte, und daß sie es war, die den Gestalten der Gegenwart jene gespenstische und trübselige Beleuchtung verlieh.

So kam das Frühjahr und die Zeit der Messe heran. Ein stürmischer Aprilabend warf den Regen in prasselnden Salven wieder das Fenster meiner Studirstube, als es hastig an meine Thür pochte. Gleich darauf trat Leo ins Zimmer, bleich, verstört, in fiebernder Hast.

Ich sah nach der Wanduhr: es war erst Neun ... So früh hatte sich Leo niemals losmachen können. Seine Frau und besonders die Schwiegermutter würde das höchlich verübelt haben. Und nun wußte ich zum Ueberfluß, daß in dem Hause Leo's heute eine besonders glänzende Réunion stattfand. Ich begriff nicht.

Leo hatte den triefenden Schirm in die nächste Ecke gestellt, ohne sich darum zu kümmern, daß sich auf dem Teppich eine sickernde Lache bildete. Dann warf er sich hastig auf's Sopha, preßte die Hand wie geistesabwesend auf die Stirn und starrte mich glanzlosen Blickes an.

„Ich ertrag' es nicht länger", rief er endlich, emporspringend und ans Fenster tretend.

Seine Stimme klang wie ein geller Angstschrei. Ich ward ernstlich besorgt.

„Was hast Du? Was ist geschehen?"

„O, dieses Weib!" murmelte er, indem er krampfhaft mit den Fingern wider die Scheiben trommelte. „Dieses Weib, das nur für die Welt, nur für den hohlen Flitter des Augenblicks lebt! Heute, heute habe ich sie in ihrer ganzen Nichtigkeit und Hohlheit durchschaut! Es war wie ein Blitz der Offenbarung, wie eine jähe Erleuchtung von oben."

„Was hat sie verbrochen?"

Digitized by Google

„Nichts . . . Aber es giebt Augenblicke des Hellsehens . . . Kurz, die Schaale ist voll bis zum Ueberfließen!“

Er schwieg. Da ich ihn kannte, so ließ ich ihn ruhig gewähren.

„Denke Dir“, hob er nach einer Weile an, „auf dem Programm des heutigen Abends stehen lebende Bilder! Ein Unsinn wie hundert andere! Was kann ich thun? Ich muß Ja sagen zu Allem; und im Grunde ist es ja gleich, wie man die Zeit todtschlägt . . . Ich stehe ahnungslos unter den Gästen; ich höre, wie man sich zuraunt: Sechstes Tableau, Romeo und Julie. Und nun geht der Vorhang auf . . . Was erblicke ich? Meine Frau als Julie am Balcon und den albernen Jungen, den Lieutenant von Freesen, als Romeo auf der Leiter.“

„Das ist Alles?“

„O, ich war auf diese Frage gefaßt. Aber ich schwöre Dir, es lag eine ganze Hölle in diesem Anblick. Alles, was da sein könnte, trat in seinem vollen Contrast zu dem, was da ist, vor meine gepeinigte Seele . . . Ich, — ich, — und eine Salondame, die mit dem Lieutenat von Freesen Romeo und Julie spielt! Das war ein Symbol meines Daseins. Dieser Romeo verkörpert mir das ganze erbärmliche Treiben einer Gesellschaft, für die Clementine tausendmal sympathischer fühlt als für mich. Und ein solches Weib, ein Weib für die Welt, eine Puppe im Friseurladen moderner Nichtsnutzigkeit, ein solches Gespenst soll ich zeitlebens mit mir durch das Dasein schleppen . . .!“

„Du giebst Dir nach“, versetzte ich vorwurfsvoll.“ Im Grunde hattest Du vor Deiner Vermählung Zeit genug, Dich über Clementinens Charakter ins Klare zu setzen . . . “

„Und das muß ich von Dir hören?“ sagte er schmerzlich.

„Weshalb nicht? Ist es nicht die Aufgabe des Freundes, dem Freunde die Wahrheit zu sagen? Du kanntest Dich, und Du kanntest sie und ihre Umgebung: das Facit war leicht zu ziehen . . . “

Leo versank in ein dumpfes Hinbrüten.

„Du hast Recht“, hob er endlich an, „es war Feigheit. Ach, wäre es mir nicht so schrecklich farblos und öde ums Herz gewesen! . . . “

„Laß jetzt alles Philosophiren, und mach', daß Du heimkommst! Du compromittirst Dich ja . . . “

„Heim? Um keinen Preis! Die Gäste mögen denken, was ihnen gut scheint . . . Ich komme, Dich abzuholen. Du bist der einzige Mensch, mit dem ich in solcher Stimmung verkehren kann.“

Ich merkte an Allem, daß es ihm Ernst war mit seiner Weigerung.

„Gut denn“, sagte ich resignirt. „So mach', was Du willst. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Wohin soll die Wanderung gehen?“

„Nach dem Goethekeller. Ich muß heute ein Uebriges thun. Die Nüchternheit ist der Quell alles Uebels.“

Er lachte hell auf und eilte der Thür zu, deren Griff er krampfhaft umklammerte, bis ich ihm folgen konnte.

* * *

Als wir uns der spärlich erleuchteten Treppe näherten, die zum Goethekeller hinabführt, schlugen die Klänge einer etwas monotonen Musik an unsere Ohren. Ich blieb stehen und warf Leo einen fragenden Blick zu; er aber drängte mich hastig vorwärts. So traten wir denn ein, und nahmen in der Nähe der Thüre an dem einzigen noch frei gelassenen Ecktischchen Platz. Der

Digitized by Google

vortragende Künstler, ein alter, bärtiger Invalide, hatte eben geendigt. Wir bestellten eine Flasche Tokayer und ließen uns gewohnheitsgemäß ein Programm geben. Die nächste Nummer war ein Lied mit Harfenbegleitung, vorgetragen von Fräulein Nydia van Roijen.

„Mir ohne Verdruß!“ meinte Leo, sein Glas leerend.

Jetzt klangen einige Accorde durch den tabakverdüsterten Raum, — und dann intonirte eine klare, kräftige Altstimme die etwas banale Melodie eines damals vielgesungenen Tanzliedes.

Mein Platz war ungünstig. Umsonst strengte ich mich an, etwas von den Zügen des Mädchens zu entdecken. Die Säule in der Mitte des Kellers hinderte meine Ausschau. Nur wenn ich mich ganz nach rechts bog, gewahrte ich die Wellenlinien eines reichen, goldblonden Haares. Durch diese fruchtlosen Bemühungen in Anspruch genommen, hatte ich meinen Freund gänzlich außer Acht gelassen. Erst als die letzten Accorde verklangen, bemerkte ich, daß sein Antlitz eine wundersame Veränderung bekundete. Wie der Hauch einer wehmuthsvollen Ruhe umspielte es seine Stirn; gleich darauf aber schien eine machtvolle Erregung aufzuwallen, eine wilde, elementare Leidenschaft, die mich erschreckte. Schweigend erhob er sich und schritt nach dem Hintergrunde des Kellers, wo er plötzlich wie angewurzelt verharrte. Erst als die Künstler ein neues Lied anstimmten, kehrte er eben so langsam wie er gegangen war, an meine Seite zurück.

„Ein unerhörteres Spiel der Natur ist, seit die Welt steht, nicht dagewesen“, sagte er bebend. „Diese Harfnerin . . .! Aber Linie für Linie gleicht sie meiner unglückseligen Martha ... Nur das goldblonde Haar beweist mir, daß sie nicht selbst gekommen ist, um mein Herz zu zerfleischen. Jeder Zug, jede Bewegung, die Stimme, Alles, Alles genau wie bei ihr. Sogar dieses milde, freundliche Lächeln, das mir so wahnwitzig in die Seele schneidet ...“

„Deine aufgeregten Nerven betrügen Dich“, versetzte ich höchlich verblüfft.

„Nein, o nein! Ich bin nicht aufgeregt, — wenigstens nicht aufgeregter als sonst. Es ist Martha, Martha, wie sie leibt und lebt . . . Nur das goldblonde Haar . . .! Martha war aschblond ... Beim ewigen Himmel, ich hätte nicht gedacht, daß dieser wunderherrliche Frühlingstraum zum zweiten Mal existirte!“

Er stützte das Haupt in die Hand und blickte starr auf den Zettel . . .

„Nydia van Roijen!“, murmelte er durch die Zähne. „Nydia! . . . Ich muß diese Nydia kennen lernen, und sollte der Himmel darüber einstürzen.“

„Willst Du die alte Wunde geflissentlich wieder aufreißen?“

„Gleichviel! Es bleibt dabei.“

„Aber bedenke doch! Hier im Mittelpunkte der Stadt . . . Alle Welt kennt Dich . . . Du wirst Dich compromittiren . . . “

„Mir einerlei . . . “

„Und Deine Frau?“

„Die stellt lebende Bilder!“

— — — — — — — — — — — — — —

Gegen Mitternacht begann der Keller sich allmählig zu leeren. Es wurden dicht neben dem Künstlertische zwei Plätze frei, die wir schleunigst besetzten. Alle Bemühungen, den Freund von seinem thörichten Vorhaben abzubringen, waren gescheitert. So beschloß ich denn, das Unvermeidliche zu vollenden. Hätte ich Nein gesagt, so würde Leo auch ohne mich seinen Plan ausgeführt haben; dann aber war die Sache in jeder Hinsicht bedenklicher. Wer uns jetzt so erblickte, der konnte mich für den eigentlichen An-

Digitized by Google

stifter halten, und ich war großmüthig genug, diese Mißdeutung schlimmsten Falles herbeizuwünschen.

Die Künstlergesellschaft bestand aus fünf Personen. Nydia saß links an der Ecke, ganz dicht bei Leo. Neben ihr lehnten, augenscheinlich gelangweilt, zwei magere, häßliche Mädchen, von denen die eine Sängerin, die andere Violinspielerin war. Den Dreien vis-à-vis saß der würdige Invalide und eine ältere Dame, wie es schien, seine Schwester.

Während der Invalide jetzt vortrat und mit Donnerstimme das Lied begann „Wenn dieser Siegesmarsch . . .", neigte sich Leo zu der schönen Harfnerin, um ein Gespräch anzuknüpfen.

Fräulein Nydia schien diese Annäherung durchaus nicht übel zu nehmen, denn sie antwortete mit ruhiger, natürlicher Freundlichkeit. In den Gesichtszügen Leo's malte sich ein wachsendes Entzücken. Sein Auge glomm in verzehrendem Brande.

Der Invalide setzte sich wieder, und von Neuem trat Nydia aufs Podium. Sie sang ein lustiges Champagnerlied: die Violinspielerin begleitete sie. Es lag eine übermüthige Weltverachtung in diesen sprudelnden Klängen, eine carnevalistische Tollheit, die für Leo tiefere Bedeutung gewann . . . Ich las es in seinem Blicke: er gelobte sich, dieses Champagnerlied künftighin zur Norm seiner Lebensanschauung zu machen und die ganze Existenz mit ihren quallvollen Widersprüchen in ein perlendes Schaumgekräusel aufzulösen. Und wahrlich, sie war schön, hinreißend schön, diese goldblonde Sängerin; — ruhig und klar, trotz der frivolen Worte, die aus ihrem blühenden Munde hervorquollen; sanft und majestätisch zugleich; so ganz und gar verschieden von dem Typus der deutschen Harfnerin, wie er sonst derartige Locale heimsucht. Das schien die Versammlung niemals eindringlicher gefühlt zu haben als jetzt, denn am Schluß des Liedes erscholl jener stürmische Beifall durch das Gewölbe, der sich durch seine ungesuchte Einmüthigkeit als der Ausdruck der unmittelbarsten Empfindung bekundet.

Die musikalischen Vorträge währten bis gegen ein Uhr. Nydia trat nicht wieder auf. Um so ungestörter konnte sich Leo dem Taumel seiner Verzückungen überlassen. Von Minute zu Minute rückte er dichter zu ihr heran. Sein Antlitz war geisterbleich. Jetzt erfaßte er ihre Hand, planlos, zerstreut, wie im Traume. Sie ließ es geschehen, und lächelte. Dieses maiensonnige Lächeln war überhaupt das Charakteristische ihres Mienenspiels. Im Uebrigen hatten ihre Züge etwas Plastisches, Ruhiges, Feierliches, Unabänderliches ...

Ich blickte mich scheu um. Zum Glück sah ich kein bekanntes Gesicht in der Nähe.

Kurze Zeit darauf verhallte der letzte Geigenstrich, und die ältere Dame, wie es schien die eigentliche Unternehmerin, gab das Zeichen zum Aufbruch. Die Gesellschaft zog sich in ein benachbartes Zimmer zurück, wo einige Erfrischungen bereit standen. Nur mit Mühe gelang es mir, Leo, der folgen wollte, zurückzuhalten.

„Morgen also", sagte er nachdrücklich, als er sich von Nydia verabschiedete. „Sie singen doch morgen wieder . . . ?"

„Jeden Abend", versetzte Nydia mit ihrem schläfrig-bezaubernden Lächeln.

— — — — — — — — — — — — — —

Wir traten ins Freie und trennten uns. Leo, der mich sonst regelmäßig nach meiner Wohnung begleitete, schien diesmal das Bedürfniß des Alleinseins zu fühlen. Er bat mich nur, morgen Abend gegen neun Uhr zu Hause

Digitized by Google

zu sein. Dann eilte er quer über den Marktplatz, unbekümmert um die Pfützen und Lachen, die sein feines Salonhabit übel zurichten mochten.

Am folgenden Abend erschien er bereits um acht Uhr in meiner Wohnung.

„Mach Dich fertig!“ sagte er kategorisch.

„Du willst doch nicht wieder . . .?“

„Natürlich! Denkst Du, ich werde das Glück noch einmal aufgeben, nachdem ich's endlich, endlich gefunden? Diese Nydia ist Martha, — für mich wenigstens! Alles, was mich dort entzückt und beseligt hat, finde ich hier wieder, so täuschend, so wunderbar ... Und es ist kein Gatte vorhanden, den sie mir vorzieht! Diese Martha kann ich erobern, diese Martha kann ich mein nennen, mein, und wäre es auch nur für eine kurze, wonnige Frist . . . “

„Und Clementine?“

„Sprich nicht von ihr, die mein ganzes Leben vergiftet! Ich hasse sie, ich verabscheue sie. Bei allem Elend hat sie mich noch zur Lüge gezwungen.“

„Wie so?“

„Wegen meiner gestrigen Flucht. Sie war nicht wenig erschreckt, als ich nach Hause kam. Sie weinte sogar. Das ganze Fest war gestört worden.“

„Leo! Du ahnst nicht, was Du mit Deinem thörichten Unterfangen Alles in Frage stellst.“

„O, ich bin mir sehr klar darüber. Aber Du kennst das große Wort des Poeten:

Ein Augenblick, verlebt im Paradiese,
Ist nicht zu theuer mit dem Tod erkauft!

Ich bin diese öde Gleichmäßigkeit müde, — und überdem, was riskire ich? Ein werthloses Nichts! Ich werde Nydia erobern!“

„Das wirst Du bleiben lassen!“

„Wer sollte mich hindern?“

„Ich!“

Er lachte hell auf.

„Du bist sonst ein prächtiger Junge, aber diesmal wirst Du Dir untreu! Wenn Du nicht einsiehst, daß es sich hier um mehr handelt als um eine bloße Caprice . . . “

„Alles hat seine Grenzen“, versetzte ich achselzuckend. „Ich werde Deine Gattin benachrichtigen.“

„Zu welchem Zweck? Helfen wird Dir das Alles doch nichts, denn ich will, was ich will. Bist Du so schwer von Begriffen? Soll ich denn im Grabe vermodern, ohne auch nur ein einziges Mal empfunden zu haben, was Leben heißt?“

Bei reiflicher Erwägung glaubte ich einzusehn, daß ein offener Widerstand die Situation nur verschlimmern würde. So beschloß ich denn, seinem Wunsch zu willfahren. Ich konnte so möglicherweise ein Unheil verhüten, das ohne mich seinen unaufhaltsamen Lauf nehmen mußte.

Der Erfolg strafte mich Lügen. Leo benutzte mich nur als Deckmantel. Er überließ sich heute dem Zauber, den die schöne Sängerin auf ihn ausübte, noch willenloser als am Tage zuvor. Hundert kleine Züge verriethen mir, daß sich hier schon nach so kurzer Frist eine seltsame Vertrautheit entspann. Doch hatte das Benehmen Nydia's durchaus nichts Herausforderndes. Ebenso fern lag ihr der Schein egoistischer Absichten. Ueber dem ganzen Verkehr waltete eine volle Natürlichkeit, eine rücksichtslose Offenheit . . .

Digitized by Google

Auf dem Heimweg versuchte ich nochmals meine Rolle als Warner zu spielen. Leo gab sich indeß nicht einmal mehr die Mühe, sich zu vertheidigen. Er lachte mich einfach aus.

In meiner Wohnung angelangt fand ich ein Telegramm vor, das mich in einer dringlichen Angelegenheit nach München berief.

Schon am folgenden Morgen reiste ich ab.

Ich beschleunigte zwar meine Geschäfte mit Rücksicht auf die bedenkliche Stimmung Leo's so viel als möglich: immerhin verstrich eine Woche, ehe ich an die Rückreise denken konnte. Und während dieser ganzen Woche hatte Leo mich ohne Nachricht gelassen, trotz meiner ausdrücklichen Bitte, die ich noch kurz vor meiner Wegfahrt in einem Billet ausgesprochen. Irgend wen sonst, den ich einweihen konnte, wußte ich nicht. So wurde ich denn während der ganzen Zeit meiner Abwesenheit eine peinliche Sorge nicht los, und von trüben Ahnungen erfüllt rollte ich am Abend des achten Tages in die Stationshalle ein.

Auf der Stiege meiner Wohnung begegnete mir die Wirthin, die in's Theater wollte. Sie hielt mich an und ergriff meine Hand.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind!" rief sie lebhaft. „Es war jetzt schon dreimal eine junge Dame hier, die's gar nicht glauben wollte, als ich ihr sagte, Sie seien verreist. Und als sie's nun endlich doch glaubte, da fragte sie mit einer wahren Gier, um welche Zeit Sie etwa zurückkämen, und ob Sie Nichts hinterlassen hätten. Sie war so bleich, und ihre Stimme klang so bänglich und hohl, daß mir grauste. Es muß etwas ungeheuer Wichtiges sein, vielleicht ein Todesfall, eine Erbschaft oder dergleichen. Heute Abend um neun Uhr, sagte sie, wollte sie wiederkommen; und wenn Sie kämen, möchte ich Sie doch ja bitten, zu Hause zu sein. Ich hab's Ihnen droben auf einen Zettel geschrieben und auf den Schreibtisch gelegt. Da liegen überhaupt noch ein paar Briefe und die Zeitungen von der Woche her."

„Wie hieß die Dame?" forschte ich, von einer beklemmenden Empfindung ergriffen.

„Es war eine schöne junge Dame, sehr vornehm und fein; aber ihren Namen nannte sie nicht. Sie war ganz verstört, aber sehr elegant, ein schwarzseidnes Kleid und einen Sammt-Paletot, wie angegossen ... Aber sie schien's gar nicht zu achten. Denn wie ich ihr sagte, Sie seien noch immer nicht zurück, da lehnte sie sich dort an die getünchte Wand, als ob ihr schwindle. „Mein Fräulein", sagte ich, „die Wand da färbt ab. Es ist jammerschade um Ihren Mantel." Aber sie hörte nicht. So reiche Leute gehen mit ihrer Garderobe um, es ist lästerlich!"

Bei diesen Worten strich sie mit den Spitzen der rundlichen Finger über den Aermel ihres Pelzjäckchens, als gelte es ein Stäubchen zu entfernen. Dann knixte sie und eilte mit einem vieldeutigen Lächeln an mir vorüber.

Hastig stürmte ich die Treppe hinan. Das Hausmädchen hatte inzwischen mein Zimmer geöffnet und Licht angezündet. Auf dem Tische fand ich die Briefschaften, von denen die Wirthin gesprochen; darunter ein Schreiben mit dem Poststempel Weimar, das die Schriftzüge Leo's trug. Ich wußte jetzt Alles. Mit fiebernder Hand riß ich das Couvert auf, ich las:

„Lieber Freund! Nydia ist mein, — Nydia, und mit ihr Martha und die ganze längst verloren geglaubte Seligkeit. Wir haben die Stadt in aller Stille verlassen, nachdem ich zuvor mancherlei geschäftliche Angelegenheiten geordnet, die sehr wenig in meine überglückliche Stimmung paßten. Niemand ahnt,

Digitized by Google

wohin wir uns wenden; auch Du sollst hierüber im Zweifel bleiben. Alle Entrüstung, alle Vorwürfe, die beim Lesen dieser Zeilen in Dir aufkeimen mögen, lassen mich kalt. Nur um Eins möchte ich bitten: denke nicht niedrig von der herrlichen Seele, die sich mir ganz zu eigen gegeben! Es ist keins der gewöhnlichen Motive, das Nydia bewog, mir zu folgen, sondern die reine, volle, Alles überwindende und zermalmende Leidenschaft, jene Gluth des Herzens, die ich bei Clementinen so kläglich vermißt habe. Martha hätte unter den gleichen Verhältnissen das Gleiche gethan. Nydia erwidert meine Liebe vollkommen, sie versteht mich so ganz! Wenn Du wüßtest ...! Dieses Mädchen hat eine Geschichte, eine innere und eine äußere, die sich neben den Alltagsbiographien unsrer Salondamen ausnimmt, wie die Epopöen des Homer neben einer Novelle von Clauren. Ich will jetzt mit vollen Zügen am Becher des Glückes trinken! Endlich, nach so langem Schmachten in brennender Wüste!

„Nicht um meinetwillen, sondern weil ich Clementinen zu schonen wünsche, bitte ich Dich, unverbrüchlich zu schweigen. Die Welt mag glauben, ich sei nach London gegangen, um mich einer wissenschaftlichen Expedition anzuschließen. Du allein kennst die Wahrheit!

„Sei so gütig, Clementinen über mein Verschwinden freundschaftlichst zu beruhigen. Es wird nicht schwer fallen. So lange ihre Eitelkeit nicht gekränkt wird, kannst Du auf eine höchst vernünftige Haltung rechnen. Daß ich wegging, ohne Abschied zu nehmen, ist das Einzige, was ihr aus Gründen des guten Tons peinlich erscheinen wird. Du magst Dir hierüber ein Märchen ersinnen.

„Und nun, Gott befohlen! Ich weiß jetzt, wie es dem Sclaven zu Muthe ist, der seine Ketten zerreißt. Wenn ich sehe, daß Du mein Geheimniß bewahrst, und alle zwecklosen Nachforschungen unterlässest, so erhältst Du im Laufe des Jahres nochmals ein Lebenszeichen.

„Ich schreibe diese Zeilen im Wartesaal, zwanzig Minuten vor Abgang des Zuges.

Leo."

Da stand ich nun, und hatte es schwarz auf weiß. So klar ich Alles beim Eröffnen des Briefes vorausgesehen, so lähmend fiel mir jetzt die Bestätigung meiner Vorempfindungen auf die Nerven.

* * *

Wie ein Mensch, der nichts Besseres zu thun weiß, trat ich an einen Spiegeltisch und zündete mir langsam und feierlich eine Cigarre an. Dann maß ich mit großen Schritten das Zimmer, die Rathlosigkeit meiner Gemüthsverfassung in mächtige Rauchwolken ausathmend.

„Bah", sagte ich endlich zu mir selbst, „vielleicht nehme ich die Sache zu tragisch. Mit einiger Klugheit und Discretion ist noch Alles zu regeln. Ein schnöder Streich! Aber vielleicht dennoch ein Streich, der sich ohne ernstliche Folgen pariren läßt. Es ist ja nicht denkbar, daß diese vagabundirende Harfnerin ihm jemals genügen sollte. Der Rausch wird verfliegen; und wenn es gelingt, bis dahin die Katastrophe des Scandals zu vermeiden .... Aber wie? Das ist die Frage! Die verwünschte, heillose Frage! Die Stadt ist groß, aber vielleicht doch nicht groß genug für ein solches

Digitized by Google

Ereigniß. Man wird combiniren, man wird vermuthen und lügen, und schließlich das Richtige herauslügen."

Ich setzte mich, vom langen Hin- und Herlaufen und mehr noch von den Strapazen der Reise ermüdet, an meinen Schreibtisch und nahm ein Buch zur Hand. Aber ich kam nicht über die erste Seite hinaus.

Es war jetzt halb acht; erst um neun Uhr wollte die Dame wiederkommen...

Um neun Uhr Abends...! Ich überlegte. War es möglich, daß Clementine um diese Stunde einen jungen Mann in seiner Wohnung heimsuchte, — Clementine, die nach Allem, was ich von ihr gehört hatte, das verkörperte Taktgefühl, die vollendete Rücksicht auf die Gesetze des guten Tons war ...? Unmöglich! Aber wer sonst? Oder hätte Leo seine Frau falsch beurtheilt? Hätte sie doch im innersten Kern ihres Wesens die Fähigkeit getragen, eine Empfindung, eine Leidenschaft zu voller Energie zu entfalten und in solchen Augenblicken der Erregung die Schranken der Form zu vergessen?

Meine Ungeduld wuchs mit jedem Augenblick. Endlich gegen halb Neun hörte ich Schritte im Treppenbau. Gleich darauf trat das Hausmädchen in mein Zimmer und meldete die geheimnißvolle Besucherin.

Unwillkürlich preßte ich die Hand aufs Herz. Dann wies ich das Mädchen an, die Dame in den kleinen Salon zu führen, wo bereits seit einer Stunde die Lichter brannten.

Kurz darauf hörte ich das Rauschen der Seide und das zierliche Klappen einer elegauten Chaussure ... Meine Hand zitterte, als ich die Thürklinke erfaßte ...

Mit einer stummen Verbeugung trat ich ins Nebengemach.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Die schöne, schlanke Gestalt, die ich jetzt vor mir erblickte, war Clementine. Aber wie schmerzlich hatte sie sich verändert, seit ich ihr zum letzten Mal begegnet war! Ihr Auge schien größer und dunkler geworden. Ihr Antlitz war von tödtlicher Bläße. Aus den Lippen sogar schien jede Farbe gewichen. Es lag ein thränenloser Schmerz über ihren Zügen, eine verzehrende Qual, deren stumme Sprache beredter war, als jeder noch so stürmische Ausbruch.

Sie schritt hastig auf mich zu und bat in verworrener Rede um Entschuldigung, daß sie mich zu so ungewohnter Stunde zu stören wage.

„Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner erinnern", sagte sie im Ton eines leisen Vorwurfs. „Seit ich die Gattin Leo's geworden, sind Sie mir, wie es scheint, absichtlich aus dem Wege gegangen. Nicht doch! Versuchen Sie keine Beschönigung. Ich weiß, er selbst hat es gewollt, und ich errathe nur zu gut, aus welchen Beweggründen."

„Ich glaube, Sie täuschen sich", suchte ich einzuwenden, indem ich sie nach dem Sopha geleitete.

„Sie waren verreist?" fragte sie, ohne von meinen Worten Notiz zu nehmen. „Ich frage Sie bei Ihrer Ehre, wo sind Sie gewesen?"

„In München", sagte ich zögernd, denn ihr Weise verblüffte mich.

„Und Leo?"

„Leo?" wiederholte ich stotternd.

„O, Sie verrathen sich! Aber ich will mich demüthigen. Ich will die tödtliche Kränkung, die Sie mir zugefügt haben, vergessen ... Bei Allem, was Ihnen heilig ist, erbarmen Sie sich! Was ist aus Leo geworden?"

„Gnädige Frau, Sie verwirren mich. Wo und wie hätte ich Sie beleidigt?"

Digitized by Google

Clementine ergriff meine Hand und preßte sie krampfhaft.

„Leugnen Sie nicht! Ich weiß Alles! Ich bin ihm seit lange gleichgültig, ja mehr noch, ein Gegenstand der Abneigung und des Hasses. Es war ihm ein teuflischer Trost, mich an die Erste Beste verrathen zu dürfen; und Sie, mein Herr, Sie waren grausam genug, diesen Haß zu bestärken. Was that ich Ihnen, daß Sie mich so unsäglich elend gemacht haben? Sie, der Sie mich nicht einmal kannten?"

Ich erhob mich.

„Wo und wie habe ich Sie gekränkt?" sagte ich etwas barsch, denn ihre Rede verdroß mich.

„Das fragen Sie noch?" rief Clementine mit zuckender Lippe. „Sie scheinen immer noch nicht zu glauben, daß ich Alles, Alles durchschaut habe. Ich kenne nicht den Namen der Unglücklichen, die mir den Stachel der Verzweiflung in's Herz drückt. Aber Sie, mein Herr, wollen Sie leugnen, daß Sie den ganzen Verrath unterstützt, daß Sie die Flucht begünstigt, ja daß Sie die Beiden nach dem verborgenen Asyl gebracht haben, wo sie ungestört die Früchte ihres Treubruchs genießen können?"

Ich war sprachlos.

„Antworten Sie mir!" sagte Clementine, in Thränen ausbrechend.

Einen Augenblick überlegte ich. Dann trat ich in's Nebenzimmer, um Leo's Brief zu holen.

„Ich würde Ihnen gern die Qual der vollen Wahrheit erspart haben; aber da Sie mich für Alles verantwortlich machen, so sei's drum! Lesen Sie!"

Die junge Frau riß mir, kaum ihrer Sinne mächtig, den Brief aus der Hand. Das Papier knitterte unter ihren zuckenden Fingern. Ich trat an's Fenster und preßte mein glühendes Antlitz wider die Scheiben. Als ich nach einer Weile wieder zu Clementinen herantrat, lag sie regungslos in der Ecke des Divans.

Ihr Haupt war nach rückwärts gesunken; der rechte Arm hing schlaff über die Lehne herab.

Meine erste Regung war, um Hülfe zu rufen. Alsbald aber begriff ich, daß ich eine Indiscretion begehen würde, die von schmerzlichen Folgen sein konnte. So bemühte ich mich denn, die unglückliche Frau aus eignen Mitteln in's Leben zurückzurufen. Ich legte ihr Haupt sanft auf ein untergeschobenes Kissen und löste die zierliche Pelzschlange, die den blendenden Hals umschnürte. Ich stieß das Fenster auf, um der frischen Nachtluft Eintritt zu gönnen; ich holte Wasser und den Rest einer Kräuteressenz und besprengte ihr das todtblasse Angesicht. Ihr wärmte ihre schlanken, kalten Hände zwischen den meinen, bis sie endlich nach fünf langen, bangen Minuten die Augen aufschlug und mir einen Blick des Entsetzens zuwarf. Rasch entzog sie sich mir; ein flammendes Roth stieg in ihre Wangen, um gleich darauf wieder der tödtlichen Blässe zu weichen, die ihren Zügen etwas so unsäglich Mitleiderregendes und Wehmuthsvolles verlieh.

„O, helfen Sie mir! Retten Sie mich!" Das war Alles, was sie mit gebrochener Stimme zu flüstern vermochte. Dann sank sie wieder zurück, doch diesmal ohne ihr Bewußtsein zu verlieren. Es war nur eine furchtbare Erschöpfung, die ihr alle Nerven und Fibern lähmte.

„Was ich vermag, soll geschehen", sagte ich tief ergriffen. „Suchen Sie jetzt nur diesen Sturm zu bemeistern! Vielleicht wird Alles noch gut werden."

Digitized by Google

Sie schüttelte schmerzlich das Haupt. Ihren großen, dunklen Augen entquoll ein reichlicher Strom von Thränen. Ich ließ sie ruhig gewähren.

Wohl eine Viertelstunde lang verharrten wir Beide in trübseligem Schweigen, sie wie ein frierendes Kind auf dem Divan kauernd, ich an das Fenster gelehnt und hinausblickend in die sternklare Aprilnacht. Dann mit einem Male trat sie zu mir heran und rief mich beim Namen. Als ich mich umwandte, traf mich ein Blick, so flehend und kummervoll, daß ich den letzten Groll, den ihr kränkender Verdacht in mir erzeugt hatte, schwinden fühlte.

„Ich bin jetzt ganz ruhig", sagte sie mit rührender Einfachheit. „Ich könnte jetzt sehr wohl Alles mit Ihnen besprechen, aber ... es ist Zeit, daß ich gehe. Darf ich Sie bitten, mir morgen früh um zehn Uhr die Ehre Ihres Besuches zu schenken?"

„Ich werde pünktlich zur Stelle sein."

„Und bis dahin ... nicht wahr, keine Silbe, kein unbedachtsames Zucken der Wimper! Es soll und darf Niemand ahnen, was sich ereignet hat. Ich muß schon fürchten, daß ich auf dem Wege nach Ihrer Wohnung bemerkt wurde, aber ich konnte mein gefoltertes Herz nicht bändigen."

Ich versprach ihr die strengste Verschwiegenheit.

Dankend reichte sie mir die Hand, und ging. Meine Begleitung hatte sie abgelehnt.

Am folgenden Morgen erschien ich zur festgesetzten Stunde in Clementinens Gemächern. Sie empfing mich wie einen alten Bekannten, — ohne jedes Ceremoniel, ja fast ohne Befangenheit. Eine fiebernde Ungeduld schien ihr ganzes Wesen derart zu beherrschen, daß keine andere Empfindung daneben Raum hatte. Ihr Antlitz war wenn möglich noch bleicher als gestern; die gerötheten Augen verriethen, daß sie geweint hatte. Und doch drückte ihre ganze Haltung die unerschütterliche Festigkeit eines Entschlusses aus, an dem sich die niedergeschmetterte Seele aufrichtete. Gestern war dieses Weib hinfällig und bemitleidenswerth; heute besaß sie beinahe das Aussehen einer tragischen Heldin.

„Sie sind mit Leo befreundet? wirklich befreundet?" sagte sie, meine Hand ergreifend.

„Ich wüßte zur Zeit Niemanden, der mir näher stünde."

„Das ist gut! So werden Sie um meinetwillen ein Opfer bringen. Hören Sie mich ruhig an: ich habe Alles durchdacht, bis in's Kleinste. Diese Nacht werde ich niemals vergessen. Mein ganzes Leben ist wie im Spiegel an mir vorübergeglitten. Leo hat sich grausam an mir vergangen: aber das Grausamste ist doch die Erkenntniß, daß es so kommen mußte. Ich bin Nichts für Leo gewesen als seine Gefährtin in der Gesellschaft; das Herz ist ihm öde und leer geblieben. Jetzt, da die Hand des Schicksals mir die Binde hinweggenommen, jetzt begreife ich nicht, wie es möglich gewesen ... Es ist wahr, ich habe mich niemals in meiner Rolle sonderlich wohlgefühlt, aber der Zwang, der mich band, war allmächtig! Ich schämte mich fast, tiefe und echte Gefühle zu hegen. Man hat mich von früh auf gelehrt, alles Stürmische, Leidenschaftliche für plebejisch zu halten. Als Kind schon bewegte ich mich in den Schranken einer kühlen Vornehmheit. Niemals habe ich gespielt, gelacht, getollt wie meine Altersgenossen; wenn ich je den Versuch machte, erntete ich strafende Blicke. So wuchs ich heran, — ohne innerliche Entwicklung, fast wie im Halbschlafe. Und nun Leo, dieses glü-

Digitized by Google

hende, liebeverlangende Herz! Ein Mädchen wie ich mußte ihn unglücklich machen. Das Beste an mir blieb ihm ewig verborgen, weil ich es selbst nicht kannte. Jetzt mit einem Mal hat mich das Unglück aus meinem Traum emporgeschreckt. Jetzt fühle ich, was ich ihm hätte sein können ... und es ergreift mich das Gefühl einer unsühnbaren Schuld! O, und ich weiß es, — trotz alledem, — diese Flucht wird sein Verderben sein. Es ist unmöglich, daß ein so frivoles Geschöpf ihn je glücklich macht! Ich muß ihn befreien, ich muß ihn retten, koste es, was es wolle. Sprechen Sie, kann ich auf Ihre Hülfe rechnen?"

„Was haben Sie vor?" fragte ich mit wachsendem Staunen.

„Ich werde ihm nachreisen, und müßte ich seine Spur bis an's Ende der Welt verfolgen. Sie, lieber Freund, nicht wahr, Sie begleiten mich?"

Ich war über diese Wendung nicht wenig überrascht. Clementine ließ mich jedoch kaum zum Wort kommen. Alle Einwände widerlegte sie, alle Bedenken wußte sie zu entkräften.

„Ich will ihn zurückerobern", rief sie leidenschaftlich; „das ist vorläufig die einzige Aufgabe meines Lebens. Ohne die Beihülfe eines Freundes würde ich die Lösung verfehlen, und so bleibt mir denn keine Wahl. Eine dritte Person in das furchtbare Geheimniß einzuweihen, wäre ein Wahnsinn."

Ihr Eifer begann mich hinzureißen. Fast nur um einer Pflicht zu genügen, wies ich auf die möglichen Folgen ihres Vorhabens hin. Was würde die böse Welt sagen, wenn sie erführe ...

„O, diese Welt!" rief Clementine bitter; „sie hat mir meinen Gatten entfremdet; aber, bei Gott, sie soll mir nicht im Wege stehen, wenn es gilt, ihn wiederzufinden. Noch einmal: wollen Sie?"

„Ich habe nichts zu riskiren", sagte ich achselzuckend.

„O, ich danke Ihnen! Ich wußte, Sie würden nicht Nein sagen."

Zum ersten Male flog Etwas wie ein Strahl von Licht über ihr Antlitz.

* * *

Clementine hatte in der Ungeduld ihres Herzens den nächsten Eilzug zur Abreise festgesetzt. Glücklicherweise stand mein Koffer noch unausgepackt da, so daß ich trotz der knapp bemessenen Zeit noch eine halbe Stunde zum Schreiben einiger Briefe erübrigen konnte. Meinen Wirthsleuten gegenüber schützte ich ein Telegramm vor, das mich von Neuem nach München berufe. Gegen drei Viertel auf Zwölf erreichte ich die Stationshalle, wo Clementine bereits auf mich wartete. Als ich aus dem Gepäckbureau trat, erschrak ich heftig, denn ich erblickte die junge Frau im Gespräch mit einem Officier, der sich eifrig erkundigte, wie ihr die neuliche Fête bekommen sei. Sie lachte; aber ihr Lachen klang ein wenig gepreßt. Wie sie mich jetzt erblickte, hatte es vollkommen den Anschein, als würde sie die Fassung verlieren: aber nur eine Secunde lang. Ein harmloses Scherzwort, — sie lachte von Neuem und das drohende Riff war glücklich umsegelt.

Wenige Minuten später rief der Schaffner. Clementine stieg, von dem Lieutenant sich höflich verabschiedend, in das Damen-Coupé.

So waren wir denn einstweilen getrennt. Ich fragte mich, ob die ganze Fahrt diesem Vorspiele gleichen sollte und fand die Sache ein wenig langweilig. Aber schon auf der nächsten Station kam Clementine zu mir. Sie entschuldigte sich, daß sie mich bis dahin allein gelassen. Sie selbst

Digitized by Google

habe dabei jedenfalls mehr verloren als ich, denn es dränge sie, keinen Augenblick der Berathung einzubüßen.

Sie erging sich nun in Vermuthungen über das wahrscheinliche Ziel der beiden Flüchtlinge.

„Wie ich Leo kenne", sagte sie wehmüthig lächelnd, „hat er sich irgend einen landschaftlich bevorzugten Punkt ausgesucht. Er ist ein Schwärmer, selbst wenn er sündigt."

Ich bat sie, vorläufig alle Erwägungen dieser Art fallen zu lassen, da es zunächst darauf ankomme, in Weimar über die eingeschlagene Richtung positive Nachrichten aufzutreiben. Erst wenn diese Hoffnung fehlschlage, sei es angemessen, das Versagte durch Berechnung zu finden. Ich sprach, um ihre Erregtheit zu schonen, von hundert gleichgültigen Dingen; aber immer wieder kam sie auf Leo und ihr Unglück zurück.

Mein erster Gang in Weimar war nach dem Wartesaal, wo Leo angeblich kurz vor Abfahrt des Zuges jenes Schreiben verfaßt hatte. Ich erkundigte mich bei dem Dienstpersonal, indem ich von Leo und der ihn begleitenden Dame eine möglichst genaue Schilderung entwarf. Niemand erinnerte sich, so eifrig man auch ringsumher Nachfrage hielt, bis endlich der Zufall einen Packträger in den Saal führte, der die „schöne Dame mit den goldblonden Haaren" aus meiner Beschreibung wieder erkannte. Nach langem Hin- und Herrathen besann er sich auf die Stunde, — und da um diese Zeit nur ein bestimmter Zug abging, so hielt es nicht schwer, im Gepäckbureau nähere Auskunft zu erhalten. Bei jenem Zuge waren nur dreimal Gepäckstücke auf zwei Billete eingeschrieben worden, — nach Gotha, Eisenach und Frankfurt am Main. Es schien mir nicht zweifelhaft, daß nur die letzte der drei genannten Städte für uns in Betracht komme. Nach Verlauf von zwei Stunden saßen wir im Coupé.

Clementine begriff, daß unsere Aufgabe mit dem Beginn dieser zweiten Route um ein Erhebliches schwerer wurde. War es uns schon an der verhältnißmäßig kleinen Station nur mit Mühe gelungen, einen Anhaltspunkt zu gewinnen, was durften wir von Frankfurt, dem Centrum eines so massenhaften Verkehrs hoffen? Die Harfnerin mit ihrem Marmor-Gesicht und ihrem goldblonden Haar fiel allerdings selbst im Gewühl einer gefüllten Stationshalle auf; allein wer führte uns gerade den in den Weg, dem sie aufgefallen?

Diese Bedenken prägten sich in Clementinens Zügen von Station zu Station deprimirender aus. Sie sprach beinahe Nichts; aber ich sah, wie sie litt.

Der Abend war bereits vorgerückt, als wir in Frankfurt anlangten. Fast eine Stunde verbrachten wir unter allen erdenklichen Nachforschungen im Stationsgebäude. Alles vergeblich! An stattlichen Herren und goldblonden Damen war augenscheinlich kein Mangel. Jeder wollte ein junges Paar gesehen haben, das möglicherweise das unsrige sein konnte; aber das nähere Signalement, wo man ein solches überhaupt zu geben vermochte, paßte nicht, oder wenn es nothdürftig stimmte, so hatte der Auskunftertheiler doch keine Ahnung, welche Richtung er uns anweisen müsse.

Nachdem wir also Geld und gute Worte mit verzweifelter Hartnäckigkeit verschwendet, waren wir einig, daß uns vorläufig nur die Resignation übrig bleibe. Ich stellte Clementinen vor, da die Beiden ohne Zweifel einen beträchtlichen Vorsprung hätten, könne es auf einen Tag mehr oder weniger nicht ankommen; ich sei der Ansicht, daß man sich zunächst in aller Gelassen-

Digitized by Google

heit von den Strapazen der Reise erhole und dann morgen mit erneuten Kräften an's Werk gehe.

Clementine stimmte mir nachdenklich zu. Da es inzwischen sehr spät geworden, ließen wir unser Gepäck nach dem nächst gelegenen Gasthof schaffen und folgten zu Fuße. Trotz meines aufrichtigen Mitleids spürte ich eine verzeihliche psychologische Neugier, wie die junge Frau sich in ihrer eigenthümlichen Lage benehmen würde. Clementine, die ich nie anders als peinvoll prüde gekannt hatte, um Mitternacht ... in einer fremden Stadt ... am Arme eines Mannes, der nicht ihr Gatte war ... und im Begriff, unter dem Dach eines Hotels Quartier zu nehmen! ... Noch vor wenigen Tagen hätte ich diese Situation rundweg für unmöglich erklärt, und nun war ich selbst eine pars magna der wundersamen Comödie. Ich wurde indeß völlig enttäuscht. Meine Begleiterin zeigte keine Spur von Befangenheit; kaum daß sich ihr bleiches Antlitz mit einem flüchtigen Roth bedeckte. Sie zog sich alsbald in ihr Zimmer zurück, nachdem sie mir kurz aber herzlich gedankt hatte.

Ich verfügte mich nach dem Speisesaal, da ich seit Weimar nur wenig genossen hatte. Der Kellner, der meine Bestellungen entgegen nahm, unterbreitete mir das Fremdenbuch. Nach einigem Zögern zeichnete ich meinen Namen ein und ließ dann fast mechanisch meinen Blick über die beiden aufgeschlagenen Seiten wandern. Da las ich in wohlbekannten Schriftzügen einen sehr fremdartig klingenden Namen: Felix Dombrowsky. Vor Freuden hätte ich beinahe laut aufgeschrien. Der Zufall — freilich ein durch die Lage des Gasthauses sehr erklärlicher Zufall — hatte mir den halbverlornen Faden wieder straff in die Hände gegeben. Ich prüfte den Namen nochmals mit kritischer Aengstlichkeit, aber die charakteristischen Lettern waren trotz der offenbar erkünstelten Steilstellung nicht zu verkennen. Was mir den letzten Zweifel benahm, das war der unter der Rubrik „Bemerkungen" eingetragene Spruch: valere aude! — wage gesund zu sein! Mit den Augen Leo's betrachtet, faßte dieses Motto die Situation wie in einem Brennpunkt zusammen. Sein Brief gab hierzu gleichsam nur die Erläuterung.

Das Erste, was ich empfand, war ein stürmisches Verlangen, zu Clementinen zu eilen und sie von meiner Entdeckung in Kenntniß zu setzen; nur die späte Stunde hielt mich von der Ausführung ab. Ich beschloß daher, vorläufig auszukundschaften und die glückliche Errungenschaft zu vergrößern.

Der Kellner setzte mir die bestellte Flasche vor. Ich sah mir den Menschen an; er schien gewandt und verständig. Aus dem Datum der Einzeichnung ging hervor, was schon mit Rücksicht auf das Datum jenes Weimar'schen Briefes wahrscheinlich war, daß Leo erst die verflossene Nacht hier gewohnt hatte. Der Kellner mußte sich des Paares also erinnern.

Ich fragte, ob Herr Felix Dombrowsky, der mir befreundet sei, den Gasthof bereits verlassen habe. Der Kellner entsann sich des Namens nicht, wohl aber erkannte er die goldblonde Dame.

„Hier", versetzte er, „an derselben Stelle, wo Sie jetzt sitzen, hat der Herr gestern sich eingezeichnet. Heute früh mit dem ersten Zug sind sie abgereist, wenn ich nicht irre, in der Richtung nach Mainz. Der Portier muß es genau wissen, er hat das Gepäck besorgt."

Ich gab mir die größte Mühe, gleichgültig drein zu schauen. Die Freude des Gelingens, die uns bei jeder Thätigkeit magisch erregt, wurde

Digitized by Google

durch den Gedanken, wie Clementine diese Nachricht aufnehmen würde, fieberisch gesteigert.

Ich fragte, ob ich den Portier sogleich sprechen könne. Der Kellner bedeutete mir, der Mann, der den Tagesdienst habe, trete sein Amt erst um sechs Uhr an. Ich mußte mich also gedulden, so schwer es mir ankam. Hastig leerte ich meinen Wein, aß ein paar Bissen und begab mich dann auf mein Zimmer, wo ich, von der Reise ermüdet, bald einschlief.

Schon gegen sechs Uhr erwachte ich. Rasch warf ich mich in die Kleider, um keinen Augenblick zu versäumen.

Ich trat mit dem Portier fast gleichzeitig in die Loge. Nach einigem Hin- und Herreden wußte ich Alles, was ich zunächst brauchte. Leo hatte am Taunus-Bahnhof direkte Fahrkarten nach Paris gelöst.

Wer sich die Aufgabe, einen Flüchtling in der weiten Welt planlos zu suchen, deutlich macht, der wird meine Siegesfreude begreifen. Mit dem Worte Paris war unsere Forschung centralisirt. So chaotisch die Zweimillionenstadt die Fäden auch untereinander wirrt, so ungeheuer sie die Verfolgung eines einzelnen Punktes erschweren mag, sie giebt doch wenigstens eine Wahrscheinlichkeit, die fast an Gewißheit grenzt, daß man sich hier in der That nicht an einem Durchgangspunkt, sondern am Ziele befindet. Das Suchen hat jetzt eine Operationsbasis, eine Linie, auf die man immer wieder zurückkommt.

Schon um Sieben trat Clementine wanderfertig in's Speisezimmer. Die Ruhe schien sie gestärkt zu haben. Sie sah frischer und willenskräftiger aus, denn je. Während des Frühstücks, das wir gemeinschaftlich einnahmen, theilte ich ihr mit, was ich in Erfahrung gebracht hatte. Sie wechselte heftig die Farbe.

„Nach Paris also", versetzte sie bitter. „So weit glaubt er, vor mir, die er sein Unglück nennt, fliehen zu müssen. Freilich, in Frankreich hat man mehr Verständniß für seine Anwandlungen als bei uns."

Es war das erste Mal seit dem Antritt unserer Reise, daß ich ein herbes Wort von ihr hörte.

„Doch nein, nein", fügte sie rasch hinzu, „ich thue ihm Unrecht, wenn ich ihm niedere Beweggründe andichte. Ich weiß nur zu gut, was ich an diesem Herzen gesündigt habe!"

— — — — — — — — — — — — — —

Der herrlichste Frühlingsmorgen beleuchtete unsere Einfahrt in der französischen Hauptstadt. Je weiter wir uns von der Heimat entfernten, um so kindlicher und vertrauensbedürftiger hatte sich Clementine mir angeschlossen. Ich fühlte, wie dieses Herz, ohne es selbst zu ahnen, unter dem Einflusse seiner großen und wahren Empfindungen immer freier ward von jener eingeimpften Verkünstelung, die sich der Entfaltung seiner schönen und reinen Natur in den Weg gestellt hatte. Mit dieser Freiheit schien aber auch die Kraft ihres Willens zu wachsen. Die Erkenntniß, wie sie ihr Glück hätte pflegen sollen, fiel hier ohne Zwischenglied mit dem vollen Verlust dieses Glückes zusammen, — und je mehr ihr die Härte dieses Schicksals bewußt ward, um so brennender glühte der Wunsch, das Versäumte gut zu machen. In diesem einen Gedanken starben ihr alle anderen Erwägungen, und ganz besonders die Fähigkeit des Zornes oder der Rachgier. Jetzt, da wir unter dem wolkenlosen Blau des Morgenhimmels auf die eben erwachende Straße traten, fast wie Entdeckungsfahrer, die von einer fremden

Digitized by Google

Insel Besitz ergreifen, da erschien mir der wehmuthsvolle Ausdruck ihres Lächelns so holdselig, daß mir alles Vorgefallne wie ein unbegreiflicher Traum vorkam. War es möglich? Diesen sanften, stumm ergebenen und doch so gluthbewegten Engel hatte Leo verlassen, um einer unbesonnenen Thörin willen, — nein, mehr noch: im Bann eines Hirngespinnstes, dem jenes Mädchen nur zur Folie diente ...! Ich vergaß in diesem Augenblick, wie sehr meine Begleiterin sich verwandelt hatte.

— — — — — — — — — — — —

Die Wochen eilten dahin wie im Fluge. Unsere Lage, und besonders die Clementinens ward mit jedem Tage unhaltbarer. Ihrer Mutter gegenüber, mit welcher ein Briefwechsel nicht zu umgehen war, hielt sie die Fabel aufrecht, daß sie in Paris an der Seite ihres Gemals weile; demungeachtet schien die verständige Dame ein gewisses Mißtrauen nicht verwinden zu können. Irgend eine zufällige Begegnung konnte überdies die Wahrheit an den Tag bringen; und dann lag die Vermuthung nur allzu nahe, daß man diese Wahrheit falsch interpretiren würde.

Wunderbarer Weise schien Clementine von solchen Bedenken nur ganz flüchtig berührt zu werden; ja, es schien, als betrachte sie die Mißlichkeit ihrer Lage als eine Sühne für jene Zeiten, in denen sie das Aeußere, die Form, den Takt über Gebühr und zum Nachtheil höherer Principien gepflegt hatte.

Fast zwei Monate waren wir Tag für Tag unserem Wild auf der Fährte gefolgt. Ein discreter Polizeiagent, den ich eingeweiht hatte, leistete uns hierbei die redlichsten Dienste. Alle Bemühungen blieben jedoch ohne Erfolg; nur Eins erfuhren wir: daß Leo und die Harfnerin wirklich in Paris angekommen und in einem Gasthause der rue Lafayette vorübergehend gewohnt hatten. Die Wirthin, die sich die Beiden übrigens nur noch dunkel vorstellen konnte, glaubte sich zu entsinnen, daß Leo davon gesprochen habe, eine Privatwohnung zu nehmen. Hier aber brachen unsere Nachrichten ab und kein Scharfsinn, keine Rastlosigkeit vermochte das Gespinnst wieder anzuknüpfen. Weder ein Leo Scherr, noch ein Felix Dombrowsky war bei der Präfektur am Pont Neuf angemeldet. Wenn das Paar sich also wirklich noch in Paris aufhielt, so mußte Leo seinen Namen nochmals geändert oder seinem Hauswirth die amtliche Meldung verboten haben. Wer in aller Welt aber sollte einen so vorsichtigen Flüchtling ausfindig machen!

Ich schlug Clementinen vor, gegen die Unmöglichkeit nicht fürderhin anzukämpfen.

„Nein", gab sie zur Antwort, „ich kann und darf nicht zurückweichen, bis die letzte Kraft meines Willens erloschen ist. Sie freilich, — zu lange schon habe ich Ihnen zugemuthet, meine Sorge zu theilen. Lassen Sie mich allein: ich fürchte mich nicht! Reisen Sie mit Gott, lieber Freund, und bewahren Sie mein Geheimniß, aber fordern Sie nicht, daß ich mitgehe."

Ich hatte mich nachgerade so sehr an meine Rolle gewöhnt, daß mir der Gedanke, ohne Clementinen heimzukehren, selbst dann nicht gekommen wäre, wenn ich seine Ausführung besser hätte verantworten können. Wie die Dinge lagen, blieb mir Nichts übrig, als mich zu fügen. Nur Eins erlangte ich: die Festsetzung eines letzten Termins. Wenn nach Verlauf von weiteren acht Wochen kein Resultat erzielt wäre, dann — ein stummer Händedruck vollendete das Versprechen.

* * *

Digitized by Google

Es war Sommer geworden: immer noch keine Spur der Verschwundenen. Clementinens Thatkraft, die sich trotz aller Hoffnungslosigkeit bis dahin aufrecht erhalten, begann zu erlahmen. Die Briefe aus der Heimat trugen viel dazu bei, das Gemüth der jungen Frau niederzudrücken. Ihre Mutter fand es räthselhaft, nein, geradezu unbegreiflich, daß Leo den ohnehin dürftigen Episteln Clementinens niemals eine Zeile beigefügt hatte. Ueberhaupt verstehe sie nicht, was dieser lange Aufenthalt in Paris — und noch dazu in der ungünstigen Jahreszeit — zu bedeuten habe. Sie sprach von sonderbaren Gerüchten, die ihr zu Ohren gekommen, von Unklarheiten und befremdlichen Umständen ... Kurz, unsere Lage war in jeder Beziehung unerquicklich, und ich gelobte mir, noch vor Ablauf der Woche so oder so ein Ende zu machen.

Ein heißer Nachmittag führte uns hinaus in die Gärten und Wälder von Meudon. Wie ich Leo kannte, mußte ihm der Aufenthalt im Innern von Paris während der schönen Jahreszeit unerträglich sein. Wir durchforschten daher seit geraumer Zeit die ländliche Umgebung — ein Geschäft, das wenn nicht aussichtsvoller, doch jedenfalls minder beschwerlich war als die ermüdenden Wanderungen durch das Gewirre der Hauptstadt.

Auch war es hier draußen immerhin leichter, über die Insassen der zerstreuten Häuser und Villen bündige Auskunft zu erhalten.

Um uns durch die entsetzliche Monotonie unserer Obliegenheiten nicht zu sehr zu erschlaffen, hatten wir vereinbart, bei jedem Ausflug nur eine bestimmte Zeit lang unserem Zwecke zu dienen; dann aber planlos umherzuschweifen und frei die Natur zu genießen. Es war dies eine diätetische Maßnahme, da ich schon in den ersten Wochen gemerkt hatte, wie sehr dieses einseitige Richten aller Geisteskräfte auf einen Zielpunkt unsere Nerven erregte.

Gegen fünf Uhr Abends bogen wir von der Hauptstraße Meudon's auf einen Seitenpfad ab, der sich, an drei, vier unscheinbaren Häusern vorüber führend, in ein prachtvolles Gehölz von Ulmen, Kastanien und Buchen verlor. Unser Pensum war erledigt und ich lechzte nach Ruhe. Dahinten im Grünen sollte sich ein ländliches Kaffeehaus befinden, wo man unter Laubdächern von wildem Wein Rast halten konnte.

Etwa sechshundert Schritt waren wir waldeinwärts gegangen, als sich links eine kleine Lichtung aufthat, in deren spitzverlaufendem Hintergrunde eine Gruppe von Tannen ihr dunkles Gewand malerisch von dem lichteren Grün der Buchen abhob. Hinter den Tannen aber ragten hohe, weit schattende Bäume von fremdländischem Typus auf; und rechts, wo die Wipfel des Nadelholzes einen Durchblick gewährten, glänzte die Scheibe eines runden Dachfensters, das in alterthümlicher Fassung zwischen den Schieferplatten eines thurmähnlichen Erkers hervorlugte.

Ueber die Lichtung führte kein Weg. Nach weiteren dreihundert Schritten zweigte sich der Pfad nach links ab. Hier saß auf dem Stumpf einer abgeholzten Buche in der harmlosen Gemüthlichkeit des französischen Landvolkes ein etwas dumm dreinschauender Bauernjunge, seinen Pudel auf dem Schooße, und damit beschäftigt, das geduldig ausharrende Thier zu scheeren.

Unserem Programm zum Trotz trat Clementine zu dem Jungen heran und fragte ihn, ob er in die Villa gehöre, die drüben hinter den Tannen liege.

Digitized by Google

„Freilich", sagte der Mensch, ohne im Scheeren seines Pudels inne zu halten. „Ich helfe dem Gärtner; aber lange werde ich's wohl nicht mehr treiben."

„Wie so?" fragte Clementine.

„Ei", versetzte der Bursche, lebhafter werdend, „da drin ist's wie im Gefängniß. Seit Madame fort ist, darf man sich nicht mehr rühren und regen. Der Gärtner meint, unser Herr käme gewiß noch vor Ende dieses Jahres nach Charanton ... Sie wissen doch, nach Charanton werden die Verrückten geschafft. Der Gärtner hat eine Muhme, die ist auch dort gewesen, und da haben sie ihr eine Jacke angezogen mit langen Aermeln, die weit über die Hände gingen ... Und das wird dann so fest gebunden ..."

Er machte eine erläuternde Geste.

„Wie heißt denn Dein Herr? fragte ich gewohnheitsmäßig.

„Wenn ich's wüßte! Wir nennen ihn einfach „Monsieur" ... Aber der Gärtner weiß seinen Namen. Monsieur ist ein Ausländer."

Das Wort Ausländer übte auf Clementinens Interesse eine magische Wirkung aus. Sie vergaß, wie oft uns dieses Wort schon getäuscht hatte.

„Ein Deutscher?" fragte sie hocherröthend.

„Meiner Treu'", versetzte der Bursche; „und wenn mich der Bischof fragte, ich könnt' ihm nicht antworten. Ich glaube aber, Madame war eine Engländerin. Vorn an der Hauptstraße steht eine Villa, da wohnt auch eine Engländerin, der sah sie ähnlich; nur ihr Haar war noch goldfarbiger."

Clementinens Hand legte sich krampfhaft auf meine Schulter.

„Sie ist's", raunte sie mir bebend zu. „Ich fühle es, daß wir endlich am Ziele sind."

Es war nicht das erste Mal, daß die junge Frau in ahnungsvoller Aufregung so gesprochen hatte. Der Rückschlag brachte dann stets eine nachhaltige Depression mit sich. Ich äußerte daher möglichst gleichmüthig meine Zweifel, obwohl das goldfarbige Haar auch mich frappirt hatte. Nydia, das wußte ich ja aus eigener Anschauung, hatte in diesem Punkte wenig Rivalinnen.

„Und Madame ist abgereist?" fragte Clementine, sich mühsam beherrschend.

„Auf Nimmerwiederkehr", versetzte der Bursche mit einem pfiffigen Lächeln. „Der Gärtner meint, die Beiden hätten schlecht für einander gepaßt. Zuerst, wie sie hierher zogen, — ei ja, das glaub' ich wohl, da war's ein Himmel und eine Seligkeit! Dann aber ist's Madame zu einsam gewesen hier draußen im Grünen; da hat Monsieur alle paar Tage mit ihr nach Paris gemußt. Dann sind auch Freunde und Bekannte herausgekommen, und es wurde gegessen und getrunken und getanzt, als sollte die Villa umfallen. Das war eine gute Zeit für uns. Auch Madame hat sich wohlgefühlt bei dem lustigen Treiben; nur Monsieur blickte von Tag zu Tag gräulicher drein, und manchmal ist er, wenn sich Besuch meldete, gar nicht zum Vorschein gekommen. Einmal gab's einen großen Zank, und Madame hat geweint zum Herzbrechen. Dann war's wieder vierzehn Tage lang gut. Eines schönen Morgens aber — es ist jetzt gerade drei Wochen her — da war Madame verschwunden, und kein Mensch weiß, wo sie hingekommen. Monsieur freilich wird's wissen, denn dem hat sie einen Brief hinterlassen. Der Gärtner meint, sie wäre nicht weit von hier, wahrscheinlich in Paris. Dort wohnt nämlich Monsieur le Comte ..."

Digitized by Google

„Wer ist der Monsieur le Comte?“ warf ich ein.

„Richtig, das hab' ich vergessen“, sagte der Bursche, indem er sein Thier auf die Erde schob, und emporsprang. „Monsieur le Comte kam alle zwei Tage zu Besuch und hat sich in Madame sterblich verliebt; da meint nun der Gärtner ...“

„Genug!“ unterbrach ihn Clementine.

Dann zu mir gewendet:

„Er ist es“, sagte sie mit klangloser Stimme. „Alles dies trifft genau mit dem Bilde zusammen, das ich mir seit lange entworfen habe. Noch in dieser Stunde hole ich mir Gewißheit.“

Sie fragte den Bauernburschen, ob sein Herr jetzt zu Hause sei.

„Natürlich“, versetzte der Bursche. „Monsieur lebt wie ein Eremit. Den ganzen Tag sitzt er allein im Studirzimmer. Er hat sich aus Paris zahlreiche Bücher verschrieben, über denen er bis in die Nacht hinein brütet. Aber er liest nicht immer; oft kauert er nur so gebeugt vor dem Tische und das Buch liegt vor ihm, sein Blick aber stiert hinaus durchs Fenster. Einmal ist er in plötzlicher Wuth aufgesprungen und hat einen schweren Band wider die Thüre geschleudert, daß wir glaubten, das Getäfel müsse zerbersten. Keine Seele im Haus darf laut werden, sonst geräth Monsieur außer sich ...“

Clementine hatte die letzten Worte kaum mehr vernommen. Sie war hastig vorausgeeilt.

„Der Weg führt doch nach der Villa?“ fragte sie jetzt, sich umdrehend.

„Jawohl“, gab der Bursche zur Antwort, „aber ich sag's im Voraus: Monsieur wird Sie nicht einlassen.“

Ich zeigte dem Jungen ein Hundertsousstück.

„Das ist Dein, wenn Du uns Zutritt verschaffst.“

Die großen, wasserhellen Augen leuchteten auf.

„O, den Schlüssel zum Garten hab' ich hier in der Tasche; und die Hausthüre ist nur angelehnt.“

„Vorwärts also!“ rief Clementine. „Ihren Arm, lieber Freund! ... Mir wanken die Knie ...“

Wir schritten über den schmalen Pfad durch das sich immer dichter zusammenschließende Gehölz unserem Ziele entgegen. Die Baumwurzeln, die in knorrigen Verschränkungen über den Steig liefen, die Ranken, die sich von rechts nach links wuchernd herandrängten und das Moos, das beinahe den ganzen Pfad überkleidete, — dies Alles bewies, daß wir uns auf einem wenig benutzten Seitenwege befanden, der wahrscheinlich in ein Hinterpförtchen der Villa einmündete. Umsomehr durften wir hoffen, unbemerkt bis ins Innere zu gelangen.

Der Bursche, der im Gefühl seiner neuen Rolle ein überaus dummschlaues Gesicht machte, glitt jetzt an uns vorüber und legte uns mit einer phantastischen Geste vorsichtig Schweigen auf. Bei der nächsten Biegung des Weges trat das Gehölz zur rechten Seite in einem weiten Bogen zurück und eröffnete uns den Blick auf einen urwaldähnlichen Garten mit riesigen Bäumen, schattigen Laubgängen, hochaufragendem Strauchwerk und üppigen Hecken. Im Hintergrunde, halb von dem Wipfel einer mächtigen Ulme versteckt, lag ein kleines, zierliches Landhaus in höchst barockem Geschmack mit zahlreichen Erkern und Thürmchen, bis unter das Dach mit Epheu und Rosen bewachsen. Selbst um die Dachtraufe, die in Gestalt eines langhalsigen

Digitized by Google

Drachenkopfes über den Dachkranz hinwegragte, wand sich eine lang herabhängende Blattguirlande. Die kleinen Fenster waren von dem überquellenden Grün nahezu versteckt.

Unser Fußsteig endete vor einer kleinen, wuchtigen Holzthüre, während rechts und links eine hohe, gleichfalls üppig bewachsene Mauer das Grundstück umfriedigte. Der Bursche zog den Schlüssel hervor und öffnete. Leise knirschend drehte sich die Thüre in den Angeln.

Clementinens Hand lag eine Secunde lang bleischwer auf meinem Arm. Dann ließ sie mich los und bat mich, vorauzugehen ...

Wir traten ein.

In der grünen Wildniß, die uns umgab, schien sich keine Seele zu regen; nur die Vögel hüpften zwitschernd von Ast zu Ast, fröhlich und übermüthig, als seien sie die alleinigen Herren dieses Besitzthums.

Der Bursche führte uns auf einem gewundenen Kieswege zu einem etwas erhöht gelegenen Borkentempel, der, wie Alles rings um uns her, in schwellendem Grün prangte. Durch die großblättrigen Laubgewinde hindurch blickte man auf die Rückseite des nur wenige Schritte entfernten Hauses ... Da saß in einem Zimmer des Erdgeschosses eine bleiche, freudlose Männergestalt. Er hatte einen bücherbeladenen Tisch nahe zum Fenster gerückt. Ein großer Quartband lag vor ihm aufgeschlagen. — aber sein Blick schweifte hinaus, ziel- und zwecklos wie der eines Irrsinnigen. Das blasse Antlitz mit den Schatten unter den Augen hatte sich zwar schmerzlich verändert, aber ich erkannte ihn wohl ...

Auf's Tiefste ergriffen wandte ich mich zu Clementinen .... Die junge Frau bot einen erschütternden Anblick. Aus ihren verstörten Zügen schien der letzte Blutstropfen gewichen. Die fiebernden Hände schlaff über dem Schooße gefaltet, das Haupt gesenkt, das glanzlose Auge starr auf den so heiß geliebten und so schmerzlich verlorenen Gatten gerichtet, — so stand sie da, regungslos, wie versteinert. Dann mit einem Male ging ein Zucken durch ihren Körper, Ströme von Thränen brachen aus ihren Augen, und mit dem gellen Aufschrei „Leo!" brach sie zusammen.

Fast gleichzeitig war die bleiche Gestalt drüben im Erdgeschosse emporgefahren, und hatte mit beiden Händen die Fensterbrüstung ergriffen.

„Wer ruft hier?" klang es gespenstisch von seinen Lippen.

„Komm und sieh!" gab ich vor Aufregung bebend zurück, während ich Clementinen emporrichtete.

Der Gärtnerbursche hatte sich inzwischen entfernt, sei es aus Furcht vor dem Zorne seines Gebieters, sei es aus jenem feinfühligen Instincte, der sich bei Leuten der unteren Volksclasse häufiger findet als wir eingebildeten Culturmenschen vermuthen.

Noch wenige Secunden, und Leo trat in den Tempel. Sprachlos blieb er in der Nähe des Eingangs stehen. Seine Hand tastete nach einem Stützpunkt. Auch Clementine verharrte einen Augenblick wie gelähmt. Es war ein Moment der qualvollsten, unerhörtesten Spannung. Ich fühlte, wie mir das Herz fast zu den Lippen schwoll.

Und dann mit einem Mal schien der entsetzliche Bann gelöst: ich erblickte Clementinen zu Leo's Füßen, wie sie in stummer Qual seine Kniee umklammerte. Durch die schlanke Gestalt ging ein Zittern wie von markverzehrendem Froste ... Und wieder nach einer Weile sah ich, wie Leo, von

Digitized by Google

unſäglichem Weh überwältigt, die Knieende mit ſanfter Gewalt emporzog und weinend an ſeine Bruſt drückte ...

— — — — — — — — — — — — —

Es war Nacht geworden. Durch die leiſe rauſchenden Baumwipfel glänzte der Vollmond.

Draußen vor dem Portal hielt der Wagen, der uns zurück nach Paris bringen ſollte. Ich hatte in aller Eile das Nöthige vorbereitet, während Leo und Clementine, die Wiedervereinigten, in ſtillem Selbſtgeſpräch ihre letzten Zweifel löſten. Beide bekannten ſich ſchuldig; aber Beide gelobten ſich, ihre Fehler und Irrthümer für immer in der Nacht der Vergeſſenheit zu begraben.

Mit dem folgenden Frühzuge verließen wir die franzöſiſche Hauptſtadt. In Straßburg trennten wir uns, um uns erſt daheim in der klaren Ordnung eines neugeſchaffenen Lebens wiederzufinden. Das Glück meiner Freunde war fürderhin vollſtändig. Jedermann ſah die Verwandlung, aber Niemand ahnte, was ſich ereignet hatte.

Die goldblonde Harfnerin traf ich zwei Jahre ſpäter in London. Ihre Beziehungen zu Monſieur le Comte ſchienen ebenſowenig von Dauer geweſen zu ſein, als ihre früheren. Sie war noch gerade ſo ſchön und noch gerade ſo apathiſch wie damals im Goethekeller. Es giebt Naturen von ſo eiſerner ſeeliſcher Conſtruction, daß die ſeltſamſten Schickſale ſpurlos an ihnen vorübergehen.

Digitized by Google

Reiſeklänge.

Von **Conrad von Prittwitz-Gaffron.**

Lenz und Lieder.

Soll ich noch einmal trauen
Dem leiſen Frühlingswind,
Der wieder mich mit lauen
Lenzträumen heut' umſpinnt?

Weit ſteht das Fenſter offen
Der engen Siedelei —
Soll ich noch einmal hoffen
Auf einen Liedermai?

Wohl welken manche Kränze,
Zerfloß mir mancher Traum,
Seit mir geblüht im Lenze
Zuletzt der Fliederbaum.

Wohl weht noch ſilbergrauer
Mir um die Stirn das Haar;
Denn überreich an Trauer
War wiederum das Jahr.

Und doch, ſeit heute wieder
Mich lockt der Blüthenduft,
Hör' ich die alten Lieder,
Wie Schwäne in der Luft.

Fühl' ich es tief im Herzen
Und fröhlich wie ein Kind,
Daß treuer als die Schmerzen,
Mir Lenz und Lieder ſind.

Auf dem Liebichenſtein.

(An Eichendorff.)

Auf dem verfall'nen Schloſſe
Stand ſinnend ich allein,
Und dachte, o Genoſſe,
In heißer Sehnſucht Dein.

Mein Herz ſprach Deine Lieder,
Denn blüthenüberſchneit,
Lag Buſch und Aue wieder,
Wie in der Jugendzeit.

Die Brunnen rauſchten leiſe
Der Mond war aufgewacht,
Und zog die Silbergleiſe
Phantaſtiſch durch die Nacht.

Rings ſprühte bleiche Funken
Umher der Sterne Fall,
Fern, wie im Traum verſunken,
Lockte die Nachtigall.

Und durch die weite Runde
Erſchaut vom Bergespfad:
In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad.

Die Töne ſie verklangen —
Doch über Wald und Kluft,
Sich meine Grüße ſchwangen
Zu Deiner Sängergruft.

Digitized by Google

Der russisch-englische Kampf um Central-Asien.

Von **Adolf Prowe.**

Sparta und Athen beerbte Theben als dritte Hegemoniestadt im alten Griechenland; aus Theben's ebenbildlosem Heiligthum, dem bürgerlich einfachen Wohnhause des unvergleichlichen Epaminondas, holte sich ein junger macedonischer Prinz die Kunst der Schlachtenlenkung, womit er Theben selbst und ganz Griechenland unterwarf, sein Sohn aber gar Vorderasien eroberte. — Kaum war mit diesem letztgemeinten jungen Weltenstürmer, der wie Alarich ins Grab sank, während seine Schultern Jugendlocken noch umgaben, — kaum war mit Alexander hellenischer Geist über den ganzen Ostrand des Mittelmeers verbreitet worden, als im Westbecken desselben sich Rom gegen Karthago rüstete, zum Kampf um die Weltherrschaft. Griechenland aber setzte seinen alten ionisch-dorischen Gegensatz in einen achäisch-ätolischen um und den Hegemoniestreit in verschlechterter Auflage fort, bis Rom die ganze Kleinstaaterei verschluckte und das „Weltgeschichts-Bruchstück", mit welchem sich unsere Primaner und Philologen so eifrig und innig vertraut machen, als wären die 900 Quadratmeilen seines historischen Schauplatzes ein Erdtheil für sich, unter dem Namen „Achaja" in Form einer kleinen Sedezprovinz seinem Riesenreich „Imperium Romanum" so nebenbei mit einverleibte. —

Aus der Weltgeschichte lernen wir nur, daß Niemand Etwas daraus lernt! — Das Ebenbild des kleinen salbadernden, weisheitsvoll-altklugen, ästhetisch-hypertrophirten, particularistisch-zersplitterten und politisch-socialreligiös von Parteien zerfetzten Erdflecks, welcher als südlichstes Anhängsel wie ein großes Tropfstein-Fragment am Südende der Balkan-Halbinsel hängt, — das treueste Abbild dieses alten Griechenland ist — Europa.

Natürlich sieht nun heutzutage im vergrößerten Maßstabe der allermodernsten „Weltgeschichte" (wie gern doch der Mensch sich zum Centrum des Universums macht!) unser eigener Gegensatz im Osten und Westen unseres Erdtheils bedeutend großartiger aus, als zur Zeit des Polybius diesem ersten Weltgeschichtsschreiber seine kleine Welt aussah.

Rom ist jetzt Amerika und der macedonisch-asiatische Osten heißt jetzt: System der russisch-angloindisch-chinesischen Staatskunst-Verschlingungen!

Jetzt tritt wirklich ganz Europa zusammen dem ganzen Asien gegenüber und siehe da, was zeigt sich uns Mitlebenden, uns Genossen einer so ereignißreichen Zeit mit so umfangreicher Schaubühne, wie nie zuvor Altmutter Clio sah? Genau das Nämliche, was Polybius schildert. Die ungeheuersten Dinge bereiten sich vor; aber Frankreich und Deutschland streiten um ein Land, kleiner als ein Zehntheil von Malacca; Oesterreich und die Türkei beunruhigt ein nicht viel größeres Zipfelchen Land.....

Ist das nicht die Zeit des Polybius? Altersschwach und altersmüde sahen Sparta, Theben, Athen dem Ringen und Wetteifern des Achäerbundes mit der ätolischen Eidgenossenschaft zu. Daß neben diesen ihren griechischen Zeisigkämpfen die Beiden Geier Rom und Syrien nur lauerten, wer von ihnen

Digitized by Google

dies ganze Kleinvögelbrutnest endgültig verspeisen sollte: Das fiel den hochgebildeten, vornehmen Herren Aratos und Philopömen nicht ein, noch den Agis, Kleomeens, Nabis und Deinokrates, oder wie alle die Beuste, Bismarcke, Napoleone und Cavours des hochgebildeten Hellas aus Hannibals und Scipios Tagen geheißen haben!

Zwei Jahrtausende sind vergangen, die Zeiten erfüllen sich!

Dort, eine Welt für sich, die langgestreckte „Eiche" Amerika, wie sie Freiligrath getauft. Hier in letzter, unüberschreitbar größter Ausdehnung das ewigalte und ewigneue Gaukelspiel der Weltmachtpolitik, das wiederhergestellte Staatensystem aus Dschingischans und Tamerlans Zeit, nur jetzt in Verbindung gesetzt mit zwei Europäischen Ländern: Rußland und England.

Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski gab uns unlängst eine Uebersicht der neuesten Reisen und Erweiterungen unseres geographischen Wissens in Ostasien. Immer sinds Russen oder Engländer, die dort ihren Heimatstaaten, den beiden Weltherrschaft-Concurrenten, vorarbeiten: nur zufällig einmal verliert sich wieder ein Ungar auf den dunkel sichtbaren Spuren seines jüdischen Landsmannes und Vorgängers in Centralasien, des unermüdlich auf den drohenden Zusammenstoß hinweisenden Herman Bamberg (magyarisirt Vámbéry). Dunkel sind die Spuren seiner Wege, denn er hat auf die Vorhaltungen in Guido Weiß demokratischer „Wage" noch nicht geantwortet, noch nicht die Zweifel und Widersprüche zwischen seinen und den russischen echten Schilderungen über die Chanate Bokhara Khiwa ꝛc. gelöst. „Sein Nachtreter Berzenczey (1874) ist bei Jacub Chan als russischer Spion eingekerkert gewesen, und erst durch die englisch-ostindische Gesandtschaft Forsyth's befreit worden, nachdem er vorher von den Russen in Sibirien als englischer Spion angehalten und nicht weiter gelassen war, — bis sein hoher Landsmann Andrassy selbst ihn auf telegraphische Berufung hin durch diplomatische Verwendung zur Weiterreise in die Schluchten des „Halses von Asien" autorisiren ließ. Dieser Hals ist die Gebirgspartie, welche den breiten Hochlandsrücken von Oberasien mit dem kleineren Plateau-Trapez desjenigen Asiens verknüpft, das bei den Griechen und Römern allein Asia hieß und allein als dritter Erdtheil bekannt war. Seine östliche Ausdehnung wurde für so kurz gehalten, daß nach antiker Geographie ein Seeweg aus dem Indischen Ocean — etwa bei Calcutta — durch den Himalaja nach dem kaspischen Meere und sodann mittels der Wolga in die Ostsee führte. Trotzdem gab es schon immer dunkle Gerüchte vom stillen frommen Volke der Serer, den seidewebenden Chinesen. Wie aber die sich zum kurzen Rumpf Asiens verhielten und wo sich aufhielten, das war den Kartenzeichnern unbestimmbar. Indeß spannen sie glücklich ihre Seide fort und scheuchten sich die Hunnen vom Halse, verfielen bekanntlich erst jetzt ganz neuerdings in tatarische Abhängigkeit. Besser gesagt, dieses nach Macaulay neben seinem „angelsächsischen Erb-Adel der Menschheit" als uralt-gebildet „allerehrwürdigste Volk der Menschheit" hat seit wenigen Jahrhunderten eine tatarische Dynastie zur Kaiserfamilie, sonst aber lebt es in Jahrtausendlanger Gewohnheit fort, so hochcivilisirt in seiner Weise bis auf die Militärverfassung, wie kein Volk es auf Erden ist, und zu Marco Polo's Zeit sogar in militärischer Hinsicht mehr als Europa selbst. Jetzt beginnt seine Kriegstüchtigkeit rasch zuzunehmen und die nächsten Zerwürfnisse mit den rothhaarigen Barbaren dürften nicht so leicht und schnell wie die schimpflichen Opiumkriege beigelegt werden.

Die Briten sind unvorsichtig genug gewesen, die muhamedanischen Em-

Digitized by Google

pörer in Süd-China ununterstützt zu lassen und die, wie gesagt, jetzt besser bewaffneten, disciplinirten und angeführten Chinesen haben dem kurzen Aufschwung des Islam in Ostasien ein blutiges Ende bereitet. China tritt wieder als dritte asiatische Weltmacht auf und läßt sich nicht mehr wie in den letzten Jahrzehnten als überschüssigen Faktor bei Seite setzen in den politischen Rechnungen und Zukunftsentwürfen der beiden westlichen Rivalen Rußland und England.

Unsere Karte von Asien zeigt übersichtlich klar, daß es neben Japan und einigen Schattenreichen von Hinterindien nur die ebenso schattenhaft schwache Doppelvormacht des Islam in Asien giebt: den schiitischen Perserschah und den sunnitischen Türkensultan, außer Rußland und England! Es ist ganz gut, sich zunächst nur so weit zu orientiren. Die alte staatsrechtliche Fiction ist noch immer des Stambuler Sultans Herrschaft über Nordafrika, Westasien sammt Arabien und sogar gewissermaßen nicht ganz abzuleugnen auch über Centralasien, die Heimat seiner Osmanisch-Seldschukischen Ahnherrn. Das türkische Volk ist eine ritterliche Räubernation wie die Tuaregs in der Sahara, und die Mongolen sammt Scythen, Hunnen, Awaren, Bulgaren oder mit was für Namen sonst sich diese Hochasiaten alle in ihren Einzelpartieen nacheinander als welthistorische Landpiraten bezeichnen ließen. Nach Humboldt erzeugte die Steppe dieses Geschlecht berittener Räubertrupps in millionenköpfigen Heuschreckenschwärmen; und ältere Geschichtspropheten bedräuten uns noch oft mit dereinstiger grauenhafter Wiederholung des Völkerwanderungs-Zeitalters. Indessen, was Cyrus und Darius nicht vermocht, das gelang jetzt den indogermanischen Russen: Die Bändigung der westlichen Steppenländer, (eines Gebiets, das muß man uns Europäern immer neu einschärfen, denn unsere Raumbegriffe sind so putziklein, wie die der Hellenen einst waren,) eines Gebietes von der Ausdehnung des europäischen Rußland selbst! Für die Zucht im östlichen, Europagroßen Gobi-Steppengebiet sorgt Chinas weise Jahrtausendlang bewährte Staatskunst.

Unsere Türkennation also, „tatarisch" genannt wie die Kirghisen, Kalmücken u. s. w., sprachlich mit den Finnen bis Kamengschatka hin verwandt, hat sich kurz gesagt über Asien erhöht.

Denn tatarisch, und nicht (wie der heilige Ludwig mit französischer Plaisanterie verdrehte) tartarisch als dem Tartarus entstammend sind zunächst eben die sunnitischen Türken selbst, die das Erbe des rechtgläubigen Abbassiden-Chalifats in Bagdad u. s. w. antraten; tatarisch sind aber auch die protestantischen oder schiitischen Chadscharen-Chans, die sich dem heiligen Zoroaster- und Firdusi-Iran zu Shahs aufgedrängt haben; Tataren sind endlich, wie allbekannt die Mandschu-Kaiser in Peking, die längst chinesisch gelernt und ihre schönklingende, wohlgebaute Mandschu-Tatarensprache längst verlernt haben.

Es herrscht also, nochmals mit diesem einen Wort kurz wiederholt, von Constantinopel bis Peking ein und dasselbe Nomadengeschlecht, das dem Centrum des größten Erdtheils entstammt ist, der oasenreichen Wüste zwischen Kaukasus, Ural und Altaigebirge, dem Tiefland Turan oder Turkestan.

Heutigen Tags ist diese Wiege der Weltstürmer von Neuem wie zur Zeit Zoroasters unter indogermanische Oberhoheit gekommen und so knüpft sich ans Ende der Anfang.

Die baktrischen Arier der grauen Vorwelt sollen noch in den Ureinwohnern der Oasen im Stromgebiet des Aralsees zu erkennen sein und diese

Digitized by Google

mögen sich billig nun der Wiedervereinigung mit ihren im Laufe der Jahrtausende weitherumgewanderten Stammverwandten, den arischen Russen, freun.

Es giebt jetzt schon russische Novellen, die auf dem Boden altbactrischer Urweisheit spielen. Das Land am Oxus und Jaxartes tritt uns nahe wie das an der Weichsel und Wolga. Die Wiege der Welteroberer und Völkergeißeln, die Heimat der Stürmer und Dränger des ganzen Mittelalters, Turkestan ist jetzt ein General-Gouvernement von Rußland, wie Astrachan und Kasan schon seit den Zeiten der Iwane, der Zeitgenossen Karls V. und der englischen Elisabeth.

Man übersieht jetzt den Kreislauf des Menschheitslebens und „weiß doch schon, warum und wie?"

Es handelt sich fortan nur noch um den schmalen Grenzstreif zwischen Turkestan und dem Angloindischen neuen Kaiserreich.

Schmal ist der Streif natürlich nur im Verhältniß zu den Ausdehnungen aller drei asiatischen Großkaiserthümer: China, Rußland, Indien.

Letzteres hält der Redacteur des „Auslandes", der oft in kühnen Behauptungen sich gefallende Schüler Peschel's, Herr von Hellwald, für reicher bevölkert als China. Jedenfalls steht Rußland an Menschenmenge zwischen beiden, überragt sie jedoch an Quadratmeilenzahl, die freilich bei allen dreien bis in die Hunderttausende geht.

Das Grenzgebiet nun also zwischen den Reichen jener drei Weltkaiser ist ein kolossales Alpenland, spielt mithin die Rolle der Schweiz in Europa. Sowie einst diese das Zünglein der Wage bildete zwischen Deutschland, Frankreich und dem vielumworbenen Welschland; so kann vielleicht auch das turkestanische Berg- und Thal-Gewirre für unsere nächste Zukunft den Ausschlag geben, ob die alte Welt angelsächsisch oder russisch wird. Denn daß China zwischen beiden Rivalen zur Seite und in den hinterasiatischen Hintergrund tritt, nehmen wir als sicher an: seine Vormauer ist die riesige Weltfelsenburg Tibet.

Das mehrerwähnte turkestanische Alpenland, wie es unsere Geographie nennt, bildet wirklich nur eine vergrößerte Auflage der mittelalterlich verworrenen Zustände im Gebiete der Eidgenossenschaft. Man weiß, daß hier die Vierwaldstädte, ihre zugewandten Orte, die grauen Bünde, allerhand sonstiges romanisches Thalgeklüft und einstige deutsche Reichsstädte ein barockes Gemisch von aristokratisch-demokratischen Kleinstaaten ausmachten, deren Beherrscher, bald Demagogen und Ochlokraten, bald Oligarchen vom reinsten Wasser, beständig in der großen Politik der französischen und spanisch-italienischen Könige wie der Habsburger Kaiser eine geschickte nicht unwichtige Rolle zu spielen verstanden bis die Entwickelung der Großmachtstellung ihrer Nachbarn sie zur kleinen neutralen Schweiz herabdrückte.

Leichter nun wäre es für einen Historiker, das Gewirr und Gemengsel von Cantonalverfassungen, Reislaufverträgen und Subsidienconventionen der patzigen kleinen Schweiz in ihrer buntscheckigsten Zeit von 1400—1800 auszumalen, als für einen Statistiker der Gegenwart, die grenzenlos unklare Wirthschaft im Hindukusch, Belurtagh, Künlün, Karakorum und Solimansgebirge bis in die Thäler des Himalaja hinein zu zeichnen.

Skizzenhaft wie unsere Kenntniß des Landes ist auch nur die Darstellung seiner politischen Zustände möglich.

Zunächst interessirt uns ein nominell unter Chinas Oberhoheit befindliches Alpenland, das nicht mehr von den ruhmvollen Brüdern Schlagint-

Digitized by Google

weit erforschte Gebirgsgebiet des Südaltai und Tarbagatai oder Dsungarischen Berglandes.

Wer hier herrscht, ist keinem Europäer klar — kaum, wer hier wohnt. Schreiber dieses entsinnt sich der schilderungsreichen Reisebeschreibung eines russischen Officiers vom Jahre 1848, die damals im Sturme der europäischen Gesammtrevolution unbeachtet blieb. Der Verfasser kam aber nicht sehr weit vom Balkaschsee nach Osten. Seitdem warten die Gegenden auf andere Russen. Denn nur, bis jetzt fast nur, russische Officiere bereisen diese ihre Domäne im Reiche der geographischen Wissenschaft. Kein anderes Volk seit Ermann und Klaproth ist dort zu Hause geworden und selbst diese geborenen Deutschen sowie der erste Entdecker eines lebendigen (so zu sagen lebendigen oder doch eben erst erfrorenen) Mammuth, auch ein geborener Deutscher, Frhrr v. Schilling, waren sämmtlich in russischen Diensten! Kein Zweifel, die Dsungarei ist künftiges Objekt der russischen Wissenschaft und zuletzt auch wie gewöhnlich der russischen Machtentwickelung.

Südlich von diesem Gebirgsland zieht sich die Kette des Thian Schan ostwestlich dahin. Wie dort der Balkasch, ist hier der Isrikul Binnenmeer. Die Macht hat auch hier dem Namen nach der Kaiser von China, der That nach ein glücklicher Empörer Muhammed Yakub Chan.

Sein Reich ist bei unserer diesmaligen Betrachtung die Hauptsache. Er hat 1866 in asiatischem Wetteifer mit Bismarck das Fürstenthum Chotan im Süden seiner Herrschaft annectirt und den Fürsten Habib Ullah daselbst ermorden lassen. Letzterer hatte noch 1865 sich die Hülfe der Engländer sichern wollen und deshalb um Zusendung eines britischen Agenten gebeten. Zu solchem war der indische Vermessungsbeamte Johnson ausersehn worden, dessen Bericht verbunden mit den Reisebeschreibungen seiner Nachfolger 1871 in London erschien und von Martin 1872 bei Costenoble in Jena mit Zusätzen verdeutscht herausgegeben ist. Die Nachfolger waren: Robert Shaw, ein Theehändler, und der von Londons geographischer Gesellschaft eigens ausgeschickte Erforscher Turkestans Hayward. Beide reisten über den Karakorum auf der noch deutlich erkennbaren Spur des verstorbenen Adolf Schlagintweit, den Herr Shaw wiederholt rühmlich als Wegebahner und Wegweiser nennt. Neujahr 1869 waren sie, jedoch Beide streng getrennt aus politischen Gründen, in Jarkand, zu Ostern 1869 in Kaschgar, der aus 1001 Nacht bekannten Sultansresidenz.

Im nächsten Jahr 1870 folgten ihnen die offiziellen Gesandten des indischen Vicekönigs: Forsyth und Henderson. Ihre Reise erschien 1873 in London bei L. Rave.

Schon 1873 reiste Forsyth zum zweiten Mal aus Indien nach Kaschgar zum „Atalik Ghazi" betitelten Muhammed Yacub Chan, dem die Pforte soeben damals den Titel Amir (Souverän) mit der ausdrücklichen Erklärung zugeschickt hatte: „daß er nur ihr — der hohen Pforte — Lehnstreue schuldig sei." Auch Indiens Kaiserin beeilte sich dazumal der Höflichkeit ihres europäischen Günstlings, des Padischah, nachzueifern und Forsyth mit stattlicher Karawane von 350 Personen, nebst 550 Lastthieren kam am 3. December 1873 bei dem Chan in seiner festungsartigen Residenz, genannt „Siebenstadt" (Dshidischahr), bei Kaschgar an. Am 2. Februar 1874 schloß er den anglo-indisch-turkestanischen Handelsvertrag ab. So ist Forsyth der Baker oder Livingstone Centralasiens für die Engländer geworden. Er hat Karakorum

Digitized by Google

und Kürlün viermal überstiegen, das letzte Mal Johannis 1874 unter großen Gefahren durch Gletscher u. a. dergl. m.

Seit drei Jahren also existirt, abgesehen von der noch immer offiziell für chinesisch geltenden Djumgarei, im turkestanischen Alpenland ein souveräner Fürst, welcher Kaschgar und Jackand und Khotav beherrscht, d. h. die Gebirgsthäler von Thian Schan bis Himalaja. Bei ihm residirt als indischer Handelsagent Robert Shaw und als Vertreter der englischen Centralasiatischen Handelsgesellschaft seit ein Mr. Russel.

Als 1857 Adolf v. Schlagintweit ermordet war, meldete dies ein Kirgisenprinz Vali Khanoff in Petersburg, der 1858 geschickt nach Kaschgar sich durchgefunden hatte, ohne als russischer Officier erkannt zu sein, und ebenso glücklich wieder zurückgekommen war. Seiner Gewandtheit verdankt die Geographie eine nun schon zwanzigjährige Kenntniß der Route von Orenburg bis Kaschgar, die russische Regierung aber eine Anknüpfung von politischen Beziehungen zum Herrscher Kaschgars, die endlich, und zwar bereits 1872, ein Jahr vor der Ankunft Forsyth's, den Abschluß eines höchst günstigen Handelsvertrags herbeigeführt haben. So steht denn jetzt der schlaue Yacub als dreifach gesicherte Mittelmacht zwischen den drei Kaiserreichen da, von N. und S. durch Rußland und England geschützt und anerkannt, von W. her durch den heiligen Großsultan geweiht und gleichsam gesalbt, wie im Mittelalter Pipin und Wilhelm der Eroberer, Stephan v. Ungarn und ähnliche Reichsbegründer sich vom Papste salben ließen; gegen Osten hin hat er folglich anscheinend nichts weiter zu fürchten. China muß sich vorläufig gedulden und die s. g. hohe Tatarei als unabhängig ansehn.

Weniger leicht hat es sich durch die freilich schüchterne Politik Englands bewegen lassen, die islamitischen Rebellen im Nanling oder südchinesischen Alpenland anzuerkennen. Dieses s. g. Panthayvolk und Reich ist nicht mehr. Einförmigkeit chinesischer Mandarinenverwaltung herrscht wieder nach wie vor im ganzen Bereich seiner altbekannten Grenzen von Kaschmir bis Kanton.

Kaschmir selbst ist neuerdings zufolge der Reise des Prinzen v. Wales allgemein den Lesern illustrirter Journale in Europa näher geführt. Sein Herrscher hat das „Blumenantlitz" des ruhmliebenden Erbherrn der indischen Kaiserkrone gesch'n und die Quintessenz europäischer Civilisation ahnen gelernt.

Dem wilden Afghanenfürsten aber wagte der Prinz nicht zu nahn. Dort, sagt der kleine Lateiner — vestigia terrent.

Ja, dort schrecken die Spuren des entsetzlichen Auszugs von 1842, den freilich England mit völliger Zerstörung Kabuls gleich im selben Jahre 1842 furchtbar gerächt hat, der aber doch noch bis heute von einer Wiedereroberung des wildzerrissenen (politisch und physisch zerklüfteten) Hochlandes abgehalten hat. Es ist ja gewissermaßen nach Klan-Verfassung und Räubersystem das Schottland Asiens. Lange bekämpften die angelsächsischen Könige das Hochland jenseit des Frith of Forth, ehe sie es unterwarfen — ganz ergeben hat sichs doch eigentlich erst 1745. Noch lange wird die zähe Politik Englands mit Unterjochung Afghanistans sich abmühn, lange noch, wenn ihm Rußland noch lange Zeit dazu läßt.

Aber Rußland? Paskiewicz „Eriwanski" hat ja erst in diesem Jahrhundert gelebt; hat ja noch 1849 Ungarn „zu Füßen" Sr. Czarischen Majestät gestreckt. General Kauffmann, der nach Paskiewicz an den preußisch-österreichischen Grenzen neben Murawieff und Berg regierte, lebt ja noch. Es

Digitized by Google

steht eben jetzt auf frischerobertem Boden im Ostgebiet des Kaspisees, wie Paskiewicz dasselbe Wassergebiet im Westen 1828 errang.

Erst in unseren Tagen hat sich der Abdel Kader des Kaukasus den Russen ergeben. Die schreckliche Wiederholung älterer Unglückszüge unter Peter dem Großen, nämlich die fürchterlich verunglückte Expedition von 1840, hat Rußland bereits nach 33 Jahren 1873 gerächt und wieder gut gemacht. Will England solchem Vorbild nacheifern, dann ist es höchste Zeit, sein Ansehn zu retabliren; die 33 Jahre seit dem Afghanenzuge von 1842 sind schon um und 1875 ist seine Expedition nach Südchina wieder total mißglückt. Ermordungen englischer Reisender mehren sich ringsher und um seine ganze indische Nordgrenze vom Kabul bis zum Irawadi herum; dort sind Hayward 1871, hier Oberst Browne's Dolmetscher Margary 21. Febr. 1875 meuchlings ermordet. Großbritanniens Prestige leidet, sein Nimbus in Asien wie in Europa nimmt ab.

Da erhebt sich Disraelis gebeugter Greisenkörper und sein sonst ausdrucksloses fast lebensmüdes Auge strahlt wieder vom alten Feuer — „in Afrika retten wir unser Ansehn, das die Gladstonesche Frieden- um jeden Preis-Politik in Europa wie Asien schon verloren gab."

Gerade zur rechten Zeit ist der Suezcanal gekauft!!

Denn schon beschrieb das Parlamentsmitglied Butler Johnston in seinem Trip up the Wolga (vom Kaspisee bis Niznej) die ahnungsreich ihm aufgegangene künftige Größe und Herrlichkeit der Weltmacht Rußland als unüberwindbar durch die schwache und schlechtbenutzte Militärkraft des falschregierten British empire! —

„Zwei Millionen Soldaten hat Rußland vor Ablauf des Jahrhunderts im Friedensstande seiner Armee und auf ihrem Kriegsfuß das Doppelte!"

So rief wehklagend halb England....

Da erwarb das Ministerium des ersten semitischen Premiers in aller Stille die Herrschaft über den kürzesten Weg von Europa nach Indien und besiegelte damit offenausgesprochener Maßen mit dem Kaisertitel die ruhigstolze Politik aller Aristokratieen:

„Solange wir noch Ehrgefühl haben, ist die Welt uns gegenüber ohnmächtig!"

Wohlan, es wird sich ja zeigen, ob der Suezcanal nun wirklich der Canal wird, auf welchem sich europäisch-hindostanische Wahlverwandtschaften hinüber-herüber zu starken Fäden verspinnen, um England und Ceylon, die beiden insularen Endpunkte des indogermanischen Völkergeschlechtes, neu zu verbinden; um Buddhismus und Christenthum zur gegenseitigen Anerkennung zu bringen und zur Toleranz gegen irischen Katholicismus einerseits, gegen brahminischen Polytheismus anderseits zu vermögen.

Mit dem bisherigen Hochmuth kann die englische Aristokratie ihr Weltreich nicht mehr regieren. Die liebenswürdige Wodkiverbrüderung russischer Soldaten und Officiere mit kirgisischen und bucharischen Haremsschönheiten, wie sie uns Russen selbst schildern, dringt wahrscheinlich den Asiaten auf ihrer jetzigen Culturstufe leichter und schneller zu Herzen, als die steifnackige Rechthaberei der plump biedermännischen Politik Englands mit seinen Geschwornengerichten, Eisenbahnen und Riesenpreßorganen.

Indeß! Wer weiß? Das edel Menschliche der britischen freiheitsgetränkten Verwaltungsweise kann doch vielleicht trotz aller Ungeschicktheit und oft derben Verstöße gegen Islam-Ritualbigotterie und Brahmanismus-An-

Digitized by Google

standsgesetze das Feld sich erobern. Vielleicht kann doch auch im despotisch zermürbten Gemüth der fanatischen treulosen Asiaten des 19. Jahrhunderts wieder ein Funke des menschlichen Seelenadels aufdämmern und sich zur wahrhaft bürgerlichfreien gesetzegesicherten Selbstverwaltungsfähigkeit im 20. Jahrhundert anfachen und entwickeln lassen! Vielleicht!

Den Prüfstein giebt voraussichtlich Kabulistan ab. Wenn dort zuletzt dem im Kern noch unverdorbenen Volke der „edlen" Afghanen ein Wohlgefallen an britischer Gerechtigkeit, Freiheit und Selbstbestimmung aufgeht, dann mag Rußland sich mit der Hälfte Asiens begnügen; den schönen Süden und reichen Osten erwirbts dann nie!

Sehen wir denn in einem späteren Abschnitte zu, wie weit sich durch die Bagdad-Bahn und Cultur Beludschistans Indien und England über Afghanistan weg einander würden nähern lassen.

(Schluß folgt.)

Die Neugierige.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Das Kammerkätzchen, das niedliche Ding,
Sie putzt das Zimmer und handhabt flink
Den kleinen, zierlichen Besen.
Und wie das hübsche, behende Kind
Den Boden fegt, da hebt sie geschwind
Zwei Zettelchen auf, sie zu lesen.

Das Kammerkätzchen, das lose Ding,
Sie stellt die Schnitzel zusammen flink,
Das Räthsel errieth sie so gerne.
Sie liest: „Komm' Lieb' heut zum alten Platz"—
Da seufzt sie und denkt an den eignen Schatz;
O käm' er zurück aus der Ferne!

F. H.

Digitized by Google

Das Organ der Organe.

Von **Dr. L. Kotelmann.**

Alle Leser des Salon kennen die denkwürdigen Worte, mit denen der Tempel des delphischen Apollo geschmückt war: Erkenne Dich selbst! Nicht allein einer Erkenntniß unseres geistigen Lebens gilt dieses Wort, sondern zugleich einer möglichst eingehenden Kenntniß unseres Leibes. Diese letzte Kenntniß freilich, so nahe sie uns auch liegt, ist unter Laien meist außerordentlich selten vertreten. Es scheint, als ob der Bann, den einst Bonifacius VIII. über die Anatomie aussprach, indem er einen Jeden, der einen Menschen zergliederte, aus der Kirche ausschloß, noch heute auf ihr ruht. Man wendet sich unwillkürlich von einer Wissenschaft ab, deren Hände so oft mit jenem Stoff benetzt sind, von dem Mephisto im Faust sagt: Blut ist ein ganz besondrer Saft! Und doch ist gerade diese Wissenschaft der anziehendsten und fesselndsten eine. Ich darf versichern, daß mich nie etwas mit so tiefer Bewunderung erfüllt hat, als nachdem ich zum ersten Male meine mit dem Scalpell bewaffnete Hand an die Brust eines marmorkalten, aber auch marmorschönen Jünglings gelegt hatte und noch manches Mal ist mir bei gleicher Beschäftigung das schöne Wort Hufelands, des Verfassers der Makrobiotik, in den Sinn gekommen, daß, um Gott zu erkennen, nur zwei Menschen nöthig seien und von diesen könne der eine noch todt sein. Es darf daher nicht wundern, wenn eine ganze Reihe der hervorragendsten und begabtesten Geister zu der Anatomie sich hingezogen fühlten. Leonardo da Vinci erklärte sie für seine Lieblingswissenschaft und noch heute existiren die trefflichsten anatomischen Handzeichnungen von ihm. Der als Kanzelredner und Kirchenhistoriker gleich gefeierte Bossuet — ein Neuerer sagt von ihm, er habe mit einer Einsicht in die Wege der Vorsehung geschrieben, als hätte er nicht nur in des Königs, sondern auch in Gottes Rath gesessen — Bossuet interessirte sich gleichfalls mit allem Eifer für sie und bewirkte, daß Ludwig XIV. den jungen Dauphin in ihr unterrichten ließ. Selbst Napoleon I., der sonst nur die mathematischen Wissenschaften liebte, äußerte dennoch einmal den Wunsch, von dem Bau des menschlichen Körpers etwas mehr, als durch die Schwerthiebe seiner Kürassiere kennen zu lernen. Und soll ich endlich noch ein Beispiel aus der Gegenwart nennen, so brauche ich nur an zwei gerade jetzt viel genannte Männer zu erinnern. Der gegenwärtige Czar aller Reußen studirte unter Professor Einbrodt in Moskau Anatomie und von unserem allverehrten Kaiser Wilhelm weiß ich aus dem Mund eines unserer ersten Anatomen, daß er mehr als einmal die anatomischen Säle der Universität Berlin aufsuchte und dabei jedesmal mit der Versicherung schied, wie sehr ihn sein vis-à-vis auch nach dieser Seite interessire. So hoffe ich bei den Lesern des Salon Verzeihung zu finden, wenn ich heute ein anatomisches Bild vor ihren Blicken entrolle, und zwar ein Bild der menschlichen Hand, jenes Organs der Organe, wie schon Anaxagoras sie nannte.

Wie eine jede Darstellung der beschreibenden Anatomie, so muß auch

Digitized by Google

die Schilderung der Hand von dem festen Gerüst derselben, den knöchernen Theilen anheben. Die trockene Lehre von den trockenen Knochen! So seufzt mancher junge Student und doch fand Goethe sie so fesselnd, daß er die eingehendsten osteologischen Studien machte und mehrere noch heute werthvolle Abhandlungen aus diesem Gebiete verfaßte. Auch die Knochen der Hand finden darin öfter Erwähnung. Es sind ihrer siebenundzwanzig, etwa der neunte Theil derjenigen des menschlichen Körpers überhaupt und zwar zerfallen sie in drei größere Gruppen, in diejenigen der Handwurzel, der Mittelhand und der Finger. Die Handwurzel ist aus acht Knöchelchen zusammengesetzt, die in zwei Reihen zu je vieren neben einander liegen. Nur die äußersten derselben rechts und links können wir an unserer eigenen Hand fühlen, alle übrigen sind dem Tastgefühl unzugänglich. Ihre wunderbaren Namen sind den Gegenständen entnommen, mit denen sie Aehnlichkeit haben. Sie heißen das Kahnbein, das Mondbein, das dreieckige Bein, das Erbsenbein, das große und kleine vieleckige Bein, das Kopf- und das Hakenbein. Wie schon hierin angedeutet liegt, haben sie eine äußerst complicirte Gestalt und es ist daher nicht leicht, sie genau zu unterscheiden. Der gründlichste Kenner derselben war der berühmte Anatom Vesalius aus Brüssel, ein Zeitgenosse Luthers. Er wußte sie alle mit verbundenen Augen zu nennen und zugleich anzugeben, ob sie der rechten oder linken Hand angehörten. Auf einem vielverbreiteten Bilde trägt er ein Handknöchelchen in seiner Rechten. An die Handwurzel schließen sich die fünf Knochen der Mittelhand an. Sie liegen, jenen des Daumens ausgenommen, wie die Zacken eines Rechens oder die Zähne eines Kammes neben einander, weshalb die Alten diesen Theil der Hand als Kamm, pecten manus bezeichneten.

Ihre Länge ist verschieden, sie nimmt vom kleinen bis zum dritten Finger hin zu und von da bis zum fünften ab. Ein jedes einzelne dieser Knöchelchen gleicht einer dreikantigen Säule, die an beiden Enden nach oben und nach unten zu eine Anschwellung zeigt. Die obere heißt die Basis, die untere das Köpfchen. Der Mittelhandknochen des Daumens zeichnet sich vor den übrigen durch seine plattgedrückte Form, durch seine etwas größere Dicke und vor Allem durch die Selbstständigkeit seiner Lage aus, da er nicht in einer unverrückbaren Ebene liegt, sondern frei beweglich ist. In ihm liegt der Hauptunterschied zwischen der menschlichen Hand und der des Affen begründet, so sehr sich Beide auch sonst gleichen mögen. Er ist beim Affen viel kürzer und mit Recht nennt deshalb Eustachius den Affendaumen einen lächerlichen Daumen. Den letzten und wichtigsten Theil des Handscelettes bilden endlich die Finger. Ihre deutschen Namen sind alt. Schon im Nibelungenliede werden der kleine Finger, der Ringfinger, der Mittelfinger, der Zeigefinger und der Daumen unterschieden. Goethes Claviermeister nannte sie, wie uns dieser in Wahrheit und Dichtung erzählt, die Däumerlinge und die Deuterlinge, die Krabler und die Zabler. Mit den ersteren beiden waren der Daumen und der Zeigefinger, mit den Krablern und Zablern die übrigen Finger gemeint. Die verschiedenen Finger besitzen bekanntlich verschiedene Länge. Der Zeigefinger ist um eine Nagellänge kürzer als der Mittelfinger und dieser wieder um die Hälfte dieses Maßes länger als der vierte Finger. Um den Nutzen dieser ungleichen Länge zu verstehen, braucht man nur eine Kugel in die Hand zu nehmen und fest zu umfassen. Dabei ragt der Mittelfinger über den größten Umfang derselben hinaus und trägt am Meisten dazu bei, daß sie uns nicht entgleitet. Wer einen Theil seines Mittel-

Digitized by Google

fingers eingebüßt hat, der vermag deshalb die nicht ohne Absicht rund geformte Handhabe eines Werkzeuges nicht mehr mit Sicherheit zu halten. Jeder einzelne Finger besitzt drei nach der Spitze zu immer kürzer werdende Glieder, die wir Deutschen einfach als erstes, zweites und drittes unterscheiden, während die Franzosen dafür die zierlichen Ausdrücke phalange, phalangine und phalangette gebrauchen. Jedes Glied hat, ähnlich wie die Mittelhandknochen, an seinen beiden Enden leichte Verdickungen. Diese Verdickungen, die sogenannten Knoten, sind die Ursache, weshalb bei dürren und mageren Händen die Finger nicht dicht an einander schließen, sondern Spalträume zwischen denselben übrig bleiben. Der Daumen nimmt auch hier wieder eine bevorzugte Stellung ein. Er hat zwar nur zwei Phalangen, oder Glieder, aber sie thun es an Dicke und Stärke den übrigen zuvor. Andere freilich sehen auch den Daumen als dreigliedrig an, indem sie seinen Mittelhandknochen für eine erste Phalanx erklären. Die Zahl der Finger beträgt, wie jeder weiß, fünf. Hesiod nennt die Hand einen Fünfzack und jene Pflanze mit der fünffächrigen Wurzel heißt das Fünffingerkraut. Doch sind sechs Finger nicht so selten beobachtet worden. Das älteste Beispiel steht im Alten Testament 2. Samuelis 21, 20 verzeichnet. Es heißt dort: „Und es war abermal ein Streit zu Gath. Da war ein Mann von großer Länge und die Finger seiner Hände und die Zehen seiner Füße waren je sechs, vierundzwanzig an der Zahl.“ Auch Cajus Plinius Secundus, der bekannte Verfasser der Naturgeschichte, der unter dem Aschenregen des Vesuv ein so tragisches Ende fand, spricht gelegentlich von einem sechsten menschlichen Finger, der in jedem Falle höchst hinderlich sei. Die im Mittelalter viel genannte Familie der Bilfinger verdankte dieser Eigenthümlichkeit sogar ihren Namen, da Bilfinger ursprünglich Vielfinger hieß, ganz ähnlich wie der römische Dichter Volcatius den Zunamen Sedigitus, der Sechsfingrige, führte. Eine der gefeiertsten Schönheiten ihrer Zeit hatte gleichfalls sechs Finger, wenn auch nur an der Rechten, Anna Boleyn, die Gemalin Heinrich VIII. von England. Aus neuerer Zeit ist besonders Zerah Colburn, der berühmte Kopfrechner, bekannt geworden, der an der Außenseite jeder Hand einen sechsten Finger und entsprechend an jedem Fuß eine sechste Zehe besaß. Die Urgroßmutter hatte zuerst diese Abweichung gezeigt und auf ihre sämmtlichen elf Kinder vererbt. Ebenso wird in Bronn's Handbuch der Geschichte der Natur eines sechsfingrigen Spaniers Erwähnung gethan, dessen Kinder gleichfalls alle sechsfingrig waren, mit Ausnahme des jüngsten, welches er hartnäckig für verwechselt erklärte, weil es nur fünf Finger hatte. Den merkwürdigsten Fall dieser Art aber hat wohl Ruysch in seinen anatomisch-chirurgischen Beobachtungen geschildert, nämlich einen Mann, welcher an der rechten Hand sieben, an der linken sechs Finger, indessen zugleich einen zweifachen Daumen, ferner am rechten Fuß acht und am linken sogar neun Zehen besaß. Dagegen ist die Phantasie des biederen Paul Werner in Lessings Minna von Barnhelm doch etwas zu kühn, wenn er seinem alten Kriegsgefährten, dem Major von Tellheim, nachrühmt: „Und wenn er zehn Finger an jeder Hand gehabt hätte, er hätte sie alle zwanzig voller Ringe gekriegt.“

Ist also eine vermehrte Fingerzahl eine durchaus nicht so seltene Erscheinung, so behält doch der alte Spruch seine Wahrheit: „Zehn Finger hab' ich, an jeder Hand fünf“, eine höchst einfache Thatsache und doch beruht eine ganze Wissenschaft, die Mathematik, speciell die Algebra auf ihr. Schon Herodot erwähnt im sechsten Buch seiner Historien, alles Zählen habe an den

Digitized by Google

Fingern begonnen und sei ursprünglich ein an den Fingern Ausrechnen gewesen. Deshalb pflegen die Kinder bei ihren ersten Versuchen höchstens bis fünf zu zählen und noch heute giebt es Völker, deren größte Zahl fünf ist und die Alles, was darüber liegt, mit Viel bezeichnen. Ebenso steht es fest, daß die meisten Schwachsinnigen nicht über fünf hinaus zählen, und mit Recht sagt deshalb die Sprache von einer sehr einfachen Sache: Das kann man sich an den fünf Fingern abzählen, und nicht bis fünf zählen können gilt für mehr als beschränkt. Nimmt man zu den fünf Fingern der einen Hand noch die der andern hinzu, so erhält man die Zahl zehn und in dieser Zehnzahl der Finger liegt ohne Zweifel die anatomische Ursache unseres Decimalsystems begründet. Mit vollem Recht zählen wir nicht nur von zehn zu zehn, sondern wägen, messen und zahlen jetzt auch nach dem Zehnersystem. Dies System ist das einzig natürliche und allein wenn wir an jeder Hand sechs Finger besäßen, müßte an die Stelle des Decimal- das Duodecimalsystem treten.

Habe ich bisher das knöcherne Gerüst der Hand in seinen einzelnen Theilen geschildert, so wird es nöthig, nun auch die Hand als Ganzes zu betrachten. Die einzelnen Knochen aber werden durch die Bänder zu einem Ganzen verbunden. Wohl nie hat ein Anatom, der über Bänderlehre las, ein gewählteres Auditorium vor sich gehabt, als Hofrath Loder in Jena 1794. Er hatte zwar nach dem alten Satze: Tres faciunt collegium nur drei Zuhörer, aber diese drei waren Wilhelm von Humboldt, Alexander von Humboldt und Goethe. „Wir Genannten", so erzählt der Letztere in seinen Annalen, „wandelten des Morgens im tiefsten Schnee, um in einem fast leeren anatomischen Auditorium diesen wichtigen Gegenstand aufs Deutlichste nach den genauesten Präparaten vorgetragen zu sehen." Dabei wurden auch die Bänder der Hand sehr eifrig studirt. Was nun diese Bänder im Einzelnen anbetrifft, so sind diejenigen der Handwurzel äußerst kurz und straff und die Knochen der letzteren werden dadurch so fest an einander gehalten, daß sie fast nur ein Stück bilden und eine äußerst geringe Beweglichkeit zeigen. Brüche der Handwurzel treten deshalb höchst selten ein. Der Stoß, den ein Knochen erfährt, vertheilt sich auf alle anderen und wird dadurch so abgeschwächt, daß er keine Wirkung mehr hat. Dennoch brach diesen Theil der Hand einmal der bekannte Held der Schillerschen Dichtung „Don Carlos", als er die Marmorstufen des Escurial herabgestürzt war.

Ebenso fest und straff, wie die Bänder der Handwurzel, sind diejenigen, welche die Mittelhand mit dieser verbinden. Wir sind deshalb auch nicht im Stande, in dieser Gegend irgend eine Bewegung auszuführen. Um so beweglicher dagegen ist der Mittelhandknochen des Daumens. Er ist durch ein sogenanntes Sattelgelenk, das von einer laxen Bandkapsel umgeben ist, mit der Handwurzel verbunden und wir vermögen ihn deshalb mit dereselben Leichtigkeit nach vorn und hinten, wie nach rechts und links zu bewegen. Gleiche Kapselbänder verbinden endlich auch alle übrigen Theile der Hand, das heißt sowohl die Finger mit der Mittelhand, als die einzelnen Glieder der Finger unter sich. Diese Kapseln werden durch feste Kreuz- und Seitenbänder verstärkt, dennoch aber kam es vor, wie Professor Billroth erzählt, daß einem Wiener Baumeister, als ein großes Gerüst brach, ein Fingerglied abriß, mit dem er in einer Schlinge war hängen geblieben. Er trug dies Glied später zum Andenken an das Ereigniß in seiner Geldtasche bei sich. Die auf diese Weise durch Bänder verbundenen Knochen der Hand bedingen nun nicht nur ihre Form im Großen und Ganzen, sondern auch ihre individuelle Gestalt

Digitized by Google

bei jedem Einzelnen. Was die allgemeine Form anbetrifft, so unterscheiden wir bekanntlich den Handrücken und die Hohlhand, wofür die älteren Sprachen zum Theil noch besondere Ausdrücke haben. So heißt im Hebräischen die Hohlhand kaph, die ganze Hand jad, ähnlich wie man im Lateinischen zwischen palma und manus unterscheidet. Was auf der Hohlhand sich befindet, das ist vor Aller Augen und deshalb sagen wir von Dingen, über die kein Zweifel besteht, das liegt auf der Hand, oder auf platter Hand, wogegen unter der Hand den Nebenbegriff des Versteckten und Heimlichen hat. Da die Größe der Hand bei den Meisten nicht sehr wesentlich differirt, so wird sie auch häufig als Maßstab, wenn auch nur als ungefährer, benutzt. Wir sprechen von einer Hand voll und eine Hand breit, eine Hand hoch sind Ausdrücke, die man ebenso oft hört. In gleicher Weise sagen wir einen Finger, einen Daumen breit oder lang und der bekanntlich gleichfalls von der Hand hergenommene Ausdruck Spanne wird nicht nur auf den Raum, sondern auch auf die Zeit angewandt. Im Lateinischen und den von ihm abhängigen romanischen Sprachen hat deshalb auch die Hand vom Messen ihren Namen. Das römische manus, das französische main, das provencalische mein, das portugiesische mao, das spanische und italienische mano, sie alle stammen von dem Sanskritverbum ma, das messen bedeutet. So sehr nun aber auch die Hände im Allgemeinen sich gleichen, so kommen doch andrerseits die zahlreichsten individuellen Verschiedenheiten vor. Jenem Perserkönig Artaxerxes verschaffte seine lange Hand den Beinamen Longimanus, der Langhändige, und eine vornehme russische Fürstenfamilie, deren Stammvater diese Eigenthümlichkeit zeigte, führt noch heute den Namen Dolgoruki, Langhand. Wie schon dies Beispiel lehrt, spielt die Erblichkeit in dieser Beziehung eine bedeutende Rolle. Schiller hatte seine große Hand von seiner Mutter geerbt. Seine Hände waren mehr stark, als schön, sagt Gustav Schwab in Schillers Leben, wogegen Goethes kleine Hände vermuthlich vom Vater auf ihn übergegangen waren:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust, zu fabuliren.

Auch von der Beschäftigung hängt die Größe der Hand sehr wesentlich ab. Schmiede und Zimmerer haben meist große Hände, die Hand der Damen ist kleiner, als diejenige der Herren und die viel gebrauchte Rechte überragt aus diesem Grunde immer die Linke an Umfang. Endlich sind auch die Racenunterschiede von Einfluß auf die Dimensionen der Hand. Die Chinesen haben kleine, die Neger lange Hände. Ja, bei einzelnen Affenarten, deren Arm zugleich sehr lang ist, reichen dieselben selbst bis zur Ferse herab.

Sind nun aber auch die Knochen und Bänder der Hand die wesentlichsten Factoren für ihre Größe und Gestalt, so sind doch auch die Muskeln nicht ohne Einfluß hierbei, jene Gebilde, die der Hand freilich noch viel mehr als die todte Form, nämlich die unendlich mannigfaltige, lebendige Bewegung verleihen. Es sind ihrer nicht weniger als vierzig, von denen acht allein dem Daumen angehören. Die Namen, welche die letzteren führen und in denen zugleich ihre Bestimmung angedeutet liegt, sind: der lange und kurze Beuger, der lange und kurze Strecker, der lange und kurze Abzieher, der Gegensteller und der Zuzieher. Durch diese acht Muskeln erhält der Daumen eine Stärke und Kraft, die der Gesammtkraft der übrigen Finger

Digitized by Google

kaum irgend wie nachsteht, daher sein lateinischer Name pollex, von pollere, stark sein. Mit Recht sagt deshalb Charles Bell, der berühmte englische Chirurg: den Daumen verlieren heißt die Hand verlieren, denn eine solche Hand wird weder die Nadel, noch das Schwert führen können. Nicht ohne Grund ließ daher auch Adonibesek, ein cananitischer König, von dem im Buch der Richter erzählt ist, den von ihm besiegten siebenzig Fürsten die Daumen abschlagen und ein Gleiches thaten die Athenienser mit den gefangenen Aegineten, um sie zum Ruderführen untauglich zu machen. In derselben Weise verstümmelte ein römischer Ritter, dessen Güter Augustus zur Strafe confiscirte, seinen Söhnen die Daumen, damit sie vom Kriegsdienst frei würden, daher der Name poltron, ein Feigling, von pollice truncus, ein am Daumen Verstümmelter, wogegen Andere dies Wort von pullus, ein junges, furchtsames Huhn ableiten. Auch sonst ist die Superiorität des Daumens, um mit Professor Hyrtl zu reden, zu allen Zeiten anerkannt worden. Den jüdischen Priestern wurde bei ihrer Weihe der rechte Daumen und die rechte große Zehe mit Blut bestrichen, die alten Germanen banden sich, wie uns Tacitus berichtet, bei ihren Bündnissen die Daumen an einander, das römische Volk konnte in der Arena durch einen Wink des Daumens über Leben und Tod des Gladiators bestimmen und noch heute sagen die englischen Matrosen, wenn sie eine besonders feierliche Versicherung abgeben wollen: Ich wette meinen Daumen, I pledge my thumb. Nächst dem Daumen ist der kleine Finger derjenige, an den sich die meisten Muskeln ansetzen, nämlich außer denen, die er mit den übrigen Fingern gemein hat, ein besonderer Beuger, ein Strecker, ein Abzieher und ein Gegensteller. Sie bilden zusammen den sogenannten kleinen Handballen, während die Muskeln des Daumens den großen ausmachen. Nimmt also der kleine Finger in Bezug auf Geschick und Gewandtheit nach dem Daumen die zweite Stellung an der Hand ein, so kann es auch nicht wundern, daß er nächst diesem als der bevorzugteste, insbesondere als der klügste und witzigste gilt. Deshalb sagt man: „Der hat mehr im kleinen Finger, als ein Anderer in der ganzen Hand" und bei Günther, einem schlesischen Dichter des vorigen Jahrhunderts, heißt es einmal:

Erst gestern fragt' ich noch den kleinen Finger aus,
Der prophezeit mir wohl.

Die Muskeln, die sich an die übrigen Finger ansetzen, sind der großen Mehrzahl nach entweder Beuger oder Strecker. Das erste Glied wird durch die kleinen Lumbricalmuskeln gekrümmt, das zweite durch den hochliegenden Fingerbeuger, der von dem leicht fühlbaren inneren Knorren des Oberarmbeines entspringt und das dritte endlich durch den tief gelegenen Beuger, dessen Sehnen durch die des hochgelegenen hindurchgehen. Der Strecker sind nur zwei, nämlich ein gemeinschaftlicher großer Fingerstrecker, der vom äußeren Oberarmknorren herabkommt und sich mit vier Sehnen zu der Rückseite der Finger begiebt, und ein besonderer kleinerer Strecker des Zeigefingers, der nur diesem angehört. Endlich bewirken die sogenannten sieben Zwischenknochenmuskeln, von denen vier auf der Rückseite, drei auf der flachen Seite der Hand sich befinden, sowohl das Spreizen, als das Wiederzusammenlegen der Finger. Wie unendlich mannigfaltig, ja welch eine Welt von Gedanken ausdrückend sind nun aber die Bewegungen, die wir auf diese Weise mit den Fingern ausführen! Wir strecken sie, wenn wir die Rechte feierlich zum Schwure aufheben, wir beugen sie, wenn wir die Hand zum Becher des Dio-

Digitized by Google

genes machen, oder zur Faust zusammenballen, die einst statt des Rechtes geherrscht hat, wir legen den Finger auf den Mund, wollen wir Schweigen andeuten, wir führen ihn an Nase und Stirn, wenn wir tiefer nachdenken, bald bewundernd, bald verächtlich zeigen wir auf Andere mit ihnen, ja wir schreiben nicht blos damit, wir sprechen auch mit ihnen — eine ganze Sprache, die Fingersprache. Nicht minder beredt aber ist die ganze Hand in den verschiedenen Stellungen, die sie auszuführen vermag. Der lange Hohlhandmuskel, der innere Speichen- und Ellenbogenmuskel, der lange und kurze äußere Speichenmuskel, der äußere Ellenbogenmuskel, die alle vom Oberarm zu ihr herabziehen und sich theils zur Handwurzel, theils zu den Mittelhandknochen begeben, verleihen ihr zunächst die Fähigkeit der Beugung und Streckung. Außerdem aber vermögen wir vermittelst des Armspindelknochens, an dem sie befestigt und auf welchen wir durch den runden und viereckigen Einwärtsdreher, sowie den langen und kurzen Auswärtsdreher einwirken, eine eigenthümliche Rück- und Vorwärtsdrehung derselben auszuführen.

Wie viel tausend Gedanken und Gefühle ist nun aber die Hand im Stande auf diese Weise auszusprechen! Wir bitten, wir gebieten, wir drohen mit der Hand. Wir reichen die Hände zur Begrüßung, wir legen sie in einander zum Vertrage, wir reiben sie vor Behagen, wir schlagen sie zusammen vor Freude, wir streicheln und küssen sie voll Liebe. Sie erhebt sich zum unendlichen Himmelsraum, wenn der Geist im Gebet sich zum Ewigen aufschwingt, sie legt sich an die Brust, den Sitz des Gewissens, wenn wir ein feierliches Gelübde ablegen, sie senkt sich hernieder auf ein geliebtes, theures Haupt, wenn wir den Segen des Höchsten auf dasselbe herabflehen. Kurz, sie spricht selbst, wie Quinctilian sich ausdrückt, während alle übrigen Körpertheile den Redner nur unterstützen. Und wie wahr — eine höchst interessante Seite der Hand — wie wahr spricht sie meist! Außer ihr tragen wir bekanntlich nur das Antlitz noch unverhüllt und da es offen bei den Meisten uns zugekehrt ist, so pflegen wir in der Regel in diesem zu lesen. Aber das Antlitz lügt so oft. Wir Alle verstehen nur zu gut, nicht allein in der Sprache, sondern auch im Mienenspiel unsere Gedanken zu verbergen. Die Hand dagegen ist stets wahr und eine zitternde Bewegung, ein leiser Druck derselben hat schon manches Mal verrathen, was für immer in der Tiefe des Herzens zu ruhen bestimmt war. Neben dieser geistigen hat die Hand aber auch noch eine rein körperliche Bedeutung. Nimmt man der Menschheit die Hand, so streicht man damit eine jede Technik, eine jede Geschicklichkeit, ja eine jede Thätigkeit aus ihr. Alle Handarbeit, alle Handwerke, alle Handthierungen haben von der Hand ihren Namen. Durch Gewandtheit und Stärke gleich ausgezeichnet vermag sie das Feinste so gut, wie das Gröbste auszuführen. Und was wäre die Kunst ohne sie, die nicht nur den Pinsel, sondern auch den Meißel und den Grabstichel führt? Was hätten ein Thorwaldsen, ein Kaulbach ohne Hand der Welt bieten können? Oder wird nicht Lessings Wort eine zwar geistvolle, aber dennoch immer eine Hyperbel bleiben, Raphael wäre auch ohne Hände der größte Maler geworden?

Alle die bisher beschriebenen Gewebe der Hand, die Knochen, die Bänder und Muskeln bedürfen nun aber der Ernährung, eines steten Stoffwechsels. Diese Ernährung besorgt das ruhelos kreisende Blut, das deshalb mit vollem Recht schon auf den ersten Blättern der Schrift als die Seele alles Fleisches bezeichnet wird. Bekanntlich ist das Herz, jenes Meisterstück der

Digitized by Google

Schöpfung, die große Druck- und Saugpumpe, die alles Blut mit seinen Milliarden rother und weißer Blutzellen in Bewegung setzt. Von der linken Herzhälfte aus gelangt es durch das große Blutgefäß der Aorta zunächst in die Schlüsselbein- und von da in die Axel- und Armarterie, die sich in der Ellenbogenbeuge in zwei Aeste, die Armspindel- und Ellenbogenschlagader theilt. Diese beiden Schlagadern sind es, die rechts und links am Vorderarm zur Hand herabziehen und mit ihren letzten Zweigen dieselbe in allen ihren Theilen versorgen. Gerade da, wo die Armspindel- oder Radialarterie an den Daumen gelangt, pflegen wir bekanntlich die hüpfende Blutwelle des Pulses zu fühlen, deren Beschaffenheit für viele Krankheiten so entscheidungsvoll ist. Albrecht von Haller, wohl der erste Anatom und Physiologe aller Zeiten, starb, indem er noch zuletzt den Finger an die Radialarterie legte, mit den Worten: „Sie schlägt nicht mehr." In neuerer Zeit pflegt man den Puls, wo er besonders wichtig wird, nicht mit der Hand zu fühlen, sondern durch den Patienten selbst schreiben zu lassen. Die Instrumente, die diesem Zwecke dienen, heißen Sphygmographen. Ihre Construction ist sehr einfach. Durch die auf- und absteigende Blutwelle wird ein kleines Gestänge in Bewegung gesetzt, das einen schreibenden Stift trägt. Das Papier schiebt sich, ähnlich wie beim Telegraphen, vermittelst eines Uhrwerkes an diesem Stifte vorüber. Nachdem die Armspindelarterie bis zur Handwurzel hinabgestiegen ist, wendet sie sich auf den Rücken derselben, durchbricht hier die Muskeln und bildet nun in der Hohlhand in Gemeinschaft mit der Ellenbogenarterie zwei größere Bogen, den oberflächlichen und den tiefliegenden Hohlhandbogen. Der erstere gehört mehr der Ulnar-, der letztere besonders der Radialarterie an. Von dem oberflächlichen Bogen laufen dann drei Aeste gegen die Spitze der Hand zu, von denen jeder gabelförmig sich spaltet und immer zwei einander zugekehrte Seiten der Finger versieht. Auf diese Weise liegen die Arterien der letzteren in einem Maße geschützt, daß Verletzungen derselben ziemlich selten vorkommen und nur ausnahmsweise das Blut fontainenartig aus ihnen hervorspritzt. Aus den Fingerspitzen kehrt dasselbe sodann durch die dünnwandigen, meist mit Klappen versehenen Venen zum rechten Herzen zurück und zwar sind es besonders zwei Venen, welche an der Hand uns begegnen, die vom Daumen kommende Kopfvene und die vom kleinen Finger entspringende Königsvene. Die erstere führt ihren Namen weil man durch einen Aderlaß an ihr den Kopf von Blut zu entlasten glaubte, die zweite von der alten, auch bei Homer erwähnten Sitte, nach der Könige den Ring, das Symbol ihrer Würde, am kleinen Finger trugen. Beide Venen stehen in der Ellenbogenbeuge durch die Mittelvene in Verbindung, jenes Gefäß, aus dem in der jetzt glücklich überwundenen Zeit, wo noch ein Aderlaß als das Palladium der Gesundheit galt, das Blut einst in Strömen geflossen ist. Konnte doch Corvisart, der Leibarzt Napoleons I., sich rühmen, in den Lazarethen und hinter der Schlachtlinie aus dieser Vene mehr Blut vergossen zu haben, als der Kaiser in allen seinen Schlachten von den Pyramiden Aegyptens bis zu den Ufern der Moskwa.

Dienen nun aber auch in erster Linie die Gefäße zur Ernährung der Hand, so sind doch auch die Nerven nicht ohne Einfluß hierbei. Eine gelähmte Hand beginnt mit der Zeit fast regelmäßig zu schwinden. Deshalb sind jene Unglücklichen mit verdorrten Händen, deren in den Evangelien so oft Erwähnung geschieht, immer zugleich auch Gelähmte und es ist daher nicht zufällig, wenn ihnen bei ihrer Heilung zugerufen wird: „Strecke Deine Hand

Digitized by Google

aus." Dennoch aber sind die Nerven mit ihren äußerst feinen Verästelungen vor Allem dazu bestimmt, die Bewegung und insbesondere die Tastempfindung zu vermitteln. Wie bevorzugt aber ist in dieser Beziehung die Hand im Vergleich zu allen übrigen Theilen des Körpers! Zwar nur drei große Nerven ziehen zu ihr herab, die alle aus dem dichten, in der Achselhöhle gelegenen Armgeflechte entspringen. Der erste ist der Mittelarmnerv, der die Muskeln des Daumenballens und die Haut von je zwei einander zusehenden Seiten des Daumens und der drei anstoßenden Finger an der Hohlhandseite versorgt. Der zweite, den Ellenbogennerv, ist Allen aus der Erfahrung bekannt. Jedermann weiß, wie empfindlich der Schmerz ist, wenn uns an der Innenseite des Ellenbogens auch nur ein leichterer Stoß trifft. Denn gerade dort, unmittelbar unter der Haut verläuft der Ellenbogennerv, der zur Hand hinabgezogen außer den Muskeln des kleinen Ballens einen und einen halben Finger an der flachen und zwei und einen halben an der Rückseite der Hand versieht. Der letzte Nerv endlich, der Armspindel- oder Speichennerv, entsendet Zweige an die meisten Muskeln des Ober- und Unterarmes und verliert sich dann gleichfalls auf dem Rücken der Hand, wo er an den von den übrigen Nerven nicht versorgten Fingern bis zur Spitze hinabläuft. Durch diese Nerven, an deren Enden noch besondere Tastorgane, die sogenannten Pacinischen Tastkörperchen, angebracht sind, erlangt die Hand nun eine Empfindlichkeit und Feinheit des Gefühls, vermöge deren sie in den ersten Monaten der Kindheit nur den zarten Lippen noch nachsteht. Säuglinge pflegen deshalb Alles, was man ihnen in die Hand giebt, an die Lippen zu führen, um es mit diesen zu betasten. Ist aber im späteren Alter das Tastgefühl der Hand erst durch Uebung vervollkommnet, so unterliegt es unter allen Sinneswahrnehmungen am wenigsten der Täuschung. Daher sagt man in den meisten Sprachen begreifen für verstehen und in der Philosophie ist der Begriff einer Sache das Wesen derselben. Mit vollem Recht hat man deshalb auch das Tastgefühl zum Ersatz des Auges gewählt. Die Blinden lesen mit den Fingern. Ein jeder Buchstabe ihrer Schrift besteht aus höchstens sechs Puncten, die mit einem eisernen Griffel in das Papier gepreßt werden und sich auf diese Weise leicht tasten lassen.

Mit dem äußerst feinen Gefühl der Hand und der Finger ist zugleich ihre große Empfindlichkeit gegeben. Nichts schmerzt so wie eine Verletzung der Hand. Mit Recht sagt deshalb Bruder Martin in Goethes Götz von Berlichingen, als der Held ihm statt der ritterlichen Rechten die Linke gereicht hat: „Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der Euch besuchte, wie Eure Hand Euch abgeschossen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was Ihr littet — ich werde das nie vergessen!" Aus demselben Grund war es sicher eine Heldenthat, wenn jener Mucius Scävola, um römische Selbstüberwindung und römischen Mannesmuth zu zeigen, vor den Augen des Etruskerkönigs Porsenna seine Rechte in eine auf dem Altar stehende glühende Kohlenpfanne tauchte. Ebenso gewiß aber muß es als verabscheuungswürdige Grausamkeit gelten, wenn einst die mittelalterliche Tortur zu ihren Marterwerkzeugen auch die Daumenschrauben erwählte, oder wenn die Nürnberger noch im fünfzehnten Jahrhundert einen jeden Wilddieb mit der Rechten an einen Baum annagelten, oder wenn endlich die Carolina, die bekannte Gesetzessammlung Kaiser Carls V., in Artikel 159 bestimmte, daß, wer einen schweren Diebstahl durch Einsteigen oder Einbrechen begangen, mit Abhawung eyner Handt, oder einer andern dergleichen schweren

Digitized by Google

Leibstrafe gestrafft werden sollte und in Artikel 107, den Meineidigen und fürnehmlich denen, so die geschworene Urphede gebrochen, sollten die zween Finger, damit sie geschworen, abgeschlagen werden. Auch die Sprache hat der großen Empfindlichkeit von Hand und Fingern vielfachen Ausdruck gegeben. Es gilt als besonders schmerzhaft, Jemandem auf die Finger zu klopfen, oder sich die Finger zu verbrennen, und vor Anderen glücklich ist derjenige zu preisen, der so gesund ist, daß ihm kein Finger weh thut.

Alle die Nerven aber, welche die Hand in so ausgesprochener Weise feinfühlig machen, verlaufen in der Haut, der äußeren Bedeckung derselben, und daher sei zuletzt noch von dieser die Rede. Wie eine jede Haut, so besteht auch die der Hand aus drei verschiedenen, über einander gelagerten Schichten, dem subcutanen Bindegewebe, der Lederhaut oder Cutis und der Oberhaut oder Epidermis. In dem subcutanen Bindegewebe, das am tiefsten von diesen dreien gelegen ist, werden zahlreiche Fettzellen aufgespeichert gefunden und zwar bei Frauen und Kindern mehr, als bei Männern. Daher die weichen und zarten Formen der Damenhände, an denen schon Phidias die Wellenlinie der Schönheit pries. Mit dem Alter schwinden diese Fettzellen, die Haut wird welker und lockerer und legt sich auch an den Händen immer mehr und mehr in Runzeln. Auf das subcutane Bindegewebe folgt die Lederhaut, die in der glatten Hand dicker und zugleich gefäßreicher als auf dem Handrücken ist. Aus dem letzteren Grunde ist, wie Jeder an sich selbst fühlen kann, dieser Theil immer wärmer, als jener, und Temperaturbestimmungen lassen sich besser mit dem Handrücken als mit dem Handteller machen. Auch die Farbe der Hand hängt von der Lederhaut, speciell ihrem größeren oder geringeren Gefäßreichthum ab. Die blassen Hände sind blutleere Hände. Wohl haben sie die Dichter in tausend Weisen gefeiert. Schon Wolfram von Eschenbach preist die alabasternen Hände seiner minniglichen Fruwe und wer kennt nicht Heinrich Heines

An die Lippen möcht' ich pressen
Deine kleinen, weißen Hände?

Und doch hat schon Hippokrates sie mit bedenklichem Blick angesehen. Er erklärt sie für das Zeichen beginnender Schwindsucht und blasse Finger heißen deshalb noch heute hippokratische Finger. Besonders bedeutungsvoll aber sind in der Lederhaut die nervenreichen Tastwärzchen oder Papillen, die zu je zweien in langen Reihen neben einander liegen. Diese Reihen bilden an der flachen Seite der Hand jene unzähligen gekrümmten Linien und Riffe, die sich an den Fingerspitzen zu so zierlichen Kreisen, den sogenannten Tastrosetten verschlingen. Auf der Höhe dieser Riffe münden die zahlreichen Drüsen der Hand, welche dieselbe feucht und geschmeidig erhalten, die Talg- und Schweißdrüsen, letztere mit ihren korkzieherartig gewundenen Ausführungsgängen.

Die oberste Schicht der Hand bildet endlich die gefäß- und nervenfreie und aus letzterem Grunde auch empfindungslose Epidermis. Sie hat die Eigenschaften eines schlechten Wärme- und Feuchtigkeitsleiters und verhindert deshalb ebenso wohl die Erkältung, wie eine zu schnelle Verdunstung an der Hand. Fort und fort stoßen ihre obersten Zellen sich ab und immer wieder neue wachsen von unten her nach. Sie ist es, die namentlich zu der Bildung jener eigenthümlichen Furchen beiträgt, aus denen eine vergangene Zeit einst die Zukunft vorhersagen wollte. Die wichtigsten dieser Furchen sind die Rasceta, die Tisch-, die Kopf- und die Lebenslinie, wie die Chiromanten sie

Digitized by Google

nannten. Die erstere, die Rasceta, trennt die Hohlhand vom Arm und ist namentlich bei jungen Kindern stark ausgeprägt, während die übrigen drei im Handteller selber verlaufen und zusammen die Gestalt eines großen lateinischen W. darbieten. Besondere Tiefe der zuletzt erwähnten, die mehr senkrecht, als die beiden anderen sich hinzieht, sollte eine unglückliche, nicht erwiederte Neigung andeuten. Obgleich nun diese Lehre, deren Stifter Artemidorus von Ephesus ist und die sogar die heilige Schrift zu ihrer Mitschuldigen machen wollte, indem sie sich auf das Wort derselben berief: Und es wird ein Zeichen in Deiner Hand sein, mit der einst so gefeierten Schädellehre Golls ziemlich gleichen Gelichters ist, so scheint sie doch noch heute ihre Verehrer zu haben. Wenigstens hat der bekannte Philosoph Arthur Schopenhauer erst vor wenigen Jahren die Chiromantie eines Spaniers Graciano unter dem Titel: Handorakel oder Kunst der Weltklugheit ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Mit viel mehr Recht kann man jedenfalls aus den Verdickungen der Oberhaut, den sogenannten Schwielen der Hand, auf die Beschäftigung ihres Inhabers schließen. Den Tischler erkennt man aus einer verhornten Stelle am Zeigefinger, die vom Gebrauch des Hobels herrührt, den Kürschner und Goldarbeiter an einer ausgeprägten Schwiele des dritten und vierten Fingers, die bei ersterem durch die Lederscheere, bei letzterem durch den Polirstahl hervorgebracht ist. Den Schmied kennzeichnen die rothen Flecken auf dem Handrücken, die der glühende Hammerschlag zurückläßt und wer hätte nicht aus der zerstochenen Oberhaut am linken Zeigefinger und Daumen einmal einen Schneider diagnosticirt? Zu der Epidermis der Haut gehören schließlich noch die Nägel, jene elastischen Hornplatten, die vor Allem dazu bestimmt sind, der tastenden Fingerspitze mehr Halt zu verleihen. Sie stecken in einem Hautfalz und wachsen auf dem Nagelbett von hinten nach vorn. Da sie durchsichtig sind, so erscheinen sie meist roth von den darunter liegenden Gefäßen, bisweilen auch blau, z. B. beim Herannahen einer Ohnmacht, wenn eine Blutstauung eintritt. Die Egypter färben sie noch heute, wie schon zur Pharaonenzeit, purpurn, wobei sie sich der Hennapflanze bedienen. Kinder, welche die Gewohnheit haben, wie der alte Götterkönig Horus, der Sohn des Osiris, ihre Nägel zu zerbeißen, verlieren sie leicht, doch haben sie eine außerordentliche Tendenz, sich wieder zu erneuern.

Sah doch Blumenbach bei einem französischen Soldaten, dem beim Uebergang über die Beresina eine Kugel zwei Finger wegriß, sogar an dem Stumpf derselben rudimentäre Nägel sich bilden. Wird ihre Beschneidung unterlassen, so wachsen sie immer länger und länger. Bei den Chinesen werden sie oft so lang, daß dieselben damit schreiben und Alibert berichtet von einem Mann, dessen einer Nagel in einem Jahre um 541 Millimeter gewachsen war. Meist rollen sie sich dabei klauenartig ein, wie denn Daniel von dem König Nebucadnezer erzählt, seine Nägel seien wie Vögelkrallen gewesen und wie noch heute der gleiche Zustand sich bei den fanatischen Fakirs im Orient findet, die oft das Gelübde ablegen, kein Messer an ihre Nägel kommen zu lassen.

An die Schilderung der Hautbedeckung schließt sich am natürlichsten noch ein Wort über den Schutz und Schmuck der Hand an. Zum Schutz dienen bekanntlich die Handschuhe, die bis ins hohe Alterthum hinaufgehen. Bei den Griechen und Römern sind sie häufig genannt, dagegen finden sie sich nirgends bei den Hebräern weder im alten Testament, noch, soweit uns

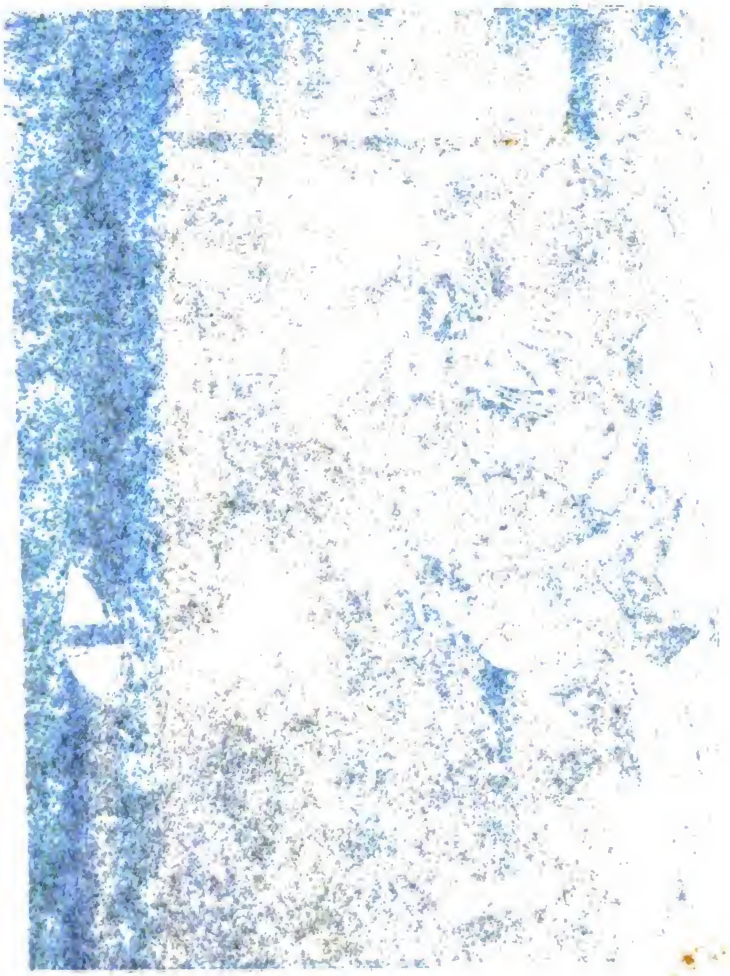
Digitized by Google

bekannt ist, im Talmud erwähnt. Die ersten Glacéhandschuhe stammen aus der Zeit Kaiser Constantins des Großen. Seine Gemalin hatte die heilige Grabeskirche erneuert und zwei Wächter zur Obhut derselben bestellt. So kam das Weihnachtsfest heran und die ärmlichen Männer wollten ihrer Herrin eine Freude bereiten. Sie erlegten die Gemse des Libanon und fertigten das erste Paar Lederhandschuhe für die Kaiserin daraus. Seitdem sind sie immer mehr Gegenstand der Zierde geworden; Grobian, heißt es bei Lessing einmal, wer wird denn ein Frauenzimmer mit der bloßen Hand führen wollen? Noch mehr aber als die Handschuh gelten die Fingerringe als Schmuck. Sie sind gleichfalls sehr alt. An den Mumien, die in den egyptischen Museen zu Berlin, Turin und London aufbewahrt werden, finden sich vielfach Fingerreifen, deren Alter zum Theil mehr als vier Jahrtausende beträgt. Noch zur Zeit der Ptolemäer wurden sie häufig als Zahlung benutzt und namentlich Tribute in goldenen Ringen entrichtet. Die alten Griechen und Römer kannten sie gleichfalls sehr früh und der schönen Rebecca schenkte bekanntlich Elieser, der Knecht Abrahams, einen Fingerring, nach Anderen freilich einen Nasenring. In späterer Zeit pflegten Könige und Bischöfe sie als Zeichen ihrer Würde zu tragen und noch heute werden sie überall, wohin das Christenthum gedrungen, als Unterpfand ehelicher Liebe und Treue gewechselt.

So habe ich dem geneigten Leser die Hand in allen ihren Theilen, ihre Knochen, ihre Bänder, ihre Muskeln, ihre Gefäße, ihre Nerven, ihre Hautbedeckung geschildert. Möchte es mir gelungen sein, freundliche Theilnahme für die Naturwissenschaft, insbesondere die Anatomie dadurch etwas angeregt zu haben!

In unserer Zeit drängen sich die Naturwissenschaften immer mehr in den Vordergrund, um die große Welt des Anorganischen und Organischen zu durchmustern und, um mit Alexander von Humboldt zu reden, das Senkblei der Forschung in diesen unabsehbaren Ocean zu werfen, diese Thätigkeit möge noch lange tausend und abertausend Hände beschäftigen!

Digitized by Google



Digitized by Google

Schnadahüpferl in der Sennerhütte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Soldat und Soldatka.

Eine ruſſiſche Dorfgeſchichte von **A. Suworin.**

Faſt der ganze, hier und da mit Buſchwerk beſetzte Abhang des Berges war mit Schobern friſchgemähten Heues bedeckt. An dem kleinen Flußarm unten wurde das Abendeſſen gekocht. Der Rauch ſtieg gerade in die Höhe und zerfloß langſam in der mit den Düften des friſchen Heues erfüllten Luft. Kein Windhauch regte ſich, — die Oberfläche des Baches war glatt wie ein Spiegel. Ein Knabe, der mit einem Keſſel hinabgeſchickt worden war um Waſſer zu holen, ſtand am Ufer und beſchäftigte ſich damit, zuſammengetrocknete Erdklumpen in den Bach zu werfen, ſich dabei nicht im Geringſten darum kümmernd, daß man ſchon lange auf ihn wartete.

„Du Nichtsnutz!“ rief der greiſe Bauer, welcher die Grütze kochte, dem Knaben endlich zu; „bring das Waſſer her! Hör auf mit der Spielerei oder ich will Dichs lehren!“

„Gleich!“ antwortete der Bube, einen großen Erdkloß ablöſend und ins Waſſer ſtoßend; dieſes wogte auf, vom Ufer zurück und trübte ſich. Der Knabe faßte nun den Keſſel am Henkel und nachdem er ihn aus der trüben Fluth gefüllt, trank er daraus.

„'S iſt doch war, biſt ein rechter Nichtsnutz!“ ſprach der Greis, als der Knabe ihm den Keſſel brachte, „ſchau, was für Schmutzwaſſer Du da geholt haſt.“

„Thut Nichts“, entgegnete Jener, „'s iſt halt kein beſſeres da.“

„So? mir ſcheint, das Waſſer wäre ſchon gut geweſen, wenn Du keine Thorheiten getrieben hätteſt! — Rufe die Burſchen!“

Der Knabe eilte in kurzen Sprüngen den Abhang hinunter, dabei durch den Zuruf: „Zieh, Matjuſchka*), zieh!“ ſich ſelbſt anfeuernd und mit der rechten Hand auf den hierzu am Beſten geeigneten Körpertheil ſchlagend.

Es dunkelte ſchon, als die jungen Burſchen ſich zum Abendeſſen verſammelten. Mit ihnen kam ein Krämer in langem Rock, deſſen Schöße er zuſammengerollt in der Hand trug.

„Schau, Großvater, wir haben Dir einen Gaſt mitgebracht“, ſagte einer der jungen Bauern und wies auf den Krämer. Der Alte warf einen Blick auf Letzteren und ſprach: „Er iſt willkommen!“

„Er geht nach Schiſchowka“, fuhr der junge Bauer fort.

„Ja, nach Schiſchowka“, unterbrach ihn der Krämer, „wir haben dort einen Handel, mich hat die Nacht unterwegs überraſcht und ich dachte, vielleicht könnte ich ſie hier bei Euch verbringen — geht es an?“

„Warum nicht?“ ſprach der Alte, „es geht wohl an.“

Das Abendeſſen war beendet. Der Greis ſtreckte ſich auf der Erde aus, bedeckte ſich mit ſeinem Rocke und ſchlief ein, die jungen Burſchen aber

*) Matjuſchka, Matjuſcha — Diminutiv von Matwei (Matthäus). Anmerk. d. Ueberſ.

Digitized by Google

legten sich noch nicht nieder, sondern einer von ihnen fing an, wieder Grütze zu kochen.

„Ob die Mädchen wohl bald kommen?"

„Gewiß kommen sie bald, es ist nicht weit von der Simonswiese hierher."

„Du wirst sehen, ehe die Grütze fertig ist, sind sie da."

„Was thun sie auf der Simonswiese?" fragte der Krämer.

„Sie harken das Heu zusammen."

„So, so . . . Euer Dorf ist recht ansehnlich, ich ging und ging und hatte mich heiß gelaufen, ehe ich an's Ende kam."

„Ja, es ist groß."

„Wenn es einem Herrn gehörte, würde es ihm viel Gewinn bringen."

„Hast wohl Lust darnach?"

„Nein, ich meine nur so."

„Wie ists, Kinder, wollen wir auf die Mädchen warten?"

„Warum nicht?" riefen mehrere Stimmen, „warten wir! Ohm Matwei wird uns unterdessen die Geschichte vom Soldaten erzählen, die er uns schon so lange versprochen hat." Aber Ohm Matwei that, als hörte er nicht.

„Dieser Mann", sagte er, mit dem Kopfe nach dem Krämer deutend, „sprach eben davon, daß wir keine herrschaftlichen Bauern sind, — unsere Alten erzählen von einer Zeit, in welcher unser Dorf nahe daran war, leibeigen zu werden, man hat es einem General geben wollen. Aber seht, zu jener Zeit waren unter den Bauern in unserer Gegend viele unruhige Köpfe, voll Widerspruch gegen die Obrigkeit, darum hat man sie in den Büchern immer als Rebellen aufgeführt; der General aber hat in die Bücher geschaut und dann gesagt: „Ich bin ein friedliebender Mensch, ich mag nicht Herr sein über solche Händelmacher. Da sind mir sogar die Mordwinen oder Tscheremissen lieber", hat er gesagt, „gebt mir von denen, die raisonniren nicht." Und da hat man ihm von den Mordwinen gegeben."

„Ohm, erzähle uns die Geschichte vom Soldaten!"

„Ach geht, ich bin müde!"

„Thu doch nicht so, hast's ja selbst versprochen!"

„Legt Euch lieber schlafen."

„Daraus wird doch Nichts, die Mädchen kommen bald und wenn die anfangen zu schwatzen und zu lärmen, wecken sie uns wieder auf."

„Vor vielen Jahren", begann Matwei seine Erzählung, „hatte ich mich beim Vater Protopopen*) als Arbeiter verdungen und hielt es mit Dunjaschka, einer Soldatka.**) Dunjaschka lebte ganz auf eigene Hand und war nirgends im Dienst, so daß Keiner ihr Etwas zu sagen hatte. Sie war ein durchtriebenes Ding, voller Muthwillen und Keiner konnte mit ihr fertig werden. Putzsüchtig war sie und unersättlich. Alles, was ihr einfiel, mußte man ihr geben. Brachte ich ihr heute ein Paar Ohrringe oder sonst ein

*) Protopope — Oberpriester.

**) Soldatka — Soldatenfrau. Ehe in Rußland die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, betrug die Dienstzeit für die Soldaten 12—15 Jahre; ein zum Dienst ausgehobener Recrut wurde oft mit seinem Regiment in entfernte Gouvernements des Reichs, bis in den Kaukasus oder Sibirien geschickt und seine Angehörigen hörten oft viele Jahre hindurch Nichts von ihm. Mancher kehrte nach so langer Abwesenheit auch gar nicht mehr in die Heimat zurück, sondern siedelte sich anderwärts an. Die zurückgebliebenen Frauen solcher Soldaten waren also, vielleicht nach ganz kurzer Ehe, so gut wie verwittwet und ganz auf sich selbst angewiesen.
Anmerk. d. Uebers.

Digitized by Google

Geschenk und dachte, sie werde zufrieden sein und mich für 'ne Weile in Ruhe lassen, so hatte ich sicher die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn morgen hatte sie sicher etwas Neues ausgedacht und preßte auch das aus mir heraus — immer nur mit Schmeicheln — sie konnte Einen halb zu Tode quälen mit ihrem Bitten und Zärtlichthun, und sie ließ nicht ab, bis sie Alles hatte. — 'S war wie ein böser Zauber über mich gekommen, daß ich meine Seele so an sie hing und von ihr nicht los konnte. Es drückt mir das Herz ab, zu erzählen, wie viel Sünde ich dadurch auf mich geladen hab' . . . ja, ja . . . 's ist schon wahr! . . . Ein Blitzmädel wars! anstellig und geschickt und verstand 'was aus sich zu machen; wenn sie daher kam, geputzt und herausstaffirt, sah sie aus wie ein prächtiger Pfau! Beim Tanz und Chorgesang war sie immer die Erste und wenn sie ein Lied anstimmte, konnte Keine es ihr gleichthun. Ihre Stimme war nicht voll, auch nicht scharf, sondern so zwischen Beidem und mit dieser Stimme wußte sie so umzugehen, daß sie aus dem gescheidtesten Menschen einen Narren machte; wenn sie wollte, mußte man weinen, und wenn sie wollte, mußte man sich vor Lachen ausschütten. — Ich selbst, Kinder, ich war damals auch anders als jetzt, — ein junger, stattlicher Bursche, der 'was auf sich hielt, ich verstand es, mir ein Ansehen zu geben, mit allerlei Leuten umzugehn und mit ihnen Freundschaft zu halten. Hab' damals Mancherlei gesehn und erlebt, bin in gute Häuser gekommen und meine Bekanntschaften waren nicht etwa blos unter den Geringen."

„Das will sagen", unterbrach der Krämer spöttisch, „Du durftest beinahe ohne Anmeldung durch die Thürspalte zum Gouverneur hineinschauen."

„Nicht nur durch die Thürspalte", entgegnete Matwei, „ich habe den Gouverneur von Angesicht gesehen und mit ihm gesprochen, hab' einmal ein paar von unseren Frauen zu ihm begleitet. Aber ich erzähle auch das nur, damit Ihr begreift, daß wir nicht freie Leute sind, die nur nach ihrem eigenen Willen leben können, sondern daß wir auch gehorchen müssen, wenn befohlen wird, uns kommts nicht zu, klug sein zu wollen und zu raisonniren, besonders wenn der Zar sich mit einem Blicke zu uns herabläßt . . . Also, Kinder, ich muß Euch sagen, Dunjaschka war gar nicht von der Art der Bürgerfrauen in der Stadt, sie war nicht so mager und dürr, sondern ein Weibsbild, wie es sich gehört und wie eine jede sein sollte, nicht zu dünn und nicht zu dick, dabei mit so prächtigen rothen Backen! Nur Eins war schlimm an ihr, das war ihre Unersättlichkeit, und daß sie mit dem Wünschen nie zu Ende kam. Kaum war ich mit ihr bekannt geworden, so fing sie an allerlei von mir zu verlangen. Wie vielerlei Dinge hab' ich ihr bringen und was hab' ich Alles ausdenken müssen, um ihr zu Willen zu sein! Man kanns kaum glauben und begreifen und doch ist Alles wahr, was ich Euch jetzt erzählen will. — — Seht, beim Vater Protopopen waren die Haferkasten immer brechensvoll, da war es leicht, wenn ich den Hafer für die Pferde holte, manchmal einen Sack über die Zahl vollzuschütten und nachher mit einem zuverlässigen Mann auf den Markt zu schicken. Ich hatte solch einen treuen und sichern Mann. Aber der Vater Protopope merkte das Ding zuletzt . . ."

„Da haben wirs!"

„Ja, so wars. Ich sag' Euch, das war ein kluger Herr! Miron hieß er, und wir waren Alle stolz darauf, daß er bei uns Protopope war. Die Predigten, die er an Festtagen hielt, das war etwas Wunderbares! Es

Digitized by Google

kam vor, daß die Weiber ein lautes Geheul erhoben, wenn er von den Schrecknissen des jüngsten Gerichts sprach . . . ja, 's war ein gelehrter Herr! Uebrigens, Kinder, es ist wohl wahr, daß ich den Hafer aus des Vater Protopopen Speicher genommen hab', aber Ihr müßt nicht denken, daß ich das jemals für einen Diebstahl angesehen habe. Denn, sagt selbst, wenn ich, der ich zur Gemeinde gehöre, von dem Gemeindeeigenthum nehme, kann man das Diebstahl nennen? Woher hatte der Vater Protopope den Hafer?— Als Abgabe von der Gemeinde bekommen — Wer fuhr mit ihm durchs Dorf? Ich — Wem übergaben die Bauern den Hafer?— Mir — wo ist denn da ein Diebstahl? Ich nahm vom Ueberfluß, der beim Vater Protopopen lag, weiter Nichts — beraubt oder bestohlen hab' ich ihn nicht!"

„Das war ganz schlau ausgedacht, — ich meine das mit dem Hafer", bemerkte einer der jungen Bauern.

„Es war gut, mein Junge, so lang es mir glückte, aber, wie gesagt, der Vater Protopope bemerkte es. „Was ist das, Matwei?" sagte er eines Tages zu mir, „es geht merkwürdig viel Hafer bei uns auf." — „Das ich nicht wüßte", sagte ich drauf, „ich gebe allerdings den Pferden so viel sie fressen wollen, warum soll man das arme Vieh plagen? Es hat doch kein anderes Vergnügen als zu fressen." Der Vater sagte Nichts und schüttelte nur den Kopf, aber von da an ließ er den Schlüssel zur Kornkammer nicht mehr aus den Händen und gab immer selbst heraus, so viel für die Pferde nöthig war. Vor seinen Augen, versteht sich, konnte ich Nichts übers Maß nehmen. Dunjaschka aber, die kleine Hexe, war wie besessen, sie setzte mir immer ärger zu. Was war da zu machen? — Eines Tages war der Vater Protopope wie gewöhnlich dabei, während ich den Pferden den Hafer hintrug und in den Futtertrog schüttete, und als sie zu fressen anfingen, ging er davon, zu seiner Protopopin Marfa Gawriljewna in die Wohnstube. Da wars, als der Böse zu mir kam . . . . ja, Kinder, ich sage Euch die Wahrheit, — der unreine Geist setzte sich in mich hinein und flüsterte mir ins Ohr. „Komm, Matwei", sagte er, „nimm von dem Hafer dort im Trog." „Nein", antwortete ich, „Sünde ists, dem Vieh von dem Seinigen zu nehmen, so'n armes Geschöpf kann nicht für sich sprechen, drum darf man ihm nichts Böses thun." Drauf er wieder: „Komm", sagte er, „komm, Matwei Iwanowitsch, hol' den Hafer heraus, thus nur, die Thiere kommen ohnehin im Fett fast um, sie haben am Heu allein genug!" — „'S geht nicht", antwortete ich, „das Heu allein thuts nicht und Du brauchst mich nicht Matwei Iwanowitsch zu nennen — so hat mich noch nie Jemand gerufen." Er ließ nicht ab, sondern sprach wieder: „Wie kannst Du das Vieh einem Menschen gleichstellen, thun Dir die Thiere mehr leid als Dunjaschka? Ich sage Dir, Matwei Iwanowitsch, nimm den Hafer!" Und so, Brüder, hat der Böse mich umstrickt, er hat mir so heiß gemacht, daß ich voll Grimm und Wuth einem Menschen nicht mehr ähnlich war. So außer mir trat ich an den Futtertrog und fing an den Hafer mit einem Maße herauszuholen und in meinen Rockschooß zu schütten, so aufgeregt und gierig war ich, daß ich mit der Serta, so nannte man das Maß, den fressenden Thieren ins Maul fuhr. Immer und immer wieder zog mich der Böse zum Trog zurück. Auf einmal, wie ich so recht hinsehe, stehn die Pferde ganz traurig da, lassen die Köpfe hängen und sehn mich so kläglich an, so vorwurfsvoll, als ob sie sagen wollten: „Du bist ein rechter Bösewicht, warum hast Du uns unser Futter genommen, Du schlechter Mensch?" Es war eine junge Stute

Digitized by Google

darunter, kaum vier Jahre alt, die wieherte auf einmal so traurig, so klagend, daß mir die Thränen in die Augen kamen. Da wars aus, ich konnte mich nicht länger halten. „Laß mich!" rief ich dem Bösen zu, „scheer Dich fort zur Hölle! Dem Vieh thu' ich Nichts denn wenn ich einen Menschen kränke, so zahlt ers mir heim, aber so'n armes Geschöpf weiß Nichts von Vergeltung." Damit warf ich Alles zurück in den Trog und von dem Augenblick an hab' ich den Hafer beim Vater Protopopen nicht mehr angerührt. Ich verkaufte, was ich an überflüssigen Kleidungsstücken hatte und suchte Dunjaschka zufrieden zu stellen. Aber nicht lange konnte ich ihre unersättliche Seele damit befriedigen, es ließ ihr keine Ruhe und sie fing wieder an, mich zu quälen. Fünf Rubel sollte ich ihr dieses Mal geben, — und wenn ich meine Seele hätte verkaufen sollen, ich mußte ihr das Geld schaffen. Ich dachte hin und her, sorgte und grämte mich ab und zuletzt ging ich zu Archipitsch. Dieser Archipitsch war ein angesehener Mann. Er lieh Jedem und fragte nicht einmal: wozu? aber er verlangte, daß man genau zum Termin das Geld zurückbrachte. Bei uns galt das überhaupt: hast Du Geld geborgt, so gieb es zum Termin ab, sonst, wenn der Gläubiger Dich einmal vom Kerbstock heruntergeschnitten hat . . . . ."

„Das wäre recht Wasser auf Deine Mühle gewesen, nicht wahr?" unterbrach der Krämer mit einem boshaften Blick den Erzähler.

„Was heißt das?" fragte Matwei, „sprich deutlich, Freund."

„Wie soll ichs deutlicher sagen?" entgegnete der Krämer; „wenn er Deine Schuld von seinem Kerbholz heruntergeschnitten hätte, dann wärst Du sie los gewesen, denn das hieße doch, daß er Nichts mehr von Dir wissen wollte."

„Hieße es das, und was dann weiter?" entgegnete Matwei.

„Dann wärs abgemacht gewesen", lachte der Krämer, „welchen Grund hättest Du gehabt, darüber traurig zu sein?"

„Das will ich Dir gleich sagen, Herr Kaufmann. Es kann wohl sein, daß es sich bei Euch in der Stadt von selbst versteht, daß Jemand Euch eine Schuld erläßt, aber bei uns ist das nicht so, — und warum nicht? weil wir in der Gemeinde leben. Versteh es recht, Herr Kaufmann, was es heißt, „in der Gemeinde." Siehst Du, wenn er, d. h. der Bauer, von dem Du geborgt hast, Dich vom Kerbholz herunterschneidet, so bist Du ein verlorner Mensch. Dir wird nie wieder Jemand Vertrauen schenken. So ists, mein Junge. Wenn bei uns ein Schuldner zum Termin nicht zahlt, sondern mit einer Entschuldigung kommt, so wird Archipitsch oder ein Anderer ihn weder schlagen noch schimpfen, er wird ihm nur drohen: „Sieh zu, ich schneid' Dich vom Kerbholz!" Und der Schuldner wird sich ihm zu Füßen werfen und ihn bei Allem, was ihm heilig ist, beschwören, nur Das nicht zu thun. So ists bei uns immer hergegangen, Herr Kaufmann, so ists Brauch in der Gemeinde, drum sprich nicht, das wäre „Wasser auf meine Mühle" gewesen. Nein, Bruder, bei uns im Dorf hält man auf Ehrlichkeit! Freilich haben sich auch hier die Zeiten nach und nach geändert, Manches ist nicht so geblieben, wie es früher war, die Branntweinschänken haben uns zu Lumpen gemacht. Aber gegen die alten Zeiten darfst Du Nichts sagen, das leid' ich nicht!" Matwei schwieg einige Augenblicke, dann schwenkte er die Hand gegen den Krämer und fuhr fort: „Also, Brüder, der Archipitsch gab mir das Geld."

„Wirklich?"

„Ja, er gabs und sagte kein Wort. Wie Ihr Euch denken könnt,

Digitized by Google

fing ich wieder an mit Dunjaschka lustig zu sein und wir jubelten fort, ohne an irgend Etwas zu denken, bis auf einmal der Termin da war. Das Geld mußte auf jeden Fall bezahlt werden und ich hatte es nicht. Endlich sprach ich mit Dunjaschka darüber: „Wenn Du willst", sagte sie, „so schaffe ich Dir das Geld." — „Thus", sagte ich, „aber woher willst Dus nehmen?" Sie lachte und verdeckte das Gesicht mit dem Aermel. „Warum lachst Du?" fragte ich. — „So...." sagte sie, „wenn Du willst, schaff' ichs Dir, — aber Du darfst hinterher nicht mit mir zanken", und wieder lachte sie. Ich wurde nicht klug daraus und fragte sie aus. „Ach was!" sagte sie, „ich bitte halt den Verwalter drum, den drüben in Schischowka, der giebt mirs gleich." — „Was fällt Dir ein?" rief ich, „Du hast nicht bedacht, was Du sagst; wenn Du mich liebst, darfst Du von keinem Andern ein Geschenk nehmen, das leid' ich nicht!" So redete ichs ihr aus, bis zum Termin aber war nur noch eine Woche. — Eines Abends saß ich vor dem Hofthor und dachte nach, und wie ich aufsehe, kommt Nikolai Antigow auf mich zu. „Willst Du mitfahren und einen Schatz graben helfen?" fragt er, „ich und Nikita Tscherenok haben uns mit einander verabredet. Wenn Du mitkommst, geben wir Dir einen Antheil und weil Du ein ordentlicher Bursche bist, sollst Du ein Zehntel vom Ganzen haben." So wie es damals gerade um mich stand, wäre ich zu Allem bereit gewesen, nicht nur einen Schatz zu graben, sondern zum Wassernix hinabzusteigen, wenn der mir das Geld hätte geben wollen. So willigte ich ein und wir machten ab, Nachts zum Schigowschen Kurgan*) hinauszufahren. Dort hatte schon Mancher gegraben, aber der Schatz sich bisher nicht gezeigt, uns konnte es indessen nicht fehlen, denn, wie Nikolai mich versicherte, kannte Nikita alle nöthigen Zauberworte.

Es ist mir noch Alles so erinnerlich, als wäre es heute geschehn. Es war eine echte Sommernacht, warm und still, am Himmel stand auch nicht eine Wolke, dagegen war er wie mit Sternen bestreut. Wir fuhren so unseres Weges dahin, immer weiter und weiter und Keiner sprach ein Wort. Endlich wurde es mir unheimlich und ich fing mit Nikita, dems auch schon zu still gewesen war, ein Gespräch an. „Sag' mir doch einmal, Nikita Petrowitsch, wie mag es wohl kommen, daß der Mond in manchen Nächten am Himmel zu sehen ist und in anderen wieder nicht?" — „Dann hat er abgenommen." — „Das weiß ich wohl, aber wo ist denn das Uebrige hingekommen?" — „Weißt Du denn das nicht?" „Nein, Bruder, ich gesteh' es Dir ganz aufrichtig." — „Du thust gut daran, mir die Wahrheit zu sagen; denn schau, Bruder, es taugt allemal nicht, wenn Unsereins zu lügen versucht." — „So ists", antwortete ich, „mir hat es auch so geschienen." — „Ja, das ist recht", sagte er, „und was recht ist, soll man loben. Und siehst Du, Matwei Iwanowitsch, ich will Dir 'mal was erzählen, in Bezug auf Deinen Zweifel hierüber. Es giebt allerlei Bücher, in denen von so mancherlei verschiedenen Dingen und auch von diesen geschrieben steht. Da ist erzählt, wie die Erde am Anfang ausgesehn hat und wie die Menschen damals lebten. Beamte und Herren gab es nicht, denn, siehst Du, es gab auch noch keine Bildung und Gelehrsamkeit. Dafür gab es aber schon Patriarchen, das ist, wie Du weißt, die hohe Geistlichkeit. Und", sagte er, „obgleich keine Obrigkeit da war, lebten die Menschen doch

*) Kurgan — Hünengrab. Man findet diese Grabhügel in den weiten Ebenen des südlichen und östlichen Rußland ziemlich häufig. Anm. d. Ueberf.

Digitized by Google

immer brüderlich und freundschaftlich..." — „Aber", fiel ich ein, „Du wolltest ja vom Monde ...." — „Auch vom Monde sollst Du zu hören bekommen. Wir haben noch viel Zeit", fuhr er fort, „und so kann ich Dir von Allem erzählen. Du hast wohl bemerkt, Matwei Iwanowitsch, daß, wenn der Mond scheint, wenig Sterne zu sehen sind, dagegen ein andres Mal, wenn der Mond nicht da ist, sehr viele?" — „Gewiß", sagte ich, „das habe ich bemerkt." — „Nun", sagte er, „dann sind wir damit bald im Reinen. Denn wenn Du das bemerkt hast, dann muß Dir Alles so klar sein, als könnte man's von der flachen Hand ablesen. Jetzt sage 'mal, warum sind mehr Sterne da, wenn der Mond verschwunden ist?" — „Ja, Freund, das weiß ich nicht." — „Gut", sagte er, „und nun sage mir, warum sind weniger Sterne zu sehen, wenn der Mond scheint?" — „Ich sage Dir ja, ich weiß es nicht." „Das weißt Du nicht? gut", sagte er, „antworte mir nur immer so ganz accurat, damit] ich Dir alle Gründe ordentlich klar machen kann. Wenn also der Mond nicht da ist, sondern viele Sterne, was ist dann aus dem Mond geworden? siehst Du, lieber Freund, dann ist der Mond verbraucht worden, — und wozu ist er verbraucht worden? — das will ich Dir auch gleich erzählen. Er ist zerbröckelt worden, zu Sternen zerbröckelt. Und wer hat das gethan? — die Engel, lieber Freund, unseres Herrgotts Engel, und sie verbröckeln ihn so nach und nach; denn unser Herrgott will sie nicht zu sehr mit der Arbeit plagen und so sagt er zu ihnen: „Macht mir das, aber strengt Euch nicht zu sehr dabei an." — „Schau", sagte ich, „da kann man recht sehen, wie gnädig unser Herrgott ist." — „Ja, so ists damit", fuhr Nikita fort, „sie brechen alle Tage ein kleines Stückchen ab, heute ein Bischen und morgen wieder ein Bischen, bis der ganze Mond drauf gegangen ist. Wenn die Engel fertig sind, sagt Gott zu ihnen: „Jetzt singt ein Lied zu meiner Ehre!" Dann stimmen sie einen Lobgesang an; denn, siehst Du, die Arbeit ist gethan und da haben sie Zeit zum Singen. Nachher aber müssen sie sich wieder dran machen und den Mond zerbröckeln, und so wird es fortgehen durch alle Zeiten und bis ans Ende der Welt."

Unter solchen verständigen Gesprächen waren wir angekommen. Nikita zählte einige Schritte ab, dann sagte er: „Hier!" und wir fingen an zu graben. Mir wars von vornherein nicht recht geheuer, ich grub, daß mir der Schweiß vom Gesicht floß, — aber zur Seite oder zum Flusse hinunter zu sehen, wagte ich nicht. Dicht beim Schipowschen Kurgan fließt ein kleiner Fluß vorbei und am Ufer wächst hohes Schilf, wenn nun ein leiser Wind daherstrich, rauschte es dort unten im Schilf so unheimlich, daß mich ein Zittern überkam und ich grub wie toll. Da auf einmal heult Etwas, laut und weithinschallend fast wars, als ob eine Kuh brüllte und doch wieder so ganz anders. Mir sanken die Hände herab, wie verabredet drehten wir die Köpfe nach dem Flusse herum — und dort, Brüder, dort stand ein ungeheurer Bär, fürchterlich groß und schwarz! Aus dem Wasser heraus war er gekommen und schüttelte sich, aufrecht auf den Hinterbeinen stand er und brummte und brummte immerfort .... es war ihm wohl leid geworden um den Schatz. Einen Augenblick waren wir wie zu Stein erstarrt und wußten nicht was anfangen, dann aber gings fort, hinunter vom Kurgan, hinein in die Telegge*), hinauf auf die Pferde — fort, hinter uns drein aber sprang und hüpfte Etwas ... hopp ... hopp ... schreck-

*) Telegge — leichter, offener Bauerwagen.

Digitized by Google

lich! Ich warf mich mit dem Gesicht auf einen Sack und erst im Dorfe kam ich wieder zu mir."

„Wer wars, der Euch nachjagte?" fragte Einer.

„Wer?" entgegnete Matwei, „brauchst Du noch eine Erklärung? .... ja, Kinder, es war eben eine wunderbare Geschichte, hinterher ganz unglaublich! 'S kam halt Alles von Gott, denn er ist mit seiner Weisheit überall und vor ihm kann man nicht davon laufen."

„Aber wer war es, Ohm? sags doch!"

„Wer? ein Bastschuh."

„Ein Bastschuh?!"

„Ja doch, wenn ich sage ein Bastschuh, so könnt Ihrs doch begreifen."

„Wie ist denn das, Ohm, war er denn im Schuh?"

„Er? nein, gar nicht. — Er, es war ein wirklicher Bastschuh, vom Nikita, der hat uns so erschreckt. Als Nikita davongelaufen war, da war ihm der eine Schuh vom Fuße geflogen, er hatte ihn nachgeschleppt, weil die Schnur noch um das Bein geschlungen war. Nikita hatte sich in den Wagen geworfen, der Schuh aber über den Rand hinausgehangen und immerfort aufgeschlagen, bald auf die Erde, bald auf die Räder. Habt Ihrs nun verstanden? Seht, Kinder, so weiß unser Herrgott uns zu fassen, versucht ihn nicht, er findet Euch überall und bestraft Euch auf die eine oder die andere Art. Nikita wär vor Schreck und Angst beinahe um's Leben gekommen, sechs Wochen hat er krank gelegen und nachher fielen ihm alle Haare aus. Wer wars, der uns zuerst vom Schatzgraben gesprochen hatte? — Nikita, wer hatte uns dazu überredet? Nikita, und wer hatte auf dem Kurgan den Zauber gesprochen? wieder Nikita! darum hat auch ihn die Strafe getroffen. Denkt daran, Kinder, und bei Allem, was ihr thut, vergeßt unsern Herrgott nicht!"

„Womit hast Du Deine Schuld an Archipitsch bezahlt?" fragte Proschka.

„Nein, Ohm, sag' uns erst, woher der große Bär kam", rief Andrei, „so viel ich weiß und gehört hab', ist in unserer Gegend niemals ein Bär gesehen worden."

„Das war eben das Unbegreifliche, mein Junge, Du sagst ganz recht, hier giebt es keine Bären und doch war plötzlich einer da, erkläre es, wenn Du kannst! — Das Geld habe ich Archipitsch bezahlt aber nicht zu diesem ersten Termin."

„Woher hast Dus denn genommen?"

„Hör' nur weiter, wirst schon Alles erfahren. In unserem Dorf sah man seit einiger Zeit einen Soldaten, wie es schien, hatte er seine Zeit ausgedient, aber man konnte aus ihm nicht recht klug werden. Eines Tages traf ich ihn irgendwo. „Wo dienst Du?" fragte ich ihn. — „Bin schon verabschiedet", antwortete er. — „Bist Du aus unsrem Dorfe?" fragte ich wieder. — „Nein", sagte er, „aus einem andern." — „So, so ...." sagte ich, „und womit beschäftigst Du Dich jetzt?" — „Mit Schatzgraben." — „Oho", sagte ich, „hast Du auch schon einen gefunden?" — „Und ob!" antwortete er, „ich kann beweisen, daß ich mich drauf verstehe! Gerade jetzt habe ich einen Schatz ausgespürt, aus dem wird man das Silbergeld nur so maßweise herausschöpfen können. — „Nur Silber?" fragte ich. — „Ja", sagte er, „Gold ist wohl auch da, aber ums Gold muß man sich auf tausend Jahre verschwören."

Digitized by Google

— „Von wem hast Du denn das Alles erfahren?" — „Das", sagte er, „ist meine Sache." — „Hast Recht!" sagte ich, und damit gingen wir auseinander. —

Um dieselbe Zeit wars, als Dunjaschka auf einmal nicht mehr zu mir kam. Sie war verschwunden, und ich traf sie nirgends. Ich dachte hin und her, was das wohl bedeuten könne, ging auch ein paar Mal in ihre Wohnung, aber Niemand wußte von ihr. „Aus der wird Keiner klug", sagten ihre Hausleute, „die bläst jeder Wind wo anders hin, wir haben von ihr Nichts gesehn und gehört." Während ich nach Hause ging, dachte ich so bei mir: „Am Ende ist sie doch noch nach Schischowka gerathen, zum Verwalter, sie ist solch ein unbedachtes Ding, sie kann sich für ihr Leben unglücklich machen." So verging eine Woche. Eines Nachmittags ging ich in den Garten — unser Vater Protopope hatte einen großen, wohlgepflegten Garten — und legte mich dort in eine offene Scheune; es war kühl da und keine Fliegen, ich schlief ein. Ob ich lange geschlafen habe, weiß ich nicht, aber als ich aufwachte, hörte ich die Stimme unsrer Protopopin Marfa Gawriljewna und dann noch eine andere, und das war die Stimme der Kapitänsfrau aus Woronowka. Sie saßen unter einem Apfelbaum dicht bei der Scheune und unterhielten sich. Der Kapitän aus Woronowka war früher ein Bauer gewesen, dann hatte man ihn unter die Recruten genommen und er hatte sich zum Kapitän heraufgebracht. Später heirathete er die Tochter des verstorbenen Vater Lew, so daß die Kapitänsfrau also eine Popentochter war. Also, wie ich sagte, die Protopopin Marfa Gawriljewna und die Lwowna, die Kapitänsfrau, saßen zusammen und sprachen mit einander und ich hörte ihnen zu. „Wie ist denn das, Gevatterin?" fragte die Kapitänsfrau, „wird das auch wirklich so sein?" — „Gewiß, gewiß", beruhigte die Protopopin, „zweifeln Sie nicht daran; es ist, wie ich sagte, ganz sicher." — „Haben Sie ihn selbst gesprochen?" fragte die Kapitänsfrau wieder. — „Gewiß, ihn selbst", sagte die Andre, „ich sprach mit ihm, so wie ich jetzt mit Ihnen spreche." Und die Protopopin fing an ihr Alles genau zu erzählen und ich hörte zu. „Zuerst", sagte sie, „schickte er eine Soldatka, um mich zu fragen ob ich ihn sehen und mit ihm Alles, wies sich gehört, verabreden wolle. Ich sagte ihr, ich könnte ihn wohl sehen, aber nur wenn der Vater Protopope in der Kirche wäre, am Besten Abends, während der Vesper. Dann kam der Soldat selbst und ich führte ihn gleich in den Garten, als ob ich ihm Aepfel verkaufen wollte, und dort habe ich Alles von ihm erfahren. Sie glauben nicht, Gevatterin", sagte sie, „was für ein höflicher Mann er ist, wenn auch nur ein Soldat, man sieht gleich, er ist ein braver Mensch, er nannte mich: „Mütterchen Protohierarchin" und sagte zu mir „Ew. Hochsegen", — gewiß, so sagte er, weil das bei ihm zu Hause, in Petersburg, Sitte ist, dort sagt man zum Vater Protopopen und seiner Frau immer „Ew. Hochsegen". — „Was so ein Petersburger nicht Alles weiß", dachte ich bei mir. — Unterdessen erzählte die Protopopin weiter. „Sehn Sie, Gevatterin", sagte sie, „sogar dem Zaren hat man von ihm erzählt und er hat darauf mit dem Zaren gesprochen wie mit mir und ist mehrere Male im kaiserlichen Schloß gewesen. Dort soll der erste Saal von Silber sein, der zweite von Gold, der dritte mit echten Perlen ausgelegt und der vierte so schön, daß man gar nicht sehen kann, woraus er eigentlich besteht, es hat da von allen Seiten gestrahlt und gefunkelt, aber wo der Glanz herkam, konnte man nicht herausbringen, es ist wie die Sonne gewesen. Drum kann sich auch am Tage Niemand in diesem Saale auf-

Digitized by Google

halten, es blendet zu sehr, nur am Abend versammelt man sich dort und es werden dann keine Lichter angezündet, weil es ohnehin hell genug ist." So beschrieb die Mutter Protopopin Alles und erzählte auch, daß der Zar mit eignen Händen dem Soldaten hundert Goldstücke gegeben habe. „Du bringst mir hundert Maß Silbergeld dafür!" hatte er dabei gesagt. Der Zar hatte also für jedes Maß Silber ein Goldstück gezahlt. Aber die Kapitänsfrau zweifelte noch immer. „Sagt doch, Gevatterin", fragte sie, „was hat er denn noch über diesen Schatz gesagt?" — „Was ich schon erzählt habe", erwiederte die Protopopin, „er sagte, daß, wenn man den Schatz ganz herausgraben könnte, es genug wäre, um die ganze Welt damit zu kaufen. Dem Zaren muß er hundert Maß hinbringen, aber das thut Nichts, es bleibt noch genug für alle Andern. Für jeden Rubel, den wir ihm jetzt einzahlen, will er uns ein Maß Silbergeld geben, wie es Jeder wünscht, in Rubelstücken oder in kleiner Münze. Der Schatz liegt sehr tief, so daß viele Leute nöthig sind um ihn auszugraben, diese Arbeiter muß der Soldat miethen und dazu braucht er fünftausend Rubel. Er hat mir aufgetragen, Sie zu fragen, ob Sie Ihren Antheil in Rubeln oder Kleingeld wünschen?" „Ich weiß nicht recht", sagte die Kapitänsfrau, „wenn er uns nun betrügt?" — „Bewahre, bewahre, Gevatterin", unterbrach sie die Protopopin, „wie kann er uns betrügen, wenn der Zar selbst dabei ist? Nein, da ist kein Betrug! Wie wärs denn auch möglich, daß er das Geld von uns nehmen und nachher uns anführen könnte, nein, nein, daran ist kein Gedanke!" Allein die Kapitänsfrau hatte noch allerlei Bedenken. „Weiß Gott", sagte sie, „man kann doch keinem Menschen ins Herz sehen. Vielleicht giebt er uns kein ehrliches volles Maß." — „Was fällt Ihnen ein?" entgegnete die Protopopin, „das sollte ihm schwer fallen. Mir macht nur das Eine Sorge, daß ich ihm zu wenig eingezahlt habe. Ich gab ihm nur fünf Rubel, denn ich fürchtete mehr zu nehmen, weil der Vater Protopope es merken könnte." — „Ich gebe nur zwei Rubel", sagte die Kapitänsfrau, und sie sprach das so sorgenvoll, so ängstlich, daß es mir ordentlich leid um sie war. „Mit Ihnen ist es etwas Anderes", setzte sie hinzu, „ein Protopope hat einen größeren Beutel als ein armer Kapitän!" Die Protopopin tröstete sie. „So ists ja ganz gut, sagen Sie dem Soldaten, er soll Ihnen das eine Maß in Silberrubeln und das zweite in Kleingeld bringen." Dann schwatzten sie noch eine Weile hin und her, wer wohl klüger sei, die Männer oder die Frauen, und sie fanden am Ende heraus, daß die Frauen weit mehr Verstand zeigten, weil sie sich das Geld maßweise zu verschaffen wüßten, während die Männer das Nachsehen hätten. Und dann freuten sie sich darauf, wie die Männer sie künftig um Geld bitten würden und wie sie dafür zu Kreuze kriechen sollten! „Ja", sagte die Mutter Protopopin, „die sollen 'mal gehorchen lernen!" — „Das sollen sie!" sprach die Kapitänsfrau ihr nach. — „Die sollen 'mal schön nach unsrer Pfeife tanzen!" fuhr die Protopopin fort. — „Und wie sollen sie tanzen!" wiederholte die Andere. „Bis ihnen der Athem ausgeht," sagten Beide, „ja, wir wollen ihnen zeigen, wo Barthel Most holt!" Noch lange flüsterten und kicherten sie zusammen. Endlich gingen sie und ich konnte aus der Scheune heraus. Während ich meines Weges ging, dachte ich bei mir: „Die Suppe hat der Soldat, den ich neulich gesprochen hab', eingebrockt, und er lügt, der Hund! Wie soll er zu so viel Silber kommen? und der Zar wird sich auch gerade mit einem Soldaten einlassen, als ob er nicht Generäle genug hätte, denen er nur zu befehlen braucht. . . . , und diese

Digitized by Google

Soldatka, die mit ihm geht, das ist Dunjaschka, keine Andere .... verteufeltes Weib..... aber nimm Dich in Acht, ich schlage Dich, wie 'n tollen Hund .... ich will meinem Herzen schon Luft machen .... bei allen Heiligen! ...." Gegen Abend kam Dunjaschka und brachte mir fünf Rubel. „Da", sagte sie, „bezahle Deine Schuld." — „Wo bist Du gewesen?" fragte ich. — „Ich bin jetzt bei einem Soldaten", sagte sie ganz ruhig und offen mir ins Gesicht. — „Und Du schämst Dich nicht mir das zu erzählen?" — „Warum sollte ich mich schämen die Wahrheit zu sagen?" — Ich fuhr auf und wollte sie schlagen, sie wehrte sich nicht. „Schlag zu", sagte sie, „vielleicht prügelst Du die Thorheit aus mir heraus. Ich weiß selbst nicht, was mit mir ist, — ich glaub fast, dieser Soldat hat mich verzaubert." — „Lüg nicht", rief ich, „sage wenigstens die Wahrheit, daß Dich das Geld zu ihm gelockt hat." — „Nein", sagte sie und that einen Schwur darauf, „ich lieb ihn!" — Was war da zu machen? Ob ich ihr glaubte oder nicht, für mich wars gleich bitter. Nun fing sie an mich um Verzeihung zu bitten. „Du weißt, Matjuscha", sagte sie, „der Mensch hat sein Herz nicht allezeit in der Gewalt; drum verzei' mir! und wenn Du willst, schlag' mich nur, — vielleicht wird's Dir dann leichter ums Herz. Mir ists so leid um Dich, so sehr leid! ...." Das sagte sie, ich aber hob die Hand nicht mehr gegen sie auf, was hätte es auch genützt? — „Geh", sagte ich, „das Schicksal hats so gewollt!" So ging sie. Womit der Soldat es ihr so angethan hatte, konnte ich nicht begreifen.

Drei Tage waren vergangen, da kam sie wieder zu mir. „Was führt Dich her?" fragte ich sie. — „Will von Dir Abschied nehmen, denn ich fahre mit ihm fort." — „Wohin?" fragte ich. — „Wohin er mich führt." Ich versuchte es ihr auszureden, brachte allerlei Gründe vor, aber sie wollte Nichts hören — und so trennten wir uns. Für mich kam eine traurige Zeit, ich konnte sie nicht vergessen und grämte mich jeden Tag und jede Stunde nach ihr. Wohl war sie vor dem Gesetz nicht meine Frau gewesen, aber wir hatten gut mit einander gelebt, hatten uns ans Zusammensein gewöhnt und nun fehlte sie mir überall.

Der Soldat aber hatte die Weiber mit seinem Schatze angeführt, es waren ihrer so Viele, die sich hatten fangen lassen, daß man sie nicht zählen konnte.

Ein Jahr verging, dann kam Dunjaschka eines Tages wieder, aber wie? .... verloren und verblüht, ganz zu Grunde gerichtet — und Alles um diesen Soldaten! Ihre Schönheit war hin und ihre Jugend. Ich wollte sie wieder zu mir nehmen, denn wo sollte sie hin? Aber sie wollte nicht. „Nein, Matjuscha", sagte sie, „rühr nicht ans Vergangene, laß das sein, Lieber, ich hab' gelebt und bin glücklich gewesen, jetzt ist es aus. Mein Festtag ist zu Ende und nun kommt die Ruhe". Dabei standen ihr die Augen voll Thränen. Ich fragte sie, wie Alles so gekommen wäre, und sie erzählte mir. Das war ein geriebener Kopf, dieser Soldat, mehr als tausend Rubel hatte er für seinen Schatz gesammelt. Zuletzt aber waren die Bauern hinter seine Schliche gekommen und hatten ihm mit Fragen scharf zugesetzt: „Wo ist der Schatz? zeig ihn uns!" Er hatte allerlei Ausflüchte gemacht und ihnen Dies und Jenes vorgeredet, aber sie hatten nichts hören wollen und ihn zuletzt festgenommen und vors Gemeindegericht geführt. Dort hatte er versucht, loszukommen und der Gemeinde fünf Eimer Silbergeld aus seinem Schatz versprochen. Aber das Gericht wollte nichts

Digitized by Google

davon wissen, sondern that einen Spruch gegen ihn, daß er den Bauerfrauen alles Geld zurückzahlen sollte. Nun stellt Euch nur die Weiber vor, statt daß sie dem Gericht für seinen Spruch gedankt hätten, erhoben sie ein großes Geschrei, die Männer wollten sie berauben, wollten sie um ihren Gewinn bringen! Sie haben so getobt und gelärmt und keine Vernunft annehmen wollen, daß die Männer die Geduld verloren und zugeschlagen haben, und da war keine, die nicht wegen dieser Geschichte ihre Prügel bekommen hätte. Der Soldat war unterdeß mit seinem Gelde davongegangen, in die Gouvernementsstadt. Dort fing er ein lustiges Leben an, trieb sich in den Schänken umher, war alle Gottestage betrunken, brachte allerlei Dirnen mit nach Hause und verlangte, Dunjaschka solle sie bewirthen. Weiter erzählte Dunjaschka, daß er sie oft geschlagen habe, halb todt geschlagen mit dem ersten besten Dinge, das ihm in die Hand kam, und wofür? „sie liebe ihn nicht", hatte er gesagt, und dann hatte er sie geschimpft und an ihren langen Zöpfen gerissen. Sie aber hatte immer nur still geweint. Wie sie das erzählte, faßte mich der Zorn. „Warum bist Du nicht fortgelaufen?" fragte ich. „Ach, Matjuschа", sagte sie, „frage nicht, hätte er mich nicht fortgejagt, so wäre ich jetzt noch bei ihm, ich wäre eher gestorben als fortgegangen, . . . ich hab ihn ja geliebt, den schlechten Menschen . . . . ach, wie geliebt! 's war mehr als menschliche Kraft darin!" — „Und Du rechnest ihm nicht an, daß er Dich geschlagen und Dir so viel Schlimmes angethan hat?" — „Was thut das? viele Männer schlagen ihre Frauen, — ich dachte auch, er würde vielleicht wieder anders werden: ich hab' ihm ja Alles zu Gefallen gethan, hab' immer gesucht, es ihm in allen Stücken recht zu machen. Und Geld, Matjuschа, Geld habe ich von ihm nicht genommen, nur das eine Mal die fünf Rubel für Dich."

Was soll ich Euch noch weiter erzählen? — Das Herz that mir weh um das arme Weib. Sie fing an fleißig die Kirche zu besuchen und die Leute, zu denen sie in Dienst ging, konnten sie nicht genug loben, sie sei so still und folgsam, sagten sie, so emsig und freundlich. — — Gegen den Winter hin kam ein Brief von ihrem Manne, er verlangte, sie solle zu ihm in den Kaukasus kommen. „Ohne Frau", so schrieb er, „kann ich hier nicht auskommen, hier giebt's nur Tscherkessen und andere Wilde, ... auch einen guten Commandeur haben wir." — Wie sollte Dunjaschka in den Kaukasus gehen? Seit einiger Zeit hatte sie einen bösen Husten und warf zuweilen Blut aus, vielleicht hatte sie der Soldat so stark geschlagen, wohl auch vor die Brust gestoßen . . . . sie verging, wie Wachs am Feuer schmilzt. Es wurde Einem weh ums Herz, wenn man sie ansah, wie konnte sie eine so weite Reise machen? — — — Der Frühling kam. Eines Tages fuhr ich an den Fluß, um Wasser für den Samowar zu holen. Die Protopopin Marfa Gawriljewna hatte die Kapitänsfrau zum Thee eingeladen, wahrscheinlich um sich gegenseitig über den Betrug des Soldaten zu trösten, denn nun konnten sie nicht mehr zweifeln, weil der letzte Termin vorbei war, Dunjaschka hatten sie es nicht glauben wollen. Als ich zum Flusse hinunterfuhr, sah ich Dunjaschka am Ufer stehen und ihre Wäsche waschen. Sie kam auf mich zu. „Ich will in den Kaukasus gehen", sagte sie. — „Sprich doch nicht so unvernünftiges Zeug", antwortete ich ihr, „solch eine weite Reise ist Nichts für Dich, bleib ruhig hier!" „— Nein", sagte sie, „mein Mann hat wieder schreiben lassen, ich soll auf jeden Fall kommen, und ich geh, Matjuschа." — „Das ist ja keine Möglichkeit, schau Dich doch an, wie siehst

Digitized by Google

Du denn aus!" — „Mir iſt jetzt ſchon beſſer, Gott ſei Dank", ſagte ſie, „und darum geh ich beſtimmt!" . . . .

Am andern Tag ſtarb ſie. — — —"

Alle ſchwiegen, nachdem Matwei ſeine Erzählung beendet, es war ſo ſtill ringsum, daß man die Athmenzüge des ſchlafenden Greiſes hörte. Die Grütze war fertig gekocht und dampfte.

„Seltſame Geſchichten!" ſprach endlich einer der jungen Bauern.

„Seltſam wohl, mein Sohn, doch Alles kommt von Gott."

„Was glaubſt Du, Matwei, wo iſt Dunjaſchka jetzt, im Himmel oder in der Hölle?"

„Wer mags wiſſen? Unſer Verſtand iſt zu klein für ſolche Dinge — darüber entſcheidet Gott."

„Aber nach menſchlichem Urtheil?"

„Was iſt der Menſchen Urtheil? — Du haſt ja gehört, ſie lebte ohne Falſchheit und Verſtellung, ſie hat Niemand betrogen und immer nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen gehandelt; und doch, wer kann's ſagen? Es liegt in Gottes Hand! . . ."

Während Matwei ſo ſprach, waren durch die ſtille, klare Nachtluft einzelne Töne fernen Geſanges herübergeklungen, näher und näher kamen ſie jetzt, am Fluſſe entlang durch den Wald und nun erſcholl ganz nah ein friſches, munteres Lied im vollen Chor:

Du haſt mich geküßt wohl lange Zeit,
Geküßt und geherzt, doch nimmer gefreit —
Nun ſpotten die Leut'! . . . .

„Die Mädchen kommen! hört, wie ſie ſingen!"

„Gehn wir ihnen entgegen!"

„Ja, Kinder, kommt!"

„Hört nur, wie voll und laut, was für Stimmen!"

„Prächtig!"

Digitized by Google

Um ein Weib.

Nach dem Engliſchen des McKay von **Udo Brachvogel.**

I.

Colyer und Mary.

Du blickſt den Weg hinauf, der ſtark anſteigend nach Weſten führt. Er zieht ſich in der Schlucht empor zwiſchen ſtarren Felſen, deren rechts von Dir liegende Wand ſo ſteil über der Häuſerreihe aufſteigt, daß ſich dieſe, um nur für den Fahrweg Raum zu laſſen, aufs Engſte an ſie anſchmiegen muß. Weiter hinauf ſpringt ein Seitenſporn des Gebirgs in die Schlucht vor. Seine Abhänge fallen weniger jäh hernieder und auf dem abgeplatteten Scheitel trägt er das Schulhaus und die Kirche des Orts.

Das iſt Cinnobar City *).

Du blickſt zurück, die abfallende Straße hinunter und hörſt das Raſſeln der Poſtkutſche, welche ſich dem Bergwerkſtädtchen nähert. Ein paar Augenblicke ſpäter und Du ſiehſt ſie auch. Neben dem Kutſcher ſitzt ein hochgewachſener, ſtaubbedeckter Reiſender, der mit leuchtenden Blicken das Bild, welches ſich vor ihm entfaltet, in ſich trinkt. Der Kutſcher erzählt ihm eben von den neuerſchloſſenen Minen, von dem Wachsthum des Orts, von ſeinem Reichthum. Denn der Reiſende iſt Monate lang abweſend geweſen und in dieſen Monaten hat ſich Cinnobar City an Größe verdoppelt.

Bevor die Poſtkutſche vor dem „Queckſilberhotel" anhält, muß ich Dir die Geſchichte dieſes Mannes erzählen. Er heißt Garret Colyer. Seine Heimat liegt im fernen Oſten, wo er Rechtswiſſenſchaft ſtudirt hat und dann in einer der größten Städte an der atlantiſchen Küſte als Anwalt feſten Fuß zu faſſen ſuchte. Kurz darnach wurde er nach ſeinem Geburtsort zurückgerufen, um daſelbſt die unentgeltliche Vertheidigung eines jungen Taugenichts zu übernehmen, der nicht die Mittel beſaß, einen bereits berühmten Anwalt zu bezahlen. Colyer warf ſich mit begeiſtertem Eifer für ihn in die Breſche, rettete ihn aus faſt hoffnungsloſer Lage und drückte ihm ſchließlich ſoviel Geld in die Hand, daß er nach dem fernen Weſten und allen weiteren Beunruhigungen aus dem Wege gehen konnte. Jung Stanley nahm das Geld, gab Verſprechungen im zehnfachen Werth zurück und man ſchenkte den Verſicherungen ſeiner Beſſerung Glauben. Wäre er nur erſt einmal draußen in den Felſengebirgen — meinte er — ſo könne es ihm nicht fehlen, Vater und Schweſter eine verheißende Zukunft zu ſichern. Er gelobte zu ſchreiben, ſobald ſeine Ausſichten der Art ſein würden und reiſte ab. Und in der That, ſchon nach Verlauf einiger Monate ſchrieb er aus Cinnobar City. In den verlockendſten Farben ſchilderte er, was er gefunden, malte er, was die Zukunft bereit halte. Vater und Schweſter ſollten ihm nur ſofort folgen, es würde ihm durchaus nicht ſchwer fallen, ſchon jetzt für ſie zu ſorgen. Aller-

*) Zinnoberſtadt.

Digitized by Google

dings könne er ihnen die Mittel zur Reise nicht schicken — vielleicht würde sich für sie dieselbe Vorsehung finden, die ihm über diese 2500 Meilen hinweggeholfen. Und dieselbe Vorsehung fand sich wirklich. Colyer griff abermals in die Tasche. Er gab Alles her, was er hatte — und mehr als das, als setze er seine ganze Existenz auf diesen einen Wurf — schloß er sich selbst den Stanleys an. Indessen, als sie in Cinnobar City anlangten, war von dem jungen Taugenichts keine weitere Spur vorhanden, als ein sehr kühl abgefaßtes Schreiben, in welchem er anzeigte, daß der Ruf von Quartz-City ihn verlockt habe, sich dorthin zu begeben, und daß er Vater und Schwester zu sich entbieten würde, sobald seine goldenen Träume daselbst Wirklichkeit geworden sein würden.

Und so saßen denn die Stanley's sammt ihrer Vorsehung in Cinnobar City und 3000 Fuß über dem Meer auf dem Trockenen. Allein sie verzagten nicht. Es wurde von ihnen sofort der Entschluß gefaßt, Alles in Angriff zu nehmen, was ihnen nur einen dürftigen Unterhalt versprach und wer dies an solchen Plätzen thut, wo das Capital lediglich auf die Arbeitskraft harrt, um mit ihr die Schatzkammern der Erde auszuräumen, ist noch nie zu Grunde gegangen. Cinnobar City aber war ein solcher Platz. Und so folgten denn auch für die Stanley's den Tagen der Bedrängniß bald die des Gedeihens. Schließlich konnte Colyer sich sogar auf den Weg machen, um dem jungen Taugenichts nachzuspüren, von dem man seit der Ankunft in Cinnobar City kein Lebenszeichen empfangen hatte. Wochen lang suchte er nach ihm. Aber weder in Quartz City, noch in Silver Camp, noch in Copperopolis konnte er etwas über ihn in Erfahrung bringen. Jung Stanley war verschollen. Man sah der Thatsache ins Gesicht und bemühte sich, ihn zu vergessen.

Colyer nahm seine Rechtspraxis mit erneutem Eifer auf. Er gesellte sich einen Partner zu, einen jungen Anwalt Namens Ridley, und bald stand ihr Geschäft in voller Blüthe. Unter den Prozessen, welche ihnen anvertraut wurden, befand sich einer, in welchem es sich um den größten Theil des ganzen Minenlandes handelte, welches Cinnobar City umgab. Es wurde nöthig, daß Colyer nach Washington ging, um den Fall vor dem Bundesgericht in eigener Person zu führen. Diese Reise war es, von welcher Du ihn eben ruhmbeladen zurückkehren siehst.

„Aber warum dieses ganze, abenteuerliche Leben, diese Suchefahrten, diese Reisen über tausende von Meilen?" fragst Du. Es war nicht um des jungen Taugenichts willen geschehen, daß er die östliche Hauptstadt mit dem rohesten Felsengebirgswesten vertauscht, noch wegen des Vaters, der in diesem Augenblick fast schon ein Jahr lang im Grabe ruhte. Keiner von Beiden hätte ihn vermocht, ihretwegen einen Schritt zu gehen. Aber da war Mary Stanley — und für sie hätte er die ganze weite Welt durchzogen. Ehe er sich nach Washington aufgemacht, hatte er ihr seinen Partner vorgestellt und sie für die Dauer seiner Abwesenheit dem Schutz desselben empfohlen. Und wie er jetzt den Ort wieder vor sich sieht und den Kutscher von den Veränderungen sprechen hört, welche Alles erfahren, da hört er nur mit halbem Ohr auf diese Sirenengesänge fabelhaften materiellen Wachsthums — wie sich auch Alles verwandelt haben möge, das, was er zurückgelassen, soll von keinem Wechsel, von keiner Veränderung berührt sein.

Und Mary steht dort oben am Fenster des Schulhauses, welches die Schlucht beherrscht und in dem sie als Lehrerin den Kampf um die Seelen

Digitized by Google

des heranwachsenden Cinnobar City wie eine junge Heldin führt. Sie sieht die schwere Postkutsche kommen, sieht und erkennt denjenigen, der vom Vordersitz aus zu ihr emporschaut — und wendet sich ab mit erschrecktem, wirrem, trübem Blick.

Garret Colyer war längst von seinem hohen Sitz herabgesprungen. Gar manche Hand hatte er vor dem Quecksilberhotel zu schütteln, gar manche Frage zu beantworten. Er schüttelte Hände und Fragen gleich hastig ab und eilte den Felsenpfad empor, der zu dem Schulhaus hinaufführte. Er hatte noch nicht die Hälfte des Wegs erklommen, als auch Mary schon in der Thür ihres Heimwesens erschien, um ihn zu bewillkommnen. Als er dicht an sie herantrat und sie stumm an beiden Händen hielt, glänzte ein Lächeln durch die Schatten der Niedergeschlagenheit, die über ihren Zügen lagerten.

„O Garry!" rief sie. „Wie freut es mich, daß Du endlich wieder da bist!"

Er schloß sie nicht an seine Brust. Er stand, ihre Hände festhaltend, vor ihr und blickte forschend in ihr Gesicht.

„Fehlt Dir etwas, Mary?" fragte er. „Ist Dir etwas zugestoßen? Ist —"

Er wagte nicht zu vollenden.

„Frage nur, Garry, frage nur."

„Bist Du mir noch, was Du mir früher warst?"

„Gewiß, ich bin unverändert!"

„Der Himmel sei gesegnet!" rief er und riß die zarte Gestalt an sich. Dann hielt er ihren Kopf ein wenig weg von sich und fuhr fort: „Aber Du siehst so ermüdet aus. Die Schule greift Dich an. Doch Geduld, schon morgen ist es nicht mehr nöthig, Mary — dieser Proceß hat unser Glück gemacht!"

„Du sollst meinetwegen nicht besorgt sein, Garry. Ich bin der Schule weder überdrüssig, noch schadet sie mir. Du wirst doch jetzt — hier bleiben? Wie könnte es da fehlen, daß ich mich bald wieder erhole?!"

Und nun sprachen sie über Allerlei. Aber der Ernst, der über ihren ersten Worten gelegen, wich nicht von ihrer Unterredung. Ohne es zu wissen, waren sie den Weg wieder hinabgeschritten, der zu der einzigen Straße von Cinnobar City hinunterführte und zu jener Reihe von Häusern, welche sich so dicht an den Fuß der hohen Granitwände festnestelte.

Sie schritten die Häuser entlang. Plötzlich fiel Colyer's Blick auf seinen eigenen Namen, welcher neben dem von Ridley auf schwarzem Schilde prangte:

Colyer und Ridley,
Rechtsanwälte.

„Wahrhaftig, fast hätte ich Ridley vergessen!" rief er heiter. „Weshalb mag er nicht gekommen sein, mich zu begrüßen? Wie geht's ihm? Sahst Du ihn kürzlich?"

„Ja", antwortete sie mit leichter Befangenheit. „Ich sah ihn gestern — er ist nicht wohl. Ich erfuhr viel Freundliches von ihm, während Du fort warst."

Colyer trat in's Haus und fand Ridley an seinem Arbeitstisch.

„Sieh da, Colyer!" rief er. „Da sind Sie also wieder? Nun, ich freue mich!"

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Neugierige.

Digitized by Google

Digitized by Google

Er drückte die Hand seines Geschäftsgenossen, — aber sein Blick entsprach weder diesem Druck noch seinen Worten.

„Was fehlt Ihnen", fragte Colyer, indem er ihn scharf in's Auge faßte. „Sie sehen erschöpft aus, Ridley — was ist's?"

„Erschöpft — so? Nun, ich bin nicht wohl", antwortete er in verdrießlichem, für Colyer an ihm gänzlich neuen Ton. „Dieses verwünschte Nest paßt mir nicht länger, und je eher ich davon gehe, desto besser für mich. Vielleicht für uns Beide, Colyer! Aber wirklich, es freut mich, daß Sie zurück sind, denn wir können jetzt gleich unsere Rechnungen abschließen und uns trennen. Ich sehe Sie morgen früh deshalb."

Er erhob sich und wollte gehen. Aber Colyer hielt ihn zurück.

„Es muß etwas bei Ihnen nicht richtig sein, Ridley", sprach er. „Was ist? Heraus mit dem, was Sie mir verbergen wollen. Was ist vorgefallen?"

„Gar nichts!" wehrte Ridley ab. „Ich bin krank und will mich hinlegen — das ist Alles. Folgen Sie mir nicht, Colyer! Es kocht etwas wie Wildheit in meinen Adern — und ich tauge zu keiner Unterhaltung, tauge zu nichts, Colyer!"

Er ging. Colyer saß nun allein in der Schreibstube und dachte über das Erfahrene nach, bis die Sonne unter war. Dann schloß er die Thür hinter sich und ging den dunkeln Weg an der Häuserreihe entlang, schlug sich darauf zur Rechten, wo ein paar zerstreut liegende Wohnungen eine Art Vorstadt zu Cinnobar City bildeten und stand vor einem dieser Häuser still. Aus dem Dunkel der Thür trat ihm eine Gestalt entgegen und er hörte seinen Namen nennen.

„Ja, ich bin es, Mary", sagte er. „Ich möchte mit Dir reden."

Hart an der Felsschlucht lag ein kleiner, grüner, mit Cedern bewachsener Platz. Dorthin führte er Mary Stanley.

„Mary", hob er an, „Du sagtest mir, Ridley sei krank und er hat es mir bestätigt. Aber ich sah mehr, als daß er nur unwohl ist. Meine Heimkehr verdrießt ihn. Er sagte mir, er wolle sich zu Bett legen und doch sah ich ihn eben noch die Straße hier kreuzen. Weißt Du, was mit ihm ist?"

Seine Worte klangen tief ernst, aber nicht unfreundlich. Selbst im Mondlicht sah er, daß Mary erbleichte — so sehr strömte ihr das Blut zum Herzen zurück — als er die Frage an sie stellte.

„Ja, ich weiß, was ihm fehlt", antwortete sie endlich.

Sie hatte den Arm um den Stamm einer schlanken Ceder geschlungen und drückte sich an ihn fest, damit er ihr Beben nicht bemerkte.

„Und wie lange weißt Du es?"

„Seit gestern!"

Er hörte das Zittern ihrer Stimme, und wie ein Schüttelfrost durchschauderte es auch seine hohe, markige Gestalt. Er blickte zum Mond hinauf, doch sah er nichts und hörte nichts — hörte nicht ein Mal die unartikulirten Laute, die sich aus der gepreßten Kehle des Mädchens rangen.

So standen sie eine Weile, eine lange Weile nebeneinander. Endlich kamen ihr die Sinne wieder.

„Du mußt ihm nicht zürnen, Garry", hörte er sie sagen. „Ich allein trage die Schuld an dem, was vorgefallen. Er wußte nichts davon, wie wir mit einander stehen. Und als ich's ihm sagte, hat es ihn sehr unglücklich ge-

Digitized by Google

macht. Er wird gehen. Gewiß, er wird es und Dir nicht mehr im Wege stehen."

Er sah sie anscheinend theilnahmlos an und sagte:

„Was hast Du zu ihm gesagt?"

„Ich sagte ihm die Wahrheit", antwortete sie rasch. „Kannst Du daran zweifeln, Garry?"

Die Kraft verließ sie. Sie sank auf den Rasen nieder, der den Felsengrund nothdürftig überdeckte und schluchzte laut. Selbst das schien Colyer's Ohren nicht zu erweichen. Es war ihm, als sei in seine Brust plötzlich der Tod, schwer und eisig gekommen, als weigere sich sein Inneres, Schmerz oder Theilnahme oder sonst etwas zu empfinden, und als er nun wieder sprach, klang ihm eine Stimme wie aus andrem Munde kommend, wie die eines Fremden.

„Hast Du ihm die ganze Wahrheit gesagt, Mary?"

Sie fuhr empor.

„Frage mich nicht so, Du hast kein Recht so zu fragen!" klang es fast unwillig von ihren Lippen. „Ich habe Dir nicht Unrecht gethan, ich habe ihn von mir gewiesen, sobald es mir klar wurde, was ihn zu mir führte. Ich sagte ihm, daß ich nur an Dich dächte, und daß ich geglaubt, er habe es von Anfang an gewußt. Ich sagte ihm auch, wie gut Du zu mir gewesen, was Du für uns gethan und wie leicht Du verletzt seiest. Und er versprach mir, fortzuziehen zu wollen sobald Du kämest. Ist Dir das nicht genug?"

Sie streckte ihm die Hände entgegen. Garret Colyer beachtete es nicht.

„Und weiter ist nichts zwischen Euch vorgefallen?"

„Ich bin Dir treu gewesen, Garry! Aber wenn Du so grausame Fragen an mich stellst — —"

„Ich muß die ganze Wahrheit haben, Mary. Als ich Dich heute zuerst sah, ahnte ich sie. Jetzt — jetzt erkenne ich sie."

Sie vergrub ihr Gesicht in den Händen und verharrte schweigend. Der Nachtwind rauschte durch das Cederngeäst. Von weit zur Rechten tönte das Rauschen des Gebirgsbaches herüber.

Colyer erhob sich.

„Ich gehe jetzt, Mary", sprach er. „Lebe wohl."

Sie zuckte empor und klammerte sich an seine Arme.

„Du darfst nicht gehen, Garry", rief sie. „Bleib bei mir!"

„Wozu? Hast Du mir noch mehr mitzutheilen?" war Alles, was er sagte.

„Nicht so, sprich nicht so", flehte sie in verzweifelndem Ton. Sie sah ihm in's Gesicht und fuhr zurück. „Es hilft nichts", schrie sie auf. „Ich sehe es, es hilft nichts, Du wirst mich doch verlassen. Aber Eins mußt Du mir schwören, Garry", setzte sie leidenschaftlich hinzu. „Keine Händel mit ihm zu suchen, Ridley kein Leids zu thun!"

Er lachte auf, es klang traurig und schaurig zugleich.

„Nichts zu Leide soll ich ihm thun? Und es ist vielleicht dasselbe, was Du Dir hast von ihm versprechen lassen? Wir werden ja sehen, ob er Wort hält. Dort unten im Busch hat er eine prächtige Gelegenheit, mich los zu werden. Vielleicht wartet er dort auf mich, während ich seine kostbare Zeit hier verschwende."

Sie streckte noch einmal die Hände nach ihm aus. Er schritt vorüber, indem er sich zur Seite beugte, um nicht daran zu streifen.

„Und gesegnet hätte ich ihn, Mary Stanley, wenn er statt dessen, was

Digitized by Google

er mir gethan, nur mein armselig Leben genommen hätte. Gesegnet hätte ich ihn Dir!"

Dann hörte sie nichts mehr. Unter den rauschenden Cedern war er verschwunden.

II.

Colyer und Ridley.

Colyer ging geraden Wegs nach der Wohnung Ridley's, die auch die seinige war. Er fand ihn nicht. Dann durchstreifte er die Läden und Trinkstuben, aber auch dort war er nicht zu finden. Zuletzt trieb es ihn wieder in die Einsamkeit hinaus, um sich zu sammeln, sich Raths bei sich selbst zu holen, der Stimme der Erinnerung zu lauschen. Es gab noch einen Flecken für ihn in Cinnobar City, der nicht den Bann trug, mit dem ihm plötzlich alles Uebrige geschlagen war. Dort oben auf dem Gipfel der Felswand, wo die drei Tannen sich schwarz vom mondhellen Himmel abhoben, dort, wo er die letzten Stunden mit Mary zugebracht hatte, bevor er nach dem Osten gegangen war, um durch den großen Proceß sein Glück zu machen, dorthin zog es ihn und dort hinauf klomm er den schwindlichen Pfad. Unter den Tannen sank er hin, um der Stimme der Erinnerung zu lauschen.

Wie schwer war es ihm damals erschienen, sich von Mary zu trennen! Die traurigste Stunde seines ganzen Lebens war ihm jene Trennungsstunde gewesen. Und jetzt stand sie vor ihm wie ein Glück, wie die Fülle alles Glückes, von der ihm auch der kleinste Brosamen nie wieder zufallen konnte. Während all' der Monate, welche er in der Ferne zugebracht, hatte er Mary hier sitzen sehen, hier unter den drei Tannen; hatte er gewähnt, daß sie seiner gedachte, hatte er sichs ausgemalt, wie das leise Rispeln des nadlichten Geästs ihr seinen Namen zuflüsterte. Warum war er nicht gestorben so lange all' dieses Wähnen und Glauben noch unerschüttert war?!

Er streckte sich auf den Boden. Die hämmernde Stirn gegen den moosigen Felsen gepreßt lag er da. Tief unter ihm, in den Läden, Gasthäusern und Trinkstuben der Minenstadt hatte sich die Nachricht von seiner Rückkehr rasch verbreitet und es gab sogar Leute, welche ihm nicht nur eine glänzende Zukunft prophezeiten, sondern dies auch mit aufrichtiger Freude über seinen Erfolg thaten. Nur in seinem eignen Herzen war nichts mehr lebendig, was wie eine Hoffnung, wie ein Glauben, wie eine Zukunft aussah. Starr und kalt, wie der Fels, an dem er seine Stirn festdrückte, war dieses Herz geworden, in Verlauf einer kurzen, armseligen Stunde geworden.

Als er sich wieder erhob, ging er müden Schritts der Stadt zu. Nur die Trinkstuben waren jetzt noch offen. Er ging nach Ridley's Wohnung und fand ihn dort schlafend. Sein Kopf hing über die Seite des Bettes hinaus. Die Decken hatte er von sich geworfen. So hell schien der Mond, daß Colyer dies Alles auf den ersten Blick übersehen konnte.

Er setzte sich neben das Bett des Schlafenden. Die Gefühle, die sich seiner zuerst bemächtigt hatten, waren die des wildesten Racheverlangens gewesen. Jetzt kam ein ganz Anderes über ihn. Das Bewußtsein der Vereinsamung ergriff ihn plötzlich, stieg dunkel und riesengroß vor ihm empor, packte ihn mit würgendem Griff. Er gedachte des unendlichen Schmerzes,

Digitized by Google

der ihm noch bevorstand, der vollen Erkenntniß des grausamen Verlustes, den sein Leben fortan vergiften würde. Und er zwang seine Seele, dicht neben dem pochenden Herzen des Mannes, der das Alles über ihn gebracht, ruhig zu bleiben, und ohne Aufschrei dem ganzen Entsetzen in's Gesicht zu starren.

Plötzlich fuhr der schlafende Mann empor, riß die Augen groß auf und erkannte, wer die Wacht neben seinem Lager hielt.

„Was wollen Sie? Was führt Sie hierher?" rief er herausfordernd.

Das heiße Blut schoß in das erstorbene Hirn Colyer's empor. Er sprang auf, an nichts denkend, nichts fühlend als die Wunde, die ihm breit in der Brust klaffte und welche ihm der Andere da versetzt.

„Ich kam Sie umzubringen!" rief er. „Sie können mir nicht zurückgeben, was Sie mir genommen, ich bin da, um Sie umzubringen."

Aber schon im nächsten Moment hatten seine Züge wieder einen andern Ausdruck angenommen. Und noch einen Augenblick später lag er auf den Knieen neben dem Bett des Mannes, welchen er umbringen wollte und neigte seine Stirn auf die Kissen.

Ridley saß aufrecht im Bett. Ueberrascht, fast erschreckt blickte er auf die knieende Gestalt. Dann sprang er heraus und warf sich in seine Kleider. Er ging mehrere Mal im Zimmer auf und ab, stieß dann das Fenster auf und starrte eine Weile in die Mondnacht hinaus. Hierauf trat er wieder auf das Bett zu, bog sich über den knieenden Mann, seinen Freund, hob ihn mit seinen starken Armen auf und setzte ihn wie ein Kind auf einen Stuhl. Dann holte er Pfeifen und Tabak herbei, zündete die eine sich an, schob die andere Colyer zu und rückte so nahe an ihn heran, daß die Kniee der Partner einander berührten.

„Das Rauchen wird Ihnen wohlthun, wollen Sie nicht anzünden?"

Colyer bewegte die Lippen nicht.

Plötzlich sprang Ridley auf und warf die Pfeife zur Seite. Im nächsten Augenblick dröhnte sein lautes Lachen weit auf die stille Straße von Cinnobar City hinaus und inmitten dieses Lachens nannte er sich und Colyer einen verwünschten Thoren.

„Das fehlte mir noch!" rief er aus. „Hier sind zwei große, handfeste Burschen, welche es mit wilden Thieren und noch wilderen Menschen zu thun gehabt, die vor Noth und Hunger, vor Kälte und Hitze fast umgekommen sind, sich aber immer wieder aufgerafft und durchgeschlagen haben, die Gutes und Schlimmes miteinander getheilt haben und nie besser am Platz zu sein meinten, als wenn es sich darum handelte, Einer für den Andern mit Allem einzustehn. Und auf einmal bilden diese beiden Burschen sich ein, daß sich Alles für sie um ein Weib drehe und daß ihr der Eine nur über den todten Leib des Andern nahe kommen könne. Colyer, sind wir verrückt? Kommen Sie her, lassen Sie uns um die kleine Lehrerin würfeln."

Er lachte, da er es sagte, aber es war ihm Ernst damit. Er nahm einen großen Folianten vom Tisch und legte ihn so, daß die Beine des Freundes sowohl wie seine eigenen ihm als Stütze dienten und schob dann die Würfel Colyer zu.

„'S ist nur ein Versuch", sagte er.

„Sie zuerst!" rief Colyer hastig.

„Mir einerlei — da!" Und die Würfel rollten.

Digitized by Google

Colyer beugte sich tief herunter, um in dem Mondlicht die Augenzahl zu erkennen und zusammenzurechnen. Nach einer Weile sagte er:

„Ich brauche nicht mehr zu würfeln. Ich habe schon jetzt so gut wie verloren.“ Es war eine doppelte Sechs, die Ridley geworfen. Dennoch hielt ihm dieser die Würfel mit gebieterisch auffordernder Geberde hin. Colyer rührte sich nicht. Als der Andere dies sah, warf er die Würfel weit von sich und erhob sich ungestüm. Der Foliant fiel krachend zur Erde.

„Mit dem Würfeln ist's also nichts!“ sagte Ridley, indem er so, daß das Mondlicht mit seiner ganzen Helle auf die Platte fiel, einen kleinen Tisch vor den Spielgenossen hinrückte. Im nächsten Augenblick hatte er das Schachbret darauf gestellt und auf dieses die zum Spiel nöthigen Figuren ausgeschüttet. „So spielen wir zum Mindesten eine Partie Schach um das Mädchen! Sie selbst haben mir ja das Spiel in unserem ersten Winter gelehrt und dürfen sich nicht beklagen, dabei im Nachtheil zu sein.“

„Mein Schüler, ja wohl“, sagte Colyer wie abwesend, „mein Schüler!“ Und lebhaft setzte er hinzu: „Das ist das Richtige. Das allein kann den Kram in Ordnung bringen. Spielen wir denn — spielen wir um Alles!“

Er that den ersten Zug. Ehe jedoch Ridley seinem Beispiel folgte, stand er auf, öffnete eine Schublade, zog eine zinnerne Büchse hervor und entnahm derselben ein Bündel bedruckter Papiere, welches er auf den Tisch warf. Colyer wußte, daß es Vereinigte Staaten Obligationen waren, die Anlage einer Erbschaft, welche Ridley erst vor kurzem zugefallen war. Uhr und Kette, die er unter seinem Kopfkissen hervorzog, legte er ebenfalls zu den Papieren.

„Um Alles, das ist mein Einsatz!“ sagte er, indem er sich wieder hinsetzte. „Ich weiß, wie Sie über mich denken, Colyer. Sie sagen, ich hätte Ihnen Alles genommen, was die Welt für Sie besaß. Dasselbe würde ich von Ihnen sagen, wäre ich an Ihrer Stelle. Aber gerade darum soll es auch nicht heißen, daß ich etwas bergen, etwas bei Seite habe schaffen wollen, wo es sich um Ihr Alles handelt. Da sind noch meine Bücher, mein Pferd, Sie selbst haben's mir geschenkt und nie ist ein Pferd besser gehalten worden als dieses, meine Büchse und mein Antheil an Ihrem Geschäft. Spielen wir jetzt um Alles!“

Und sie spielten, spielten schweigend und ohne sich viel zu bewegen, als seien es Statuen, deren Händen das zitternde Mondlicht Leben leihe. Nur hin und wieder entfuhr ihnen ein leise gesprochenes Wort, aber es gehörte immer zum Spiel — zu dem Spiel um Alles, das sie da spielten. Als die Partie vorzurücken begann, schien es, als ob Ridley sich länger besinne, bevor er seine Züge that und wenn er sie endlich that, geschah es langsam, zögernd und unsicher. Tiefer und tiefer aus dem Mondlicht heraus beugte sich sein Kopf auf das Schachbret hernieder und tiefe Schatten sammelten sich auf seinen Zügen. Das Spiel ging zu Ende. Ridley hatte keinen Zug mehr.

Die beiden Männer standen auf. Der Tisch bewegte sich und wie bleiche Blitze tanzte es um die mondbeschienene Uhr und Kette, um die blank polirte Zinnbüchse. Sie sahen einander für eine Minute in die Augen, dann hörte man Ridley's Stimme, die sich erst durch einen Schleier von Heiserkeit hindurchkämpfte, dann aber scharf und metallisch klang.

„Lassen Sie mich jetzt allein, Colyer, ich muß schlafen. Wenn die Sonne morgen auf ist, bin ich davon.“

Digitized by Google

Er nahm ein Fläschchen aus einer Schublade, that einen kleinen Zug daraus und warf sich auf's Bett. Ein paar Minuten danach und Colyer hörte die schweren, gepreßten Athemzüge, wie sie den Schlaf des Narkotisirten kennzeichnen.

Er setzte sich an's Fenster und blickte hinaus. In seinem ganzen Leben meinte er, nicht in eine solche Mondnacht geblickt zu haben. Es war ihm wie ein matter Tag und der Mond wie eine in halbe Träume gehüllte Sonne. Aber es hatte nichts Besänftigendes für ihn. Er dachte kaum noch daran, daß dieses Licht eine Siegesfackel für ihn sein, daß er das Kampffeld behauptet habe, daß er nur die Hand auszustrecken hätte, um den Preis, um Alles an sich zu nehmen. Nur die Leidenschaft loderte in ihm und der Zorn, die Verheißungen der Vergangenheit nicht in anderer Weise erfüllt zu sehen.

Und dann klangen plötzlich weichere Saiten. Der Mond neigte sich, er verschwand hinter Wolken, als wolle er nicht länger hinunterblicken auf die geängstigten Herzen und die verwirrten Schicksale da unten. Es wurde Dämmerung und der Dämmerung folgte die Nacht. Die milde, lösende Nacht mit der dunkeln Mutterhand, mit der leisen Musik, welche sie in der abgehetzten Menschenseele wachküßt. Auch in Garret Colyer erwachte diese Musik. Es flüsterte aus ihr wie die Worte, Worte, die er einst von den Lippen, die über seiner Kindheit gewacht hatten, gehört zu haben vermeinte. „Mögest Du auch Alles verlieren, bleibe dennoch wahr, gerecht und vorsichtig!" War er gerecht gewesen? Nachsichtig? Hatte ihm nicht Mary Alles gegeben und Alles bewahrt, was ihm zu geben, was ihm zu bewahren in ihrer Macht stand? Dank, Vertrauen, Freundschaft? Was konnte, was durfte er mehr verlangen? War nicht jedes „Mehr" das Opfer ihres Lebensglückes? War sein Sieg über den Mann dort, der nur deswegen sich nicht in Verzweiflung wand, weil das betäubende Gift ihn für eine Stunde in einen fieberhaften Schlaf hinüberrettete, war dieser Sieg nicht ein Verbrechen an ihr, eine Schmach an sich selber?

Noch einmal brach der Mond aus den Wolken. Colyer erhob sich. Das flimmernde Scheidelicht des milden Gestirns fiel schräg auf den Tisch und ließ die Figuren, welche sein Schicksal entschieden, länger und spitzer erscheinen. Er streckte die Hand nach Ridley's zu Paaren getriebenem König, aber als sollte er sich daran stechen, zog er sie hastig wieder zurück. Er sah, daß Ridley, ehe er aufgestanden war, die Papiere, die Uhr und die Kette nach ihm hinüber geschoben hatte, und es durchzuckte ihn wie ein stechender Schmerz, da er das sah. Er legte die kostbaren Dinge dorthin zurück, wo sie ursprünglich gelegen hatten. Das Schachspiel stellte er fort. Dann warf er einen langen Blick auf den Schlafenden und schritt leise hinaus.

Und wieder schritt er die Straße mit der an die Granitwand der Schlucht festgenesteten Häuserreihe empor, bis er plötzlich den Felspfad, der nach dem Schulhause emporführte, unter seinen müden Füßen fühlte. Und dann stand er vor dem Schulhaus und sah, nach dem wohlbekannten Fenster hinaufblickend, die Gardine sich bewegen und Mary auf ihn herunterschaun. Aber schon war sie wieder verschwunden, um im nächsten Augenblick aus der Thür zu treten und vor ihm zu stehen.

Es war kühl. Am Himmel erschienen die ersten blassen Streifen des kommenden Tages. Mary fröstelte und ein Beben rann über ihre zarte Gestalt hin.

„Garry!"

Digitized by Google

„Ich bin es Mary. Weshalb bist Du schon so früh auf?“

„Glaubst Du, ich konnte schlafen, Garry, jetzt schlafen? Schlafen, da die Dinge so stehen, da Du mich für eine Undankbare hältst, weil Du nicht weißt, wie elend ich bin, wie nichts als elend!“

Er sah von ihr weg. Er kam sich so schlafwandelnd vor, daß er einen Augenblick allen Ernstes gedacht hatte, sie werde ihn wecken, werde ihn sagen, mit lachender heller Stimme sagen, daß dies Alles nicht wahr sei, daß es nur ein wüster Traum gewesen. Doch nein, sie sagte eben nur, daß sie elend war, nichts als elend.

Er wendete sich auf's Neue zu ihr.

„Ich bin Dir treu gewesen, Mary,“ sagte er mit veränderter Stimme.

„Das weiß ich, das weiß ich, Garry!“

„Du warst mir das Erste, das Letzte. Aber ich dachte nicht, daß eine Zeit kommen könne, da ich das Alles auch selbstlos zu üben haben würde. Ohne mich, Mary, ohne mich! Nun weiß ich es. Ich ziehe morgen, heute, jetzt gleich davon!“

„Davon? Garry, Du mich verlassen? Bleibe und Du wirst es sehen, daß ich nicht pflichtvergessen, nicht undankbar bin.“

Und wieder nur Pflicht und Dank, und kein Wort von Liebe! Nein, es war kein wüster Traum. Es war die ganze Wirklichkeit. Und es gab für diese Wirklichkeit nur noch ein Wort, das ihm zu sprechen oblag.

„Lebe wohl!“ sagte er und wandte sich in den Schatten der Bäume.

Noch ein Mal rief sie ihm nach, er achtete es nicht. Langsam, wie ein Mann, der zum ersten Mal einem schweren Krankenlager entwandelt, arbeitete er sich den steilen Pfad hinunter. Er fühlte sich so niedergedrückt, daß selbst die tieferen Schatten der Bäume und der Felswand wie eine schmerzende Last auf ihn fielen. So schleppte er sich nach dem Stall, wo sein Pferd stand. Es hatte ihn Monate nicht gesehen und wieherte ihm freudig entgegen. Er wäre umgefallen, wenn er nicht den Arm um den Hals des Thieres geschlungen hätte. Es wieherte auf's neue, scharrte und drückte schnuppernd den feinen Kopf an seinen Leib. Der warme Athem gab ihm etwas wie neues Leben. Zuletzt gelang es seinen zitternden Händen sogar, Zügel und Sattel aufzulegen und in Ordnung zu bringen. Er wollte die Sonne nicht abwarten, um Mundvorrath zu kaufen oder Waffen zu sich zu stecken. Er wollte nur fort. Es war ihm einerlei wohin, nur diese starre, dunkle Schlucht war ihm unerträglich. Vor dem Gebirge dehnte sich die endlose Hochtreppe. Er hatte sie erst gestern und vorgestern und die Tage vorher durchfahren. Mit welcher Ungeduld durchfahren! Sie schien ihm plötzlich wie ein Paradies! Aus der aufblühenden menschen- und schätzereichen Niederlassung eilte er hinaus in die todte erschreckende Einsamkeit der Steppe.

Als Ridley erwachte, sah er sich vergebens nach seinem Partner Garret Colyer um. Uhr und Kette waren unter seine Kissen geschoben. Die Werthpapiere lagen in der offen stehenden Commode. Die Schachfiguren waren zusammengepackt und weggestellt. Statt ihrer lagen die Würfel da. Sie zeigten eine doppelte Sechs.

Digitized by Google

Euphrosyne.

Schauspiel in einem Akt von **Otto Franz Genschen.**

Personen:

Goethe.
Christiane Neumann, Schauspielerin.*)
Heinrich von Blumenthal.
Ein Diener.

Zeit: August 1792. — Ort: Weimar. — „Rechts" und „links" vom Zuschauer aus.

Scene: Garten vor Goethe's Gartenhaus. Aus der hintersten Seitencoulisse rechts springt das Gartenhaus hervor, ein zweistöckiges Gebäude mit endlos hohem, spitzem, schwarzgrauem Schieferdach. Das Haus darf in jedem Stockwerk höchstens je drei Fenster und keine Thür zeigen. Vor dem Hause ein practicabler Zaun, von Rosen umpflanzt. Zwischen Haus und Zaun soviel freier Raum, daß bequem ein Mensch hinter den Zaun gehen und hinter demselben sich in die Seitencoulissen rechts entfernen kann. Der Zaun endet links am Giebel des Hauses, und befindet sich dort die Eingangspforte des Zaunes. Der Hintergrund zeigt die Aussicht in den Park. Im Vordergrunde links eine Baumgruppe; darunter eine Bank. An der Rosenhecke darf keine Blüthe oder Knospe sichtbar sein.

Erster Auftritt.

Goethe. Christiane.

(Beide stehen im Vordergrund der Bühne, Christiane ein dünnes Buch [Goethe's Schauspiel „Die Geschwister"] in Händen.)

Goethe.

Den Schluß noch einmal, Christel, und den Ton
Recht innig, unaussprechlich selig.

Christiane (im Geist der Rolle).

„Nein,
Es ist nicht möglich."

Goethe.

Gut. Und nun echt kindlich,

---

*) Christiane Amalie Neumann, deren Portrait wir beistehend mittheilen, von Goethe in der Elegie „Euphrosyne" unsterblich gefeiert, wurde am 15. December 1778 zu Krossen geboren, verheirathete sich 1793 mit Heinrich von Blumenthal, welcher sich als Schauspieler Heinrich Becker nannte, und starb zu Weimar am 22. September 1797.

Digitized by Google

Halb träumerisch, halb zweifelnd, zwischen Lachen
Und Weinen schwankend, leise hauchend . . .

Christiane (im Geist der Rolle).
„Wilhelm,
Es ist nicht möglich."

Goethe.
Siehst du wohl, nun geht's.
Das war der rechte Ton!

Christiane (in natürlichem Ton).
Sind Sie zufrieden?

Goethe.
Zufrieden? Närrchen!

Christiane.
Wie so lieb und gut
Sie heute ausschau'n!

Digitized by Google

Goethe.

Heute? Nicht auch sonst?

Christiane.

Nicht immer, Excellenz.

Goethe.

Was Excellenz!

Christiane.

Nun, — Herr Geheimrath denn.

Goethe.

Wozu die Fratzen!
Mag mich das Schranzenvolk mit Titeln grüßen,
Dir bin ich Goethe, Wolfgang Goethe nur,
Wie du mir Christel, Christel Neumann bist.

Christiane.

Auch sonst wohl Euphrosyne zubenannt.

Goethe.

Ja, recht. So nenn' ich dich am liebsten. Weißt du,
Wer Euphrosyne war?

Christiane.

So hieß die Rolle,
Die ich im „Petermännchen" jüngst gespielt.

Goethe.

Und weiter weißt du Nichts von Euphrosyne?

Christiane.

Verzeihung, nein!

Goethe.

Es ist ein griechisch Wort,
Das Frohsinn, Freude, Heiterkeit bedeutet,
Und eine Grazie führte diesen Namen.

Christiane.

Wie tief beschämt die kleine, dumme Christel
Vor so gelehrtem Mann verstummen muß!

Goethe.

Du tief beschämt verstummen? Ich gelehrt?
Und wie der Schalk die Augen dabei senkt!
Ei, Kobold, äffst du mich?

Christiane.

Ich frag' mich oft,
Was Ihren edlen, großen, kühnen Geist,
Der eine Welt umspannt und neu gestaltet,
Aus seiner endlos unermess'nen Sphäre
Hernieder zieht zu dem bescheid'nen Kreis,
In den Natur und Schicksal mich gebannt.

Digitized by Google

Goethe (ihre Locken streichelnd).

Natur und Schicksal meinten's gut mit dir.
Sie schenkten dir der Schönheit reichste Fülle
Und gaben dir als höchstes Angebinde
Das edle, göttliche Talent zur Kunst.
Da braucht's gelehrten Wissens nicht. Und freudig
Ergötzt, erfrischt an deiner Einfalt sich
Mein ungestümer Geist, wann denkensmüde
Er Einkehr hält und Umschau in sich selbst.

Christiane.

Daß Sie die Welt so kennte, wie ich Sie!
Das reinste, bravste, kindlichst schlichte Herz
Schlägt in der Brust des größten deutschen Dichters.

Goethe.

Du Schmeichlerin!

Christiane.

Mit nichten, Excellenz!
Das Schmeicheln lernt man nicht in Ihrer Schule,
Und ich — nicht wahr? — bin Ihre Schülerin?

Goethe.

Vielleicht nicht lange mehr.

Christiane.

Sie meinen?

Goethe.

Täglich
Kann unser Herzog mich in's Feld berufen,
Wo er mit Preußens ritterlichem König
Für Frankreichs arg bedrängten Herrscher gegen
Französische Rebellenschaaren kämpft.
Der Sturm, der die Bastille niederriß,
Droht machtvoll durch die Lande fortzurasen,
Und wehe, wehe Allem, was da morsch!

Christiane.

Wenn er mir Sie nur nicht entführt! Wie gern
Hab' ich an Ihrem Worte mich entwickelt,
Hab' deutend mich nach Ihrem Rath gebildet!
Und jauchzt mir einst des Volkes Beifall zu,
Dann darf ich stolz bescheiden es bekennen:
Was ich geworden, ward ich nur durch Goethe.

Goethe.

Dann sonnt der Lehrer lächelnd sich im Ruhme
Der Schülerin und freut des Lorbeers sich,
Der ihrer Kinderlocken Gold umgrünt.

Digitized by Google

Christiane.

Ach! Nur zu schnell verwelken jene Kränze,
Die man dem Mimen auf den Scheitel drückt.
Er stirbt, — und in die Gruft folgt ihm sein Werk,
Der Lorbeer wird ihm auf den Sarg gelegt,
Und nur des Namens leerer Klang verkündet
Sein flüchtig Sein dem kommenden Geschlecht.
Trostloses Schicksal!

Goethe (aufflammend).

Doch ein Gott verlieh
Uns, seinen Dichtern, das beneidenswerthe,
Das göttliche Geschenk, Unsterblichkeit
Nach freier Wahl zu spenden und zu weigern.
Schau' um dich: Tempel und Altäre stürzen,
In Trümmer sinken Erz und Marmor nieder,
Und gar zu schnell verwittern Form und Farbe.
Doch unzerstörbar lebt des Dichters Werk,
Und mit ihm leben durch Jahrtausende,
Die er in seinem Lied verherrlicht hat.

Christiane.

Errath' ich Sie?

Goethe.

Und wenn Unsterblichkeit
In meinem Liede lebt, wenn mir ein Kranz,
Der nie verwelkt, den Scheitel einst umgrünt,
Dann sollst auch du in meinem Liede leben,
Dann soll auf meines Lorbeers schönstem Blatte
Der Name „Euphrosyne" ewig prangen.

Christiane (überwältigt).

Mein Freund, mein Meister! Segnend wie ein Gott
Aus lichter Wolke schreiten Sie hernieder,
Und ich, das arme, demuthvolle Kind,
Kann tief beschämt und stolz beglückt nur fragen:
Womit verdien' ich diese hohe Huld?
Ich bin ja Nichts, ich habe Nichts zu bieten,
Als nur des reinsten Kusses schönste Blume.

(Bietet ihren Mund zum Kuß.)

Goethe (umfaßt sie kräftig und küßt sie).

Mein! Mein!

Christiane (schreit auf und ringt sich los).

O, lassen Sie! Ich fürchte mich!
Wie anders, gar so anders brannte heut'
Ihr Kuß auf meinem Mund! Mir schauerte
Es glühend bis zum tiefsten Herzen nieder!

Goethe (halb zärtlich, halb gebieterisch).

Christiane!

Digitized by Google

Christiane (ausweichend, ängstlich).

Nein, nicht so! Das macht mir Angst.
O bitte, bitte, bannen Sie den Trotz,
Die Wildheit wieder aus den edlen Zügen,
Die ich wie eines Gottes Haupt verehre.

Goethe (mit göttlicher Milde).

Tritt näher! Ohne Furcht! Leg' deine Hand
Hier auf mein Herz. Fühlst du, wie still und ruhig
In alt gewohntem Tact es wieder pocht?
Ein Dämon wirrte meinen freien Sinn
Und störte meiner Seele Gleichgewicht.
Es ist vorüber!

Christiane.

Dank, mein Meister, Dank!
Was ich auch närrisch war, mich so zu fürchten!
Sie sind ja doch die große Excellenz,
Die wohl zuweilen sich herabläßt, freundlich
Mich zu belehren, aber sonst so weit,
So endlos weit von mir geschieden ist,
Daß . . .

Goethe.

Nun? Du stockst?

Christiane.

's ist besser so, sonst schwätz' ich
Zu krauses Zeug.

Goethe.

Ei, so entkommst du nicht.

Christiane (springt wie ein Kind zurück).

Doch wenn ich laufe?

Goethe (geht ihr einen Schritt nach).

Hasch' ich dich.

Christiane (zurückweichend, lachend).

Das wäre!
Des Herrn Geheimraths Excellenz von Goethe
Und Christel Neumann jagen sich umher!
Da schwätzt ganz Weimar Wochen lang davon.

Goethe (tritt ihr wieder näher).

Nun? Willst du beichten?

Christiane (zurückweichend, lachend).

Was denn?

Goethe.

Weiß ich's etwa?

Christiane.

Ich weiß es auch nicht.

Digitized by Google

Goethe (ergreift sie schnell).

Wildfang! Jetzt bekenne.
Was scheidet uns so weit, so endlos weit,
Daß . . .

Christiane.

Ei, nun stocken Sie?

Goethe (unentschlossen, forschend).

Daß . . . Sprich, wie wolltest
Du deinen Satz beenden?

Christiane.

Daß . . .

Goethe (schnell einfallend).

Daß Liebe selbst
Uns nicht . . .

Christiane (hält sich die Augen zu und nickt).

Goethe.

. . . einander nahe bringen könnte?

Christiane (hält sich die Augen zu und nickt).

Goethe.

So kennst du schon die Liebe?

Christiane (nimmt die Hände vom Gesicht; kindlich).

Ich? Behüte!
Woher denn sollte ich sie kennen? Ich,
Die man noch immerdar als Kind behandelt!

Goethe.

Und das verdrießt dich wohl recht sehr?

Christiane.

Natürlich!
Ich hab' die Kinderschuhe längst vertreten,
Und will für Keinen sonst ein Kind mehr sein,
Als nur (seine Hände ergreifend) für meine liebe Excellenz.

Goethe.

Du kleiner Schelm!

(Christiane macht sich los und wendet sich suchend zur Rosenhecke, die das Haus umgränzt.)

Goethe.

Was suchst du?

Christiane (suchend).

Eine Rose.

Goethe.

Umsonst! Du findest keine mehr. Der Sommer
Hat sie entblättert.

Digitized by Google

Christiane (suchend).

Doch zuweilen blüht
Noch spät ein Knöspchen auf.

Goethe.

Nur störe nicht
Die Nachtigall, die dort ihr Nest gebaut.

Christiane (suchend).

Die Nachtigall hat keine Furcht vor mir.
Wir kennen uns gar gut.

Goethe.

Du suchst vergebens,
Mir bringt der Sommer keine Rosen mehr.

Christiane (suchend).

Wer weiß? Vielleicht! Auch meinte ich, ich selbst
Sei so ein spät erblühend Rosenknöspchen,
Das Ihres Lebens Sommer hold verschönt.
War ich zu stolz?

Goethe.

Doch eine fremde Hand
Raubt mir vielleicht gar bald aus meinem Garten
Des Sommers letzte, schönste Rosenknospe.

Christiane (vom Suchen ablassend).

Umsonst, ich finde keine.

Goethe.

Nun? Du schweigst?

Christiane.

Weil mich Ihr Wort nachdenklich macht.

Goethe.

Du hold
Geheimnißvolles Räthsel deiner selbst, —
Glückselig, wer dein Lösungswort einst findet!

Christiane.

Ein Räthsel, ja, das bin ich mir. Zuweilen
Dehnt sich mein Herz so weit, so endlos weit,
Daß ein Gefühl von unfüllbarer Leere
Mich tiefe Einsamkeit empfinden läßt.
Dann regt es sich wie Sehnsucht hier im Busen,
Dann möcht' ich mit den Wolken, mit den Vögeln
Weit, weit hinaus durch Berg' und Thäler eilen,
Bis ich ein still bescheiden Hüttchen fände,
Darin ich rasten mag für immerdar.

Goethe.

Und wenn du's fändest?

Christiane.

Wenn ich's fände? Ei,
Dann möcht' ich's theilen mit . . .

Digitized by Google

Goethe.
Mit . . .?
Christiane.
Nun, mit Einem,
Der jung und lustig wäre so wie ich,
Der mit mir scherzte, mit mir plauderte,
Der Freud' und Leid gemeinsam mit mir trüge,
Kurz, der so ganz, ganz Meinesgleichen wäre,
Daß ich mich völlig ihm erschließen könnte!
Ist das nun Liebe?
Goethe.
Nein, nicht Liebe selbst,
Nur jene Stimme, die wie ein Prophet
Vor dem Messias hergeht und verkündet:
„Thut auf die Thore, macht die Herzen weit,
Damit der König seinen Einzug halte."
Christiane.
Wie schön das klingt!
Goethe.
Und noch viel schöner ist!
Gebenedeit, wer einmal es empfunden!

Zweiter Auftritt.

Goethe. Christiane. Ein Diener.

(Ein Diener tritt rechts vom Hause her aus der Gartenpforte mit einem Cabinetsbrief auf.)

Goethe.
Was bringst du? Warum störst du?
Diener.
Excellenz
Verzeihen huldvollst! Ihre Hoheit sendet
Durch einen Kammerherrn dies Schreiben . . .
Goethe (nimmt und erbricht den Brief).
Gieb!
Von unsr'er Herzogin? (Hat schnell gelesen.) Unmöglich! Nein!
Solch' Ungeheu'res kann und darf geschehen?
Was stehst du da? Was willst du?
Diener.
Ich erharre
Gehorsamst Eurer Excellenz Befehl.
Goethe.
Ah, recht! Geh', ordne mir mein Galakleid,
Ich muß zur Fürstin.
Diener.
Zu Befehl!
(Diener durch die Gartenpforte ab nach rechts.)

Digitized by Google

Goethe (in den Brief versunken).

Sie haben
Das Aeußerste gewagt: die Tuilerien
Erstürmt, den König abgesetzt und Frankreich
Zur Republik erklärt. Der ält'ste Thron
Der Christenheit liegt nun in Trümmern da.
Will das Jahrhundert, das im Sturm begonnen,
Im Schloßenwetter scheiden?

Christiane.

Excellenz,
Was ist geschehen?

Goethe.

Eine folgenschwere,
Unsagbar kühne That, und mich auch ruft
Mein Herzog jetzt zu ernstem Rath in's Feld.

Christiane.

Sie wollen fort?

Goethe.

Ich muß.

Christiane.

Fort in den Krieg?

Goethe.

In's Hauptquartier zum Fürsten.

Christiane.

Wann?

Goethe.

Vielleicht
Noch heute.

Christiane.

Heute noch?

Goethe.

Die Herzogin
Entbietet mich auf's Schloß. Aus ihrem Munde
Erwarte ich den weiteren Befehl.

(Durch die Gartenpforte ab nach rechts.)

Christiane (allein).

O, welch' ein Mann! Wie ruhig groß! Und ich
Darf ihm so nahe steh'n! Zwar, näher kaum,
Als jene Rosen, deren Duft ihn freut,
Und die sein Auge doch nur flüchtig streift.
Ob wirklich sich kein Knöspchen finden sollte?

(Geht suchend an der Rosenhecke entlang.)

Nein, Alles abgeblüht! Wie schade! Halt,
Was lugt mir dort aus welkem Laub entgegen?
Bei Gott, ein Knöspchen, halb erschlossen, duftig
Und morgenthaulich, wie der Frühling selbst

Digitized by Google

Es schöner nicht erblühen ließ. Das wird
Ihn freuen. Ob er noch im Hause ist?
(Eilt durch die Gartenpforte und guckt durch's Fenster.)
Ach nein, das schickt sich nicht, durch's Fenster gucken!
(Tritt vom Fenster zurück.)
Pfui, Christel, willst du nie manierlich werden?
Bist doch schon alt genug! Du holde Rose,
Könnt' ich mit diesem Kusse dir ein Etwas
Von meiner Seele in die Hülle hauchen!

(Sie steht, den linken Ellbogen auf den Zaun, das Haupt in die linke Hand gestützt, sinnend da, in der Rechten die Rose, welche sie leise an die Lippen drückt. Von links her erschallt hinter der Scene Heinrichs Stimme.)

Heinrich (singt links hinter der Scene).

„Sah ein Knab' ein Röslein steh'n,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu seh'n,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden."

(Christiane hat erst überrascht aufgehorcht, dann freudig gelächelt und singt jetzt, in Sinnen verloren.)

Christiane (singt).

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden."

Heinrich (singt links hinter der Scene).

„Und der wilde Knabe brach
's Röslein . . ."

Dritter Auftritt.

Christiane. Heinrich.

(Von links her tritt Heinrich, das Felleisen auf dem Rücken, in bestaubten Stiefeln auf. Bei Christiane's Anblick versagt ihm die Stimme. Beide schauen sich lange an.)

Heinrich (leidenschaftlich ausbrechend).

Bei Goethe's Genius, die schönste Rose!
(Tiefe Pause.)
Ich bin ein Fremdling. Weimar's heil'gen Boden
Betritt zum ersten Male heut mein Fuß.
Daß mir ein Gott den Eingang segnen wolle,
Bekundet er durch günst'ge Vorbedeutung.
Wenn du kein Truggebilde meiner Augen,

Digitized by Google

Wenn du Titania nicht, die Elfenfürstin,
Die gern durch thaugetränkte Fluren schwärmt,
Wenn du ein sterblich Weib, dann reiche mir
Mit spendefroher Hand die Rosenknospe
Als Unterpfand des Glückes freundlich dar!

(Er tritt, das Haupt entblößend, dicht an die Hecke vor Christiane, welche ihm nach kurzem Zaudern mit tiefem Blick die Rose überreicht, die er inbrünstig küßt.)

Dank, tausend Dank! O, daß mit diesem Kusse
Ich, wie der Rose Seele, so die deine
Tief, tief in meine Seele schlürfen könnte!
Nun ist es mir verbürgt: ich seh' dich wieder.
Bis dahin bleibt mir dieser Talisman.
Er raunt mir zu: Hier findest du dein Glück,
Und dann . . . Und dann? Leb wohl! Auf Wiederseh'n!

(Heinrich eilig nach rechts ab. Christiane sieht ihm lange schweigend nach, greift dann mit der linken Hand nach dem Herzen und streicht sich wie erwachend mit der rechten über die Stirn. Während des folgenden Monologs kommt sie mälig aus der Gartenzaunpforte heraus und spielt sich bis ganz nach dem Vordergrund links hinüber.)

Christiane (allein).

Bin ich im Traum? Hab' ich so süße Rede,
So holder Blicke stumm beredte Sprache
Mit wachem Ohr gehört? Und drang sein Bild,
Sein Gruß, sein Wort so tief mir in die Seele,
Daß ich ihm Nichts zur Antwort sagen konnte
Und wie entgeistet schweigend vor ihm stand?
Wie kam es nur? Was that ich denn? Die Rose —
Für meinen Goethe brach ich sie, und er,
Der holde Fremdling, lockte sie mir ab.
Die Rose! Meine ganze Seele wollt' ich
In ihre Hülle hauchen, und nun? Nein,
Ich darf sie ihm nicht lassen.

(Eilt in die Seitencoulisse rechts, ruft und winkt.)

Sie da, he!

Sie, fremder Herr!

(Kehrt um.)

Ach Gott, das schickt sich nicht,
Ihm nachzulaufen! Aber nein, ich muß . . .

(Eilt wieder nach rechts, bleibt dann unschlüssig stehen.)

Was thu' ich nur? Wie elend bin ich doch!

Vierter Auftritt.

Christiane. Goethe.

(Hinter dem Gartenzaun kommt rechts vom Hause her Goethe in reich gesticktem Galakleid, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Haupt, in Schnallenschuhen und seidenen Strümpfen und schreitet zur Pforte heraus. Christiane eilt ihm entgegen und wirft sich leidenschaftlich an seine Brust.)

Christiane.

O, Excellenz, verlassen Sie mich nicht,
Nein, nehmen Sie mich mit, wohin's auch sei!

Digitized by Google

Goethe.

So ungestüm? Und Thränen in den Augen?
Was ist geschehen, Kind?

Christiane (sich losmachend).

Ach Gott, da hab' ich
Ihr schönes Kleid zerdrückt!

Goethe.

Thut Nichts!

Christiane.

Und hier
— Ich Ungeschick! — fiel eine Thräne auf
Die gold'ne Stickerei.

Goethe.

Gleichviel!

Christiane (wischt mit ihrem Taschentuch am Rock).

Es macht
Zwar keine Flecke.

Goethe (abwehrend).

Laß nur!

Christiane (noch immer wischend).

Nein, bevor
Es trocknet. So! Jetzt ist Nichts mehr zu seh'n.

Goethe.

Nun, willst du reden?

Christiane.

Wie beginn' ich nur?

Goethe.

Du sangst mein Heidenröslein?

Christiane.

Sang ich's richtig?

Goethe.

Mir schien es so. Doch wenn ich recht gehört,
Sang fernher eine zweite Stimme mit?

Christiane.

Das ist's ja eben. Diese zweite Stimme . . .

Goethe.

Ein Bariton, wenn mich mein Ohr nicht trog?

Christiane (lebhaft).

Der schönste Bariton, den ich vernahm.

Goethe.

Du kanntest ihn?

Christiane.

Ich sah ihn nie zuvor.

Goethe.

Doch sahst ihn jetzt?

Digitized by Google

Christiane (hält sich die Augen zu und nickt).

Goethe.

Und er sah dich?

Christiane (hält sich die Augen zu und nickt).

Goethe.

Und leise
— Der Nadel gleich, wenn der Magnet ihr naht, —
Erzitterte dein tiefgeheimstes Wesen?

Christiane (nimmt die Hände vom Gesicht).

Sie wissen schon . . .?

Goethe (schnell einfallend).

Daß erste Liebe stets
Wie ein Naturereigniß niederflammt
Und wie des Himmels segensreichste Wetter
Im Thränenregen sich entladen muß.

Christiane.

Nein, nein, ich lieb' ihn nicht! Das Lied allein
— Er sang es gar zu hübsch — war Schuld daran,
Daß ich die Rose ihm . . .

Goethe.

Die Rose?

Christiane.

Freilich!
Es war die letzte.

Goethe (schmerzlich).

Und du gabst sie ihm?

Christiane.

Die doch für Sie bestimmt war. Zürnen Sie?

Goethe.

Nein. Daß ein Gott es dir zum Segen wende!
Zum Letzten, Höchsten, was der Mensch hienieden
Vollbringen kann, erzieht ihn nur die Liebe.
Mag Eros dir ein wackrer Lehrer sein
Und deine Psyche aus dem Schlummer küssen!

Christiane.

Wie leicht, wie ruhig mir nun wieder ist,
Seit Sie um Alles wissen. Ach, jetzt komme
Ich mir mit meiner Angst fast kindisch vor.
Mir war's so neu, so fremd. Und dann sein Auge,
Er — hat gar schöne, bergseetiefe Augen —
Da war kein Weigern, kein Versagen möglich.
Was ich geschwätzig bin!

Goethe (ihre Locken streichelnd).

So schließt sich mir
— Trügt mich mein Hoffen nicht — ein heitrer Blick
In ferne Zukunft dämmrungshelle auf.

Digitized by Google

Christiane.

O, daß das Schicksal meine Zukunft auch
Mit Ihren Augen sähe! Dann, ich weiß,
Wär' mir das Loos auf's Lieblichste gefallen.
Auf Wiedersehen, Excellenz.

Goethe (ihr die Hand reichend).

Gott mit dir!

(Christiane eilt nach links fort. Dicht an den Seitencoulissen bleibt sie stehen und ringt verlegen die Hände.)

Christiane.

Ach, sagen Sie.....

Goethe.

Was?

Christiane.

Kann der fremde Mann
Es mir wohl übel deuten, daß....?

Goethe.

Du ihm
Die Rose gabst?

Christiane (nickt verschämt).

Goethe.

Das könnte nur ein Geck.

Christiane.

Wie gut Sie sind! Um dieses Wortes willen
Könnt' ich, wär's möglich, doppelt warm Sie lieben.

(Christiane umarmt ihn ungestüm und eilt nach links ab.)

Goethe (allein, leidenschaftlich).

Christiane! Ruhig, Herz!

Fünfter Auftritt.

Goethe. Heinrich.

(Von rechts tritt Heinrich ohne Felleisen, in gesäubertem Anzug auf, von Goethe, der nach links blickt, anfangs unbemerkt und ihn gleichfalls nicht bemerkend.)

Heinrich (sich beständig nach rechts umschauend).

Hier war ich doch
Schon einmal? Dieses Haus, die Hecke dort,
Der stille Park.....?

Goethe (sich umwendend.)

Wen suchen Sie?

Heinrich (überrascht, nach kurzer Pause).

Ich habe
Gefunden.

(Lächelnd, mit einem Blick auf Goethe's Galatracht.)

Zwar nicht ganz. Den Dichter sucht' ich,
Und den Minister fand ich.

Digitized by Google

Goethe.

Kecker Jüngling!
Nicht Jeder wagt zu mir so dreistes Wort.

Heinrich.

Das ist halt märk'sche Art.

Goethe.

Sie heißen?

Heinrich.

Heinrich
Von Blumenthal.

Goethe.

Ein klangvoll guter Name,
Aus altem, märkischem Geschlecht.

Heinrich.

Und doch
Ward dieses Namens Adel mir zum Fluch.
O Excellenz, wenn je ein Menschenschicksal
Nicht unwerth Ihres Mitgefühls gewesen,
So ist's das meine. Hören Sie mich an!
Nur diese eine Gunst erflehe ich.

Goethe (setzt sich auf die Bank links).

Ich will Sie hören.

Heinrich.

Seit zu eignem Denken,
Zu eignem Wollen mein Gefühl erwachte,
Lebt nur ein Wunsch in meiner jungen Seele:
Der Schauspielkunst mein ganzes Ich zu weihen.

Goethe.

Bei Dante hab' ich einen Spruch gelesen,
Der, als die Inschrift an der Höllenpforte,
In dunkler Farbe eingegraben war.
Und also lautete sein düstrer Sinn:
„Der Eingang bin ich zu dem Ort der Schmerzen,
Der Eingang bin ich zu den ew'gen Qualen,
Der Eingang bin ich zum verlornen Volke, —
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden."

Heinrich.

Und diese Inschrift?

Goethe.

Sollte füglich auch
An jeder Bühnenpforte warnend prangen.

Heinrich.

Mich schreckt sie nicht.

Goethe.

Und was ermuthigt Sie
Zu solcher Kühnheit?

Digitized by Google

Heinrich.

Das Bewußtsein, nicht
Aus Eitelkeit, aus schnellem Unbedacht,
Nein, aus dem tiefsten Drange meines Herzens
Dem Gotte, der mich machtvoll ruft, zu folgen.

Goethe.

Und dieser Gott?

Heinrich.

Nicht nennen kann ich ihn,
Doch sein Prophet heißt Goethe. Und ich brach
Mit alten Vorurtheilen und entsagte
Dem Namen meiner Väter, zog hinaus
Aus Heimat und Familie, — sehnsuchtsvoller
Durchmaß kein Grieche Delphi's heil'ge Pfade,
Um dort Apoll's Orakel zu befragen,
Als ich den Weg hierher durchpilgerte.
O möge mir ein güt'ger Ausspruch werden!
Auf Weimar ruhn die Augen einer Welt,
Was hier geachtet wird, gilt als geachtet,
Und will man je das Würdigste bezeichnen,
Was deutsche Schauspielkunst erringen konnte,
So nennt man segnend nur die beiden Namen:
Corona Schröter und Christiane Neumann.

Goethe.

Ich fand für gute Aussaat guten Boden,
Und hundertfältig keimt die Ernte auf,
Um für den Tag der Garben still zu reifen.

Heinrich.

O streuen Sie die Saat des Dichterwortes
In meine Seele auch; ich bürge Ihnen,
Daß Sie der Erntetag nicht täuschen wird.

Goethe.

Sie meinen?

Heinrich.

Lassen Sie mich ganz und völlig
Den Ihren werden. All mein Sein und Können
Bring' ich dem Lehrer demuthvoll entgegen,
Wenn er den Schüler nicht verschmähen will.

Goethe (steht auf, reicht ihm die Hand).

Nein, er verschmäht ihn nicht. Des Genius Stimme
Vernehme ich aus Ihren Worten. Herrlich
Hat Sie Natur zu dem Beruf gesegnet.
So edle Gaben edel auszubilden,
Sei mir in Zukunft eine heil'ge Pflicht.

Heinrich.

Sie überschütten mich mit Gunst und Gnade

Digitized by Google

So unermeßlich reich, daß ich nur staunen
Und zittern kann, ob Alles nicht ein Traum,
Aus dem ein neid'scher Kobold bald mich weckt.

Goethe (lächelnd, halb für sich).

Ein Glücklicher auf dieser Erde mehr!

Heinrich (nimmt die Rose aus der Brust und küßt sie; für sich.)

So logst du nicht, du holde Vorbedeutung,
So führte mich zum Glück dein Talisman.
(Behält die Rose in der Hand.)

Goethe (mit verabschiedender Handbewegung).

Auf Wiedersehn!
(Bemerkt die Rose; zusammenzuckend, schmerzlich.)
Ich kenne diese Rose, —
Nicht eine gleiche blüht in andrem Garten.

Heinrich.

In diesem Garten auch empfing ich sie
Von ihrer rosenfrischen Mädchenschwester.
Sie zürnen mir?

Goethe (sich bezwingend).

Ich zürne nicht.

Heinrich.

Mein Alles,
Mein Blut, mein Leben will ich Ihnen opfern, —
Doch diese Rose geb' ich nicht zurück.

Goethe (aufflammend).

So nehm' ich sie zurück,.....
(Entwindet ihm mit kurzem, raschem Griff die Rose. Erwartungsvolle Pause.
Dann göttlich lächelnd:)
.....um sie auf's Neue
Mit eigner Hand in Ihre Hand zu legen.
(Giebt ihm die Rose.)

Heinrich (überwältigt).

Dank! Warmen Dank!

Goethe (verabschiedend).

Genug! Auf Wiedersehen!

Heinrich (sich verbeugend).

Auf Wiedersehn!
(Küßt die Rose und eilt nach rechts ab.)

Goethe (allein).

Christiane! — Blühtest du
In meinem Garten, wunderholde Rose,
Und doch für mich nicht? Zwar, — wenn diese Hand
Verlangend sich nach dir . . . Fort, fort mit euch,
Ihr selbstischen Gedanken! Friedlich löst
Ein güt'ger Gott, was so verworren schien.

Digitized by Google

Gepriesen sei auch dafür, holdes Schicksal,
Daß du bisher so reiche Segens Fülle
Auf meinen Scheitel häuftest und mich nun
Aus wirrer Trübe schwankender Gedanken
Zu reiner Klarheit des Empfindens führst.
Schon öffnet weit und weiter sich der Blick,
Und was ich jugendfroh und manneskräftig
Mit bildsam unverdrossner Hand gepflanzt,
Das schattet freundlich über meinem Haupte,
Wann schwül der Mittag und der Abend rauh.
Euch ruf' ich an, ihr Bäume, euch, ihr Sträucher,
Dich, trautes Gartenhaus, — was ihr geworden,
Ihr wurdet es durch mich und meinen Fleiß.
Ihr saht den Jüngling unstät, ruhelos
Hinaus in eure Einsamkeit sich retten
Und an der Brust der mütterlichen Erde
Sich hier zu neuem, bessrem Sein entwickeln.
Hier führte der Vollendung steile Stufen
Die Muse mich mit leiser Hand hinan;
An eurem Werden wurde ich ein Andrer,
Und stille Dankbarkeit verbindet uns.
So nehmt auch heute mich in euren Schatten,
Laßt eure melodiedurchrauschten Wipfel
Noch einmal über meinem Haupte wehen
Und mit des Friedens lindem Hauch mich grüßen,
Bevor des Lebens bordlos wilde Woge
Mich in den Kampf der rohen Kräfte reißt.

(Langsam nach rechts ab.)

Sechster Auftritt.

Christiane.

Christiane (eilt von links herbei).

Ob er schon heimgekehrt?

(Späht von fern durch's Fenster.)

Ich schwätzte noch
So gern mit ihm von . . . Ei, nun weiß ich nicht
Einmal den Namen!

Siebenter Auftritt.

Christiane. Heinrich.

Christiane.

Sie hier?

Heinrich (von rechts auftretend).

Dir zuerst
Muß ich mein Glück verkünden. Freue dich,
Ich hab' erreicht, was ich erreichen wollte.

Christiane.

Das ging ja schnell!

Digitized by Google

Heinrich.

Es ging von Goethe aus,
Und deshalb war es schnell wie Göttersegen.
Als Fremdling kam ich her, als Bürger Weimars
Darf ich seit einer Stunde mich betrachten.

Christiane (schelmisch).

Und dieser neue Bürger heißt?

Heinrich (seine Karte überreichend).

Verzeihung,
Daß ich erst jetzt der Sitte Pflicht erfülle!

Christiane (liest und steckt die Karte ein).

So bleiben Sie fortan bei uns? Das freut mich.

Heinrich.

Ja, freut es dich?

Christiane.

Sie scheinen gut und brav,
Und deshalb gönn' ich Ihnen jedes Glück.

Heinrich.

O, daß ich's nicht allein zu tragen hätte,
Daß ich es theilen dürfte, theilen, Mädchen,
Mit einem Weib, so lieb und schön wie du!
Du staunst, weil's mich so plötzlich überkommen?
O, das ist Liebe nicht, die Tage, Wochen,
Ja, Monde braucht, eh' sie das Herz beschleicht, —
Sie, die der ew'gen Uranfänglichkeit
Urew'ge Tochter, kennt nicht Zeit, noch Stunde:
Jahrtausende sind nur ein Tag für sie,
Und Augenblicke werden ihr zu Jahren.

Christiane.

Mich schauert!

Heinrich.

Also schauert wohl die Knospe,
Wenn sie zur Rose sich erschließen will.
Ein Zittern läuft durch ihre hundert Blätter,
Die, noch geborgen vor des Lichtes Kuß,
In Finsterniß sich still gefaltet schmiegen.
Doch stärker, stärker zittert Blatt um Blatt,
Strebt breiter, mächtiger sich zu entfalten,
Bis es die Hülle sprengt, und düfteathmend
Die junge Rose sich dem Tag erschließt.

Christiane.

O seliges Erschließen!

Heinrich (ihre Hand ergreifend).

Kennst du's, Mädchen?

Christiane.

Das hab' ich nicht gesagt.

Digitized by Google

Heinrich.

Kennst du es? Sprich!

Christiane (tief erregt, macht sich los).

O, lassen Sie! Sie fragen mich zuviel!

Heinrich.

Bleib', Mädchen, bleib'!

Christiane.

Ich blieb zu lange schon,
Gefährlich dünkt's mich, länger zu verweilen!

Heinrich.

O, scheide so nicht! Spende einen Blick,
Ein Wort mir nur, aus dem ich hoffen darf,
Daß du mein heißes Lieben nicht verschmähst.

Christiane.

Es kam so schnell!

Heinrich.

Doch Philosophen lehren,
Daß unsre Seelen, ehe sie in Leiber
Gekerkert wurden, seit Uranbeginn
Auf andren Sternen körperlos gelebt,
Und jede Liebe sei nur ein Erinnern
Des trauten Umgangs jener bessern Zeit.
Drum staune nicht, wenn ich so schnell erglühe:
Vielleicht hat meine Seele einst die deine
In jenen reinren Sphären schon geliebt.

Christiane.

Wie gut sich's Ihnen zuhört!

Heinrich.

Doch du schweigst?
Du sagst mir Nichts?

Christiane (in heftigem Kampf).

Ich . . . ich . . . Auf Wiedersehn!

Heinrich.

Du gehst? O nein, nicht also darfst du scheiden!
Nur deinen Namen lasse mir zurück.
Ich will ihn stündlich leise stammelnd flüstern
Und wie mit Wiegenliedermelodien
Mein sehnend Herz mit ihm in Schlummer lullen.
O sprich, wie nennst du dich?

Christiane (sehr einfach).

Christiane Neumann.

Heinrich.

Christiane.....?

Christiane.

Neumann.

Digitized by Google

Heinrich.

Goethe's Schülerin
Und Weimars Liebling?

Christiane (nickt).

Ei, was staunen Sie?
Hier kennt ja jedes Kind die kleine Christel.

Heinrich.

Die kleine Christel! O du Kindeseinfalt
Des Genius!

Christiane.

Kannten Sie mich nicht?

Heinrich.

Verzeihung, nein!
Sonst wär' ich wahrlich minder keck gewesen.

Christiane.

Das schadet weiter Nichts.

Heinrich.

Ich hielt Sie für
Ein schlichtes Mädchen, für die Gärtnerstochter,
Gleichviel, für was!

Christiane.

Und jetzt?

Heinrich.

O wären Sie
Das unbekannte Kind, dann dürfte ich
Mit süßer Hoffnung still beglückt mich tragen,
Derweil ich trauernd jetzt verzichten muß.

Christiane.

So muthlos plötzlich und vorhin so kühn?

Heinrich.

Ich fühle meines Unwerths ganzes Nichts
Und kann mich nur beschämt von hinnen schleichen.
Doch einmal muß ich's scheidend noch bekennen:
Mein Leben kannte keine schönre Stunde,
Als da ich liebeselig dir erglühte
Und noch auf deine Liebe hoffen durfte.
Vorbei, vorbei! Ich trete ohne Neid
Vor einem Größeren zurück.

Christiane.

Vor wem?

Heinrich.

Vor Goethe.

Christiane.

Goethe? Das ist drollig! Ich
Verehre ihn als meinen Freund und Lehrer,
Und er liebt mich als seine Schülerin.

Digitized by Google

Heinrich.

Nicht anders?

Christiane.

Anders? Nein! Ein sterblich Weib,
Das den Unsterblichen zu lieben wagte,
Das müßte großen, stolzen Geistes sein
Und würdig, vor den Augen einer Welt
Des Genius Einsamkeit mit ihm zu theilen.
Ich bin ihm nur, was ihm die Nachtigall,
Die er in seinem Garten gütig duldet.
Sie darf im Rosenstrauch melodisch singen
Und seiner traumumfangnen Seele oft
Der eignen Lieder Echo wiederhallen.

Heinrich.

O süßes Echo! Doch die Nachtigall
Baut sich ein Nest.

Christiane.

Und hat sich's hier gebaut.

(Sie eilt zur Hecke, schlägt einige Zweige auseinander und deutet hinein. Heinrich tritt spähend neben sie.)

Da, schauen Sie! Ist das nicht lieb und hold?
Wie traulich warm sie bei einander sitzen.
Sie haben keine Furcht vor mir. Denn sinnend
Hab' stundenlang ich ihnen zugeschaut,
Seit sie den ersten Halm herbeigetragen.
So sah ich's mälig werden, sah das Nest
Sich wie ein trautes Hüttchen langsam runden,
Bis eines Morgens mich die hellen Stimmen
Der jungen Brut gar freudig überraschten.

(Läßt die Zweige zurückschlagen.)

Sie sind so ernst, so schweigsam?

Heinrich (wie erwachend).

Meine Seele
War ganz in Ihren Augen.

Christiane (setzt sich auf die Bank links).

Kommen Sie!
Im Sitzen plauscht's sich besser. — Ei, nur dreist!
Was zögern Sie?

Heinrich.

Ich fürchte Ihre Nähe, —
Um diese Locken weht Unsterblichkeit.

Christiane.

Sie rauscht von Goethe's Haupt auf meins hernieder,
Und bin ich Etwas, bin ich's nur durch ihn.

Heinrich.

Doch sind auch Sie ihm viel.

Digitized by Google

Christiane.

Oft scheint es so;
Und seit dem Tag, da unsre Lippen sich
Im ersten Kusse fanden,.....

Heinrich.

Wie?

Christiane.

Ich bin
Gar stolz darauf und plaudre gern davon.

Heinrich.

Ja?

Christiane.

Auf der Probe war's zu Shakespeare's „König
Johann". Mir war der Arthur zugefallen,
Der kleine Prinz.....

Heinrich.

Ich weiß, der auf des Oheims
Befehl geblendet werden soll.

Christiane.

Ganz recht.
Und jedes Mal war Goethe unzufrieden,
Weil mir der Schrei, der Ausdruck des Entsetzens
Nicht gut gelang. Da reißt er selbst dem Hubert
Das Eisen aus der Hand und dringt so grimmig,
So schrecklich auf mich ein, daß ich mich mehr
Vor seiner Augen göttlich wildem Feuer
Als vor des Stahles rother Gluth entsetze.
Erbebend fahre ich zurück, ein Angstschrei
Entringt sich meiner Brust, bewußtlos brech' ich
Zusammen.

Heinrich.

Armes Kind!

Christiane.

Als ich erwachte,
Lag ich an seiner Brust. Er netzte mir
Die Stirn mit Wasser, und in seinen Augen
Sah ich die Thränen reinster Menschlichkeit.
Da bot ich schweigend ihm den Mund zum Kusse,
Und seine Lippen brannten auf den meinen,
Und in ein Paradies war ich entrückt.

Heinrich.

Und weiter?

Christiane.

Weiter? Was er mir gesagt,
Was ich erwiedert, weiß ich nicht. Doch oft
Seh' ich in seinen Augen noch die Gluth,
Mit der er damals mich so tief erschreckt.

Digitized by Google

Dann ist's, als ob des Genius Wetterleuchten
Sein Haupt umsprühe und in Ehrfurchtsferne
Jedweden banne, der nicht seines Geistes.
Dann fühl' ich's ganz, wie hoch ich ihn bewundre,
Doch daß ich ihn nicht lieben kann und darf.

Heinrich.

O was ich glücklich, maßlos glücklich bin
Durch dies Bekenntniß!

Christiane.

Glücklich? Sie? Weshalb?

Heinrich.

Weil sich ein ganzer Himmel schönster Hoffnung
Vor meinen trunknen Blicken hold erschließt.

Christiane.

Und welcher Hoffnung?

Heinrich.

Darf ich sie bekennen?

Christiane.

Ei, warum nicht? Mich schrecken Sie nicht mehr.
Ich glaube fast, die Philosophen haben
So Unrecht nicht. Mir ist, als ob ich Sie
Seit Urvorzeiten kenne und mich nur
Nicht gleich besinnen konnte, wo wir uns
Schon früher sahen.

Heinrich.

Seliges Erinnern,
Die Philosophen nennen dich.....

Christiane.

Sie zaudern?

Heinrich.

Weil Sie ja nicht die schlichte Gärtnerstochter,
Das namenlose Mädchen sind.

Christiane (lächelnd).

Ach, deshalb!
Und wenn ich's wäre?

Heinrich.

O, warum mich grausam
Mit holdem Trugbild necken! Wenn Sie's wären,
Dann fragte ich: „Kannst du mich lieben, Christel?"
Und wenn Sie ja gesagt, dann faßte ich
Sie bei der Hand und bäte Ihre Eltern,
Sie mir zum Weib zu geben. Und wir bauten
Ein Nestchen uns, wie dort die Nachtigall,
Nicht fern von Goethe's Fenstern. Ach, das sollte
Ein glücklich Leben sein!

Christiane (verschämt, halb für sich).

Ich glaub' es gern.

Digitized by Google

Odysseus und die Sirenen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Heinrich.

Glaubst du, Christiane? — Wie ich mich vergesse!
Wir malen uns ja nur ein Traumbild aus,
Dem keine Wirklichkeit entsprechen kann.
Und doch, — wie träumt's sich hold an diesem Ort!
Hier, wo die Wipfel leise rauschend flüstern
Von Goethe's Träumen, wo die Blumen selbst
Mit ihren Düften süße Lieder hauchen,
Wo Alles von dem Glanz der Poesie
Umflossen ist, hier darf auch ich mich wohl
In's Zauberland der Liebe selig träumen.
O schönes Fleckchen Erde!

(In die Seitencoulissen links deutend.)

Wie sich dort
Die Wiese breitet und gesundheitathmend
Der Heumaht Wohlgeruch herübersendet!
Ein lieblich Bild, um dessen frische Farben
Die Ilm den schmalen Silberrahmen schlingt.

Christiane (auch nach links blickend).

Und Mann und Weib so eifrig mit einander!
Bemerken Sie die Beiden dort? Den Burschen,
Der jetzt die Sense dengelt, und daneben
Die Magd im gelben Kopftuch? Wie sich Beide
In regem Fleiß zu überbieten suchen!
Das ist ein Brautpaar, und sie wollen sich,
Ist nur die Ernte erst beendet, heuern.

Heinrich.

Die Glücklichen! (Springt auf.)

Christiane (faßt ihn bei der Hand).

Was haben Sie?

Heinrich (setzt sich wieder).

O Nichts!

Christiane.

Sie scheinen traurig?

Heinrich.

Und ich möchte doch
Hinauf zum Himmel jauchzen!

Christiane.

Ja, das kenn' ich.
Auch mir ist oft so wunderbar um's Herz.

Heinrich.

O unergründlich tiefe Menschenbrust,
Welch' Zaubermund spricht dein Geheimniß aus?

(Von links her erschallt hinter der Scene der Gesang einer Schnitterin.)

Schnitterin (singt links hinter der Scene).

„Freudvoll
Und leidvoll,

Digitized by Google

Gedankenvoll sein;
Hangen
Und Bangen
In schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt!

(Christiane und Heinrich haben staunend nach links gelauscht und sich tief und fragend in die Augen geblickt. Ueberwältigt von seinem Gefühl, wirft sich Heinrich auf die Kniee.)

Heinrich (knieend).

Christiane!

Christiane (wirft sich an seine Brust.)

Heinrich!

Heinrich (sie fest umschließend).

Mein! Auf ewig mein!

Achter Auftritt.

Christiane. Heinrich. Goethe.

(Während von links her die Schlußstrophen des Liedes verhallen, ist Goethe von rechts her in seinem Galakleide aufgetreten. Beim Anblick der Liebenden zuckt er schmerzlich zusammen, schaut dann aber mit göttlich mildem Lächeln dankend zum Himmel auf. Er tritt, unbemerkt von den Liebenden, herzu und breitet die Hände segnend über sie.)

Goethe.

Seid glücklich! Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt!

(Der Gesang hinter der Scene verstummt. Die Liebenden fahren erschreckt aus einander. Christiane wirft sich an Goethe's Brust.)

Christiane.

Sie zürnen nicht?

Goethe (göttlich milde).

Ich segne dich, mein Kind,
Und segne mich, daß Alles so gekommen.

Christiane (noch an Goethes Brust).

O wenn Sie wüßten, wie es so gekommen!

Goethe (küßt sie auf die Stirn).

Ich weiß es. Geh'! Fortan ist dort dein Platz.

(Legt sie sanft an Heinrich's Brust.)

Mich ruft mein Vaterland in's Kriegsgewühl,
Und heut' noch muß ich scheiden. Doch ich lasse
Dir einen Jüngeren zum Schutz zurück.
Er wird dir sein, was ich dir nicht sein konnte,
Er wird dich schirmen, wenn des Krieges Wogen
Vielleicht auch diese Thäler überfluthen.

Digitized by Google

Christiane.

Mein Freund, mein Vater! Muß ich Sie verlieren,
Da mir des Glückes schönste Stunde schlug?

Goethe.

Nein, nicht verlieren! Was wir uns gewesen,
Das soll der Zeiten Wandel überdauern.
Vergaßest du, was ich vorhin versprach?

Christiane (mit einem Blick auf Heinrich).

Und werden Sie's auch jetzt noch halten?

Goethe (göttlich lächelnd.)

Jetzt noch?
Du kleine Närrin! Dieses Kinderhaupt
Will ich mit einem Lorbeerkranze zieren,
Der unverwelkbar deinen Scheitel schmücke.
Wie mich der Hauch der Ewigkeit umweht!
Der Odem Gottes schauert durch die Wipfel
Und rühret leis die Seiten meiner Leier.
Ich will ihm lauschen. Und wenn je mein Lied
Fernhin durch Zeiten und Nationen tönt,
Wenn ihm ein Gott Unsterblichkeit verleiht,
Dann tönt es ewig auch zu deinem Preise,
Dann bleibst auch du unsterblich, Euphrosyne!

(Im Vordergrunde links Heinrich, mit seiner linken Hand Christiane's rechte Hand umfassend. Im Vordergrunde rechts Goethe; zwischen Beiden Christiane. Sie erfaßt mit ihrer linken Hand Goethe's rechte Hand und will sie küssen. Er wehrt ihr und küßt sie auf die Stirn, während er gleichzeitig seine linke Hand wie segnend über die Liebenden breitet. Von links her erschallt noch einmal hinter der Scene leiser, in weiterer Ferne der Gesang der Schnitterin:)

„Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt."

(Während Goethe dankbar und verklärt lächelnd zum Himmel aufblickt, fällt der Vorhang.)

Digitized by Google

Die Schönheit im Zimmer.

Von **H. Beta.**

II.

Nachdem die nöthigen Bedingungen für die Schönheit der Zimmer in Bezug auf die Farben der Wände, Möbels und Verzierungen aller Art in einem früheren Artikel angegeben worden sind, bleibt noch übrig, besondere, von der jetzt allgemeinen Mode oft vortheilhaft abweichende Zimmereinrichtungen in ihren besten Farbenverhältnissen zu betrachten.

Man findet in besseren Häusern zuweilen noch immer Räume, deren Mauern getäfelt oder mit Marmor bekleidet, oder mit (marmorirtem) Stuck überzogen oder auch mit Malerei auf Holz, Stein oder Anwurf verziert sind. Diese nicht sehr modernen Einrichtungen empfehlen sich im Allgemeinen schon deshalb, weil sie von der ziemlich fabrikmäßigen Decoration abweichen und einen besonderen Charakter zeigen. Natürlich passen sie nicht überall hin und müssen mit Farbensinn behandelt werden, um nicht bloß eigenthümlich, sondern auch schön zu sein.

In England mit dem feuchten Clima sind getäfelte Zimmer noch sehr mode und haben nicht selten einen recht comfortablen Charakter. Der praktische Grund der Täfelung liegt in dem Bedürfniß, sich gegen die Feuchtigkeit und Kälte der Mauern und Wände zu schützen. Deshalb wirkt ein getäfeltes Zimmer auch immer warm und gemüthlich, wenn nicht auf die Haut, so doch auf die Phantasie, die mit einiger Lebendigkeit auch schon etwas wirkliche Wärme ersetzen kann, wie denn auch andererseits Sydney Smith erzählt, daß sich Jemand an einem Fenster mit großer, geschlossener Spiegelscheibe stark erkältet habe, bloß weil er sich eingebildet, „es sei gar kein Fenster da und er sitze im Zuge."

Wegen dieses wärmenden, gemüthlichen Charakters sollten getäfelte Zimmer auch in unserem kalten Clima nicht so selten bleiben, wie sie es geworden sind. Allerdings ist ein Getäfel, wenn es schön sein soll, ziemlich theuer, aber das ist für Manche, die wohl mehr für innere Ausschmückung verwenden, kein Hinderniß. Diesen läßt sich wenigstens Täfelung des Speisesaales, des Billardzimmers u. s. w. empfehlen. Nur muß man dann dafür sorgen, daß der Fußboden auch getäfelt sei, denn Marmor oder Stein wäre ein Widerspruch. Die Vorhänge in solchen Räumen sind am vortheilhaftesten weiß, da sie den Ton des Getäfels erhöhen. Getäfel von polirtem Eichenholz, sowie überhaupt solche hölzerne mit gelbem Ton gewinnen durch blaue Vorhänge, da sie den gelben Ton golden überhauchen.

Mit Marmor werden in der Regel nur Erdgeschosse, Hausflur, große Treppen, Galerien u. s. w. bekleidet. Dies wirkt gerade umgekehrt wie Täfelung. Der Marmor macht den Eindruck von Kälte, so daß er in keinen Raum gehört, wo wir Wärme erwarten. Wer es haben kann, für die heiße Jahreszeit besondere Zimmer zu bewohnen, mag sie mit Vortheil marmoriren und mit guter Wirkung bronzen verzieren lassen. Für die unteren Theile empfehlen sich Porphyr und Granit. Nachgeahmter Marmor in Tapeten thut im Sommer wenigstens der Phantasie wohl; aber für Privat- und Wohnzimmer ist er nicht zu empfehlen.

Häufiger werden Zimmer mit Stuck überzogen, um den Marmor nachzuahmen. In diesem Falle mag man weißen Marmor in Stuck so nachahmen, daß man Landschaften, Blumen, Früchte u. s. w. einfügt, indem man

Digitized by Google

dem noch frischen Stuck verschiedenartig gefärbte Teiche einfügt und zwar nach Art der Mosaik. Wenigstens wird es für angemessener gehalten, Mosaik statt Malerei mit dem Pinsel nachzuahmen.

Getäfelte, mit Holz bekleidete Wände oder sonstige Anwürfe, die selbst nicht schön genug sind, werden gern durch Farben verbessert. Man ahmt dann durch Malerei theils Tapeten nach oder Getäfel von höherm Werth oder Marmor. Hier gilt natürlich, was bereits von Tapeten, Getäfel und Marmor selbst gesagt worden ist.

Es kommt aber in diesem Fall auch arabeskenartige Decorationsmalerei vor, die nur auf weißem oder blaßgrauem Grund ausgeführt werden sollte. Sie wird gern in Galerien, Tanzsälen, großen Salons, sogar in Schlafzimmern angebracht.

Dagegen läßt sich nichts einwenden, nur muß darauf geachtet werden, daß, jemehr Formen- und Farbenmannigfaltigkeit die Arabesken enthalten, sie destoweniger durch hinzugefügte Draperie und Decoration gestört werden. Man nimmt also am besten weiße Vorhänge mit weiter, einfacher Bordüre oder farbige Vorhänge von ganz gedämpftem Ton und höchst einfacher Zeichnung. Lebhafte Farbenmannigfaltigkeit in den Zeichnungen würden die Arabeskenmalereien nur nachäffen, stören, im besten Falle ungeeignet wiederholen.

Wir können mit diesen kurzen Andeutungen schließen. Was sich noch über eine Menge Einzelnheiten, Nippsachen, Aufsätze auf Schreibtischen, Commoden, Schränke, Säulen mit Skulpturen und eine Menge Kleinigkeiten von Decorationen und Zimmerverzierungen sagen ließe, jene zahllose Masse von Mitteldingen zwischen Gebrauchs- und Luxussachen, die einem Wohnbesonders den Damenzimmern bei geschmackvoller Wahl und Gruppirung in Form und Farbe jenen unaussprechlichen anmuthigen Geist graziöser Wohnlichkeit, Häuslichkeit und warmer Gemüthlichkeit verleihen, bei Ueberladung und Anhäufung widerspruchsvoller Formen und Farben aber den Eindruck hervorrufen, als träte man in einen Raritäten- oder gar Altladen, oder noch schlimmer, in einen Raum, wo der Auctionator mit dem Hammer erwartet wird. Was sich darüber sagen ließe, geht weit über die Grenzen eines Artikels hinaus und läßt sich außerdem nur sehr gezwungen unter allgemeine Gesichtspunkte bringen. Denn just hier hat der individuelle Geschmack der Bewohner sein souveränes Recht. Es kommt darauf an, was ihnen am besten gefällt. Andere, die als Gäste Zutritt gefunden haben, müssen sich diesem Geschmack unterordnen.

Aber ganz im Allgemeinen läßt sich doch in Bezug auf diese Symbole und Beweise persönlichen Geschmacks ernstlich rathen, daß man sich vor Ueberladung, ferner vor Zusammenstellung unharmonischer Farben, endlich vor Gruppirung widerspruchsvoller Formen hüte. Wie man ein Haus nicht halb gothisch, halb griechisch baut, dürfen im Innern auch nicht Heilige und Heiden, Rococo und römische Vasen neben einander stehen.

Und noch etwas, man muß sich in solchen Zimmern frei bewegen können, ohne mit jedem Schritt Gefahr zu laufen, etwas umzustoßen, oder zu zerbrechen. Auch sind Sitze und Sophas zum Sitzen und keine Unterlagen für allerhand Stickereien und Häkeleien. Die Zimmer, welche man in der Regel nur aufschließt, um die Pracht und den Putz darin zu zeigen, sollten Vorzüge der Millionäre gewordenen Bauern oder Rentieractienbudiker werden.

Digitized by Google

Sirenen und Kirken.

(Hierzu eine Illustration.)

Die süß verlockenden Jungfrauen, welche noch heute im „geflügelten Wort" fortleben — was sind sie anders als die Musen der See, aber verfänglich, verführerisch und tückisch, ein bildlicher Ausdruck der glatten Spiegelfläche des Meeres, unter welcher sich die Klippe oder die Sanddüne, also Schiffbruch und Tod verbirgt! Unsere Illustration: „Odysseus am Gestade der Sirenen" erinnert uns an die prächtige Schilderung, welche Vater Homer in der Odyssee der „erhabenen Kirke" in den Mund legt, welche in die Zukunft schauend die Abenteuer des „göttlichen Dulders" prophezeit:

„Wer da bethört annaht und den Zaubergesang der Sirenen
Horchend vernimmt, den werden Gemal und lallende Kindlein
Nimmer zur Heimkehr wieder erfreut umstehen und begrüßen;
Sondern mit hellem Gesang umzaubern ihn fern die Sirenen,
Sitzend am Wiesengestad; und umher rast mächtig ein Haufen
Modernder Menschengebein' und die Haut ist völlig geschwunden.
Da nun lenke vorüber und kleb' in die Ohren der Freunde
Wohldurchknetetes Wachs, süßduftendes, daß sie der Andern
Keiner vernehm'; und wofern Du selbst sie zu hören verlangest,
Mögen sie Händ' und Füß' im geräumigen Schiffe Dir fesseln
G'rad an des Mastbaums End' und darum fest schlingen das Schifftau,
Daß Du entzückt im Gemüth anhörst den Gesang der Sirenen,
Wann Du die Freunde jedoch anflehst und zu lösen gebietest,
Mögen sie Dich alsbald umzieh'n mit gewaltigern Banden." —

Nach diesem Abenteuer sind dann von Apollonius später ähnliche der Argonautensage gedichtet worden. Die Sirenen sitzen in der Nähe des strudelnden Gestades des Aetna auf einem hervorragenden Felsen und suchen mit süßem Gesang die Argonauten herbeizulocken; aber der unsterbliche Sänger Orpheus singt zu seiner Leyer ein erhabenes Lied, welches den Zauber bändigt, und Felsen erscheinen sie nun an Gestalt und furchtbarer Bildung. So sind sie charakterisirt als dämonische Wesen der See und zwar als Gefahren der Schifffahrt im fernen Westen, wo alle solche Märchen der antiken Welt zu spielen pflegen. Da sie zu den Seegöttern gehören, wissen sie auch von allen Dingen und zwar erscheinen bei Homer nur ihrer zwei, in den späteren Sagen meist drei, die verschiedene Namen führen, von denen Parthenope von der Sirene Neapels noch heute in Aller Munde.

Zur Zeit, als jene Erlebnisse des Herrschers von Ithaka an den Küsten Italiens und Siciliens localisirt wurden, pflegte man sich die Zauberin Circe bei Terracina zu denken, die Sirenen also weiter südlich, bald in der entzückend schönen Landschaft von Neapel und Sorrent, bald beim Vorgebirge Poseidion zwischen Pästum und Elea, oder endlich am Eingang der sicilischen Meeresenge beim Vorgebirge Pelorum, wo nun ihre Felsen und Klippen und allerlei Denkmäler von ihnen gezeigt wurden. Noch später

Digitized by Google

tauchte die Sage auf von einem Wettkampf zwischen ihnen und den Musen, in welchem letztere siegten und die Ueberwundenen ihres Gefieders beraubten, das fortan das Haupt der Musen schmückte. Auch wurden wohl die dämonischen Jungfrauen Genossinnen des von Schiller in der „Klage der Ceres“ so herrlich besungenen Raubes der Persephone, die das ihnen vom Gott der Unterwelt entrückte reizende Götterkind über die ganze Erde, ja beflügelt auch über das Meer suchen, worauf sie sich zuletzt an der Küste von Sicilien niederlassen und dort bis zur Ankunft des Odysseus ihm verlockende Lieder singen. So gelten sie denn auch als Sängerinnen der Todtenklage, Töchter des Phorkys oder der Erde, deren Bilder gern als Schmuck von Gräbern angebracht wurden. Nicht selten bedeuten sie auch anziehenden Reiz und bezaubernde Ueberredung, entweder der Schönheit und der Liebe oder die der Sprache und des Gesanges, oder sie bleiben in ihrem ursprünglichen Charakter, indem sie die verführerischen aber herzlosen Künste der Buhlerin repräsentiren.

Die gewöhnliche Bildung war die mit dem Oberkörper einer Jungfrau und den Beinen eines Vogels mit oder ohne Flügel, wogegen die Darstellung als Vögel mit Frauenköpfen in zuverlässigen Sirenenbildern nur selten vorkommt. Rein menschlich gestaltete Sirenen finden sich nur auf etruskischen Aschenkisten in Darstellungen des Odysseusmythos. Der Philosoph Plato idealisirt seine acht Sirenen, die auf den acht Kreisen des Himmels umhergetragen, zusammen die Sphärenharmonie anstimmend, einen Sirenengesang, der wohl unsäglich reizend und bezaubernd, aber nicht ins Verderben ziehend. Es liegt uns nahe, gelegentlich der Sirenen auch der permonischen Wasserfrauen zu gedenken, höherer weiblicher Wesen, die im Wasser hausen, ohne gerade auf dieses Element allein angewiesen zu sein und die ganz oder häufiger zur Hälfte menschliche Gestalt in vollendeter Schönheit aufweisen: somit ist zugleich auch der Unterschied der Sirenen von der Nixe gegeben.

Die verlockenden Wasserfrauen, oben schönes Weib, unten in Fisch- oder Schlangengestalt ausgehend, sind von den Germanen den Romanen entlehnt, wogegen die Wasserfrau, die Nixe, welche ganz als Weib erscheint, ursprünglich dem germanischen Glauben angehört und in den lieblichsten Sagen verherrlicht wird. Dem Volk Süddeutschlands ist auch dieser Unterschied wohl bewußt, indem es Meerfräulein oder Seejungfrauen, Mirfral, diese nur Wasserfräulein, Wasserfral nennt. Dem Volk gilt die Sirene größtentheils als trügerisch, verlockend, grausam, während die Nixe ihm die anmuthigste Erscheinung ist und nur aus Rache grausam zu werden im Stande. Beiden ist gemeinsam, daß sie nach der Liebe schöner Männer verlangen und diese entweder zu sich in das feuchte Element hinab in ihre Wohnungen ziehen oder selbst zu ihnen auf das Land sich begeben, um dort zu verweilen.

Die Sirene trachtet darnach, in der Männerliebe Erlösung zu gewinnen, die Nixe verlangt durch sie Jugend, Schönheit und höheres Alter. Ihr ist es ja bekannt, daß sie dem Tod verfallen muß, sei es, daß sie die ihr wie den Nymphen der Hellenen bestimmte Reihe von Jahrhunderten durchlebt, oder durch Ungehorsam die Rache ihres Gebieters, des Wasserkönigs, herausgefordert hat.

Fast immer folgt auf Liebeslust gar schmerzliches Liebesleid, nicht allein für den Geliebten, der die Treue bricht, sondern auch für die Nixe,

Digitized by Google

welche von der Liebe zu dem Gemal oder ihren Kindern fortgerissen, den Gesetzen des Wasserreichs ungehorsam wird.

Sprößlinge solcher den Charakter einer Ehe tragender Verbindungen nehmen Theil an beiden Naturen, doch überwiegt die des Vaters, da eine Erlösung für sie nicht ausgeschlossen. Das ihnen als Mitgift der Mutter anhaftende Uebermenschliche giebt sich nur in schwachen Spuren am Fuß, an der Schwimmhaut zwischen den Zehen oder darin zu erkennen, daß sie im Wasser nicht naß werden. Uebrigens vermag die Mutter auch, wenn sie es über sich gewinnt, ein bestimmtes Kind der Wassergottheit zum Opfer zu bringen, Verschonung für die anderen Kinder zu erkaufen.

Gedenken wir jetzt der berühmtesten Meerfee, die, obwohl romanischer Sage entstammend, doch durch ein allbeliebtes, in unzähligen Ausgaben verbreitetes Volksbuch auch in Deutschland populär wurde, noch unlängst gefeiert durch die herrlichen Compositionen des zu früh dahingeschiedenen Malers von Schwind. Melusine saß im Berg von Sassenape bei Grenoble und machte die dortigen Kufen, worin sie badete, zum siebenten Wunder der Dauphiné, indem sie ihnen die Eigenschaft mittheilte, bei reicher Ernte überzulaufen, in Mitteljahren halbvoll, bei Mißjahren trocken zu sein.

Die Sage von der schönen Dame ist übrigens in manchen Versionen vorhanden. Nach der Auffassung der Mehrzahl ist sie ein weiblicher Meerdämon; Andere lassen sie durch ihren Vater von einem König von Albanien und einer Fee abstammen. Der berühmte Arzt und Naturforscher Paracelsus nennt sie eine Nymphe, Viele bezeichnen sie als eine mächtige Fee, die sich mit einem Fürsten aus dem Hause Lusignan vermälte. Gleich der Mehrzahl der Feen jener Tage war ihr durch ihre dämonische Natur auferlegt, gewisse Tage in jedem Monat Fischgestalt anzunehmen. Selbstverständlich wandte sie jedoch alle Sorgfalt an, sich weder von ihrem Gemal noch ihrem Hausgesinde sehen zu lassen.

Doch ihr tragisches Geschick sollte sich erfüllen, denn einst trat ihr Gemal, den sie fern glaubte, weil er zu neugierig war und gar zu gern wissen wollte, was Melusine so eingeschlossen beginne, unvermuthet in's Gemach und erblickte sie in einer Wasserkufe in jener ihm bis dahin fremden Sirenengestalt.

Die schöne Melusine aber ließ ihm kaum Zeit in ihrer Gegenwart seinen Schrecken und sein Entsetzen auszudrücken; sobald sie die Umwandlung ihrer Huldgestalt in ein Seeungeheuer entdeckt sah, stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand.

Eigenthümlich ist es wie sie nun, gleich den Sireuen der antiken Welt, als Sängerin der Todtenklage erscheint. So oft nämlich seitdem ein Glied des Hauses Lusignan von einem Unfall bedroht wird, oder ein Herrscher Frankreichs auf außerordentliche Weise sterben soll, erscheint sie in Trauerkleidern auf dem großen Thurme des Schlosses Lusignan, das sie erbauen ließ, seufzt schwer und läßt ihr Klagelied erschallen, von dem schon Thuring von Klingolfingen erzählt, ein Berner Patricier, welcher 1477 zu Augsburg die erste Uebertragung der französischen Sage herausgab.

Nicht minder hochpoetisch ist jene oberpfälzer Sage von dem Försterssohn, dem eine wunderschöne Wasserfrau in glücklichster Ehe sieben Knaben schenkt, nachdem sie ihm das Versprechen abgenommen, nie erkunden zu wollen, was sie am Donnerstag jeder Woche ihrer Familie fern halte. Von

Digitized by Google

Neugierde gepeinigt, schaut der Gatte aber einst durch das Schlüsselloch in ihr Gemach und erblickt sie in einer Badewanne, unten in der Gestalt eines Fisches. Am nächsten Tag will die Gattin ihn zärtlich umfangen, er aber stößt sie empört mit den Worten zurück: „Mit einem Drachen will ich nicht länger leben.“

Da weint die Schöne bitterlich: Hätte er nur die zweimal sieben Jahre, welche bald zu Ende gingen, ruhig abgewartet, so wäre sie erlöst gewesen, denn sie sei von ihrer Mutter aus verwünscht, nun müsse sie in der Luft herumfliegen bis an den jüngsten Tag.

„Des Windes Heulen wird meine Stimme, das Wirbelgestäube meine Speise, meine Thränen mein Trank sein“, wehklagte sie.

Da wollte er sie zurückhalten, sie aber entwich ihm und flog immer um's Haus.

An jedem der sieben Fenster saß eins ihrer Kinder: zu diesen gewandt nahm sie mit Thränen Abschied und die armen Kinder wimmerten ihrer Mutter nach und wurden von ihr nachgezogen; das feine, klagende Winseln des Windes erscheint dem sinnigen Volk als ihre Stimme.

Theodor Bodin.

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Der Schluß unsrer Gesellschaftszeit ist immer noch nicht anzuzeigen, obwohl der Hof schon abreiste und die langen Tage längst eingetreten sind. Noch immer finden große Feste statt und die vornehme Welt denkt noch nicht an die Abreise von Berlin. Der Fürst von Pleß gab so eben das zweite Ballfest in seinem neuen Schlosse, das erste reichte nicht hin um allen seinen Bekannten das Vergnügen zu verschaffen bei ihm zu tanzen, denn so großartig auch die Räume sind, die Berliner Gesellschaft ist noch größer. Diesmal war es auch uns geglückt eine Einladung zu erhalten. Als wir gegen zehn Uhr in die Vorhalle des Treppenhauses traten, überraschte uns der Anblick einer interessanten Gruppe. Der Fürst-Gastgeber stand am goldenen Treppengeländer, neben ihm seine Gemalin und seine Schwägerinnen, stattliche Gestalten wie Abkömmlinge der Nibelungen, und erwarteten die Ankunft der Kronprinzenfamilie, um Hochdieselbe die Treppe hinauf zu führen. Schon rollten die königlichen Wagen auf den Mosaikfußboden des Hofes — aller Augen hefteten sich auf die hohen Ankömmlinge.

Der Kronprinz gab der Fürstin den Arm, der Fürst führte die Kronprinzessin, die in weißem broschirtem Atlas mit kirschrothen Rosenzweigen

Digitized by Google

verziert, reizender und frischer als jemals aussah. Prinzessin Charlotte, die kindliche Braut, war wieder ganz einfach in weißen Tüll gekleidet und ging am Arm ihres Verlobten, fast wie das Turteltaubenpaar aus dem Wintermärchen anzusehen. Oben angelangt, genossen wir gleichsam im Gefolge des Kronprinzen einher schreitend den vollen Anblick des Festraumes. Der Tanzsaal geht durch zwei Stockwerke und ist von luftigen Galerien umgeben, die keine Hitze aufkommen lassen. Die runde Wölbung der Decke ist in lichtblauer Farbe gehalten, so daß man versucht wird sie für Himmelsluft zu halten. Der Riesenkronleuchter könnte allenfalls auch die Sonne am Firmament ersetzen, durch das Blitzen seines bergkrystallenen Gesteins, das sich in den Spiegelwänden verdoppelt. Die Zimmerreihen scheinen endlos zu sein, die Zeit eines Ballabends reicht jedenfalls nicht aus, um die Decorationen von Kunstwerken, Gobelins und vergoldeten Möbeln zu betrachten, besonders da es zu viel anzustaunen gab unter den Anwesenden, wo man alle Augenblicke sich in einem Gedränge von Fürstlichkeiten und Berühmtheiten befand. Die Erbgroßherzöge von Mecklenburg und Oldenburg, die Erbprinzen von Lippe und Meiningen, die Herzöge von Ratibor und Hohenlohe, die Fürsten von Oehringen, von Langenburg, von Lichtenstein, von Carolath seien hier nur genannt, von den Damen wollen wir lieber schweigen, um nicht allzu sehr in Extase zu gerathen. So viel Jugend und Schönheit und — so viel geschmackvolle und prächtige Toilette beisammen zu sehen muß berauschend wirken. Und doch war noch eine Steigerung der Empfindungen möglich, als die Speisesalons geöffnet wurden und mehrere Büffets zu den seltensten Genüssen einluden. Die Kochkunst leistet heutzutage Unglaubliches in diesen Schaustellungen von Delicatessen, der Pinsel eines Makart in seiner Abundantia hat kaum etwas Aehnliches zusammenphantasirt wie diese schimmernden Gallerte, glänzenden Früchte, garnirten Salate, gekrönten Schweinsköpfe, dressirten Fasanen, duftenden Rehrücken, dampfenden Fischen und frischen Gemüsen aus Algier u. s. w. u. s. w. Die einzige Schattenseite dabei liegt freilich in der Unbequemlichkeit, mit dem Hut in einer, den Teller in der andern Hand stehend essen zu müssen, dabei soll man auch noch höflich gegen die Damen sein, sie bedienen — und nicht über ihre Schleppe fallen. Eigentlich leidet man Tantalusqualen beim Anblick der vielen Genußmittel, die man nicht erreichen kann. Indessen war im fürstlichen Palais Pleß die Sache wesentlich bequemer eingerichtet, indem überall gedeckte Tischchen bereit standen, an denen man sich wenigstens seinen Braten schneiden konnte. In einem bunten Zelt war auch ein bekränztes Bierfäßchen aufgestellt und das köstliche Naß erfrischte auch die fürstlichen Kehlen, ja sogar die Damen ließen sich davon spenden. Erst mit dem Morgengrauen verschwanden die letzten Gäste, die freilich nicht mehr tanzten, sondern rauchten und den Ball besprachen.

Nur wenige Tage später wiederholte sich eine ähnliche Festfeier bei dem Herzog von Ratibor, der ebenfalls einen neuen Palast einweihte. In der Moltkestraße am Königsplatz hat er sich nämlich ein Haus gebaut, welches diese Bezeichnung vollständig verdient. Auch ein weißer Saal ist darin vorhanden, der dem im königlichen Schlosse an Eleganz nichts nachgiebt.

Außer der Einweihungsfeier galt das Ballfest aber auch der Verlobung der jüngsten Prinzessin Tochter des Herzogs von Ujest; sie hat dem Prinzen Heinrich Reuß XIX. ihr Jawort gegeben. Seine Mutter ist eine geborene Gräfin Castell.

Digitized by Google

Ueberhaupt hat das Beispiel der Prinzessin Charlotte von Preußen ansteckend gewirkt und sehr viele junge Brautschaften hervorgerufen. Die kaum achtzehnjährige älteste Tochter des Grafen Blankensee-Firks verlobte sich mit dem Grafen Curt Pückler, Comtesse Henriette Schulenburg-Trampe mit dem Grafen Günther von Finckenstein, Freiherrin Hedwig von Eckartstein-Haselberg mit dem Grafen Schulenburg, Fräulein von Prillwitz mit dem Prinzen Hohenlohe — und wer weiß, was der Wonnemond sonst noch zum Ausbruch bringt, Blüthen gewiß nicht, denn die würden bei dem jetzt gewöhnlichen Maienwetter erfrieren.

Auch von einer zurückgegangenen Verlobung muß Bericht erstattet werden; Frau Agnes Wallner hat in den Zeitungen bekannt gemacht, daß sie dem Grafen Stanislaus zu Dohna den Abschied ertheilt hat. Jedenfalls ist es der immer noch schönen, liebenswürdigen Dame nicht zu verdenken, daß sie nicht gegen den Willen der beiderseitigen Familien eine eheliche Verbindung eingehen mochte. Dem Vernehmen nach wird der Exbräutigam in russische Kriegsdienste treten.

Das Theater nimmt augenblicklich einen neuen Aufschwung, da Herr von Hülsen mit gekräftigter Gesundheit aus Wiesbaden zurückgekehrt ist und die königlichen Bühnen wieder selbst leitet. Die klassischen Stücke zu ermäßigten Preisen sind uns wieder versprochen und im Opernhause noch einige Novitäten ehe die Saison schließt. Leider müssen wir freilich auch Abschied nehmen von einigen unsrer Goldkehlen, Fräulein Minnie Hauck scheidet sogar für immer, Frau Mallinger für einige Zeit und Fräulein Lehmann ist auch dem Verlobungsfieber erlegen. Ein Freier, den sie in Bayreuth eroberte, hat endlich ihr Jawort erhalten, aber sie bleibt der Bühne treu, wie auch Etelka Gerster, die sich ebenfalls mit dem Impressario Gardini verheirathen wird. Fräulein Grossi ist trotz ihrer blühenden Schönheit oft sehr leidend und wird auch wohl für längere Zeit stumm sein. Die Gerüchte über ihre Verlobung mit einem baronisirten Finanzmann erneuern sich von Zeit zu Zeit, doch stehen auch noch andere Freier in Aussicht, sie soll aber wie Turandot unnahbar sein.

Die Königin des Ballets, Adele Grantzow, weilt auch augenblicklich in Berlin, aber nicht um sich auf der Bühne bewundern zu lassen, sondern um eine versprungene Sehne ihrer zarten Füße wieder einrenken zu lassen. Die Huldigungen der Ballet-Enthusiasten dringen durch die Blumen in ihr Krankenzimmer, mehrere Veilchenhügel und ein ganzer Rosenberg sollen stets zu ihren Füßen liegen. Ihre einstmalige Verlobung mit Herrn Philippsborn junior ist trotz seiner eifrigen Bemühungen um den Wiedergewinn ihrer Gunst jetzt offenbar gänzlich von ihr vergessen worden. Der junge Herr, der trotz seines reichen väterlichen Erbes noch immer nicht im bürgerlichen Leben festen Fuß gefaßt hatte, soll daran denken, auch die Theaterlaufbahn zu ergreifen.

Die Verschönerungen unserer Kaiserstadt haben allerdings einigen Zuwachs erhalten durch den Wrangelbrunnen am Schluß der Siegesallee und durch die Löwengruppe im Thiergarten, aber die vielbesprochene Freilegung des Schlosses läßt noch immer auf sich warten. Die Umgebung des Nationalmuseums durch Säulenhallen schreitet aber fort, wenn auch langsam. Wenn dieser monumentale Schmuck erst einmal fertig dastehen wird, kann Berlin den Namen Spree-Athen mit mehr Recht beanspruchen als bisher, wo es mehr Spree-Sparta zu heißen verdiente.

Digitized by Google

Augenblicklich findet in den oberen Räumen des Nationalmuseums eine interessante Ausstellung der nachgelassenen Werke des genialen Malers Rudolf Henneberg statt. Seine „Jagd nach dem Glück" hat ihn weltberühmt gemacht; die Skizzen und Studien, welche neben seinen Gemälden jetzt ausgestellt sind, beweisen, daß er ebenso wohl Dichter wie Maler war. Sein Schaffen trägt durchweg den Stempel der Poesie. Mitten in der Arbeit und in der Kraft der Jahre raffte ihn der Tod hinweg; er hinterließ ein großes Vermögen, welches zu wohlthätigen Zwecken bestimmt sein soll; daß er auch seine Bilder den Armen vermachte, ist wahrhaft rührend.

Eine andere merkwürdige Gemäldeausstellung ist im Uhrensaal der Königlichen Akademie eröffnet, es ist das Riesengemälde von A. von Werner, die Annahme der Kaiserwürde durch Wilhelm I. im Spiegelsaal zu Versailles. Der welthistorische Moment ist mit einer bewundernswerthen Meisterschaft dargestellt, nur erscheint die Gruppe, welche sich um den Kaiser stellt, etwas zu klein und zu gedrängt. Der Vordergrund dagegen ist ganz voll Leben, Licht und Getöse. Jeder Kopf ist Porträt und zwar mit charakteristischer Färbung, man meint die Worte zu hören, die da gesprochen wurden. Bismarcks mächtiger Kopf überragt seine Umgebung, er sieht bleicher aus als man gewohnt ist ihn zu sehen, es ist dieses Erblassen offenbar als Folge seiner tiefen Erschütterung durch den großen Moment vom Künstler beliebt worden. Der Kaiser steht ganz genau in seiner natürlichen Würde und Geistesfrische vor uns, zu beiden Seiten den Sohn und den Schwiegersohn, unstreitig zwei der schönsten Männer Deutschlands. Der Großherzog von Baden ruft mit freudiger Verklärung in dem ernsten Antlitz zuerst: „Es lebe der deutsche Kaiser!" Die vielen bekannten Gesichter, die der Beschauer aus dem kopfreichen Bilde herausfindet, wirken wahrhaft vergnüglich. Man hört im Gedränge Begrüßungen, als würde zu den Personen, nicht zu ihren Porträts geredet. „Da steht ja Graf Lehndorff, dort Fürst Radziwill, Excellenz Kameke, General Blumenthal." — In einer der fernsten Ecken schaut ein mageres Gesicht mit langem Haar aus dem militärischen Gewühl, ein schlichter grauer Rock und eine lose Halsbinde bezeichnen den Maler. Das ist Werner, der sich sehr ähnlich porträtirt hat. Das kleine, schmächtige Männchen ist der große Künstler. Sein Talent brach sich Bahn durch schwere Hemmnisse und Schranken; er ist der Sohn eines armen adligen Tischlers in Frankfurt an der Oder. Derselbe baute so fest auf eine glänzende Zukunft seines Sohnes, daß er kein Opfer scheute um ihn unterrichten zu lassen. Die Regierung gewährte ihm später ausreichende Mittel, um die nöthigen Studien für seine Kunst zu machen. Er hat jetzt die höchsten Ehren erreicht und sein Vater genießt sie mit ihm.

H. v. N.

Wien.

Der erste Mai kann nicht gleichgültig übergangen werden und auf der Schwelle des Wonnemonats muß jeder echte Wiener eine Zeit lang stehen bleiben, um den frischen Duft der Maiglöckchen einzuathmen und von da aus in den Prater zu hüpfen oder mittelst Fiaker in dessen Auen zu fliegen. Der offene Wagen ist am 1. Mai ein Gebot der Lebensitte und Gewohnheit, der Ostwind mag noch so schneidig vom Kahlenberg herüber streichen, und so froren sie denn diesmal auch gewaltig, die stolzen Damen und Herren,

Digitized by Google

so sehr froren sie, daß es ein heilloses Zähneklappern längs der ganzen Ringstraße gab und die Welt der Equipagen nicht einmal den Muth hatte, die hingegossene Pose anzunehmen. Es war nicht kühl, vielmehr kalt bis an's Herz hinan und wenn es statistisch nachgewiesen werden könnte, wie viele Lungenentzündungen in zu heißen Ballnächten und an zu frostigen Maitagen entstehen, würde die medicinische Wissenschaft ein reiches Material ernten. . . . Die Saison wäre also eröffnet, nachdem die andere geschlossen. Sie war dieses Mal sehr bewegt, die andere, und die Bilanz über Theater- und Concertgenüsse ist zu einer ganz gewaltigen angewachsen. Was haben wir nicht alles gehört und genossen, und was haben wir nicht alles hören, genießen und bezahlen müssen? Acht Concerte der Philharmoniker, sechs der Gesellschaft der Musikfreunde, sechs der Singacademie, sechs des Quartett Hellmesberger, zwei des Quartett Florentiner, zwei des Männergesangvereins, eines des academischen Gesangvereins und eines des Schubertbundes. Wieniawski spielte drei Mal, ebenso oft die Violinvirtuosen Sarasate und Sauret und die Pianisten Brassin und Pinner. Liszt spielte an drei Tagen, Christine Nilsson trat an fünfzehn, Adelina Patti an zwanzig Abenden auf und die Walküre wurde in Zeit von sechs Wochen zwölf Mal gegeben. Daneben acht musikalisch-deklamatorische „Künstlerabende", etwa fünfzehn Wohlthätigkeitsacademien und die unzähligen Soiréen und Matinéen der Localvirtuosen und Localvirtuosinnen, Productionen, deren verbrecherische Urheber in der Fremde absolut unbekannt sind, die sich aber in der Saison wenigstens ein Mal hören lassen müssen, weil sie a tout prix Lectionen suchen und finden wollen. Rechnet man noch die Concerte der öffentlichen und der privaten Opernschulen, so kann man sich einen approximativen Begriff davon machen, was das arme Wien vom Winter unseres Mißvergnügens 1876 bis zum Frühjahr des Krieges 1877 gehört, gesehen und gelitten hat.

Nachdem die „Walküre" eine Reihe von glänzenden Aufführungen erlebt und eine Reihe glänzender Cassenrapporte erfahren, hat sich die Direction unseres Hofoperntheaters beeilt, zum „ersten Tag" auch den zweiten und dritten und das Vorspiel, mit einem Worte die gesammte Nibelungentetralogie zu erwerben und Richard Wagner hat angesichts der merklich liebevollen Art, mit der man hier seine Walküre künstlerisch behandelte und im Publicum aufnahm, nicht lange gezaudert und ist auf Grund einiger materieller und moralischer Concessionen auch den Wiener Anträgen bereitwilligst entgegengekommen. Und so werden wir im kommenden Herbst das Rheingold, im folgenden Frühjahr den Siegfried und im Herbste 1878 die Götterdämmerung und damit zugleich den ganzen geschlossenen Nibelungenring besitzen. — Die Italiener sind wieder weggeflogen vom Strande der Donau und haben abermals so und so viele Tausende von Napoleondors im Fluge mitgenommen. Es fällt mir nicht bei, auf die künstlerischen Leistungen der Truppe, an deren Spitze Adelina Patti stand, näher einzugehen, denn die Truppe brachte nichts Neues und so wie Adelina vor 14 Jahren sang, da sie zum ersten Mal in Wien erschien, so sang sie auch heuer; die vollendeten Triller, Passagen und Staccati sind zwischen 1863 und 1877 nicht um eine Note, nicht um eine einzige Verzierung ärmer oder reicher geworden. Nur der socialen Verhältnisse der wälschen Künstler sei mit ein paar Worten gedacht, weil diese socialen Verhältnisse einen gar so eigenthümlichen Reflex auf die Zustände des Komödienlebens überhaupt zu werfen geeignet sind. Vor Allem sei constatirt, daß sämmtliche Herren und Damen der italienischen Gesell-

Digitized by Google

schaft von ihren Ehehälften gerichtlich geschieden oder doch von ihnen getrennt sind. Adelina Patti und Zelia Trebelli sind von ihren Männern, Adriano Strozzi, Ernesto Nicolini und Angelo Masini von ihren Frauen getrennt, woraus zu ersehen ist, daß die Herren und Damen vom hohen C oder vom contra F in der Wahl ihres Herzens nicht sehr vorsichtig zu Werke gehen. Ueber Adelina Patti cursiren die absonderlichsten Gerüchte, Gerüchte, die allerdings nur unter der strengsten Reserve zu verzeichnen und mit der schonendsten Discretion zu behandeln sind. . . . Eine Dame verlangt unter allen Umständen, daß die Gesetze der Galanterie respectirt werden. Am Abende ihres Benefizes erhielt die Diva unter mehreren und riesigen Bouquets und Lorbeerkränzen auch ihr eigenes Bildniß. Das kleine Aquarellportrait, von einem grünen Gewinde umgeben, war von keiner Visitkarte begleitet, aus welcher der Name des Spenders hätte bekannt werden müssen. Aber wozu brauchte es denn wohl der Karte? In den Logen, im Parquet und auf den Galerien flüsterte einer dem andern zu: Nicolini! Schade, daß Adelina Patti an jenem Abend gerade das Gretchen sang. Die Ovation paßte nicht ganz zur Rolle, denn das Gretchen pflegt mit seinen intimsten Neigungen und Herzensgeheimnissen nicht vor einen ganzen Parterre von Neugierigen zu kokettiren. — Da ist Frau Zelia Trebelli weit harmloser in ihrem Wesen. Die Dame hat ihrem Mann, dem Tenoristen Bettini, schon sehr bald nach der Hochzeit den Laufpaß gegeben und ihre Freundschaft einem Colonel geschenkt. Frau Trebelli (lies den französischen Namen Gillebert nach rückwärts und lasse das G. hinweg) ist nicht nur eine prächtige Sängerin vor dem Herrn, sondern auch eine gewandte Meisterin auf dem Phaëton und wenn die berühmte Altistin mit einem Zwei- oder Viergespann über das Pflaster der Ringstraße oder durch die Nobelallee des Praters saust, wird sie zweifelsohne sogar von den Wiener Fiakern, diesen auserlesenen Künstlern des Zügels, bewundert. Zwar hat die Dame einmal das Malheur gehabt, einen arglosen Flaneur zu Boden zu stoßen, wofür sie bei Gericht ein Pönale von 25 Gulden erlegen mußte und ein anderes Mal das Rad an ihrem Wagen brechen zu sehen, wofür sie namenlose Angst ausstand, aber solche Bagatellen sind nicht im Stande, die kühne Rosselenkerin von ihren Kutschirgelüsten abzubringen. In Stockholm, so erzählt Frau Trebelli von sich selber habe, ich einem Pferdehändler Geschäfte machen helfen. Der gute Mann hatte schon die längste Zeit vier herrliche Jucker im Stalle, die er nicht los werden konnte, weil sie zu jung und feurig waren und sich Niemand getraute, mit ihnen zu fahren. Da nahm ich mich eines schönen Nachmittags des bedrängten Pferdehändlers an, ließ die Thiere an den Phaëton spannen, ergriff die Zügel und fuhr mit dem stolzen Gespann über die Promenade der schwedischen Hauptstadt und die stolzen Thiere parirten, als spürten sie eine sehr feste Hand. Das half. Wenn eine Dame im Stande ist, die Jucker zu lenken, so muß ichs auch sein, rief ein Dandy und kaufte sofort den „Viererzug". Dem Pferdehändler, fuhr die Altistin in treuherzigstem Tone fort, gefiel die Sache sehr, und er kam wiederholt zu mir, um mich für sein Geschäft zu gewinnen, ja verblümt bot er mir sogar einen gewissen procentualen Antheil an dem durch mich zu erzielenden Gewinn an, allein ich zog es vor, auf den Ruhm und den Gewinn der Pferdedressur zu verzichten und meine Hauptthätigkeit auf die Kunst des Gesanges zu concentriren. —

In den Salons der Gesellschaft ist es still, sehr still geworden. Die

Digitized by Google

Cercles haben sich aufgelöst, die Geheimnisse des Theetisches warten auf den nächsten Winter, um weitergesponnen zu werden und die Medisance, die am besten in der Nische oder am lodernden Kamin gedeiht, hat ihre Thätigkeit bis auf Weiteres eingestellt. Als Nachtrag zur verglommenen und erloschenen Saison fühlt sich aber Figaro, der allüberall ist, ohne gerade allüberall eingeladen zu werden, verpflichtet, eine kleine, ich möchte sagen philosophische Episode auszuplaudern. Philosophie und Salon? Wie paßt dies zusammen und wie lassen sich diese zwei Begriffe geistig mit einander und unter einander verbinden? Doch hören Sie, verehrter Leser und hören Sie, schöne Leserin und Sie werden dann selber urtheilen, ob der Ausdruck philosophische Episode gar so unpassend oder paradox gewählt ist. In einem hiesigen Club, dessen Hauptaufgabe neben der Pflege der Geselligkeit darin liegt, Excursionen in das Gebiet der Wissenschaften in Form freier Vorträge und spontaner Discussionen zu unternehmen, machte sich seit einiger Zeit ein junger Mann dadurch bemerkbar, daß er in den Kreis seiner Zuhörer philosophische Fragen warf und dann diese philosophischen Fragen und Thesen in einer jedenfalls originellen Art behandelte und durchführte. Der junge Mann, vom Stamme derer, die nie sterben, wenn sie lieben und aus Ungarn gebürtig, zeichnet sich weder durch seine äußere Haltung, noch durch Eleganz — der junge Philosoph ist sehr arm — noch durch sonderliche Correctheit in der Behandlung der deutschen Sprache aus; er war, was man so bei den Juden der östlichen Hebräercolonien sagt, ein „Bocher" und die Universität, die der „Bocher" bis zu seinem Auftreten im Club besucht hatte, war das „Cheder" (die Schule der Talmudisten). Herr A..... war (und ist es heute noch) ein Naturalist im Sprechen, Denken, Forschen, Discutiren und Disputiren. Gleichwohl fesselte er jedes Mal durch das Eigenthümliche seiner Dialectik und durch eine gewisse schneidige Schärfe des Verstandes. Unter den Clubbesuchern befand sich nun auch ein Mitglied der hohen Aristokratie und dieser Aristokrat sprach von dem jüdischen Denker der Fürstin M..... Die Fürstin M..... interessirte sich einst für die pikanten von haut gôut der Pariser Boulevards erfüllten Lieder der Theresa, sie interessirte sich dann für den hohen dramatischen Schwung der Richard Wagner'schen Dichtungen, sie interessirte sich lebhaft für die bleiche Mondscheinpoesie, wie sie Christine Nilsson in ihren Volksliedern Schwedens vortrug, die Fürstin interessirt sich für Alles, was neu, bedeutend oder auch nur pikant erscheint (oder weiß sich wenigstens den Anschein des Interesses zu geben), warum sollte sie sich also nicht auch für den Philosophen aus Ungarn, für den mauschelnden Bocher von der Bank des Cheder interessiren? Der junge Mann wurde also für einen Abend in den fürstlichen Salon gezogen, wo er über ihm vorgelegte Themen discutiren sollte, gerade so wie man Claviervirtuosen und musikalische Sätze zum Phantasiren übergibt. Selbstverständlich fand sich an dem bestimmten Abend eine große Zahl aristokratischer Hausfreunde und Hausfreundinnen ein, denn das war wieder ein Mal nach mehreren Monaten hergebrachten Schablonenamüsements etwas ganz apartes, etwas „noch nicht Dagewesenes." Das Parquet des Salons war also vollgestopft von Fürsten, Grafen, Vicomtes und Baronen mit deren Frauen, von Botschaftern, Gesandten, Attachés, Secretären und Consuln und Alles drängte sich in die Mitte des Salons, wo einige hervorragende Geister der hier versammelten aristokratischen Welt sich um den neuen philosophischen Stern gruppirten, um den frischentdeckten Plato, um denselben frei phantasiren

Digitized by Google

zu lassen. Und siehe da, der neue Plato zeigte sich durchaus nicht lampenscheu und ging auf alle ihm vorgelegten Fragen mit solcher Schlagfertigkeit ein, daß die Vertreter der Aristokratie und Diplomatie geradezu verdutzt waren und ihrer Be- und Verwunderung leisen und lauten Ausdruck verliehen. Sei es, daß Herr A. die Situation rasch begriff, sei es, daß er sich aus Princip und philosophischer Ueberzeugung so gab, kurz er entpuppte sich als fanatischer Gegner Schopenhauers und das kam dem optimistischen Auditorium gar sehr gelegen. Die christkatholischen Zuhörer und Zuhörerinnen zischelten Beifall, klatschten in die Hände und die Fürstin, die Herrin des Hauses, legte schließlich einen Bogen auf, auf welchem sich jeder der Anwesenden mit einem gewissen Betrage einschreiben mußte und die Summe dieser Beträge war so groß, daß der junge Philosoph für die nächste Zeit ausgesorgt hatte. Wenn also in zehn, fünfzehn oder sagen wir zwanzig Jahren ein neuer Name auftaucht, ein Name, der den des Arthur Schopenhauer in den Grund bohrt, ein Name, der mit seinem Denken und seinen Systemen die Welt erfüllt und mit A anfängt und mit n aufhört, so wird man sich erinnern, daß der Glanz des jungen Gestirnes im Salon der Fürstin M..... aufging. — — —

Im März bekam Wien seine neue Börse, im April seine neue Akademie der bildenden Künste; bald wird man also von der Kaiserstadt sagen können, kein Monat ohne Palais. Mit der Eröffnung des Akademiepalastes wurde eine historische Ausstellung eröffnet, die Alles zusammengetragen hat, was die Wiener Schule, seit man eine solche kennt, an Sculpturen, an Kupferstichen, Radirungen und Gemälden hervorgebracht hat. Zur genauen Besichtigung dieser historischen Exposition bedarf es mehrerer Tage und selbst beim oberflächlichsten Durchfliegen vergehen im Nu mehrere Stunden. Die heimische Kunst ist, das muß man gestehen und gesteht es auch gern, in zahllosen und unschätzbaren Meisterstücken vertreten und das Durchwandern der Säle ist ein wahres Schwelgen. Die Füzgers, Dannhausers, Waldmüllers, die Führichs, Kupelwiesers und Rates haben sich wacker eingefunden und die Schlachtenbilder Lallemands, die köstlichen Aquarelle Rudolf Alts, die coloristischen Hexereien Makarts, die Genrebilder Friedländers — das Alte vereinigt sich mit dem Neuen und Neuesten, um dem Auge einen Begriff davon zu geben, was in dem nach mancher Richtung vielverschrieenen und mit Unrecht verschrieenen Wien im Laufe der Jahre Großes und Bedeutendes geleistet wurde. So schlimm sind wir ja doch nicht, als man uns gern macht und die Schiller'sche Xenie hat sich schon längst überlebt ..... Figaro.

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Hut von Reißſtroh.

Dieſer Hut iſt mit ſchwarzem Sammet und crêmefarbenem Atlasband ausgeputzt; im übrigen mit einer elfenbeinfarbenen Feder und einer mit Goldknospen ge-

Nr. 1. Hut von Reißſtroh.

miſchten Mimoſentuffe garnirt. Ueber den Nacken herabfallende ſchwarze Faille bänder. An der Seite geknüpfte crêmefarbene Bindebänder.

Digitized by Google

Nr. 2 und 3. Moderne Frühlings- und Sommerhüte.

Nr. 2. Hut von altgoldgelbem Stroh. — Unter dem Rande eine Garnirung von gefältelter Faille mit altgoldfarbigem Schnürchen eingefaßt; über dem Rande eine große Failleschleife und als Decorirung des Kopfes ein reiches Bouquet von Haidekraut und Maßliebchen.

Nr. 3. Italienischer Strohhut. — Der Rand ist vorn und in der Mitte ein wenig herabgebogen, darunter eine kleine elfenbeinfarbene Fransengarnitur. Der Ausputz des Kopfes ist aus himmelblauem Faillebaud mit elfenbeinfarbener Faille gemischt und kleinen Vergißmeinnichtbouquets zusammengesetzt.

Nr. 2. Hut von altgoldgelbem Stroh.

Nr. 4 und 5. Visitentoilette. (Vorder- und Rückansicht.)

Diese höchst elegante und bequeme Toilette ist aus Rock, Taille und einem halblangen Jacket zusammengesetzt. Zur ganzen Robe wird grauer Wollen- und Seidenstoff verwendet. Die Garnitur besteht in einer geschmackvollen der Nüance des Costüms angemessenen grauen Wollen- und Faillefranse und in einer breiten seidenen Blende. Die Taillenärmel sind von Seide. Der Paletot ist mit leichtem Futter zu versehen. Das Uebrige erklärt sich aus den Abbildungen.

Digitized by Google

Nr. 6 bis 8. Nähetui in Rollenform.

Der cylinderförmige Körper des Etuis (siehe Abbildung Nr. 7) wird aus mit rothem Caschmir gefütterten Carton hergestellt; um diesen wird der in gleicher Weise gefütterte gestickte Canevasstreifen gewunden. Die Abtheilungen für die Zwirn- oder Seidensträhne sind durch Linien in weißer Seide im Fischgrätenstich markirt; für die Nähnadeln sind Täfelchen von weißem Flanell reservirt und weißseidene Gummibänder dienen zur Aufnahme der übrigen kleinen nöthigen Gegenstände. (S. Nr. 6, das geöffnete Etui.) Auf einen Streifen maisgoldfarbe-

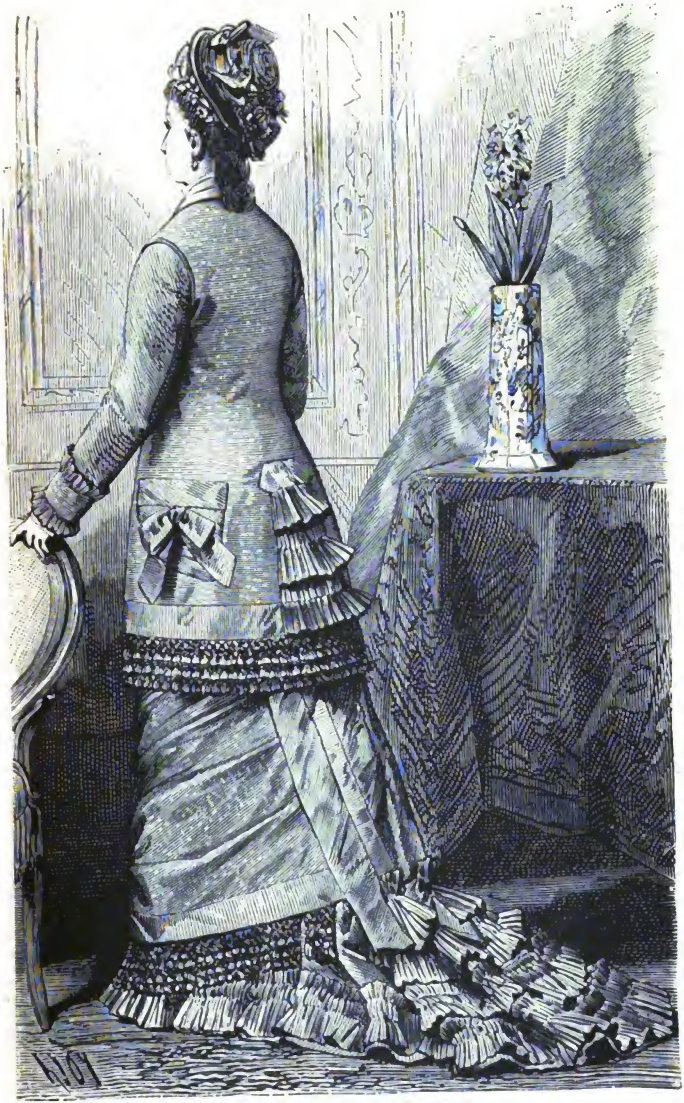
Nr. 3. Italienischer Strohhut.

nen brasilianischen Canevas von 46 Centimeter Länge und 20 Centimeter Breite werden zuerst zwei Linien von dunkelrother Seide in Kreuzstichen gestickt; der Raum zwischen diesen Linien wird durch schwarze Festons im Lanzettstich, gerade gelbe Stiche und rothe Kleeblätter ausgefüllt. Der innere Grund wird mit Rauten in schwarzer Seide im Lanzettstich verziert. Die Rautencontour ist roth umstochen, mit gelben und kleinen Querstichen gekreuzt. Die Sterne in der Mitte sind rothe Tuchapplicationen, welche mittels gelber Cordonnetstiche befestigt werden. Die Stickerei der beiden runden Böden ist in ähnlichem Genre gehalten. Die Einzelheiten des Stickdessins zeigt Nr. 8. Die Nähte werden in geeigneter Weise verdeckt. An

Digitized by Google

Nr. 4. Visitenvoilette. (Vorderansicht.)

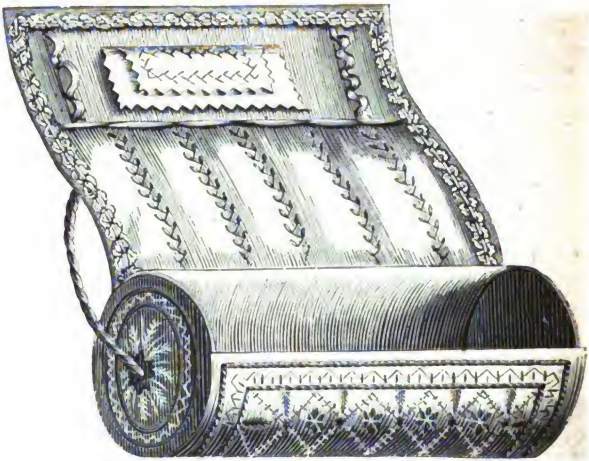
Digitized by Google



Nr. 5. Visitentoilette. (Rückansicht.)

Digitized by Google

den Mittelpunkten der beiden Deckel wird eine hübſche Henkelſchnur in rother Seide befeſtigt.



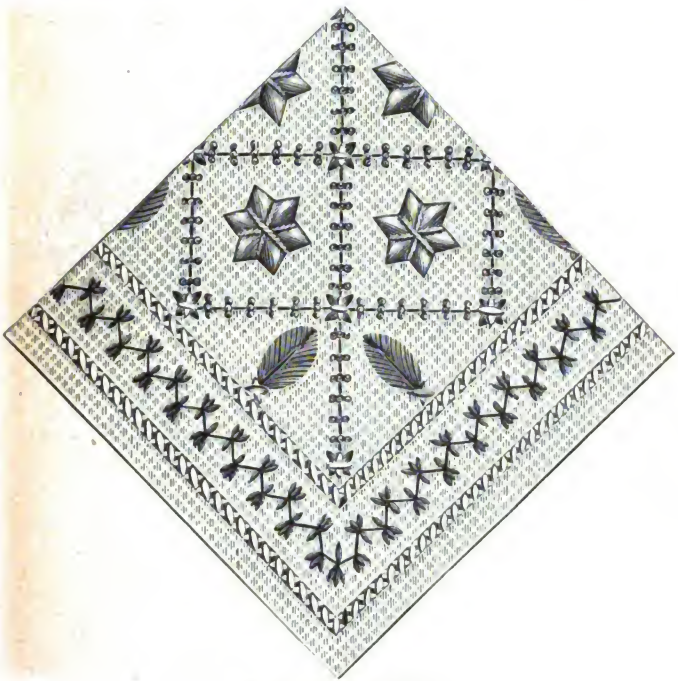
Nr. 6. Nähetui in Rollenform.

Nr. 7. Nähetui in Rollenform.

Digitized by Google

Nr. 9 und 10. Nadelkissen mit Dessin.

Auf ein Stück mit Calicot gefütterten grauen Atlas wird das vorgezeichnete, theilweise in Nr. 10 dargestellte Dessin mit feiner Seide im russischen Stich gestickt. Die Rosette in der Mitte in drei Nüancen rosa, die Rauten um dieselbe abwechselnd roth und grün, blau und weiß; die Blumen abwechselnd roth und weiß, die letzte Reihe roth und blau, die staffelförmigen Festons in zwei Tönen braun, das

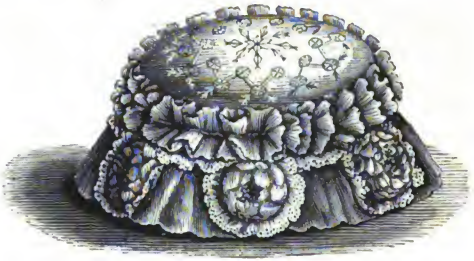


Nr. 8. Dessin zu Nr. 6 und 7.

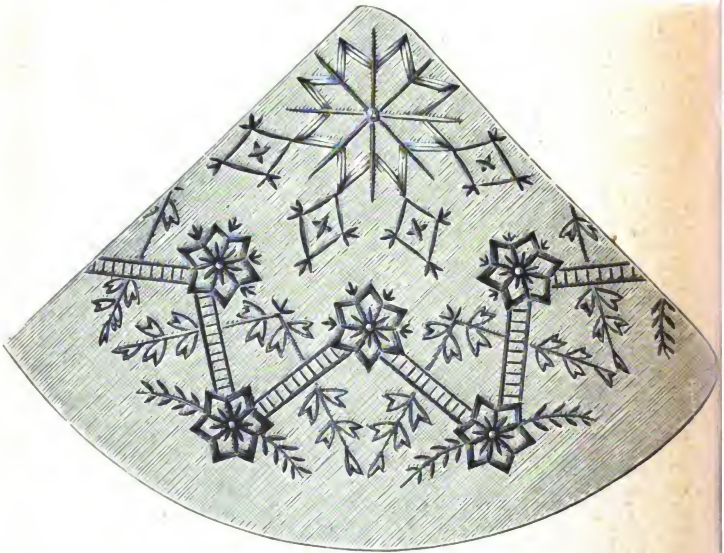
Blätterwerk grün. Die so weit fertige Arbeit wird über eine mit Wolle oder anderm dergleichen Füllmaterial gut ausgestopfte halbkugeliche Form gespannt. Um das Ganze wird dann ein gefältelter Volant von weißem Atlasband gelegt. Hierauf werden aus einem rosa Atlasstreifen von 6 Centimeter Breite sechs Rosen schräg geschnitten; zu diesem Ende falzt man den Streifen nach der Mitte seiner Breite zusammen und biegt ihn um ein eigens dafür rund zugeschnittenes Stück steifen Tüll, wobei in der Mitte angefangen und ihm die Form der Blume gegeben wird. Die mit einer Spitze eingefaßten Rosen werden in gleichen Distanzen zwischen den Falten des Volants befestigt, dessen Kopf eine schmale Rüsche von blauem Atlas

Digitized by Google

bildet. Ein solches Kissen, wenn sonst mit Sorgfalt ausgeführt, wird viel Beifall finden.



Nr. 9. Nadelkissen.



Nr. 10. Dessin zum Nadelkissen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Bulgarenschönheit.

Digitized by Google

Der Sch[illegible]

Es fiel ein Reif in [illegible]

[illegible]

Das Fenster, neben welchem [illegible]
[illegible], kaum daß man die spie[illegible]
[illegible] die jetzt die St[illegible]
Land so wie hier, so deckte ein [illegible]
Schneewasser die schwarzen, alten [illegible]
[illegible]. Eine Gruppe von [illegible]
Planken [illegible], unter ihnen rauschte ein[illegible]
[illegible] aus einem
Dachrinnen im gleichmäßigen Tempo [illegible] bewegte weiße Nebel
Gipfel der Bäume, voll wie Seufzer klang [illegible] in das ein[illegible]
Federn von Schreibenden, die eben die Feder [illegible] mit ihre schwarz-
grauen Worte über den Blatt schweifen ließ, [illegible] unterbar Mut[illegible]
des hatte [illegible] jener unendlichen Ruhe [illegible] Nierenschalen
Thorflügel, welche den Häuserviereck abschl[illegible] [illegible] aus ließen
den Blick hinaus auf fortkampierende, [illegible]
in weiten Gemach. Das [illegible]
im Innern des Hofes — [illegible]
des Mittelalters hinaus [illegible]
schmerzende Gegenwart.

So mochte auch die [illegible]
ihr seufzte und lächelte den [illegible]
kannt, als sie sie's nicht war
die schmale Hand und sah [illegible]
dort unten.

Sie war eine leicht [illegible] in [illegible]
ein feines Gesicht, [illegible] [illegible] ist
griechischen Profil, freilich ohne [illegible] Stirn, [illegible] [illegible]
Nase, deren Flügel etwas nervös [illegible]

Das Zimmer schien fast zu [illegible] Altwelt [illegible]
eingerichtet, [illegible] es war [illegible] könnte jed[illegible] [illegible]
[illegible] antiquarischen Sofas fühlen, als [illegible]
der riesigen, silberverschnürten Truhe zu [illegible]
thun im Vorübergehen an der Wandtäfelung [illegible]
Männergesichter [illegible]

Nur eine [illegible] mit der [illegible]
es etwas Altertümliches war — ein [illegible]
niedrig am Boden [illegible] ein schlankes [illegible]
Fenster, vor [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.

Novelle von **E. Vely.**

Das Fenster, neben welchem der Schreibtisch stand, war ganz von Epheu umrankt, kaum daß man die spiegelblanken Scheiben davon hatte freihalten können, die jetzt die Stellen der ehemals vergitterten, bleigefaßten einnahmen. Und so wie hier, so deckte ein grüner Epheumantel überall im Innern des Klosterhofes die schwarzen, alten Mauern und manche schadhafte Stelle derselben zu. Eine Gruppe von Ulmen nahm die Mitte des quaderbelegten Platzes ein, unter ihnen rauschte ein heller, dicker Wasserstrahl aus einem Löwenrachen im gleichmäßigen Tempo. Der Abendwind bewegte leise die Gipfel der Bäume, fast wie Seufzer klang das Gejäusel hinein in das offene Fenster der Schreibenden, die eben die Feder niederlegte und ihre schwarzgrauen Augen über den Platz schweifen ließ, der etwas wunderbar Anziehendes hatte mit seiner melancholischen Ruhe. Die riesigen, eisenbeschlagenen Thorflügel, welche das Häuserviereck abschlossen, standen weit offen und ließen den Blick frei auf farbenprangende Gartenanlagen und Blumenpouquets im neuesten Geschmack. Das bildete einen reizvollen Contrast zu dem Ernste im Innern des Hofes — es war, als brauche man aus der düstern Romantik des Mittelalters hinaus nur einen Schritt zu thun in die lachende, farbenschimmernde Gegenwart.

So mochte auch die zierliche Frau dort oben im ersten Stock denken, sie seufzte und lächelte doch dabei, beugte sich über das Geschriebene, schüttelte dann, als möge sie's nicht wieder lesen, das schwarze Köpfchen, stützte es in die schmale Hand und sah wieder sinnend hinab auf das stimmungsvolle Bild dort unten.

Sie war eine leichte Gestalt in luftig weißem, unverziertem Gewande, ein feines Gesicht, bleich, belebt durch die großen, klugen Augen, ein fast griechisches Profil, freilich ohne die niedere Stirn, aber mit gerade geschnittener Nase, deren Flügel etwas nervös Bewegliches hatten.

Das Zimmer schien fast zu ernst für sie, stilvoll im Renaissancegeschmack eingerichtet, aber es war, als könne sich die kleine Frau nicht behaglich auf diesen gradlehnigen Sesseln fühlen, als sei sie zu zerbrechlich, um den Deckel der riesigen, silberbeschlagenen Truhe zu heben und als müsse sie sich weh thun im Vorübergleiten an der Wandbetäfelung, aus welcher ernste, geschnitzte Männerköpfe hervorragten.

Nur eins versöhnte wieder mit der düstern Vornehmheit — eben, weil es etwas Abweichendes war — ein lebendes Bild. Auf dem Bärenteppich jenseits am Kamin lag ein schlafendes Kind, das Ebenbild der Frau am Fenster, ein schwarzlöpfiger Knabe von etwa vier Jahren in der graziös ungezwungenen Stellung, in welcher ihn der Schlaf überrascht. Die bloßen, runden Aermchen umklammerten fest das Pferdchen und die Peitsche.

Die letzten Zeilen des enggefüllten Briefbogens waren noch tintenfeucht,

Digitized by Google

die Federzüge blickten so kräftig von dem Papier, wie man sie der kleinen Hand der Schreiberin nicht zugetraut haben würde.

„Gerührt und erfreut hat es mich, von Dir selber die Schilderung Deines Abschieds zu lesen — das schätze ich noch höher, als wäre ich dabei gewesen. Du weißt, das konnte nicht sein, ebensowenig, als die Möglichkeit, bei Deiner Vermälung zugegen zu sein. Eberhard hält so Wichtiges hier — und ich bin ohne ihn so hülflos geworden — lache nicht, Du Heldenmädchen, es ist so. Du kennst mich, wie ich mich selber, Franziska; in großen Dingen, wo es gilt, sich völlig vergessen, habe ich Muth und Todesverachtung — und allein wage ich nicht die Straße zu überschreiten. Wie das kommt? Manchmal glaube ich es zu wissen, dann wieder bin ich mir selber ein Räthsel. Das ist eine banale Redensart und doch von Tiefe — denn — verstehen wir uns denn je selber? Blumen, grüne und silberne Lorbeerkränze, Tafelaufsätze und Kassetten, Album und Erinnerungsblätter, ernst und komisch ausgedrückte Huldigungszeichen, vom Collier aus fürstlicher Hand bis auf den Badezuber der Zinngießerinnung, gelungene und mißlungene Reimereien — Franzel, in Allem den Ausdruck der Verehrung finden, muß wunderbar schön sein. Das bleibt für das Leben, das wirft noch Strahlen in schale und trübe Stunden.

Nein — nein, die sollen nicht kommen, das verdienst Du nicht!

Und nun, nach so vielen Triumphen, noch im Vollbesitz dieses Himmelsgeschenkes, der schönsten irdischen Stimme, ziehst Du einem festen Heim entgegen an der Hand eines geliebten Mannes! Franzel, ich trockne die Augen, sie wurden feucht. Wie gönne ich Dir das Glück, mir den Gedanken an Dein Glück!

Denkst Du noch an den stillen Pfarrgarten in W., an den Zaun vom Lehrergarten, den wir mühsam stets durchbrachen, um schneller zu einander zu gelangen — bis wir so große Mädchen geworden, daß wir uns schämten, anders, als auf herkömmlichem Wege zu wandern?

Ach, die Jugendzeit! Wir sind noch Beide jung und Eberhard pflegt zu lächeln, wenn er uns das Wort „Jugendzeit" aussprechen hört. — Seit ich hier bin, zeigen sich die Bilder häufiger als je vor meinen Augen und ich mag sie nicht verjagen — sie sind so lieblich, so unschuldsvollen Reizes.

Unser Pfarrhaus, so groß, so weltbedeutend Deinem Heimathause, der kleinen Lehrerwohnung gegenüber, Franzel, und doch meidete ich Dich oft, in Eurer Enge waltete die Mutter, im großen Pfarrhause gab die meine mit dem ersten Kuß auf ihres Kindes Lippen ihren letzten Hauch hin. — Kinder- und Mädchenjahre — und dann die Trennung! Kaum genesen von schwerer Krankheit — ich glaube, Alle gaben mich verloren — starb der Vater und das Kind, das sich so reich geglaubt im großen Pfarrhause, stand arm, verwaist, auf Hülfe angewiesen in der Welt, die ihm so fremd. Du weißt ja Alles längst, auch wie ich endlich Gesellschafterin der Freifrau wurde und Eberhard — o, mein großmüthiger, mein edler Gatte! Franzel, nach Jahren fanden auch wir uns wieder, Du so berühmt, so gefeiert in der Kunst — wie neidlos ich Dich bewunderte. Sei glücklich!

Und nun von hier! Es ist wundervoll, die alten Klosterräume so idyllisch und draußen grünt und blüht es, Düfte durchwogen die Luft und Sonnenschein überfließt Alles — und die Freifrau ist versöhnt — endlich. Als wir kamen — die Bauern empfingen uns wie immer mit Ehrenpforten und Gesang — bog der Wagen nicht seitwärts wie sonst, sondern rollte dem Schlosse

Digitized by Google

zu. Ich blickte fragend auf Eberhard — da hielt er sich nicht länger. „Mutter erwartet uns", flüsterte er und zog mich an sein Herz. Ich drückte das Kind an das meine.

Endlich ist ihr Groll verrauscht; sie war nie auf dem Witwensitz, so lange wir auf dem Gute weilten, zum erstenmal bezog sie das Schloß. Ich sah zagend hinauf an den Fenstern, die ich bisher nur verschlossen gesehen, sie standen weit offen, wie ihr Herz. Sie hat mich gesegnet und das Kind, Eberhards lange Krankheit hat ihren Eigensinn gebrochen, sie wollte den Enkel sehen und seine Mutter.

Franzel, ich habe für mich nur einen Wunsch: Dauer — Dauer! damit ich für die Meinigen bin, was der Name verspricht, mit dem die sterbende Mutter mich begrüßt — eine Benedetta."

Das Kind stieß einen jauchzenden Laut aus, es träumte. Geräuschlos erhob sich die junge Frau und schlich zu ihm, selig lächelnd blickte sie nieder, dann trat sie wieder in die tiefe Fensternische. Unten schwatzten die Spatzen zwitschernd durcheinander, ganz schwach kamen vom Hühnerhofe Hahnenschrei und gackernde Stimmen herüber. —

„Es ist wie daheim", flüsterte Benedetta, „ich muß das heute immer denken, nun gar vollends, seit ich der Franzel schrieb, welch eine Macht die Erinnerung doch ist." Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, einige widerspenstige Löckchen hatten sich unter der Flechtenkrone hervorgedrängt, es sah aus, als wolle sie mit denselben zugleich unmuthige Gedanken verjagen.

„Es muß sein, sofort", sagte sie dann und nahm einen Brief auf; nur einen einzigen Passus suchte sie.

....„Es ist mir unangenehm, ich sträubte mich — aber — hätte das nicht kleinlich aussehen können, Benedetta? Und so sagte ich dann möglichst gleichgültig: „Ja". Er weiß nichts von Dir, Dir sage ich nichts von ihm — vielleicht ist das thöricht von mir, es sind überwundene Dinge. Eins nur machte mich staunen, daß er mich erkannte, nach so viel Jahren, jetzt noch von dem Dorfmädchen wußte. Ich fragte ihn und fast wehmüthig kam seine Antwort: „Ich habe nichts vergessen aus jener Zeit, sie war eine harmlos glückliche". Dann nannte er Deinen Namen halblaut: „Ist sie verheirathet? Glücklich?"

O wie gern und siegesfreudig ich ihm die Bestätigung gab! Er wurde still und verließ bald darauf den Platz neben mir. Das war vor mehr als einer Woche; ich hätte vielleicht die Begegnung vergessen, sicher aber Dir nicht früher etwas mitgetheilt, als bis ich Dich wiedergesehen, wäre er nicht gestern plötzlich gekommen mit dem seltsamen Auftrag.

„Sie sind noch immer befreundet", sagte er, ohne meine Antwort abzuwarten, „ich erkannte das sofort aus der Art, wie Sie von ihr sprachen, legen Sie diesen Brief in ihre Hände."

„Warum?" — konnte ich nur stockend hervorbringen. Er lächelte so kalt — Benedetta, Du würdest ihn nicht wieder erkennen, gewiß nicht. Nichts mehr von dem einstigen raschen, feurigen Wesen, nicht mehr der funkelnde Blick — er ist kalt aber beherrschend geworden — das habe ich fühlen, deshalb habe ich mich beugen müssen. „O" — sagte er gedehnt und in Ton und Ausdruck lag viel mehr, als andere in ganzen Sätzen sagen, „ich bin kein Ruhestörer, es ist nur eine Grille — und Ihre Freundin, der Sie den Sachverhalt erzählen, mag dann selber urtheilen, bedenken Sie, sie hat nicht mehr sechzehn Jahre und wird Willenskraft und Urtheil besitzen, sie war eine bedeutend angelegte Natur."

Digitized by Google

Ich warf dennoch ein „Wozu?“ ein.

Sein Lächeln wurde spöttisch. „Sie mag das Blatt lesen oder verbrennen, ehe sie es gelesen, überlassen Sie ihr das. Ich will keine Antwort, keine Beschreibung Ihrerseits, wie es empfangen oder ob es verworfen wurde. Nun war ich bezwungen, Benedetta. Jeder Mann ist eitel, jeder — der geistig am höchsten Stehende, wie der ärmlichst Bedachte, — hätte er nicht denken müssen, ich scheute für Dich die Erinnerung an vergangene Zeiten? Da ist der Brief — meine gute, kluge Benedetta wird am Besten wissen, was zu thun, was zu lassen — die glückliche Frau und Mutter wird lächeln über mein Geplauder, mich kindisch nennen. Ich bins zuweilen. Wir verleugnen unsere Herkunft, unsere Kindheitseindrücke, unsere Erziehung nicht. Ich habe viel erlebt, viel erkämpft, auch unendlich viel erduldet, ich sollte gestählt sein und nicht kleinlich denken — aber manchmal ist mein Horizont nicht größer als das Stückchen Himmel, was über die Berge herab in unser Heimatthal blickte.“ —

Benedetta ließ das Blatt sinken, ihre Mienen zeigten Erregung, ihre feinen Nasenflügel bebten leise.

„Nein, nein“, flüsterte sie hastig, „ich scheue die Erinnerung nicht. Er kann mir nichts zu sagen haben, was mich bewegt, nichts — wie weit stehe ich über“ — sie vollendete nicht, sondern faßte nach dem geschlossenen Briefe, der unter eine silberne Adlerklaue geschoben war Er trug keine Aufschrift und kein Siegel. „Ich weiß nicht mehr, wie seine Schriftzüge waren, ich sah sie nur einmal“, sagte die schöne Frau wie traumverloren vor sich hin. „Ob sie auch so verändert sind, wie er selber, wie Franzel erzählt?“ Ein Lächeln zuckte um ihren Mund. „Wir sind es ja Alle — ja, er hat Recht, ich habe Willens- und Urtheilskraft gewonnen.“

Ihre großen Augen hoben sich von dem Blatt, das sie noch wie zögernd in den Fingern hielt, empor und streiften das Bild drüben an der Wand — das einzige, welches sich im Gemache befand. Es zeigte einen Herrn zu Anfang der vierziger Jahre, in altdeutscher Tracht. Einen bedeutenden, edlen Kopf, das erste Grau legte sich über die schwarzen Haare, wie leichter Puderstaub. Mit immer innigerem Ausdruck hingen die Blicke Benedetta's an dem Antlitz, das so lebensvoll dort zu ihr herabschaute.

„Eberhard“, flüsterte sie erst kaum hörbar, dann lauter, gleichsam fragend nochmals „Eberhard!“

Hatte eine innere Stimme ihr die Antwort gegeben? Sie senkte die langen, schwarzen Wimpern auf die erglühten Wangen. „Nein — wozu ihn fragen, warum Dinge berühren, die nur ein einzig mal zwischen uns zur Sprache kamen?“ sagte sie. „Er würde mir rathen, nicht zu lesen, ich weiß, ich fühle es und so soll's auch sein. Ihm danke ich Alles, mein ganzes, volles Glück. Einen Gedanken haben, von dem ich ihm nicht Rechenschaft ablegen könnte, dürfte, um eines Andern willen, wäre feig!“

Sie nickte erfreut, entschlossen während dieses Selbstgesprächs, dann zündete sie den gewundenen Leuchter an, welcher vor ihr auf dem schweren Echentische stand. Sie sah eine Secunde in die röthliche Flamme, der leichte Abendwind machte sie aufflackern. Wie sie das Fenster schließen wollte, drängte sich ein leises „Ah“ auf ihre rothen Lippen. Dort, unter dem Thorbogen hervor trat ihr Mann, seine Mutter, eine schöne, stattliche Matrone am Arme führend. Mutter und Sohn waren beide hochgewachsen und zeigten eine

Digitized by Google

große Aehnlichkeit, die Freifrau trug noch die Trauer um den in den ersten Jahren ihrer Ehe bereits verstorbenen Gatten.

„Wie sie sich gleichen im Aeußern", murmelte Benedetta, „ich möchte wissen, ob Eberhard auch die zähe Willenskraft, den unerschütterlichen Eigensinn geerbt hat?" Dann zuckte sie zusammen. — „Nein, sie könnten das Licht sehen, mich fragen und der häßliche Brandgeruch möchte das Autodafé verrathen." Sie drückte an einer Feder, ließ den Brief in die Schieblade sinken, löschte das Licht und lachte über ihre Hast und Eile silberhell auf.

Der Knabe erwachte, reckte die Arme und rief nach ihr. Sie überhäufte ihn mit Liebkosungen, zog ihn empor und eilte hinunter. Eben, als Mutter und Sohn auf das Hauptportal zuschreiten wollten, erschien Benedetta in der Oeffnung desselben; mit einem jauchzenden Schrei streckte der Knabe von ihrem Arm herab seinem Vater die Händchen entgegen.

Die Wohnung des jungen, freiherrlichen Paares lag im Hauptflügel des Klostergebäudes im ersten Stock, über den Kreuzgängen mit ihren alten verwitterten Grabsteinen und Inschriften. Kleine, zellenartige Zimmer mit tiefen Fensternischen und weite, geräumige Säle wechselten mit einander ab, lange und breite Corridore liefen zwischen ihnen hin, auf denen trotz der Teppiche die Schritte hohl und dumpf wiederklangen. Die Wände derselben zierten die Bilder von den ehemaligen Ordensherren; Cisterziensermönche hatten ihren Sitz im Kloster Wilsdorf gehabt. Zu Anfang des Jahrhunderts war dasselbe jedoch aufgehoben, die Güter wurden vom Fiscus in Besitz genommen und später die Gebäude und große Liegenschaften von demselben an die erbangesessene Schloßherrschaft verkauft, in deren Hände sie geblieben waren. Die Freiherren von Wilsdorf besaßen somit ein Areal, das seiner Größe und seines Werthes wegen im Volksmund die Grafschaft genannt wurde. Nicht wie in den meisten Fällen hatte sich in die ehrwürdigen Klosterräume die Industrie den Weg gebahnt, man hörte keine Maschine hier ächzen und Dampfkessel hier pfeifen, es war Alles geblieben wie sonst; in der Klosterkirche feierte nach wie vor der Dorfpfarrer das Hochamt, zu dem die Landleute aus Nah und Fern herbeiströmten, die Vesperglocke läutete wie sonst, nur daß die würdevollen Gestalten in den Mönchskutten nicht mehr durch die Säulengänge schritten, welche die drei Nebengebäude entlang liefen. Statt des einsamen Zurückgezogenseins war trauliches Familienleben eingekehrt in die alten Mauern, die Söhne des Wilsdorf'schen Hauses schlugen hier stets nahe dem Stammschloß ihre Wohnung auf, wenn nicht die großen Städte mehr Anziehungskraft auszuüben vermochten. Zuviel Lärm brachte das auch nicht und entvölkert wurde durch die herrschaftliche Tafel der Karpfenteich ebensowenig, wie der zum Kloster gehörende Wildstand sehr verringert wurde. Die freiherrliche Familie hatte nie viel Kindersegen gehabt; seit das Kloster in ihrem Besitz war, hatte stets der einzige Sohn die Herrschaft nach des Vaters Tod angetreten und der letzte Herr von Wilsdorf hatte neben diesem einzigen Sohn keine Tochter besessen. Der Freifrau Armgard, die so früh Witwe geworden, war die Erziehung und Bevormundung des Sohnes nicht schwer gemacht worden, ihr energischer Wille hätte das auch nicht zugegeben, und als Eberhard mündig geworden, zeigte sich seine Anhänglichkeit und Dankbarkeit darin, daß er seine Mutter so wenig als möglich sich als „Depossedirte" fühlen ließ. Als er heirathete, beließ er sie auf dem Stammschloß und führte sein junges Weib in die düsteren Klosterräume. Die Heirath aber war der „erste Kummer", den Frau Armgard seit ihrer Witwenschaft erfahren.

Digitized by Google

In dem saalartigen Gemach neben dem Schreibzimmer Benedetta's brannte am Abend eine mächtige Hängelampe, durch die offenen Fenster kam dann und wann ein Nachtfalter und umkreiste sie oder die bläuliche Spiritusflamme unter dem Theekessel auf dem Kredenztisch an der Seitenwand. Auch dieses Zimmer war, wie sämmtliche von der jungfreiherrlichen Familie bewohnten Räume, in jenem strengen, obwohl kunstgerechten Stile eingerichtet, welchen das Benedetta's zeigte. Ueberall Holztäfelung, gerade, lederbezogene Stühle, riesige Kamine mit grauem Marmorbekleidungen, die fast die Wand einnahmen und zur halben Höhe des Plafonds reichten. Humpen, Kassetten, goldene, silberne und zinnerne Schüsseln waren auf den Holzvorsprüngen und Tischen aufgestellt, aber nicht ein einziger Gegenstand aus der Gegenwart, ein Luxusartikel, etwas, das zum Gebrauch einer Dame unserer Tage gehört, war zu erblicken. Auch die drei Personen, welche an dem langen tafelartigen Eichentisch saßen, über welchem eine Leinendecke mit eingenähten, mittelalterlichen Sinnsprüchen lag, paßten scheinbar zu der Umgebung. Der Hausherr am Kopfende des Tisches mit dem Sammetbarett auf dem Haupte und dem Sammetkittel sah aus, wie eine echte Edelmannsgestalt aus jenen längst vergangenen Zeiten, in welche die Möbel zurückversetzt. Es war, als habe er die Rüstung oder das Gewand, in dem er mit goldenen Ketten behängt Last und Würde des Tages getragen, abgestreift und ruhe nun im traulichen Kreise der Seinen. Rechts saß die alte Freifrau in ihrer strengen Witwentracht; ihr Gesicht, schön in seinen Grundlinien, hatte für eine Frau zu harten Ausdruck, was im Antlitz des Sohnes Ernst und Männerwürde charakterisirte und gefiel; stieß bei ihr ab. Ihr Haar zeigte noch nicht jenes leichte Grau, wie das des Freiherrn, es hob sich nur durch seinen blauschwarzen Glanz von dem Kopfschwarz der Witwenschnebbe, die auf ihrer Stirn lag, ab. Sie saß über eine Arbeit gebeugt da, Sammet und schillerndes Gold, durch welche ihre schlanken, weißen Finger die Nadel eifrig zogen.

Benedetta war in dem weißen Gewand, das sie am Schreibtisch getragen, wie eine weiße Taube in der düsterstimmenden Umgebung, sie repräsentirte die junge Schloßfrau in etwas aus Moderne streifender Weise. Zwar stand das Spinnrad aus Ebenholz mit Elfenbeineinlage am Kamin, aber es mochte schon lange so zum Gebrauch fertig und doch unberührt dagestanden haben. Die Kinderhände Benedetta's lagen ineinander verschlungen im Schooß, ihre Blicke glitten zwischen Gatten und Schwiegermutter hindurch nach dem offenen Fenster, dem gegenüber gerade der Mond in voller Klarheit stand. Die Unterhaltung der Drei war bis jetzt keine rege gewesen; die träumerische junge Frau schien weit entfernt mit ihren Gedanken, die Arbeitende schlang immer eifriger den Faden und des Hausherrn Blicke glitten von der Einen zur Andern.

Die Theemaschine gab einen zischenden Laut, die Spiritusflamme erlosch.

„Benedetta!" sagte der Freiherr leise und berührte den Arm seiner Frau. Sie zuckte leicht zusammen, verstand seine Mahnung und schritt geräuschlos zum Seitentisch. Wenige Minuten später stand das dampfende Getränk vor Allen. Als sich die zierliche Gestalt wieder niedergelassen hatte, beugte sich der Gatte zu ihr.

„Du bist so still, Benedetta!" sagte er mit zärtlichem Blick, „bist Du krank?"

Sie schüttelte den schwarzen Kopf, strich nach ihrer Gewohnheit über die Stirn und entgegnete: „Nein, nein, nur ist mir Alles so neu, ich finde

Digitized by Google

mich nicht wieder wie sonst und nun sind es doch schon acht Tage. Es ist kindisch, nicht wahr, Eberhard. Ich kenne ja seit fünf Jahren jeden Baum und jeden Stein, wie kommt es?"

Der ernste Mann lächelte und drückte die kleine Hand.

„Freu Dich, das dem so ist. Du bist dankbar, Benedetta, das garantirt für stete neue Freuden, wenn das Bekannte und Gewohnte immer noch Reiz für uns hat. Auch ich kehre immer wieder gern nach hier zurück, wo wir unsere Flitterwochen verlebten und unser Knabe geboren wurde."

„Hardy ist so glücklich, ich war mit ihm am Weiher und im Walde und dann schlief er zu meinen Füßen ein, während ich schrieb."

Die alte Freifrau hob den Kopf, legte den Theelöffel, mit welchem sie eben gerührt, ohne jedes Geräusch in die Untertasse und fragte: „Hardy, wer ist das?"

„Unser Kind, Mama", erwiederte Benedetta mit einem Lächeln. „Ich habe die Abkürzung gefunden, Eberhard ist so lang und ernst für meinen wilden Buben."

„Eberhard heißt seit so viel hundert Jahren der älteste Knabe in der Wilsdorf'schen Familie, ich weiß nie von einer Abkürzung. Ich habe meinen Sohn in seiner Kindheit nie auch nur für die Dauer einer Stunde verlassen und wenn ich hundertmal des Tages Eberhard sagte, so war mir das nicht zu lang und zu ernst ist mir ein herkömmlicher Familienbrauch niemals erschienen." Ein Seufzer folgte, dann kam der Nachsatz wie mitleidig um einen Ton weicher. „Sie kennen das nicht, Benedetta, ich weiß, aber es ist etwas Heiliges um solch Familienherkommen. Sie verbinden mich, wenn Sie sich darnach richten wollen, auch Eberhard ist, denke ich, meiner Meinung." Eine heiße Gluth war über Benedetta's Gesicht geflammt, die leichte Gestalt richtete sich empor, die feinen Nasenflügel zitterten, es schien, als wolle sich eine heftige Erwiederung über ihre Lippen drängen, da traf sie ein Blick des Gatten, liebevoll bittend. Sie senkte die Augen, wurde blaß und sagte dann hastig: „Es wird mir nicht schwer, mein Kind Eberhard zu nennen, es ist doch mein liebster Name auf der Welt."

„Ich danke Dir, Benedetta!" flüsterte der Freiherr und sie verstand die doppelte Bedeutung dieser Worte. Aber auch Frau Armgard hatte sie verstanden, sie schloß die schmalen Lippen fester und faßte wieder nach ihrer Arbeit.

„Wie fleißig Du bist, Mutter", fiel der Freiherr ein, dem die Pause peinlich wurde.

Sie legte den rothen Sammet auf den Tisch. „Es wird eine Altardecke für die Nonnen in B., sie lassen ihre Capelle restauriren."

„Wie hübsch!" rief Benedetta und faßte nach dem Knäul von Goldfäden. „Ach, das hat sich verwirrt, wollen Sie mir erlauben, Mama, es zu ordnen?"

„Lieber nicht — soll ich offen sein — warum nicht?" setzte sie hinzu und zog die Fäden an sich. „Eberhard und Sie werden mich kleinlich nennen, innerlich freilich nur, nicht wahr, mein Sohn? Denn wann hättest Du, hätte ein Wilsdorf überhaupt die Achtung gegen seine Eltern verletzt? Ich habe heiße Wünsche hineingestickt in das Tuch — jede, auch die geringste Leistung daran soll von mir sein. Sie, als Protestantin verstehen mich nicht und Eberhard — die wenigsten unserer Männer thun es in dem Punct auch

Digitized by Google

— Eberhard ist zwar kein Gegner, aber auch kein Streiter für unsere Kirche!"

Es war kein einziges direct kränkendes Wort, das die Mutter ihres Gatten da geredet und doch huschte schon wieder jene verrätherische Gluth über das Antlitz der jungen Frau.

Die Dorfuhr schlug in der Ferne neun, dann folgten ebensoviel dumpf tönende Schläge von der Klosterkirche.

„Es ist spät, ich will gehen!" sagte die Matrone und schlug die Arbeit zusammen; indem sie das that, hob sie hastig den Kopf nach dem Sohne hin. „War Pfarrer Meirold bei Dir, Eberhard?"

Er verneinte.

„Dann weißt Du das Neueste noch nicht? Den Verkauf von Demmighausen und dem Schringer Kloster?"

„Nein, Mutter — die Gutsherrschaft, die wir besitzen, ist so ausgedehnt —"

„Nicht das", sagte die Freifrau. „Ich meine die Neuigkeit, wer Dein Nachbar wird, sollte Dich interessiren. Minister Hungen ist der Käufer."

„Das ist allerdings interessant. Der Minister des Nachbarstaats, der allmächtige Günstling des Königs — sieh da, in unserer Gegend."

„Der Feind unserer Kirche, sag, Eberhard, der Unterdrücker unserer Religion hat die Kühnheit, um mich nicht schlimmer auszudrücken, hier im Herzen unserer katholischen Provinz ein Besitzthum anzukaufen — ein Kloster sogar."

„Ein Kloster, liebe Mutter, das seit sieben Jahrzehnten verlassen war."

„Ja — aber nicht mißbraucht, entweiht", fiel die Matrone lebhaft ein und richtete sich dabei hoch in ihrem Sessel empor. „Es war bisher in Händen, welche die ehemalige Heiligkeit des Orts respectirten!"

„Und darum — wegen ihrer Indolenz endlich in die Lage kamen, den Besitz nicht mehr halten zu können!" sagte der Freiherr ruhig.

„Nicht darum, Eberhard."

Sie hustete, sah düster vor sich hin und murmelte, den beiden Andern unverständlich: „Seit der Heirath, der unglücklichen Heirath ruhte kein Segen mehr auf Demmighausen. Man soll die Reinheit alten Blutes nicht trüben!"

„Der Pfarrer brachte die Neuigkeit?" fragte Eberhard.

„Vom Amtmann."

„Und denkt der Minister hier zu wohnen?"

„Das eben ists ja."

„Ein schönes Eigenthum, Benedetta, Du hast Schloß und Kloster gesehen?" wandte er sich zur Gattin.

Sie hatte völlig theilnahmlos an dem Gespräch dagesessen.

„Ja", erwiederte sie jetzt gleichgültig.

„Er wird aus dem Kloster natürlich eine Fabrik machen", sagte Frau Armgard.

„Unbedingt, Mutter!"

Sie schüttelte mit traurigem Blick den Kopf und trat dann dicht an den Sessel ihres Sohnes.

„Die Nachbarschaft kann verhängnißvoll werden, Eberhard, für uns", fuhr sie bedeutsam fort. „Wir müssen ein günstiges, ja freundschaftliches Einvernehmen herstellen."

„Das hängt zuerst von dem Minister ab, liebe Mutter."

Digitized by Google

Sie lächelte fein.

„Mein guter Sohn, erinnerst Du Dich eines Wortes aus meinem Munde, das ich ohne Ueberlegung gesprochen hätte?“

Ein traurig beistimmendes Lächeln flog über seine Züge, er dachte der Unterhaltung von vorhin, der gegen sein junges, schönes Weib absichtsvoll geführten Schläge.

„Ich höre“, sagte er dann.

Sie legte die schlanke, feste Hand auf seine Schulter.

„Mein Sohn, Hungen ist heute, morgen, vielleicht auch übermorgen noch allmächtiger Minister des Nachbarstaates. Der Culturkampf, wie sie die Unterdrückung unserer Kirche nennen, wüthet dort, er ist die Seele desselben.“

„Nun?“ fragte der Freiherr in die Pause, welche sie machte.

„Wir leiden nicht direct, wir sind unabhängig“ — fuhr die Matrone mit blitzenden Augen fort, „aber mein Bruder, der letzte Graf Ellissen ist Bischof in seinem Staate, noch sind nur kleine Conflicte zwischen ihnen — aber“ —

„Meine kluge Mutter“, sagte der Freiherr und fuhr mit der braunen Hand über seinen Bart.

„Kind“, flüsterte sie überlegen, „mein Kind, morgen schreibe ich an den Bischof und lasse durch ihn den Minister zu mir zu Gast laden. Er kommt, um vorerst einige Anordnungen zu treffen — da soll er bei mir wohnen.“

„Wenn er es thut!“

„Laß mich sorgen!“

„Empfängst Du diesen Gast freudig, Mutter?“

„Schloß Wilsdorf ist als der gastfreieste Edelsitz weit und breit bekannt — im Wirthshause zu Sehring kann kein Minister wohnen — und endlich richte ich die Sache so ein, daß er nicht ablehnen kann. Einen Feind sich durch Freundlichkeit verflichten, mein Sohn, ist mehr als klug.“

„Es ist weise — aber ich billige diese Weisheit nicht!“

Ein etwas kaltes Lächeln spielte um die schmalen Lippen der alten Freifrau, als sie erwiederte:

„Sie betrifft Dich nicht, nicht den Majoratsherrn von Wilsdorf. Es ist das erste mal, Eberhard, seit meinem Witwenstand, daß ich an die Familie denke, aus welcher ich stamme.“

„Du bist Herrin Deines Thun, Mutter!“

„Ja, so lange ich lebe, mein Sohn!“ sagte sie bedeutungsvoll. Dann fragte sie leichthin: „Kamst Du nie mit ihm zusammen?“

„Mit Hungen? Nicht, das ich mich erinnern könnte. Wenigstens nicht, seit er Minister ist.“

„Da ist sein Bild“, sagte Frau Armgard und zog eine Rolle hervor, die bisher unbeachtet neben ihrer Stickerei gelegen hatte. „Der Pfarrer brachte mir gleich das Journal, es enthält auch seine Biographie. Ich lasse es da, so könnt Ihr Euch im Voraus über den neuen Nachbar orientiren. Er hat einen sehr ausdrucksvollen Kopf, dieser Herr Horst von Hungen, wenn das Bild getreu ist.“

„Wo ist es?“ fragte da plötzlich die Stimme der jungen Frau und sie erhob sich. Ihre Augen blitzten so seltsam auf, wie die alte Dame den vollen Namen genannt. Dann strich sie über die Stirne und sagte noch-

Digitized by Google

mals, aber matt jetzt und wie als spräche sie unter Schmerzen: „Ich möchte es sehen, dieses Bild des Herrn Horst von Hungen und die Biographie lesen.“

„Ei, Benedetta, auch Dich regt diese Nachbarschaft an?“ sagte ihr Gatte scherzend.

„Da!“

Die alte Freifrau schlug das Blatt auf. „Er sieht männlich aus, fest, sarkastisch — nicht schön, aber herrschsüchtig!“

Sie beugten sich alle drei über das Journal.

„Ein Charakterkopf, nicht wahr, Benedetta?“ fragte Eberhard.

Sie war todtenbleich, ihre Augen starrten unverwandt das Blatt an, welches an seiner Spitze das Bild des berühmten Ministers trug. Noch mühsamer als vorhin kam es über ihre Lippen:

„Ja — ein Charakterkopf.“

Dann sah sie, wie durch einen Nebel, daß die Schloßherrin zum Gehen bereit war, sie ging mit schweren Schritten nach der Holzbank, auf welcher das Tuch derselben lag und warf es mit bebenden Finger über die ungebeugten Schultern.

„Gute Nacht“, sagte sie tonlos.

„Schicken Sie mir den Kleinen morgen recht früh, Benedetta!“ hörte sie die kalte Stimme beim Scheiden sprechen. Dann streiften die Lippen ihres Gatten ihre Stirn. „Ich bin gleich zurück, mein Kind!“

Die Thür schloß sich hinter ihnen, die Schritte verklangen im Corridor, eine Weile hörte sie nichts, dann wußte sie, daß das Paar über den Klosterhof ging. Nun knarrten die Thorflügel.

„Barmherziger Himmel“, flüsterte das junge Weib. „Habe ich recht gehört? — er ist Minister, er kommt . . . das war sein Bild, ich habe ihn wieder erkannt! O, ich mußte ihn wieder erkennen!“

Sie eilte an das Fenster und ließ die feuchtkalte Luft in ihr Gesicht schlagen.

„Er kommt, was thäte das? Aber er hat mir geschrieben, o wäre das nicht! Eberhard? Nein, ich kann, darfs ihm nicht sagen, wo er schwankt zwischen der Mutter und mir!“

Mit tiefen Athemzügen sog sie die Nachtluft ein, sie wurde ruhiger.

„Was ist denn?“ fragte sie endlich. „Ich bin doch nicht mehr sechzehn Jahre und habe Willenskraft“; bewußtlos sprach sie das nach aus dem Brief der Freundin. „Es ist ja töricht, morgen verbrenne ich den Brief und wenn ich ihn einmal sehen muß . . . er, er wird mich nicht wieder erkennen.“

Als der Freiherr zurückkam, fand er Benedetta's dunkles Haupt über das Blatt gebeugt, welches seine Mutter dagelassen. Sie las so eifrig, daß sie seinen Eintritt überhörte.

Mehr als eine Woche war vergangen, sie hatte fast nur schlechtes Wetter gebracht und die Schloß- und Klosterbewohner in die Zimmer gebannt. Während sonst der Freiherr, der, so oft er in Wilsdorf war, selber nach der Gutswirthschaft sah, seine junge Frau viel allein lassen mußte, hatte er jetzt fast den ganzen Tag in ihrer Gesellschaft zugebracht. Sie lasen mit einander unter dem Geräusch der an die Fenster schlagenden, schweren Regentropfen altdeutsche Lieder und Sagen, die Edda, Gudrun, das Nibelungenepos. Das war Eberhards Welt, dann sprühten seine dunklen Augen, be-

Digitized by Google

lebte sich sein ernstes Gesicht, er erklärte hier und dort und Benedetta lauschte und sann und versank mit ihm in den Zauber der Vergangenheit. In manchen Augenblicken geschah es freilich, daß sie zerstreut aussah, wie nie zuvor. Sie dachte dann des Gastes, der oben im Schloß einkehren sollte, an den Brief ohne Aufschrift, den das Geheimfach ihres Schreibtisches barg, und wie und wann sie ihn vernichten sollte und ob jetzt, oder wenn sie erst ganz ruhig, erst völlig gleichgültig geworden? Jetzt war sie es noch nicht, es war ein böses Zugeständniß, das sie sich da machte, aber doch ein wahres.

Gesprochen war von dem zukünftigen Nachbar nicht zwischen ihr und ihrem Mann, die alte Freifrau verließ das Schloß nicht, so wußte sie nichts von seiner Ankunft, aber sie nahm die Möglichkeit heute an, morgen verwarf sie dieselbe wieder, daß er unerwartet plötzlich vor ihr stehen könne.

So vergingen die Regentage und kam wieder voller, schöner Sonnenschein, der mahnend und dringend hinauslockte.

Es war in der Morgenfrühe, als sie mit dem Knaben durch das festungsartige Thor schritt, dem Garten mit seinen schattigen, versteckten Plätzchen und seinen herrlichen Blumengruppen zu. Sie sah selber aus wie eine der lieblichen Blumen, welche da rings um sie her ihre Düfte aushauchten. Ein leichtes rosa Gewand mit weißen Spitzen legte sich eng um ihre zierliche Gestalt und zeigte die Weiche und Schönheit ihrer Formen, ihre dunklen Flechten waren unbedeckt, der Strohhut, den ein Rosenkranz schmückte, hing ihr am Arm. Jetzt bückte sie sich, eine voll erblühte Rose zu pflücken und zwischen die schwarzen, glänzenden Strähnen zu schieben. Sie lächelte dabei, es war ihr wohl hier draußen, dort oben die düsteren Räume hatten doch etwas Beengendes und Einzwängendes, und wenn sie's sich auch nicht gestand, des Gatten Vorliebe für altdeutsche Sachen, Sitten und Sagen goß etwas von Monotonie über den Landaufenthalt zu Wildorf.

Seitwärts im Garten hatte man unter einer Kastaniengruppe dem Knaben einen Spielplatz errichtet, dorthin führte ihn die junge schöne Mutter und während er zu Schaukelpferd und Kegelspiel eilte, nahm sie seitwärts auf einer Steinbank Platz, über welcher in eine Art von steinernem, vergittertem Käfig ein Madonnenbild hing.

Benedetta hing den Hut an den Steinvorsprung des Bildes, stützte den Kopf auf die Hand und sah hinüber nach der Lichtung im Park, durch welche wie Silberglanz ein Streifen des Weihers sichtbar wurde. Die Bienen summten ringsum, Schmetterlinge huschten hin und wieder, bald zwitscherte nah und fern eine Vogelstimme, sonst war tiefe Ruhe, eine abgeschiedene Welt für sich.

Zwei Herren waren auf den Schlangenwegen des Parkes hin- und hergewandert im lebhaften Gespräch, Freiherr Eberhard von Wilsdorf und ein hochgewachsener, blonder Fremder. Jetzt kamen sie, die kiesbestreute Bahn verlassend, über den waldartigen Moosteppich schräg herüber, die junge Frau konnte ihre Schritte nicht vernehmen. Aber auch sie gewahrten nichts von den Beiden unter den Kastanien, niederes Gebüsch begrenzte von jener Seite den Spielplatz des kleinen Eberhard, dessen lustiges Geplauder in eben dem Augenblick verstummt war.

„Von hier aus haben Sie . . .", sagte die Stimme des Freiherrn.

„In der That ein bezauberndes Bild!" fiel sein Begleiter ein.

Sie waren gerade um die Ecke gebogen und standen nun dicht vor der

Digitized by Google

jungen Frau, die in unbefangen graciöser Stellung unter dem Muttergottesbilde saß.

„Eberhard!“ rief Benedetta ohne den Fremden zu gewahren, aber ihr Gatte grüßte nur durch einen Blick.

„Seine Excellenz, Herr Minister von Hungen — meine Frau!“

Ein tiefes Verneigen auf der einen Seite, ein kaum merkliches Zittern, das den Körper der Freifrau durchfuhr.

Es war wunderlich, daß der weltgewandte Mann keine andere Anrede fand als:

„Der schöne Morgen lockte auch die gnädige Frau hinaus?“ und Benedetta nur eine unverständliche Zustimmung gab.

„Das ist unser Knabe, ein echter Wilsdorf!“ sagte der Freiherr dann mit Stolz.

Der Minister hob das Kindergesicht in die Höhe und blickte forschend hinein. „Ja!“ sagte er dann, als habe er doch an etwas anderes gedacht.

Der Freiherr behielt die Hand des Knaben in der seinen und deutete mit der rechten hin über die Baumwipfel.

„Dort haben Sie, Excellenz, auf was ich Sie vorhin aufmerksam machen wollte, das Kloster! Zwar nicht den vollen Anblick!“

„Aeußerst wirkungsvoll!“ versetzte der Angeredete, ohne seine Augen von dem seltsam blassen Gesicht der jungen Frau abzuwenden.

„Dort drüben ist der Weiher, ziemlich groß!“

„Ein prächtiges Besitzthum, in der That eine Grafschaft, lieber Herr von Wilsdorf, so bezeichnete sie mein Postillon.“

„Sie, Excellenz, sind im Vergleich dazu in den Besitz eines kleinen Fürstenthums gelangt. In den richtigen Händen, richtig ausgenützt muß Ihre neue Erwerbung einen enormen Ertrag abwerfen.“

„Ich denke so“, erwiederte der Minister höflich. „Die Sachverständigen, welche ich sandte, haben mich gut berathen. Ueberdies vermuthet man reichen Eisengehalt in den jetzt mir gehörenden Bergen, bewährt sich das, so lege ich eine Eisenhütte an.“

Der Freiherr nickte erfreut, beistimmend.

„Ganz meine Gedanken!“ sagte er.

„Ja, aber was ist das gegen den Reichthum auf Ihrem Gebiet?“ entgegnete Herr von Hungen. „Warum überlassen Sie die Ausführung des Gedankens zuerst einem Andern?“

Des Freihern Gesicht wurde ernst. „Wer weiß, ob nicht der Sohn da erst meine Pläne zur Ausführung bringen darf?“ sagte er fast wehmüthig. „Die Wilsdorfer waren von jeher eine streng katholische Familie!“

„Ja, ja!“ bestätigte der Minister.

„Seit das Kloster im Besitz derselben ist, wird es stillschweigend als Gesetz betrachtet, es nicht für Industriezwecke anzutasten. So lange meine Mutter lebt, möchte auch ich nicht gegen dieses Herkommen verstoßen!“

„Sie sind ein guter Sohn!“ rief Herr von Hungen lebhaft und streckte dem Freiherrn seine Hand hin. „Es freut mich unendlich, Sie als Nachbar zu bekommen, Sie gerade zuerst kennen zu lernen!“

Er blickte Benedetta an, die seitwärts stand während dieses Gespräches.

„Werden auch wir gute Nachbarschaft halten, meine gnädige Frau?“

Sie versuchte zu lächeln, aber das wollte nur halb gelingen.

„Ich denke!“

Digitized by Google

„Vielleicht bin ich recht sehr auf Ihre Güte und Nachsicht angewiesen, Herr von Wilsdorf", fuhr er fort. „Sie wissen, ich bin unvermält, für einen Gutsbesitzer ein großer Fehler!"

„Für den Staatsmann jedoch ein Vorzug", meinte Eberhard, „und überdies werden Sie stets nur kurze Stationen hier machen."

„Das hängt von der Zukunft ab, ich bin sehr nervös und sehne mich oft nach Ruhe, und die —"

„Finden Sie hier im reichen Maße!"

Hungen sah auf Benedetta's Gesicht und sagte, fast ganz zu ihr gewandt:

„Ich weiß es doch nicht!"

Er blieb jetzt dicht an ihrer Seite, während Eberhard mit dem Kinde voran ging. Derselbe schien absichtlich Benedetta Gelegenheit geben zu wollen, die wenig herzliche Weise, in welcher sie vorhin den Fremden begrüßt, vergessen zu machen, aber die junge Frau blieb stumm. Sie bückte sich im Gehen hüben und drüben nach Blumen, Gräsern und Blättern, die sie ohne Wahl zusammenschob in ihren zitternden Händen.

Eben riß sie hastig ein Vergißmeinnicht aus dem Grase, als Herr von Hungen sich zu ihr beugte.

„Benedetta!" flüsterte er in traurigem Ton, „das habe ich nicht gewußt, das habe ich nicht erwartet, Benedetta!"

Ein Zornblitz flammte aus ihren Augen, sie warf die Blumen zur Erde und sagte kalt:

„Excellenz!"

Sein Gesicht wurde blaß, selbst seine Lippen, die Zurechtweisung hatte ihre Wirkung gethan, er trat zurück.

Mit plötzlicher Lustigkeit und Lebhaftigkeit hing sich die junge Frau an den Arm des Gatten. Man trat eben in die Lichtung hinaus, welche zum See führte. Auch das war ein malerisch schöner Punct; Weidenbüsche rahmten ihn ein und ihre Zweige hingen tief hinab auf den klaren Wasserspiegel. Zwei Kähne und eine venetianische Gondel lagen am Ufer; Schwäne zogen hin und her, ein Paar schwarze unter den blendend weiß gefiederten.

„Eberhard", sagte Benedetta, „Du mußt mich nun endlich rudern lehren."

„Gewiß, mein Kind, so bald ich Zeit habe!" erwiederte der Freiherr zärtlich.

Hungen hatte lange geschwiegen, er fühlte, daß auch er nicht länger seinen Gedanken nachgeben dürfe, daß er unbefangen scheinen, Gleichgültiges sagen müsse.

„Wenn wir gegenseitig gefunden haben, daß wir gute Nachbarschaft halten können, wollen Sie mich dann als Lehrer annehmen, gnädige Frau?"

„Wenn — ja."

„Ach, Benedetta, das ist streng!" sagte ihr Gatte.

„Nur vorsichtig!" fiel der Minister ein.

„Jetzt kehren Sie bei uns ein!' bat der Freiherr.

Hungen lehnte ab. „Unmöglich, meine gütige Wirthin erwartet mich."

„Dann geleite ich Sie auf den Weg!'

„Gnädige Frau, darf ich sagen „auf Wiedersehn?" fragte er, abschiednehmend.

„Die Gäste meines Gatten sind auch mir willkommen", entgegnete sie

Digitized by Google

Es war, als habe er ihre Hand ergreifen wollen, sie faßte jedoch in demselben Augenblick nach einem Weidenzweig und knickte ihn ab.

Die Herren entfernten sich, sie blieb an dem Platze stehen und schaute hinab auf die kleinen Wellen des Sees, wie der Morgen sie kräuselte.

„O", sagte sie vor sich hin, „daß man die Erinnerung da hinab werfen könnte, die und alles Denken. Die Leute nennen ihn grundlos . . . so ins Unendliche möchte ich meine Jugendzeit und jeden Gedanken an sie senken."

Langsam stieg sie den kleinen Hügel hinab, der zum See führte, dann kam sie auf die Kieswege. Sie freute sich nicht mehr der Blumen, des Sonnenscheins, es war kalt, farblos in ihr und um sie her, sie wollte hinaufgehen in ihre Zimmer. Vor dem Klostereingang holte sie ihr Gatte ein. Er war heiter und plauderte von dem Fremden.

„Welch eine dominirende Erscheinung und welch bestimmtes Wesen, so liebenswürdig, nichts Hochfahrendes und doch viel Selbstbewußtsein. Und diese Stellung in den Jahren, er muß jünger sein als ich, wenigstens scheine ich älter. Man nennt ihn zwar einen Parvenü, welcher Begriff aber ist das? Die Hauptsache ist, sich durch eignes Talent aufschwingen. O, Benedetta, ich hätte auch gern früher einmal gekämpft und gewagt in der Welt!"

Ein fast mitleidiger Blick der jungen Frau flog über sein Antlitz. Kämpfen und Wagen, er, diese friedfertige, schwärmerisch angelegte Natur? Unwillkürlich mußte sie an Hungens imponirende Gestalt denken, wie einfach, wie gedrückt sogar war Eberhards stattliche Figur neben jenem erschienen.

Sie fühlte, daß sie jetzt etwas einlenken müsse.

„Wie war doch seine Carrière?"

Eberhard lachte.

„So seid Ihr Frauen; neulich fand ich Dich, Welt und Gatten vergessend, über der Biographie und heute ist jene schon wieder vergessen, vielleicht über einer neuen Mode!"

Sie nahm den Vorwurf schweigend hin. O, wie hatte sich ihr der Inhalt des Zeitungsblattes eingeprägt, nur zu gut.

„Er hat Glück gehabt", fuhr der Freiherr fort, „das läßt sich nicht leugnen. Ein junger Jurist, ohne Vermögen, wohl mit altem Namen, aber sonst doch ziemlich aussichtslos, wurde er durch einen Zufall Reisebegleiter des jetzigen Königs, seines Gebieters. Flammender Ehrgeiz trieb ihn zu rastlosen Studien, der König kam unerwartet früh auf den Thron und kurze Zeit darauf, nach einer gewaltsam herbeigeführten Krise, sein Günstling ins Amt. Aber so viel Stimmen ihn auch antasten, er ist ein ganzer Mann, er gebraucht seine Macht zur rechten Zeit und am rechten Ort . . . ich freue mich seiner Bekanntschaft.

Benedetta schüttelte das Haupt.

„Wie enthusiasmirt Du bist von dieser ersten Begegnung!"

„So, gefällt er Dir nicht?"

Ihre Lippen bebten, als sie erwiederte:

„Er scheint mir herzlos!"

„Mein Kind, soll ein Staatsmann mit jeder Ameise Mitleid haben, welche er zertritt?" spottete Eberhard. „Freue Dich mit mir, wir werden manche anregende Stunde durch ihn erleben."

Sie gab keine Antwort; obwohl sie im Schatten waren, befestigte sie mit einer ungeduldigen Bewegung den Hut auf dem Kopf und drückte dann mit plötzlich aufwallender Zärtlichkeit den neben ihr gehenden Knaben ans Herz.

Digitized by Google

Die verwitwete Freifrau legte ihre schlanke Hand auf die ihres Sohnes und stand auf, das Mahl war beendet. Der Minister bot seiner jungen Nachbarin den Arm, man verbeugte sich gegenseitig so ceremoniell, als sei eine zahlreiche Gesellschaft beisammen gewesen und man wäre dadurch in die steifste Etiquette gebannt worden, und doch war der Ton während der heitern Mittagsstunden ein so harmlos fröhlicher, geistvoll anregender gewesen. Die Schloßherrin hatte jedoch stets wieder, selbst nach dem lustigsten Impromptu, die ceremonielle Haltung und Zwang damit auch bewußt oder unbewußt die Andern wieder in reservirte Formen. Die beiden Herren waren sehr redselig gewesen, die Weingläser klangen für die verschiedensten Zwecke an einander, kleine Wortgefechte waren entstanden und verflogen, die Freifrau lauschte aufmerksam, hie und da mit kritischer Miene, dann wieder lächelte sie verbindlich.

Benedetta's Wesen war ein sonderbares Gemisch von ausgelassener Fröhlichkeit und tiefster Niedergeschlagenheit. Sie forderte die Aufmerksamkeit und Galanterie ihres Gatten oft sehr ostentatiös heraus und war gegen Herrn von Hungen schroff abweisend, es sah aus, als wolle sie dem Gast ihrer Schwiegermutter fast gewaltsam die Gewißheit aufdrängen, daß sie eine geliebte, glückliche Frau sei.

Sie sah wunderschön aus und man fühlte, daß sie es wußte.

Das leichte, crémefarbene Gewand, welches ihre Kindergestalt eng umschloß, hob die Klarheit ihres Teints, wie den dunklen Glanz ihres Haares, ihre grauschwarzen Augen blitzten im feuchten Schimmer. Einige große Amethyste glänzten an ihrem Halse, an den feinen Handgelenken, aus den Kelchen der mattgelben Rosen, die sie im Haar trug. Die Toilette, welche die junge Frau hier in der Einsamkeit trug, hätte in jeder Residenz den Neid der Damen der großen Welt herausfordern müssen.

Ihr Gatte hatte sie staunend betrachtet, als sie aus ihrem Ankleidezimmer herausgetreten war.

„Wie schön Du bist, Benedetta — willst Du den Herzlosen auf die Probe stellen?" fragte er scherzend.

Sie wich seinen Blicken aus.

„Ich will für Dich schön sein, Eberhard, mit Gewalt selbst dann noch, wenn die Jugend mich verlassen will! Es muß doch etwas sein, das in den Augen der Welt Deine Wahl rechtfertigt."

„Welche Reden", sagte Eberhard in fast tadelndem Tone. „Benedetta, nicht Deine Schönheit allein, Dein Herz . . . ."

„Nein", fiel sie hastig ein, „das nicht — ich weiß es nicht mehr, aber ich glaube, daß ich Dir sagte, mein Herz sei ein eigen Ding — so eigen, Eberhard, daß ich oft zweifelte, ob ich eins besitze."

„Meine kleine Phantastin! Ich habe aber entdeckt, daß Du es besitzest, mit süßer Gewißheit. Meine Benedetta hat ein edles, reiches Herz, ein Herz, das dem Gatten und dem Kinde gehört."

Sie lachte.

„Hältst Du mich noch für phantastisch, Eberhard? Ich bin sehr, sehr vernünftig geworden!"

„So, wie Du bist, so lieb' ich Dich!" sagte er innig und ein warmer Wiederschein seines Gefühls flog über das gebräunte Gesicht.

„Wenn Du mein Herz entdecktest, Eberhard", sagte sie nach einer Pause, kokett zu ihm aufblinzelnd, „dann handelte ich nicht klug. Wie oft habe ich

Digitized by Google

gelesen und sagen hören, daß ein kluges Weib den Gatten nie in der völligen Gewißheit bestärken soll, daß er ihrer sicher ist. An einem Faden, ja, darf er sie halten — aber er soll nicht vergessen, daß dieser Faden reißen kann."

„Welche Theorien Du da entwickelst", fiel er ein. „Sollte ich nicht denken, Paris wäre Deine hohe Schule gewesen? Zum Glück weiß ich jedoch, daß meine kleine Benedetta nicht über die Grenze ihres Heimatdorfes gekommen war — ehe ich sie sah."

Sie biß die rothen Lippen in einer zornigen Aufwallung auf einander, dann lächelte sie wieder.

„Paris — oft wünschte ich dort geboren zu sein!"

„Um?" fragte er, ihre Hand streichelnd.

„Um?" — — sie sah zu ihm auf mit funkelnden Augen. „O nein, es ist wohl besser, ich wurde dem Pastor Sebald als Töchterchen in die Wiege gelegt. Nicht wahr?"

„Gewiß, um von mir gefunden zu werden", sagte er zärtlich.

Sie nickte. „Guter Eberhard, Du hieltest diesen Fund für ein Glück!"

„Für das höchste meines Lebens!" betheuerte der Freiherr.

„Und ich bin nie dankbar genug!" flüsterte Benedetta, dann tippte sie mit dem Finger ihrer linken Hand auf den schlichten, goldenen Reif an der rechten.

„Weißt Du noch, was Du mir geloben mußtest, als Du jenen Ring auf meinen Finger schobst?"

Er zog sie an seine Brust und blickte ihr in die großen Augen.

„Ob ich es weiß? Wort für Wort. Damals sagte dieser süße Mund da vor mir: Das soll keine Kette sein, Eberhard, sondern ein Band, das ich und Du freiwillig lösen können. Sage ich Dir einmal: laß mich fort, das Vöglein will es, es muß weiter fliegen, so mußt Du mich freigeben."

„Du gelobtest das, Eberhard."

„Ja, Benedetta, siegesfroh und hoffnungsreich, und das was mir Muth gab, hat mich nicht getäuscht. Mein gefangenes Vöglein will nimmer davon, nicht so, Benedetta?"

Die Thränen entströmten ihren Augen, sie warf sich stumm an seine Brust.

Nach einer Weile hob er ihren Kopf empor.

„Mein holdes Weib, Du verstehst das Geheimniß, die göttliche Kunst, stets neu zu fesseln mit unlöslichen Banden, was längst, längst Dein eigen ist." —

Dann schritten sie durch den Park, hinüber zum Schlosse. Der Weg führte am See entlang. Den hatte früher eine Mauer vom Schloßareal getrennt, jetzt war sie längst gefallen.

Sie waren Beide gedankenvoll, nur einmal fragte Benedetta:

„Ich glaube, der Minister verachtet die Frauen."

„Welch Vorurtheil Du gegen ihn hast! Er ist ein edler Mann und solche glauben an die wahre Heiligkeit des Weibes."

„Zeig ihm, sag ihm, Eberhard, wie sehr Du mich liebst, wie glücklich wir sind!" bat sie mit heiserer, fast durch ihre seltsame Erregung erstickte Stimme. — —

Jetzt lag nun ihre Hand auf dem Arme des Mannes, über welchen sie jene Frage an ihren Gatten gestellt hatte. Sie standen in der geöffneten Thür, welche auf die Terrasse führte, Orangen und Myrthenbüsche bildeten

Digitized by Google

dort trauliche Lauben und Schlupfwinkel, ein Zeltdach schützte vor der Sonne. Die Aussicht auf die schroff geformten Berge war von hier eine entzückende.

Die Beiden aber, welche jetzt vollends hinaustraten auf den Mosaikboden der Terrasse, achteten weder des reizenden Plätzchens noch der fernen Bergriesen. Seine Blicke hingen an Benedetta's Antlitz, sie hatte die ihrigen gesenkt; eine Weile blieben sie so stumm neben einander, dann sagte er mit vibrirender Stimme:

„Noch immer meine ich, es muß ein Traum sein — und doch, doch ist die Hand hier." . . .

Sie befreite ihren Arm aus dem seinen und rief herbe:

„Träume, wer giebt etwas darauf in unserer Zeit!"

„Desto mehr Bedeutung legt man auf die Wirklichkeit — Sie ließen mich nicht ausreden, gnädige Frau! Und doch verlangt es mich darnach!"

„Ah" — sie stieß eine Orangenblüthe mit der Spitze ihres Fußes fort. „Sind Sie überzeugt, daß Sie eine willige Zuhörerin finden werden?"

„Ich bitte Sie darum!'

„Gut!" sagte sie.

Er sah sie dankend an, dann deutete er hinüber.

„Herrlich, herrlich!"

„Ja", fiel die Schloßfrau hinter ihm ein, „aber vom Sehringer Schloß haben Sie denselben Blick."

Ich werde die Terrasse ähnlich der hiesigen schmücken lassen — es ist dort Alles etwas im Verfall", entgegnete er und machte der Matrone Platz, die mit ihrem Sohne heraustrat.

„Die armen Sehrings — es ist ein trauriges Loos."

„Hielten Sie gute Nachbarschaft mit ihnen, gnädige Frau?" redete Herr von Hungen Benedetta an.

Sie schüttelte abwehrend den dunklen Kopf.

„Ich gehörte nicht zu ihnen!"

Der Fremde sah erst sie, dann Mutter und Sohn forschend an. „Das will sagen?"

Ehe Eberhard ausweichend antworten konnte, rief die junge Frau.

„Das will sagen, daß ich eine Bürgerliche bin — die Gräfin Sehring konnte das nicht vergessen."

„Ah — welch lächerliche Vorurtheile", begann der Minister, fast befangen durch Benedetta's schroff herausforderndes Wesen; da unterbrach ihn die Schloßfrau.

„Nicht so streng urtheilen, lieber Minister, die Sehrings sind eins der ältesten Geschlechter unseres Landes, man muß das Herkommen ehren in den Familien."

„Auf dem See ists schön kühl", sagte der Freiherr hastig, um jede weitere Erörterung abzuschneiden, „Benedetta, wie denkst Du über eine Kahnfahrt?"

„Wollen Sie mir erlauben, Ihr Schiffer zu sein?" fragte Hungen.

Die junge Frau nickte und erhob sich.

„Dann wird Eberhard mir Gesellschaft leisten", setzte die Witwe hinzu, „er ist ein guter Sohn, Herr Minister, der beste sogar. — Benedetta, nehmen Sie ein Tuch, es wird früh kalt auf dem Wasser."

„Unsere Fahrt wird nicht lange währen", entgegnete jene, nickte dem

Digitized by Google

Gatten zu und verließ an des Gastes Seite die Terrasse. Sie schien es nicht zu bemerken, daß Hungen ihr den Arm bieten wollte.

„Ein angenehmer, aber auch ein gefährlicher Mann", sagte die Freifrau, dem Paare nachblickend, zu ihrem Sohne. Dann entfaltete sie ihren Fächer.

„Ein rechter Mann!" warf Eberhard ein.

„Wir denken nicht immer gleich, mein Sohn — aber ich bin froh, daß ich handelte, wie ichs gethan. Ich entwaffne ihn somit. Soll ich Dir noch etwas sagen? Er ist ein Mann, der den Frauen gefährlich ist."

„Ich fürchte nur, dieser eiserne Lenker unseres Nachbarstaates hat wenig Zeit zu kleinen Tändeleien", meinte der Freiherr harmlos und zündete eine Cigarre an.

„Sie verwahren sich also gewaltsam gegen eine lange Dauer meiner Unterhaltung, gnädige Frau?" fragte Hungen, neben Benedetta dem See zuschreitend.

„Läge es in meiner Wahl, noch jetzt würde ich umkehren", gab sie schroff zur Antwort, dann aber erschrak sie selber über den Ton, in welchem sie gesprochen und fügte, ein Lächeln erzwingend, hinzu: „Meine Neigungen sind stets stärker als meine Abneigungen, eine Wasserfahrt ist größtes Vergnügen für mich."

„Und Sie goutiren dieselbe ohne Rücksicht auf den Lenker! Das ist Frauenweise!"

Seitwärts, hinter einer Gruppe von Rosenbüschen, trat ein alter Mann in Gärtnerkleidung hervor. Er zog den Hut und in einer halb vertraulichen Art, welche sein hohes Alter und die vielen Jahre, die er im Dienst der Wilsdorfs verbracht, rechtfertigen mochten, sagte er:

„Die neue Rosenart hat die erste Blüthe, wollen die Gnädige einen Blick herüber werfen?"

„Geben Sie mir die Rose, Wendeborn!"

Der Alte versicherte sich erst durch ein secundenlanges Zögern, ob er recht gehört, dann ging er sehr langsam und kam noch langsamer zurück, eine halberschlossene, dunkle Blüthe in der Hand.

Benedetta erfaßte sie achtlos, hob sie empor und sog den süßen Duft ein.

„Dort ist der See, wir sind am Ziel", wandte sie sich zu Hungen. Der Gärtner murmelte einige Worte vor sich hin: „Das ist ja ganz gegen ihre Art — und was ist das? Da liegt die Blume am Boden? Nicht einmal besehen hat sie das arme Ding, das ich so vorzeitig abreißen mußte. Das ist wirklich ganz gegen ihre Art."

Herr von Hungen machte den einen Kahn, ein zierliches Fahrzeug, welches nur für Zwei Platz bot, los, reichte der jungen Frau die Hand zum Einsteigen und setzte die Ruder ein. Nach wenigen schnellen Schlägen waren sie schon weit vom Ufer entfernt. Benedetta blickte in das smaragdgrüne Gewässer, der Staatsmann in ihr blasses Gesicht. Dann hielt er die Ruder an und fragte plötzlich:

„Wie ist das Alles nur so gekommen? Erinnern Sie sich, Benedetta, daß Sie vor Jahren mir ebenfalls so gegenüber saßen — nur . . ."

„Nur", sagte sie, ohne aufzublicken, „war ich damals ein so harmloses Kind, das die Welt und die Menschen nicht kannte. Die Menschen . . . ."

Sie vollendete nicht, aber sie hob auch die Augen nicht.

„Damals", sprach er weiter, als redete er nur mit sich selbst, „fuhren

Digitized by Google

wir den Strom hinab, zwischen grünen Bergen und Wiesen dahin, es war, als solle und müsse es so durch die Welt gehen, nicht wahr, Benedetta?"

Sie zuckte zusammen, als er sie so nannte, aber sie wehrte ihm doch nicht."

„Die Glocken klangen herüber, voll und feierlich und während sie ihre eherne Stimme hinaussandten...."

„Halten Sie ein!" gebot Benedetta.

In eben demselben Augenblick begann die Vesperglocke vom Klosterthurm ihr Geläut.

„Wie das mahnt", murmelte Horst von Hungen.

„Ja — es mahnt", fiel die schöne Frau ein und ein plötzliches Roth übergoß ihr Gesicht, „aber nicht an ein versunkenes Vineta des Herzens, sondern an die Strenge und Grausamkeit der Welt, an die Menschen in ihrer ganzen Erbärmlichkeit."

„Benedetta, nicht so! Ich habe zu vielen Stunden die Glockenstimmen gehört, heute —"

„Nein", wehrte sie, „warum denn Phrasen, Excellenz, Sie sind doch nicht der Mann der bloßen Phrase? — Oder doch, ich irre — Worte, kluge Worte gehören mit zur Staatskunst."

Er richtete sich auf und warf ihr einen traurigen Blick zu. Wie schön und männlich er so aussah, die Abendsonne glitt eben über das krause Lockengewirr seines Hauptes.

„Was soll ich hören?" fragte die junge Frau scharf. „Ich kann Ihnen zuvor sagen, was Sie mir mittheilen wollen, Herr von Hungen. Sie wollen eine längst vergangene und vergessene Geschichte erzählen, deshalb holten Sie so weit aus und diese Kahnfahrt mußte das Mittel sein, zum geschickten Anknüpfen. Ah, mein Herr, Sie irrten doch in der Voraussetzung, daß Sie noch völlig das harmlose Landmädchen vor sich hätten. An diese alte Geschichte wollten Sie Entschuldigungen reihen — und endlich eine Bitte — Schweigen gegen meinen Gatten."

„Benedetta!"

„Ich verbiete Ihnen, diesen Namen auszusprechen! Schweigen, ja, vielleicht wollten Sie es durch Drohungen erkaufen — vergebens, mein Herr! Mein Mann kennt die Geschichte, die ja — sehr harmlos war", setzte sie künstlich auflachend hinzu, „so harmlos, wie ich selber damals. Den Namen wollte er nicht wissen, — er wird ihn auch heute nicht erfahren. Und nun bitte und wünsche ich, daß Sie mich ans Land fahren!"

Er hatte die Ruder angelegt und saß ihr still gegenüber, die kleinen Wellen schaukelten den Kahn leise hin und her.

„Sind Sie zu Ende — und darf ich reden?"

Sie nickte ungeduldig, eine Libelle umkreiste ihr Haupt, sie schlug nach ihr.

„Ihr Unwille war gerechtfertigt", begann er mit seiner sonoren Stimme, „warum knüpfte ich an eine alte Geschichte an, die Ihnen, der schönen, gefeierten, glücklichen Gattin eines edlen Mannes, lächerlich und kindisch erscheint. Ich verdiene Ihren Zorn."

„Zorn — o nein!" sagte sie verächtlich.

Er beachtete den Einwurf nicht.

„Ihre Voraussetzungen, meine Gnädige, waren indeß nicht die richtigen. Ich wollte weder bitten — noch drohen. Drohen — warum? Es wäre meiner unwürdig."

Digitized by Google

„Ja, ich bin ein wehrloses Weib!“ Sie knirschte dabei fast mit den Zähnen.

„Ich wollte vielmehr einen Befehl von Ihnen empfangen!“

Benedetta sah ihn sprachlos an.

Er beugte sich etwas zu ihr herüber, diesmal hielt sie seinen Blick aus.

„Den Befehl, Ihre Nähe zu meiden“, sagte er leiser, „noch ist der Ankauf der Güter nicht völlig vollzogen, noch kann ich zurück. Ich denke mir, Sie würden es nicht ungern sehen, blieben Sie von einer Nachbarschaft verschont — Sie verstehen mich, gnädige Frau — sprechen Sie ein Wort!“

Ihre weißen Zähne blickten zwischen den rothen Lippen hervor.

„Ah!“

Er gab diesem Ausruf eine andere Deutung.

„Nicht wahr, das ist doch etwas mehr, als Sie erwarteten?“ fragte er, „und es lohnte sich, mir die Ehre Ihrer Gesellschaft auf eine kurze Zeit zu gönnen? Ich führe Sie jetzt zurück!“

„Halt“, sagte Benedetta gebieterisch und er ließ, gehorsam diesem strengen Ton, die Hände wieder fallen.

„Gab ich Ihnen schon eine Antwort?“ fragte sie hohnvoll. „Ich sann nach, wie ich in wenig Worte sie fassen könnte — aber ich brauche deren doch mehr. Halten Sie mich für so schwach, daß Ihr Anblick, Ihre Nähe mir unliebsam sein könnten? Benahm ich mich so, um Sie zu dieser Annahme zu berechtigen? O — männliche Eitelkeit, selbst ein Staatsmann bleibt also nicht davon frei, selbst dann nicht, wenn er alle Hindernisse herzlos siegend nimmt. Sie sahen nicht, daß ich glücklich bin, völlig glücklich, Herr von Hungen?“

„Völlig glücklich — ja, ich dachte es, jetzt weiß ich's aus Ihrem Munde!“ entgegnete er bleich werdend.

Benedetta erglühte noch mehr.

„Glaubten Sie, daß ich kämpfen müßte mit der Erinnerung?“

„Nein“, sagte er eisig, „ich weiß jetzt genug. Das eine Wort, das Sie allein mir gegenüber anwenden können, ist Gleichgültigkeit!“

„Ja!“

Er wehrte einem leisen Seufzer nicht und riß in fieberhafter Aufregung an seinem blonden Vollbart.

Als er nichts erwiederte, sagte sie, in einen ruhigeren Ton übergehend: „So können Sie, von dieser Gewißheit erfüllt, ruhig Ihren Kauf vollziehen, Ihre Industriepläne verwirklichen — und wenn Sie wollen, für Schloß und Kloster Wilsdorf ein liebenswürdiger Nachbar sein. Nichts wird Sie ferner daran hindern — und jetzt können wir unsere Fahrt als beendigt ansehen, nicht wahr?“

„Ja, gnädige Frau!“

Er verbeugte sich, setzte die Ruder ein und trieb den Kahn wieder hinüber.

Sie lehnte beim Aussteigen seine Hülfe nicht ab, wartete auch geduldig, bis er das Fahrzeug wieder befestigt hatte und dann schritten sie zusammen durch die schattigen und blumengeschmückten Gänge nach der Schloßterrasse.

Das Antlitz der jungen Frau zeigte auch nicht das Geringste mehr von der Aufregung, in welcher sie sich befunden; Horst von Hungen hingegen war noch sehr blaß, seine Lippen bebten und seine gewaltige Brust hob und senkte sich unter hastigen Athemzügen. Als sie der Terrasse so nahe waren, um

Digitized by Google

sich beobachtet glauben zu können, hob die junge Frau ihren spitzenbedeckten Sonnenschirm und beschrieb damit einen Bogen durch die Luft.

„Bis hierhin geht das Reich des alten Wendeborn's, unseres Gärtners, hier fängt das des Schloßbeamten an. Sie sind erbitterte Feinde und entsetzlich eifersüchtig auf gegenseitige Erfolge."

„Sie lieben die Blumen, Frau von Wilsdorf?"

„Ungemein, aber Eberhard, „mein Mann" ", verbesserte sie, „versteht nichts davon!"

„Ah", rief der Genannte von der Terrasse herab, „ich höre, wie ich bereits verleumdet werde. Excellenz, Sie müssen große Fortschritte gemacht haben in der Gunst meiner Gemalin, sie gesteht nicht immer gleich meine Schwächen ein."

Herr von Hungen lächelte verbindlich bei diesem Scherz.

Als das Paar die Stufen erstiegen hatte, erhoben sich zwei Personen, die neben der Hausfrau gesessen.

„Baron Ungethan, Baronesse Prudentia Ungethan, Ihre zukünftigen Nachbarn zur Linken — auf Gut Sägedorf", stellte die Freifrau vor.

Der Baron ließ es nicht blos bei einer Verbeugung, sondern schüttelte dem Minister die Hand.

„Charmant, charmirt, recht nahe Nachbarn sogar", setzte er hinzu. Er war eine kleine bewegliche Gestalt, nach neuester Mode gekleidet, sein Toupet erglänzte in röthlichem Schimmer über seiner unverhältnißmäßig hohen Stirn; seine hageren Finger waren mit blitzenden Ringen geschmückt. „Zwar nur für die Sommermonate; den Herbst bringe ich auf Reisen, den Winter in der Residenz, den Frühling wieder auf Reisen zu. Auf die Dauer, nein, da ertrage ich das Landleben nicht!"

„Das kommt auf die Anschauung an", meinte Fräulein Prudentia, eine hohe Gestalt in fast nonnenartig geschnittenem Gewand von starrer Seide, die bei der kleinsten Bewegung knisterte und rauschte.

„Ich bleibe Jahr aus Jahr ein; seit ich etwas Höheres und Edleres zu meiner Lebensaufgabe gemacht habe, als nur den Lebensgenuß, finde ich auch, daß man sich beim Landleben mehr in sich selber vertieft und sich selber mehr ist."

Sie war einst schön gewesen, das bewies der reine Schnitt des bleichen Gesichts, die schlanke Nase; auch die blauen Augen mußten früher, als sie noch lebensfroh lachen konnten und noch nicht so künstlich himmelwärts geschlagen wurden, ihren Reiz gehabt haben.

„Baronesse leitet eine Sonntagsschule mit segensreichem Erfolg", erklärte die Freifrau. Benedetta hatte sich still, nachdem sie die neuen Gäste begrüßt, an der Seite ihres Gatten niedergelassen.

„Ah, chère baronne", rief jetzt Herr von Ungethan, „Sie sagen ja gar nichts von der Kahnfahrt, war sie nicht schön?"

„Die Sonne blendete ein wenig!"

„Sie hielten auch mitten drin!" fiel Prudentia ein, „wir konnten das von hier oben beobachten."

„Ja, Excellenz", betheuerte der kleine Baron, „und Pardon, wir wunderten uns über diese Unbeweglichkeit. Sie hatten indeß wohl ein sehr interessantes Thema?"

„Ich erzählte der gnädigen Frau — von einem Sturm auf dem Vierwaldstättersee."

Digitized by Google

„Vraiment? Etwas Unbehagliches, so ein Sturm; überhaupt, ich wage mich nicht gern auf das Wasser — weil es keine Balken hat.“ Er lachte sich selber Beifall, da sein Witz nicht den rechten Anklang fand.

Horst von Hungen stand auf.

„Sie wollen mich beurlauben, meine gnädige Frau“, wandte er sich zur Wirthin, „man erwartet mich zur Unterschrift des Kaufcontractes. In einer Stunde bin ich Herr von Sehring und unvermeidlicher Nachbar.“

Sein Blick suchte Benedetta, sie saß theilnahmlos da, als sei sie ganz der Gegenwart entrückt.

Als Hungen auch ihr sich näherte, legte sie die Finger in seine Hand. Ihr Taschentuch war ihr entglitten. Horst bückte sich danach.

„Sie wollen es?“ flüsterte er.

„Ja“, sagte sie, „lassen Sie nicht warten.“

Die Zurückbleibenden blickten ihm nach, hoch erhobenen Hauptes schritt er dahin.

„Parole d'honneur“, betheuerte der Baron, „eine echte Reckengestalt.“

„Ein Mann mit eisernem Willen — dieser Culturkämpfer“, fügte Prudentia hinzu. „Er setzt durch, was er will.“

„Ja“, rief Ungethan und ließ seine Ringe in der sinkenden Sonne blitzen, „auch seine Stellung hat er durchgesetzt. Savez-vous, mes dames, daß er sie strictement einer Liebesaffaire verdankt?“

„Ich bitte Dich, Charles, keine unmoralische Geschichten!“ flehte das Fräulein.

„Ach, chérie! Wahr ist, daß Prinzeß Anna ihn durch irgend einen romantischen Zufall kennen lernte, sich für ihn — interessirte, den Erbprinzen zu interessiren wußte — und ihn lancirte. Comprenez-vous?“

„Komme nicht, Franzel, jetzt nicht! Es würde mir weh thun, Dich und Dein junges Glück zu sehen — warum? Weil ich krank bin, an Leib und Seele! Ich liege nicht zu Bett, gebrauche keinen Arzt, klage auch nicht. Nur zuweilen streift mich ein forschender Blick Eberhard's, er fühlt, daß ich nicht ganz so bin als sonst. Eine Erklärung für diesen Zustand habe ich nicht, aber ich weiß, daß es eine Krise ist. Glaubst Du an Seelenkrisen, meine kluge Franzel? —

Der Sommer ist hier so herrlich; meine Blumen wollen mich aber wenig erfreuen, ich habe dies Jahr Unglück — „eine schlechte Hand“, meint mein alter Wendeborn.

Oft ist's mir, als wandle ich im Schlaf, das ist ein dummer Zustand, aber er wird vorüber gehen. Dann wieder denke ich, ich hätte eine lange, lange Zeit geschlafen und sei plötzlich erwacht und erkenne mich trotz der wachen Augen nicht mehr. Zuweilen möcht' ich aus mir selber heraus. Ist das nicht ein kindischer Wahn? Weil ich mich aber verändert und gebannt — „krank“, sage ich Dir, unter uns, denn Eberhard soll es nicht wissen — fühle, so darfst Du jetzt nicht kommen. Ich will erst meine alte Heiterkeit wieder haben, dann wollen wir sein wie die Kinder. Dein Mann wird Eberhard natürlich zusagen, bis Ihr dann kommt, bricht die Jagdzeit an, sie werden stunden- und tagelang draußen sein und wir haben uns um so ungestörter.

Es verlangt mich oft, mit Dir zu plaudern und doch sollst Du jetzt mein

Digitized by Google

blasses Gesicht nicht sehen. Wenn es unvermuthet so vor Dir auftauchte, würdest Du denken, Benedetta ist unglücklich. Ein wahres Glück, daß Du es besser weißt, Franzel.

Es ist ein Abgrund in jeder Frauenseele, ein tiefer, gähnender Abgrund, man erblickt ihn einmal plötzlich und man schaudert!

Wie wir leben? Wie immer! Ich pflege, ohne Erfolg diesmal, meine Blumen, Eberhard nimmt sich der Wirthschaft an, er ist viel draußen. Er studirt und mißt und läßt nach Eisenadern suchen — heimlich, damit die Schloßfrau nichts davon erfährt.

Er hat große Pläne, sie sind wieder angeregt worden durch einen neuen Nachbar, der Sehring gekauft hat — ein Staatsmann mit Industrieplänen. Er ist Eberhard's Freund geworden in wenig Tagen — jetzt kommt er zu längerm Aufenthalt, dann wird er mir meinen Mann noch mehr entziehen.

Die Freifrau und ich sehen uns selten, der Knabe allein führt uns zusammen und dann und wann Eberhard's Wunsch. Franzel, sie war immer eine kalte Natur, aber für eins segne ich sie doch — für ihre Liebe zu ihrem Sohn. Das ist der Brennpunkt ihres Gefühls, sie kennt keine andere Regung. Sie betet viel — aber nur für ihn. Sie liebt auch den Enkel, aber sie haßt seine Mutter in ihm.

Noch etwas muß ich Dir erzählen — aber ich weiß bis zur Stunde nicht, habe ichs erlebt, oder träumte ich.

Ich stand in der Abenddämmerung an einem Fenster des Refectoriums, in welchem sich die alte Klosterbibliothek jetzt befindet. Die Fenster desselben gehen hinaus in den Garten. Was ich dort wollte, weiß ich nicht mehr, ich hörte Stimmen unter demselben, die meinen Namen nannten. Ich wollte nicht horchen, ging zurück und hörte doch Alles. Die Schloßfrau war's und der neue Nachbar. Er führte sie. Sie standen neben den Aloen still.

„Das ist die einzige Kränkung, welche mir mein Sohn zugefügt hat — diese Heirath", sagte die klare Stimme von Eberhard's Mutter. „Denken Sie ein Wilsdorf und die Waise eines Landpredigers, ein altkatholisches Geschlecht und das Kind eines Priesters — ah — Sie verstehen mich nicht — als Protestant. Denken Sie, Sie selber tragen einen alten Namen, also nur an die Mesalliance — das ist genügend. Der Name Tochter will nie über meine Lippen."

„Wo und wie lernte der Freiherr seine Gattin kennen?" fragte ihr Begleiter.

„Das eben ist's — ich mußte sie für ihn finden. Es war hoch im Norden, in einem Harzdorf, wo mein Wagen brach. Mein Arm erlitt eine Quetschung, in das elende Wirthshaus wagte man nicht, mich zu bringen, ich fand ein Unterkommen im Pfarrhause. Dort war es leer, der Pastor seit Wochen todt, sein einzig Kind eben vom Nervenfieber genesen. Sie pflegte mich, Benedetta — als ich meine Reise fortsetzen konnte, sah ich sie auch gerüstet, aber — interessirt Sie die Geschichte?"

Ich hörte, wie es Jener bestätigte.

„Wohin?" fragte ich das blasse Mädchen.

„In die Welt!" war die Antwort. „Morgen kommt die Familie des neuen Pastors."

„Und haben Sie Verwandte, Freunde?"

„Ich habe Niemand auf der Welt!"

„Sehen Sie, so behielt ich sie — als Gesellschafterin. Unter meinem

Digitized by Google

Dache lernte Eberhard sie kennen; ich kann nicht sagen, daß sie mit ihm kokettirte, sie widerstand mit einem gewissen Trotz oder war es Berechnung, seiner Werbung lange Zeit."

Sie gingen weiter.

Franzel, wie eigen dieser Traum — oder diese Wirklichkeit war. Ich fühlte aber nichts und doch war es Wort für Wort meine Geschichte, welche ich da erzählen hörte, kurz und klar.

Ich habe Eberhard nichts davon gesagt — es war mir auch nicht neu, wie die Schloßfrau denkt, nur als ich sie wiedersah, kam mir ein Aufzucken eines triumphirenden Gefühls: all' ihr Groll nützt nichts, ich bin die Frau ihres Sohnes, die Mutter ihres Enkels, ich trage ihren Namen, stehe mit voller Berechtigung auf ihrem Grund und Boden — und endlich, wenn sie und ich die Augen geschlossen haben, finden wir Beide die letzte Ruhestätte in der Ahnengruft der Wilsdorf's im Kloster. — —

Sei glücklich, Franzel; wenn ich mich genesen fühle, wollen wir uns wiedersehen!"

„Ja, genesen", murmelte sie halblaut vor sich hin. Sie fröstelte, es war heute eine kalte Luft in den alten, dicken Mauern, obwohl draußen die Sonne lachte.

„Könnte ich nur Eberhard fragen, ihm Alles sagen, das — würde mich erleichtern."

Sie stützte den Kopf auf und blickte auf den letzten Satz:

„Es ist etwas Gutes um die Beichte der Katholiken, wie muß sie Brust und Herz befreien — das da ist etwas Aehnliches. Freilich, seinen Namen habe ich nicht genannt — so bleibt mein Bekenntniß auch unvollkommen und ich schleiche mich hinweg, wie eine arme Seele aus dem Dunkel des Beichtstuhls. Alles Nebensächliche hat sie bekannt — nur die eine große Hauptsache nicht . . ."

Sie sann eine Weile, dann machte sie eine ungeduldige Bewegung und sprang auf.

„Ich bin krank, ja krank, denn sonst könnte ich so nicht reden — habe ich überhaupt eine Hauptsache? Nein, selbst der Haß muß erlöschen, der anfänglich aufzusteigen drohte. Er muß und wird — dann wird das Wort wahr, ich weiß nicht mehr, ob er, ob ich es zuerst gesprochen — von der Gleichgültigkeit."

Mit raschen Schritten ging sie auf und nieder, die schwarze Seidenschleppe rauschte hinter ihr über den Holzmosaikboden. Sie hatte heute mit Gatten und Kind einem Trauergottesdienst beigewohnt und trug noch die dunkle Kleidung.

„Morgen oder heute schon kann er mir wieder entgegen treten — gut, er soll mich gewappnet finden!" Ihre Augen funkelten, dann warf sie einen Blick hinüber auf das Bild ihres Gatten.

„Eberhard", flüsterte sie und legte die Hand auf das Herz. Noch eine Secunde, dann sprang die Feder des geheimen Faches, noch eine andere und ihre bebenden Finger hatten das Couvert des so lange unberührten Briefes gelöst.

Sie las, still und bleich und faltete dann das Papier wieder zusammen, nicht eine Muskel ihres Gesichts hatte gezuckt. Einige Minuten stand sie unbeweglich, dann drehte sie sich langsam nach dem Fenster.

„Ah!" kam es dumpf über ihre Lippen, dann strich sie mit der Hand über ihre Stirn.

Digitized by Google

„Es war die höchste Zeit", flüsterte sie.

Durch das Hauptthor kamen soeben ihr Gatte an der Seite des kleinen Barons, dann feierlich allein Prudentia und endlich die Schloßfrau neben einem hochgewachsenen Herrn — dem Minister. Wie ein Souverain überragte er sie Alle. Er trug den Hut in der Hand, seine mächtige Stirn wurde von dem blonden Gelock seines Haares umrieselt. Er strich es mit einer unmuthigen Bewegung zurück, dann glitt sein kühner Blick wie suchend an den Fenstern hinauf, jetzt hatte er sie entdeckt, die bleiche Frau fühlte es, obwohl er nicht grüßte.

Langsam gingen die Fünf durch den Klosterhof, Hungen hatte neulich nicht Zeit gefunden, denselben zu besichtigen, jetzt machte ihn Herr von Wilsdorf auf Alles aufmerksam.

Benedetta blickte noch immer bewegungslos hinunter — endlich erinnerte sie sich ihres Briefes an die Freundin, sie schloß ihn und warf ein anderes zusammengefaltetes Papier in das geheime Fach. Ein zweites streifte der hängende Aermel zu Boden, sie fand keine Zeit, es aufzuheben, ihr Gatte öffnete eben die Doppelthür und kündete ihr die Gäste an.

Lächelnd und freundlich begrüßte sie dieselben im Nebengemach, dem großen, getäfelten Wohnsaal. Heute paßte ihre ernste, dunkle Erscheinung in den Rahmen des Ganzen, das bemerkte auch eben der Minister, der Eberhard's künstlerischen Geschmack lobte.

„Charmant", rief der stets entzückte Baron, „comme il faut, ich meine für jene Zeit. Was mich anbetrifft, so ziehe ich die Bequemlichkeit des Rococo vor — man muß sich unwillkürlich zu kerzengerade halten zwischen diesen Möbeln."

„Wie sind Sie zu beneiden, Benedetta", flüsterte Prudentia, „der beste Geschmack umgiebt Sie! Ah, ist's erlaubt, auch dort einzudringen?" Dabei war sie schon im Schreibgemach der jungen Frau.

Man sah und bewunderte auch hier; die Schloßfrau setzte sich in den Schreibsessel, ihre scharfen Augen glitten überall prüfend umher, da raschelte es unter ihren Füßen. Nur ein Stück Papier; sie rollte es mit nervöser Hast zwischen den weißen Fingern auf und ab, es knisterte nach und nach nicht mehr.

Das Gemüth der Matrone war bewegt, vor einer Stunde hatte man ihr alarmirende Nachrichten von einem neuen Gewaltsact des Ministers gebracht — man sprach von einem Erlaß an die Bischöfe, und sie wußte, daß ihr Bruder einen Sinn besitze, der auch leicht geneigt war, den Widerspruch des gewaltigen Staatsmannes heraufzubeschwören.

Sie wollte noch heute eine Frage aufwerfen, die er nicht unbeantwortet lassen konnte. So denkend, rollte sie immer wieder das Blatt durch die Finger.

Die Anderen standen vor einer großen, mit Silber beschlagenen Mappe, die Aquarelle barg.

„Theilweise von meiner Frau", sagte Herr von Wilsdorf und hob einzelne Blätter heraus. „Sie hat ein reizendes Talent — sehen Sie nur da — ein altdeutsches Volkslied — ist das nicht hübsch durchdacht und erfunden?"

„Ah, charmant", rief Baron Ungethan, „baronne, Sie sind eine Künstlerin!"

Benedetta wehrte sich lächelnd gegen diese Bezeichnung.

„Mais — ich schwöre es Ihnen!"

Digitized by Google

„Wer war Ihr Lehrer?“ fragte Prudentia.

Ein finsterer Zug flog über das Antlitz der jungen Frau.

„Mein Lehrer?“ wiederholte sie und setzte dann stockend hinzu: „Ich vergaß seinen Namen.“

„Jedenfalls kein Künstler“, fiel der Freiherr ein — „meine Gattin erwuchs auf dem Lande und genoß nur den Unterricht eines Dorfschullehrers, der zu wenig — und den des Vaters, der fast zu viel bot für den Kopf eines Mädchen. Sie hat jenes hübsche Talent als Göttergeschenk erhalten und ist sozusagen aus sich selbst geworden.“

„Mais c'est superbe!“ wiederholte der Baron.

Der Minister sah lange auf das Blatt, welches in seiner Hand lag.

Es schien eine seltsame Bewegung über ihn gekommen zu sein. „Das ist wundervoll durchdacht“, sagte er halblaut, „das ist sonderbar ergreifend aufgefaßt“, und dann las er die Strophen des alten Liedes:

„Hab' ich Dir was Leid's gethan,
Bitt' Dich, woll's vergessen,
Denn es geht zu Ende.“

„Ja, gnädige Frau, Sie sind eine Künstlerin und verstehen das Menschenherz mit seiner Lust und seinem Leid.“

Benedetta verbeugte sich, dann nahm sie das Blatt und schob es zwischen andere.

„Sie müssen einmal mit Muße die ganze Sammlung ansehen“, sagte Herr von Wilsdorf, „es sind prächtige Sachen darunter — nicht alle so schwermüthig aufgefaßt als jenes.“

„Gerade für solche tiefernste Motive findet unsere Zeit am seltensten den richtigen Ausdruck“, warf Horst von Hungen hin, „um so mehr ist das Talent der gnädigen Frau zu bewundern.“

„Sie sind zu gütig!“ sagte Benedetta.

„Und Du — sehr vergeßlich!“ rief der Freiherr. „Ich habe mich selbst überzeugen dürfen, daß Herr von Hungen ein bedeutendes Talent zum Zeichnen und Malen hat.“

„In der That?“ sagte die junge Frau und wandte sich zu Prudentia.

„Mon Dieu, dazu behalten Sie noch Zeit?“ fragte Ungethan, die beringten Hände zusammenschlagend, „Excellenz — meine Bewunderung!“

Herr von Wilsdorf faßte nach der kleinen Hand seiner schönen, jungen Frau.

„Bist Du zu schüchtern geworden?“ scherzte er — „so muß ich für Dich bitten. Excellenz, meine Frau ist eine leidenschaftliche Sammlerin und Niemand, der Kloster Wilsdorf betritt, geht ungestraft von hinnen.“

„Ah — es wird mir ein Vergnügen sein!“ sagte der Staatsmann.

„Excellenz sind sehr gütig“, erwiederte die junge Hausfrau mit unsicherer Stimme.

„Und dabei setzten Sie den alten Brauch außer Acht?“ fragte Prudentia.

„Der ist?“ forschte Horst von Hungen.

Prudentia wollte die Liebenswürdigkeit selbst gegen den Culturkämpfer sein, sie versetzte deshalb mit einem Augenaufschlag nach dem Plafond;

„Frau von Wilsdorf hat eine sehr sinnige Methode eingeführt. Wer sich zur Lieferung einer Skizze verpflichtet, schlägt aufs Gerathewohl dort aus der Sammlung ein Gedicht auf, liest es und bekommt daraus eine Strophe als Motiv.“

Digitized by Google

„Sehr sinnig! Frau von Wilsdorf, ich harre Ihres Befehls."

Benedetta schritt langsam nach der Seitenwand und zog ein Buch hervor.

„Mag Ihnen die schwerste Aufgabe zufallen", sagte sie leichthin, „mein Orakel ist unfehlbar, es vertheilt je nach Kräften."

Einen Augenblick hielt Hungen den schweinsledernen Band mit den großen, goldenen Lettern in der Hand, er suchte einen Blick aus Benedetta's Augen zu erhaschen — vergebens. Dann schlug er das Buch auf.

„Voilà, ah, lesen Sie!" rief der Baron und tippte mit dem Zeigefinger auf die erste Seite.

Es begann leicht zu dämmern, deshalb trat der Minister in die Fensternische:

„Kein Glück noch Stern."

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein
Sie sind verwelket, verdorret!
Es hatt' ein Knab' ein Mägdlein lieb,
Sie flohen gar heimlich von Hause fort,
Es wußt's nicht Vater noch Mutter.
Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gebabt weder Glück noch Stern;
Sie sind verdorben, gestorben!"

Seltsam weich, bei den letzten Worten fast zitternd hatte die sonst so sonore Männerstimme geklungen. Jetzt ließ Hungen das Buch sinken.

„Mein Motto wird heißen, gnädige Frau?"

Sie hob den Kopf.

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht."

sagte sie laut durch das abenddunkle Zimmer.

„Charmant, aber un peu tragique", meinte Baron Ungethan.

Der Diener riß die Doppelthüren auf, eine Fülle von Licht strömte aus dem Nebengemach herein.

Die Schloßfrau hatte mit dem nervösen Aufrollen des Papiers inne gehalten, jetzt blickte sie drauf nieder, auf der Innenseite zeigten sich Schriftzüge, noch ein schärferes Hinschauen — dann, als ihr der Sohn den Arm bot, war das Papier aus ihren Händen verschwunden.

Der Minister verbeugte sich gegen die Baronesse, die Hausfrau hatte den Baron herangewinkt.

Die verwitwete Freifrau von Wilsdorf ging mit hastigen Schritten in ihrem Wohngemach im Schloß auf und nieder. Das hatte einen ganz andern Charakter, als die Räume, welche ihre junge, schöne Schwiegertochter bewohnte. Da war nichts von einer „stilgerechten Einrichtung", Alles war bunt durcheinandergewürfelt, hier steifbeinige Sessel und Sophas aus dem Anfang des Jahrhunderts, dann moderne Stickereien, antike Statuen, Madonnen von Rafael und Holbein, die liebliche, unbußfertige „büßende Magdalena" von Correggio und das ernste Porträt des verstorbenen Freiherrn. Dies gewisse Durcheinander hatte aber auch seine Reize — es ließ auf den Charakter der Besitzerin schließen: Ererbtes, Geschenktes, Selbsterworbenes, für Alles diese starre Pietät, die an nichts rüttelt, nichts ändert.

Das Gemach war sehr groß, vier Fenster boten einen Blick auf die Berge, der eine davon, der Calvarienberg, trug eine kleine Kapelle und den Weg hinauf begrenzten die Stationsbilder, die den Processionsgang am Charfreitag markirten.

Digitized by Google

Dort hinüber nach der Wallfahrtskapelle schaute jetzt Frau Armgard und seufzte — nicht weich, klagend, sondern grollend erklang dieses Aufseufzen.

„Ja", sagte sie vor sich hin, „wie lange wird das Alles noch so sein und bleiben. Unglaube und Gewalt kommen mit zerstörenden Händen und man ist machtlos denselben gegenüber. Wenn sich meine Augen geschlossen haben werden —"

Sie vollendete nicht, der Gedanke an den Tod war der lebenskräftigen Frau verhaßt.

„Nein", fuhr sie fort, „noch sind sie offen und sehen klar — und noch kann und will ich handeln nach Pflicht und Ueberzeugung. Wäre Eberhard nicht so schwach — und er ist es nur durch seine Gattin, so ließe sich Viel erreichen, Vielem vorbeugen.

Immer mehr entfremdet sie mir sein Herz, das einzige Gut, das ich schätze auf der Welt nach meinem Glauben und meinem alten Namen"

Ihre energische Hand fuhr glättend über die Scheitel unter der Witwenhaube, dann trat sie zum Schreibtisch. Derselbe war unmodisch und klein, aber Stöße von Papier, zahlreiche Briefe und Bittschriften lagen darauf, man sah, daß er viel gebraucht wurde. Sie faßte nach einem großen Schriftstück mit dem Siegel eines Kirchenfürsten.

„Was Martin mir da schreibt", sagte sie, auf dasselbe niederblickend, „erregt mich im Innersten. Er ist renitent — o, das ist selbstverständlich. Noch kamen keine Mahnungen an ihn, aber er erwartet sie, erwartet das Aeußerste und wird das Aeußerste thun, genau so wie seine Amtsbrüder. Soll ich die Rücksicht des Ministers als Folge meiner Gastfreundschaft ansehen — oder? Drei Klöster sind wieder geschlossen, unerhört, vertreibt die frommen Schwestern, reißt sie aus ihrer Gemeinschaft, überliefert sie der Fremde. Wie lange noch wird die Rücksicht aber währen? Wie ich Hungen kenne — nur eine kurze Spanne. Beim ersten öffentlichen Widerstand meines Bruders trifft denselben, was seine Collegen getroffen.

Nicht um sein persönliches Schicksal bangt mich's — aber er war ein Fels unserer Kirche.

„Hast Du keine wirksameren Mittel, als Deine Freundlichkeit, so wirst Du nicht lange mehr den drohenden Schlag abwenden können", das sind Martin's Worte. Mittel — wirksamere Mittel!" rief sie laut und begann aufs Neue ihre Wanderung. „Wo sie finden? Er ist so glatt wie ein Aal, glaubt man ihn zu halten, so entschlüpft er schon wieder. Ein Mittel, ein Mittel, ich würde ein jedes anwenden!"

Wieder stand sie still und blickte auf ihre Hände herab, dann sagte sie halb flüsternd:

„Benedetta!"

Und nun, als habe sie plötzlich einen festen Entschluß gefaßt, setzte sie kräftiger hinzu: „Ja, so soll es sein."

Sie trat an's Fenster, ein Lächeln lag um ihren Mund.

„Daß mir der Gedanke erst nach so langer Zeit kam — und doch lag er so nahe. Ich habe ja schon in der ersten Stunde bemerkt, daß Hungen sie mit Interesse betrachtete, und dies Interesse wuchs. Sie ist schroff gegen ihn, das soll nicht mehr sein — sie soll ihn fesseln, ihn halten, Macht über ihn gewinnen — ich halte sie in meinen Händen. Das Spiel könnte gefährlich werden, wüßte ich nicht, daß ich für Benedetta einstehen kann —

Digitized by Google

und ein „Halt“ kann ich eben zu jeder Zeit hineinrufen. Nur wenige Wochen gilt es, ihn hinzuhalten; man benützt seine Abwesenheit, um eine Intrigue gegen ihn zu spinnen, die ihn sicher stürzen muß. Ah, mein Herr Minister, es wäre vielleicht besser für Sie gewesen, Sie verließen den König nicht auf so lange Zeit — aber so ist's, man fühlt sich stets gerade dann am sichersten, wenn der Boden, auf welchem wir stehen, leise zu wanken beginnt. Noch in dieser Stunde will ich mit ihr reden.“

Auf dem Schreibtisch lag ein zusammengerolltes Blatt, langsam entfaltete sie dasselbe. Es trug keine Aufschrift und keine Unterschrift.

„Nur das Eine weiß ich, daß Sie leben — nur dies Eine sollen Sie auch von mir wissen. Ich habe keine andere Frage gehabt und sage kein Wort weiter — vielleicht sollte ich das nicht einmal schreiben — und doch! Es giebt Stunden für jeden Menschen, wo Bilder und Erinnerungen aus der Jugendzeit aufsteigen, die man nicht verdrängen kann und will. Ein solches Bild ist das Ihre für mich, Benedetta — zu dem hebe ich zuweilen die Hände auf.

Wünsche, Hoffnungen, Gedanken von einst — wo sind sie hin? Ich habe sie nicht mehr, nur ein Gefühl ist noch deutlich in mir, das der Schuld — und darum bitte ich das bleiche Bild in solch' stillen Stunden: „Vergieb mir meine Schuld.“

Man lacht über verflogene Liebesträume, über himmelstürmende Phantasien, niemals über ungesühnte Schuld gegen ein Herz — darum, Benedetta, vergeben Sie, wort- und zeichenlos, nur im Herzen — und vielleicht sinkt damit auch Ihr Bild hinunter zu bleichen Schatten und taucht niemals wieder auf, so stumm und doch so vorwurfsvoll.“

„Sonderbar“, sagte die Matrone, nachdem sie die Zeilen noch einmal durchgelesen, „welche Hand mag das geschrieben haben? Bezieht es sich auf eine Jugendliebe? Das ist wie unter dem Bann eines Traumes niedergeschrieben. Die Hand so fest, gar nicht im Einklang mit den phantastischen Phrasen. Wenig Beweis — außer dem Namen Benedetta — aber der ...“

Sie schob das zerknitterte Papier, das sie vergebens wieder zu glätten gesucht hatte, in ihre Tasche und verließ das Gemach. Im Vestibül ließ sie sich vom Diener den schwarzen Sonnenschirm reichen, dann schritt sie mit festem Gang und erhobenem Haupt die Freitreppe hinunter. Im Garten fand sie Benedetta auf einer Bank.

Sie fuhr erschreckt zusammen, als sie Schritte hörte, und sagte aufblickend:

„Ah Sie, Mama. Es ist ein schöner Morgen. Eberhard ist hinausgefahren mit dem Knaben.“

„Natürlich zu Hungen?“

„Ich denke — er sagte es nicht!“ erwiederte Benedetta sanft und rückte, um der Kommenden Platz zu machen, zur Seite.

Die alte Dame griff nach dem Buch.

„Was lasen Sie? — Ah, die Volkslieder? Nun weiß ich, daß ich störte, Sie dachten gewiß über ein neues Sujet nach, hier, so recht in der Stille!“

„Nein!“ entgegnete die junge Frau abweisend und eine plötzliche Röthe, als sei sie bei einem unrichtigen Gedanken ertappt, flog über ihr Gesicht.

„Haben Sie schon den Tribut unseres Nachbars erhalten?“ fragte die Matrone.

Digitized by Google

„Nein", versetzte Benedetta zögernd, „ich zweifle auch, ob ich ihn erhalte. Herr von Hungen wird wenig Zeit haben."

„Er wird aber ebenso wenig ungalant gegen Sie sein!" versetzte Jene mit scharfer Betonung.

Die junge Frau blickte auf, die Andere fuhr fort:

„Es hat mich seltsam ergriffen, wie er neulich jene Verse las in Ihrem Zimmer, Benedetta. Welch' tiefes Gefühl — man sollte denken, er habe Aehnliches erlebt, zum Mindesten hätte man den starren Staatsmann nicht eines solchen Gefühlsausbruches für fähig gehalten."

„Ja", sagte Benedetta, wie aus einem Traum emporfahrend, „ich — hatte das vergessen."

Ein leises Lächeln, welches die Lippen der Matrone umflog, deutete an, daß sie vom Gegentheil überzeugt sei. Sie beobachtete eine Secunde lang das bleiche Gesicht da neben ihr, ein Fröstelu schien Benedetta's Körper zu durchzucken und doch war es ein sonnigwarmer Morgen und die Käfer summten am Gestade des Sees und Libellen flatterten über den klaren Spiegel desselben. Was einzig nicht in die Morgenfrische und Ruhe paßte, war die schwarze Gestalt mit dem kalt berechnenden Antlitz.

„Herr von Hungen entzieht Ihnen Eberhard häufig, ich habe das schon bemerkt", sagte die alte Freifrau nach einer Weile.

„Eberhard liebt seine Gesellschaft sehr — und ich bin nicht egoistisch genug, zu denken, daß ich ihm nur allein und immer genügen müsse."

„Ah, welche Frauenklugheit! Ich gebe zu, daß Hungen ein anregender Mensch ist — wissen Sie, daß er Sie sehr verehrt?"

Die großen Augen blickten sie unsicher an.

„Das weiß ich in der That nicht", entgegneten tonlos die rothen Lippen.

„Oh, Benedetta, Sie müßten keine Frau sein, um das nicht zu bemerken. Natürlich verehren in respectsvoller Weise, in einer Weise, die Ihnen nur schmeicheln kann."

„Ich bedarf einer solchen nicht", wehrte Benedetta; sie konnte aber kaum vollenden, da hatten die kalten Finger ihrer Schwiegermutter schon ihre Hand umspannt und dieselbe neigte sich tief zu ihr herab.

„Wie wenig klug für eine Dame der großen Welt, denn als solche sind Sie ja doch gefeiert worden, Benedetta. Sollten Sie in all' den Wintersaisons, die Sie in großen Städten zugebracht, nicht mehr gelernt haben?"

„Ich verstehe Sie nicht, Mama!"

„Aber Kind!" Es war das erste Mal, daß sie von der Mutter ihres Gatten mit dieser Bezeichnung genannt wurde — früher, als sie in abhängiger Stellung im Hause derselben gewesen, war das öfter geschehen. „Aber Kind! — Hungen ist der einflußreichste Mann des Nachbarstaates, er hat überall seine Fäden, seine Verbindungen. Sie wissen, warum ich ihm Gastfreundschaft geboten — verstehen Sie mich noch immer nicht?"

„Nein — aber . . ."

„Lassen Sie mich ausreden, Benedetta, Sie gehören zu unserer Familie, die Interessen der Wilsdorf's sind die Ihrigen."

„Die Interessen meines Mannes — ja!"

Die Matrone überging diesen Ausruf und fuhr fort:

„Hungen kann uns schaden, wie nützen. Es ist vorzuziehen, daß Letzteres stattfindet. Und Sie, Benedetta, sollen dazu helfen. Es ist nothwen-

Digitized by Google

dig, hören Sie mich genau an, daß die Katastrophe, die Bischof Martin, meinem Bruder droht, noch einige Wochen verzögert wird — das liegt in Hungen's Hand. Sie haben sein Interesse geweckt, erhalten Sie dasselbe, werfen Sie gelegentlich einen Wunsch hin, seien Sie freundlich, selbst etwas — kokett!"

„Frau von Wilsdorf!"

„In aller Harmlosigkeit, Benedetta — könnte sonst ich dies Ansinnen an Sie stellen?"

„Sie täuschen sich vollständig — Herr von Hungen ist weit entfernt, nur das geringste Interesse für mich zu hegen. Im Gegentheil . . ."

„Halten Sie ein, Benedetta, mich täuscht man so nicht", sagte Frau von Wilsdorf mit feinem Lächeln. „Ihre Verweigerung könnte mir im Gegentheil beweisen . . . doch, lassen wir das. Haben Sie mich verstanden und sind Sie zu dem harmlosen Spiel bereit?"

Die junge Frau richtete sich hastig empor und sagte mit zitternder Stimme:

„Ich habe nie gewußt, daß Sie scherzen könnten, Frau von Wilsdorf, nie — man ahnt das nicht, aber es kleidet Sie gut. Ich bin nicht kokett, wie Sie wissen!"

Die Augen der Matrone bekamen einen stechenden Ausdruck; sie hatte Benedetta's Weigerung, so höflich sie dieselbe auch umkleidet hatte, im Nu begriffen; sie legte aufs Neue ihre Hand auf die der Schwiegertochter und fragte:

„Waren Sie es auch nie? Nicht früher, ehe Sie Eberhard kennen lernten?"

„So wenig als heute", war die mit Würde gegebene Antwort.

„Ich glaube es — denn, wären Sie es gewesen, Benedetta, so könnte wohl nicht die Rede von einer Schuld sein, welche man gegen Sie begangen."

„Frau von Wilsdorf!"

„Meine vortreffliche Benedetta, ich weiß, Sie sind gern bereit, meinen kleinen Wunsch zu erfüllen —"

„Nein, Frau von Wilsdorf!" rief die junge Frau mit fester Stimme und sprang empor, „nein, niemals!"

Die Matrone blickte die vor ihr Stehende mit der unschuldigsten Miene an und sagte ohne jede scharfe Betonung:

„Auch dann nicht, Benedetta — wenn ich eine Drohung hätte — die: Eberhard mit kleinen Nebenumständen bekannt zu machen, die vor Ihrer Verlobung mit ihm spielten? Wenn ein Brief klaren Beweis liefert? Ich fand ihn ganz zufällig; mit solchen Briefen müssen Sie vorsichtiger sein! Sagen Sie — auch dann nicht?"

Benedetta drückte beide Hände gegen ihre Brust und athmete tief auf.

„Auch dann nicht, Frau von Wilsdorf, denn sobald mein Gatte zurückkommt, werde ich ihm von dem Brief erzählen. Sie wollen ihm den Einblick in Ihren Fund nicht verweigern?"

„Gewiß nicht!"

Frau von Wilsdorf erhob sich, trat langsam aus dem Schatten heraus und spannte ihren Sonnenschirm auf, dann wandte sie sich noch einmal um.

„Wir sehen uns heute Abend bei Baronesse Prudentia, ich hoffe, Beweise zu erhalten, daß man sich für das Richtigere und Klügere entschieden — morgen hätte ich keinen Grund mehr, meine Entdeckung nicht auszubeuten."

Digitized by Google

Sie nickte wie immer beim Abschied, halb vertraulich, halb herablassend, dann ging sie nach dem Schlosse zurück.

Der alte Wendeborn sah ihr wieder nach.

„Heute liegt etwas in Ihrem Gange, darauf wette ich. So habe ich sie nur einmal gehen sehen, damals, als sie durchgesetzt hatte, daß wir Lutherischen hier in Wilsdorf keine Kirche bauen durften, sondern daß wir damit ins Nachbardorf mußten."

Lange saß Benedetta und starrte vor sich nieder — sie hörte die Büsche hinter der Freifrau zusammenschlagen, denn dieselbe hatte ganz gegen ihre Gewohnheit den Weg über den Rasen genommen; das war das einzige Zeichen ihrer innern Aufregung; sie hörte auch das leise Plätschern der Wellen und das Summen der Käfer, die über die Wiesenblumen flatterten, das Zirpen der kleinen Heuschrecken neben ihr im Grase und endlich auch das wilde Pochen ihres Herzens.

„O", stöhnte sie, „es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht — und alle, alle Blüthen sind vernichtet. Ich weiß es erst jetzt, ich habe wie im Traume gelebt die vielen Jahre, ich habe mich belogen und ihn. Aus erstarrtem Erdreich blüht kein neues Leben, ich war eine Verwirrte, eine Sündige — und Eberhard . . ."

Sie sprang empor und drückte beide Hände an die pochenden Schläfen.

„Eberhard", flüsterte sie weiter, „der Arme, der Getäuschte! O, daß ich nie wieder in die ehrlichen Augen blicken müßte — voll unendlichen Mitleids, voll tiefer Trauer werden sie sich bald auf mich richten! Nein!" schrie sie wild auf, „nicht voll Trauer, voll Verachtung!"

Ein paar Vögel flogen erschreckt auf durch ihren Ausruf.

„Verachtung?" wiederholte sie. „Die könnte, wollte, dürfte ich nicht ertragen. Ich muß zu ihm — jetzt, sofort, ehe sie das Gift langsam, tropfenweise in sein argloses Ohr und sein edles Herz träufelt. Ich muß und will ihn finden."

Mit bebenden Fingern strich sie die Haare aus der Stirn und ließ die großen Augen suchend umherwandern. Vom Klosterthurm schlug die Uhr, sie zählte mechanisch die Schläge wie ein Kind an den Fingern nach und setzte dann hinzu:

„Jetzt ist er auf dem Heimweg, wenn ich den Wald durchschritte, müßte ich ihn ja finden. Und ich wills."

Sie befestigte ihren Hut, griff nach dem Buch und legte es wieder nieder, auch Handschuh und Sonnenschirm beachtete sie nicht. Dann theilte sie die Büsche in entgegengesetzter Richtung und eilte mit schnellen Schritten dem Dunkel des Waldes zu.

Lautlos glitt sie über den Moosteppich, selten nur streifte sie ein raschelndes Blatt, Tannennadeln hefteten sich an ihren Kleidersaum, sie dachte nicht daran, dieselben abzuschütteln. Immer weiter eilte sie, dann kam eine Lichtung, ein breiter Waldweg wurde sichtbar, auch ein Marterbild. Sie schritt darauf zu und sank unter demselben nieder.

„Er muß kommen, bald", flüsterte sie mit bebenden Lippen, „bald, und hier will ich ihm Alles sagen."

Waldhüter und Holzhauer gingen demüthig und halb erstaunt grüßend an ihr vorüber, auch ein Kind, das dürres Holz mühsam weiterschleppte. Es hatte sich dort am Stein, wo sie saß, ausruhen wollen, jetzt schlich es

Digitized by Google

weiter, warf dann sein Bündel nieder, kauerte sich neben dasselbe und lugte durch das Buschwerk hinüber nach der regungslosen Gestalt."

Endlich hob Benedetta den Kopf, sie hörte das Rollen eines Wagens. Eine plötzliche Angst überfiel sie — wenn es nicht der Erwartete war? Wenn statt seiner ihr Feind erschien, der Zerstörer und Vergifter ihrer Jugend. Hastig sprang sie empor — da, ein jauchzender Schrei, sie hatte den Gatten erkannt. Beide Arme erhebend stürzte sie vor: „Eberhard!"

Der Freiherr stutzte und hielt die Pferde an, aber ehe er seinen Sitz verlassen konnte, stand sie schon neben dem Jagdwagen.

„Eberhard", sagte sie nochmals, bang und flehend wie ein Kind.

„Benedetta?" fragte Wilsdorf besorgt, sprang herab und faßte ihre zitternden Hände, „Benedetta, mein Kind, was ist geschehen? Du bist allein, Du, meine furchtsame Taube."

Mit einem todestraurigen Lächeln schüttelte sie den Kopf, sie war ja plötzlich muthig geworden — muthig und todverachtend.

„Wo ist das Kind?" rief sie statt einer Antwort und deutete auf den leeren Sitz.

„Gilt es dem?" fragte der Freiherr, „ich ließ ihn bei Hungen, der ihn in einer Stunde zurückbringt. Er hat Eberhard's Neigung im Flug gewonnen; er, der sich sonst nie vom Papa trennen mag, bettelte darum, bei dem neuen Freunde bleiben zu dürfen. Billigst Du das nicht?'

Sie machte eine abwehrende Bewegung und sagte dann: „Ich muß mit Dir reden, Eberhard!"

Zärtlich blickte ihr der Gatte in das bleiche Gesicht.

„Und da findest Du keine anderen Mittel und Wege, als diesen Ueberfall im Wald?"

„Nein", entgegnete sie dringend, denn jede Minute Verzögerung bringt Dir und mir Schaden."

Er sah sie ungläubig lächelnd an, schlang die Zügel des Pferdes um einen Baum und folgte ihr nach dem verlassenen Sitz.

„Nun — ich höre!"

„O, Eberhard, nicht diese Ruhe, diese Milde!" rief sie verzweiflungsvoll, „lieber ein zürnendes Wort!"

„Für Deinen romantischen Spaziergang, Benedetta? Er nimmt ja ein gutes Ende unter meinem Schutz. Geschehene Dinge, meine Benedetta, ändert kein Tadel mehr."

„Geschehene Dinge — von denen wollte ich reden", murmelte die junge Frau, „hörst Du mich, Eberhard?"

„Deine Aufregung ist krankhaft, Benedetta, erkläre mir endlich . . ."

„Alles, Alles, aber blick' hinweg, sieh mir nicht jetzt so liebevoll in die Augen — ich kann dann später um so weniger Deinen Vorwurf ertragen."

Er schüttelte das ernste Haupt. „Du bist in der That krank!"

„O, daß ich im Fieber spräche", schrie sie auf, dann kam es dumpf nach: „Aber mein Kopf ist klar — traurig klar. Eberhard, weißt Du noch, als Du mir, der armen, namenlosen Waise, Deine Liebe gestandest?"

Mit einer hastigen Bewegung zog der Gatte sein Weib an sich. „Welche Frage, als ob ich das je vergessen könnte. Droben war es, im Schloßgarten, an einem Sommerabend, Du saßest wie eine Blume im Grase, unter dem Amor, den Jemand mit gespanntem Bogen zwischen die frommen Bilder des Nepomuk und Christophorus gestellt. Mein Herz trug nicht län-

Digitized by Google

ger sein süßes Geheimniß und sehnte sich, es mit Dir zu theilen." Er hob nach diesen Worten ihre Hand an seine Lippen.

Benedetta nickte. „Damals sagte ich Dir, Eberhard, soviel, was Dich bewegen sollte, Herr dieser Liebe zu werden —"

Der Freiherr lachte. „Ja, all' diese stichhaltigen Gründe hatten das Resultat, daß ich hier meine kleine, angebetete Frau im Arm halte."

Es war, als schaudere sie zusammen.

„Ich sagte Dir, Eberhard, daß Deine Mutter niemals ihren Segen geben würde —"

„Hat sie es nicht jetzt gethan, Benedetta?"

„O, ihren Segen", flüsterte die junge Frau kaum hörbar, „dieser Segen, der sich in einen Fluch verwandeln wird. Das war nicht Alles", fuhr sie dann lauter fort, „ich erzählte Dir von meiner Heimat, meinen Kinderjahren, meinem Vater —"

Dein Leben war eine Idylle, Benedetta!" fiel der Freiherr ein.

Sie lächelte bitter.

„Bis auf einen Punkt, Eberhard, ich habe ihn nicht verschwiegen. Es war ein Liebestraum, den ich träumte und aus welchem —"

„O Kind", sagte der ernste Mann zärtlich, „daß niemals etwas Unschuldigeres zu vergeben wäre."

„Nein", rief sie aus, „Du hast mich damals nicht vollenden lassen —"

„Und auch heute nicht, Benedetta!"

„Doch, heute will, heute muß ich reden!" bat sie mit flehenden Blicken.

Er sah prüfend in ihre erregten Mienen.

„Du mußt? Nun, dann muß auch ich mich wohl ergeben — und diese Kinderthorheit in all' ihren Einzelheiten anhören."

Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust; wie lange wohl noch würde er diese Bezeichnung aufrecht erhalten?

Sie faßte, halb kniend, halb sitzend, seine beiden Hände; er lächelte und dachte an das hübsche Bild, das sie so unter dem Heiligenstock den Vorübergehenden bieten müßten; aber nichts rührte sich ringsum, die Mittagssonne glühte heiß auf den schweigenden Wald hernieder.

„Eberhard", begann sie mit ihrer klaren, melodischen Stimme, „ich war aufgewachsen wie eine Feldblume, unberührt von der Welt, unbewußt meiner selbst — das Pfarrhaus lag so weltverschollen da, väterliche Güte und Strenge blickten auf mich herab, aber nicht die Sonne der Mutterliebe. Ich war ein einsam Kind und wurde ein einsam Mädchen. Da kam —"

„Er!" fiel der Freiherr ein und seine Mundwinkel zuckten. Sie schüttelte den Kopf, seine Art und Weise that ihr weh.

„Da kam", fuhr sie fort, „in das Lehrerhaus, wo mir die einzige Freundin erwuchs, zur Ordnung einer alten, wunderlichen Verlassenschaft ein junger Jurist. Er war weltgewandt und schön —"

„Du malst seine Eigenschaften recht glänzend, wie jedes Mädchen die seiner „ersten Liebe" —"

„Spotte nicht, Eberhard!" fiel sie beschwörend ein. „Er wäre auch in anderen Augen, als in denen eines Dorfkindes ein Ideal gewesen. Wir sahen uns oft und öfter, er langweilte sich — aber Abends, wenn wir mit dem Vater in der Laube saßen, oder auf und nieder wandelten — o, Eberhard, nicht noch einmal dies überlegene Lächeln."

Er drückte ihr die Hand, sie hatte gar zu beängstigend gesprochen.

Digitized by Google

„Endlich kam ein Tag, eine Stunde, wo er mir sagte, daß er — mich liebe — wo ich ihm schwur..."

„Ja, ja", fiel der Freiherr ein.

Sie sprach jetzt hastiger. „Die Welt erschien mir plötzlich herrlich, denn sie war in ihm, er war sie — ich war glücklich, ich jubelte und war selig stille — das war ein sonniger Maientag. Am Abend schon kamen die Nachtschatten, der Vater erkrankte tödtlich, Tage und Wochen hielt mich das Krankenzimmer fest. Er — war gegangen, ich wußte es, der Abschied für kurze Zeit erst hatte ihm und mir das Geständniß erpreßt, aber er wollte wiederkommen. Lange wartete ich, der Vater schied, mich segnend, als ich ihm das Geheimniß vertraut, nun wußte er mein Schicksal befestigt, meine Zukunft voll Licht und Liebe — und dann?..."

Der Freiherr streute in die Pause, welche seine schöne Frau jetzt machte, nichts ein.

„Dann", fuhr Benedetta fort, „harrte ich seines Kommens. Stunden, Tage und Wochen vergingen, weder er noch ein Brief kam — endlich eilte ich in die Stadt. Ich erfuhr wenig — und doch genug. Er hatte mit dem Prinzen eines südlichen Staates eine Reise angetreten — ein romantischer Zufall hatte ihn auf dem Weg nach der Residenz einer hohen Dame zugeführt, die ihm jene Stellung verschafft. Mein unberührtes Ohr vernahm zum erstenmal häßliche Verleumdungen, ich floh in die Heimat zurück. Meinen Gott, mein Götzenbild brachte ich in Trümmern heim. Ein tödtliches Fieber warf mich nieder."

Die Wangen der jungen Frau glühten, aber ihre feinen Finger zitterten in denen ihres Gatten.

„Benedetta, wozu das Alles?" fragte er fast unmuthig. „Welches Mädchen hätte nicht geträumt, welcher Mann..."

„Nein, nein", bat sie, „laß mich ausreden, ich bin noch nicht zu Ende. Du sollst den Namen wissen..."

„Nein, Benedetta!"

„Doch, doch, denn sage ich ihn Dir nicht, so wird er Dir genannt von den Lippen, die ... Deine Mutter kennt mein Geheimniß", setzte sie aufstöhnend hinzu.

„Ah — ohne ihm Gewicht beizulegen", entgegnete er beruhigt.

„Nein, Eberhard, sie benutzt es, um mich —"

„Hat sie Beweise?"

„Einen Brief, den Du — erhalten wirst."

Er zog sie an sich und schloß ihr die Lippen mit einem Kuß.

„Reden wir nicht mehr davon, Benedetta."

„Doch, doch, denn sein Name ist Horst von Hungen", dann verbarg sie ihr Antlitz in beide Hände.

„Horst von Hungen", wiederholte Herr von Wilsdorf nach einer kleinen Pause, dann löste er die Hände seines Weibes von ihren thränenerfüllten Augen.

„Horst von Hungen? Das ist das ganze schreckliche Geständniß? Ah, meine Benedetta, hattest Du so wenig Vertrauen zu Deinem Gatten? Weiß ich nicht, daß Dein kleines, thörichtes Herz ganz mein eigen ist? Wer hätte denn nicht geträumt und geliebt — Herr Horst von Hungen ist kein Furchtgespenst selbst in der Vergangenheit für mich, wie er in der Gegenwart mir ein lieber Freund zu werden verspricht. Komm, Benedetta, wir wollen heim!"

Digitized by Google

Er hob sie auf den Wagen, löste die Zügel und lenkte das Pferd auf die Straße, welche zum Schlosse führte. Benedetta hatte die Augen geschlossen und lehnte an seiner Schulter, sie sprachen Beide kein Wort während der Fahrt.

Als der Jagdwagen vor dem Schloßportal hielt, öffnete Benedetta ihre Lider. Er hob sie mit starkem Arm herab und sah ihr mit väterlicher Güte in die Augen.

„Ich bin Dir den Beweis schuldig, wie ich über Deine Erzählung denke", flüsterte er und führte sie die Treppe hinauf, direct in das Wohnzimmer seiner Mutter.

Erstaunt blickte dieselbe von ihrem Schreibtisch auf, als das Paar die Schwelle überschritt.

„Mutter", begann der Sohn und beugte sein Antlitz, das dem der Matrone so ähnlich war, über ihre Hand. „Mutter, ich komme, Dich um den Brief zu bitten, den Du für mich bestimmt hast."

Die Freifrau wußte ohne jedes weitere Wort, was vorgefallen; ohne einen Blick auf Benedetta zu richten, reichte sie dem Sohn das zerknitterte Blatt.

Er faßte danach, riß es in unzählige kleine Stücke und streute sie in den Papierkorb, der neben dem Schreibtisch stand.

„Man erwartet uns sehr früh in Sägedorf, ich sprach den Baron", sagte er dann mit völlig gleichgültiger Stimme.

„Es wird eine schöne Fahrt werden", entgegnete die Freifrau und trat mit ihm ans Fenster.

„Ah, dort kommt Hungen mit dem Knaben", rief dann der Freiherr, eilte die Stufen hinab und bewillkommnete den Gast schon von Weitem mit herzlichem Zunicken.

Benedetta blickte zu der Magdalena empor und flüsterte in sich hinein: „Es war doch nur eine unvollkommene Beichte, denn ich habe ihm nicht gestanden, daß ich selbst nicht zu unterscheiden vermag, ist's Haß, ist's Liebe, was sich beim Anblick jenes Mannes regt!"

„Nein", sagte sie dann, Alles um sich her vergessend, „Haß — Haß, denn er, nur er kann das Geheimniß verrathen haben", und ihr blitzendes Auge streifte dabei die Mutter ihres Gatten.

Ehe beide Männer mit dem Knaben die Treppe völlig erstiegen hatten, wandte sich Frau von Wilsdorf mit leisem Lächeln zu der jungen Frau:

„Benedetta, Sie haben klug operirt, ich wünsche Ihnen diese Tactik auch für die Zukunft"; dann eilte sie mit mütterlicher Freundlichkeit den Ankommenden entgegen.

Es war eine glänzende Gesellschaft von alten Namen, die sich am Abend in der Villa Sägedorf und den hell erleuchteten Gärten, welche dieselbe umgaben, versammelt hatte. Baron Ungethan liebte es, für einen amateur und Lebemann zu gelten, das sah man sofort der ganzen Einrichtung an, die trotzdem jedoch sehr viel Zusammengewürfeltes enthielt.

Heute bewirthete der Baron zum ersten Male den neuen, mächtigen Nachbar, Minister von Hungen. Die alte Freifrau von Wilsdorf bemerkte mit feinem Lächeln, wie Alles den Gefürchteten umdrängte, ihm hofirte und wie er selber unberührt von diesem ostentatiösen Treiben sich unbefangen

Digitized by Google

und liebenswürdig gab — er blieb auch so die hervorragendste Erscheinung des Kreises.

Viel Glanz war in der Toilette entwickelt, die jungen Mädchen schwebten wie Schmetterlinge zwischen den Boskets auf und nieder, die Mütter zogen lange Schleppen hinter sich her und nur Baronesse Prudentia und die Freifrau waren die einzigen dunklen Frauengestalten in dem bunten Durcheinander.

„Wie ihn Alle umschwärmen — wie die Motten das Licht", sagte Frau Armgard leise vor sich hin, „so sind die Menschen. Und während er lächelt und scherzt, umschließt seine Hand vielleicht schon den Pfeil, der abschwirrt und das Liebste und Höchste, was sie haben, verwundet und stürzt."

Zwanglose Gruppen bildeten und lösten sich beständig; hier wurde ein Lichteffect bewundert, den die bengalischen Flammen hervorriefen, dort ein Wortgefecht geführt — überall harmlos scheinende Höflichkeit.

Auf der kleinen Terrasse, die einen runden, lauschigen Winkel bildete, den Orangenbäume abschlossen, saß das junge, freiherrliche Paar, dem sich soeben der Wirth des Hauses zugesellte.

Benedetta hatte heute stets wie schutzbedürftig die Nähe des Gatten gesucht, für jeden freundlichen Blick, jedes gütige Wort war sie ihm dankbar. Es lag ein banges Gefühl in ihr, als verdiene sie dieselben nicht und doch bemühte sich Eberhard ganz besonders, um ihr zu zeigen, wie harmlos er ihr Geständniß aufgenommen, und wie doppelt harmlos er der Zukunft ins Auge schaute.

Die Zukunft, wie beunruhigte sie die junge Frau! Sie hatte sich in einem Moment die heftigsten Vorwürfe gemacht, damals, als es in ihrer Hand lag, Hungen auf immer gehen zu heißen, die Gelegenheit trotzig zurückgewiesen zu haben — in der andern Minute zollte sie sich Beifall. Hätte er nicht mit maßloser Eitelkeit ein Recht zu dem Gedanken gehabt, daß sie ihn fürchte? Mußte er aus dieser Furcht dann nicht weiter schließen auf etwas, von dem sie sich selber kein klares Bild machen, das sie nicht nennen wollte?

Wie gern sie daheim geblieben wäre, um sich an das Bett ihres Kindes zu flüchten, dort mußten sie ja alle wirren, bösen Gedanken fliehen, mußte jede Erinnerung gebannt sein, wie jeder Blick in die Zukunft begrenzt war. Und doch mochte und durfte sie dem Gatten keine Furcht zeigen vor der Begegnung mit ihm. Am Mittag, als Eberhard und Hungen das Zimmer der alten Freifrau betreten, hatte Benedetta es verlassen — das war dem Gatten nicht aufgefallen, er hatte natürlich gefunden, daß die junge, aufgeregte Frau sich nicht den Blicken des Fremden zeigen wollte.

Für den Abend aber hatte sie keine Entschuldigung, selbst den Kopfschmerz nicht, der ihr Gesicht bleich machte und die feinen, blauen Aederchen an den Schläfen deutlicher hervortreten ließ; auch das hastige Pochen ihres armen, gequälten Herzens konnte sie nicht vorschützen. Zum erstenmal aber war sie gleichgültig gegen sich selber in ihrer Toilette; sie hatte das einfachste weiße Kleid angelegt, war ohne jeden Schmuck und ohne den geringsten Gedanken an Rivalität mit den aufs Reichste gekleideten anderen Damen.

„Ich gehe jetzt nach Paris", sagte Baron Ungethan und bückte sich nach dem Fächer, der den Händen Benedetta's entglitten war, „ich habe eine plötzliche Sehnsucht nach dort bekommen. Bis ich zurück bin, c'est possible, im Herbst, finde ich viel verändert, Sie nicht hier und in Sehring ein großes Etablissement. Hungen scheint mir daselbst Gold finden zu wollen —"

Digitized by Google

„Er will Eisen in Gold verwandeln als moderner Alchymist", sagte Wilsdorf.

„Sehr praktisch — ich wollte, ich könnt's auch, mais je n'ai pas du talent, ich bin aus der alten Schule." Er sagte das nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein, das seinen Gast lächeln machte. „Entre nous", fuhr er fort, „meine Schwester ist in Verzweiflung, aus der Kirche wird der Hochofen gemacht werden. J'en suis sûr, das giebt Aufregung unter der Bevölkerung, was denken Sie, Gnädige?"

„O — ich?" fuhr Benedetta aus ihrem Sinnen auf, „ich dachte, daß Sie nach Paris . . ."

„Ja, Paris, mein Eldorado, meine hohe Schule, die glücklichste Zeit de ma vie habe ich dort verbracht. Ich glaube, ich kann sagen, ich habe nie ein Weib geliebt, aber ganz Paris. Jetzt faßt mich diese alte Liebe wieder, jetzt, wo das Alter kommt. O mon dieu, wie wahr ist's: On revient toujours à ses premiers amours."

In eben dem Augenblick trat eine hohe Gestalt heran, Horst von Hungen. Der kleine, bewegliche Baron sprang sofort auf.

„Ah mon cher, Sie haben gehört, was ich sagte? — unterstützen Sie mich, indem Sie sich auch sans phrase zu diesem Ausspruch bekennen!"

„Sie entschuldigen eine Secunde", bat Hungen verbindlich und wandte sich zu Frau von Wilsdorf. „Erlauben Sie mir, Sie zu begrüßen, gnädige Frau. Sie waren tagelang für uns unsichtbar."

„In der That?" fragte Benedetta — „ich hatte wichtige Correspondenzen zu erledigen."

„Wie das klingt!" rief Eberhard. „Excellenz. sollten Sie nicht Actenstücke darunter vermuthen und doch ist's weiter nichts als Plauderei mit einer Freundin. Das welterschütternde Ereigniß, die Verheirathung der Primadonna in B. hat auch bis hierher Wellen geschlagen — meine Frau war eine Jugendfreundin von Helene S."

„Der tugendhaften aller Bühnenphilomelen, sur mon honneur", warf der Baron ein. „Nun schmückt eine Grafenkrone diese reine Stirn."

Benedetta hatte die feinen Lippen zusammengepreßt, als die Freundin genannt wurde; sie schien das Thema nicht weiter verfolgt wissen zu wollen und warf hastig hin:

„Sie werden Ihr Paris von einst doch sehr verändert finden, Baron!"

„Ah ça, gnädige Frau, ich denke nicht an die Gebäude, ich denke an das heitere, lachende Leben, an die graziösen Französinnen — nun, ich sehe, Sie wollen keine weitere Detailmalerei. Aber eh mon cher", wandte er sich beharrlich wieder an den Minister, „Sie entwischen meiner Frage nicht. Habe ich Recht? On revient toujours à ses premiers amours?"

Hungen sah auf, sein Blick glitt über die junge Frau, dann wie unsicher nach Eberhard hin. Derselbe wandte sich jedoch eben zur Seite, einen neuherankommenden, ordensgeschmückten Herrn zu begrüßen.

„Es fragt sich, was man unter Liebe — unter erster Liebe versteht. Erste Liebe! Wer weiß, wo ihr Beginn — wo ihr Ende ist!" sagte er mit seltsam tiefklingender Stimme.

„O mon Dieu!" rief der Baron, „Excellenz, philosophiren Sie nicht, geben Sie eine kurze und bündige Antwort. Haben wir nicht Alle eine erste Liebe — so gut wie eine letzte? Helfen Sie mir, Frau von Wilsdorf — gestehen Sie, auch Sie hatten ein Ideal!"

Digitized by Google

„Nein, niemals!“ fiel die junge Frau erregt ein, „ich habe sehr früh gewußt, daß ein jedes in Thonscherben zerbricht, wenn man es anrührt.“

„Cruelle femme!“ schrie der kleine Herr, „das gilt uns!“

Der Minister wurde um einen Schatten bleicher und seine nervige Hand umspannte die Lehne des Sessels.

„Sie sind in der That strenge, gnädige Frau“, sagte er gepreßt, „das ist fast Barbarei. Ich denke anders, vielleicht zu weichlich. Ich behaupte und bekenne, daß das Bild des echten Ideals uns bleibt — mir ist's geblieben!“

Benedetta lachte silberhell, aber doch gezwungen.

„Können Sie uns nicht etwas über dasselbe mittheilen, Excellenz?“ fragte sie und schlug mit nervöser Hast ihren Fächer auf und zu.

„Ah, baronne“, fiel Herr von Ungethan ein, „Sie quälen mit dieser Frage unseren verehrten Freund.“ Dann hob er, leicht drohend, mit lächelnder Miene den Finger gegen Hungen. „Unser cher ami ist in der Lage, singen zu müssen: Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht. Es giebt Höhen, zu denen wir gewöhnlichen Sterblichen uns nicht aufschwingen können.“

Hungen konnte dem Plauderer nicht böse sein, doch wurde er sehr ernst, als er entgegnete: „Mein Ideal — o, Herr Baron, das steht in der That für mich zu hoch, um davon zu reden.“

Benedetta fühlte, daß seine Blicke auf ihr ruhten; sie hob die ihrigen nicht, sondern lächelte nur spöttisch. „Wenn man's so hört, sollt's glaublich scheinen!“

In derselben Secunde trat ihr Gatte hinter ihren Stuhl, er beugte sich herab, so daß sein Hauch ihre Stirn streifte und sagte:

„Du bist sehr heiter, Benedetta!“

Sie nickte und lächelte: „Excellenz erzählt die reizendsten Märchen!“

„O, Wilsdorf, mon pauvre ami“, rief der Baron, „wie ich Sie beklage, ich habe bisher nicht gewußt, daß und wie boshaft Ihre verehrte Gemalin sein kann. Indeß, ich schlage mich auf die Seite derselben, son excellence, glaube ich, verdiente diese liebenswürdige reprimande.“

Die Musik im Garten schwieg, ein Zeichen, daß das Souper beginnen sollte; lebhaftes Gespräch hüben und drüben ließ die kleine Gruppe verstummen. Benedetta hatte eine leise Antwort ihres Gatten ebenso wenig verstanden, als sie Hungen's Gesicht erblicken konnte, um den Eindruck zu prüfen, welchen seine Worte auf sie gemacht hatten.

Nach einigen Stunden, als die Tafel aufgehoben war, zerstreute sich die Gesellschaft wieder durch alle Räume und in den feenhaft erleuchteten Garten.

Benedetta sah ihren Gatten im Gespräch mit Hungen auf sich zukommen, wie nach einem erlösenden Engel blickte sie um sich, aber auch die nächsten Personen standen zu fern, um ein Gespräch mit ihnen plötzlich anknüpfen zu können, so mußte sie ruhig den Kommenden entgegenschauen.

Mehr als je hatte sie heute die beiden Männer mit einander verkehren sehen, sie wußte, daß es seitens ihres Gatten absichtlich geschah, er wollte ihr dadurch ein Zeichen seines unbegrenzten Vertrauens geben — dem neugewonnenen Freund aber ebenfalls zeigen, wie sicher er seiner Gattin sei.

Jetzt standen sie vor ihr. Sie hob das bleiche Gesicht von dem weißen Rosenstrauß, den ihr der alte Wendeborn gebunden.

„Weiße Rosen“, hatte der gesagt, als das Kammermädchen ihm den

Digitized by Google

Auftrag überbracht, „warum nur weiße? Steht unsere Frau nicht mitten im lachenden, schönen Leben und das bedeuten rothe Rosen."

„Ach, Ihr versteht das nicht!" war die schnippische Antwort. „Es ist ja wegen der Toilette!"

„Weiße Rosen, es will mir nicht gefallen", hatte der Alte jedoch wiederholt und mürrisch vollzogen, was ihm sonst eine Freude war.

„Benedetta", sagte da eben die Stimme ihres Gatten, „ich überlasse Dich einer bessern Gesellschaft, als ich sie Dir sein würde. Seine Excellenz wird Dich durch den Garten führen, der noch alle Herrlichkeiten von „Tausend und eine Nacht" darbieten soll, wie der Baron mit hundert französischen Schwüren versichert."

„Und Du, Eberhard?" fragte sie und es klang wie ein leiser Vorwurf aus ihrer Stimme.

„Ich habe mich zu einer Spielpartie verpflichtet."

„Wie danke ich den Göttern, niemals dem Dämon des Spiels geopfert zu haben", fiel der Minister ein. „Ich finde jetzt meinen Lohn."

„Wird Dich Deine Verpflichtung lange halten?" fragte die junge Frau fast schüchtern und kindlich.

Der Gatte drückte ihre Hand.

„Excellenz, ich könnte meine Frau keiner bessern Hut übergeben, man erwartet mich drüben. Nur um eins bitte ich, verrathen Sie ihr keine politischen Geheimnisse — in dem Punkt des Verschweigens stehe ich für meine kleine Frau nicht ein." Lächelnd verließ er das Paar.

Benedetta war wieder auf ihren Sessel zurückgesunken und schaute wie rathlos dem Gatten nach. Wollte er sie denn nicht verstehen? War es Berechnung von ihm, daß er sie dem Todtfeind so wehrlos überlieferte? Da stand er nochmals, sein Blick streifte sie, dies Auge voll Güte, dies Antlitz ohne jeden Zug des Mißtrauens. „Eberhard", flüsterten ihre Lippen, ihr Herz stand still, sie mußte schwer aufseufzen.

Ob der Minister etwas von dem innern Kampf der jungen Frau bemerkte? Er sah sehr ernst, fast kummervoll aus, jetzt, wo ihn die Blicke der Uebrigen nicht bemerken konnten, dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und sagte:

„Frau von Wilsdorf, es ist schwül hier!"

„Ja, ich sehne mich nach Luft!" entgegnete Benedetta und erhob sich. Sie wußte gar nicht, ob dem so wahr, sie hatte nur ein unbestimmtes Verlangen, die stumme Scene zu enden.

Dienstfertig faßte Hungen nach dem weißen Taschemirtuch, sie schlug es um die schönen Schultern und wandte sich nach der offenen Thür. Er wollte ihr den Arm reichen, aber in demselben Moment griff sie nach ihrem Strauß und er machte keinen zweiten Versuch.

„Wie hübsch!" sagte sie, als sie hinabtraten in den Garten, „sehen Sie nur dort, wie herrlich die Ulmengruppe beleuchtet ist."

„Ja, ja, Sie haben eine Vorliebe für diesen melancholischen Baum. Ich erinnerte mich dessen, als ich begann, die kleine Skizze für Sie zu entwerfen. Wissen Sie, daß ich vier vergebliche Versuche machte?"

„Wie sollte ich."

„Ja, es war eine thörichte Frage!" erwiederte er herb.

„Kann die sogar ein Staatsmann eingestehen?"

„Der bin ich hier nicht — und Ihnen gegenüber überhaupt nicht."

Digitized by Google

Eine Wolke flog über Benedetta's Stirn, ihre feinen Nasenflügel bebten leicht, aber sie bezwang sich, sie wollte unbefangen scheinen.

Als sie keine Antwort für ihn hatte, fuhr er fort:

„Ich habe mein Mißgeschick verwünscht und beklagt, ich machte zuviel Ansprüche an mich, wollte zuviel hineinlegen —"

„In die Skizze?" fragte sie mechanisch.

„Ja! Ich wollte Ihnen bildlich sagen, was mein Mund nicht aussprechen darf."

„Ich verstehe Sie nicht, Excellenz", sagte sie kalt, „die gegebene Aufgabe ist so deutlich —"

„Ja, ja — sehr deutlich und doch wollte mir nur das eine daraus gelingen:

„Es hatte ein Knab' ein Mägdlein lieb."

„Das Alltägliche aus dem reizenden Liede?" fragte Benedetta hohnvoll, und leiser setzte sie hinzu: „Ich wüßte eine bessere Strophe."

„Die wäre?" forschte Hungen und blieb in dem engen Gang, welchen Sie jetzt betreten, vor ihr stehen.

Sie lachte gezwungen auf. „Ah, Sie sind nicht galant — und ich möchte mir nicht die Ueberraschung verderben, welche ich an Ihrem Bildchen haben werde."

Der ernste Mann sah auf die kleinen weißen Hände, welche an den Rosen zupften, und sagte gedämpft:

„Ich fürchte, es wird keine Ueberraschung für Sie sein."

Benedetta zuckte leicht mit den Achseln und wandte sich nach einer andern Richtung. „Ah, sehen Sie dort, Baron, Sie sind ein Zauberer!"

Der kleine Herr, der selber das Feuerwerk dirigirte, blieb stehen und schöpfte Athem.

„Charmirt, charmirt über Ihre Anerkennung, aber es kommen noch größere Effecte!" Dann war er wieder entschwunden.

Benedetta war aufs Neue ihrem Gesellschafter überlassen, wie kam es nur, daß sie hier so einsam waren, drüben drängte und wogte es durcheinander. Aber sie durfte ihm nicht zeigen, wie sehr sie dies Alleinsein mit ihm haßte.

„Ein glücklicher, beneidenswerther Mann!" sagte Hungen vor sich hin. „Glauben Sie, Frau von Wilsdorf, daß er jemals geliebt?"

Sie sah den berühmten und gefürchteten Mann mit einem spöttischen Lächeln an.

„Eine Frage, Excellenz, die ich nicht beantworten möchte, meinerseits ist mir das Ergebniß derselben — gleichgültig —"

„Bitte, halten Sie ein", bat er mit kaltem Ton, „ich sehe ein, daß ich nichts als ungeschickte Conversation mache. Wollen Sie mich des Amtes entbinden, zu welchem Ihr Gemal mich verpflichtete?"

Jetzt flammten die Augen der zarten Frau, eine helle Röthe flog über ihr Gesicht — sie fühlte sich herausgefordert. War er gedrückt, befangen in Ihrer Nähe — so konnte sie ihm zeigen, daß er ihr nichts war, nichts galt, daß er für sie nicht einmal der blasse Schatten dessen war, was er einst gewesen.

Sie warf das dunkle Köpfchen zurück und sagte:

„So wollen Sie den Rückzug antreten, eh' Sie Ihrer Ritterpflichten

Digitized by Google

ledig sind? Vielleicht lockt Sie das Rauchzimmer? Das verdient jedoch Strafe — und die soll erfolgen."

Schelmisch lächelnd, kokett herausfordernd sah sie ihn an, sie war sich plötzlich ihrer Stärke bewußt, der siegenden Macht ihrer Schönheit und Anmuth. Er sollte dieselbe fühlen, noch ein einzigmal. Mit Riesenkraft war sie plötzlich ihm gegenüber begabt.

„Ihren Arm, Excellenz, dort die Gruppe müssen Sie kennen lernen, Hermann und Dorothea."

Sie gingen der Richtung zu, gleichen Schritt haltend. „Wie einst", mußte er denken. Wie er so auf die kleine Gestalt an seinem Arm niedersah, wogte und pochte es in seinem Herzen — „wie einst", flüsterte dasselbe, „und doch wie verschieden!"

Er kam sich plötzlich bedeutungslos und elend vor; ein Gefühl von Ingrimm und Neid überschlich ihn, gegen welches er vergebens zu kämpfen suchte.

„Da", sagte Benedetta's klare Stimme und ihre ausgestreckte Hand wies nach einer Marmorgruppe. Eben hatten noch Viele um dieselbe gestanden, jetzt erlosch die Flamme und man fühlte und glaubte sich in doppelter Finsterniß.

„O, wie schade!" rief sie unmuthig.

Es war, als ziehe er mit leichtem Druck ihren Arm näher gegen seine Brust, dann beugte er sich herab.

„Sie bedauern den Moment, gnädige Frau, den flüchtigen Genuß. Denken Sie, daß aus meinem Leben so aller Glanz plötzlich geschwunden."

„Wer Sie hörte, Sie, den gefürchteten, mächtigen Mann!" sagte sie kalt.

Seine Zähne knirschten, ihre Grausamkeit empörte ihn, seine breite Brust wogte unter hastigen Athemzügen.

„Benedetta — warum hießen Sie mich nicht gehen?" stieß er anklagend hervor.

„Ja — warum nicht?" das schrie auch ihr Herz, aber sie war heldenhaft, sie sagte ruhig wie zuvor:

„Hätte ich ein Recht gehabt uns Alle zu schädigen? Sie sehen, wie man Sie feiert, mein Gatte liebt Sie bereits als Freund."

Er riß einen Ast ab, als sie weiter gingen; dann zwang er sie plötzlich, stehen zu bleiben.

„Benedetta, ich will keine Schuld auf mich laden — keine neue!"

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Sind Sie ein Dämon?" rief er aus, „wie so ganz, ganz anders sind Sie geworden!"

„Bemerken Sie das jetzt erst, mein Herr Minister?" fragte sie mit schneidendem Hohne — „jetzt erst? Ja diese Wandlung war nöthig, mußte erfolgen" —

„Durch meine Schuld!" sagte er stöhnend.

Sie ließ seinen Arm los, lehnte das Haupt gegen einen Baumstamm und blickte zum Himmel auf. In welcher ruhigen Klarheit strahlten dort die Sterne.

„Benedetta, damals, als ich schuldig gegen Sie wurde, bewußt schuldig, fühlte ich nicht, was jetzt in meiner Brust tobt. Seit ich hier bin, habe ich gekämpft und gerungen, mit übermenschlicher Kraft."

Die blasse Frau antwortete nicht, sie blieb regungslos in derselben Stellung.

Digitized by Google

„Damals", sprach Hungen weiter, „erfüllte mich der Leichtsinn der Jugend, ich liebte Sie — aber ich liebte auch das Leben, den Ehrgeiz, ich wollte Thaten, ich wollte eine Leiter, an der ich hinauf klimmen konnte. Ich wußte ja, daß ich fehlte, ehrlos fehlte und ich beging die einzige Feigheit meines Lebens, daß ich schweigend ging. Benedetta, Sie waren so jung, so unbefangen . . ."

„So jung, so unbefangen", wiederholte sie leise.

„Wie eine zarte, blaue Feldblume. Der Wind kommt und knickt sie — aber der Wind sauft weiter seine unendliche Bahn. So dachte ich damals."

Sie starrte noch immer hinauf zu den Sternen. „Der Wind — der Reif" sagte sie — „fiel auf die zarten Blaublümelein . . ."

Hungen fuhr mit der Hand durch sein Haar, als wolle er es in der Verzweiflung raufen.

„Ich war leichtsinnig, wie so viele Männer, ich dachte heute nicht an das Gestern, dann kam der Ehrgeiz. Der zehrte und fraß und war wieder Lebenselixir, Jahre vergingen. Einmal kam ich in Ihre Heimat — dort, dort kam auch die Erinnerung plötzlich über mich. Ich fragte nach Ihnen, aber niemand der mir Auskunft gab."

„Gewandert hin und her", sagte Benedetta aus dem alten Liede vor sich hin.

„Damals faßte mich ein heißes Sehnen. Fändest Du sie jetzt, wie würdest Du sie an Dein Herz ziehen, Vergebung zu erflehen — und . . ."

„Und dann?" fiel die junge Frau ein, „dann? Wenn Sie mich damals gefunden, des Ungetreuen harrend, bleich, verweint, abgehärmt — was dann? Die Zeiten der Friederiken ist vorüber!"

„Ich weiß es. Man findet jetzt die Einstgeliebte als glückliche Gattin eines andern Mannes", rief er, aber sein Hohn mißlang. Benedetta lachte schrill auf.

„Nicht wahr, noch Anklagen? Ach, das ist herrlich — ist männlich. Ihr wollt noch immer die Friederiken und könnt Euch nicht mit den Lotten befreunden."

„Ich habe nicht das Recht zu einem Vorwurf", sagte er ergeben. „Ich habe elend gehandelt — aber das Schicksal hätte mir doch ein Wiedersehen ersparen sollen! Zuerst, Sie wissen es, traf ich Ihre Freundin!"

Sie richtete sich hoch auf.

„Glauben Sie, daß ich den Brief las?" fragte sie heroisch.

„Ich weiß es!"

„Ah!"

Eine Pause, sie standen Auge in Auge. In der Ferne prasselte eine Rakete zur Höhe und der helle Schein beleuchtete sie eine Secunde lang.

„Sie machten die Mutter meines Mannes zu Ihrer Vertrauten?" fragte sie schneidend.

„Nein, Benedetta, bei meiner Ehre nicht."

Sie wußte, daß sie ihm glauben mußte — einer Lüge war er nicht fähig.

„Sie lasen den Brief — aber Sie vergaben nicht", sagte er dumpf.

„Ich habe nichts zu vergeben!"

„Und ich sah Sie wieder, meine Jugend stand aufs Neue vor meinen Augen und ich beklagte mich. Ein einsamer Mann, ohne Freund, ohne Liebe — gefürchtet nur und gehaßt und morgen vielleicht gestürzt."

Benedetta unterbrach ihn nicht mehr, weder durch ein Wort, noch durch eine Bewegung.

Digitized by Google

„Jammert Sie mein Schicksal nicht? — Nein, ich weiß, das kann nicht sein. Aber um eins flehe ich Sie an, Benedetta! Helfen Sie mir, daß ich nicht zum zweiten Mal ehrlos werde — ehrloser als damals. Retten Sie mich, Benedetta, helfen Sie mir in dem Kampfe . . ."

Jetzt hob sie die Hand.

„Ich habe meinem Gatten Alles gesagt — am heutigen Morgen. Urtheilen Sie, wie edel er sich benommen!"

Ein dumpfes Stöhnen drang aus Hungens Brust; nach einer langen Pause sagte er: „Er soll sich nicht in mir täuschen, wie ers auch nicht in Ihnen gethan. Ich will mich nicht an Edelmuth von dem ehrlichsten der Männer überbieten lassen."

Dann hob er die Hand wie zum Schwur:

„Benedetta, ich liebe Sie, seit ich Sie wieder gesehen, mit einer wahnsinnigen Gluth, ich steh an einem Abgrunde — aber ich werde nicht darin versinken. Ihre Hand, Benedetta — ich will ringen und kämpfen, um einst des Namens eines Bruders würdig zu sein."

Aber ihre bebenden Finger leg'en sich nicht in die seinigen, sie bewegte erst einige Male die Lippen, eh' hörbar wurde, was sie sagen wollte, dann endlich kam es wie gebrochen hervor:

„Verlassen Sie mich, Herr von Hungen."

Er senkte gehorsam das Haupt auf die Brust und ging.

Die Zurückbleibende legte beide Hände auf das Herz. „Sei still, sei still!" sagte sie zweimal vor sich hin; dann stand sie noch eine Weile, blickte hinauf zum Himmel, lächelte wehmüthig und schritt in das Dunkel der heitern Gartenpartien hinein. Sie konnte jetzt nicht zurück zu der heitern Gesellschaft, welche dort oben sich durcheinander drängte.

„Er kann es — er ist ein Mann!" flüsterte sie und blickte zurück, „und mich wird man nicht vermissen. Eberhard spielt und hat mich in gute Hut gegeben. In gute Hut', wiederholte sie, als habe das Wort einen ganz besondern Sinn für sie.

Bei dem kleinen Pavillon blieb sie stehen. Eine mattrothe Lampe brannte in demselben und warf das blasse Licht durch die von wildem Wein umrankten kleinen Fenster. Hier war Prudentia's Bibliothek, ihr Tusculum, das wußte sie. Sie trat nicht über die Schwelle, obwohl die Thür nur halb angelehnt war. Seitwärts stand eine Moosbank, auf die sank sie nieder. Den Kopf in die Hand stützend, schloß sie die Augen. Sie wollte allein sein, nichts hören, nichts denken, eine lange Weile nicht wissen, daß sie da sei auf der jammervollen Welt, daß ein Sonnenaufgang komme und neue Pflichten bringe.

Ganz schwach klang die Musik herüber, noch schwächer das Lachen und Plaudern, es wurde kühl und die Illumination erlosch nach und nach. Da — waren das nicht Stimmen, die nahe klangen? Dort, aus dem Pavillon? Sie lauschte — gewiß, jetzt die Stimme der alten Freifrau, dann die eines Mannes, jetzt Prudentia.

Ein Schauder durchschüttelte ihre Glieder — vielleicht, daß man über sie selber sprach, richtete, daß, — o, wenn Jemand Hungen und sie belauscht!

Sie sprang empor — nein, man sollte Eberhards Herz nicht tückisch vergiften, sie selber wollte . . .

Jetzt wurde Hungens Name genannt.

Digitized by Google

Behutsam, lautlos schlich sie zur Mauer hin, das Fenster war geöffnet, sie hob sich auf die Fußspitzen.

Um den Tisch saßen drei Personen, die beiden Frauen, deren Stimmen sie vernommen und ein Fremder, ein finsterer hagerer Mann.

„Noch heute Abend mußte ich Sie sehen, Sie sprechen", sagte derselbe eben — „oder weiterziehen, ruhlos, geächtet, wie ein flüchtig Wild. Bischof Martin versprach sicheres Asyl bei Ihnen."

Die Freifrau nickte und blickte auf ein Papier.

„So sagt sein Brief und er weiß, daß er sich auf mich verlassen kann. Hier in der Nähe des Ministers sucht Sie Niemand."

„Aber ich suche seine Nähe" — sagte der Fremde mit unheimlichem Lachen.

Baronesse Prudentia sah ihn unsicher an.

„Sie tragen sich doch nicht mit Absichten?" warf sie halblaut hin.

„Ein Jeder, der das Werkzeug des Höchsten ist, trägt sich mit Absichten — solchen, die demselben zur Ehre dienen. Was ist nicht Alles schon durch schwache Hände geschehen? — Jenes Mannes Hände sind auch schwach, aber sie stürzen Kirchen und Klöster, werfen Bischofsstühle um und treiben die, welche in Ehren darauf gesessen, hinaus in das Weite —"

„Sie sind kein Priester?" fragte die Freifrau.

„Nein, aber doch ein Werkzeug. Meine Hand ist auch schwach, aber sie kann stark werden im Dienste des Heiligen. Was ich will, das weiß ich. Ich spreche es nicht aus, aber Alle wissen es und billigen es, denn es ist zur Ehre des Höchsten. Schädliche müssen vertilgt werden, und der große Vertilgungskrieg beginnt jetzt. Noch drei Tage gebe ich Frist — nach drei Tagen ist der Gewaltige im Staube, oder mir verfallen. Ich betete um ein Zeichen und siehe da, es kam mir als höhere Eingebung der Gedanke: Ist er noch in jenen drei Tagen im Vollbesitze der Herrschaft, Bischof Martin aber herabgerissen von seinem Hirtenstuhl — dann . . ."

Er redete nicht aus, aber wieder glitt das finstere Lächeln über seine hagern Züge. Die Freifrau stand auf, trat zu dem kleinen Armleuchter am Kamin und hielt das Schreiben, welches der Fremde ihr gebracht, in die Flammen, die es langsam verzehrte.

„So", sagte sie, und drehte sich um, „so habe ich nichts gelesen und nichts gehört, versteht Ihr das?"

„Und wenn mich im Augenblicke die Gewalt ergreift und fesselt und bindet und foltert — über meine Lippen kommt nichts", sagte der Fanatische.

„Stille", warnte Frau von Wilsdorf, und dann beugte sie sich näher zu dem Sitzenden, der seine wuchtigen Arme auf den Tisch gelegt hatte.

„Ihr habt es klug gemacht, wie Ihr mir unbemerkt genaht seid — ich traue Euch auch ferner. Nicht hier aber und nicht in meinem Hause kann ich Euch bergen; je Weniger um Euer Dasein wissen, desto sicherer seid Ihr. Geht unbefangen in das Dorf, kehrt im Wirthshause ein" — sie ließ eine Börse in seine Hand gleiten und stand auf — „es sucht Euch dort Niemand. Was Ihr auch thut und was Euch trifft — Ihr glaubt eine Mission zu haben, erfüllt sie richtig."

„Drei Tage sagtet Ihr", warf Prudentia ein, die Freifrau winkte ihr Schweigen. Der Fremde griff nach Mütze und Stock und ging hinaus, er streifte hart an Benedetta vorüber, sie duckte sich ins Gebüsch und seine Augen waren geblendet vom Licht drinnen.

Digitized by Google

„Mir ist angst", sagte Prudentia, als die Männerschritte verklungen waren.

„Mein Kind!" entgegnete die Freifrau, „wir können nicht aufhalten, was verhängt ist. Und könnte ich's, durch die Bewegung dieses meines kleinen Fingers — es geschähe nicht. Er ist der Feind unsrer Kirche, er wirft alle Gesetze nieder — aber auch die Stunde kommt, wo er niedergeworfen wird. Mags durch dies oder das geschehen, sicher ereilt ihn sein Schicksal!"

„Der Mann war wahnsinnig!" sagte Prudentia und strich die Falten ihres Seidenkleides glatt. „Ich bin davon überzeugt!"

„Um so besser!" erwiederte die Matrone und schritt nach der Thür, „für den einen oder den andern Fall."

„Wie klug Sie sind", meinte die Baronesse, halb von wirklicher Bewunderung, halb von Grauen erfüllt.

„Meine theure Prudentia, das Leben ist ein gestrenger Lehrmeister!"

Sie zog den Arm der Jüngern in den ihrigen und sie verließen zusammen den Pavillon. Auch ihnen blickte das junge, blasse Weib mit Schaudern nach, dann schlich sie dem Lichte wieder zu.

„Verdorben, gestorben", murmelte sie, „soll sich auch das noch erfüllen! O, Eberhard, und es ist Deine Mutter, das bräche Dir das Herz! Nein, nein", setzte sie dann hinzu, „ich will wachen, wachen!"

* * *

„Drei Tage Frist", das war das Wort, welches die junge Frau von Wilsdorf unablässig in ihrem Innern wiederholte — „drei Tage — und dann?"

O, welch bange Antwort sie auf diese Frage hatte!

Vergebens hatte sie nach Gelegenheit und Kraft gesucht, ihrem Gatten das Gehörte mitzutheilen — zusammen fand sie Beides nicht. Und wenn sie, Muth fassend, in Eberhards ruhiges, vertrauendblickendes Antlitz sah, schrie ihr Herz auf. Sie konnte und durfte ihm nicht Alles mittheilen, und hätte doch auch nichts verschweigen mögen. So wartete sie mit dumpfer Furcht, ein, zwei Tage lang, dann kam der dritte — sie ging wie eine Träumende einher. Was sie erlebt, war ihr in den bangen Stunden ferner gerückt und oft mußte sie sich fragen, ob Alles nicht die wilde, böse Vorspiegelung einer Fieberphantasie sei.

Sie „wachte und wachte", wie sie sich still gelobt und blieb doch thatenlos und ihr armes, gequältes Herz schlug in Todesangst.

Am dritten Tage war das Geburtsfest der alten Freifrau, man hatte am Morgen ihre Zimmer mit Blumen geschmückt und ihr Glückwünsche gebracht und jetzt, in den Nachmittagsstunden, schritt der Sohn mit seiner schönen Gattin und dem Knaben wieder hinüber nach dem Schlosse.

Die Freifrau bewirthete wie alljährlich die Dorfarmen im Schloßhof, seit Eberhards Vermälung war sie zum erstenmale selbst wieder anwesend, daher auch die Mischung von Freude und Furcht unter den Leuten, die dort an langen Tafeln saßen vor großen Portionen und oft gefüllten Bierkrügen.

Die alte Dame bewillkommnete ihre Kinder auf der Terrasse; schien es der jungen Frau nur so, oder hatte sie am heutigen Tage mehr als je etwas Selbstbewußtes? Benedetta legte die Hand aufs Herz. Nur wenige Stunden noch, die sie sorgen und wachen konnte — und dann?

„Wie feig, wie unendlich feig ich bin", flüsterte sie und dann lachte sie überlaut und gezwungen über einen harmlosen Scherz des Gatten.

Digitized by Google

Erstaunt blickt sie der Freiherr an, und wie an jenem Abend, an welchem zuerst Hungens Ankunft im Kloster bekannt geworden, fragte er:

„Benedetta, Du bist bleich — krank?"

Sie erwiederte den sanften Druck seiner Hand und lächelte.

„Nein, Eberhard, wohl ist mir und leicht." Dann blickte sie nach dem Himmel.

„Glaubst Du, daß jene Wolke sich entladen wird? Nur etwas gewitterschwül ist die Luft — es wäre gut, käme es zum Ausbruch!"

„Aber wenig höflich gegen meine Gäste", sagte die Matrone und hob das Glas an die Augen. „Die Halle bietet nicht Platz genug und ich mache derartige Barmherzigkeitsspiele am liebsten im Freien ab."

Ihre noch immer schöne Hand nestelte dabei an einigen Briefen, welche auf silberner Platte vor ihr lagen.

„Wie freundlich man sich überall dieses Tages erinnert, das zieht nun eine wahre Fluth von Beantwortungen nach sich. Mein Bruder Martin giebt mir als Geschenk die Gelegenheit, eine Altardecke stiften zu dürfen. Geschäfte, aufregende Sorgen ließen ihm den beabsichtigten Besuch bei mir nicht ausführen, aber ich erwarte heute noch ein Telegramm von ihm."

Nur flüchtig blickte Benedetta in das strenge, bleiche Gesicht — sie wußte, was diese Worte enthielten.

„Heute", fuhr die Freifrau fort", entscheidet man über Martins Antworten in den kirchlichen Fragen."

„Mutter", fragte Eberhard unmuthig, „sind es noch immer diese Dinge, gegen deren natürlichen, gesetzmäßigen Verlauf Du Dich sträubst?"

„Eberhard!"

Ihre Augen flammten, aber nur eine Secunde, dann erwiederte sie ganz gelassen: „Mein Sohn, das sind Dinge, über die wir Beide nun einmal nicht streiten wollen und dürfen. Berühren wir sie nicht weiter. Nur eins ist mir unerklärlich, und das möchte ich aussprechen. Wie findet dieser Hungen, hier, wo er sich in Geschäfte, Spazierfahrten mit Dir und Huldigungen für Deine Gattin theilt —"

„Huldigungen?" fragte Benedetta und sie sah plötzlich kampfbereit aus, so daß ihr Gatte wieder nach ihrer Hand faßte und ihr durch einen leisen Druck aufs Neue die Versicherung seiner Unbefangenheit gab.

„Ich bitte, mich ausreden lassen zu wollen, liebe Benedetta. Ueber den, wie mir scheint nicht nach Ihrem Wunsch gewählten Ausdruck können wir uns später verständigen. Ich sagte, wie er Zeit findet, zwischen all diesen zerstreuenden Dingen seine Amtsthätigkeit noch fortzusetzen. Oder — waren das sämmtlich schon vorbereitete Erlasse?"

„Unzweifelhaft!" meinte Eberhard.

„Ah, — weißt Du, daß sich heute der Fall meines Bruders entscheidet — sagte ich Fall? Nun ja, es mag recht sein!" setzte sie halbaut hinzu.

Eberhard strich über seine gebräunte Stirn.

„Liebe Mutter, ich fürchte Deine persönliche Liebenswürdigkeit gegen den Minister wird wenig Einfluß auf seinen Entschluß hinsichtlich Deines Bruders haben."

Die Matrone nickte langsam mit dem Kopfe.

„Er ist ein Mann von strengen Grundsätzen."

„Ja — halten Sie ihn auch dafür, Benedetta?" Die Freifrau fragte das augenscheinlich harmlos, sie glaubte, daß sie schon zu weit gegangen war

Digitized by Google

in der Aufregung und wollte durch Benedetta's Hineinziehen in das Gespräch demselben eine andere Wendung geben.

Aber die blasse Frau zuckte zusammen und entgegnete hastig: „Von strengen Grundsätzen? — nein, nein!"

„Benedetta", fiel ihr Gemal ein, halb warnend halb erstaunt, und die alte Dame sagte gedankenvoll:

„Sie mögen ein richtiges Gefühl über ihn haben, ich habe von Anfang an bei Ihnen ein Widerstreben wahrgenommen, viel mit Hungen zu verkehren. Eberhard, Deine Freundschaft zu ihm . . ."

„Ich bitte, Mama", fiel der Angeredete mit so energischer Stimme ein, daß die alte Dame verstummte. Es war ihr Princip, niemals mit dem Sohne zu streiten.

Benedetta drehte den Holzfächer rastlos in den kleinen Händen auf und nieder, aber sie sah dabei nicht auf die künstlerisch fein durchgeführten Schilfblumen, die denselben schmückten — ihre Gedanken waren weit, weit entfernt.

Sie dachte einer langentschwundenen, rosigharmlosen Zeit — und des heutigen Tages und es war ihr, als sei plötzlich alles Licht aus ihrem Leben gewichen, als müsse der heutige Tag in grenzenlosem Dunkel endigen.

War es der Dolch des fanatischen Mannes, der sie schaudern machte? Zitterte sie vor dem geplanten Sturz des Mannes, der ihre Jugend vergiftet, geraubt? Nein, es war noch etwas Namenloses in ihr selber . . . „nicht ans Licht, nein, nein", flüsterte sie in sich hinein.

Der kleine Eberhard (sie hatte ihn seit jenem Abend nicht wieder Hardy genannt) kam mit einem Büschel Kornblumen, die ihm im Schloßhof geschenkt waren, herangesprungen und warf sie in den Schooß der Mama, dann sprang er auf das Knie des Vaters.

„Blaublümelein", sagte die junge Frau und legte die Blumen zu einem Strauß zusammen. Eberhard griff nach den letzten losen Blüthen und steckte sie in ihre Flechtenkrone.

„Das ist meine Lieblingsfarbe", sagte er mit zärtlichem Blick.

Benedetta hatte sie mit einer unwillkürlichen Bewegung entfernen wollen, jetzt konnte sie es nicht. Sie neigte sich zum Kinde und küßte dessen Stirn, dann flüsterte sie, nur dem Gatten vernehmbar:

„Hast Du Vertrauen, Eberhard, und alte, alte Liebe?"

Er sah ihr in die feuchtschimmernden Augen.

„Mein geliebtes Weib, Liebe und Vertrauen bis in den Tod."

„Bis in den Tod", wiederholte sie und neigte das schwarze Haupt.

Die Freifrau war die Stufen hinunter geschritten, ohne daß die Beiden es bemerkt hatten.

„Du edler Mann", sagte Benedetta und es war ihr, als müsse sie ihm zu Füßen fallen, wie eine reuige Sünderin, dann hob sie das Haupt.

„Ich hatte einen häßlichen, beängstigenden Traum. Es nannte mich jemand einen Dämon — aber Du, Eberhard, warst es nicht."

Er lachte. „Gewiß nicht, denn ich nenne Dich den guten Engel meines Lebens."

Sie preßte mit heftiger Bewegung seine Hand an ihr Herz.

„O, Eberhard, ich will muthig sein und Deiner würdig"

„Du bist aufgeregt", erwiederte er sanft, „ich denke, wir gehen bald fort, wenn Du es willst."

Digitized by Google

„Fort? Ja, ja — aber noch nicht, es wird ein schöner Abend . . ."

„Und sie werden drüben singen, ein neues Lied für die Großmama, das sollen wir hören, und der Onkel Hungen auch. Ah, Onkel Hungen kommt mit der Großmama!" rief der Knabe und verließ seinen Sitz.

Benedetta sah dem Kinde nach, wie es dem Kommenden liebkosend und jauchzend entgegensprang.

„Er hat auch das Kinderherz sich zu eigen gemacht", sagte eine Stimme in ihr, und zu ihrem Mann sich wendend flüsterte sie:

„Muthig und tapfer will ich sein und Dein Lächeln nicht wieder provociren, dies Lächeln, mit dem Du Dein kindisch furchtsames Weib verspottet hast."

Eben trat Hungen an der Seite der Freifrau heran.

Er hatte den Hut abgenommen und trug ihn in der Hand, seine mächtige Stirn, gerade jetzt von einem Sonnenstrahl berührt, leuchtete.

„Ah, welch reizendes Familienbild", sagte er, indem er grüßend herankam. „Sie glauben nicht, wie das mich anmuthet, wenn ich aus meiner Einsiedelei heraustrete."

„Folgen Sie dem Beispiel", rief der Freiherr lächelnd, „und geben Sie uns bald eine Revanche!"

„Ja, ja, ich sollte es", meinte er, indem er sich niederließ. „Nur zögerte ich zu lange bereits, ich bin eroberungsunfähig und schüchtern geworden, den Damen gegenüber."

„So lassen Sie sich erobern, das ist müheloser", rieth der Freiherr.

„Mein Leben ist inhaltlos, nicht ein Wesen giebt's, für welches es echten Werth hat", sagte Hungen, ernster werdend. „Hätt' ich Weib und Kind, so . . ." Er stockte und fügte dann bitter lächelnd hinzu: „Das heißt, ich will keine Unwahrheit reden, Werth hat mein Leben doch, die verschiedenen Versuche, es zu vernichten, geben mir Beweis davon. Erst heute erhielt ich die Meldung, daß ein halb irrsinniger Mann, der mir schon früher nachgestellt, aus seiner Haft, die freilich mehr einer Pflege glich, entflohen — man warnt mich. Er ist das Werkzeug einer Partei, die mich so oder so unschädlich machen möchte."

Benedetta sah ihn an — wußte er? Nein, er sprach zu sorglos.

„Haben Sie keine Furcht?" fragte sie athemlos, „zittern Sie nicht beständig auf Schritt und Tritt? Sind Sie gewaffnet?"

Er lächelte über ihren Eifer.

„Furcht — nein! Aber Sie fragen, gnädige Frau, als wollten Sie einen Polizeibericht aufnehmen."

Sie schrak zusammen, ja, sie hatte unbedächtig gefragt — jene Frau dort konnte aufmerksam werden. Mit einer raschen Bewegung schlug sie den Fächer zu.

„Sie lachen über mich wie Eberhard auch, so sind die Männer, so lange bis . . ."

„Bis?" fragte der Freiherr.

„Das Unvermeidliche geschah, bis ein Dolchstoß . . . Excellenz, jeder Busch, jeder Baum kann ja vielleicht den Mörder bergen . . ." sie schloß die Augen und lehnte sich wie ermattet in ihren Sessel zurück.

„Benedetta!" fiel Eberhard ein; die Freifrau reichte demselben ein Riechfläschchen hinüber für die Halbohnmächtige und sagte dann kalt:

„Sie ist sehr nervös und Du solltest in der That Wilsdorf mit ihr verlassen. Geht in ein Seebad, der Knabe kann bei mir bleiben!"

Digitized by Google

Benedetta richtete sich auf und wies die belebende Essenz zurück.

„Ich bitte um Entschuldigung", sagte sie mit kindlichem Tone.

„Das ist nicht nöthig — es sind Ihre Nerven", fiel die Matrone wieder ein. „Sehen Sie sobald als möglich, diese Gespensterfurcht loszuwerden, ma chère, nicht zu jeder Zeit sind die Männer geneigt, derartige kleine Launen ruhig hinzunehmen. Mein Gatte haßte sie, ich hatte freilich auch nie versucht, ihn daran zu gewöhnen."

Benedetta schwieg, sie war blaß wie eine Todte, als Eberhard sich jetzt über sie beugte.

„Es ist seine Mutter — und jenen Mann, den ich einst liebte, muß ich warnen", das waren die Gedanken, welche sich in ihrem Hirn jagten.

Die beiden Herren fingen ein Jagdgespräch an, die Freifrau ging mit dem Knaben hinab in den Schloßhof, wo eben ein Lied begonnen wurde. Benedetta blickte auf die Blumen, die Baumgruppen, an den Himmel hinauf und nach dem See hinüber.

Woher kam ihr eine Lösung der schrecklichen Frage?

Wenn die Sonne, welche jetzt noch Alles röthlich überstrahlte, hinabgesunken war in ihr Wolkenbett und er hineinschritt in die Abendschatten, ob dann nicht Jemand lauernd dastand und den Arm hob, ein Herz zu treffen, das ... o, das sie einst verrathen, verleugnet! Wenn er, der Mann dort mit der mächtigen Stirn, den leuchtenden Augen, der klaren Rede plötzlich still und stumm einging in das Schattenreich, ob dann wohl für sie Ruhe wiederkehrte?

„Sie sind still geworden, gnädige Frau?" fragte da plötzlich Hungens Stimme.

„Wir wollen hinabgehen in den Schloßhof", sagte sie und faßte nach dem Arm ihres Gatten. Sie hatte etwas so Wankendes, Hülfloses, daß derselbe besorgt fragte: „Du bist krank, Benedetta?"

„Ja, Eberhard, kränker noch als Du denkst", aber seine Frage, ob sie sich sofort zurückziehen wollen, beantwortete sie mit ungeduldigem Kopfschütteln.

Sie wandte sich mit einer raschen Bewegung an Hungen.

„Wollen Sie mich nach dem See führen?" fragte sie, „und den neulich unterbrochenen Unterricht wieder aufnehmen?"

Ueberrascht sah sie der Staatsmann an. Diese directe Aufforderung kam ihm seltsam vor, bei ihrem letzten Zusammensein hatte sie ihn gehen heißen und gehorsam war er ihrem Befehle gefolgt. Und jetzt? War er ihr heute nicht klar und bestimmt entgegengetreten? Er hatte einen schweren Kampf gekämpft und sich Sieger in demselben geglaubt. Sie mußte das aus seinen Augen gelesen haben, die ihr sagten, daß sie nichts mehr zu fürchten habe, daß er sich beuge mit männlichem Muth.

Das Alles flog durch seinen Kopf, während er sich stumm gegen sie verneigte.

So gingen sie denn Beide stumm nebeneinander.

Bald lag der See vor ihnen, klar und wellenfrei.

Hungen beugte sich nach einem Fahrzeug.

„Nein", sagte die junge Frau, „nicht das, jenes dort geht leichter!"

„Ah, nur darum? Es ist aber gefährlicher, kann leichter umschlagen. Fürchten Sie das nicht bei mir?"

„Nein", entgegnete sie kurz.

Digitized by Google

Sie warf den Fächer ins Gras und behielt nur den Kornblumenstrauß, dann stieg sie, seine Unterstützung ablehnend, in den Kahn.

„Sie wollen in der That jetzt selbst auf eigne Kraft bauen lernen?“ fragte Hungen. „So hebt man die Ruder ein.“

„Lassen Sie das, fühlen Sie nicht, daß es etwas Anderes ist, um das ich Sie mit kommen hieß?“

Alle Weiche schien aus ihrer Stimme entflohen.

„Antworten Sie!“ gebot sie, als er nach einer langen Pause nichts entgegnet hatte.

„Gnädige Frau, Sie hießen mich neulich gehen.“

„Ja — und ich hätte Sie heute nicht gebeten zu kommen, wäre nicht...“

„Ich glaubte Sie frei von Launen“, fiel er bitter ein, „frei von jener Gefallsucht schwacher Frauen, die sich am interessantesten glauben, wenn sie den Mann quälen!“

Jetzt gab sie lange keine Antwort, das Fahrzeug kam der Mitte des See's näher, sie hielt den Strauß fest gegen ihr Herz gepreßt.

Endlich hob sie die Blicke und sah in das ernste Antlitz da vor ihr, ganz leise bewegten sich ihre Lippen:

„Horst!“

Es war ein Ton voll Milde und Liebe. Hatte er recht gehört?

„Horst — sehen Sie mich an!“

„Warum das — warum so?“ stöhnte er und schlug die Hände vor das Gesicht.

Sie berührte dieselben leicht mit ihrem Strauß, da nahm er sie herab.

„Hören Sie mich an!“ sagte sie, „es ist, ich weiß nicht warum, aber ich fühle es bestimmt, das letzte Mal, daß ich zu Ihnen rede.“

„So heißt Du mich doch gehen, Benedetta?“

Sie schüttelte das schöne Haupt.

„Gehen? Ich weiß es nicht! Ich fühle nur, daß ich Sie warnen muß... Man trachtet Ihnen nach dem Leben. Gelingt Ihr Sturz nicht durch Intriguen, so werden Sie durch Gewalt enden!“

„Sei es!“

„Nein, es soll nicht sein!“

„Warum nicht, Benedetta? Können Sie mir rathen ein Leben weiter schleppen, das ohne Sie ein grenzenlos elendes ist . . ?“

„Grenzenlos elend!“ wiederholte sie nach ihrer Gewohnheit.

„Und das mit Ihnen, mit Dir Benedetta — aber nein, Sie hassen mich ja!“

Sie antwortete darauf nicht, sondern fuhr fort:

„Man lauert Ihnen auf, ich belauschte ein Gespräch . . .“

„Man mag es thun.“

„Der Mann, von welchem Sie sprachen, ist hier!“

Er lächelte spöttisch: „So ist Ihr Gatte mein Feind?“

Sie hob die Hand wie zum feierlichen Schwur in die Höhe.

„Sie haben nie einen edelmüthigeren, einen vertrauendern Freund besessen!“

„Dann hat Ihre Phantasie . . .“

„Lassen Sie die Vermuthungen“, sagte die junge Frau streng, „ich warne Sie, heute schon kann das Urtheil, das Tücke und Haß über Sie sprachen, vollzogen werden, treffen Sie schleunigst Maßregeln.“

Digitized by Google

„Ich trotze dem Feinde!“

„Auch dem Meuchelmörder?“

„Bah — auch dem!“

„Aber Sie sollen es nicht!“ rief sie befehlend.

Er griff wieder nach den Rudern.

„Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal, Frau von Wilsdorf!“

„Horst!“

„O nicht diesen Ton — ich kann und darf ihn nicht hören“, flehte er.

„Halten Sie hier“, gebot sie und beugte sich dann vor. „Sie wollen meiner Warnung nicht folgen?“

„Ich verachte das Leben, es hat mir nichts mehr zu bieten!“

„Sie gehören dem Staat, der Menschheit“, sagte sie beschwörend.

„Nur so lange ich kann und will“, rief er trotzig. „Wer hat Macht über mich?“

„Ich!“

Ihr Ton machte ihn stutzig, aber nur für die Dauer einer Secunde.

„Frau von Wilsdorf“, sagte er, „Sie täuschen sich. Nur dann hätten Sie Macht und Recht . . .“

„Wann? reden Sie schnell, sehen Sie nicht, daß die Sonne bereits sinkt. Unsere Zeit ist uns knapp zugemessen. Wann hätte ich ein Recht?“

„Wenn Sie mich wieder liebten, so heiß, so verzehrend wie ich Sie liebe.“

„Dann?“ fragte sie tonlos.

„Dann dürften Sie mir sagen: lebe weiter, lebe für mich!“

„Und Sie würden das Gebot erfüllen?“

„Ja, Benedetta, beim Gott der Liebe!“ rief er mit dumpfem Schmerz aus.

„Und welches Leben wäre es für mich, die Ehebrecherin, die ehrvergessene Mutter — ein Leben der Schmach. Könnten Sie mir das bieten, Horst?“

Er vergrub wieder den Kopf in seine Hände.

„Sprechen Sie!“

„Nein, nein, ich könnte es nicht!“ Dann sah er in ihr blasses Antlitz. „Warum jedoch diese Fragen, Benedetta — sie treten niemals an Sie heran!“

Aufs Neue trieben seine Ruderschläge das kleine Fahrzeug über den blanken Spiegel. Benedetta starrte vor sich hin.

„Wie schön der Abend ist“, flüsterte sie, „nun wird der Himmel röthlich, die Blumen duften stärker, leises Rauschen geht durch die Bäume, die Nachtigall singt dann ihr Lied, der Mond und die Sterne funkeln und spiegeln sich hier in dem See. Wissen Sie, Herr Minister, daß es eine Sage giebt über ihn? Erzählte ich sie Ihnen nicht? Früher liebten Sie Sagen und Märchen, in unsrem armen Harzdorfe mußte ich Ihnen viel erzählen.“

„Ja — damals“, sagte er; er sah sie scheu an, sie kam ihm geisterhaft verändert vor.

„Auch heute noch liebe ich die Sagen. Dort unten in dem See, der grundlos ist, liegt die Krone einer schönen, jungen Prinzessin. Sie hatte ein tiefes Liebesleid und suchte Vergessen für dasselbe in den klaren Fluthen.“

„Und nicht wie heutzutage in der Lage der Dinge, in der Politik, der sich die Damen unserer Zeit fügen“, fiel er bitter ein.

„Sie ward wieder aus den Fluthen gezogen, der klare See behält keine Leichen“, fuhr Benedetta mit derselben träumerischen Stimme, mit welcher sie

Digitized by Google

begonnen, fort. „Aber ihre diamantblitzende Krone war ihr vom schönen Haupte geglitten, die behielt das Wasser als Tribut. Zum Andenken an diese holde Prinzessin erbaute der Fürst das Mönchskloster Wilsdorf und die arme beraubte Mutter das Nonnenkloster zu Sehring. In Vollmondnächten wirft der See Wellen, die tragen dann die Krone herauf an die Oberfläche und wer die rechte Stunde erhascht, der kann sie blitzen und schimmern sehen."

Hatte er den Worten gelauscht oder nur den Tönen, die von ihren rothen Lippen fielen?

„Ist die Sage schön?" fragte sie.

„Zum Bewundern!"

„Der Märchenglaube ist Ihnen abhanden gekommen, wie ich sehe!" sagte Benedetta einfach.

„Wie der Glaube an — Ihre Liebe!"

„Still!" winkte sie. „Legen Sie die Ruder fort, nur während der Dauer einer Frage."

„Sie haben so viele!"

„Seien Sie nicht ungeduldig, wenn es sogar wieder die alte ist!" setzte sie ihm sanft entgegen — „nochmals, Herr Minister, wollen Sie sich als gewarnt betrachten, sich schützen?"

„Nein, gnädige Frau, ich kann es nicht!"

„Sie sind eigensinnig!"

„Nein — nur passiv", sagte er ironisch.

Ihre Augen flammten, sie sah ihn plötzlich so sonderbar an.

„Vorhin erwiederten Sie, daß nur eins Sie halten könnte — der Gedanke für mich zu leben. Gut, Horst, ich gehe diesen Handel ein!"

„Benedetta!" schrie er auf.

„Still, nicht so laut", sagte sie wieder in ihrer geisterhaften Weise; als er ihre Hand ergreifen wollte, entzog sie ihm dieselbe.

„Ich verstehe Sie nicht, Benedetta", murmelte er dumpf. „Warum warnen Sie mich — warum zerren Sie mein Herz mit grausamer Lust hin und her?"

Noch immer hatte ihr Antlitz diesen strahlenden Glanz, ihre Augen erschienen größer.

„Warum? Weil ich Dich liebe, Horst — weil meine Liebe so tief und grundlos ist, wie das Wasser da unter dem schwankenden Boot!"

„Benedetta, Benedetta!"

„Nicht so laut. Laß mich ausreden", flüsterte sie wieder, während er den Saum ihres Kleides küßte.

„Willst Du für mich leben? Gilt unser Handel?"

„Benedetta!"

„So sei dessen eingedenk, Du sollst leben und mein Bild in Dir!"

Mit einer raschen Bewegung hatte sie sich erhoben, wie eine Heiligenerscheinung stand sie auf dem schwankenden Fahrzeug, das er mit aller Kraft hielt, um es vor dem Umsturz zu schützen.

„Mein Bild, aber rein und fleckenlos", wiederholte sie, dann hob sie die Arme gegen den Himmel, dann ein Sprung — —

Der starke Mann schrie auf wie ein verwundetes Thier der Wildniß, heulend grell, dann tauchte er hinab, wo ihr Kleid schimmerte — —

Die Drei im Schloßhofe, die Freifrau, ihr Sohn und der Enkel, hatten geduldig den langen Gesang angehört, jetzt schritten sie mit einander an den

Digitized by Google

Reihen vorüber, dann hinaus in den Garten. Plötzlich legte die Matrone die Hand auf Eberhards Schulter.

„Mein Sohn, Benedetta's Wesen gefällt mir nicht", sagte sie halblaut.

„Ihr Gemüth ist bedrückt — ich weiß es", entgegnete Eberhard, peinlich von diesem Thema berührt.

„Ich beobachte sie bereits längere Zeit — die Wandlung ist eine sonderbare. Hattest Du eine Scene mit ihr" — ihre Augen blickten dabei schärfer — „hinsichtlich des Briefes?"

„Mutter!"

Die alte Dame richtete sich kerzengerade empor.

„Du lasest den Brief nicht, — das erklärt mir viel. Dieser Brief aber, Eberhard, mein armer, beklagenswerther Sohn, war nicht aus jener Zeit, der Du einen kindlichen Charakter beilegst, sondern . . . Eberhard, er war kürzlich geschrieben und flehte in Ausdrücken um Vergebung . . ."

„Halt ein, Mutter!" bat er mit einer Stimme, der er vergebens Festigkeit zu verleihen suchte.

Sie überhörte das.

„Eberhard, in Benedetta's Herzen ist die alte Neigung wieder erwacht."

„Nein, nein!" stöhnte er dumpf.

Wieder legte sich die Hand der Mutter fest auf seine Schulter.

„Noch mag sie mit sich kämpfen — ob sie aber stark genug wäre? Und Er? Du glaubst an ihn heute noch, um vielleicht morgen sehr traurig überzeugt zu werden, daß . . ." Sie machte eine Pause und beugte sich an sein Ohr. „Wir warten nicht auf dies Morgen, mein Sohn, sein Schicksal erfüllt sich noch heute — so oder so!"

Der starke Mann hatte ihre Worte nicht vernommen, ein Fieberfrost schüttelte ihn, er suchte Halt an dem Stamm einer Eiche.

„Benedetta, Benedetta!" stöhnte er.

Mit leisen Schritten entschwand die Freifrau. Eberhard preßte den Kopf in beide Hände.

Da plötzlich schoß ein Gedanke durch seinen Kopf.

Sie waren allein — jetzt, während ihn sein Weh zu tödten suchte. Jetzt, vielleicht eben jetzt, wo er sich im Schmerz bäumte, sagten sie einander unbewacht süße Liebesworte, blickten sie trunken Auge in Auge — verriethen sie ihn!

Er raffte sich auf und stürzte der Richtung zu, in welcher der See lag. Schon sah er ein Stück des See's.

Athemholend blieb er stehen, es war, als hielte ihn eine unsichtbare Hand zurück vom Weiterschreiten — noch wenige Secunden und sein Schicksal hatte sich vielleicht für immer erfüllt.

„Eberhard", rief es leise hinter ihm, „Eberhard!"

Er schauderte, als er die Stimme seiner Mutter erkannte, die war es ja, welche ihn aus dem beglückenden Traume gerissen, daß er geliebt sei und daß sein ganzes Herz einem würdigen, unschuldigen Weibe gehöre.

„Sag es kurz, um aller Barmherzigkeit willen!" bat er aufstöhnend.

Jetzt stand sie neben ihm, das bleiche Gesicht geröthet vom hastigen Gange, das lange, schwarze Gewand hinter ihr drein schleppend, die Haare unordentlich über die Stirn herabhängend — aber auf dem Antlitz das Lächeln des Triumphes.

Digitized by Google

„Mein Sohn!“

„Sage es schnell, ich ertrage keine lange Spannung“, bat er aufs Neue.

Sie hob ein Papier in die Höhe.

„Die Depesche von Martin!“

Der Freiherr machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Was kümmerten ihn jetzt die Angelegenheiten des Culturkampfes.

„Nein, Du mußt hören, mein Wort hat sich erfüllt, Du bist gerächt!“ sagte die Matrone und ihr Siegeslächeln wurde noch strahlender.

„Er ist gestürzt, der König hat endlich nachgegeben, seine Entlassung ist unterzeichnet!“

„Ah“ — er sagte es gedehnt und fügte dann flüsternd hinzu: „Und mein Weib, Benedetta?“

„Noch wird er nicht gewagt haben“, aber sie konnte nicht ausreden, ein wilder Schmerzensschrei erschütterte die Luft. Er kam von Männerlippen.

„Was war das?“ fragte Eberhard, das klang wie —“

Die Matrone umklammerte seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Nein, nein, bleibe hier, ich fürchte mich!“

Ihre Zähne schlugen aufeinander, sie war todesbleich und schauderte. „Hat der Wahnsinnige sein Vorhaben zu früh ausgeführt? Jetzt schon, während ich — o, Eberhard, sag, ist's möglich?“

Er verstand sie nicht, aber er kämpfte vergebens, sich von ihren umklammernden Armen freizumachen.

„Nein — er könnte auch das Messer gegen Dich zücken!“

Hatte die Freude, der endliche Sieg die Matrone irrsinnig gemacht? mußte sich Eberhard fragen, aber eh' er eine Antwort bekam, bot sich seinen Blicken ein seltsames Bild.

Die Büsche theilten sich, Hungen erschien, in seinen Armen Benedetta, sein Weib.

Jetzt brach aus seiner Brust ein wilder Schrei, die schwachen Hände hatten keine Macht mehr über ihn, er stürzte davon, dem Kommenden entgegen.

„Elender!“

Hungen hörte das Wort nicht und sah nicht die anklagenden Blicke des Freundes. Er hatte seine Bürde langsam auf den Rasen gleiten lassen und kniete neben ihr.

„Benedetta, mein Weib, mein Weib!“ schrie Eberhard, und beugte sich ebenfalls auf die Leblose herab.

Das weiße Gewand triefte von Wasser, die Augen waren geschlossen.

Der alte Wendeborn trat von der andern Seite heran, er faßte nach einer der Hände und sah aufmerksam in das blasse Gesicht, dann schüttelte er den Kopf

„Todt?“ fragte der Freiherr dumpf.

„Hinüber“, erwiederte der Alte und deutete empor.

„Laßt die Wagen zu den nächsten Aerzten senden.“

Der Gärtner ging schweigend um den Befehl zu ertheilen, jetzt erst legte Eberhard seine Hand auf die Schulter des Knieenden.

„Sie haben sie gemordet — sprechen Sie es aus!“

„Ja“, erwiederte Hungen, „ich war ein Elender, ich gestand ihr meine verbrecherische Neigung, meine Liebe war ihr Fluch!“

„Und sie floh vor Ihnen in den Tod?“

Digitized by Google

Keine Antwort, Hungen hatte beide Hände vor sein Antlitz geschlagen.

„Meine Benedetta, mein reiner Engel", schluchzte der Freiherr — „sie floh dorthin, von wo es keine Wiederkehr giebt."

Die Matrone gab den Dienern, welche herbeikamen, einen Wink — sie suchte nicht nach einem Trostwort für den Sohn, sie hatte keins.

Herr von Wilsdorf wehrte alle fremde Hülfe ab, hob Benedetta auf seine Arme und trug sie dem Kloster zu.

Eine kurze Weile stand die Freifrau noch neben dem Minister, dann berührte sie leicht seinen Arm.

„Ich weiß mehr, als Sie denken. Ich weiß, daß Sie alle Schuld auf sich nehmen, meines Sohnes wegen, und ich danke Ihnen das. Das — was Sie mir sonst thaten, meinem Glauben, das hat schon ein Anderer gerichtet."

Ihre Schleppe rauschte davon. Hungen schritt der entgegengesetzten Richtung zu.

* * *

Einige Wochen später, als der Gottesdienst in dem kleinen protestantischen Dorfe, das zwei Stunden vom Wilsdorfer Kloster entfernt war, beendet und ausgeläutet war, ging der alte Wendeborn mit dem Baron Ungethan um die Kapelle. Derselbe suchte das vergessene Grab eines Freundes, welches ihm sein Führer endlich auffinden half.

Sie standen lange an dem eingesunkenen Hügel, dann richtete der Baron einige Fragen über die Nachbarschaft an den alten Mann.

„Ja, ja", sagte der, „wie's so geht. Es ändern oft Jahrzehnte nichts und wenige Monate gestalten dann wieder Alles anders. So ists uns ergangen, seit Sie in Paris waren. Die Leute knüpften so große Hoffnungen an die neue Sehringer Eisenhütte, nun liegt Alles brach. Der Minister hat sogleich bei seiner Entlassung alle Liegenschaft verkauft."

„Naturellement, sehr theuer und gut?"

„Um ein Spottgeld — es war ihm jeder Preis recht." Der alte Mann zwinkerte mit den Augen. „Er wollte hier fort, die Gegend war ihm verhaßt geworden."

C'est ça — was sagte denn das Volk über den tragischen Tod der pauvre baronesse Wilsdorf?"

„Das Volk, Herr Baron, sagte nichts!"

„Nun ja, diese Leute! Was aber, par exemple dachten Sie?"

„Ich? Der Herr Baron haben von der gnädigen Baronesse Schwester sicher gehört", warf der schlaue Wendeborn ein.

„Nicht viel, nur so Allgemeines. Mon dieu, ein solches Ende einer Wasserfahrt — sie ist ertrunken?"

„Herzschlag!" warf der Gärtner lakonisch hin und blickte auf die Knöpfe seines Sonntagsrockes.

„Ah — vraiment, das spricht für Emotionen. Wie nahm der liebe Freiherr die Sache?"

„Unser Herr erkrankte auf den Tod, er war lange aufgegeben. Gestern hat man ihn wie ein Kind gebettet fortgebracht. Er soll nicht hier bleiben — und später in den Süden!"

„So — mais mon cher, haben die Leute — nun, Sie verstehen, ich meine die bösen Zungen?"

„Nichts — nein!"

Digitized by Google

Der Baron war etwas enttäuscht, aber noch wurde er des Fragens nicht müde.

„Dieser See . . ."

„Ist grundlos, es gehen viel Sagen über ihn im Volksmund!"

„Was glauben denn Sie von der Sache, mon cher?"

„Ich — das will ich dem Herrn Baron erzählen. In den See hat sich einmal eine Königstochter gestürzt, ihre goldene Krone liegt noch unten."

„Das — das ist ein Märchen!"

„Ganz recht. Aus unglücklicher Liebe gestürzt. Die Nixen hat es gelangweilt, immer nur die goldene Krone zu haben zum Spiel, sie wollten einmal natürliche Blumen. Die Frau von Wilsdorf trug sie im Haar und an der Brust — und als man sie todt aus dem Wasser zog, fehlten sie. Nun werden Sie begreifen."

„Abominable", murmelte Baron Ungethan und trat einen Schritt zurück, „je crois, dieser alte Mann hat mich zum Besten."

Doch noch einmal siegte die Neugier.

„Weiß man, wo dieser liebe Minister geblieben ist?"

„Nein — fort, unbekannt wohin. Ein anderes Staatsamt hat er abgelehnt."

„Vraiment? Und das Begräbniß der armen, jungen Frau war wohl sehr feierlich?"

„Für den, der fühlen kann, gewiß. Sie kam nicht in die Ahnengruft, das wollte die gnädige Witwe nicht, die das Commando hatte, weil der Herr nicht bei sich war. Sie wollte es nicht, weil sie evangelisch war. So trug man sie hier zu Grabe, still und prunklos. Nur Bauern standen an der Grube und ich." Der Alte fuhr sich über die Augen, er dachte auch noch eines Mannes, der während der Feier mit verdecktem Antlitz am Kreuze des Nachbarhügels gelehnt hatte.

„Mich freute es, daß sie nicht in der Steingruft liegen mußte", fuhr er dann fort. „Nach wenig Tagen befand sich plötzlich ein Gedenkstein auf dem Hügel, Niemand hat wahrgenommen, wie der hingekommen ist . . ."

„Ah, mon ami, wer soll das gethan haben?"

„Die Freifrau nicht, also wohl — Feenhände." Er schmunzelte dabei verstohlen. „Ein Stein, wie ein Buch geformt, aus fleckenlosem Marmor, mit einer seltsamen Inschrift, bei der man sich . . ."

„Was?"

„Denken kann, was man will!"

„Vraiment?"

„Sehen der Herr Baron selber!"

Schweigend folgte der dem Sonderling; nach wenigen Schritten standen sie an einem wohlgepflegten Hügel, um den sich freundlich Epheu rankte. Auf demselben lag in Buchform ein Marmorstein; der Baron zog sein Glas hervor, um die schwarze Inschrift auf demselben zu lesen:

Benedetta.

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht."

Digitized by Google

Professor's Ferien-Elegien.

I.

Morgenlied.

O wunderſüße Luſt der Frühe!
Noch ſchlummert Thekla ſanft und keuſch . . .
Nur drunten aus dem Stall der Kühe
Klingt Stimmenwirrwarr und Geräuſch.

Das iſt die Magd im grünen Jäckchen,
Und Michel, in dem Wamms von Zwilch;
Er kneift erotiſch ihr die Bäckchen,
Und ſcheu verſchüttet ſie die Milch.

O Liebesglück der jungen Jahre,
Du haſt elegiſch mich gerührt;
Auch ich trat ſehnend zum Altare
Und hab' ein Weib mir heimgeführt.

Da drüben, tief im Wuſt der Federn,
Liegt itzt mein Holdchen eingeſargt;
Allmälich ward die Liebe ledern, —
Der Lenz verblühte . . . Horch ſie ſchnarcht!

II.

Am Vierwaldſtätter See.

Der Tag erwacht, die Lüfte ſchwellen,
Der letzte Nebel weicht und flieht;
Indeß durch märchengrüne Wellen
Das Schiff die ſichern Bahnen zieht.

O Scenerie voll heitrer Milde,
Des Wandrers Schmerzen lullſt du ein:
Nur mir erwacht bei dieſem Bilde
Des Buſens halbvergeßne Pein.

Ach, wie die Träume jäh zerſtieben . . . !
Ein Weh durchzittert mein Gemüth . . .
Die Welt iſt reich und jung geblieben:
Nur meine Thekla iſt verblüht!

Wie dort der Baumwuchs ſich verdichtet!
Titaniſch wuchert's rings empor . . .
Nur Thekla's Locken ſind gelichtet,
Und ach! die Glatze ſteht bevor!

Digitized by Google

Noch strahlt, vom Aether keusch umflossen,
Die Firne fleckenlos und klar;
Nur Thekla's düstre Sommersprossen,
Sie nehmen zu von Jahr zu Jahr.

Hoch wölbt des Kulm's granitner Bau sich
Im Flammenkranz des goldnen Lichts;
Hoch wölbt des Himmels ew'ges Blau sich:
Nur ach, bei Thekla wölbt sich Nichts.

Ich fühl's der Frühling ist vergänglich,
Der Winter naht, man weiß nicht wie.
Drum schlägt mein Herz so trüb und bänglich
Trotz dieser heitren Scenerie.

Wir müssen sämmtlich uns bescheiden,
Uns hilft kein Gott in unsrer Noth;
Kein Seufzen hemmt den Flug der Zeiten;
Selbst Bildung schützt nicht vor dem Tod.

III.

Nachtlied.

Gen Osten flüchtet schon der Plejaden Troß,
Die milde Luna eilt zum Okeanos:
Lang, lang ist Mitternacht vorüber,
Ach, und der Himmel umwölkt sich trüber.

Hier lieg' ich einsam, ferne dem Thalamus;
Mich freut nicht fürder glühender Minne Kuß:
Der Flitterwochen süße Wonnen
Sind mir seit lange im Sand verronnen.

O Thekla, Thekla, Götter beweinen Dich!
Du bist gealtert, geistig und körperlich!
An Runzeln reich und gelb und hager,
Lockst Du mich nimmer zum Liebeslager.

Da meid' ich lieber jeglichen Uebermuth
Und dämpfe stoisch meiner Gefühle Gluth...
Und stürze kühn die Last des Kummers
Tief in das ewige Meer des Schlummers.

Vielleicht, so hoff' ich, spiegelt ein Traumgesicht,
Das meiner Bildung blühendem Grad entspricht,
Mir Dinge vor, wie Zeus sie fühlte,
Wenn er in üppigen Locken wühlte.

Ernst Eckstein.

Digitized by Google

Wie denken Sie über Rußland?

Zeitfragen eines unbefangenen Touristen.

Von **Michel Folden.**

Eine Geschäftsangelegenheit rief mich nach den russischen Ostseeprovinzen. Nur auf acht Tage vorausssichtlich, aber was thuts? Ich war so begierig, meinen Kopf einmal auf einen Augenblick in unseres vielbesprochenen Nachbars Haus stecken zu können, wie ein Kammerkätzchen, das „drüben aus Geheimraths" noch nicht recht klug werden kann. Wer erinnerte sich nicht aus seiner Jugendzeit, daß ihm irgend ein seltsames altes Haus in der Nachbarschaft, ja, selbst nur ein streng verschlossen gehaltenes Zimmer oder ein verstaubter Großvaterschrank voller altmodischer Scharteken als der Inbegriff alles Mysteriösen und Wunderlichen erschienen ist, in das einmal einzudringen heilige Scheu und brennende Neugier in ihm agitirten. So jung nun sind wir Leutchen aus dem neunzehnten Jahrhundert Rußland gegenüber Alle, und uns neunzehntem Jahrhundert gegenüber ist Rußland solch ein seltsames altes Haus, so ein verschlossenes Blaubartzimmer, so ein verstaubter Großvaterschrank voller Scharteken der Vergangenheit, den man für sein Leben gern einmal ein Bischen durchkramen möchte. Voll heiliger Scheu und brennender Neugier packte ich also meinen Koffer und machte mich fertig. Voll heiliger Scheu, denn es ging ja nach „Rußland", wo bekanntlich, wenns darauf ankommt, nicht viel Federlesens gemacht wird, am wenigsten mit Leuten von der Feder. Und voll brennender Neugier, denn es ging ja nach Rußland, dem europäischen China mit der bekannten Mauer um sich herum.

Rußland zeichnet sich bekanntlich außer durch verschiedene andere Dinge, welche ihm kein Staat des neunzehnten Jahrhunderts mehr nachzumachen im Stande ist, auch durch das noch Vorhandensein seines Paßzwanges aus. Ich brauchte also zunächst einen Paß, ohne welche officielle Ehrlichkeitsquittung keinem anständigen Menschen oder Spitzbuben das Betreten dieses himmlischen Kaiserreiches der Mitte (zwischen Europa und Asien) gestattet ist.

Uebrigens fiel es mir erleichternd auf, wie sehr der Paß hier im Ansehen gesunken ist und wie wenig Umstände man mit ihm macht. Als zuerst der Begriff „Paß" als altes Schreckgespenst aus der Rumpelkammer der Vergessenheit vor meinem Bewußtsein aufstieg, mischte sich in den Gedanken an diesen „Spanischen Stiefel" einstiger Reiseinquisition eine unbestimmte Erinnerung an Weitläuftigkeiten, Antichambriren und Laufereien, die er von mir als Tribut fordern werde, ehe er sich als der zu meinem Transport bestimmte „Gensdarm in der Tasche" zu mir geselle. Ich rechnete nach Tagen, bis ich ihn besitzen werde, schob meine Abreise demgemäß hinaus und übertrug die gefürchteten Mühseligkeiten einem „gefälligen" Schutzmann. Aber weit gefehlt! Morgens elf Uhr hatte ich den Paß bestellt und Nachmittags drei Uhr ruhte er vollzogen, visirt, notirt, stempelirt und pecuniirt in meiner Tasche. Der Paß ist coulanter geworden, seit man ihn nicht mehr braucht. Es ist mit ihm so ungefähr wie mit den Herren Pastoren, welche jetzt auch eher ein Wort mit sich reden lassen, seit es das Standesamt giebt; oder wie mit den Droschkenkutschern, welche auch ein Bischen herablassender geworden, seit wir Pferdebahnen haben!

Digitized by Google

Sechsunddreißig Stunden fast pausenloser Courierzugfahrt führten mich meinem Ziele entgegen.

Eydtkuhnen ist die deutsche Grenzstadt. Fünf Minuten hinter Eydtkuhnen wurde der Rubikon überschritten und wir waren in Rußland. Der Rubikon war ein schmaler Graben mit höchst windschiefem Stacket, der die Grenze bildet und über den wir in das russische Reich hineinrasselten.

Nicht lange, und wir sind in Wirballen, der ersten russischen Stadt, zehn Minuten jenseit der Grenze.

Der Zug hielt. Hier mußte eine Stunde gerastet und dann in einem neuen Bahnzuge, dem russischen, Platz genommen werden. Ich lernte hier einen neuen Stein in der chinesischen Absperrungsmauer kennen, mit der sich Rußland umgeben hat. Der erste Stein ist das geniale Paßsystem, das den Personen den Weg verrennt. Der zweite Stein ist das colossale Zollsystem, das den Sachen den Eintritt versperrt; 33⅓ Procent Eingangszoll für alle nur erdenklichen Dinge, welche irgend Jemand in der Welt nach Rußland hineinzubringen die Absicht haben kann. Das sind, wie man sieht, schon zwei tüchtige Steine des Anstoßes, um die europäische Cultur einigermaßen stolpern zu machen, wenn sie nach Rußland hinein will. Nun blieben aber noch jene flinken Culturbringer dritter und gefährlichster Sorte: die Eisenbahnen! Wie sich vor deren Hereinstürmen schützen — welchen Damm diesen anrennenden, jedes Hinderniß erfahrungsmäßig überwindenden Eisenköpfen entgegensetzen, das war die brennende Frage! Rußland hat das Problem in ebenso genialer wie practisch durchgreifender Weise gelöst; es hat größere Schienenweite auf seinen Bahnen! Kein deutscher Eisenbahnwagen paßt in ein russisches Geleise (wie überhaupt nichts Deutsches mehr in russisches Geleise paßt, und es daher grundschade ist, daß — ganz Deutschland zuweilen in russischem Geleise läuft!) und ob auch der Wagen in dem rastlosen Courierzuglauf der Industrie, des Handels oder des internationalen Personenverkehrs dreihundert Meilen weit herkomme: in Rußland kann er nicht hinein, an Rußlands erstem Grenzort muß er seinen Lauf unterbrechen: sein Inhalt, der Inhalt des ganzen Zuges, der Zug selber, muß ins russische Eisenbahnsystem übersetzt werden, physische Unmöglichkeit hindert ihn, die Grenzsperre etwa nicht zu respectiren, und ein etwaiger revolutionärer Locomotivführer oder Eisenbahnzug, der vielleicht durchzubrennen wünschte, muß dennoch halten, oder er fliegt aus den Schienen! Probatum est! Vor dem russischen Scharfsinn wenigstens muß man Respect haben!

Und wie viel sich dabei diese guten Russen auf die heutige Verkleinerung ihrer chinesischen Mauer einbilden! Unter ihrem Kaiser Nicolaus stand es mit diesen Dingen noch ganz anders! Was die Eisenbahnen anbetrifft, so wollte der Monarch überhaupt gar keine und war damit also noch vor zweiundzwanzig Jahren etwas weiter zurück, als das heutige China, Japan, Egypten und die Türkei, welche heute partout Civilisation von Rußland lernen soll. Was die Einfuhr fremder Waaren betrifft, so waren 50% statt der jetzigen 33⅓% als Eingangszoll darauf gesetzt oder die Einfuhr auch theilweis direct verboten. Und was das Paßsystem anbetrifft, so kostete ein Paß von Rußland ins Ausland fünfzig Rubel, was also für die weniger Bemittelten überhaupt einem Reiseverbot gleichkam, und wurde selbst auch gegen Bezahlung des enormen Preises nur dann ertheilt, wenn die Gründe zur Reise ins Ausland der Regierung dargelegt und — von ihr gebilligt wurden! Es ist doch merkwürdig, wie freundnachbarlich sich Ruß-

Digitized by Google

land uns immer gezeigt hat! „Da ist freilich das schon schätzenswerth, was Ihnen die letzten zweiundzwanzig Jahre gebracht haben", sagte ich (weil ich mich in russischer Luft wußte) zu meinem vis-à-vis, einem Deutsch-Russen, der mir das erzählt hatte. „Ja", raunte er mir flüsternd zurück, „wenn man im Stande ist, von Dem abzusehen, was sie uns schuldig geblieben sind."

Aber dergleichen Gesprächscontrebande, seit dem Grenzgraben her schon nur im Flüsterton geführt, verstummte jetzt ganz, denn außen auf dem Perron rasselte es von Gensdarmschleppsäbeln und Jedermann brachte sein Gepäck, seinen Paß und sein Gewissen in Ordnung, welche drei Dinge hier unter Revision stehen. „Weshalb werden denn die Thüren nicht geöffnet?" fragte ich, ungeduldig darauf, ins russische Reich hinauszutreten. „Geduld", antwortete man mir, „es werden zuvor im Wagen die Pässe abgenommen." Ah so, ich hatte vergessen, daß wir jetzt unter polizeilicher Aufsicht standen und unser elegantes Coupé als unsere Zelle, oder auch als den bekannten grünen Polizeiwagen für uns zu betrachten hatten. Nach einiger Zeit öffnete sich die Coupéthür, eine Hünengestalt von Gensdarm im langen, graubraunen Russenrock mit klirrendem Schleppsäbel zwängte sich hindurch, blieb so weit in der Thüre stecken, daß auch nicht eine unlegitimirte Maus zwischen seinem Oberkörper und dem assistirenden Thürrahmen hätte hindurchschlüpfen können und nahm uns die gehorsamst bereit gehaltenen Pässe ab. Uebrigens war der Mann sehr höflich und hatte ein gewisses chevalereskes Benehmen. Die Würde der Beamtenvornehmheit athmete aus allen seinen Poren und verlieh ihm den Schliff des Selbstbewußtseins. „Wo erhält man seinen Paß zurück?" fragte ich ihn. „Die Namen werden aufgerufen!" antwortete er. Aha, also „öffentliches Verfahren!" Da ist es gut, daß ich nicht incognito gereist bin! Ich möchte nur wissen, ob am nächsten Sonntag auch von den Kanzeln herab die Thatsache meiner Ankunft verkündet wird? So eine Art Aufgebot, um zu erfahren, ob vielleicht Jemand gegen meine Anwesenheit im russischen Reich Etwas oder Nichts einzuwenden habe! Ah bah, dann hat mich ja mein Paßgang, der mich, wie der Fluch den ewigen Juden, vor Erreichung meines Zieles nicht ruhen läßt, längst weiter geführt!

Damit sprang ich hinaus und stand auf russischem Boden.

Hünengestalten von Gepäckträgern stürzten sich auf das Passagiergut und bemächtigten sich desselben. Auch mir wurde von einem Riesen mein leichter Handkoffer ruhig aber entschieden aus der tragenden Linken genommen, mit den im Amtston geäußerten (deutschen) Worten: „Erlauben Sie, das muß ich tragen." Gepäckträger, Kisten, Koffer, Collis und Passagiere drängten sich in bunter Menge durch die Perronthür in eine große Halle, hinter uns in einigen Schritten Entfernung folgten die Paßbeladenen Gensdarmen; wir wurden offenbar wie eine Heerde zu stempelnder Schaafe dort hineingetrieben. Klapp, fiel die Thüre hinter uns zu; die Mausefalle war geschlossen — wir waren gefangen, von der letzten vorgeschobenen Scholle Deutschlands, dem deutschen Eisenbahnzuge und seinem Perron abgesperrt. „Che voi entrate!" Wir drängten uns, Jeder bei seinem Riesen und seinem Gepäck, an die langen, hufeifenförmig aufgestellten Tische und die Zollrevision begann, während derer jeder der betreffenden Riesen das von ihm in Obhut genommene Gepäck nicht aus den Händen ließ; ob als officielle Wächter oder zur Sicherung der späteren Gratification, weiß ich nicht. Die Pässe wurden währenddem an einem in der Mitte stehenden Separattisch von

Digitized by Google

einem halben Dutzend besonderer Beamten durchstudirt und revidirt — die Gewissen schienen mir von den hinter uns wie Schildwachen auf- und abschreitenden Gensdarmen in Gedanken revidirt zu werden, wenigstens kamen mir ihre aufmerksamen prüfenden Blicke so vor. Die Beamten waren übrigens meist höflich und schienen mir fast sämmtlich außer Russisch auch Deutsch und Französisch zu sprechen. Nur der Grimmbart, welcher mein Koffercben durchstöberte, war bärbeißig und schien mit der Anwesenheit meiner bescheidenen Person im russischen Reich durchaus nicht zufrieden zu sein. Obgleich ich ihm mein Zehntelkistchen Cigarren im Koffer zur Versteuerung sofort und als das einzig Versteuerbare darin angegeben hatte, durchwühlte er den Koffer doch mißtrauisch bis auf den Grund, machte entsetzlich viel Umstände und unterhandelte argwöhnisch mit mir über diesen und jenen Gegenstand meines Besitzthums. Willig verzollte ich die Cigarren, da — o Himmel — entdeckte sein Falkenauge zwei naturwissenschaftliche Bücher im Koffer, die ich mir als Reiselectüre mitgenommen. „Contrebande!" erklärte er mir, in Rußland dürfe nichts Gedrucktes hinein, was nicht zuvor das Argusauge der Censur passirt und von dieser als unschädlich für den Fortbestand des Reiches aller Reußen erkannt sei. Brrr! Das war ja ein netter vierter Stein in der chinesischen Mauer! Ich dachte mir, das russische Reich müsse doch auf schwachen Füßen stehen, daß es fürchte, von harmlosen Schriftgießerlettern und etwas Naturwissenschaft über den Haufen geworfen zu werden, aber ich behielt diese Ansicht klüglich für mich. Der Bärbeißige erklärte mir, er müsse die Bücher an sich nehmen; nach sechs Wochen Quartaine, die zur Prüfung durch die Censurbehörde bestimmt seien, könne ich dieselben zurückerhalten, oder auch sie auf meinem Heimwege, beim Verlassen des russischen Reiches, hier wieder in Empfang nehmen. Ich entschied mich für das Letztere und freute mich, zur fernerweiten Sicherheit unseres lieben Nachbarreiches Einiges beigetragen zu haben. Mein Deutsch-Russe aus dem Coupé, der mit seinem Gepäck neben mir stand, war bezüglich seiner beiden gewaltigen Seehundsreisekoffer längst expedirt, als der Bärbeißige mit meinem bescheidenen Handkofferchen noch immer nicht fertig war. Ich machte eine ärgerliche Bemerkung darüber zu meinem Nachbar, während sich der Beamte einen Augenblick abgewandt hatte „Weshalb haben Sie ihm denn nichts gegeben?" raunte mir der Deutsch-Russe, ein Lehrer aus Petersburg, vertraulich zu. „Ich habe ihm einen Rubel in die Hand gedrückt, und mein Koffer, der halb voll Bijouterien aus Paris ist, hat glücklich Revue passirt . . ." — „Pst!" flüsterte ich ihm erschrocken zu, da ich sah, daß es rings um uns von „Officiellen" wimmelte. „Pah, das hört Niemand", lachte er, obgleich er so laut gesprochen, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Ich hatte von der „Coulanz" sämmtlicher russischer Beamten schon so Manches vernommen, aber so hatte ich mir die Sache doch nicht vorgestellt! Ich zog in Gedanken den Hut vor unseren Officiellen im grünen Rock und beschloß, meinem Bärbeißigen nun erst recht nichts zu geben, wozu es überdies auch zu spät war, denn soeben brachte er mir meine Zollquittung und erklärte mich für abgefertigt. An den Riesen zu meiner Seite hatte ich nun 10 Kopeken „für Oeffnen des Koffers" zu zahlen. Das sind zwar nur ca. 35 Pfennige, aber es erschien mir doch merkwürdig, daß für die Vorsicht der russischen Regierung, meinen Koffer in ihrem Interesse zu durchstöbern, ich bezahlen müsse! Indeß muß man ja auf der Reise bedacht sein, die Merkwürdigkeiten des fremden Landes kennen zu lernen; ich zahlte also und

Digitized by Google

beauftragte den Riesen, meinen Koffer nach dem Passagierzimmer zu tragen, wofür er taxmäßig abermals 10 Kopeken erhielt.

Ein Holzgitter schied das Passagierzimmer von dem Revisionsraum. An dieser Grenzscheide stand ein Cerberus mit Schleppsäbel und strengen Mienen, welcher Vorzeigung meines Passes verlangte, ohne den man, wie es schien, hier überhaupt keine Schwelle überschreiten durfte. Ja, mein Paß — wo ist er denn? Die Pässe waren unter lautem Aufrufen der Namen und lautem Sichmelden der Inhaber zurückgegeben worden, der meinige aber nicht; wo war er geblieben? Mein Herz fiel mir plötzlich in die — Rocktasche, die vom Paß leer war, und erschrocken eilte ich zurück, um nach ihm zu fragen. Der Tisch, auf dem die Pässe ausgebreitet gewesen, war leer, der meinige nicht vorhanden. Entsetzt klagte ich mein Leid den Beamten, welche verwundert zusammentraten und die Köpfe schüttelten. Mir schlug im Stillen das Gewissen! Sollte ich etwa aus sträflicher Unkenntniß des Ländlich-Sittlichen in Rußland hier abermals einen „Rubel" unterlassen haben? Verlegen drehte ich solch ein vielsagendes Papierchen in der Tasche hin und her und wußte nicht, wohin mich damit adressiren. Da trat eine Art von Oberbeamter heran, den man gerufen, fixirte mich scharf und fragte: „Sie haben keinen Paß?" Ich verneinte, indem ich erklärte, denselben nicht zurückerhalten zu haben. Der Beamte richtete noch einige Fragen an mich und eröffnete mir dann ruhig, daß ich — verhaftet sei! Ich war wie vom Donner gerührt! Vergeblich remonstrirte ich unter der Beschwerde, daß durch eine Fahrlässigkeit der Beamten mein Paß verlegt oder verloren gegangen sein müßte; statt aller Antwort ersuchte mich ein Schleppsäbelträger gemüthlich, ihm zu folgen, und führte mich in ein seitwärts gelegenes, kleines Zimmer, wo bis auf weitere Bestimmung über mich, ich auf einem Stuhl und der Gensdarm an der Thür als Wache Platz nahm. Ich wollte mit dem Manne unterhandeln, aber er erklärte mir kopfschüttelnd, er dürfe mit einem Arrestanten nicht reden. Jetzt fing mir die Sache an bedenklich und ich unruhig zu werden. Schon dachte ich an Depeschen nach Hause, an einen — wahrscheinlich fürs Erste vergeblich gebliebenen — telegraphischen Anruf des preußischen Botschafters in Petersburg, als, nach etwa zehn Minuten meiner Haft, ein Beamter ins Zimmer trat und mich hastig fragte: „Wie heißen Sie?" Ich nannte meinen Namen. „Woher kommen Sie? — Wann abgereist?" Nachdem ich diese Fragen, wie es schien, zu seiner Zufriedenheit beantwortet, erklärte er mir ebenso ruhig, wie mir vorher meine Haftnahme erklärt worden war: „Sie sind frei. Ihr Paß hat sich vorgefunden; er war unter den Tisch gefallen."

Ich wußte wahrhaftig nicht, sollte ich mich mehr freuen oder mehr entrüstet sein über diese Leichtfertigkeit, mit der man mit dem Heiligsten des Menschen, mit seinem Paß, in Rußland so umgegangen, daß er unter den Tisch fallen konnte!

Uebrigens sagte man mir allen Ernstes, ich könne mich glücklich schätzen, daß die Sache noch so gut verlaufen. „Das Schlimmste, was Ihnen in Rußland passiren kann, ist, als Fremder hier ohne Paß betroffen zu werden", versicherte mir ein russischer Ministerialbeamter in geläufigem Französisch. „Hätte sich Ihr Paß nicht wiedergefunden, so hätte man Sie unzweifelhaft nach der nächsten Festung transportirt und dort in strenger Haft gehalten; Sie wären in eine langwierige Untersuchung verwickelt worden, und seien Sie versichert, selbst die Intervention Ihres auswärtigen Amtes wäre außer

Digitized by Google

Stande gewesen, Ihnen die Freiheit zu verschaffen, bevor Ihre Sache nach den eingehendsten Ermittelungen vollständig klar gelegt worden. Monate hätten darüber vergehen können!" setzte er im Tone ernstester Ueberzeugung hinzu!

Das Läuten zum Einsteigen unterbrach unser Plaudern über das unheimliche Thema. Wäre mir in meiner dermaligen Stimmung von einer Bombe der linke Arm abgeschossen worden, ich hätte erst nach meinem Paß und dann nach meinem Arm gegriffen, wie der alte Haudegen in dem bekannten „Gott grüß Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?" von seinem Bein und seiner Thonpfeife singt. Da dies aber zum Glück nicht der Fall war, so begnügte ich mich damit, die Linke krampfhaft auf's Herz, nämlich auf den Paß zu pressen und drängte mich auf den Russischen Perron hinaus.

„Hier!" sagte der Schaffner, an den ich mich um einen Platz gewandt, und öffnete einen Stall vierter Classe, als wolle er mich auffordern einzusteigen. Unwillig prallte ich vor den kleinen, trübe aussehenden Guckfensterchen mit den handgroßen Scheiben, vor dem düsteren Inneren und der schmalen, häßlichen Thür zurück. „Zweiter Classe, Schaffner", rief ich ärgerlich belehrend aus. „Schon recht, schon recht, steigen Sie ein!" erklärte er zu meiner höchsten Ueberraschung und eilte weiter. Um mich her schwirrte und rasselte es in russischer Sprache, Alles schob und drängte sich eilfertig in die Wagen hinein. „Zum Teufel, ist denn dies hier zweite Classe? fragte ich entrüstet meinen Petersburger Lehrer, der soeben herantrat und sich anschickte, die hohen, schmalen Trittbretter so gut, oder vielmehr so schlecht es ging, zu erklimmen. Er nickte mir verständnißinnig zu, winkte mir ihm zu folgen und kletterte weiter. Ich that es ihm nach und ließ mich erschrocken auf den nächsten Sitz fallen. Was ich zunächst bemerkte war nur, daß der Raum sehr schmutzig und sehr dunkel war: Ersteres nahm ich durch einen Streifen Tageslicht wahr, welcher durch die niedere Thür schräg auf den mit Papierstücken, Regenschmutz und Holzsplittern bedeckten Fußboden ohne Teppich fiel. Hinter uns kletterte ein Riese von Gensdarm herein, durchging das Coupé und — was meinst Du wohl lieber Leser? Und: revidirte noch einmal die Thatsache, daß wir auch Alle Pässe hatten! Dann zwängte er sich hinaus, die Thür wurde geschlossen, die Locomotive pfiff, und wir rasselten von dannen.

Ich befand mich in einem sogenannten „Salonwagen", was wohl in russischer Sprache so eine Art von „lucus a non lucendo" bedeuten mag, und was, wie ich später erfuhr, überhaupt die nationale Form der russischen Eisenbahnwagen ist. Die zweisitzigen gepolsterten Bänke waren ziemlich unregelmäßig, so wie es der Raum gerade gestattete, angebracht. Erleuchtet war derselbe durch niedere, halbweiße Doppelfenster, ähnlich denjenigen der vierten Classe auf deutschen Bahnen, aber in den Scheiben noch kleiner als diese, und durch zwei große — Stalllaternen (sic!), deren eine an jedem Ende des großen Waggons angebracht war. In jeder derselben brannte melancholisch ein dicker, qualmender Lichtstumpf, ein anderer halb abgebrannter Lichtstumpf lag als Reserve daneben, um nach Verbrauch des ersteren von uns aufgesteckt zu werden, falls sich Jemand aus der Gesellschaft dazu herbeiließe, als Laternenanzünder für die Anderen zu fungiren. Die Bänke waren ein Bischen zu schmal, um bequem darauf zu sitzen, und ein Bischen zu eng für zwei Personen mit Pelzen. Der Wagen war ein Bischen zu niedrig und es daher unmöglich, ein mittelgroßes Handgepäckstück auf den etwas

Digitized by Google

zu kleinen Gepäcknetzen oberhalb der Bänke zu placiren, so daß die Passagiere fast ihr gesammtes, wie üblich nicht unbedeutendes Handgepäck auf dem Fußboden ausgebreitet hatten, was ein Durchschreiten des etwas mehr als dreiviertelduntlen Waggons zu einem ebenso halsbrechenden wie Schienbein-gefährdenden Wagstück machte. Den Hauptraum der dahinrasselnden Gesammtzelle nahm ein gewaltiger eiserner Ofen ein, in welchem ein brausendes Holzfeuer flackerte, und um welchen her in primitivster Einfachheit ein Dutzend großer, ästiger Holzkloben ausgebreitet lag. Ich erwähne hiermit selbigen eisernen Ofen, der sich in unveränderter Art in allen dortigen Waggons vorfindet, feierlichst zur brennenden, eisernen General-Ober-Chicane der russischen Eisenbahnverwaltung gegen das europäische Publicum. Wie sich eine russische Haut mit ihm vertragen mag, weiß ich nicht; was eine europäische Haut, z. B. die meinige, bei ihm empfindet, werde ich erzählen. Ich war an einem schönen Octobertage — bei schönstem Nachsommerwetter von Hause abgereist: hier, vierundzwanzig Stunden später, fuhren wir durch weite, hochbedeckte Schneefelder dahin. Es war kalt, der Ofen heizte tüchtig, der starke Zug bewirkte eine sehr schnelle Verbrennung und daher eine lebhafte Hitzeentwicklung. Bald wurde uns so heiß, daß wir die Pelze ablegen mußten, welche, da Raum zu ihrer Placirung fehlte, Hitze und Unbequemlichkeit des Waggons noch entsprechend fühlbarer machten. Der „starke Zug bewirkte eine sehr schnelle Verbrennung", deshalb ließ das Feuer im Ofen bald nach — es wurde kühl, wir zogen die Pelze wieder an. Es wurde noch kühler, und ein Herr entschloß sich ärgerlich, über Gepäckstücke, Dunkelheit und Holzkloben hinweg nach dem Ofen zu stolpern, vor demselben niederzukauern und neue Scheite aufzulegen, damit das Feuer nicht erlösche. Dabei ergab sich zum großen Schaden der Fingerspitzen unseres aufopfernden Gefährten die glänzende Abwesenheit von Feuerschaufel und Feuerhaken. Mit Hülfe einiger Brandblasen und seines ansengenden Taschentuches, das er zwischen die Finger nahm, öffnete er jedoch endlich die seltsam verschraubte Thür, legte neues Holz auf und es wurde wieder warm. Bald wurde es heiß — wir mußten die Pelze wieder ablegen; dann wurde es kühler, wir machten abermals Pelztoilette — es wurde kalt, diesmal fanden sich keine feuermuthigen Fingerspitzen, und die Flamme erlosch. Wir zitterten vor Frost; da entschloß ich mich, weil meine linke Schulter bereits einen bedenklichen Anlauf zum Rheumatismus zu zeigen begann, zum ersten Male in meinem Leben als männliches „Mädchen für Alles" zu fungiren und, falls mir das Kunststück gelänge, frisch Feuer anzumachen. Ich hatte mein Debüt „unter erschwerenden Umständen" abzuhalten. Ich stolperte zum Ofen, kauerte vor ihm nieder und öffnete ihn; andere Menschenfreunde stolperten aus fernen, dunklen Waggongegenden herbei und brachten mir hülfreich Papierstücke, welche sie unter sich gesammelt; mit meinem Taschenmesser schnitzte ich einige Spähne von den großen Kloben ab, wobei ich mich nur zweimal in die Finger schnitt; mein Petersburger Lehrer hielt assistirend ein brennendes Schwefelholz bereit, und ich suchte meinen kunstvoll nach dem System mathematischer Figuren geschichteten Scheiterhaufen in Brand zu stecken. Ein Weilchen besann sich der Ofen: die mathematische Aufgabe schien ihm zu schwer, düster und mißmuthig glimmten die kleinen Flammen unter der Wucht der sie belastenden Scheite. Gespannt beobachtete ich mein Werk: da plötzlich, Triumph, ein glücklicher Windstoß, der Ofen stieß einen grunzenden Ton aus, wie einen tiefen Seufzer der Erleichterung, eine Wolke von Qualm und

Digitized by Google

Flammen flog zur Thür heraus mir in's Gesicht, daß ich erschrocken zurückprallte und aus meiner kauernden Stellung einen unwillkürlichen Sitz auf dem Boden einnahm, und das Werk war vollbracht, das Feuer brannte! Bald wurde es sehr heiß, wir zogen die Pelze wieder aus . . . doch genug, lieber Leser! Mit einem Wort gesagt, der geschilderte Turnus wiederholte sich, wenig modificirt, im Verlauf jeder sechzig Minuten und unser ganzes Denken, Sinnen und Thun hatte sich um unseren chicanösen Ofen zu drehen, bis endlich ein milder Schlaf der Abgespanntheit uns umfing.

Als es zehn Uhr Abends geworden, tiefe Nacht, draußen erhellt durch weite Schneefelder, innen noch verdunkelt durch Lichterdunst und gelegentlichen Ofenqualm, hielt unser Zug auf irgend einer Station mit unaussprechlichem Namen in unlesbaren Lettern. Die Thür öffnet sich, ein neuer Passagier klettert herein. Hilf Himmel: es ist ein baumlanger, schmutziger, berußter Kerl in schmierigem Schaafpelz und mit einem mächtigen, schweren grauen Leinwandsack, den er nach sich schleppt und krachend auf den Boden wirft. Alles fährt erschrocken aus dem Schlaf oder Halbschlaf empor. „Nun, schöne Gesellschaft das, in zweiter Classe!" murmelte ich verblüfft vor mich hin. Der Zug fährt ab; der Baumlange richtet sich hoch auf, soweit das niedere Coupé dies seinen 6 Fuß 3 Zoll gestattet, reckt sich schläfrig, gähnt laut mit wenigstens halber Kraft seiner Lungen, kratzt sich energisch an verschiedenen gerade unangenehm belästigten Stellen seines Körpers, bindet dann den mächtigen grauen Sack auf, stülpt ihn um, hebt ihn hoch empor und — schüttet krachend, daß abermals alle Passagiere entsetzt auffahren, eine Ladung neuer Holzkloben in wirrem Haufen auf den dröhnenden Fußboden aus! „Hurtig mit Donnergepolter entrollten die tückischen Klötze", stürzten sich um den Ofen her, über den Fußboden hin, gegen unvorsichtige Schienbeine und auf schnell sich unter die schützenden Bänke bergende Füße. Ein Herr, dem ein tückischer Klotz auf sein bestes Hühnerauge gefallen ist, flucht laut, aber der gleichmüthige Baumlange versteht es nicht, denn der Herr flucht deutsch. Ein anderer Klotz ist einer Dame auf den neben ihr stehenden eleganten Reisepompadour mit seidenem Deckel gefallen und hat ihr Reiseglas zertrümmert (sic!); die Dame macht entrüstet Vorwürfe, aber der Baumlange hört es nicht, denn die Dame spricht vorsichtig leise. Der lange, lebendige Klotz kommt nicht aus seinem Gleichmuth; ruhig scharrte er die rasselnden Kloben so weit bei Seite, daß er Raum zum Sitzen gewann, ließ sich platt auf dem Fußboden nieder, streckte die ungeheuren Beine weit von sich unter die nächsten beiden Bänke, wo sie sich mit den Passagierfüßen so gut es ging zu placiren hatten, und starrte nachdenklich in's Feuer, dessen allmälige Lust zum Erlöschen er zu beobachten schien. Tiefe Stille griff Platz, Alles schlief wieder, ein halbes Stündchen verging. Da benachrichtigte mich eine Bewegung des baumlangen Heizers, daß nun wieder „Etwas komme." Aber das, was kam, übertraf meine kühnsten Erwartungen. Gemächlich holte der Lange ein kurzes Handbeil aus der Pelztasche hervor, ergriff ein Scheit und begann — im Waggon Holz zu hauen! Grell und krachend dröhnten die Schläge auf dem hohlen Fußboden durch Nacht und Stille, durch Schlaf und Dunkel dahin! Eine erschreckte Dame stieß einen lauten Schrei aus, ein kleiner Junge fing an sich zu „graulen" und heulte, Alles fuhr jäh aus dem Schlaf empor, welche Sensation den Gleichmuth des Baumlangen jedoch nicht im Geringsten störte. Als die Passagiere sich überzeugt, was die Ursache des Lärmes sei, beruhigten sie sich wieder, als

Digitized by Google

ob sich das Alles so von selbst verstehe, und Stille kehrte zurück, — nur die hohlen, schallenden Beilschläge des officiellen Feuerbeflissenen hallten scharf und abgemessen weiter. Wer durfte es wagen, etwas dagegen einzuwenden? Als der Baumlange genug Holz zerhauen und den Ofen neu gespeist hatte, machte er sich zwischen Passagiergepäck und Holzscheiten Platz, streckte sich quer durch den Waggon wieder lang auf dem Fußboden aus, mit dem Rücken an eine Bank gelehnt, und fünf Minuten darauf rasselte sein mächtiges Schnarchen durch den Raum, als arbeite er jetzt mit einer Dampfsäge wie zuvor mit dem Beil. Ich habe nie zuvor einen Menschen so schnarchen hören, — aber er schnarchte auch auf Russisch!

Auf der nächsten Station verließ er uns, und ich will gleich hier bemerken, daß sich sein Besuch ganz in der vorbeschriebenen Weise einige Stunden später wiederholte. In der Zwischenzeit hatten wir selbst die Baumlangen unseres Ofens zu sein, wenn wir nicht frieren wollten. —

Ich träumte soeben, in Schlaf versunken, daß ich auf einer glitzernden Eisscholle über endlose Schneefelder dahin rutsche, als mich plötzlich ein lauter, heftiger Anruf und ein Gefühl, als ob meine rechte Seite mit Eis übergossen wurde, wach rief. Erschreckt fuhr ich auf, und ein eisiger wahrer Orcan mit grimmem Schneegestöber brauste mir athemraubend entgegen.

„Die Thür, die Thür!" schrie es von allen Seiten und mein Nachbar packte mich am Arm, als fürchte er ich wolle davonfliegen.

Was geschehen war? Die Thür neben mir, schlecht verschlossen, war weit aufgesprungen und unter dem wilden Dahinjagen des Zuges brauste Sturmwind und Schneegestöber zum offenen Wagen herein. Ich wäre vor Schreck und Ueberraschung beinahe noch nachträglich zum Wagen hinausgestürzt, wenn mich nicht der mir entgegenwehende Sturmwind und mein Nachbar gehalten hätten. Jetzt galt es, die Thür wieder zu schließen, — kein leichtes Stückchen für einen Laien im Schaffnerfach! Während mich ein Herr um die Taille gefaßt hielt, um meinen Sturz etwas weniger wahrscheinlich zu machen, bog ich mich zum Wagen hinaus, erhaschte glücklich die vom Sturm wüthend hin und her geschleuderte Thür und zog sie zu. Dann wurde das Fenster geöffnet, ich bog mich hinaus, wobei mir die eisige Luft fast den Athem und der Orcan den letzten Anschein je geordnet gewesener Haare benahm, und drehte den Verschlußriegel herum. Tief aufathmend saß ich als geretteter Struwelpeter da und starrte gedankenvoll vor mich hin, vertieft in die Betrachtung, daß eine Reise nach Rußland doch nicht so leicht und so „mir nichts, Dir nichts" gemacht sei, wie ich geglaubt hatte! Wenige Stunden war ich „in Rußland" und schon war ich Gefangener, freiwilliges Mädchen für Alles und unfreiwilliger Schaffner mit Lebensgefahr gewesen! Wenn ich dem Leser erkläre, daß mir jene kleine Thürepisode noch zweimal mit anderen Thüren unseres Waggons und zweimal mit den Thüren des Waggons auf der Rückfahrt begegnete, so wird er begreifen, daß der Verschluß der russischen Eisenbahnwagen etwas weniger streng und Sicherheit darbietend ist, als der Verschluß des russischen Reiches selbst!

Wir passirten verschiedene unaussprechliche Stationen, auf denen ich ausstieg, um „Land und Leute" in Augenschein zu nehmen. Längst deuteten alle Anzeichen darauf hin, daß wir uns tief in Rußland befanden. Die deutsche Sprache war verschwunden; die neuen Schaffner, welche unser Zug irgendwo bekommen, die Beamten auf den Perrons, die Gensdarmen ꝛc. sprachen nur russisch; die Kellner allein glänzten noch als Polylinguisten, in-

Digitized by Google

dem sie meist Deutsch, Russisch und Französisch zur Disposititon ihrer Dienstbeflissenheit hatten. Scharf hervortretend war auch der Unterschied in der Erscheinung des Publicums. Auf den Stationen wimmelte es von Gestalten, deren Längendimensionen selbst ein an die gediegenen Figuren pommerscher oder märkischer Gardisten gewöhntes Auge verblüffen mußten, — darunter spärlich gemischt wieder entschieden kleine, schmächtige oder untersetzte Dickkopfgestalten mit Tatarengesichtern und durchweg in Proletariertoilette. Schlanke, hohe Damengestalten in enganliegender, pelzverbrämter Jacke, eine ein Meter lange dicke Locke über den Nacken bis zum Gürtel herabfallen lassend, dampfende Cigarretten in der einen Hand, eine elegante Schnur, an welcher ein bolognefer Spitz oder auch ein bis zwei Windspiele trabten, in der andern Hand, hoch aufgerichtet, den Kopf in den Nacken geworfen, blitzendes Feuer in den keck umherfunkelnden Augen, liefen mit großen, starken Schritten herrisch auf und ab; ein sechs Fuß langer Cavalier, ebenso hoch aufgerichtet, die Hände in den Seitentaschen des langen Rockes, schritt, mit den Füßen weit ausholend, in raschem Tempo und lebhaftem Gespräch neben ihnen her, — überall im ganzen Wesen und Gebahen nicht die Kälte und imponirende Ruhe nordischer Naturen, sondern südliches Feuer, man durfte fast sagen: südliche Leidenschaftlichkeit und Genußsucht. Ueberhaupt zeigten sich mir Russen und Russinnen schon hier, wie ich es durchweg später bestätigt fand, von lebhaftem, fast bis zur Rohheit leidenschaftlichem Temperament, von Genußsucht Italiener, von Leichtsinn schlimmer als Franzosen, von Reichthum Engländer, von Verschwendung desselben: verweichlichte Asiaten, von Despotismus gegen Niedriggestellte — Slaven, von äußerlicher Politesse und zur Schau getragenem Benehmen aber: Aristokraten und Salondamen. Von keinem Nationalcharakter, den ich kennen gelernt, kann ich sagen, daß er so wenig dem deutschen Wesen und deutschen Gemüth sympathisch ist wie der russische, — von keinem kann ich sagen, daß er mit bestechender Außenseite und dem anfänglichen Eindruck der Gediegenheit so die spätere Enttäuschung durch Hervortreten eines grellen Nihil und schlimmerer negativer Eigenschaften verbindet, wie der russische! Ich fälle da ein hartes Urtheil, aber es ist auch dies eine ehrliche Photographie meiner Wahrnehmungen und Erfahrungen. Und man befrage die kaufmännische Welt, in welchem Ansehen ein auf Vertrauen basirendes, nach Rußland hin abzuschließendes Geschäft steht, man frage unsere bessere belletristische Literatur nach ihren Schilderungen von Russen und russischem Wesen, man frage unsere Polizeipräsidien und Gerichte nach dem, was sie mit Rußland zu thun haben, man frage unsere Kunstreiter, Seiltänzer, Puppenspieler und Equilibristen nach ihren Aventüren in Rußland, man frage die Geschichte und die Culturzustände Rußlands, und man wird wenig an meiner generellen Photographie zu retouchiren finden!

Schon auf den Stationen kann man übrigens die Bemerkung machen, die man bei näherem Kennenlernen der russischen Sitten bestätigt finden wird: das Nationalgetränk der Russen ist Schnaps, Champagner und Thee. Und zwar gilt dies nicht für den gemeinen, sondern für den bürgerlich situirten und den vornehmen Russen. Das niedere Volk trinkt nur Schnaps; der Mittelstand Schnaps, Thee und bei festlichen Gelegenheiten Champagner. Der vornehme Russe trinkt Schnaps, Thee und immer Champagner. Cliquot veuve oder Röderer bilden nicht, wie bei uns, den Culminationspunct des Mahles, sondern das generelle Getränk bei demselben.

Digitized by Google

Selbst der besser situirte Bürgerstand trinkt Abends im oder nach dem Concert, im „Theehause", das unseren Kaffees entspricht, oder im Restaurant bei der geringsten besonderen Gelegenheit seine „Flasche Champagner", weit leichter als er sich in Deutschland vom Bier zu einem Fläschchen bescheidenen Bordeaux versteigt! Wie sich das mit der pecuniären Leistungsfähigkeit des Mittelstandes verträgt? „In Rußland lebt Jedermann über seine Verhältnisse", antwortete man mir auf meine Frage und stellte das förmlich als landläufig bekannte Thatsache, als ein nationales Zugeständniß hin, das zum geflügelten Wort geworden. Luxus und Aufwand, Silbergeschirr, Festins, Spielgesellschaften und Champagner — das sind die socialen Götzen, zu deren Füßen die russische Gesellschaft liegt, welche sie als Lebensbedingung beseelen, auf welche sie blickt, wie auf Dinge, welche nationale Ehrensache sind! Um sie zu haben, opfert man was nöthig ist; sie durch Schuldenmachen zu decken, ist bei der Allgemeinheit der Sache nicht immer ausführbar, man bestreitet es also anders: man opfert an Bedürfnissen, deren Opfer die Außenwelt nicht sieht, und prunkt in seinem Salon, in seinem Silberzeug, in seinem Auftreten, in seinem gelegentlichen Champagner mit den Mitteln, die man dem Wäscheschrank und der Küche, den solideren häuslichen Bedürfnissen, dem stillen familiären Leben und — nöthigenfalls dem Verkaufe dessen, was man irgend entbehren kann, „abzuknappsen" weiß. „Sehen Sie sich", sagte mir ein Deutscher in Riga, der lange dort lebte und sich dort verheirathet hatte, „sehen Sie sich eine russische Mutter an, welche für ihre vor den Altar tretende Tochter die Aussteuer kauft, und ich wette mit Ihnen, sie macht den Anfang mit der Putzstube und ist mit der für die ganze Einrichtung ausgeworfenen Summe fertig, ehe sie zum Wäscheschrank oder zur Küche kommt, welche Beiden sich dann mit dem Minimum der noch disponibel zu machenden Mittel zu begnügen haben, denn wo der Luxus aufhört, hört auch die Lust zum Kaufen auf, und an der Grenze des häuslichen Gebietes, das vor den Augen der Außenwelt nicht prunkend geöffnet ist, giebts kein mütterliches Interesse mehr für die Instandsetzung des tochterlichen Hausstandes. Wenn nur vorhanden ist, was die Welt sieht, — fehlts an Dem, was die Welt nicht sieht, so hat das Töchterchen sich zu behelfen und hat der Mann zu sehen, wie er damit durchkommt. Die Ansprüche der russischen Frauen und Mädchen in dieser Beziehung sind bewunderungswürdig primitiv und ihr Grundsatz, wenn Salon und Putzschrank gehörig ausgestattet sind, ist geradezu: gehts nicht gut, so gehts schlecht mit dem Vorhandenen, es siehts ja Niemand! Die Küchenausstattung, der Stolz jeder deutschen Hausfrau, beschränkt sich in Rußland auf die bescheidenste Auswahl einiger Töpfe, Näpfe und Utensilien, welche, eines Küchenschrankes entbehrend, an einem simpeln Regal an der Wand ihren Platz haben (eine Thatsache, die ich übrigens bei den bürgerlichen russischen Küchen, die ich gesehen, durchaus bestätigt fand). Im Vorderzimmer aber steht prunkendes Tischgeschirr für Gesellschaften und mindestens zwei große, theure, blitzende Theemaschinen und zwei dito Kaffeemaschinen auf dem imposanten Büffet zur Schau gestellt. Als ich meine Frau heirathete, fand ich in ihrem Staatsschrank sieben Gesellschaftskleider, darunter zwei vollständige Balltoiletten, — aber acht Tage nach der Hochzeit mußte ich eine Schneiderin ins Haus nehmen und meinem Weibchen ein paar Alltagskleider und einen Morgenrock machen lassen, denn sie hatte für Haus und Straße positiv „nichts anzuziehen." Nun, ich habe mir meine Frau zu deutschem Wesen erzogen und „russische Wirthschaft" aus

Digitized by Google

meinem Hause verbannt, und es geht! Aber wollen Sie weitere Beispiele? Ein Freund von mir fand nach seiner Verheirathung eine Fülle prächtiger Gedecke für Gesellschaften bis zu sechsunddreißig Personen im Besitz seiner Frau, aber er mußte sofort Tischwäsche kaufen, denn er besaß thatsächlich kein einziges Gedeck für zwei Personen, nämlich einfach kein einziges Alltagsgedeck für sich und seine Frau! — Ein anderer Freund von mir, der in Petersburg geheirathet und außer einem eleganten Salon auch noch ein famos eingerichtetes Extraspeisezimmer und ein Separatspielzimmer zur Ausstattung erhalten, schrieb mir eilig nach der Hochzeit, er reise mit seinem Weibchen nach Deutschland, um Wäsche einzukaufen, an der es seiner Frau und seiner Wirthschaft fehle, — in den russischen Bazars jedoch wolle er nicht kaufen, dort finde er zu viel gesticktes und geschmücktes, aber zu wenig solides Zeug! — Sie müssen sich indeß darüber nicht wundern", schloß mein Rigenser, „das ist einmal hier nicht anders!"

Als ich in Dünaburg Morgens um vier Uhr abermals den Eisenbahnzug gewechselt hatte, fand ich die Situation noch einmal wie mit einem Zauberschlage auf das Ueberraschendste verändert. Ich war jetzt in Deutschrußland, der Ostseeprovinz Livland, und in glänzendem Triumph zeigte sich hier die Ueberlegenheit deutschen Wesens und deutscher Cultur über das russische Element. Die Wirkung war eine so prägnante, daß ich ganz verblüfft war und mich nach dem leibhaftigen Deutschland zurückversetzt glauben konnte. Deutsche Sprache umgab mich plötzlich, kaum durch ein russisches Wort getrübt, deutsche Coupés breiteten mir ihre eleganten, schwellenden Polster entgegen, deutscher Typus der Gestalten und des Gehabens heimelte mich an, deutsche Schaffner waren verständlich und höflich, deutsche Lettern in den Inschriften belehrten mich wo ich sei, deutsche Namen und deutsch-anständige, weniger luxuriöse und weniger erbärmliche Ausstattung der sichtlich besseren Stationsgebäude ließen mich von dem Joch des erlittenen russischen Eisenbahnbarbarenthums wieder aufathmen! Dieser Charakter veränderte sich nicht während der ganzen acht, noch bis Riga zurückzulegenden Stunden, er veränderte sich nicht in Riga während der drei Wochen, welche ich daselbst verweilte, nicht in Mitau, noch in den anderen Städten, denen ich einen flüchtigen Besuch abzustatten Gelegenheit hatte. Wäre nicht leider ein Bischen „russisches Regiment', „russische Wirthschaft" und „russische Moral" mir überall entgegen getreten, — ich hätte wahrhaftig meinen können, mich in einem vorgeschobenen Stückchen veritablen Deutschlands zu befinden!

Und auch die Bevölkerung nennt sich deutsch und zieht eine, oft mit Selbstbewußtsein markirte Scheidelinie zwischen sich und den Slaven. „Nein, ich danke Ihnen, mein Herr!" sagte ganz böse eine Rigenserin zu mir, als ich ihr eine Cigarrette offerirte, weil ich Damen dort so vielfach rauchen gesehen, „die Russinnen rauchen, — eine deutsche Dame thut das nicht!" Das Betonen des nationalen Unterschiedes begegnete mir oft, bei Herren wie bei Damen, und wenn man sie dann bei ihrem meist enragirt zur Schau getragenen Rußlandpatriotismus zu fassen suchte, halfen sie sich mit der ziemlich landläufigen Erklärung aus: „wir sind russische Unterthanen, aber keine Russen von Geburt", und sprachen dann Etliches von „Nationalrussen" oder „Stockrussen", wie sie dieselben ganz ungenirt bezeichnen, wenns — Niemand hört!

Dank einigen sehr wesentlichen Empfehlungsbriefen, hatte ich Gelegenheit, in viele Familien, bei für mich bedeutsamen Persönlichkeiten und in ab-

Digitized by Google

geschlossene, politisirende . . . wie soll ich sagen, ohne gerade den Gedanken an Verschwörungen und Geheimbünde zu erwecken: politisirende Gruppen, Cirkel oder Kreise eingeführt zu werden, die mir für eine nähere Kenntniß der Verhältnisse von hoher Wichtigkeit waren. Man ergeht sich in der angedeuteten Weise in Rußland nur sehr vorsichtig, nur wenn man streng „unter sich" ist, nur in höchst abgeschlossenen Cirkeln. Aber ich fand in solchen Gruppen Officiere und Beamte, Männer der Kunst und Wissenschaft, den Kaufmann und den Aristokraten; und die Tendenzen, welche ich dort andeuten, murmeln oder frei aussprechen hörte, die Bilder von Staatszuständen und herrschender Demoralisation, welche mir dort entrollt wurden, sie — lassen sich heut begreifen, wenn man jetzt in den Zeitungen von russischen Zuständen, russischen Armeedepots, russischen Revolten, Secten, Desstructionen und Enttäuschungen die „Glocken läuten hört." Mit dem blinden, patriarchalischnaiven Patriotismus des einen Theiles der Bevölkerung paart sich eine helle Erkenntniß seitens des anderen Theiles derselben, welche, wie ich sagen muß, dem heutigen Rußland gefährlich sind; paaren sich Tendenzen von Pessimismus, Nihilismus, hoffendem Optimismus und — fragendem politischem Katechismus, welche als ein sehr beachtenswerthes und verständliches Menetekel an die Innenwand des Bewußtseins eines großen Theils der russischen Bevölkerung geschrieben steht! Was hat die chinesische Mauer genützt? Paß, Zoll, breitere Bahnspuren, Censur — sie konnten absperren was auf dem Erdboden reist. Aber der Geist der Neuzeit reist durch die Luft, der Samen des neunzehnten Jahrhunderts wird, wenns nöthig ist, vom Winde weitergetragen wie der Samen mancher Pflanzen — dahin, wo er unbemerkt Wurzel schlägt, keimt und grünt und blüht, man weiß nicht woher er gekommen! Und diesen Luftweg hat der russische Scharfsinn doch nicht abzusperren vermocht, so hoch er sich auch in seinem Ummauern verstiegen! — Ich halte die Diplomaten und Staatsmänner für gewaltig pfiffige Menschen, auch die Türkischen, ihr Metier für ein gar wohl überlegtes, in jedem Zuge weithin berechnendes Schachspiel, und ich halte — die neu gegebene türkische Verfassung für solch einen kecken Springerzug mit Zickzackwirkung nach verschiedenen Seiten hin, darunter z. B. ein verdecktes „Schach" nach Petersburg, — für einen Ricochetschuß, der über die Mauern und Wälle des russischen Systems hinweghüpfend erst im Inneren einschlagen und zünden soll, da, wo der Schütze Zunder und Pulver angehäuft weiß, das nicht „nur Kohlenstaub" ist! Ob der Schuß getroffen, weiß ich nicht, gut gezielt aber war er.

Eine Freude übrigens hatte mir Rußland doch gemacht, die ich ihm nicht vergessen werde: das gute, alte Rußland hatte mich bei meiner Ankunft verjüngt, um netto zwölf Tage, was immerhin schon mitzunehmen ist. Am 14. October von Hause abgereist, kam ich am 2. October gesund und neu verjüngt in Rußland an. Das Ganze ist um so komischer, als Jedermann in Rußland den Irrthum kennt und kein Mensch ihn mehr für das Richtige hält, jeder Mensch aber mit dem Irrthum rechnet, weil es ein „officieller" ist, und nur gern, um der Wahrheit die Ehre zu geben, das richtige Datum verstohlen in einer Parenthese daneben setzt, wie z. B. die dortige Presse thut.

Aber apropos! Presse. Wer kann es mir verdenken, daß ich erröthete, als ich zum ersten Male die russische Druckerschwärze in ihrer glänzendsten Schwarzheit vor mir liegen sah! Diese schwärzeste Seite ihrer Schwarzheit

Digitized by Google

ist der Gebrauch, den die Censur von ihr macht. Die russische Presse hat nämlich, wie man mir naiv erzählte, von der Censur die „Preßfreiheit", über andere Länder zu schreiben „was sie will", nur über das heilige Rußland und alle Angelegenheiten, welche dasselbe angehen, hat sie ein gediegenes Schweigen zu beobachten, oder zu schreiben, was ihr dictirt wird, oder sich aus ihrem Geschriebenen von der Censur ausmerzen zu lassen, was dieser nicht gefällt. Demzufolge passirt jede Zeile, selbst jedes private Inserat, vor dem Druck erst die Argusaugen des das gedruckte Heil des Reußenreiches überwachenden Censors, und jedes Zeitungsexemplar trägt die kindliche Artigkeits- und Ungefährlichkeitsquittung in der Inschrift: „Gedruckt mit Erlaubniß der K. K. Censurbehörde." Bei der auswärtigen Presse jedoch (deren jedes Organ nebenbei gesagt erst der speciellen Erlaubniß bedarf, in Rußland eingeführt zu werden) verfolgt man das bekannte abgekürzte Verfahren, jede Zeile, jedes Wort oder jeden Abschnitt, welcher nicht gelesen werden soll, mit Druckerschwärze zu überpinseln! Ich sah blutwenig deutsche Zeitungen in Livland, und die ich sah, trugen lustig das Harlekinhabit jener schwarzen Flächen und Flecke des Censur-Pinselthums, — ein Anblick, bei dem ich nicht wußte, ob ich lachen oder mich in der Seele meiner dortigen Mitmenschen schämen sollte: aber ich zog das Letztere vor. Sogar in der harmlosen, rein belletristischen Damenzeitung „Bazar" (sic!) fand ich über einige vier Quadratzoll große Stellen den schwarzen Maskenschleier der Censurtünche gezogen, — wohl als russisches Modebild!

Die armen Damen in Rußland! Manches ist dort recht hübsch, recht „südlich" für sie; Manches auch nicht, Manches sehr „nordisch!„

Ich kann nicht umhin, ein kleines Damenabenteuer hier Raum finden zu lassen. Ein schöner, heller Wintertag ließ mich zwei junge Damen meiner Bekanntschaft durch die Stadt geleiten. Es war kalt, ich offerirte den Damen in eine Conditorei zu treten, um eine erwärmende Tasse Chocolade zu trinken. Sie acceptirten. „Dann wollen wir aber nicht zu K. gehen", sagte die Eine und nannte die erste Conditorei Riga's, „sondern zu P., dort ist es reinlicher."

„Reinlicher?" fragte ich einigermaßen erstaunt.

„Ja", erwiederte sie: „Bei K. habe ich es weniger reinlich gefunden als bei P."

Ich wunderte mich zwar im Stillen nicht wenig über diese präsumirte Reinlichkeitsabstufung in Bezug auf die beiden besuchtesten Conditoreien einer großen Stadt, aber ich sagte Nichts, denn die beiden Damen waren verzweifelt national gesinnt und man muß galant sein, wenn auch nur durch Schweigen. Wir gingen also zu P., der „reinlicheren" Conditorei. Indeß schien den Damen die Chocolade nicht zu munden. Sie nippten an den Tassen, nippten noch einmal, ließen sie stehen und rümpften die Näschen. „Schmeckt die Chocolade nicht?" fragte ich beunruhigt. „Nein, sie hat einen sonderbaren Beigeschmack", sagte die Eine mit verzogenem Munde. „Und sehen Sie nur, wie häßlich dick sie aussieht!" Sie schöpfte mit dem Löffel aus der Chocolade, in deren Innerem es seltsam ballig dick schwamm, und — holte einen Bausch menschlichen Haares heraus, der zu einem veritablen Chignon für eine mäßig große Puppe hinreichend gewesen wäre! Ein leiser Schrei des Entsetzens — die andere Tasse wurde untersucht, und ein gleicher Bausch Haar auch aus ihr zum Vorschein gebracht!! Die Conditormamsell rechtfertigte sich entrüstet damit: „das sei übersehen

Digitized by Google

worden und dergleichen könne vorkommen!" Meine Damen wurden krank und fuhren nach Hause. Ich habe nach dieser, auch nicht durch ein einziges Wort von der factischen Wirklichkeit abweichenden Geschichte die „reinlichere" Conditorei Rigas nicht wieder betreten, und die mir als „weniger reinlich" geschilderte auch nicht! — Und dabei traf ich in eben diesem Riga wiederholt auf Damen, welche mir naserümpfend erzählten, daß sie auf ihrer Reise in Deutschland beim Besuch von Conditoreien und Restaurants stets ihren eigenen silbernen Theelöffel bei sich geführt, weil man deren dort undelicaterweise nie bekomme und sie nur mit silbernem Löffel zu essen vermöchten!

Nirgends fand ich übrigens Unsauberkeit und Uneleganz schärfer vertreten als in den Regierungsgebäuden. Ich lernte deren drei kennen: das Zollamt, das Postgebäude und das Paßbureau, — alle drei Baracken von einer Baufälligkeit, Unsauberkeit und winkliger, dunkler Verkommenheit, wie mir in ganz Deutschland noch nicht ein so verzwickles altes Großvaterhaus vorgekommen ist! Und dabei ist Riga die fast bedeutendste See- und Handelsstadt Nordrußlands. Diese alten Baracken aber stehen in einem officiell befohlenen Ansehen wie Geßlers Hut in Zwinguri und werden als Götzen kaiserlichen Besitzes in hohem Respect gehalten. Zum ersten Male betrat ich das Postgebäude, um nach einem Posterestantebrief zu fragen. Ich trat auf einen häßlichen, natürlich ungeheizten, kleinen Vorflur und richtete am Schalter meine Frage an den Beamten. Derselbe raunte mir leise Etwas zu, das ich nicht verstanden zu haben glaubte. „Wie?" fragte ich verblüfft. „Nehmen Sie erst den Hut ab, — Sie sind hier in einem kaiserlichen Gebäude, sage ich!" herrschte er mich jetzt laut und sehr deutlich an. Ich sah mich um, warf kopfschüttelnd einen Blick auf diesen Vorflur eines „kaiserlichen Gebäudes" und trug dann gehorsam-barhäuptig meine Frage noch einmal vor, während mir der kaiserliche Zugwind aus der sich fortwährend öffnenden und schließenden Thür eisig um das unbedeckte Haupt sauste. — Von einer ganz anderen Seite lernte ich das Zollamt kennen. Mein verlängerter Aufenthalt machte es nöthig, daß ich mir einige Dinge nachschicken ließ, und ich erhielt ein Kofferchen voller Gegenstände, deren viele ich zu versteuern hatte, und der laut Avis auf dem Zollamt meiner harrte. Da das Versteuern umständlich und mit langem Wartenmüssen verbunden ist, so ersuchte ich einen mir befreundeten Zollbeamten, die Sache für mich zu erledigen. Er übernahm es und händigte mir nach zehn Minuten mein Kofferchen aus. Als ich ihn nach dem Betrage des Zolles fragte, antwortete er lachend: „Nichts! Ich habe das „so" besorgt!" Sogar ein Briefchen an mich, das auf dem Boden des Koffers lag, war glücklich mit durchgeschlüpft, und dies war die schlimmste Contrebande, denn nach russischem Postmaßregelungssystem darf in keinem „Packet" sich eine Zeile Schriftliches befinden; dies gilt als Portodefraudation und hätte die Confiscirung der ganzen Sendung zur Folge haben können. Derselbe Zollbeamte erzählte mir harmlos, daß sein Jahresgehalt 600 Rubel betrage, sein Einkommen aber sich auf über 2000 Rubel jährlich belaufe: das Plus ergebe sich aus Gratificationen von Seiten der Kaufleute. Wofür? sagte er mir nicht.

Als ich Riga zur Heimreise verließ, traf ich im Coupé mit einem Officier aus Dorpat, Capitän bei einem Infanterieregiment, zusammen, den ich schon vor einiger Zeit in Mitau kennen gelernt. Er benutzte die Einsamkeit unseres Coupés, in dem nur wir Beide uns befanden, und in welchem wir offenbar vor Lauschern sicher waren, um sich in den schmucklosesten, streng

Digitized by Google

verurtheilenden Schilderungen über russische Armeezustände, Barbarismus des bisherigen Recrutirungssystems, Beamtenunterschleife, Regierungsabsolutismus ꝛc. zu ergehen. Er sprach darüber mit solcher Rückhaltlosigkeit und Schärfe, daß ich geneigt gewesen wäre, ihn für einen, mich „aufs Glatteis" führen wollenden Spion zu halten, wenn sein Stand mir nicht doch wohl dem widersprechend geschienen hätte, so daß ich mich begnügte, nur starr vor Staunen darüber zu sein, daß ich solche Worte aus „uniformirtem Munde" hörte. „Nun adieu", sagte er, als wir uns Dünaburg näherten: „Ich steige hier um und gehe nach Moskau." — „In dienstlichen Angelegenheiten?" — „Nein, ich habe in Moskau seit acht Jahren einen Proceß, und da habe ich mir wieder einmal die Tasche vollgesteckt und gehe hin, um tüchtig Geld zu geben." — „Ihrem Advocaten?" fragte ich erwartungsvoll. „Nein", erwiederte er lachend: „Den Herren vom Gericht, welche meine Sache in Händen haben! Ich muß alle paar Jahre einmal hinüber und ihnen mit gefüllter Hand kommen: dann geht meine Sache wieder ein Weilchen vorwärts, bis sie abermals einschläft, damit ich von Neuem komme!"

Wir schieden. Ich habe es seitdem mit ganz Rußland wie mit der „reinlicheren Conditorei" Rigas gemacht: ich habe „ein Haar darin gefunden" und es nicht wieder betreten!

Digitized by Google

Tommaso Salvini.

Eine Charakteristik von **Ernst Lehmann.**

(Mit dem Portrait des Künstlers.)

Seit dem Triumphzügen der Ristori hat die italienische Schauspielkunst außerhalb der italienischen Grenzen lange Zeit hindurch nur eine sehr geringe Beachtung gefunden. Besonders die Blicke der deutschen Oeffentlichkeit waren bei weitem eher nach Paris als nach Rom und Florenz gerichtet; während französische Autoren das deutsche Gebiet zu einer tributpflichtigen Domäne ihres Talentes zu machen wußten und der französische Schauspieler sogar von solchen, die eine französische Vorstellung nie gesehen, als der unzweifelhaft Begabteste und Beste unter den Darstellern aller Nationen gepriesen wurde, wußte man in den wenigen literarischen der italienischen Bühne gewidmeten Arbeiten nur von dem künstlerischen Verfalle des italienischen Theaters zu erzählen. Allerdings wer, wie der Verfasser dieser Zeilen, Gelegenheit gehabt, an Ort und Stelle mit vorurtheilsfreiem Blicke die einschlägigen Verhältnisse kennen zu lernen, mußte sich sehr bald eines Besseren belehren. Das gegenwärtige Italien steht seit Jahr und Tag in einem Culturprocesse, der unserer Romantik vom Jahre Dreißig und der daran sich schließenden bis in die sechziger Jahre reichenden Entwickelung ungemein ähnlich sieht. Wie bei uns in einer noch nicht fernen Vergangenheit, ist dort jetzt die Hegel'sche Philosophie die herrschende Geistesrichtung; daneben besitzen die Italiener ihren Ferrari, wie wir unseren Benedix besessen haben, und der tiefsinnigste italienische Poet Prati hat seinem Volke sogar ein Gedicht geschenkt, das bei voller Selbstständigkeit ein Geschwisterkind von Goethe's Faust ist.

Im Anschluß an diese höhere poetische Richtung haben wie die deutschen so auch die italienischen Romantiker die Shakespeare'sche Welt ihrem Volke zu erschließen versucht. Durch die Geistesschätze des großen Briten wurde die italienische Schauspielkunst zu frischem, großartigem Leben erweckt; dem italienischen Theater entstand ein neues dem Großen und Gewaltigen zustrebendes Geschlecht von Darstellern, welches, wie die italienische Freiheit, ihre Helden und Märtyrer hat. Zu den letzteren gehört neben Ernesto Rossi Tommaso Salvini, der augenblicklich in Deutschland künstlerische Triumphe feiert, wie sie kaum einem Ludwig Devrient zu Theil geworden. Der am Neujahrstage des Jahres 1829 geborene Künstler hat alle Wechselfälle der italienischen Einheitsentwickelung an seiner eigenen Person erfahren. Er hat an der von Garibaldi geleiteten Vertheidigung Roms gegen die Franzosen im Jahre 1849 und an der Verbannung der italienischen Freiheitskämpfer gleichen Antheil genommen, allein sein Patriotismus ließ ihn seine Kunst nicht vergessen, und während die Welt für Jahrzehnte an dem politischen Schicksale Italiens verzweifelte, lehrte sie Tommaso Salvini durch seine schauspielerischen Offenbarungen den Genius italienischer Kunst auf's Neue bewundern.

Die Natur hat den großen Künstler wahrhaft verschwenderisch für seinen Beruf ausgestattet. Eine hohe, breite und doch elastische Gestalt, ein ausdrucksvolles, ungemein wandlungsfähiges Antlitz, ein großes, dunkles Auge, das alle Gemüthsbewegungen mit seltener Lebhaftigkeit wiederspiegelt, und endlich eine sonore, volltönende Stimme, die allen Modulationen gerecht wird. All' diese Mittel hat Salvini, angeleitet von seinem Lehrer, dem gro-

Digitized by Google

ßen italienischen Schauspieler Modena, in einer Weise zu gebrauchen gelernt, die in jedem Augenblicke den vollendeten Meister schauspielerischer Technik verräth. Trotzdem bleiben ihm seine großen unsterblichen Gaben immer nur Mittel zur Veranschaulichung eines seelischen Gehaltes, nur die volle Unkenntniß des italienischen Nationalcharakters kann ihm gewisse Momente seines Spieles als effecthaschende Virtuosenstücke zur Last legen; sein Volksthum erklärt vollkommen seine Auffassung und die oft für uns Germanen all' zu grelle Farbenauftragung. Die stets erhitzte Phantasie des Italieners will eben mehr sehen als wir, um ergriffen zu werden; wo bei uns Deutschen, denen die Kunst zunächst Gemüthssache und dann erst Phantasiesache ist, eine bloße Andeutung wirkt, bedürfen die Landsleute Salvini's schon einer scharfen, brennend colorirten Zeichnung. In Folge dessen wird schon die Basis der italienischen Schauspielkunst eine uns bereits erhöht erscheinende Stufe des Affectes, und die letzten Extreme des italienischen Darstellers, von denen der Deutsche sich schaudernd wie von etwas Gräßlichem abwendet, sind dem Romanen die höchste Staffel ästhetischen Wohlgefallens. Wenn Tommaso Salvini beispielsweise in dem recht schwachen italienischen Stücke „Der bürgerliche Tod" (la morte civile) die Sterbescene mit einer Wahrheit darstellt, daß wir vor Schaudern davon gehen und ein deutscher Schauspieler unwillkürlich in die Worte ausbricht „Der Mann muß wirklich schon einmal gestorben sein!" so ist das keine individuelle Eigenthümlichkeit Salvini's, sondern vielmehr ein Charakteristicum der gesammten italienischen Schauspielkunst. Ebenso darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn Salvini in seiner Darstellung des Hamlet alle sarkastisch, humoristischen Züge des Helden geradezu tilgt; der Italiener versteht sich auf alle möglichen Possen und Witze, aber das, was wir Germanen mit dem Ausdrucke „Humor" bezeichnen, ist ja dem Sohn des schönen Italiens ohne Ausnahme durchaus etwas Fremdes, etwas Unbegreifliches. In allen diesen Dingen zeigt sich aber, daß selbst das größte künstlerische Genie niemals die ihm durch Geburt und Vaterland gesetzten Grenzen seines geistigen Wesens überschreiten kann. Aber wenn wir von den hier angedeuteten Mängeln absehen, wie viel Großartiges, wie viel geradezu Unnachahmliches bleibt da nicht übrig. Welche Einfachheit in der Auffassung und welche schauspielerische Durcharbeitung jeder einzelnen Scene! Salvini's Helden bleiben, so heldenhaft und großartig sie erscheinen, in jedem Augenblick Menschen. Da fehlt kein einziger seelischer Uebergang, mag es sich nun um den Othello, den Macbeth oder den Sohn der Wildniß handeln. Ja in dem letztgenannten Halm'schen Schauspiele hat Salvini durch seinen Ingomar und seine Einrichtung des Stückes, welches er, dem urwüchsigen Charakter der Handlung gemäß, nicht in Versen, sondern in Prosa übersetzt hat, den Beweis geliefert, daß ein großer Schauspieler aus einer recht mäßigen Dichtung ein dramatisches Meisterstück zu machen vermag. Wie Salvini die Ungelenkigkeit und Täppigkeit des wilden Natursohnes, verbunden mit voller Manneskraft und einem, wenn auch noch ungebildeten, so doch edlem Gemüthe zur Anschauung bringt, das ist ganz einzig in seiner Art. Alle Sentimentalität und Künstelei der Halm'schen Dichtung löst Salvini in eine gesunde Natursprache auf. Ingomar's Schmachten gegenüber der Griechentochter wird zum Anstaunen der ihm bis dahin fremden Macht der Liebe; dann kommt er nach und nach zum Bewußtsein dessen, was in ihm vorgeht, und dabei ist die ganze Darstellung von so köstlicher Laune durchwebt, daß der Zuschauer geradezu erstaunt, wie er den bei weitem mehr

Digitized by Google

lustspielartigen, als ernsten Charakter der Dichtung bis dahin so ganz und gar verkennen konnte.

Nicht minder bedeutend, und nur durch seinen Gegenstand noch großartiger ist Salvini's Othello, den man als eine der größten Kunstoffenbarungen bezeichnen darf. Bei dem Shakespeare'schen Mohr von Venedig trifft, was nur immer Salvini für seine Begabung günstig sein konnte, in einer einzigen Rolle zusammen. Südländisches Feuer, Othello's Eifersucht — bekanntlich die dem Italiener bekannteste Leidenschaft — und eine psychologische, alle Stufen seelischer Empfindung vergegenwärtigende Durchführung des Charakters, wie sie selbst der große Brite nur in vereinzelten Stellen seiner dramatischen Werke in gleicher Meisterschaft wieder bietet. Vielleicht hat gerade das Bewußtsein, in voller Größe glänzen zu können, den italienischen Tragöden zum Maßhalten und Mildern bewogen, Salvini's Othello erscheint mehr als Maure wie als Mohr. Er giebt dem Helden der Shakespeare'schen Tragödie nicht sowohl eine dunkle als vielmehr eine nur angebräunte Farbe des Antlitzes. Groß, edel und vornehm erscheint Othello's ganzes Wesen, voll Ruhe und überlegenen Verstandes fast bis zum Schluß des ganzen Stückes. Die berühmte Erzählung vor dem Senate von der Art, wie Othello Desdemona's Liebe gewinnt, spricht Salvini im ruhig, edel gehaltenen Vortrage. Seine Thaten erzählt er nicht etwa prahlerisch, sondern selbst das Größte, was er gethan, scheint nach dem Ton, in dem er davon berichtet, selbstverständlich und nur die letzten Worte:

Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand;
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen —

spricht er wie von reinster Freude getragen.

Schön und voll überraschender Herzlichkeit zeigt sich Othello bei Desdemona's Bewillkommnung auf Cypern. Doch dies alles ist nur das Vorspiel zu dem folgenden, das Erwachen von Othello's Eifersucht vergegenwärtigenden Theile der Leistung, in welchem uns der Künstler das allergrößte Meisterstück schauspielerischer Charakteristik bietet. — Zunächst achtet Othello-Salvini gar nicht auf Jagos Verdächtigungen; Desdemona tritt an ihn heran, bittet für Cassio, nachdem sich Cassio vorher, wie vom bösen Gewissen getrieben, entfernt; Othello sträubt sich zwar zunächst gegen Cassio's Begnadigung, aber dann sagte er die Worte:

Bittet nicht mehr, er komme, wann er will,
Ich schlage Dir nichts ab, —

zu Desdemona in dem Tone herzlichster, tiefsinnigster Liebe. Dann setzt er sich nach Desdemonas Abgang (Sc. 3, Aufz. 3) mit den Worten, die uns sein ganzes Glück ahnen lassen:

Holdselig Weib! Verderben fasse mich,
Lieb' ich Dich nicht! Und wenn ich Dich nicht liebe,
So kehrt das Chaos wieder —

an den Tisch, um zu schreiben. Jago unterbricht ihn.

Othello antwortet nebenbei, ohne jeden Arg. Endlich werden ihm die Sticheleien Jago's auf Cassio und Desdemona verdächtig, aber nur einen Augenblick; Salvini behält seinen ruhigen Ton; Jago wühlt weiter, Othello bleibt immer ruhig und nur mit größerer Bestimmtheit spricht er die Worte:

Beim Himmel! ich will wissen, was Du denkst.

Dann sagt er das Wort: „O misere (o Elender), als ihn Jago verschmitzt und hinterlistig vor Eifersucht warnt, nicht etwa, als wenn er auch

Digitized by Google

nur einen Augenblick an Desdemona zweifle, sondern so, als ob er es bereue, auf Jago's Worte überhaupt eingegangen zu sein. Erst als Jago ihn auf's Neue ausdrücklich warnt, zeigt sich das erste Zucken der Leidenschaft in der Seele des ehrlichen Mohren. Wie ermattet sinkt Othello-Salvini bei Jago's Erinnerung an Desdemona's Trug gegen den Vater zusammen, mit tiefstem Seufzer, die Augen stier gen Boden gerichtet. Dann giebt er Jago ein Zeichen, ihn zu verlassen. Die Worte: „Ich bin Dir verpflichtet auf immer', spricht er gegen den Abgehenden förmlich und kalt, und als der Verräther sich ihm wieder nähert, sagt er voll Festigkeit und wie zum Trotz: „Ich glaube doch an Desdemona's Treue." In diesem Trotz liegt der Uebergang zu der erwachenden Eifersucht; die innere Ueberzeugung Othellos beginnt zu wanken; der Trotz ist gleichsam nur eine Maske, die sein bereits wankendes Vertrauen verhüllen will. Der erste Schmerz bricht in dem Satze hervor: „Warum vermälte ich mich?" Desdemona tritt wieder ein und ihr bloßer Anblick schlägt Othello's Verdacht vollkommen nieder. Wenn Othello wieder auftritt, nachdem er sich mit Desdemona zurückgezogen und inzwischen Jago Emilien das verhängnißvolle Taschentuch entrissen, trifft er Jago nicht gleich zur Stelle. Wie erschöpft lehnt sich Othello-Salvini mit dem Kopf gegen die Wand. All' den Verdacht, den Othello über Desdemona ausgießt, spricht Salvini noch immer so, als wenn er selbst an diese Hirngespinnste nicht glauben könnte. Es folgen jene rührenden Zeilen, in denen der Mohr von seinem besseren Selbst auf ewig Abschied nimmt. Salvini richtet sich auf, kreuzt die Hände wie zum Gebet übereinander und spricht die kleine und doch für Othello so inhaltreiche Rede:

Fahr wohl, Zufriedenheit! Ihr Reiterschaaren
Mit wallenden Federbüschen u. s. w
Lebt wohl! Othello's Tagewerk ist gethan —

rührend einfach und schlicht. Voll Wuth stößt er den sich nahenden Jago zu Boden und fordert Beweise von Desdemona's Untreue. Dann, wie von innerer Scham über seine eigene Heftigkeit übermannt, sinkt er einen Augenblick ermattet hin, verhüllt sein Gesicht und tritt wieder an den Niedergeworfenen heran, indem er ihn mit einer Geberde, die den Jago um Verzeihung zu bitten scheint, selbst vom Boden aufhebt. Nunmehr rückt Jago, gestützt auf das so eben gestohlene Taschentuch, klar und deutlich mit der Behauptung von Desdemona's Liebe zu Cassio hervor. Erst jetzt stürzt, von seiner Leidenschaft bewältigt, Othello racheschnaubend zu Boden.

Ich muß es mir leider, so schwer es auch ist, versagen, diesen Salvini'schen Othello weiter Scene für Scene zu zergliedern. Wie schade, daß unsere Kunst-Kritik noch nicht weit genug ist, eine solche Leistung in einer streng wissenschaftlich psychologischen Analyse der Nachwelt zu überliefern! An einem Salvini könnten ganze Geschlechter lernen. Hoffentlich ist des Künstlers diesjähriger Besuch in Deutschland nicht sein letzter gewesen. Das berliner Publicum hat ihn freilich zu einer Rückkehr in die deutsche Hauptstadt wenig ermuntert! Dennoch darf der große Tragöde bei der Wahl einer für das Theater günstigeren Jahreszeit auch an der Spree enthusiastischer und allseitiger Aufmerksamkeit sicher sein. Eine Salvinirolle versäumen heißt sich um eine Naturoffenbarung bringen; selbst wo man mit dem Künstler rechten kann, spricht der echte Genius, der, wie allbekannt, kaum in jedem Jahrhundert auch nur einmal erscheint.

Digitized by Google

Das sprechende Portrait.

Novelle von **Eufemia Gräfin Ballestrem.**

Sommer war's, warmer, sonnenreicher, blumenblühender Sommer, und im Park zu Rheinsberg leuchtete, blühte und glühte er in wunderbarer ewig neuer Pracht! Die Rasenflächen lagen da gleich ächtem, smaragdgrünem Sammet, üppig grünte das Laub auf Baum und Strauch, Blumen blühten in märchengleicher Pracht und Rosen dufteten roth, rosa und weiß wohin das Auge sah! Und dazwischen sprudelten und plätscherten die Fontainen, von pausbäckigen, steinernen Tritonen aus ebensolchen Hörnern in mächtigen Strahlen in die Luft geblasen, die feinen Wasserstäubchen kos'ten kokett mit den Sonnenstrahlen und sprühten hell auf, wenn ein solcher sie traf.

In dem Park zwischen dem üppigsten Dunkel der Bäume, dort wo angenehme, köstliche Kühle wehte, saß an einem sonnenhellen Julimorgen des Jahres 1735 eine heitere, fröhliche, lachende Gesellschaft beisammen. Dort jene Dame mit den regelmäßig schönen Zügen und den melancholischen Lächeln ist die Kronprinzessin Elisabeth Christine von Preußen und die steife, dürre, starknochige Gestalt in den knisternden Brocatkleidern neben ihr ist die Oberhofmeisterin des kronprinzlichen Hofes, Frau von Wartenberg. Hier liest Baron Pöllnitz, der geistvolle, amüsante Kammerherr des Kronprinzen, zwei Damen ein Gedicht vor. Die eine dieser Damen ist die heitere Prinzessin Amalie, deren Zunge stets etwas scharf zugespitzt ist, die andere ist eine Hofdame der Kronprinzessin, Fräulein Dorothea von Manteuffel. Hier liegt Herr von Grumbkow zu den Füßen der Gräfin Althann, dort begleiten Graf Recke und der Markgraf von Schwedt die geistvolle Gräfin Barfus die schattige Allee hinab.

Ja, in Rheinsberg herrschte ein fröhlicher, geistvoll-ungezwungener Ton, bis in diese Mauern war noch nicht der steifbeinige, pedantische, drückende Zwang des Berliner Hofes gedrungen, und reichte auch für dies Leben in dulci jubilo die knapp zugemessene Apanage, welche Friedrich Wilhelm I. seufzend zahlte, nicht aus, so wurde geborgt oder ein Attentat auf den väterlichen, fest zugeschnürten Beutel gemacht, was freilich nicht immer von Erfolg gekrönt war. Wäre der Kronprinz unverheirathet gewesen, so hätte dieser hermetisch verschlossene Beutel sich nie geöffnet, seitdem aber die Prinzessin von Braunschweig-Bevern Kronprinzessin von Preußen war, opferte der König seine geliebten Thaler mit mehr Freigebigkeit, denn seine Schwiegertochter durfte nicht erzählen, daß er sich „lumpen" lasse.

So flossen die Tage in Rheinsberg dahin, ohne Sorgen und voll Heiterkeit, man dachte nicht an den nächsten Tag und freute sich der Gegenwart.

Lachte so wie heut die Sonne dem herrlichsten Sommertage entgegen, so zog man schon früh aus und nahm die Frühstücksschocolade im Garten ein, zum Entsetzen der Oberhofmeisterin, die gern bis zu später Stunde im Bett lag. Zwar hatte ihr die Kronprinzessin gestattet, dieser Passion zu fröhnen, aber Frau von Wartenberg hätte sich lieber in Stücke reißen lassen, als daß sie

Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible] sprechende Portrait.

[illegible] Gräfin Ballestrem.

[illegible]

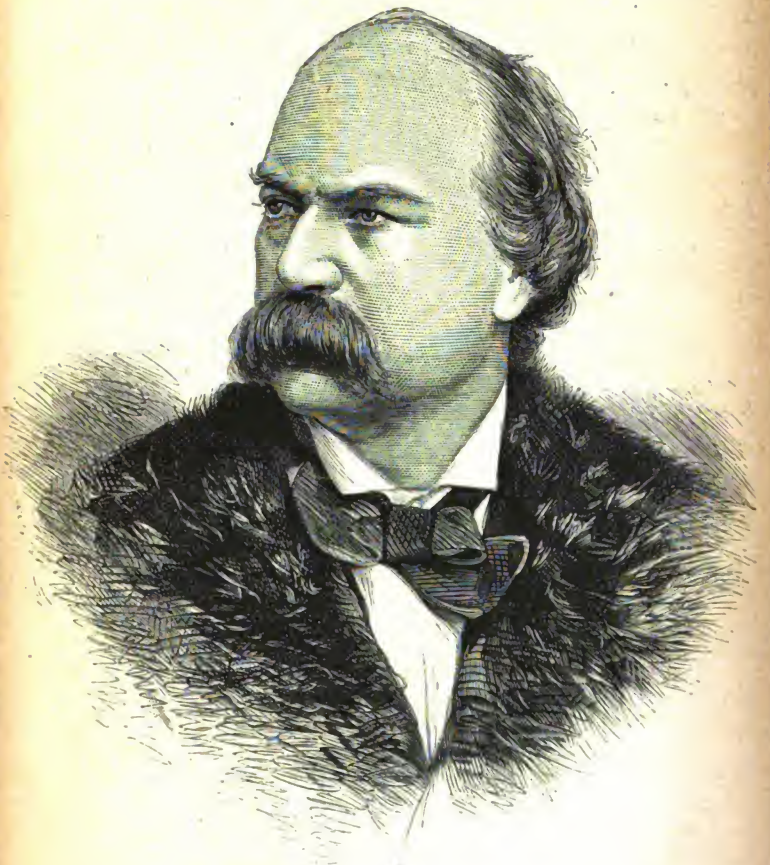
[illegible] Tunkel [illegible] Bäume, [illegible]

[illegible] Gedicht vor. Die [illegible] Damen [illegible] die heitere [illegible] Zunge stets etwas [illegible] die andere [illegible] Fräulein Dorothea von Manteuffel [illegible] Grumbkow zu den Füßen der Gräfin Althann, dort [illegible] und der Burggraf von [illegible] die geistvolle Gräfin [illegible] hinab.

[illegible] herrschte ein [illegible], geistvoll-ungezwungener [illegible] war [illegible] der [illegible], pedantische, [illegible] gedrungen, und reichte [illegible] für das Leben [illegible] zugewiesene Prinzen, welche Friedrich Wilhelm [illegible] aus, so wurde geborgt oder ein Abkommen auf den [illegible] gemacht, was freilich nicht immer von [illegible] Kronprinz unverheirathet [illegible], so hatte [illegible] Bewerbung [illegible], seitdem aber die Prinzessin [illegible] Kronprinzessin von Preußen war, [illegible] Tochter mit mehr Freigebigkeit, denn seine Schwiegermutter [illegible] erzählen, daß er nicht [illegible] läßt.

So flossen die Tage in Rheinsberg dahin, ohne Sorgen und voll Heiterkeit, man [illegible] Gegenwart. [illegible] wie kam die Sonne [illegible] Sommerlage [illegible] der Oberhofmeisterin, [illegible] Stunde im Bett [illegible] Kronprinzessin [illegible] Wartenberg [illegible] daß [illegible]

Digitized by Google



Commasa Salvini.

Digitized by Google

Digitized by Google

gegen die Etiquette gefehlt hätte. Auch besaß sie eine grenzen- und schrankenlose Neugier und hätte den Tag für einen verlorenen gehalten, an welchem sie nicht jedes Gespräch belauscht, jedes Geheimniß erspäht, jede Miene belauert hätte. Daß sie daher am Hofe zu Rheinsberg nicht beliebt war, läßt sich leicht denken. Auch heute saß sie steif und starr auf ihrem Platz an der Seite der Kronprinzessin und hörte mit viersachen Ohren und sah mit Argusaugen. Natürlich benützte das übermüthige Völkchen die Schwäche der Oberhofmeisterin und steckte geheimnißvoll die Köpfe zusammen, wo es auch nichts Geheimnißvolles zu besprechen gab, nur um die alte Dame die Tantalusqualen unbefriedigter Neugierde empfinden zu lassen. Alte Dame! Fast ist mirs, als blickte sie in diesem Augenblick über meine Schultern mit blitzenden schwarzen Augen und hochaufgesträubter gepuderter Frisur und verheißt mir, mich als Spukgestalt Nachts zu ängstigen für das Prädikat „alt", denn jung wollte sie immer noch sein, trotz ihrer Runzeln und dem aus dem siebzehnten Jahrhundert datirenden Taufschein.

Mit entschiedener Zerstreutheit gab sie Antwort auf die Fragen der Kronprinzessin, denn sie lauschte mit all ihren Sinnen auf das leise geführte Gespräch der Prinzeß Amalie und des Fräuleins von Manteuffel. Letztere junge, sehr reizende Dame führte ihren Namen nicht ohne Bedeutung, denn Frau Fama besagte, sie gleiche an Muth und Entschlossenheit dem Mann, an Uebermuth, Schalkhaftigkeit und Eigensinn einem kleinen Teufel. Und als nun gar Baron Pöllnitz den Dritten in diesem übermüthigen Trifolium bildete, da war es wirklich nur die Etiquette, welche Frau von Wartenberg verhinderte, vor Neugier aus der Haut zu fahren.

Plötzlich kam mit hastigem Schritt ein schlankgewachsener Herr den breiten Kiesweg vom Schloße entlang geschritten. Er war wirklich schön zu nennen mit seinen großen, tiefblauen Augen, dem regelmäßigen Schnitt seiner Züge, dem feinen Mund mit dem geistvollen Lächeln.

„Ah, der Kronprinz —" sagte Frau von Wartenberg, sich steif erhebend.

Man folgte ihrem Beispiel und die Kronprinzessin schritt ihrem Gemal, dem großen Friedrich, um ein paar Schritte entgegen. Der Urenkel des großen Kurfürsten beugte sich auf die dargebotene schöne Hand Elisabeth Christinens herab und drückte einen flüchtigen Kuß darauf, dann sah er sich freundlich grüßend im Kreise um.

„Guten Morgen, mes dames et messieurs, ich fürchte, ich habe Sie mit dem Dejeuner warten lassen! Die Correspondenzen sind aber soeben angelangt und ich selbst habe sie en ordre gebracht. Allons, prenons place!" —

Der Hof gruppirte sich um das kronprinzliche Paar und ein Lakai brachte auf einem silbernen Tablett die aus gleichem Metall bestehende Tasse mit der Chocolade. Der Kronprinz trank sie hastig halb leer, aß ein paar Bisquits dazu und zog dann ein geöffnetes Schreiben aus der Brusttasch seines gestickten, tiefblauen Plüschrockes.

„Nun, mes amis", begann er, „was geben Sie mir für eine fulminante Neuigkeit — eine horrible Entdeckung? Ah — ich sehe neugierige Gesichter — nun ich will Sie alle nicht länger auf die Folter spannen. Dieser Brief hier kam heut von Berlin an — und enthält einen sermon aus der Feder Sr. Majestät Unseres allergnädigsten Vaters. Hochderselbe verdonnert uns in aller Form über unseren Leichtsinn und unköniglichen Gesinnungen, indem wir unsere kostbare Zeit damit vergeuden, dem unehrlichen Volke gleich, Comödie zu spielen, gräuliche Stücke, vom Teufel dictirt. Unser gnädiger

Digitized by Google

Vater beliebt wahrscheinlich die harmlosen proverbes zu meinen, die wir aufführend uns geistvoll zu beschäftigen suchen. Es scheint demnach sicher zu sein, daß unter uns ein Spion weilt, der es sich zur Aufgabe macht, unser Thun und Treiben ins Gehässigste gezogen und entstellt nach Berlin zu berichten!"

„Abscheulich — infam — horrible", tönte es entrüstet im Kreise umher. Frau von Wartenberg war etwas blaß geworden.

„Jawohl", sagte Friedrich lächelnd, „Sie Alle haben Recht, mes amis, es ist abscheulich — horrible! Aber hier ist guter Rath theuer — wie diesen Judas unter uns erkennen?" —

„Das dürfte nicht schwer fallen", sagte Prinzeß Amalie trocken.

„Mais mon dieu", rief die Kronprinzessin, „es ist die Annahme Ew. königlichen Hoheit doch nicht denkbar. Wer sollte so schlecht sein?" —

„Je nun, es ist nicht Jeder ein solch' irdischer Engel wie Sie, mon épouse — vielleicht bezahlt man in Berlin die Spione gut." —

„Mon Dieu, wie unvorsichtig Du bist, Fritz", meinte Prinzeß Amalie lachend, „glaubst Du denn nicht, daß diese Aeußerung heut noch brühwarm nach Berlin abgeht?"

Die Oberhofmeisterin saß steif da, als hätte sie ein Lineal verschluckt, sie that, als sei sie taub.

Der Kronprinz ließ seine Augen über sie hinweg schweifen, indem er sagte:

„Ich glaube fast, Du sprichst die Wahrheit, ma soeur — a propos, Frau von Wartenberg — die Posttasche hat auch Briefe für Sie enthalten!"

Sie neigte sich steif.

„Wollen Sie dieselben nicht lesen?" fragte Elisabeth Christine gütig.

„Ew. königliche Hoheit sind sehr gnädig", erwiederte die Oberhofmeisterin, „allein ich kenne meine Pflicht — die Briefe haben Zeit bis zu meinen Mußestunden." —

„Nicht doch, madame", rief Friedrich lebhaft, „wir gestatten Ihnen gern, sich zu entfernen — gehen Sie", fügte er befehlend hinzu.

Obwohl Madame sich mit Vergnügen noch fernerhin taub gestellt hätte, gegen den kategorischen Blick dieser blauen Augen konnte sie nicht gut opponiren. Sie erhob sich daher, bebend vor Wuth machte sie ihren Knix und segelte stolz erhobenen Hauptes den Weg zum Schloß hinan, indem ihre raschelnde, großblumige Brocatrobe empört den Kies emporwirbelte. Kaum war sie außer Gehörweite, als Dorothea von Manteuffel emporsprang und mit blitzenden, dunklen Augen auf die sich Entfernende deutend sagte:

„Königliche Hoheit, dort geht der Hofspion!"

Friedrich lachte hell auf.

„Ei, mein weises Fräulein", rief er, „das hab ich früher gewußt, als Sie!"

„Certainement", bestätigte Herr von Pöllnitz und fügte hinzu: „Ich denke nicht fehlgerathen zu haben, wenn ich die Meinung ausspreche, daß Ew. königliche Hoheit Dame Etiquette deshalb mit List und Gewalt entfernten, um Rath zu halten, was gegen sie zu thun sei!"

„Richtig, mein lieber Pöllnitz, und mit List oder Gewalt wollen wir dies Reptil auch von Rheinsberg entfernen. Rücken wir näher zusammen, mes dames und messieurs, der Rath der Zehn ist eröffnet."

Man that nach des Kronprinzen Geheiß und gruppirte sich anmuthig um diesen.

Digitized by Google

„Vor Allem! Was fällt dieser Wartenberg ein, uns in Berlin dermaßen anzuschwärzen?“ frag'e Prinzeß Amalie.

„Weil sie dazu angestellt ist!“ sprudelte die kleine Manteuffel hervor.

„Natürlich, nur deshalb“, rief Baron Pöllnitz, „oder sie thut es aus dem angeborenen Triebe der Intriguanten, und weil sie weiß, daß sie mit dergleichen Nachrichten in Berlin willkommen ist.“

„Und Oel damit ins Feuer gießt“, ließ sich der Markgraf vor Schwedt vernehmen.

„Jawohl, wir sind in Berlin noch immer nicht sehr gut angeschrieben“, sagte Friedrich etwas bitter, „und man brennt darauf, den verlorenen Sohn als der Thronfolge unwürdig zu erklären! Doch still davon“, fügte er heiterer hinzu, „wir wollen uns den schönen Morgen nicht mit diesen Bildern verderben. Kehren wir zu madame étiquette zurück. Resumiren wir noch einmal! Also! Dame Wartenberg macht sich erstens hier durch ihr peinliches, pedantisches, zänkisches Wesen unbeliebt, und sie versieht zweitens die Rolle eines Spions für den Hof in Berlin, indem sie harmlose Scherze und Vergnügungen entstellt, vergrößert und mit untergeschobenen böswilligen Motiven verziert nach Berlin berichtet. Die richtige Folge davon ist, daß Frau von Wartenberg entschieden das Feld räumen muß.“

„Ja, fort, fort mit ihr“, tönte es wirr, lachend und laut durcheinander.

„Leise, mes amis', rief der Kronprinz, indem er wie beschwörend seine schönen, schlanken und weißen Hände ausstreckte. „Ihr Enthusiasmus für die Sache ist zu laut, denn wenn die Wartenberg dieses tumultuarische Stimmgewirr hört, schreibt sie heut noch einen ellenlangen Bericht über eine sich entwickelnde Verschwörung gegen Thron und Reich, deren Haupt in Rheinsberg zu suchen ist. Bon, es sei, wie sie selbst es provocirt — à la guère comme à la guère! Da ich aber fürchte, daß sie freiwillig niemals das Feld räumen wird, so müssen wir sie mit List oder Gewalt dazu zwingen!“

„Das heißt, wir müssen ihr durch eine ihrer eigenen Schwächen Rheinsberg auf Nimmerwiederkehr verleiden“, fügte Pöllnitz hinzu.

„Bravo, das giebt einen köstlichen Spaß eine Comödie für die Feder Molières“, applaudirte Fräulein von Manteuffel. Aber Prinzeß Amalie meinte:

„Nicht allzu siegesgewiß, kleines Dorchen, madame étiquette ist zähe und verträgt viel!“

„Eben deshalb können wir ihr schon starken Tabak reichen!“

„Nur klug gehandelt und fein, meine Herrschaften“, ließ sich die schöne Gräfin Barfus vernehmen. „Die Wartenberg ist nicht dumm und könnte leicht das Complot wider sie durchschauen.“

„Freilich wohl, chère Comtesse“, erwiederte Pöllnitz, „und darum machte ich den Vorschlag, madame étiquette bei einer ihrer Schwächen zu fassen.“

„Klug gesprochen, mein werther Rath“, rief der Kronprinz mit komischem Pathos und setzte hinzu: „Allons donc, lassen wir die Schwächen Ihrer Excellenz der Frau Oberhofmeisterin von Wartenberg Revue passiren. Ein Jeder von Ihnen nenne uns eine!“

„Sie ist neugierig bis zum Uebermaß“, begann Pöllnitz.

„Ja, und man könnte sie vermittelst eines geheimnißvollen Briefes oder dergleichen bis Berlin und weiter locken“, proponirte Fräulein von Manteuffel.

„Und wenn sie ihre Erwartungen getäuscht sieht, kehrt sie mit der

Digitized by Google

Schnelligkeit des Blitzes zu uns zurück", vollendete der Kronprinz. „Nein mademoiselle, Ihr Mittel ist nicht probat."

„Madame étiquette haßt die Demokraten bis in den Tod", sagte der Markgraf von Schwedt, „wir dürften daher nur einen Revolutionsclub bilden, um sie zu vertreiben."

Kronprinz Friedrich lachte hell auf.

„Das geht wohl nicht an für Unsereinen", rief er, „und ich bitte Sie, Ihre Vorschläge in eine weniger abenteuerliche Form zu fassen."

Nun wurde hin und her debattirt, die kühnsten Pläne aufgestellt und verworfen, gelacht, gescherzt, für und wider gesprochen, bis Friedrich endlich, sich die Ohren zuhaltend, lachend sagte:

„Nun so geht es nicht! Während wir hier solch blühenden Unsinn schwatzen, hat madame étiquette vielleicht längst ihre Briefe gelesen und kehrt zu uns zurück, ehe wir zu einem Entschluß gekommen sind. Wir haben nun selbst durch unsere Debatten gesehen, daß unsere Feindin weder durch Anreizen ihrer Neugier noch durch Gründung eines revolutionären Clubs zu vertreiben ist! Sind wir ernsthaft, meine Freunde, denn Sie werden begreifen, daß die Entfernung von madame étiquette nothwendig ist für die Ruhe und Eintracht unseres kleinen Cirkels, denn nicht allein, daß sie uns mit möglichst dicker Tusche bei Sr. Majestät in Berlin anzuschwärzen sucht, nein, sie hetzt uns auch gegenseitig zusammen und klatscht mit doppelten Zungen! Also kommen wir zum Schluß und fassen wir den Beschluß, indem wir ein sicheres Mittel wählen, um madame étiquette von Rheinsberg zu vertreiben!"

Wohl zehn Minuten saß der kleine Kreis still und nachdenklich da, bis endlich Dorothea von Manteuffel hell auffauchzend rief:

„Halt — ich hab's!"

Natürlich wurde der gefundene gute Gedanke mit Freuden begrüßt, und während das kleine, übermüthige Hoffräulein den Verbündeten ihren Plan darlegt und der Feldzug gehörig organisirt wird, kehren wir zu Frau von Wartenberg in's Schloß zurück und belauschen sie ein Wenig in der geheiligten Stille ihres Boudoirs.

Die Apartements dieser würdigen Dame lagen nach Norden, was gegen die Hitze des Sommers sehr günstig war. Außerdem lagen die Gemächer so, daß sie von ihnen aus das halbe Schloß belauschen konnte, denn der Corridor, der von ihnen auslief, barg die Thüren zu den Gemächern des Hofstaates. Die königlichen Apartements lagen im südlichen Theil des Schlosses. Frau von Wartenberg saß steif wie eine Kerze in ihrem hochlehnigen Armstuhl. Sie saß immer so da und Dorchen Manteuffel behauptete mit Entschiedenheit, daß sie selbst ihre Nächte so hinbrächte. Sie war entschieden ärgerlich, denn ihre Nase sah noch spitzer aus als gewöhnlich, die Lippen waren zusammengekniffen und die Straußfeder auf ihrem gepuderten Haupte schwankte drohend auf und nieder. Für den Hofstaat war die Feder der Oberhofmeisterin so gut wie eine Wetterfahne, denn sie zeigte sicher und unfehlbar die drohenden Ungewitter an.

„Warum er mich nur fortgeschickt hat?" murmelte sie wieder und wieder, indem sie sehr unehrerbietig des Kronprinzen in der dritten Person gedachte. „Etwa wegen des Briefes, dem man es von Außen ansah, daß er eine Rechnung enthielt? Bah! Es ist übrigens unverschämt von der Person, der Modistin, vier Thaler Macherlohn für ein einfaches Kleid mit Contouche zu verlangen! Hm!

Digitized by Google

Er wittert eben Lunte und wird mich vielleicht in Berlin verklagen wollen — nun, da wird er gut ankommen! Se. Majestät glauben mir mehr, als ihm! Es ist wirklich unglaublich — vier Thaler! Und dabei fällt die Rückenfalte nicht einmal so gut wie sonst und die Contouche bauscht lange nicht hoch genug! Ich hätte dem schnippischen Dinge, der Manteuffel, am liebsten Eins hinter die Ohren gegeben, denn sie sah abscheulich malitiös aus, als „er" von Spionen sprach. Ich wollte, er wäre nicht so klug, die Ga — hm, die Kronprinzessin merkt so was nicht, sie ist viel zu du — — hm, zu sanft! Aber er, er hört das Gras wachsen und schaut durch die Mauern! — Als ob man das Geld so haufenweis liegen hätte, vier Thaler für ein Kleid machen! Und hier ein Brocatkleid anziehen, heißt Perlen vor die Säu — hm nein, heißt unnützen Luxus treiben, hier wo es selbst die Kronprinzessin nicht unter ihrer Würde hält, Cretonnecontouchen zu tragen!" —

Hier wurde der Monolog der Oberhofmeisterin dadurch unterbrochen, daß man an ihre Thür pochte. Auf ihr „entrez" öffnete sich die Thür und das pikante Köpfchen der Prinzeß Amalie erschien in derselben.

„Mais mon dieu, was machen Sie denn, Excellenz", rief sie näher tretend, „soviel ich weiß, ist es Ihres Amtes, den Dienst bei meiner hohen Schwägerin zu versehen! Und Sie sitzen hier und träumen!"

„Se. Königliche Hoheit beliebten mich fortzuschicken", erwiederte Frau von Wartenberg spitz.

„Wenn Sie das „Fortschicken" nennen, wenn mein Bruder Ihnen gestattet Ihre Correspondenzen zu lesen, so weiß ich wirklich nicht, was Sie dann Zuvorkommenheit nennen", sagte Prinzeß Amalie achselzuckend, und fügte lachend hinzu: „Aber wir kennen zum Glück schon Ihre sensibilité und Ihr leicht verletztes Gefühl! Meine hohe Schwägerin ist über Ihre lange Abwesenheit schon ein Wenig en rage, und ich meine, eine Dame, auf deren Schultern eine so hohe Würde ruht, dürfte dieselbe nie vergessen."

Frau von Wartenberg war sprachlos! Ihr, der unfehlbaren madame étiquette, diesen sermon!

„Ich dächte, ich hätte mein Amt bisher nach besten Kräften versehen", stammelte sie, „aber ich will es von heut an doppelt gut verwalten."

Prinzeß Amalie verschluckte einen Seufzer! Sie hatte es ihr so leicht machen wollen! Hätte sie doch in ihrem beleidigten Stolz ihre Entlassung gefordert — nein, madame étiquette saß in Rheinsberg so fest, wie die Fliege auf der Leimruthe. So devot Frau von Wartenberg übrigens schien, in ihrem Innern gährte es und sie beschloß, diesen sermon der Prinzessin zu „gedenken".

Die drückende Pause, welche auf die Worte der Oberhofmeisterin folgte, benutzte Prinzeß Amalie dazu, um sich umzusehen in dem hübschen, kühlen Zimmer mit seiner zierlichen Einrichtung, die so wenig zu der Gestalt ihrer Inhaberin paßte. Plötzlich trat die Prinzessin vor Frau von Wartenberg hin. Welch reizende Wohnung haben Sie hier, wahrhaftig die beste im ganzen Schlosse. Ich war nie zuvor in diesen Zimmern."

„Ich wollte, sie hätte mehr Sonne", antwortete Frau von Wartenberg mürrisch.

Prinzeß Amalie lachte.

„Ich glaube gar, Sie schmollen", rief sie.

„Das dürfte ich mir Ew. königlichen Hoheit gegenüber nicht unterstehen", erwiederte die Dame nicht ohne Malice.

Digitized by Google

„Ach was, lassen wir das gut sein, liebe Wartenberg", fuhr die Prinzessin fort und setzte lebhaft hinzu: „Wissen Sie, ich möchte Ihnen einen Tausch proponiren! Lassen Sie mir diese Wohnung und nehmen Sie die bei Weitem elegantere, welche früher von meiner Schwester Wilhelmine bewohnt wurde. Ich liebe diese kühlen Räume sehr und mag es nicht, daß die Sonne mir früh bis in's Bett scheint!"

Frau von Wartenberg strich mit stolzem Lächeln über die rauschenden Falten ihrer Robe, ihre Augen funkelten und die Straußfeder nickte wohlwollend von ihrem Toupet herab, denn die Wohnung der Prinzeß Wilhelmine war ja das kühne Ziel ihrer Träume! Von ihren Fenstern aus konnte sie den Park und einen Theil der Vorderfront übersehen, denn diese Räume lagen in der Ecke des östlichen Flügels, und außerdem konnte sie möglicherweise etwas von den Privatangelegenheiten des kronprinzlichen Paares erlauschen, denn die Apartements desselben stießen mit den gedachten Zimmern zusammen.

„Ew. königliche Hoheit scherzen wohl nur", sagte sie zweifelnd.

„Nein, dieu m'en préserve", entgegnete die Prinzessin, „aber es war nur ein Vorschlag, von dem ich gern absehe, falls Ihnen die Wohnung lieb ist — —"

„O, nicht doch, ganz und gar nicht", beeilte sich Frau von Wartenberg zu antworten, „meine Wohnung steht sofort Ew. Hoheit zur Disposition."

„Ja, aber wenn Sie es ungern thäten — —"

„Ich thue es gern", sagte die Oberhofmeisterin mit überzeugender Würde.

„Wirklich? Nun dann à la bonheur! Wir geben Befehl zum Umzuge, es soll bald bewerkstelligt sein!" rief die Prinzessin.

Gesagt, gethan! Zum Erstaunen des Hofstaates befahl sie die Umräumung der Wohnungen. Die Oberhofmeisterin strahlte, als sie ihre neuen Zimmer betrat, hier konnte ihr ja nichts entgehen! Welch süßes Gefühl, in dem Bewußtsein zu schwelgen, die Stunden nicht in ungestilltem Wissensdurst, vulgo Neugier hinbringen zu müssen. Etwas, das sie einigermaßen störte, war, daß sich gerade ihrem Bett gegenüber das lebensgroße Porträt einer in düstere Gewänder gekleideten, bleichen Dame mit runden, unheimlichen Augen befand.

„Könnte man das Bild nicht entfernen?" fragte sie unsicher.

„Nein, Excellenz", entgegnete der Haushofmeister, „es ist mit dem Rahmen in die Wand eingefügt."

„Oder es verhängen", proponirte sie weiter.

„Das hat große Schwierigkeiten, vielleicht könnte man aber, wenn der Courier wieder einmal nach Berlin reist, Stange und Vorhang mitbringen lassen."

Frau von Wartenberg mußte sich also darein finden, das unheimliche Bild als Zimmercompagnon zu behalten. Zu ihren hervorragendsten Eigenschaften gehörte nämlich eine unerhörte und fabelhafte Gespensterfurcht und nicht mit zehn Pferden hätte man sie von eintretender Dunkelheit an in ein Zimmer mit lebensgroßen Porträts, deren Augen Einem überall hin verfolgen, gebracht. Und nun sollte sie gar mit diesem Bilde in einer Stube nächtigen! Fast hätte sie um eine andere Wohnung gebeten, aber die Neugier siegte über die Furcht und mit Herzklopfen erwartete sie die Stunde des Schlafengehens.

„Angenehme Ruhe", wünschte Baron Pöllnitz.

Digitized by Google

„Gleichfalls", entgegnete sie und setzte zögernd hinzu: „Sagen Sie, lieber Baron, wen stellt das Porträt in meinen jetzigen Zimmern vor?"

„Ach, irgend eine Ahnfrau der Hohenzollern", entgegnete er leichthin, „soviel von ihr in den Chroniken steht, soll sie ihren Mann umgebracht haben und wandelte abwechselnd nächtlicherweile in den Schlössern der Hohenzollern umher, d. h. sie spukt!"

„Sie spukt", echote die Wartenberg kleinlaut.

„Ja, man sagt, ihre Seele kann keine Ruhe finden."

„Ruhe finden", zähneklapperte die Excellenz.

„Natürlich steht es abzuwarten, ob diese Gerüchte auf Wahrheit beruhen", docirte Pöllnitz weiter, „Prinzeß Wilhelmine behauptet zwar selbst, seltsame Dinge in den Zimmern belauscht zu haben, aber, entre nous, die Prinzeß war ein schrecklicher Freigeist und scheerte sich den Kukuk um dergleichen Spukereien. Ich denke, Excellenz werden dasselbe thun, Sie sind ja ein starker, aufgeklärter Geist und über solchen Unsinn erhaben."

„Jawohl — ich scheere mich den Kukuk darum", lallte die Wartenberg, der sich jetzt schon die Haare zu sträuben begannen, während die Straußfeder auf ihrem Haupt leicht erbebte.

Pöllnitz biß sich auf die Lippen, um nicht lachen zu müssen, denn ein andermal hätte ihm madame étiquette den gebrauchten Kraftausdruck verwiesen, während sie ihn jetzt sogar wiederholte. Kurz, sie begab sich mit sehr kleinen Schritten in ihre Gemächer und entledigte sich mit großer Eile ihrer Gewänder, um sich mit scheuem Seitenblick nach dem gespenstischen Bilde zu Bett zu begeben.

Sie mochte ungefähr zwei Stunden im Bett gelegen haben und wollte eben, beruhigt durch die tiefe Stille der Nacht, einschlummern, als sie durch ein Geräusch aufgestört wurde, das auf ein Haar einem tiefen Seufzer glich! Sie spitzte, figürlich gesprochen, die Ohren und lauschte. Richtig, es seufzte, seufzte ganz deutlich und schaurig, daß sich die Nachthaube auf dem Haupte Ihrer Excellenz in die Höhe hob, durch die sich unter derselben sträubenden Haare.

Doch erfolgte nichts weiter.

Die nächste und übernächste Nacht dasselbe Geräusch, aber mehr fortissimo! Die Oberhofmeisterin war in den dazwischen liegenden Tagen ungemein sanft und nachgiebig, sie wünschte sich mit brennender Sehnsucht hinaus aus den Zimmern, die zu bewohnen einst ihr schönster Wunsch war. Aber sie hätte sich um Alles in der Welt nicht so blamirt und eine andere Wohnung verlangt. Als sie in der folgenden Nacht wieder wachend und lauschend in den Federn lag, tönte das bekannte Seufzen auch wieder zu ihr herüber. Gern hätte sie dasselbe gethan, aber sie wagte es nicht. Plötzlich tönte eine geisterhafte Stimme von dem Bilde her und deutlich hörte sie ihren Namen rufen: „Anna Thereſe von Wartenberg!" —

Da diese gute Dame sich natürlich nicht meldete, tönte es von Neuem: „Anna Thereſe von Wartenberg, hörst Du mich?"

„Ja", krächzte die Gerufene.

„Anna Thereſe, Du bist mir verfallen", tönte die Geisterstimme weiter, „denn wer in dem Bann meines Bildes geschlafen hat, zu dem komme ich allnächtlich, um mit ihm zu sprechen!" —

Ein Zähneklappern war die Antwort auf diese eröffnete, angenehme Perspective und nachdem es noch einige Male, dolce, mezza voce und vivace

Digitized by Google

geseufzt hatte, war es für heut Nacht genug. Aber es war auch genug für die Nerven der Frau Oberhofmeisterin Excellenz!

Am folgenden Morgen ließ sie ihr Bett in die Stube nebenan setzen, indem sie mit dieser Handlung offenen Protest gegen die nächtliche Conversation mit dem erhabenen Geist der hohenzollerischen Ahnfrau anzeigte.

Als sie sich an diesem Tage mit Schreiben beschäftigt erst spät zu Bett legte, mit ungemein leichterem Herzen als sonst, vermißte sie ihre Büchse Cachous, von denen sie allabendlich welche zu sich nahm. Jedenfalls stand diese Büchse im Schlafzimmer und es kostete Ihrer Excellenz keine geringe Ueberwindung, ehe sie sich entschloß, selbst darnach zu gehen, denn selbst auf mehrfaches Klingeln erschien ihre Kammerjungfer nicht. Sie nahm daher einen Anlauf zu einem coup héroique und überschritt die ominöse Schwelle, denn wenn sie Abends ihre Cachous nicht hatte, war sie am anderen Tage krank; sie war es nun einmal so gewöhnt! Im leichtesten Costüm der Nacht ging sie in das Schlafzimmer und eilte zu dem Tisch, auf welchem ihr im hellen, grünlichen Mondlicht die silberne Büchse entgegenleuchtete. Sie warf einen Blick auf das gefürchtete Bild — da stand die dunkle Gestalt mit dem weißen Gesicht und den gekreuzten Händen in dem goldenen Rahmen — aber jetzt, wars Täuschung, wars Wirklichkeit, jetzt sanken die Hände herab; die Geisterstimme flüsterte: „Ich folge Dir", und die Gestalt trat aus dem Rahmen in die Stube herein.

„Fort", kreischte die Oberhofmeisterin wild auf, „fort, hinweg, ich will nichts mit Dir zu thun haben!" —

„Umsonst", flüsterte es im Grabeston zurück, „ich folge Dir!" —

„Gnade", rief die Excellenz zurück, „Gnade!"

„Ich kann Dir keine geben", antwortete das „Gespenst", denn solange Du in königlichen Schlössern weilst, muß ich Dich verfolgen. In anderen Häusern habe ich keine Macht über Dich!" — Hiermit machte „es" einen Schritt vorwärts. Damit hatte die Wartenberg ihre Kräfte wieder erlangt; in der hocherhobenen Rechten die Büchse mit Cachous, stürzte sie laut kreischend in das nächste Zimmer, von da auf den Corridor stürmte in rasendem Lauf in den Park, an dessen westlichen Ende ein zierlicher, chinesischer Pavillon stand, die Thür desselben aufreißend stürmte sie hinein, warf sich auf einen der weichgepolsterten Divans und verbrachte dort den Rest der Nacht, und indem sie Cachous knabberte und lutschte, dämmerten Entschlüsse, felsenfest und unwandelbar in ihr empor. Und als der Schloßgärtner am kommenden Morgen den Park betrat, begegnete er einer Gestalt, die er nur mit Mühe für die sonst seidenumrauschte, federgeschmückte Excellenz Wartenberg erkannte. Diese Gestalt trug einen kurzen, rothen Stepprock, an den bestrumpften Füßen große Pantoffeln, eine weiße Nachjacke und auf dem Haupt eine riesige Nachthaube, aus deren gekrausten Rande die spitze Nase hervorlugte. — Werfen wir einen Schleier über diese entsetzliche Scene aus dem Leben Ihrer Excellenz!

An demselben Tage forderte sie einen Urlaub, erhielt ihn und reiste noch an dem Spätnachmittage mit hochbepacktem Reisewagen ab. Zwei Tage darauf langte ihr Entlassungsgesuch in Rheinsberg an, dasselbe wurde gewährt und der Kronprinz fügte demselben eine prächtige goldne Cachoubüchse mit Brillanten besetzt in der Form seines Namenszuges als „Anerkennung der Verdienste Ihrer Excellenz bei, was Frau von Wartenberg zu dem Commentar veranlaßte: „Er ist doch ein feiner, höflicher Fürst und weiß,

Digitized by Google

wie es sich ziemt, wenn ein Hof das Unglück hat eine Würdenträgerin meiner Qualität zu verlieren! Nun, Gottlob, ich bin wenigstens diesem infernalischen Geiste glücklich entgangen!" —

An dem Tage, als das Entlassungsgesuch der Excellenz gnädig gewährt wurde, saß der Rheinsberger Hof wieder wie an jenem Morgen im thaufrischen Park im heiteren Kreise beisammen. Der Kronprinz hatte die Gräfin Barfus interimistisch zur Oberhofmeisterin der Kronprinzessin ernannt und hoffte die Ernennung mit Gewißheit in Berlin bestätigt zu sehen.

„Nun, da es uns gelungen ist, die gute Wartenberg loszuwerden", sagte Friedrich zur Manteuffel gewendet, „so wollen wir jetzt auch das Geheimniß gelöst sehen, mittels dessen es Ihnen gelungen ist, sie zu verscheuchen!"

„Ja wohl, Dorchen, sprechen Sie", rief auch Prinzeß Amalie.

„O mon dieu, nichts war einfacher als das", entgegnete das kleine, muntere Hoffräulein! „Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß sich hinter dem großen Bilde in der Schlafstube der Excellenz ein schmaler Gang befindet, der in die Apartements Ihrer königlichen Hoheit, und zwar in hochderselben Boudoir führt! Nun, ich stahl mich Nachts leise in den Gang hinein, seufzte und conversirte mit Madame, und als das nicht fruchtete, kleidete ich mich zuletzt dem Bilde gleich an, bemalte mein Antlitz mit Puder und weißer Schminke, ließ das Bild vermittels dessen Feder in die Wand hinein schieben und nahm seine Stelle ein. Was weiter geschah, mag sich Ihre kühnste Phantasie ausmalen, kurz, ich drohte unserer Feindin ihr so lange zu erscheinen, bis sie die königlichen Schlösser meiden würde, denn außerhalb dieser wäre meine Laufbahn als Geist nicht zulässig. Das wars, warum madame étiquette durchaus die Wohnung wechseln mußte, indem ich zugleich auf ihre Neugier und ihre kindische Furcht meinen Plan baute. Voilà tout!"

„Bravissimo", lachte der Kronprinz und fügte schalkhaft hinzu: „wir verdanken Ihnen zwar die Entfernung eines Feindes, Fräulein Dorchen, aber wahr bleibts doch, was man flüstert: in Ihnen steckt ein halber Mann und — ein ganzer Teufel!"

Man belachte noch viel den kühnen Feldzug der Hofdame gegen die mißliebige Excellenz, die in der Stille ihres Landgutes in der Mark allmälig zur richtigen Landpomeranze vertrocknete, und selbst noch in späteren Zeiten, als Preußens Abgott, Friedrich der Große, einst Dorothea von Manteuffel, als diese längst eine stattliche, blühende Frau war, begegnete, erinnerte er sie mit leisem Lächeln in den strahlenden, blauen Augen an jene Episode von dem „sprechenden Portrait" im Schlosse zu Rheinsberg!

Digitized by Google

Der russisch-englische Kampf um Central-Asien.

(Schluß.)

II.

Gerade vor fünfzig Jahren brachen die Perser auf die dunkle Kunde von der Petersburger Dekabristenrevolte bei Nikolaus I. Thronbesteigung in die russischen Kaukasusländer ein und verloren in Folge dieses thörichten Krieges noch den Südrand des Kaspisees. Man kann jetzt wirklich sagen, dieses Steppenmeer sei ebenso wie der Aral ein russischer Binnensee. Wenn das auch allerdings noch nicht staatsrechtlich der Fall ist, factisch kann man die Sache schon so darstellen.

Und nun muß das besiegte, geschwächte Persien noch den Russen Dank schuldig werden für die Unterdrückung der turanischen Sclavenjagd.

Hiermit hat es freilich eine eigene Bewandtniß.

Das sogenannte transkaspische neue Gouvernement steht unter General Lamekin, der also die ganze von Chiwa abgetretene Steppenprovinz — ungefähr so groß wie Portugal — auf der Ostküste des Kaspisees verwaltet.

Ihm huldigten schon 1874 in Baku, der bekannten Petroleumstadt am westlichen Gestade des genannten Sees, zwanzig Abgesandte der Jomutischen Turkomannen. Sobald er in seiner Gouvernementsresidenz Krasnowodsk (Schön- oder Rothwasser; denn bei den Russen ist alles Rothe schön!) angelangt war, überbrachten ihm die Jomuten aus dem Etelkgebiet, dem Sitz des ärgsten Menschenhandels, eine Ergebenheitsadresse des ganzen Stammes und versicherten, daß kein persischer Sclave mehr bei ihnen sei. Vambery nennt dies eine dreiste Lüge. Jedenfalls aber haben sich die Jomuten so gut wie unterworfen; dagegen wagten es ihre östlichen Nachbarn, die sogenannten Tekke, nicht nur keine Freundlichkeit für die Russen zu heucheln, sondern sogar sie selbst, die sonst allgemein gefürchteten Krieger des Westens, geradezu anzugreifen und einzelne Russen wegzuschleppen.

So ist es denn auf der östlichen Grenzlinie zwischen Turan und Iran noch immer nicht viel besser als bisher seit langen Jahrtausenden. In der Stadt Merw, dem Hauptsitz der Tekke, regiert der Graubart Chothchay-Chan. Er denkt nicht an Herausgabe der Gefangenen, trotz der russischen Expedition von 1874—75, sondern benutzt mit instinctiver Schlauheit die allgemein in Centralasien bekannte Scheu der Engländer vor russischem Weitervordringen zu diplomatisch-vorsichtigem Anknüpfen freundschaftlicher Beziehungen und Höflichkeitsaustausche mit den einzelnen Reisenden, die sich aus dem anglo-indischen Süden in sein wüstes Steppenreich vorwagen.

Die Russen beobachten gegen diesen Chan ganz ebenso wie gegen die drei nördlichen Chanate von Chiwa, Bochara und Chokand eine Politik, wie sie die Engländer in Indien zu Herren des Landes gemacht. Sie beherrschen mittelbar die gleichsam als Vasallen belassenen Throninhaber. Diese sind in Chiwa der junge Mehemed-Behim-Chan, in Bochara der vielgeprüfte Emir Muzaffar-Eddin und in Chokand endlich der sechzigjährige Chedajar-Chan. Dem letzteren wurde durch seinen Schwager und durch den eigenen Erstgeborenen (Prinzen Nasr-Ed-din) eine schlimme Opposition gemacht; ja ohne die Spionage der iranisch-nationellen, obwohl türkisch sprechenden Sarten — seiner eigentlichen Bürger im Lande — wäre er wohl den türkisch-nationellen Empörern, den Kipthcheken, unterlegen. Er kam dieser nomadischen Raubgesellschaft glücklich zuvor und ermordete massenhaft die Verschworenen, seine Blutsverwandten natürlich nicht ausgenommen.

Digitized by Google

Jetzt erst, da der Tyrann von Choland wieder in voller Macht dasteht, kann Rußland ihm etwaige Verletzungen der Handelsverträge oder sonst dergleichen nach Belieben vorwerfen und ihn zur Verantwortung ziehen, sobald es einmal Anlaß zur völligen Unterjochung oder gar zur Absetzung des kleinen Despoten sucht. Schon lassen sich in der russischen Presse vorläufige Plänkeleien der Art wahrnehmen. Die Schatten der Ereignisse sieht man bereits im Voraus. Denn Bochara ist so ganz unterthänig, daß Rußland selbst dem dortigen alten Chan beistand, als ihn Rebellen bedrohten. Er ist der schon ganz unverhüllte Vasall wie nur irgend ein indischer Radschah, den der Prinz von Wales belehnte.

Unsere zwei europäischen Weltmächte nun trennt also in ihren ungeheuren asiatischen Gebieten zunächst ganz China mit dem Rebellen Jacub Chan; sodann Iran.

Iran zeigt sich auf einer physikalischen Karte als ein trapezförmiges Plateau.

Links an Mesopotamien — oder dem jetzigen Tiefland von Irak Arabi — ragen als Grenzmauern die Randgebirge von Kurdistan empor.

Zu ihren Füßen liegt das märchenhafte Ninive an ihrem westlichsten Hügelabfall — jetzt im Schutt begraben, doch langsam auferstehend. Jenseits des daran vorüberfließenden Tigris oder paradiesischen „Hidekel" blüht die Stadt der Musselina: Mossul, türkischer Markgrafensitz, d. h. Residenz des Paschas, der diese kurdischen Grenzprovinzen bewacht.

Weiter östlich im selben Kurdengebirge findet der classische Wanderer das nicht viel weniger als Ninive märchenhaft zu nennende Ekbatana, jetzt in „Hamadan" verunstaltet. Seine sieben Regenbogenmauern sind nicht mehr, nur Esther's und Mardochai's Grab sehen noch die gläubigen Judenpilger.

Rechts von Hamadan, am Rande der östlichen, das durstige Hochland ausfüllenden Salzwüste — halb Deschti-Kuwir, halb Bahsu genannt — erheben sich die zwei Residenzen des neuesten, jetzt noch bestehenden Perserreichs: Teheran und Ispahan; jenes im Norden, dieses im Süden. Jenes ist die jetzige Residenz der gegenwärtig herrschenden Perserschahdynastie, eines türkischen Geschlechts aus Asterabad, Kadscharen genannt. Der Regent selbst Nasreddin ist uns noch gut im Andenken . . .

Dieses eigentliche Perserland oder West-Iran umwirbt die Politik des Hauses Oldenburg, das jetzt in Rußland und in Griechenland herrscht, sozusagen schon seit der Zeit, da es nur Dänemark beherrschte — man erinnert sich der berühmten Gesandtschaft des Oberius und P. Flemming's, des bewundernden Anhängers von Opitz, aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges! ~~Und~~ seitdem dieses gut avancirte Haus auf den russischen Kaiserthron kam, umstrickt es das so früh schon befreundete „asiatische Frankreich", wie Kant Persien nennt, mit systematisch vorrückender Ausdauer. Besser als England mit seiner stoßweisen, ungleichmäßigen Politik.

Dem letzteren ist die Reuter'sche Eisenbahnentreprise bekanntlich mißglückt und vorläufig legt es die Hände unter Disraeli's Vorsitz ebenso in den Schooß, wie früher unter Gladstone's Leitung. Der britische Gesandte Thomson in Teheran unterhält nach Vambery's „Nachrichten" keinerlei Verkehr mit den letzten Gegnern des russischen Supremats über Asien, weder mit den turkomannischen Tekke in Merw, noch mit den Afghanen in Herät.

Dafür umwerben den Herrscher von Kabul die angloindischen Kaiserthumsvertreter auf das Eifrigste.

Digitized by Google

Bekanntlich ist der Ausbruch des indischen Militär- und Vasallenaufstandes vom 20. Mai 1857 auf russische Intriguen zurückgeführt. Ebenso leicht ist es nachzuweisen, daß die Russen den furchtbaren Ausgang des Afghanenfeldzugs von 1842 herbeigeführt haben.

Den Ausbruch der traurigen Militärrevolte kurz abzuthun, so bemerken wir einfach, daß er im Lager bei Mirath, also eine starke Tagereise von Delhi (oder wie Schlagintwint schreibt: Dehli), der Residenz des Großmoguls, stattfand und Anfangs noch so ungeordnet, führerlos, planlos, wegen der Arreststrafe von dreiundachtzig Soldaten für die Weigerung, ihre (früher einmal factisch gefettet gewesenen) Patronen abzubeißen, bei und in Mirath herumtobte — daß nicht einmal der Telegraph nach Delhi zerstört ward. Folglich hätten die Engländer in Mirath ihre ganze Besatzung in Delhi zu rechter Zeit warnen und die Unruhe im Keim ersticken können, wenn sie nicht selbst so kopflos gewesen wären, die Nichtzerstörung gar nicht zu gewahren! Nun freilich Dehli erst erobert war, wurde der letzte dort pensionirt residirende Timuride zum Unglück (zu seinem, seines Sohnes und des Landes wie der Engländer Unglück) zum Kaiser von Indien ausgerufen. Indien litt darunter, England büßte viel theure Angehörige und viel Geld ein, der kaiserliche Kronprinz wurde mit Kanonen zerblasen und sein alter Schattenkaiser von Vater, Abugaffar Serajuddin Mohamed Bahadar Shah Badsha Ghazi, zog ins Hospital nach Rangoon, der Hauptstadt von Britisch-Hinterindien, zum Absterben. Und so starb mit diesem langnamigen Alten die Großmoguldynastie aus, die unseren Vätern zu Claudius Zeit so imponirt . . .

Am 28. Juli 1859 beging das neu erstandene indische Kaiserreich das allgemeine Friedens- und Dankfest —

Und im October 1859 war schon wieder Naina Sahib, der „schwarze Prinz" von unseren deutschen Matrosen genannt, im Anzug auf Audh, diesen Ursitz der echtesten alt-arischen, (fast noch weißfarbigen) Brahmanenkaste; bekanntlich sucht man ihn noch heute und glaubte ihn nur eben erst wiedergefunden zu haben, ehe der Prinz von Wales als Antidoton durch den „klugen Handelsmann" Disraeli dem neuen Kaiserreich zugeschickt und eingegeben ward.

Nun ist der ja gut eingegangen und wieder abgegangen und heimgekommen und die Russen sind blamirt.

Es mag freilich, um statt der bisherigen Ironie gerade herauszusprechen, den Europäern unangenehm sein, daß ohne europäische Aufreizung die entnervten Asiaten sich gegen Europäer zur Wehr setzen können und konnten! Bevor aber nicht bessere Gegenbeweise beigebracht sind, glauben wir an russische Aufreizung weniger als an die natürlichste nächste Ursache, die allgemein menschliche Stärke der Abneigung gegen Fremde — Fremde in Sprache, Farbe, Stamm, Religion, Kleidung, Heimat, Nahrung, Lebensart und Weltanschauung! Diese Abneigung, dieser Haß genügt, daß jeder Haushahn den fremden Ankömmling ohne Aufreizung bekämpft, jede Schülerclasse den neuen Kameraden foppt, jedes Volk sich gegen die Beherrschung durch ein anderes auflehnt.

Der getretene Wurm krümmt sich.

Auch Hindus können Patriotismus besitzen, bedürfen nicht russischer Hetzereien! Vielmehr wundert uns, daß nicht sogar die Sikhs noch 1857 mit in hellen Aufstand ausbrachen!

Sie sind erst 1845 besiegt; am 29. März 1849 — zehn Jahre nach dem Tod ihres „Weltreichgründers" Ranjit Singh — wurde ihr Land, das Pend Shab, den britischen Immediatländern einverleibt und ihr letzter Papst-

Digitized by Google

könig Dhálip Singh pensionirt. So bestand das „Weltreich" nur gerade von 1799—1849! 50 Jahre! und zehn Jahre später gab es kein Lebenszeichen mehr von sich!

Diese Sikhs nun, um auf sie zurückzukommen, sind die Vormauer Indiens gegen die Uebermacht der Afghanen gewesen und ihr Haß gegen den durch sie im Pendschab wieder zertretenen Islam dient den Engländern bei fortgesetzter verständiger Behandlungsweise auch fernerhin noch zur Wehr gegen Kabul.

Dieses letztere befreite, wie schon früher angedeutet, nach dem Tod Nadir Shahs, des asiatischen Napoleons, zur Zeit von Prinz Eugen und Marlborough, unter Anführung eines Häuptlings Achmed vom Stamm Abdutti 1747 ganz Afghanistan und erhob seine kabulische Abdallidynastie der „Durani" auf den neu gegründeten „Kaiserthron". Damals besang die Schicksale seiner Prinzen, besonders des schönen Nureddin, die stillvergnügte Muse der Marlitt vom vorigen Jahrhundert: Amalie Schoppe, geb. Weise.

Leider ist die Kaiserei seit ihres Stifters des „glücklichen Julius dreiundzwanzig „blutigen Mündern" immerdar von den particularistischen Aristokraten und „kleinen Kunigen" (nach Walther Vogelweide) bestritten, oft sogar bis zum Nichtsein weggestritten worden.

Die afghanischen Häuptlinge wollten dem Zureden der Engländer, sich Einheit ohne Freiheit gefallen zu lassen, weniger als die Gegenkaiser Theodors von Abessynien dem entgegengesetzten Rath derselben doppelseitig gebildeten Engländer nachgeben und nachleben. Sie vernichteten Englands Legionen . . . ungefähr wie Arminius, bei Luther zum Hermann gemacht hat, die Einigung unter Marbod nicht zulassen wollte, sondern Deutschland der freien Anarchie zurückgab. Hinterher ists leicht zu spintisiren, was Armin's Punierfig den Deutschen genützt, ob das ein großer Vortheil sei, daß Maßmann Deutsch, nicht Lateinisch verstand, wie Heine herausstüftelt. Solche Urmenschen wollen nur nicht civilisirt werden. Das ist das ganze Heroenthum . . . Jedenfalls zerstieß sich die englische Königin nicht den Kopf und verlangte von ihrem Varus auch nicht die Legionen zurück, obwohl er lebendig geblieben war und sich nicht in sein Schwert gestürzt hatte . . .

Kurz, wie heutzutage Jacub Chan, der aus Chokand stammende Abenteurer, Herr von Yarkand und ganz Detischehr oder Ostturkestan geworden ist, einem Flußgebiet, das dem der Donau gleichkommt: so machte sich vor einem Menschenalter Doht-Mohamed Hoffnung, unumschränkter Herr vom Weideland der Pathanen zu werden. Die Pathanen sind die eigentlichen Arier nach Schlagintweit, sonst hielt man sie für chaldäisch. Sie also sind der Stamm des indogermanischen Völkerbundes, welcher den Uebergang von den Graniern (so spricht wieder Spiegel statt Iranier) zu den Hindus vermittelt. Die Hindus selbst, in Centralasien als Kaufleute Multanis genannt, heißen hier in Afghanistan Hindkis. Sie ziehen gleich den Juden im alten Deutschland — als sie römisch-kaiserliche Kammerknechte waren — schüchtern, geschmeidig, schlaubergerisch hin und her durch die Khaiberpässe von Kabul nach Peschaner und zurück von Peschawer nach Kandahar, Herat und Meschhed.

Peschawer ist die starke Grenzfestung, die den Handel so gut seit einem Menschenalter und mehr geschützt hat, daß er jetzt vom Pendshab, sicherer als im Mittelalter von Venedig durch Deutschland, ruhig durch ganz Kabulistan über Balkh nach Bochara geht und über Herat nach Astrabad, dem persisch-russischen Grenztauschplatz am Kaspisee, der jetzt freilich vom Bär-

Digitized by Google

furusch oder Balfruschhafen Meschid Ser lahmgelegt wird. Denn die Astrachaner Dampfer landen direct ihre europäischen Waaren in Meschid Ser und laden dafür die Landesartikel, deren wir uns dann auf dem Wege über Nißni erfreuen, wenn sie nicht unsere Lieferanten via Suezcanal beziehen …

Peschauer ist vom großen Khaiberpaß blos achtzehn englische oder vier deutsche Meilen entfernt, kann also Grenzfestung im vollen Wortsinn heißen. Es hat über 50,000 Einw. — so viel nämlich zählte man schon bei der officiellen Aufnahme von 1864 — und davon sind 80 % Muhamedaner, nur 14 % Sikhs und brahmanische Hindus. Der Kabulfluß läuft an der Stadt vorüber zum Indus hin, sein eigentliches Thal im Solimansgebirge ist aber für Armeen zu eng, obwohl es trotzdem gegen Herumstreifen etwaiger kleinerer Feindetrupps oder Räuberhaufen durch die Forts von Nayapura und Kafirdera gesichert ist.

Der wirkliche Heerweg aller Eroberer seit Semiramis, Alexander, Timur, Baber, Nadir — und so Gott will auch in Zukunft — z. B. des Enkels von Generalgouverneur Kauffmann oder eines andern Russen, der endlich Europa und Asien unter Einen Hut, den des weißen Zaren, wird bringen wollen, ist nicht das schmale Flußthal, welches der Kabul sich ausgewaschen hat, sondern südlich davon der Khaiberpaß, des Solimansgebirges; eine große mit der Entstehung der ganzen Berglinie gleichzeitig mit entstandene Depression. Das Gebirge in seiner südlichen Hälfte vom Kabul ab nämlich steigt nur wie eine sanfte, glacisartige Abdachung langsam auf bis zu dem südöstlichen Schneeberg Suffed Koh, d. h. weißen Berge, dem Hauptrücken dieser Abtheilung des iranischen Ostrandgebirges.

Mitten nun in diesem langen, allmälig aufwärtssteigenden Höhenzuge liegt der Khaiberpaß, d. i. eine breite Einsattelung, von welcher nach Osten wie nach Westen je ein kleiner Fluß hinabläuft, die zuletzt wohl nordwärts irgendwo im großen Kabulstrom münden. Längs dieser zwei unansehnlichen Flüßchen — nicht am prächtigen Landesheerstrom selbst entlang — führt jener Weg, den vor fünftausend Jahren mit den Rigvedas-Hymnen als Wandergesang unsere tapferen Vettern zogen, die ersten und östlichsten Auszöglinge aus der Hindukuschheimat aller Indogermanen.

All' diese Pässe nun schützte vorn am Austritt des Kabul aus den Bergen die Festung Peschawer und weiter im Pendschab das von Baber's Nachkommen Akbar dem Großen stark befestigte Lahore, das leider 1809 der etwas fanatische Deist, oder deistenwidrig fanatische Randschib Singh seiner Festungswerke gerade so unnöthig hastig beraubte, wie er es von seinen schönsten Kunstschätzen napoleonisch grausam entblößte! Das hatten ihm doch seine weisen Gurus nicht gelehrt? Diese Tolande, Shaftesburys, Voltaires und Rousseaus auf Ostindisch modulirt!

Die Strafe hat ihn getroffen.

An seinem Sohne Sher Singh wurde sein „hoher Diener" — Minister — Galáb Singh zum Verräther und ließ sich durch die Engländer oben im Himalaya am weiternördlichen Oberlaufe des Indus zum König von Kaschmir machen. Das bleibt er und sein Stamm, bis das Verdauen eines neuen Länderbissens von der Länge und Breite der preußischen Monarchie dem britischen Leoparden nicht mehr zu schwer fällt!

Doch dem will und soll ja der Vertrag des Zukunftmannes Schuwaloff in London von 1873 vorbeugen. Der Himalaya soll für immer die Nordgrenze des indischen Kaiserreichs bleiben: das ist die stillschweigende

Digitized by Google

Voraussetzung — und nördlich davon herrscht ein neutraler Jacub-Bey als Emir von Yarkand Khotan Kaschgar ꝛc., sieben Hauptstädte im Ganzen, so lange die Chinesen es zulassen. Auch dies ist nur stille Uebereinkunft. Laut und offen aber, wo höchstens der Idealsouverän in partibus infidelium Sunnitarum, der arme Kadschar aus dem verarmenden Astrabad, der Schah, mitreden könnte kraft seines Sitzens auf dem Throne des Nadir und der Sofiden und der Achämeriden und Dschemschids des Erbherrn: laut und offen ist der Emir von Afghanistan zum neutralen Beherrscher eines zweiten asiatischen Luxemburgs oder Belgiens eingesetzt, natürlich nicht als Hemmblock zwischen den kleinen Mächten des zankſüchtigen Hellas, wir meinen Deutschland und Frankreich — denn das sind ja die modernen Rivalen à la Sparta und Athen — sondern zwischen den Nebenbuhlern um die Weltherrschaft: Rom und Carthago; Rußland und England. Weiß sich Carthago mit Tyrus und Tarteſſus stark zu stellen, so kann es im großen Bunde Rom widerstehn — was sage ich? Wenn England seine Heimat Germanien und sein Tochterland Amerika warmhält, hat's vielleicht an ihnen Verbündete zum Kampf um den Besitz von Europa und Asien. Denn darum handelt sich's allemal . . .

Im jetzigen dritten Abschnitt der Geschichte, wo sie erst wahrhaft Erdgeschichte wird, vereinigt der Indogermane in seinen drei europäischen Hauptzweigen allmälig die Erdtheile sämmtlich im befruchtenden Zukunftsschooß seiner sagen- und noch mehr hoffnungsreichen Cultur.

Sehen wir diesen Proceß, der mit Portugals seefahrendem König anfing, einmal für diesen einen Augenblick mit Erlaubniß aller deutschen Leser mit slavischen Augen an:

Wenn Rußlands Politik einst gesiegt hat, — so schwärmen die Slavophilen — dann steht neben dem alternden Westeuropa jugendlich frisch, wie die Germanenwelt einst nach der Völkerwanderung, ein neues Volksthum da: die Slaven, die Herrscher — schon jetzt — Nordasiens und Osteuropas.

Was Schuwaloff, der Botschafter in London, der trefflichſte Diplomat der jetzigen russischen Staatsmännerschule dem alten, stets mit halbgeschlossenen Augen müde im britischen Senat — dieser „Versammlung von Königen" — dasitzenden Greis, Disraeli, abgerungen oder zugestanden hat, ist jetzt schon in den neuesten Geographiebüchern zu lesen.

Der Emir von Afghanistan erhält als voller Souverän ein neutrales Gebiet, in welchem weder Persien noch England oder Rußland irgend Etwas mitzureden hat. Es reicht vom Kabul und der Belutschengrenze bis zum obern Oxus (Amu) bei Khodjahasáli, umfaßt mithin Kafiristan am Südabhang des Hindukusch oder Hindukoh, die kleinen Khanate westwärts: Andkui, Schibergan, Meimene und die drei turanischen Landschaften Wahkan, Kundus, Badakhschan.

Alle Oloß oder Stämme — und alle Khails oder Horden hatte weder Doht Mohamed vereinigen können, noch wird es jetzt dem Herrscher des „Hochlands" Shir Alikhan möglich sein oder werden. Noch heute ist links von Peschawer, nur soweit die Festungskanonen tragen, der Weg für Europäer unbedenklich. Am Fuß des großen Khaiberpasses, den damals (1852) Doht mit 10000 Mann zur freundschaftlichen Entrevue und Revue passirt hatte, muß nach Vambery noch heute der waghalsige Engländer, den Wißbegier, Jagdluſt oder des Vicekönigs Auftrag hinschickt, sich auf Alles gefaßt machen. Shir Ali sagt immer:

„Der Fanatismus des Volkes ist zu groß, die Gefahren sind zu drohend, als daß ich für die Sicherheit eines Engländers einstehen könnte."

Digitized by Google

Aber die Religion! Ja, die Religion ... Die trennt die Völker und ... trennt die Familien ... und zerreißt alle Bande. So klagen vergebens südslavische Dichter, so klagen umsonst iranische Patrioten.

Dicht bei der Sadt Kabul ist Ghazna, der Stammsitz des Gaznaridengeschlechts, dem wir durch seinen edlen Schah Mohamed (aus Heine's Firdusi bekannt) die Nachblüthe persischer Nationalepik verdanken. Ich finde nirgends, ob die Afghanen das Shah Nameh des größten Epikers der muhamedanischen Welt lesen — oder nur kennen — und doch wohnen sie ebenda — ja so, die Türken wohnen um Troja — was will man mehr?

„Glühend webest Du Genius über Deinem Grabe", phantasirt Goethe's Wanderer.

Vielleicht kommts nach.

Vorläufig läßt sich Shir Ali europäische Münzen und Waffen in reicher Mannigfaltigkeit schenken, d. h. jene zu Millionen, diese zu Myriaden oder Zehntausenden — vielleicht kommt er auch später auf Büchertribut.

Denn Tribut ist die Zahlung von Subsidien an Asiaten. Das sieht wohl Jeder sofort ein und giebt's dem immer noch unerhörten Bambery gern zu! Nur die anglobritische Politik ist so weise ... es nicht zu verstehn!

Siegt über Shir Ali sein schlimmer Sohn Jacub, wie Kaiser Heinrich V. von Deutschland über den Canossabüßer Heinrich IV., so schützt England Jacub Chan, wie in Ostturkestan Jacub Bey, und dann hat man in beiden Osthälften von Turan wie von Iran es nur mit je einem Jacob zu thun und das ist doch sehr einfach?

Aber Bambery tadelt es kopfschüttelnd. Ich meinerseits möchte ihm entgegenhalten, daß, wenn England Afghanistan nicht mehr einnehmen kann noch will, es offenbar klug daran thut, Afghanistan mit Ländern aus der russischen Machtsphäre zu spicken und zu stärken. So entzieht es ihm die Hoffnung, noch mehr von Rußland erhalten zu können als es schon hat; und erweckt ihm vielleicht sogar gegentheils die Befürchtung, von Rußland aus Neid wieder einmal möglicherweise dieser Länder sich beraubt, jedenfalls immer um dieselben scheel angesehen oder gar bedroht zu wissen.

Daß es freilich keine Politik der Stärke ist? Wer sähe das nicht? Aber die Römer zahlten Pensionen und Geschenke an die Fürsten Germaniens, wie die Byzantiner an ihre finnisch-scythisch-slavischen Nordgrenznachbarn und hielten das recht lange aus — und Byzanz erlag zuletzt ganz anderen Feinden, als denen, an die es den Tribut gezahlt. Nicht die Afghanen sind für Indien gefährlich, sondern die Russen. Die Afghanen, stark im rohen Mittelalter der Karolinger oder— besser — Merowingerzeiten befangen, will England vielleicht nur aus dem Gröbsten erst herauscomplimentiren und ein wenig civilisirisch belecken, um nur die ganze Himalayagrenze erst rund um Doppelindien herum als angloindischen Riesenwall mit nördlich vorgelagertem, sicherm Glacis zu haben; ... alsdann kommt im zwanzigsten Jahrhundert das militärisch erstarkte China zur Rechten und das neu aufgelebte Egypten mit Vorderasien zur Linken dem britischen Löwen gegen den Steppengeier des Nordens zu Hülfe — so hilft man sich dann schon wieder ein Stückchen weiter.

Jeder Tag hat seine Last! So habe denn auch jeder seinen Frieden!

In diesem Jahrhundert hat sich England ja schon hinreichend gefördert! Der Peninsularkrieg, die Befreiung Südamerikas, der Krimkrieg, die zwei Säulen des angelsächsischen Erdregiments: Australien und Canada

Digitized by Google

Digitized by Google

Barbatis

Digitized by Google

Digitized by Google

föderativ regulirt — das ist schon ein hübsch Theilchen Arbeit und Gewinn! Lassen wir Pitt, Canning, Peel und Palmerston ehrsüchtig den großen Regenten des vorigen Säculums, dem Oranier Wilhelm, Walpole, Chatham, Fox und ihrer Proconsuln Clive, Hastings ꝛc. ruhig in stiller Größe sich anreihen, ohne die Muttermale auf ihren Wangen und die Leberflecke an den Nasenwurzeln abzuzählen. Das große Wiegenland der Freiheit wird wohl noch für ein drittes Jahrhundert nach Oliver Cromwell Stoff zu Weltregenten besitzen. Nur nicht ängstlich, Herr Bambery! Die russische Machtausdehnung ist immer Ausdehnung unseres europäischen Gesichtskreises — und was will der Gelehrte, der Kaufmann, der Menschenfreund mehr?

Ob Asien russisch oder englisch wird, indogermanisch — culturfreudig, europafreundlich — wirds immer! wird mit China zugleich dem gebildeten Menschen, d. h. dem wahren Menschen zugänglich und erweitert so das Vaterland jener sokratischen Völkerschaft, die Cicero Mundani nannte, die Wieland auf deutsch — Weltbürger getauft hat und zu denen sich, wenn nicht alle meine Leser doch viele hoffentlich zählen.

Eine Sauhatze vor fünfzig Jahren.

Von **O. von Krieger.**

Im fürstlich schwarzburgischen Jagdschlosse Ebeleben war ein ganz besonderes reges und lautes Treiben. Hofdiener und Jagdlakaien liefen durcheinander und stürmten die hohen steinernen Wendeltreppen auf und nieder. Die gesammte Dienerschaft des regierenden Fürsten war flinker auf ihren Beinen als gewöhnlich; denn es galt ja etwas ganz besonderes zu raffen und zu schaffen für den Glanz des Hofstaats und die fremden hohen Gäste, die von fern hergekommen waren. Die meiste Beschäftigung und Arbeit schien es aber in der Hofküche und in der Hofkellerei zu geben, wo eine Anzahl von männlichen und weiblichen Händen, gleich dem geschäftigen Ameisencorps, thätig war, unter Aufsicht und Beihülfe des Silberdieners, Küchenmeisters und Mundschenks Kochgeschirre, Silber-, Glas- und Porzellanservice und allerhand Lebensmittel, wobei die feinsten Delicatessen, welche Hamburg und Bremen geliefert hatte, in Kisten und großen Körben auf den schwerbepackten Küchenwagen zu tragen

Die gesammte Hofjägerei nebst den Hofcavalieren bereitete sich zu einer Sauhatze vor, welche heute auf einem Hatzplatze bei Oberspier mit allen Förmlichkeiten und ihren besonderen kunstgerechten Ceremonien sich abspielen sollte.

In den Ställen der Reit- und Jagdpferde mußte noch viel geputzt und geordnet werden, die prachtvollen, größtentheils englischen Vollblut- und einige edle mecklenburger Gestütpferde, wohl 60 bis 70 Stück an der Zahl, ohne die Klepper für die Reitknechte und niedere Jägerei zu rechnen, wurden soeben gesattelt und gezäumt. Fünf sechsspännige Züge mecklenburger Füchse wurden angeschirrt und in ihren Ständen verkehrt, mit dem Kopfe dem breiten Gange zugewendet, an Handzügeln aufgestellt und so bereit gehalten, um auf den gegebenen Befehl sogleich vor die großen, offenen Jagddroschken gespannt zu werden, welche Damen und diejenigen Herren, die sich bei der

Digitized by Google

Hofjagd direct nicht betheiligen konnten, in geordnetem Zuge auf das Jagdrendez-vous bringen sollte.

Am Lautesten und Ungezwungensten ging es aber auf dem fürstlichen Jägerhofe zu, wo gegen 20 über sechs Fuß hohe Soldaten der fürstlichen Leibgarde in ihren Jagdlivréen als Hatzmänner, mit kurzem, stämmigen Waidmesser an der Hüfte, mit dem Hundeknebel und der Hatzleine versehen, unter Aufsicht der Piqueure und des Rüdenmeisters die schwersten Hatzhunde zu bändigen hatten, welche aus Bullenbeißern, englischen Doggen und dänischen Blondlingen bestanden. Diese Hunde waren größtentheils Muster von Schönheit. Sie wurden auf die fürstlichen Domainen und in die herrschaftlichen Wassermühlen, auch wohl in die Meistereien unter strenger Vorschrift, wie sie abgewartet und behandelt werden mußten, in Verpflegung gegeben. Mitte Oktobers wurden sie zu den großen Hatzjagden eingezogen und auf dem Jägerhofe bis zum Schluß der Jagdsaison untergebracht und dort unterhalten.

Das Zeichen zum Ordnen des Zuges wurde von dem damit beauftragten Beamten gegeben, die aufgestellten Jagdpferde von Hofcavalieren, den Hofstallmeistern und der gesammten Jägerei in großer Jagduniform bestiegen.

Ein prächtiger, höchst eleganter, aber schon etwas weißer Schimmel mit coupirtem Schweife wurde durch den Leibreitknecht am Hauptportale des Schlosses vorgeführt. Dieses kostbare Roß war ein Geschenk des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen an den Fürsten Günther Friedrich Carl I. von Schwarzburg-Sondershausen als kleines Aequivalent für die 65 Stück national-englischen Pferde, welche auf Befehl des Marschalls Soult durch seinen Adjutanten Riccard als Vergeltung dafür aus dem fürstlichen Marstalle vor Augen des entrüsteten Fürsten, welcher dem Marschall noch kurz zuvor einige Pferde zum Geschenk angeboten hatte, auf räuberische Weise weggeführt worden waren, weil der Fürst den König, nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, auf verborgenen Wegen mit seinen schnellen mecklenburger Füchsen vor den verfolgenden Franzosen über Heringen, in der goldenen Aue gelegen, nach dem Harzgebirge hatte in Sicherheit bringen lassen.

Fanfaren verkündigten jetzt die Ankunft des Fürsten Günther Friedrich Carl I. Dieser stattliche, hohe Herr, nur in kleiner Jagduniform, in grünem Jagdcolet mit hellgrünen Sammetaufschlägen ohne Stickerei, Hirschfänger und Hornfessel an der Seite, den Jagdhut mit grünem Federstutz auf dem Haupt, und an den Füßen wie ein Spiegel glänzende Ecuyers, begrüßte flüchtig aber freundlich die stattliche und elegant sich ausnehmende Jagdgesellschaft und bestieg schnell sein edles Roß.

Die Fanfaren verstummten und der imposante Reiterzug setzte sich, seinen hohen Jagdherrn an der Spitze, in Bewegung.

Auch ich genoß als Knabe von zwölf Jahren die besondere Begünstigung, in einem solchen Wagen als Zuschauer und unbedeutende leichte Zugabe sitzen zu dürfen und war nicht wenig stolz darauf. Neugierig und wißbegierig, prägte ich mir die empfangenen Eindrücke, wie ich sie hier wiedergebe, tief in's Gedächtniß ein. Alle Wagen fuhren in gestrecktem Trabe, von Vorreitern geleitet, dem Jagdzuge der vorangeeilten Reiter nach, um sich diesem möglichst schnell anzuschließen.

Wir wollen aber die Cavalcade ziehen lassen, und ich bitte den geneigten Leser, voraus nach dem Hatzplatz zu eilen. Derselbe befand sich auf einer ebenen Holzlende, welches sich am Saume des einige 20,000 Morgen großen Waldes, der mit einem hohen Bohlengatter eingefriedigt war, in

Digitized by Google

denselben hineinschob. Der Platz hatte in ovaler Form eine Länge von 400 und eine Breite von 200 Schritten. In der Mitte desselben stand ein niedliches aber einfaches Jagdhäuschen, mit sechs Fenstern in der Front, zur Aufnahme der zum Hofe gehörigen Damen und Herrn.

An den Seiten innerhalb der dem Walde zugekehrten Gatterung befanden sich in mäßigen Distancen drei je sechzig Fuß lange Hatzschirme, welche die drei, jede für sich bestehenden sogenannte „Hatzen" mit ihren höchsten Herrschaften und hohen Hofchargen zu Pferde, den dazu gehörigen Reitknechten, dem benöthigten Jagtpersonal und den Hatzmännern in vorschriftsmäßiger Ordnung aufgestellt aufnehmen konnten. Die Hatzhunde, von welchen vorläufig je sechs Stück hinter jedem Jagdschirm vertheilt waren, wurden einzeln an langen Hatzleinen, die aus Pferdehaaren und Hanf verfertigt, geführt; die Hunde trugen oft colossale Halsbänder, welche über einen Fuß im Durchmesser maßen.

Es war keine leichte Arbeit, diese rüden, unbändigen Hunde, welche theilweise von englischen Hündinnen und den schärfsten Bärenbeißern abstammten, nur mit der schwersten Hundekarbatsche in Zaum und Ordnung zu halten, denn jede Ungezogenheit und besonders das bissige Zusammenfallen beim Wiederankoppeln nach geschehener Hatze wurde mit den fürchterlichsten Hieben bestraft, und der baumlange, kräftige Gardist hatte oft große Noth, diese sogar den Pferden bisweilen gefahrbringenden Hunde zu zügeln.

Die Schirme bestanden aus einem Bretterverschlag, über welchen Reiter und Bedienung hinweg sehen konnten. Außerhalb des Platzes, an der Waldseite, war eine hohe Tribüne errichtet, von wo herab die Janitscharenmusik des Militärmusikcorps Märsche blies. Da, wo der zur Hatze bestimmte Platz in einer Spitze in dunklem Wald verlief, befand sich die Saubucht mit ihren vielen kleinen Zwingern, in welchen sich die zu hetzenden, vorher eingefangenen Sauen einzeln abgesperrt befanden, und erwarteten vermittels der capitalen oft prachtvoll gezeichneten Hatzhunde gedeckt und von höchster Hand selbst oder von einem hochgestellten Cavalier, dem eine solche Auszeichnung zu Theil werden sollte, abgefangen zu werden. Das Einfangen der Sauen gewährt dem Jäger und Naturfreund ein besonderes Interesse und geschah in der Regel des Nachts. Von einem auf einem hohen Baume angelegten aus Bretern bestehenden Wachthäuschen liefen nach den verschiedenen Buchten Abzugsdrähte, mittels derer der Eingang durch eine Fallthür verschlossen werden konnte, sobald sich Sauen durch die Kirrung hatten verleiten lassen, in die gleichsam aufgestellte Falle zu gehen. Für die unzähligen Zuschauer, die von Nah und Fern gekommen waren, um ein so interessantes Schauspiel anzusehen, war es sehr unterhaltend aber auch aufregend, die groben und geringeren Sauen in den verschiedenen sogenannten Todtenkammern mit Furcht und Grausen anzustaunen.

Das herrlichste Octoberwetter hatte alle Schaulustigen in Carossen sowohl, als hoch zu Roß, auch ganz bescheiden zu Fuß in dieser reizend gelegenen Waldpartie, die mit herrlichen in vollster Ueppigkeit prangenden Riesenbuchen und Eichen bestanden war, versammelt. Das roth und gelbe Buchenlaub glänzte an den theilweise schon entblätterten Zweigen und raschelnd fiel das sich losgelöste, abgestorbene herab zu seinen vorangegangenen Verwandten. Kein Luftzug regte sich und die warme Herbstsonne entsandte ihre Strahlen auf den in hellem Lichte sich nahenden festlichen Jagdzug.

Ein Wagen nach dem andern fuhr am Eingange zu dem Jagdhäuschen

Digitized by Google

vor und entledigte sich seiner Insassen, welche den Raum im Innern betraten, wohin auch der Fürst mit der hohen Jägerei folgte. Die Relais und Reservepferde, mit den kostbarsten englischen Wollendecken von rother Farbe behangen und dadurch geschützt vor jedem schädlichen Luftzuge, hatten sich bereits außerhalb des Hatzplatzes in Reihe und Ordnung unter Bäume rangirt.

Nachdem die Saubuchten mit ihren eingefangenen, boshaften Schwarzröcken gemustert, die Stärke Einzelner angesprochen, und die Reihenfolge der zu hetzenden Sauen von höchster Stelle angeordnet worden war, bestieg die gesammte Jägerei wieder ihre Pferde, und ein jeder derselben begab sich nach dem ihm von dem damals dirigirenden Oberlandjägermeister von F. angewiesenen Hatzschirme, wo bereits die bedienende Jägerei und die Hatzknechte mit ihren Hunden aufgestellt worden waren.

Jetzt trat mit einem Male eine fast beängstigende Stille ein, auch die Musik schwieg; denn die erste Sau sollte auf den Lauf zum Hatzplatze gelassen werden. Alle Blicke waren nach dem Laufe gerichtet, welcher gangartig aus den dem Auge verborgen und versteckt liegenden Todtenkammern aus dem Inneren des Waldes führte. Jetzt zeigte sich dem neugierigen, voller Erwartung starr gewordenem Auge des schaulustigen Volkshaufens, einem mächtigen Bären ähnlich, ein pechschwarzer, angehender Keiler, der gerade dem Jagdhäuschen in der Mitte des Platzes flüchtig zufuhr. Sein Kreckel war weit und gerade abgerichtet, und sein mit hervorragenden Gewehren bewaffnetes Gebräche ließ den Kenner ahnen und befürchten, daß mancher Hund große Gefahr laufen müsse, wenn er nicht gewandt genug und kunstgerecht zu fangen verstand.

Nachdem der Keiler die Mitte des Platzes erreicht und man ihm einen weiten Vorsprung gelassen hatte — weil nach hirschgerechtem Jägerbrauch nie auf den Kopf einer Sau gehetzt werden darf — wurde das Zeichen zum Lösen der sechs Hatzhunde des ersten Schirmes gegeben, in welchem der Landesherr selbst mit einigen Cavalieren, dem Obersten v. K. und dem Oberforstmeister K. die erste Hatze leitete.

Die Hatzmänner mit ihren auf der linken Seite hochaufgeklappten Hüten und grünen Federbüschen traten so weit hervor, daß die Hunde die Sau über die hier sehr niedrige Brüstung sehen konnten. Auf das Wort „Hatz!" „hu faß!" flogen sie, nachdem sie von der Hatzleine durch schnellen Handgriff gelöst worden waren, mit Ungestüm derselben nach, holten sie bald ein und fingen sie an den Gehören oder auf dem Kamme, wodurch die Kraft des gehetzten Schlachtopfers gebrochen und die Sau vollständig von den Hunden gedeckt und festgemacht wird. Die Hunde setzen öfters während des Zugreifens über sie hinweg, auf die andere Seite derselben, und in ihrer Schwarte sich verbissen, wie Kletten daran festhängend, giebt sie, von sechs der schwersten Hunde gehalten, jeden ferneren Widerstand auf. Aber wehe dem Hunde, welcher in seiner Anstrengung nachgiebt, oder gar losläßt und dem Gebräche nur auf Fuß weit zu nah kommt. — Beim Erscheinen der Sau auf dem Platze begann die Musik den allbekannten accentuirten Marsch zu blasen, welcher heute noch der jetzigen Generation unter dem Namen, „Schweinsmarsch" bekannt ist.

Der hohe Herr ritt, gefolgt von seinen Cavalieren, nach dem Tacte der Musik in kurzem Galopp vor, die Piqueure und Reitknechte folgten gleichfalls und sprangen, bei der gedeckten Sau angelangt, eiligst von ihren Pferden; letztere nahmen die Rosse ihrer Herren in Empfang und unter dem Klang der Blasinstrumente wurde die Sau hinter dem Blatte der linken

Digitized by Google

Seite von hintenher durch den hohen Jagdherrn mit dem Hirschfänger abgefangen. Die Sau legte sich bald danach verendend um, und die krampfhaft verbissenen Hunde wurden jetzt mittels des Knebels abgebrochen, und wo solches nicht helfen wollte, wurde der vor Wuth oft mit dem Gebiß knirschende und schäumende Hund an der Halsung erfaßt und von den Hatzknechten nicht gerade sehr sanft in die Ruthe gekniffen, wodurch er seine scharfen Fangzähne loszulassen gezwungen wurde.

Nach dieser ersten von höchster Hand vollbrachten Waidmannsthat, der das zuschauende Publicum laut zujauchzte, folgte die zweite Hatze vom zunächst liegenden Schirme, welche der damalige Oberstallmeister v. W. nebst dem Oberjägermeister v. W. und einigen anderen Forstbeamten commandirte. Während nun die lautlose Stille wieder eingekehrt war, erschien abermals ein grober, tiefschwarzer Keiler mit hohem Kamme und colossalem Kopfe auf dem Laufe des Hatz- und Kampfplatzes. Wie aus einer Pistole geschossen nahm er die Richtung nach der Seite des Publicums unter dem Klange der Janitscharenmusik; plötzlich wendete er aber wieder seinen Lauf nach der andern Seite — aber — o weh! — bevor ihn die Hunde erreichen konnten, hatte er sich durch einen mit gewaltiger Kraft geführten Hieb durchs Gatter geschlagen, und fort in flüchtigen Sätzen, von den nachsetzenden Hunden verfolgt, ging die Hatze jetzt ins freie, unbegrenzte Waldreich hinein. Einige der muthigsten Reiter setzten in hohem Sprunge über die Barrière. Der größere Theil des Jagdpersonals erreichte den Wald durch eine schnell gebrochene Oeffnung, die Mehrzahl mußte aber durch das Thor ihren Ausgang nehmen, um den flüchtigen Keiler, der einen größeren Vorsprung erlangt hatte, einzuholen; aber schon hatten die braven Hunde ihn gedeckt, und ein jüngerer, zuerst dort angekommener flotter Reiter konnte ihn ausheben und mit aller Kraftanstrengung so lange festhalten, bis er vom Befehlshaber und Führer der Hatze, Oberstallmeister v. W., mit geübter, meisterhafter Hand abgefangen und der Strecke beigesellt wurde. Ein prachtvoller, blaugrauer Hund englischer Abstammung mit weißen Flecken, vielleicht der schönste unter der ganzen Hatzmeute, hatte einen Schlag zwischen die Rippen bekommen, wodurch die Lunge etwas frei gelegt worden war, so daß er wohl als unheilbar bei Seite geführt werden mußte. Es war bei dieser Art Jagden überhaupt nichts Seltenes, daß Hunde erschlagen oder so zugerichtet wurden, daß sie für lange Zeit unbrauchbar blieben. Der zum Beistand für die verwundeten und verunglückten Hunde anwesende Thierarzt hatte daher stets Verbandzeug und Wundwasser zur Hand, um sofort helfend einschreiten zu können.

Nachdem die Hälfte der Hatzen abgehalten worden war, trat eine längere Pause zur Erholung der Pferde, Hunde und Menschen ein, denn das Dejeuner war im Jagdhause servirt worden, an dem alle Betheiligten des Hofkreises mit der beliebten, unter Jägern in frohem Kreise üblichen Ansprache: „Haltet Euch bereit, macht die Kehle weit!“ theilnahmen. Für den übrigen Theil des Jägerpersonals und für die Musik war in der freien herrlichen Natur, unter dem blauen Himmelszelte und unter der dichten, grün und roth schillernden Laubdecke der mächtigen Bäume ein reichliches Frühstück auf langen Tafeln aufgetragen worden.

Nachdem das Frühstück eingenommen, die ganze Jagdgesellschaft in eine sehr heitere Stimmung versetzt worden war, gaben auf höchsten Befehl die Hörner das Signal zur Fortsetzung der Hatzjagd. Dem hohen fürstlichen Herrn und dessen Umgebung wurden von dem diensthuenden Jagdjunker

Digitized by Google

und jüngstem Forstmeister eichene Bräche überreicht, welche als achtungsgebietendes Jägerzeichen für die erlegten Hauptschweine auf den Hüten und Dienstmützen befestigt wurden.

Die letzten sechs Hatzen nahmen in wechselnder Reihenfolge einen ähnlichen Verlauf, wie die ersteren; nur ereignete sich bei einer derselben der besondere Umstand, daß von dem in der hiesigen Jägerwelt jetzt noch als ein eben so kühner Reiter als gewandter Führer des Hirschfängers bekannten Wildmeister H. zur Sicherheit seines hohen Herrn ein Hauptschwein, Höchstwelcher dasselbe eben abfangen wollte, mit kräftiger Hand ausgehoben wurde, nachdem dieser unbändige Keiler von der allergröbsten Art zwei junge, noch nicht sehr erfahrene und blind daraufgehende Hatzhunde von der schweren dänischen Race, welche wegen ihrer großen Schönheit allgemeines Aufsehen erregten, so unglücklich geschlagen hatte, daß der Eine, dem die Kehle durchschnitten, gleich todt auf dem Platze blieb.

Es war beängstigend und schaurig mit anzusehen, wie der unerschrockene, schwarze Kämpe, welcher gegen sechs an ihm hangende Hunde anzukämpfen hatte, mit offenem lautklatschendem Gebräche, aus welchem die hohen Gewehre sichtbar waren, und aus dem der weißschaumige Geifer herabträufelte, mit seinen kleinen, voller Bosheit sprühenden Lichtern jede Blöße, welche die Hunde sich gaben, zu benutzen wußte, um sie zu tödten, oder sich hoch aufbäumend und die Hunde mit sich fortreißend loszuschlagen versuchte, was ihm vielleicht auch hätte gelingen können, wenn der muthige Wildmeister die Gefahr nicht erkannt und rechtzeitig die Last von circa drei Centnern an den Hinterläufen erfaßt hätte.

Der nun machtlos gewordene Streiter und tapfere Vertheidiger seines Lebens stand, sich mit aller Kraft und Anstrengung schüttelnd, vor Wuth röchelnd und schnaubend zwischen den Hunden, und schleuderte dennoch die gleich ihm auf's höchste erbosten, an seinen Gehören und in seiner Schwarte fest verbissenen, vor Wuth zitternden Hunde hin und her, welche sich dicht an den Hals ihres Feindes angeschmiegt hatten, um dessen scharfe Hiebe, die links und rechts erfolgten, zu pariren.

Seinem Leben wurde schnell durch den scharfen Hirschfänger des Fürsten ein Ende gemacht, indem er ihn mit gewohnter Geschicklichkeit und mit fester Hand durch das ein einhalb Zoll starke Schild hinter dem Blatte abfing. Noch röchelnd und schon verendend schien er sich wehren und sein Dasein so theuer wie möglich verkaufen zu wollen.

Das Jagdfest war zu Ende, die gehetzten Sauen wurden nun auf der Strecke liegend näher in Augenschein genommen und ihr „Hallali" und der Beschluß der Jagd durch Horninstrumente verkündigt. —

Diese unvergeßlichen Zeiten, wo noch derartige hohe Jagden mit dem üblichen Pomp abgehalten wurden, wo man die hohe Jagd noch nach Kunst und Wissenschaft pflegte und hegte, und wo der wahre hirschgerechte Waidmann noch existirte, welcher für sein Wild und dessen Erhaltung mit Leib und Seele eintrat, sind nun vorüber, und nur wie ein Traum erscheinen sie demjenigen jetzt noch, welcher sie in jenen herrlichen Zeiten des edlen Waidmannslebens unter dem hohen Schutze seines ritterlich gesinnten Landesherrn in vollen Zügen genossen hat. Es wird nicht lange mehr dauern, wo unsere Nachkommen von der Sau und dem edlen Rothhirsche sprechen werden, wie wir jetzt vom Bär und Wolf uns erzählen lassen, welche unsere thüringer Waldungen noch vor zwei Jahrhunderten bewohnt haben.

Digitized by Google

Im Seebade.

(Norderney 1871.)

I. Der Seehund.

Auf dem Rasen vor dem Curhaus
In des Buschwerks grünen Schatten
Rings gereiht an grünem Tischen
Sitzt der Schwarm der Badegäste.

Die des Morgens in der Meerfluth
Ihres Leib's Gebresten lindern,
Nachmittages beim Kaffee
Freun sie plaudernd sich des Lebens.

Während Hörner laut und schmetternd
Meister Wagner's Hochzeitsklänge
Aus der Schwanenoper spielen,
Daß es weithin über's Meer hallt.

Auf dem Rasen vor dem Curhaus
In der Gäste buntem Kreise
Jung und Alt zu lust'ger Kurzweil
Tanzt gezähmt der braune Seehund.

Neben ihm mit breitgezognem,
Rundrasirtem, rothem Antlitz
Der Matrose fing ihn ein
Und dressirt' ihn mit dem Stachel.

Daß er grad' emporgerichtet
Vorwärts hüpft mit plumpen Sprüngen
Gleich dem Knaben, der im Sack läuft:
Armer Seehund, armer Seehund!

Durch das Buschwerk, sonnbeschienen,
Schimmert hell ein Streif des Meeres,
Und den Seehund, den gefangnen,
Faßt im Tanz unsäglich Heimweh.

Und er denkt des fernen Grönland,
Wo er lag auf eisgen Schollen
Und manch langen Tag die Sonne.
Froh sich auf den Pelz ließ scheinen.

Und er denkt der wunderbaren
Herrlichkeit in Meerestiefen,
Wo er spielte mit Delphinen
Und dem Sang der Nixen lauschte,

Wo da schwimmt auch die Monere,
Welcher Mensch entstammt und Seehund,
Doch der Mensch war kühn und listig,
Und der Mensch errang die Herrschaft.

Und den Tag dann schier verwünscht er,
Wo ihn unglückselger Irrthum

Digitized by Google

Fern verschlug an dieses Eiland:
Armer Seehund, armer Seehund!

Und es blickt sein kluges, großes
Auge fremd herum im Kreise,
Wie ein schönheitstrunkner Dichter,
Den die Noth zu schnödem Frohn zwingt.

Auf den Seehund schaut mit Lachen
Hoch ergötzt die wunderschöne
Schlanke Gräfin Pourtalès,
Jüngst gemalt von Meister Kaulbach.

Auf den Seehund schaut mit Lachen
Auch der Sohn des großen Kanzlers
Und aus seiner Wohnung Fenstern
Selbst der Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Doch was kümmert ird'sche Schönheit
Und was kümmert ird'sche Hoheit
Unsern Seehund, der sich einzig
Sehnt nach feuchten Meerestiefen!

Aus der Tanz! Mit breitgezognem,
Rundrasirtem, rothem Antlitz
Sammelt der Matros' im Kreise
Und er freut sich des Erlöses.

Drauf den Seehund in den Stall
Trägt er zu den feisten Eseln,
Drauf die Badegäste reiten:
Armer Seehund, armer Seehund!

II. Kinderball

In der Bucht auf hoher Rhede
Leichtbewimpelt liegt die „Grille",
Die des deutschen Reiches Erben
Herwärts trug an dieses Eiland.

Täglich mit zwei Königskindern
In die Fluth zum Bade steigt er,
Und das Meer rauscht hoch empor,
Wie bewußt, wen es umschmiege.

Aber heut' im Inselwäldchen
All' der Badegäste Kindern
Giebt des deutschen Reiches Erbe
Einen lustgen Bal champêtre.

Horch, wie süß die Geigen tönen!
Sieh, wie froh die Paare walzen!
Während all' der Lust zu Häupten
Riesge Windmühlflügel kreisen.

Digitized by Google

Doch inmitten all' des Jubels
Ragt des deutschen Reiches Erbe,
Sich der Kinderlust erfreuend
Mit der Gattin, mit den Kindern.

Und die Prinzen und Prinzessen
Tanzen, jubeln mit den Andern,
Heiter in der Mütter Kreise
Sitzt Victoria von England.

Ihrem Gatten weilt zur Seite
Ehrfurchtsvoll ein Greis, schon morgen
Als des deutschen Reiches Consul
Geht er nach Jerusalem.

Hei, Jerusalem! Am Rande
Des Gewirres stehn zwei schöne
Töchter Israels, daneben
Schönheitsfroh ein deutscher Dichter.

Und die beiden schönen Töchter
Israels sehn stolz, wie walzend
Kaiser Wilhelm's Enkel tanzt
Mit der schönern kleinern Schwester.

Aber weh, der Prinz, der junge,
Stürzt zu Boden mit Rebecca:
Niemals also laß er sinken
Einst als Mann Germania!

Und ob solchen Mißgeschickes
Lacht die Schaar der kleinen Tänzer,
Lacht des deutschen Reiches Erbe
Und Victoria von England.

Und es lacht die wunderschöne
Gräfin Pourtalès, mit Schmunzeln
Lacht des deutschen Reiches greiser
Consul in Jerusalem.

Lachend stehn die beiden schönen
Töchter Israels ob solcher
Aventiure ihrer Schwester,
Lachend steht der deutsche Dichter.

Und des deutschen Reiches Erbe
Heißt Confect und Kuchen bringen,
Und der Enkel Kaiser Wilhelms
Tröstet rasch die Tanzgenossin.

Nun genug der tollen Lust!
Heimwärts ziehn der Tänzer Schaaren,
Fern erglühn des Leuchtthurms Lichter,
Und die Nacht sinkt still hernieder.

Albert Moeser.

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Die Reize des Sommers werden in diesem Jahre nach dem kalten Frühling doppelt dankbar aufgenommen und sind in ihrer ersten Frische sogar in den verleumdeten Berlin noch fühlbar. Der Thiergarten sieht aus wie ein riesiger Blumenstrauß von Flieder, Kastanien und Goldregen, die eleganten Equipagen und die Droschken ziehen durch alle Wege unendliche Wagenketten, deren Insassen in sommerlichen neuen Anzügen prangen. In den Gärten der Villen sieht man die romantischen Balcontoiletten auftauchen, welche von der modernen Damenwelt so geschickt zur Erhöhung ihrer Schönheit benutzt werden. Die Modefarben von Gelb in allen Schattirungen bis zum Orangenroth eignet sich ganz besonders zu reizenden Zusammenstellungen mit Weiß und Himmelblau, solche Toiletten können die Promenaden und Gärten als Staffage wahrhaft erheitern. Es muß ein ansehnliches Capital kosten, alljährlich zur Frühlings- und Sommerzeit die „Straßenanzüge", wie der technische Ausdruck heißt, anzuschaffen. Die höheren Stände treiben übrigens verhältnißmäßig weniger Verschwendung dabei wie die unteren Classen. „Eine Magd im Putz" erscheint jetzt fast ebenso zierlich angethan wie ihre Herrin und muß für einen sogenannten Hut, eigentlich nur ein formloses Etwas von Band und Blumen, oft ihr ganzes Monatslohn bezahlen. Wie oft wird der kostbare Putz durch einen Sonntagsregen zerstört! Ueberhaupt sind die Sommervergnügungen der dienenden Classe ein Ruin in pecuniärer und moralischer Hinsicht. In den nahen Dörfern, die längst nicht mehr dörflich sind, wie Schöneberg, Pankow, Weißensels, Friedrichshagen, Lichterfelde, Steglitz u. s. w. finden sich in den öffentlichen Gärten stets Tanzböden, wo getobt, getrunken und leider auch — geliebt wird. Zuweilen gestalten sich auch noch andere Verbrechertragödien dort, wie so eben eine vor dem Schwurgericht verhandelt wird. Der bis dahin unbescholtene Handwerker Sauer, jetzt als Mörder gerichtet, ermordete seine leichtsinnige Geliebte, Emma Schulz, aus Eifersucht auf einem Tanzboden. Tanzend und lachend wurde das Mädchen vom Tode ereilt — welch ein Motiv zu einem Bilde für unsere modernen Maler müßte ein solcher wahrhafter Todtentanz sein! Und unsere „inneren Missionen" sollten auch diese Zustände der Jugend in den niederen Classen noch mehr ins Auge fassen. Freilich giebt es zur gründlichen Heilung derselben sehr wenig wirksame Mittel. Die Jünglingsvereine und die Anstalten zur Heranbildung von weiblichen Dienstboten würden sehr nützlich sein, wenn sie nur zahlreicher wären.

Die Sommervergnügungen der Großstädter auch in den höheren Classen haben übrigens immer etwas Klägliches und Unzulängliches. Alphons Daudet schildert sie in seinen Sittenromanen mit drastischer Deutlichkeit. In Paris ist es danach durchaus nicht besser als in Berlin. Ueberall finden die Vergnüglinge, welche Sommergenüsse suchen, nur Staub, Hitze und Menschengewühl. Die berliner Bahnhöfe mit ihren Extrazügen sind wahre Qualanstalten. Wer nicht in der kühlen Morgenfrühe fahren kann, sollte es ganz unterlassen. Die Villen- und Gartenstadt Potsdam bietet wenigstens leicht erreichbare, lohnende Ausflüge dar, Schatten, Wasser und reiche Blumenpracht findet man dort überall. Die classischen Reminiscenzen in Sanssouci lassen sich vereinigen mit Wanderungen unter Palmen und Rosen. Der Kaiser und sämmtliche Prinzen haben sich bereits wieder zur Villeggiatur auf ihren Schlössern eingefunden, aber dessen ungeachtet darf man in den herrlichen Parkanlagen derselben sich ganz zwanglos ergehen. In Babelsberg

Digitized by Google

werden sogar die Wohnräume des Herrscherpaares dem Publicum zu bestimmten Stunden gezeigt und in Glienicke, Treilinden und Bornstedt begegnet man häufig in ganz einfachen ländlichen Anzügen den Prinzessinnen, oder man wird Zeuge von kleinen Theezirkeln und Abendunterhaltungen der Hofkreise.

In dem heitern Blüthenleben Potsdams fand kürzlich eine düstre Trauerscene statt; die Ueberführung der Leiche der verewigten Prinzessin Carl von Charlottenburg nach der schönen Familiengruft in Nikolskoy bei Glienicke. Die Feier ward in aller Stille, mitten in der Nacht, begangen. Nur der Sohn, Prinz Friedrich Carl und der Enkel, Prinz Friedrich Leopold, gaben dem Leichenzuge das Geleit durch die stillen Waldwege, die vom charlottenburger Schlosse nach Potsdam führen. In der Kirche zu Nicolskoy wurde ein Todtenamt gehalten, dem auch der Kronprinz und die Hofstaaten beiwohnten. Es ist eine wunderschöne Stelle, wo die Grabcapelle erbaut ist. Die edle Fürstin liebte es dort länger zu verweilen und sich an der reizenden Fernsicht zu erfreuen, die namentlich bei Sonnenuntergang bewundernswerth ist. Potsdam ist überhaupt im Abendroth am schönsten, die vielen Seen glänzen dann wie geschmolzener Rubin zwischen den smaragdgrünen Wäldern und Hügeln. Ach, hätten doch die brandenburger Markgrafen und Kurfürsten hier ihr „Kölln am Wasser" erbaut, statt Berlin an den öden Ufern der Spree zu gründen! Aber freilich dem Menschenzudrang und der verkehrten Baulust wäre es gewiß gelungen, auch dies schöne Fleckchen Erde zu verderben, und da ist es doch besser, daß wir es zu unseren Sommervergnügungen benutzen können.

In dem nächsten Umkreise von Berlin haben wir verhältnißmäßig sehr wenige Gelegenheiten um frische Luft zu erringen. Die Flora in Charlottenburg, obwohl in Concurs erklärt, bietet ihre schönen Anlagen unverändert den Besuchern dar, doch ist der Eintrittspreis noch immer zu hoch für die jetzigen Verhältnisse. Ebenso ist es mit dem zoologischen Garten, jedoch erfreut sich dieser trotzdem eines wahren Gedränges zu seinen Concerttagen. Der Thiergarten-Skating-Rink hat dagegen seine Preise herabgesetzt und erlangt immer mehr die Gunst des vornehmeren Publicums. „Unsere Haute volée hat sich in eine Haute rollée verwandelt", sagte neulich ein eifriger Roller, und in der That ersetzt der Rollschuh gewissermaßen den Ball im Freien. Die Herrn fordern die Damen auf wie bei einem solchen, und die letzern entgehen dem unangenehmen „Sitzenbleiben", denn es ist durchaus nicht unpassend allein zu rollen, während doch keine Dame allein tanzen könnte. Auch zu Verlobungen findet sich beim Rollen fast mehr Gelegenheit wie beim Tanzen, die neusten Verbindungen, welche in den Hofkreisen stattfanden, sollen im Thiergarten-Skating-Rink entstanden sein. Das glänzende Hochzeitsfest des Herrn von Wilmowski, Sohn des bekannten Cabinetsrath des Kaisers, mit Fräulein von Wilke, Tochter eines Diplomaten a. D., so wie die im Stillen vollzogene Ehe des Grafen Friedrich Dönhoff mit der Freifrau von Holtzendorf werden namentlich als neue Beispiele genannt.

Trotz aller Sommerlust ist im Wintertheater der Friedrich-Wilhelmstadt eine ideale Kunstleistung zur Geltung gekommen, das Gastspiel des ersten Tragöden von Italien, Tommaso Salvini; er gab einen Cyclus von Shakespearedramen und ließ dann noch einen zweiten Cyclus folgen, in welchem er auch neuere Dramen zur Darstellung brachte, namentlich Halms „Sohn der Wildniß" und „Der bürgerliche Tod" von Giacometto. Die Einstimmigkeit der Kritik hat sich wohl noch nie in Lobsprüchen so überraschend darge-

Digitized by Google

than als bei Salvini's Spiel. Er ist ein dichterischer Dolmetscher der Intentionen des Autors, ein idealistischer Realist, man könnte auch von ihm sagen, daß er eine männliche Rachel oder Ristori sei. Naturwahr zu sein, ist eine der ersten Aufgaben eines guten Schauspielers, man sollte das eigentlich nicht „realistisch" nennen, weil es leicht als Vorwurf aufgenommen werden könnte, Salvini war wenigstens stets ebenso ideal wie real. Auch bewährte er seine poetische Intuition mit vollendeter Meisterschaft bei der Darstellung des Hamlet und Othello, bei denen er ganz neue Züge hervortreten ließ. Bemerkenswerth ist auch seine Kunst zu sterben; in jeder Rolle wußte er dem Tode des Menschen eine eigenthümliche Gestalt zu geben. Als Hamlet starb er wunderbar schön und doch naturwahr, als Othello echt menschlich, als Corrado in dem erschütternden Drama „Der bürgerliche Tod" gab er dagegen wohl zu genau eine Sterbescene im Lazareth wieder, und verletzte dadurch die Zuschauer, während er sonst gerade in diesem Stücke die Herzen zu rühren verstand.

Das große Publicum unserer sogenannten Intelligenzstadt betheiligte sich leider nicht bei diesen Mustervorstellungen, aber die Elite der Residenz füllte die ersten Plätze und Ranglogen. Der Kronprinz und Gemalin, das hohe Brautpaar Prinzessin Charlotte und Erbprinz von Meiningen, sowie dessen Schwester waren bei jeder Vorstellung zugegen, besonders aber interessirte sich unser Dichterfürst Prinz Georg lebhaft für Salvini und empfing ihn auch mehrmals in seinem Palais. In den ersten Ranglogen erschienen regelmäßig die Fürstinnen Radzivill und Hatzfeld, die Gesandten und Botschafter mit ihren Familien, darunter die schöne Gräfin Carolyi, geborene Gräfin Erdödy, und Lady Russell, Frau von Bleichröder mit ihren vier Söhnen fehlte auch niemals, ebenso die Kunstenthusiastin par excellence, Frau Minister von Schleinitz nicht. Die Celebritäten von Berlin waren immer vollzählig anwesend. Leider muß aber auch noch hervorgehoben werden, daß im Sommertheater dicht nebenan eine ordinäre Posse gegeben wurde, die ein doppelt so zahlreiches Auditorium, als es Salvini besaß, angelockt hatte. Auch im Circus Salamonski ist es immer gedrängt voll, besonders seit die Wettfahrten dort ausgeführt werden. Es ist dazu ein neues großes Terrain eingerichtet, ein Grundstück, welches der Graf Lehndorff, Flügeladjutant des Kaisers, vor einigen Jahren angekauft hat. Sein schöner Name figurirt deshalb mit auf den Zetteln Salamonskis und man fragt sich scherzweise, gehen Sie heute auch zu Lehndorff's? Unter den Siegern beim Wettfahren befinden sich auch Mitglieder der vornehmen Welt, namentlich ein Herr Griebenow, Besitzer mehrerer Straßen und Schwager des Grafen von Reichenbach und des Barons von Rixleben, doch war sein Vater noch Fuhrwerksbesitzer gewesen, daher die Pferdeliebhaberei des Sohnes. Seinen ersten Preis hätte er beinah' mit dem Leben bezahlen müssen, seine eigenen schönen Rappen schleiften ihn durch die Bahn auf den Trümmern seines Wagens und es grenzte fast an ein Wunder, daß er ohne zerbrochene Glieder davon kam.

Zwei tragische Todesfälle in der vornehmen Welt haben allgemeine Theilnahme erregt. Die junge Gräfin von Wartensleben, einzige Tochter des reichen Rittergutsbesitzers von Lehmann-Mannlich, starb ganz unerwartet. Der Graf Reinhold von Krockow, Majoratsbesitzer einer wahrhaft fürstlichen Herrschaft in Westpreußen, erlag einem langjährigen Brustleiden und hinterließ eine noch sehr junge kinderlose Witwe. Das colossale Vermögen

Digitized by Google

wird an entfernte Verwandte fallen, da der ältere Bruder des Verstorbenen, Graf Krockow in Loschwitz bei Dresden, ebenfalls keine Kinder hat. Das eigenthümliche Erbverhältniß, welches den jüngern Grafen zum Majoratsbesitzer machte, entstand aus dem Umstande, daß die dritte Gemalin des alten Grafen Krockow, eine verwitwete Regierungsräthin Sallbach geborene Edzardi, die Besitzerin mehrere Herrschaften, ein Majorat zu Gunsten ihres jüngsten Stiefsohns stiftete. Diese alte Dame war eine wahre Novellenfigur, originell und hypergenial; als geborene Polin liebte sie schon in ihrer Jugend starke Getränke und hatte man ihr den ominösen Namen „die Schnapsgräfin" beigelegt. Sie bezahlte aus Geiz nie eine Rechnung und wurde böse, wenn gute Dinge auf ihrer Tafel erschienen. Ihr Rentmeister bezahlte alles heimlich und sorgte auch für anständiges äußeres Auftreten; die Equipage war stets im besten Zustande und sogar der Vorreiter fehlte nicht. Aber im Wagen, der mit Atlas ausgeschlagen war, saß eine Art Vogelscheuche, die von ihrer Gesellschafterin überwacht werden mußte, um nicht zum Kinderspott zu werden. Sie ist bereits seit mehreren Jahren todt und hat keine näheren Verwandten hinterlassen, es wäre also wohl erlaubt sie in einem Roman wieder aufleben zu lassen.

Unsre Literatur ist augenblicklich durch die Politik überwuchert, auch von theatralischen Novitäten ist nicht viel zu berichten. Doch freut man sich allgemein im Kreise der literarischen Feinschmecker auf Gensichens reizende Euphrosine, die im Salon bereits die größte Bewunderung erregt hat. Es ist ein dramatisches Gedicht, etwa wie Grillparzers Esther, voll Seelenreiz und Herzenswärme; es ist leicht, hier einen großen Erfolg zu prophezeien. Auch daß zu Goethe's Geburtstag die erste Aufführung im königlichen Schauspielhause stattfinden soll, ist eine glückverheißende Wahl.

H. v. N.

Wien.

Nun hat Wien endlich nach so langen, harten, kalten und regnerischen Prüfungen die Sommertoilette angethan. Die geborenen Herrschaften sind, nachdem sie auf dem Turf des Praters diesen und jenen Sproß altadeligen Geschlechts um eine Pferdelänge siegen oder vom Pferde stürzen gesehen, auf ihre Güter gezogen und die geritterten Nobeln der Finanz und Industrie haben sich in die Bäder, in die Umgebungen der Residenz oder in die Thäler der oberösterreichischen, kärnthnerischen oder tirolischen Alpen begeben. Der Stadtpark ist vollkommen im Besitz der kleinen gentry und der noch kleineren Beamtenwelt und im Volksgarten tummelt sich unter den Klängen der Strauß- oder einer Militärkapelle die fremde und die halbe Welt herum. Wir sind allein mit unserem Schmerz und unserer Armuth und an den heißen Mauern der verlassenen Paläste und Zinsburgen weinen wir Zurückgebliebenen die Thränen der Vereinsamung . . . Was bleibt unter solchen trostlosen Verhältnissen für den schadenfrohen und nichtsnutzigen Figaro anderes übrig, als auf dem Feld der offen geplauderten und geheim geflüsterten Bosheiten einer eben besiegten Saison Nachlese zu halten und dem „Salon" rasch ein Sträußchen zu binden von Dem, was noch in der zwölften Stunde im Salon gezischelt wurde? — Es ist männiglich bekannt, daß der Marquis de Caux im Begriff ist, seine berühmte Gattin, die kleine Adelina mit dem Feuerauge und der Nachtigallenkehle zu verlieren und bonapartistische Blät-

Digitized by Google

ter behaupten sogar, daß der Stallmeister des Exkaisers Napoleon über die ihm angethane Schmach Tag und Nacht weine; weniger bekannt ist es jedoch, daß der weinende Marquis seine lachende Marquise beim pariser Tribunal der Seine auf eine Bagatelle geklagt habe, die der Marquise die Führung des Ehescheidungsprocesses sehr erschweren, die Dame sogar in die peinlichste Verlegenheit bringen müßte. Der „arme Marquis" — so erzählte man sichs in den Nischen der nun geschlossenen wiener Salons, — habe für die ganze Dauer des hiesigen Aufenthalts der Patti zwei Detectives in das Hotel Munsch der Kärnthnerstraße gesandt, und diese zwei pariser Detectives hätten in dem bezeichneten Hotel so interessante Wahrnehmungen gemacht, daß der geschädigte Gemal gerade so viel Material glaubte beisammen zu haben, um für die ihm zugedachte Compromittirung vollgiltige Revanche nehmen zu können. Die nächsten Monate, vielleicht schon die nächsten Wochen dürften interessante Aufschlüsse über den interessanten Zwischenfall bringen.

In dem Maße, als die Wagschale, auf welcher die Würde der Frau Marquise lag, in die Höhe ging, sank jene der Frau Baronin um ein bedeutendes in die Tiefe. Die Marquise Patti wird jetzt zu leicht befunden und die Baronin Wallhofen-Lucca gilt wieder für vollwichtig und wird in allen Salons aufgenommen und fetirt, woraus zu ersehen ist, daß auch die Begriffe und Anschauungen von weiblicher Unantastbarkeit ihre Quecksilbersäule haben. Von Frau Lucca, der Baronin, wird übrigens gerade jetzt ein sehr hübscher Zug von Güte colportirt. Die Dame hörte, daß es einem Mann, dem sie dereinst angehörte, übel ging, daß sich derselbe in bedrängten Verhältnissen befinde und sie nahm das Gewand der Anonymität um und ließ, ohne Groll und ohne Hader, dem Bedrängten eine namhafte Summe mehrerer tausend Gulden — zugehen. Der Mann weiß es vielleicht heute noch nicht, wer die gütige Fee gewesen. — Die berühmte Sängerin hat seit einigen Jahren die kleine Marotte, in jeder Saison „zum letzten Mal" singen zu wollen. Möglich, daß die Proclamationen von den Abschiedsvorstellungen im Interesse ihres Impresario liegen, möglich, daß sich die Primadonna selber darin gefällt, zum unwiderruflich letzten Male aufgetreten zu sein, aber vorläufig scheint es mit dem Rückzug in's Privatleben noch seine guten Dinge zu haben und es wäre auch herzlich schade, wenn diese fast noch ungebrochene Stimme und dieses herrliche, schauspielerische Talent jetzt schon aus der Oeffentlichkeit verschwinden würde. Im nächsten Winter wird übrigens die Frau Baronin Wallhofen in Wien stabil sein, das ist sicher, denn sie hat bereits hier eine große Wohnung gemiethet. Daß sie während ihres wiener Aufenthalts sich dazu bewegen lassen wird, hier und da in der Hofoper zu gastiren und als Valentine, Frau Fluth oder Angela (schwarzen Domino) zu erscheinen, gilt schon für ausgemacht und daran thut die Dame auch ganz recht. Tausend Gulden — soviel erhält die Künstlerin in Wien per Abend — ist auch kein Pappenstiel, namentlich in heutiger Zeit, da ein Tausend gerade so viel bedeutet, wie vor vier Jahren zehn Tausend.

Gerade bei den Tausenden kann sich Figaro nicht enthalten, noch folgendes, recht chevalereskes Histörchen auszuplaudern. Einer unserer angesehensten Bankiers hatte vor mehreren Jahren mit der bildschönen Balleteuse S..... von der Hofoper eine zarte Liaison angeknüpft, sofort aber auch veranlaßt, daß die Ballerine von den Coulissen und den Tricots Abschied nahm und sich an die lange Robe gewöhnte. Das Mädchen hielt sich stets treu zu seinem Verehrer und in einer Anwandlung von besonderer

Digitized by Google

Großmuth sagte dieser, nicht lange, nachdem er sich zu seiner Angebeteten gefunden, daß er heute eben angefangen, in einer Assecuranzgesellschaft eine Prämie auf eine größere Versicherungssumme einzuzahlen. Die Versicherung laute auf fünf Jahre und wenn das Verhältniß zwischen ihnen nach dieser Zeit noch immer ein ungestörtes sei, soll der ganze Betrag ihr zufallen. Die fünf Jahre sind wirklich in ungetrübter Harmonie verflossen, die Assecuranzpolice ist fällig geworden und vor drei Wochen bekam die treue Donna die Summe von 110,000, sage Einmalhundertzehntausend Gulden baar auf die Hand ausbezahlt, woraus zu ersehen ist, daß sich auch die Treue versichern läßt, nicht blos Haus, Mobiliar, Feldfrucht und Vieh und daß sich's wirklich verlohnen kann, Zuneigung und Freundschaft zu bewahren. Die eben erzählte Assecuranzgeschichte ist buchstäblich wahr — so etwas kann ja nur das reale Leben zuwege bringen und erfindet sich nicht — und ich kann mir keinen Punct davon streitig machen lassen.

Der Circus Renz hat bereits im Monat Mai unsere Stadt verlassen, was aber nicht hindert, daß die Bevölkerung an einem andern Ort, in einem andern „Musentempel" an den Künsten und halsbrecherischen Wagstücken des Trapezes sich ergötzen kann. Dieser andere Ort, dieser andere „Musentempel" ist das Carltheater, das bis zum August 1878 noch immer dem Director des k. k. Hofoperntheaters Herrn Jauner gehörende Theater in der Leopoldstadt, für das dereinst Raimund und Nestroy ihre Stücke schrieben, in welchem unter Ascher die freie französische Comödie gepflegt wurde und das noch vor gar nicht langer Zeit die Angot zum Beispiel mit musterhafter Feinheit einführte. Mit dem Theater ist es aber seit Jahr und Tag immer schlechter geworden und Jauner, des ewigen „Zuschießens" müde, hat sich endlich entschlossen, zum Aeußersten zu greifen, das Innere seines Schauspielhauses mit Seilen bespannen und mit Trapezen behängen zu lassen. Leona Dare, die „kühne Löwin", macht allabendlich auf jenen Seilen und Trapezen die nervenerregendsten Turnerstückchen, die Männer bewundern den tadellosen, den classischen Körperbau der Löwin, die Frauen wurden im Theater vor Entsetzen ohnmächtig, was brauchte es mehr, um dem Carltheater einen colossalen Strom von Besuchern zuzuführen, was brauchte es mehr, um die gesunkene Theaterlust wieder zu heben?! Herr Jauner bezahlte der Leona Dare für dreißig Abende 20,000 Francs, — wieder ein schlagender Beweis, daß die — echte Kunst ihres Lohnes stets sicher sein kann . . .

Wien ist wie jede aufgeregte Großstadt ungemein consumtionsfähig, nicht nur an Lebensmitteln, sondern auch an — Scandalen, und das Heute weiß schon nicht mehr, was das Gestern geboten. Man darf sich unter solchen Voraussetzungen also nicht wundern, daß die Dingelstedtaffaire bereits vollständig eingeschlafen ist; daß kein Mensch mehr von derselben spricht und daß man sich schon gar nicht mehr daran zu erinnern vermag, daß der Baron des Hofburgtheaters, Hofrath von Dingelstedt, Lust hatte, nach Frankfurt zu übersiedeln und das wiener Hoftheater im Sande stecken zu lassen, in das er dieses so berühmte Institut wenigstens bis an die Räder geführt. Er wollte es pfiffig anstellen, der schlaue Herr Baron, knüpfte mit den Vätern der ehemaligen freien deutschen Reichsstadt diplomatische Unterhandlungen an und wäre bald zwischen zwei Stühlen zur Erde gefallen. Schließlich kam Herr Dingelstedt zur Einsicht, daß ihm die Hofluft so unerbehrlich sei, wie dem Fisch das Wasser, daß er in bürgerlicher Atmosphäre hätte ersticken

Digitized by Google

müssen, und ohne einen Kreuzer, ohne nur eine Prärogative mehr zu erlangen, war der wackere Dramaturgengeneral wieder recht froh, im alten, weichen Neste bleiben zu können. Im Oberhofmeisteramt, dem das Burgtheater wie die Hofoper untersteht, soll man über das etwas zweideutige Benehmen des Herrn Barons und k. k. Burgtheaterdirectors nicht sehr erbaut gewesen sein, allein man wollte offenbar den großen politischen Unsicherheiten nicht auch noch eine local-artistische beigesellen, man wollte die orientalische Frage nicht noch mehr verwirren — hat man vielleicht des Orientes wegen so rasch die bereits im Geiste angebahnten Unterhandlungen mit dem Juden Anton Ascher wieder abgebrochen — man wollte zu allen möglichen Actionen der Zukunft nicht noch eine weitere und sehr problematische gesellen und ließ Alles beim Alten. Die Episode des frankfurter Putsch war komisch, aber nicht erbaulich.

Das Theater an der Wien konnte sich von seinem Sturz nicht erholen und rannte wirklich auf die Sandbank, Concurs genannt — eines ihrer einstigen, berühmtesten und ältesten Mitglieder, die schöne Helene-Geistinger ist inzwischen wieder einmal und zwar definitiv zur „jungen Frau" geworden — und von dieser Sandbank wird sich das Schiff und dessen Steuermann, Director Max Steiner, wohl nicht sobald flott machen können. Die „komische Oper" ist auch in diesem Frühjahr insolvent geworden (es ist dies das sechste Mal seit ihrer Eröffnung im Jahre 1873) und ist schon zweimal unter den Hammer gekommen, ohne daß sich ein närrischer Käufer für das unglückliche Haus im unglücklichen Börsenviertel gefunden hätte. Da wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als aus dem Theater, das für die komische Muse bestimmt war, einen israelitischen Tempel, wie schon lange geplant, zu machen. Die Situation für die neue Synagoge wäre ganz vortrefflich, weil in unmittelbarster Nähe der Börse. Bei starker Baisse rennt man schnell hinüber, um die Hausse zu erflehen und nach der Hausse, um für den Segen zu danken.

Die große Oper wird in der todten Saison auf sechs Wochen, vom 15. Juni bis 31. Juli, das Burgtheater auf zwei Monate, vom 31. Juli bis August geschlossen sein, im Monat Juli ist also nur ein einziger Musentempel geöffnet und das Bildungs- und Unterhaltungsbedürfniß des Fremden bleibt zu seiner Befriedigung auf das Carltheater beschränkt. Wohl bekomm's!

Während die Comödie allerorten vom persönlichen Deficit jedes Einzelnen angekränkelt ist, feiert die bildende Kunst gerade jetzt sehr schöne Triumphe. Wenn man auch nicht mehr die nöthigen Mittel besitzt, um einen Ostade oder Ruysdael, einen Knaus oder Defregger, einen Suneradzky oder Matejko, einen Diaz oder Courbet sich gegenseitig abzusteigern, so rafft man doch in Momenten der Stimmung ein paar vorletzte Gulden zusammen, um sich ein werthvolles Original beizulegen. Wo die Gulden nicht zu einem Original hinreichen, bestellt man sich eine gute Copie, und ist auch sie zu theuer, greift man zum gelungenen Stich und zur Radirung. Und in diesem letztern Punkt ist es unsere außerordentlich rührige „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst", die die größte Achtung und die weitestgehende Unterstützung verdient. Die Gesellschaft bietet ihren Abonnenten, deren sie in Deutschland weit mehr zählt, als in Oesterreich, für den Jahresbeitrag von 15 Gulden eine Reihe der trefflichsten Stiche nach alten und neuen Meistern.

Figaro.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Liebesspiegel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1, 2 und 3. Gestricktes Nachthäubchen.

Für den Fond dieses Häubchens sind 85 Maschen zur Anlage nöthig. Außerdem an den Seiten je eine zugegeben die nur abgehoben wird. 1. Reihe: 1 Masche aufgeschlagen, Sternch., 1 zugenommen, 2 zusammen, 7 glatt, 2 zusammen, 1 zug., 1 glatt. Wiederholt bis zum Sternch. — 2 Tour: 1 zurück abgehoben, 1 zurück, Sternch., 1 zug., 2 zus. zurück, 5 zurück, 2 zus. zurück, 1 zug., 3 zurück. Bis zum Sternchen wiederholt. Die Reihe wird geendigt mit 1 zun., 2 zurück. — 3. Reihe: 1 abgeh., 2 glatt, Sternch., 1 zugen., 2 zus., 3 glatt, 2 zus., 1 zugen., 5 glatt.

Nr. 1. Gestricktes Nachthäubchen.

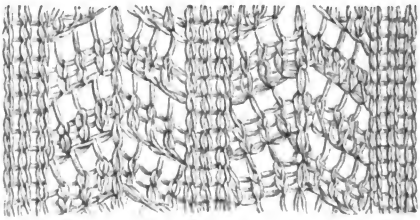
Bis zum Sternchen wiederholt. Die Reihe wird geendigt mit 1 zugenommen, 3 glatt. — 4. Reihe: 1 entg. abgehoben, 3 entg., Sternch. 1 zugen., 3 zus. entg., 1 zurück, 2 zus. zurück, 1 zugen., 7 zurück. Wiederholt bis zum Sternchen. Die Reihe wird geendigt mit 1 zugen., 4 zurück.

Hierauf wird wieder von der ersten Reihe angefangen und dem gestrickten Stück durch Einziehen der Ecken die Form des Häubchens gegeben.

Für die Spitze (Dessin Nr. 3) wird eine durch 6 theilbare Anzahl Maschen von der für den Besatz nöthigen Länge und etwas darüber für die Biegung angelegt; es sind dafür ungefähr 216 anzunehmen.

Digitized by Google

1 Reihe: 5 glatt, die nächste M. auf der linken M. übersprungen und die hinter der rechten Nadel befindliche aufgehoben. Wiederholt bis zum Sternch. — 2. Reihe: zurück. — 3. Reihe: 1 glatt, Sternch., 2 M., wie wenn sie zusammengestrickt werden sollten, die unter der linken Nadel befindliche aufgenommen und mit der nächsten M. auf der linken Nadel gestrickt, die zweite M. auf der rechten Nadel über die letztere übersprungen, 1 glatt, 1 zugen., 1 glatt, 1 zugen., 1 glatt. Wiederholt bis zum Sternch. — 4. Reihe: Zurück. — 5. Reihe: Sternch., 2 M. aufzunehmen und wie die 3. Reihe zu stricken, 1 zug., 3 glatt, 1 zug. Wiederholt bis zum Sternch. — 6. Reihe: Zurück. — 7. Reihe: 2 zus., 1 zug., 4 glatt Bis zum Sternch. wiederholt. — 8. Reihe: Zurück. — 9. Reihe: Ganz glatt. — 10. Reihe: Zurück — 11. Reihe: 2 zus., Sternch., 1 zugen., 2 zus. Wiederholt bis

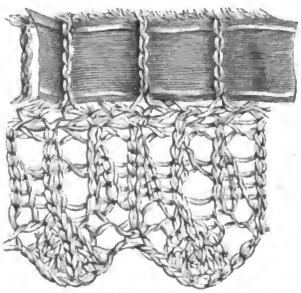


Nr. 2 Dessin zu Nr. 1.

zum Sternch. — 12. Reihe: 1 abgehoben, 2 zus., Sternch., 1 zugen., 2 zus. Wiederholt bis zum Sternch. Ausgezupft.

Ueber diese Reihe wird ein vierfaches Stäbchen in die erste M. gehäkelt, 1 Kettenm., 1 übersp. und so fort.

Die fertige Spitze wird an das Häubchen genäht und durch die Stäbchen ein Band gezogen, welches oben und unten an der Rückseite in eine Schleife geschlungen wird.



Nr. 3. Spitze zu Nr. 1.

Nr. 4. Tapisseriestreifen.

Auf Canevas Nr. 20 wird das algierische Dessin, wie es die Abbildung darstellt, in fünfdrähtiger sächsischer Wolle, deren Farben unter der Abbildung speciell angegeben sind, und algierischer gelber Seide gestickt. Ein solcher Streifen eignet sich sowohl für verschiedene Möbels als auch für Klingelzüge.

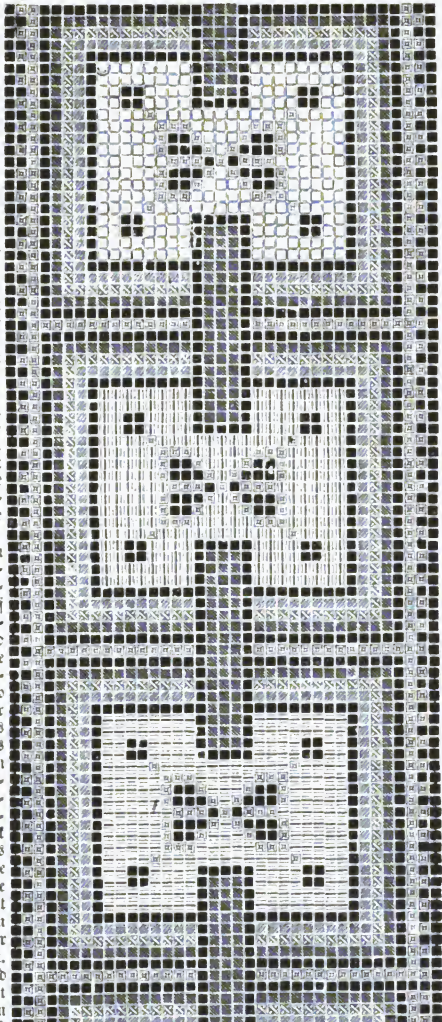
Nr. 5 bis 11. Kindercostüme.

Nr. 5. Anzug für Knaben von 5 bis 7 Jahren. Stoff leichtes taubengraues Tuch. Kurze Beinkleider. Jacke über der Brust zu knöpfen, mit zurückgeschlagenem Reverskragen. Das Ganze ist mit einem Passementeriemotiv von übereinstimmender Farbe garnirt.

Digitized by Google

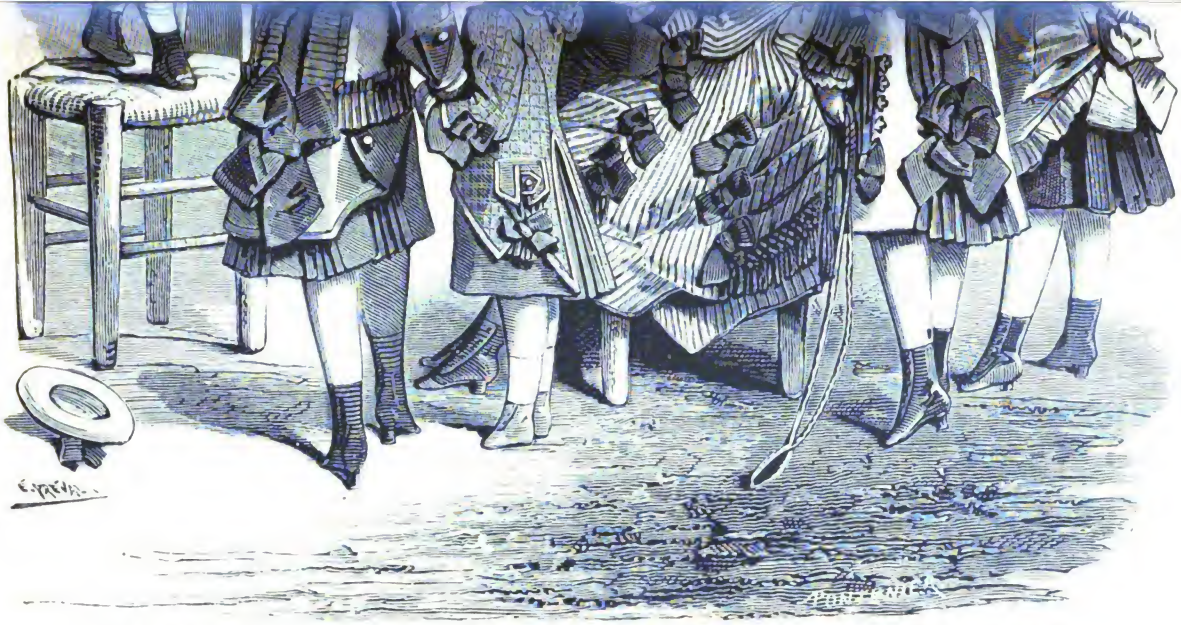
Nr. 6. Mädchen von sieben Jahren. Costüm von perlgrauem Caschmir mit Garnitur von rosa Faille. Prinzeßrobe mit einem in je vier Falten gruppirten Volant umgeben. Der untere Theil der Robe oberhalb des Volants ist mit einem Plissé von rosa Faille garnirt, welcher in zwei Linien in der Mitte des Rückens hinaufsteigt und am untern Ende des Rückens mit einer rosa Bandschleife abschließt. Die Seiten bilden einen oben zu knöpfenden Revers. Die in der Mitte getheilte Manschette ist aus Faille und Caschmir zusammengesetzt. — Phantasiestrohhut mit gezacktem Rande und Vergißmeinnichtguirlande um die Calotte.

Nr. 7. Mädchen von 3 Jahren. Costüm von blauem gemusterten Wollenstoff und assortirtem Taffet. Das Ueberkleid ist auf der Rückseite langzackig ausgeschnitten und ein ebenso verlängerter spitzer Ausschnitt geht bis zur Mitte des Rückens herauf. Ein vorn glatter, auf der Rückseite in Falten gelegter, extra angesetzter kleiner Rock vervollständigt dieses Costüm. Die Tasche von gefältelter Faille ist mit einem mit weißer Litze besetzten Stoffrevers und einer Bandschleife garnirt. Marinekragen und Aermelaufschläge mit gleicher Litze. Gegen den Ellbogen zu ist eine Bandschleife angebracht. — Hut von Nizzastroh mit weißem, an den Rändern



Nr. 4. Tapisserlestreifen.

■ Schwarz. ⊠ Gelb (Seide □ Blau. ||| Roth. ≡ Grün ■ Dunkelbraun. ⊠ Mittelbraun. ■ Hellbraun.



Nr. 5. Nr. 6. Nr. 7. Nr. 8. Nr. 9. Nr. 10. Nr. 11.

Nr. 5 bis 11 Kindercostüme.

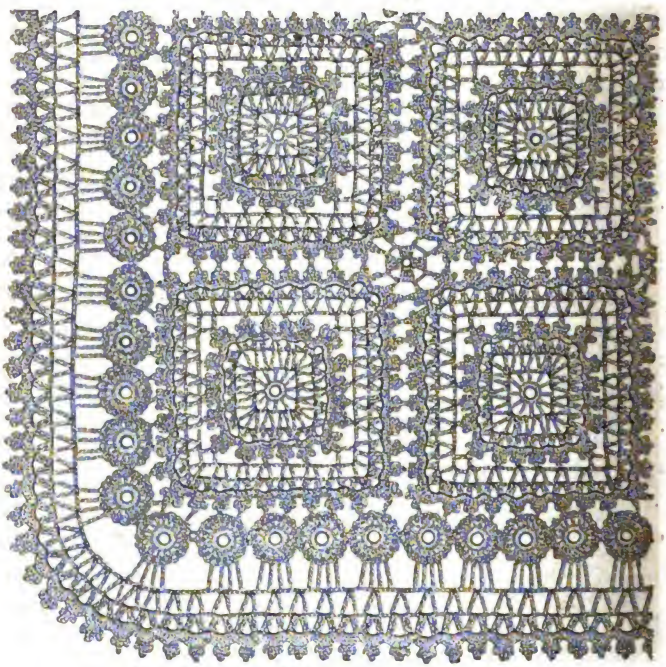
Digitized by Google

Digitized by Google

gefältelten Musselin überzogen. Guirlande von kleinen Wiesen-Maßliebchen und buntem Schmetterling an der Seite.

Nr. 8 und 10. Mädchen von acht Jahren. (Vorder- und Rückseite.) Prinzeßrobe von weißem Caschmir mit Plastron von weißer Faille, vorn und auf der Rückseite gefältelt Sämmtliche Ränder der Robe sind nächst den Plissés mit einer blauen Wollenstickerei verziert, ebenso der zurückgeschlagene Faillekragen. Die Robe wird vorn mittels Bandschleifen und zwar am Hals, an der Taille und unten geschlossen. Die Tasche von gefältelter Faille ist mit einer Stickerei umrandet und endigt in eine Schleife. Der Aermelaufschlag ist von einem hohen Faillepliſſé, das oben und unten durch eine doppelte Schleife besetzt ist, gebildet.

Nr. 9. Mädchen von zehn Jahren. Costüm von écru- und johannisbrodbraun



Nr. 12. Verkleinerte Ansicht eines Viertels der fertigen Decke.

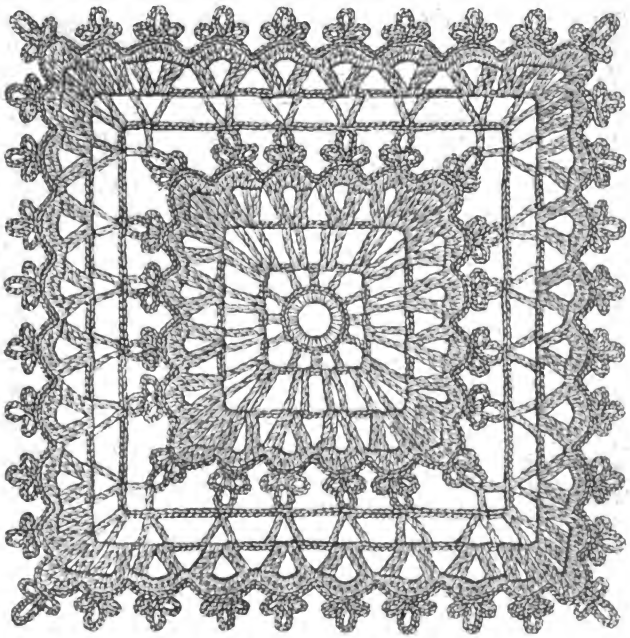
gestreiftem Wollenstoff. Offene Prinzeßrobe mit schwarzer Sammetbordüre, an der Seite mittels Sammetschleifen und Sammetknöpfen geschlossen. Vier Stoffschrägstreifen umgeben den Rock von der Taille ab und sind auf der Rückseite ein wenig weiter unten mittels Sammetschleifen befestigt. Der letzte dieser Streifen ist mit einer Wollenfranse besetzt. — Strohhut mit leicht emporgebogenen Rändern, umwunden mit einer zur Seite geschlungenen écrufarbenen Gaze-Echarpe.

Nr. 11. Mädchen von acht Jahren. Costüm von havanafarbener Sicilienne und maronfarbener Faille. Die aus Faille bestehende Prinzeßrobe ist vorn länger und auf der Rückseite gegen die Mitte des Rückens zu offen und daselbst in Falten gerafft. — Phantasiestrohhut mit gezacktem Rand, mit einer Feldblumenkrone verziert.

Digitized by Google

Nr. 12 bis 15. Gehäkelte Decke mit Details.

Nr. 13. Viereckiger Stern mit originalgroßer Abbildung. — 1. Tour: Man häkele 9 Luftmaschen, bilde davon einen Ring und fülle ihn mit 24 festen Maschen. — 2. Tour: Kleine Stäbchen (den Faden einmal umgeschlagen) 12 Stäbchen in die 24 festen M., zwischen jedem Stäbchen 2 Luftm. — 3. Tour: Große Stäbchen (den Faden zweimal umgeschlagen). 2 Luftm., 1 Stäbchen, 3 Luftm., 1 Stäbchen. Man bilde die Ecken durch Hinzufügung noch zweier Stäbchen. — 4. Tour: 1 Luftm., 2 große Stbch., 3 Luftm., 2 große Stbch. An den sich bildenden Ecken überschlage man die Luftm. nicht, sondern behäkele sie mit der eben beschriebenen Tour 4. — 5. Tour: Füllung des Bogens. 3 kleine Stäbchen in den durch die drei Luftm. entstandenen Bogen. In die obere Masche des dritten kleinen Stbchns



Nr. 13. Viereckiger Stern in Originalgröße.

dreimal 6 Luftm., zur Herstellung des Kleeblattes, dann wieder 3 kleine Stäbchen. Zwischen jeden Boden 1 feste M. — 6. Tour: 5 Luftm, 1 Stbch. in die zweite Schlinge der Kleeblätter. Die Ecken werden durch 5 Luftm. und 2 Stbch. in die zweite Schlinge der Blätter gebildet. — 7. Tour: 2 Luftm., 1 Stbch. über das Stbch. der vorhergehenden Tour, 3 Luftm., 1 Stbch. in dieselbe M. An den Ecken häkelt man noch außerdem 1 Stbch., 3 Luftm, 1 Stbch. in den durch die 5 Luftm. der vorhergehenden Tour gebildeten Bogen. — 8. und 9. Tour wie die 4. und 6. zu arbeiten. — Mit der zweiten Schlinge der Kleeblätter werden die Sterne Nr. 8 jedesmal zusammengehäkelt an den Ecken mit der ersten Schlinge.

Nr. 14. Mittelstern in Originalgröße. Sind die Sterne Nr. 13 zusammengehäkelt, so bleibt in der Mitte eine Oeffnung (8 Kleeblattschlingen), welche durch den kleinen Stern in Form des eisernen Kreuzes geschlossen wird. Dieser kleine

Digitized by Google

Stern besteht aus einem kleinen Ring, in welchen viermal 4 große Stbch. und 4 Luftm. gehäkelt werden.

Nr. 15. Spitze in Originalgröße aus kleinen runden Sternen bestehend.

Man bildet von 9 Luftm. einen Ring und füllt ihn mit 18 festen M. Dann

Nr. 14. Mittelstern in Originalgröße.

häkelt man in die 18 festen M. 18 Stäbchen, zwischen jedes Stbch. eine Luftmasche. Die Bogen bestehen aus 4 Luftmaschen. 1 feste Masche in die Luftmasche der vor-

Nr. 15. Spitze in Originalgroße.

hergehenden Tour. Mit diesen Bogen häkelt man sie genau wie die Abbildung zeigt, an die großen Sterne und an einander. Die folgende Tour nach den Sternen besteht aus 5 Luftmaschen, 4 großen Stbch. in 4 Bogen der kleinen Sterne; dann wiederholt sich Tour 3, 4 und 5 vom großen Stern Nr. 13.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mohammedanische Bulgarin.

Digitized by Google

Der [illegible]

Verzaube[illegible]

[illegible] Hans [illegible]

[illegible]

[illegible] mein Auge auch [illegible]

[illegible]

nach [illegible]
versucht [illegible]
in [illegible]
geben [illegible]

Schon [illegible]
welche gehaltene [illegible]
meiner Spiel[illegible]
sehen — klar und [illegible]
[illegible]

[illegible]
tante auf dem [illegible]
lag und der [illegible]

Ich wurde [illegible]
dem alten H[illegible]
ich ein [illegible]
mich dem Zauber [illegible]

Schon auf dem [illegible]
Ich den Schall [illegible]
Knarren meiner [illegible]
[illegible]
[illegible] war klein und [illegible] ganz [illegible]
Weise zu einem [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Verzaubert.

Novelle von **Hans Arnold.**

An einem stillen, klaren Herbstabend ging ich zum ersten Mal wieder den schmalen Wiesenpfad hinauf, der mich vor Jahren so oft nach dem alten Herrenhofe geführt hatte.

Wie einst, so hing mein Auge auch heut an dem stattlichen, grauen Thurm, der neben dem Hause aufragt — wie einst — und zugleich wie anders! Wußte ich doch heut nicht sicher und gewiß, daß die schwere Thür sich gastlich für mich öffnen würde, wie damals — und wußte nicht, wer hinter den hohen Fenstern saß!

Die Jugendgespielin, mit der ich hier die Knabenzeit und die Thorheiten der Mondscheinjahre durchlebt, — wo war sie heut? Wo waren Alle, die in der seltsamen Geschichte von damals mitgespielt?

Ich will versuchen, die Erinnerungen aus jener Zeit wiederzugeben — es ist ja Alles längst vorbei — Thorheiten und Leidenschaften — Lachen und Weinen — es liegt weit, weit hinter mir — und doch kann es mir einsamen Mann hin und wieder begegnen, daß ich mich auf dem alten Seufzer ertappe — „wo sind die schönen Tage hin, da wir so unglücklich waren?"

---

s' war 'mal ein Prinzeßchen!

Ich habe nie ein Bild von ihr gesehen! Und in dem Augenblick, wo es mich fast mit sehnsuchtsvollem Schmerz erfüllt, daß keine Malerhand es je versucht, dies ernste, junge Gesicht so festzuhalten, wie es damals war — in demselben Augenblick muß ich mir sagen, daß kein Bild sie hätte wiedergeben können!

Schon als wir Beide noch Kinder waren, empfand ich, halb unbewußt, welche gehaltene Anmuth, welche träumerische Würde über der zierlichen Gestalt meiner Spielgefährtin lag. Fast niemals habe ich sie lebhaft oder erregt gesehen — klar und ernsthaft blickte sie schon als kleines Mädchen aus ihren braunen Augen.

Sie war eine Waise und lebte bei ihrer alten, unvermälten Großtante auf dem sogenannten Herrenhofe, der am äußersten Ende des Städtchens lag und vor langen Jahren ein Kloster gewesen sein soll.

Ich wurde als der Sohn des Hausarztes mehrmals in der Woche nach dem alten Herrenhof geholt, um mit Angelika zu spielen, — und trotzdem ich ein ziemlich tölpischer und wilder Junge war, vermochte ich es doch nicht, mich dem Zauber dieser vornehm ruhigen Häuslichkeit zu entziehen.

Schon auf dem viereckigen, grasbewachsenen Hofe dämpfte ich unwillkürlich den Schall meiner Tritte und als wirkliche Beschämung empfand ich das Knarren meiner Stiefel, wenn ich den langen, gewölbten Hausflur hinauf ging, der nach dem Wohnzimmer der alten Dame führte. Fräulein von Roden war klein und zierlich, ihr ganz graues Haar in der kunstvollsten Weise zu einem hohen Thurm gebaut, auf dem eine kleine Spitzenhaube

Digitized by Google

schwebte, die mir so fein erschien, als sei sie von Feenhänden gewebt. Die alte Dame ging stets in graue Seide gekleidet, am Halse trug sie ein großes Brillantkreuz, und wenn sie nicht gerade mit einer kunstvollen Goldstickerei beschäftigt war, so bewegten ihre noch sehr schönen, weißen Hände einen langen Fächer auf und nieder, der mit zierlichen toupirten Schäferinnen und den dazu gehörigen gefühlvollen Schäfern reich und prächtig bemalt war.

Fast das ganze Mobiliar des alten Hauses bestand aus Reliquien und Andenken, und nur schwer entschloß sich die würdige Dame, ein neues Stück in ihre Einrichtung aufzunehmen.

Wenn Angelika und ich uns in dem großen Garten hinter dem Hause müde gespielt hatten, wurden wir zu dem Fräulein auf ein Stündchen herein gerufen. Sie saß gewöhnlich am Kamin, in dem Sommer und Winter zur Dämmerzeit ein Feuer brannte, auf einem runden Tabouret, — sie hätte es für unschicklich gehalten, sich anzulehnen — wir Kinder erhielten unsere Plätze auf zwei Fußschemelchen mit gestickten Figürchen angewiesen.

Nachdem ich die stets mit denselben Worten an mich gerichtete Frage: „Nun, Fritz, wie befindet sich der Herr Doctor und die Frau Mutter?“ stehend beantwortet hatte, wie mir das alte Fräulein selbst eingeschärft: „Meinen gehorsamsten Dank für gütige Nachfrage, die lieben Eltern sind, Gottlob, bei guter Gesundheit!“ durfte ich Platz nehmen, und nun begann eine wahre Feststunde für uns.

Das große, dunkle Wohnzimmer, nur von dem hastigen Kaminfeuer zuckend beleuchtet, wurde für uns zum schönsten Sagenbuch! Jedes Stück darin hatte seine eigene Geschichte — der Ofenschirm mit dem prächtig gestickten Pfau war das Geschenk der Großherzogin, bei der Fräulein von Roden in jungen Jahren Hofdame gewesen — auf dem alten Spinett hatte der Tanzmeister gespielt, wenn sie sich zu Haus allein die Touren der neuen Gavotte eingeübt — jene Bilder an der Wand — wahre Geduldproben, in Stickerei ausgeführt, — hatte die Urgroßmutter des alten Fräuleins gearbeitet, während ihr Mann im Siebenjährigen Kriege gefochten — und dieser alte Sessel stammte aus einem napoleonischen Schloß, und war vom Großvater der kleinen Angelika aus dem Feldzuge mitgebracht worden.

Noch erinnere ich mich unseres immer wieder neuen Staunens, wenn die alte Dame uns dann erzählte, daß auf dem Sessel ein Automat gesessen habe, den Gott Mars darstellend, der sich, wenn man an einer Feder gedrückt, langsam erhob und die Eintretenden begrüßte. Unsere Kinderphantasie zauberte den alten Mars immer wieder auf den Stuhl zurück, und noch als großer Junge konnte ich denselben nicht ohne eine Art angenehmen Gruselns betrachten.

Auch aus der Vergangenheit ihres stolzen Hauses wußte die Tante immer neue Geschichten zu erzählen und fast mittelalterlich klang es in meine modernen Schulknabenideen hinein, wenn sie von den Erlebnissen auf dem Gut ihres Vaters sprach, wo sie mit zwei Brüdern in der streng pedantischen Weise jener Zeit erzogen worden, die ihr noch heut als die einzig richtige galt.

Nun war der Enkel des ältesten Bruders schon fast erwachsen und bildete den Mittelpunct vieler Phantasien der alten Dame, die sich immer wieder ausmalte, wie dieser zukünftige Erbe ihres väterlichen Schlosses wohl aussähe und wie er werden würde.

Des jüngsten Bruders einziges Enkelkind war die kleine Angelika, die

Digitized by Google

seit dem Tode ihrer Eltern bei der alten Großtante lebte, als deren streng gehüteter, fast etwas pedantisch erzogener Liebling und Stolz.

Wenig Kinder und heranwachsende Mädchen hätten diese zurückhaltenden Manieren, diese vornehmen, kleinen Mienen gekleidet — Angelika aber war zu einem solchen Rococoprinzeßchen geboren, und ihre tiefen, zierlichen Verbeugungen, ihre Art, den Fächer auf und zu zu klappen hätte jeder altfranzösischen Marquise Ehre gemacht.

Die Versuche der „alten Gnädigen", wie sie allgemein genannt wurde, auch meine etwas republikanischen Glieder zum Tempo jener Höflichkeit des ancien régime zu bringen, hatten nicht so glänzenden Erfolg — doch denke ich noch heute mit dankbarem Herzen daran zurück und habe manches freundliche Wort über meinen Handkuß für alte Damen und die oder jene kleine Aufmerksamkeit zu hören bekommen, die alle auf die Stunden im Herrenhofe zurückzuführen sind. — Beinah vier Jahre lang war ich der einzige Spielgefährte des kleinen Fräuleins geblieben und sie schien, trotzdem wir Beide allmälig herangewachsen waren, noch immer ganz zufrieden mit mir, wenn ich auch meist nach meinem Kopf handelte und sie mir nachgeben mußte.

Da wurde durch einen scheinbar sehr unwichtigen Umstand eine Aenderung in unserem Zusammenleben herbeigeführt — Angelika sollte Französisch lernen.

Die „alte Gnädige" hatte bisher den Unterricht des Kindes ziemlich allein geleitet, doch fühlte sie, daß ihre Kenntnisse nicht mehr ganz den Anforderungen der Jetztzeit entsprachen. Ich erinnere mich noch ganz genau des Morgens, an dem die große, alte Kutsche vom Herrenhofe vor unser Haus rollte — noch sehe ich, wie mein Vater die Hand der zierlichen Greisin beim Aussteigen ergriff und an seine Lippen führte, sie dann ehrfurchtsvoll an seinem Arm in's Haus geleitete, wo der seltene Gast mit großer Freude auch von meiner Mutter empfangen wurde.

Fräulein von Roden wollte mit meinen Eltern über Angelika's französischen Unterricht Rücksprache nehmen. Das Resultat dieser Unterredung war, daß mein Vater mich herein rief und mir befahl, sogleich zu Monsieur Bonpré zu gehen und ihn zu sich zu entbieten. — Monsieur Bonpré und seine Familie gehörten zu den dunkeln Existenzen, die je zuweilen in kleinen Städten auftauchen — „man wußte nicht, woher sie kam." Er war ein großer, gebückt gehender Mann mit traurigen, schwarzen Augen und sprach das beste Französisch mit einem leisen, wohlklingenden Organ. In seiner ganzen Erscheinung lag ein gewisses ängstliches Bemühen, einen Schein von Eleganz und Solidität zu wahren — kurz er machte den Eindruck eines Mannes, der bessere Tage gesehen.

Seine Gattin war jedenfalls erst gewählt, nachdem diese bessern Tage längst vorüber waren, sie sah grob und gewöhnlich aus, sprach gar nicht französisch, galt für eine böse Frau und sollte einst Schauspielerin gewesen sein.

Die Verbindung dieser beiden so sehr verschiedenen Leute war mit einem einzigen Kinde gesegnet, welches mir bisher weiter keinen Eindruck gemacht hatte, als den großer Verwilderung und Ungezogenheit. Niemand kümmerte sich um das magere, braune Mädchen, welches als einzig auffallender Zug zwei große, nachtschwarze Augen besaß, und in beständigem Kriege mit der ganzen Nachbarschaft lebte.

Ich glaube, der Vater Bonpré hätte das Kind gern besser erzogen und ihm seine eignen Neigungen für ein feineres Wesen beigebracht —

Digitized by Google

aber er war einestheils durch seine Frau verschüchtert — und außerdem von früh bis spät außer dem Hause mit Unterrichtertheilen beschäftigt, da er den undankbaren Beruf erwählt hatte, die strebsame Jugend der Stadt in sein heimatliches Idiom einzuweihen.

Diesen Mann sollte ich auf meines Vaters Befehl zu Fräulein von Roden holen und begab mich im Eilschritt, — es war bald Zeit zur Nachmittagsschule — nach dem außerhalb der Stadt gelegnen, zerfallnen Gartenhäuschen, welches man „den Franzosen", wie sie geringschätzig genannt wurden, als eine Art Asyl zugewiesen hatte.

Wie traurig die Wohnung auch im Winter drein schaute — der freigebige Sommer, der eben erst begann sich zum Scheiden zu richten, hatte ihr ein freundliches Ansehen zu verleihen gewußt. Ein uralter, hoher Acazienbaum breitete seine grünen Arme schützend über das einsinkende Dach und der Grasplatz vor dem Hause war wie gestickt mit gelben, weißen und blauen Blumen. Eilig rannte ich über diesen Vorplatz und klopfte an die angelehnte Hausthür.

Auf das „entrez" des Franzosen betrat ich die ziemlich freudlose Wohnstube und begrüßte mit abgezogner Mütze den Hausherrn, mein Gesuch vorbringend. Er verbeugte sich in seiner artigen, etwas müden Weise und erklärte sich bereit, zu kommen.

Während wir noch mit einander sprachen, wurde die Thür des Zimmers mit einigem Ungestüm aufgerissen und wie vom Winde hereingeweht stand das Kind des bleichen Mannes vor mir. Es hatte die Arme voll eben gepflückter Feldblumen und starrte mich halb verwundert an, ohne einen Gutentag zu sagen.

„Eh bien, Marion, ne connaissez-vous pas ce monsieur?" fragte der Vater in scharfem Tone.

Sie lachte und zeigte ihre weißen, kleinen Zähne.

„Freilich!" sagte sie, „es ist der Junge vom Doctor — was werd' ich ihn nicht kennen!"

„Nun, warum begrüßt Du dann monsieur Fritz nicht?"

Herr Bonpré sprach fast etwas heftig. Die kleine Wilde nahm eine rothe Mohnblume zwischen die Zähne und zerbiß sie, ohne zu antworten, dabei sah sie den Vater halb scheu, halb trotzig an.

Ich sah, wie sich die Stirn des Mannes verdüsterte, und in dem Wunsch, einer Erziehungsscene vorzubeugen, sagte ich leichthin:

„Man muß ja einem Mädchen immer zuerst Gutentag sagen, Herr Bonpré, ich bin also schuld! Gutentag und Adieu, mademoiselle Marion — Adieu Herr Bonpré!"

Ich machte ihr halb im Scherz eine tiefe Verbeugung, sie wurde roth und wandte den Kopf ab. In dem Augenblick, während auf ihrem braunen Gesichtchen die Röthe schon wieder zu verlöschen begann, flog mir die Ueberzeugung durch den Kopf, daß sie einmal sehr hübsch werden könnte.

Ich verließ das Haus und schritt rechts am Fenster vorbei, als dasselbe klirrend aufgerissen wurde und ein hastig zusammengefügter Strauß Kornblumen und Mohn mir nach und beinah ins Gesicht flog.

Mehr verwundert, als geschmeichelt drehte ich die Blumen in der Hand — als ich aber nah an unser Haus kam, schien mir dies Geschenk doch zu lächerlich — ich warf es mit einem kräftigen Schwung in den kleinen Fluß, der dicht an meinem väterlichen Garten vorbeifloß.

Digitized by Google

Wenige Tage nach dem kleinen Erlebniß nahmen die Stunden auf dem Herrenhofe ihren Anfang. Ich ging in dieser Zeit schon weniger hin, weil ich unmittelbar vor dem Abiturientenexamen stand und fleißig bei den Büchern saß.

Der Zeitpunct war gekommen, wo ich zur Universität abgehen sollte, und ich begab mich nach dem Herrenhofe, um meiner alten Gönnerin und Angelika Lebewohl zu sagen. Im Hofe kam mir Herr Bonpré entgegen.

Ich begrüßte den bleichen Mann, der mir immer eine Art unklares Mitleid einflößte und fragte ihn nach dem Fortgang der Stunden.

„Ah, monsieur Fritz", rief er enthusiastisch, „ce sont la des véritables dames! Wenn meine Marion hätte so erzogen werden können! Ich habe aber die Erlaubniß für sie ausgewirkt, daß sie zuweilen mit mademoiselle Angélique à quatre mains spielen darf, — sie soll doch wenigstens einen Begriff bekommen, wie es in solchem Hause zugeht! Ah, quelle vie en comparaison de la votre!"

Ich verabschiedete mich von ihm und ging sinnend nach dem Hause, sinnend, weil ich es mit dem Wesen der alten Gnädigen nicht vereinigen konnte, daß sie die „kleine Zigeunerin" in der Nähe ihres Herzblättchens dulden wollte.

Im Hausflur traf ich Angelika, die eben ihre Bücher forttrug.

„Geh indeß zur Großtante", rief sie mir im Vorübergehen zu, „ich komme gleich hinüber."

So trat ich denn in das alte Kaminzimmer, wo Fräulein von Roden in einem der tiefen Fenster saß und stickte. Sie streckte mir freundlich die Hand hin und lud mich durch eine Bewegung ein, mich ihr gegenüber zu setzen. Nach den üblichen Eingangsreden über mein Examen und mein Fortgehen begann sie, eifrig weiter stickend:

„Was sagen Sie, Fritz (seit ich Primaner war, wollte mich die alte Gnädige durchaus nicht mehr „Du" nennen), daß ich mir habe einen solchen Streich von meiner Gutmüthigkeit spielen lassen, dieser kleinen Bonpré hier den Zutritt zu gestatten? Wird das gehen? Sie kennen die Familie, Fritz, wie ist das Mädchen?"

Ich zuckte die Achseln.

„Erzogen ist sie nicht besonders, gnädiges Fräulein — ein wildes und dabei, glaube ich, ziemlich durchtriebnes Ding — aber sie kann ja hier viel lernen und ablegen!"

„Der Vater bat so beweglich", fuhr die alte Dame fort, „ich dachte, es wäre nur billig, dem Kinde eine chance zu geben. Angenehm ist mir der Umgang für Angelika nicht, aber schaden wird er ihr auch nicht!"

„Das kann er nicht!" sagte ich lebhaft und sah der alten Gnädigen ehrlich ins Gesicht, trotzdem ich roth wurde.

Sie blickte mich mit ihren scharfen Augen eine ganze Weile schweigend an, endlich stand ich auf.

„Ich will mich Ihnen jetzt empfehlen, gnädiges Fräulein", sagte ich etwas steif.

„Nein, nein, Fritz", rief die alte Gnädige wie erschrocken, „bleiben Sie noch — Sie müssen doch dem Kinde noch Lebewohl sagen!"

So setzte ich mich denn wieder hin und wir plauderten noch eine Weile über Angelika — über ihre nahe bevorstehende Einsegnung — und dann kam sie selbst.

Digitized by Google

Sie sah noch ganz wie ein Kind aus, ihr lichtbraunes Haar fiel in zwei Zöpfen über ihre Schultern.

In der ihr eignen, geräuschlosen Art ging sie über die Stube und setzte sich schweigsam zu uns ins Fenster, während sie ihre Arbeit hervorzog.

„Angelika, wie gefallen Dir die Stunden bei Monsieur Bonpré?“ fragte ich.

„Sehr gut — und sein kleines Mädchen, die so alt ist wie ich, wird mich jetzt auch manchmal besuchen!“

Ich lachte.

„Du bist ein großes-kleines Mädchen — Du gehst ja nun schon ins fünfzehnte Jahr.“

„Thorheit!“ sagte die Tante streng, „sie ist ein Kind, bis sie eingesegnet wird, und ist auch vernünftig genug, das einzusehen!“

Ich erhob mich, um zu gehen, aber Fräulein von Roden wollte mich noch nicht fortlassen.

„Sie könnten heut zum Abschied noch einmal den Kaffee bei uns trinken, Fritz, — Angelika versteht ihn jetzt schon sehr gut zu bereiten.“

Ich blieb denn auch, und wie lebhaft steht mir jene Nachmittagsstunde vor Augen, in der ich meine Gespielin zum letzten Mal als Kind, — zum letzten Mal in der alten Weise mir gegenüber sah!

Die Bogenfenster des Wohnzimmers standen offen, — die weiche Sommerluft trug den seltsamen Duft des Lavendels auf ihren Schwingen herein, ab und zu surrte eine Biene in das Zimmer, tanzte ein paar Mal um den zierlich gedeckten Tisch und schoß dann wieder in den Garten hinaus.

Wir saßen alle Drei friedlich beisammen — in den alten hohen Tassen mit den gemalten Amoretten und gepuderten Frauenköpfchen dampfte der Kaffee und das Kind mit den langen Zöpfen ging hausmütterlich zwischen uns umher und goß, sorgfältig die schwere Kanne balancirend, ein.

Es überkam mich in dieser Abschiedsstunde eine Vorahnung des Heimwehs, das uns später solche Augenblicke mit erbarmungsloser Deutlichkeit wieder vormalt! Die Welt giebt uns so viel, wenn wir mit unseren „tausend Masten“ hineinschiffen — sie kann uns wohl für den Augenblick so zauberhafte, berauschende Bilder zeigen, daß uns das Alltagsleben daheim schaal und einförmig dünkt — aber in stillen Stunden drängt sich uns die Erinnerung an solche ruhige Sommertage „zu Haus“ unerbittlich auf — wir würden all die trügerischen Seifenblasen gern zerstieben sehen für eine Stunde in alten Räumen — einen Blick aus wohlbekannten Augen — und den Lavendelduft aus heimatlichem Garten!

Ich war denn in solchen ahnungsvollen Gedanken still geworden und bald erhob ich mich, um zu gehen. Das alte Fräulein strich mir mit der Hand über die Stirn — eine Gunstbezeugung, deren ich mich noch nie zu erfreuen gehabt — und ich zog diese Hand stumm an meine Lippen — es wollte so recht kein Wort hervor!

„Nun, Fritz, in zwei Jahren sehen wir uns, so Gott will, wieder“, sagte die Gnädige mit einer bei ihr seltnen Herzlichkeit, „das ist eine kurze Zeit, wenn man so alt ist, wie ich. Kommen Sie so zurück, wie Sie fortgehen — es soll mich freuen, durch Ihre Eltern von Ihnen zu hören!“

Angelika ging noch mit mir bis an die Thür des Hofes, auf dem die Nachmittagssonne brannte.

Ich blieb stehen.

Digitized by Google

„Leb' wohl, Angelika!“ sagte ich kurz.

„Leb' wohl, Fritz“, gab sie kindlich traurig zurück, „ich werde sehr oft Deine Eltern besuchen und nach Dir fragen!“

So ging ich denn; als ich mich noch einmal umwandte, um meiner Jugendfreundin zum Abschied zu winken, strömte ein grelles Sonnenlicht über die weißen Steine, ich konnte nichts mehr unterscheiden und preßte die Augen zusammen. Ade Kinderheimat!

Mußte in die Fremde wandern,
Und Du unterdessen?

Die zwei Jahre meiner Abwesenheit waren nahezu vergangen. Ich erzähle nicht meine Geschichte, sondern die meiner Jugendgespielin, und wenn ich ab und zu mit meinen Gedanken und Eindrücken dazwischen komme, so ist es, weil ein starkes Band mich an sie und ihr Geschick fesselte und mich in wichtigen Augenblicken in ihre Nähe zog.

Ich hörte nicht viel von Angelika in der Zeit meiner Entfernung. Die Knospe entwickelt sich so langsam zur Rose, daß die, welche sie täglich sehen, kaum die Fortschritte bemerken — So schrieb mir meine Mutter meistens nur: „Angelika geht es gut — sie besucht den Confirmationsunterricht — sie hat fleißig Stunden“ — und was so alltägliche Dinge mehr waren.

Auf meine Frage nach Marion Bonpré erfuhr ich, sie verkehre viel auf dem Herrenhof, zwar schienen die Mädchen nicht sehr für einander zu passen und Marion fiele mit ihrem wilden Wesen namentlich der alten Gnädigen oft zur Last. Doch seitdem Madame Bonpré binnen wenig Tagen an einem Fieber gestorben, habe es Fräulein von Roden nicht übers Herz bringen können, dem Mädchen die jetzt fast täglichen Besuche auf dem Hofe zu verbieten.

„Marion ist bildschön geworden“, schrieb die Mutter dann wieder einmal, „eine rechte Zigeunerin zwar und, wie ich glaube, ein böses, durchtriebnes Ding — aber die jungen Leute in der Stadt sind ganz wie toll über ihr Gesicht und ein Bruder ihrer Mutter, der neulich hier war und auch Schauspieler ist, hat sie bereden wollen, ihn zu heirathen, mit ihm zur Bühne zu gehen und hat ihr goldne Berge versprochen. Der alte Bonpré hat ihn aber die Treppe hinunter geworfen.“

Dann kam der Mai ins Land — mit ihm die Nachricht von Angelika's Confirmation — ich schrieb ein paar herzliche Worte an sie. Als ich einige Wochen darauf zur Abendstunde durch die Straßen schlenderte, übergab mir der Briefbote ein Couvert mit dem Roden'schen Wappen.

Es waren zwar die steifen Schriftzüge der alten Gnädigen, doch immerhin die erste, directe Nachricht aus dem mir so theuern Hause — ich konnte es nicht erwarten, bis ich in meine Wohnung kam, sondern ging in den Garten eines kleinen Wirthshauses, das von den Studenten im Allgemeinen wenig besucht wurde.

In einer dichten Laube setzte ich mich zum Lesen nieder, der Kellner brachte mir ein Windlicht und bei dem unruhigen Schein las ich wie folgt:

„Mein lieber Fritz, es war sehr artig von Ihnen, daß Sie am Einsegnungstage meiner Nichte mit freundlichen Worten derselben Glück gewünscht haben.

Ohne Zweifel hätte Angelika Ihnen selbst geschrieben, wenn nicht ein unvorhergesehener Zufall sie daran verhindert. Sie ist seit gestern verlobt mit ihrem Vetter, dem Sohne meines ältesten Bruders. Es wird Ihnen

Digitized by Google

oder doch Ihren vortrefflichen Eltern nicht unbekannt sein, daß diese Verbindung stets mein und meines Bruders Wunsch gewesen; doch trug ich Sorge, daß Angelika nie davon erführe, um sich von diesem Wunsch nicht beeinflussen zu lassen, wie es leicht bei ihrer Liebe für mich hätte geschehen können.

Um so größer war mein Vergnügen, als ich bald nach der Ankunft meines Neffen bemerken durfte, daß Angelika einige Inclination für ihn hege, und habe ich die Beiden gestern feierlich verlobt.

Sie, mein lieber Fritz, haben stets in unserem Herzen und Hause einen festen Platz gehabt, so sollten Sie denn das für Ihre Jugendgespielin so wichtige Ereigniß auch sofort und zwar durch mich erfahren.

Angelika grüßt Sie herzlich und ich bin

Ihre Ihnen sehr geneigte alte Freundin
Louise Marie von Roden."

Ich las den Brief bis zu Ende — dann noch einmal von der ersten Zeile bis zur letzten — dann legte ich ihn genau in seine Falten, steckte ihn langsam ins Couvert — und dann warf ich ihn plötzlich weit von mir, als könnte ich mich dadurch auch von seinem Inhalt befreien.

Es zog in der Stunde Manches durch meine Seele — unausgesprochene Gedanken, die ich mir fast selbst nicht gestanden — ich hatte einen unsagbaren Verlust erlitten, und doch das nicht besessen, was ich verloren hatte.

In wenigen Wochen sollte ich heimkommen, — wie hatte ich mich auf die Zeit der langen Sommerferien gefreut, sie mir ausgemalt — es sollte eben anders kommen — mit dem nächsten Regenguße ändert sich Dein schönes Thal — ich sagte mir das Alles sehr vernünftig, und diese Sommernacht ging auch vorüber! Ich schritt in der kühlen Morgendämmerung aus dem Garten — um eine Erfahrung reicher — um einen Traum ärmer — und was ist ein Traum?

Ich war wieder daheim.

Die ersten stürmischen Begrüßungen, jene Stunden, in denen man sich so eilig fragt und antwortet, als müsse man sich Alles, was während der Abwesenheit geschah, sofort und auf einmal mittheilen, waren vorüber — ich saß bei meiner Mutter am Nähtischchen und horchte auf den Schlag der alten Wanduhr, bis ich hätte vergessen können, daß ich ihr Ticken durch zwei Jahre nicht gehört.

Nachdem wir Dies und Jenes besprochen und erörtert, fragte ich, ohne meine Mutter anzusehen:

„Was macht das neue Brautpaar?"

„Der Bräutigam ist seit drei Tagen wieder hier", erwiederte sie und ließ einen Augenblick das Strickzeug in den Schooß sinken, „Du wirst ihn bald kennen lernen."

„Und Angelika ist glücklich?"

„Daran kann gar kein Zweifel sein", gab meine Mutter zurück, „ich war ganz erstaunt, daß sie sich so schnell entschloß — sie ist doch noch ein halbes Kind, und so ruhig — aber stille Wasser sind tief — er hat es ihr eben in der ersten Stunde angethan!"

„Erzähle doch", bat ich halblaut, „wie ist er eigentlich und wie steht er mit der alten Gnädigen?"

Meine Mutter schwieg eine Weile.

Digitized by Google

„Ich möchte Dein Urtheil nicht von vornherein bestimmen", sagte sie dann zögernd, „der Vater und ich mögen ihn nicht so sehr! Aber wir gehören zur alten Zeit und wissen vielleicht nicht, wie die jungen Leute von heut zu Tage sind. Er ist sehr hübsch — ja, eigentlich schön — groß und schlank — klug ist er wohl auch, das merkt man — aber er hat einen hochmüthigen Ausdruck in den Augen und sieht meist so zerstreut aus, als ginge ihn die ganze Gesellschaft nichts an. Im Vertrauen gesagt, ich glaube, er langweilt sich auf dem Herrenhof, denn oft habe ich ihn schon allein spazieren gehen sehen, und Abends spät kommt er dann zurück hier ins Gasthaus und sitzt allein im Garten bei einer Flasche Wein — das paßt doch Alles nicht für einen Bräutigam! Ich wundre mich nur im Stillen, daß die alte Gnädige, die sonst doch so streng auf Rücksichten hält, wie ein Ceremonienmeister, ihm das seltsame Wesen durchläßt — aber sie ist ebenso vernarrt in ihn, wie seine Braut, er muß wohl einen eignen Zauber haben, ich bin noch nicht dahinter gekommen, — uns sieht er meistens kaum!"

Ich schwieg in tiefes Sinnen verloren und starrte hinaus auf die stille Straße.

Da kam eine bekannte Gestalt den Weg herauf — Herr Bonpré grüßte ins Fenster herein.

„Ja, dabei fällt mir ein", nahm die Mutter wieder das Wort, „die Freundschaft mit Marion Bonpré scheint auch nicht mehr so recht halten zu wollen. Ich war eines Nachmittags oben im Herrenhofe, wir saßen Alle in dem großen Erkerzimmer, das Brautpaar am Fenster. Da kam die Marion über den Hof, die wohl lange nicht mochte dagewesen sein, wenigstens sagte Angelika: „Sieh' Curt, das ist die kleine Französin, von der ich Dir erzählte, ist sie nicht bildschön?" Ich wunderte mich noch, wie er mit seinen sonderbaren Augen nur so über sie hin sah: „recht hübsch", sagte er. Ich dachte innerlich: „Der muß ja sehr verwöhnt sein!" Marion kam herein, ganz lustig und wirklich wie ein Bild anzusehen, sie küßte der alten Gnädigen die Hand, und als Angelika ihr den Bräutigam vorstellte, verbeugte sie sich ganz tief und dann gingen sie alle Drei in den Garten. Ich verabschiedete mich bald und ein paar Tage darauf reiste der Bräutigam ab, die Damen brachten ihn nach der Post. Ich saß am Fenster, als sie allein im offnen Wagen zurückkamen und mir Gutentag zuriefen. Da kam Marion eben ihnen entgegen die Straße herunter, in einer kurzen schwarzen Jacke, — es war schon gegen Abend — und mit einem großen, runden Hut, der ihr prächtig stand — sie weiß überhaupt aus ihrem verwaschenen und ausgewachsenen Zeug immer etwas zu machen! Sie grüßte in den Wagen hinein, aber die alte Gnädige und Angelika dankten kaum — Marion wurde dunkelroth und warf den Kopf zurück — da merkte ich denn, daß etwas nicht richtig sein mußte! Aber bei der Gelegenheit habe ich das erste Mal gesehen, wie hochfahrend die Angelika aussehen kann — es steckt ihr nun doch einmal im Blut. Das ist auch das Einzige, worin sie mir zu ihrem Bräutigam zu passen scheint."

Mir gaben diese flüchtigen Erzählungen noch zu denken, als ich am späten Nachmittag mich auf dem Wiesenpfad zum Herrenhofe fand. Unwillkürlich wurde die Skizze, die meine Mutter in ihren kurzen Worten gezeichnet, mir zum Bilde — eine ganze Geschichte stieg in meinem Kopfe auf — und ich hatte in solchen Gedanken das Schloß erreicht.

Der Diener wies mich, wie immer, in das dämmerige Wohnzimmmer, wo ich erwartete, die alte Gnädige auf ihrem gewohnten Fensterplatz zu finden.

Digitized by Google

Aber die Stube war leer und ich blickte durch die Scheiben in den Garten. Alles war unverändert, das Geisblatt um die Laube vielleicht etwas dichter geworden, der Rosenstock vor dem Fenster einige Zoll höher — aber im Uebrigen konnte ich mir einbilden, ich sei um zwei Jahre zurückversetzt und aus dem Lindengang werde ein Kind mit langen Zöpfen treten und mir zurufen: „komm spielen, Fritz, ich bin mit allen Arbeiten fertig!“

Fast erwartete ich, diese Worte zu hören, als ein leichter Schritt sich mir näherte. Ich wendete mich rasch um — ja, nun wußte ich freilich gleich, daß zwei Jahre eine lange Zeit sind! Eine große, schlanke Mädchengestalt stand vor mir, in einem langen, hellen Sommerkleide, die Zöpfe waren aufgesteckt und an der Hand, die sie mir entgegenstreckte, glänzte der Verlobungsring. Nur Eins war geblieben — die ernsten, lichtbraunen Augen, der sinnende Zug um den kleinen Mund, — ja, Beides schien mir noch ausgeprägter wie damals!

Ich ergriff die kleine Hand und schüttelte sie herzlich — dann fiel mir ein, daß der Braut wohl eine andere Begrüßung gebühre — ich zog diese Hand an meine Lippen.

„Meinen herzlichsten Glückwunsch!“

Sie nahm die Huldigung ruhig hin und sagte mit ihrem ernsten Lächeln:

„Ich danke, lieber Fritz — ja, das ist schnell gekommen! Man hat uns gar nicht gesagt, daß Du da bist“, fuhr sie fort, „sonst wäre ich längst hier und die Tante hätte es sich wohl auch nicht nehmen lassen, Dich gleich wieder zu begrüßen. Nun setze Dich“, fügte sie hinzu, nachdem sie geklingelt und dem Diener befohlen, ihre Tante zu rufen, „und erzähle, wie es Dir inzwischen ergangen ist.“

Ihre ruhige Stimme, ihr Einlenken in den alten, vertraulichen Ton gab auch mir meine Unbefangenheit zurück — ich begann, in dem schlanken, ernsten Schloßfräulein die kleine Angelika wiederzusehen!

„Erzähle Du mir lieber“, bat ich, „Deine Erlebnisse sind doch ungleich interessanter gewesen, als die meinigen — wenn hast Du denn Deinen Bräutigam kennen gelernt?“

„Er kam kurz nach meiner Einsegnung her“, erwiederte sie, während ein zartes Roth ihr junges Gesicht langsam übergoß; „und war ungefähr vierzehn Tage bei uns. Aber schon nach acht Tagen waren wir verlobt.“

„Und wie das herging, kannst Du mir wohl nicht sagen?“ fragte ich lächelnd.

„Nein“, erwiederte sie plötzlich ernsthaft; „so etwas erzählt man nicht.“

„Und wann ist Eure Hochzeit?“

„Im nächsten Monat — es ist schade, daß er nicht zu Hause ist — er ritt heute früh nach Goldorf hinüber, um seinen Besuch zu machen und sie haben ihn dort wohl nicht fortgelassen — da kommt die Tante“, unterbrach sie sich hastig und ich sprang auf, um die alte Gnädige zu begrüßen.

Nach den ersten, einleitenden Gesprächen kam die Rede natürlich wieder auf Angelika und ihre Verlobung. Ich äußerte meine begreifliche Neugierde, den Bräutigam kennen zu lernen.

„Angelika, zeige doch das Bild von Curt“, rief die alte Dame zu dem Mädchen hinüber, das schweigend am Fenster saß.

Sie griff mit der Hand wie schützend nach einem großen Medaillon, das an ihrem Hals hing.

Digitized by Google

„Nein, Tante, ich zeige kein Bild von ihm, Du weißt, das giebt doch keinen Begriff davon, wie er aussieht!“

„Nun, dann muß Fritz sich eben gedulden“, erwiederte Fräulein von Roden, „wir haben morgen einen Sommerball hier — Curt liebt solche Zerstreuungen und ist ein großer Tänzer und Salonheld — wie wäre es, wenn Sie dazu auch kämen, mein lieber Fritz?“

Gern sagte ich zu und verabschiedete mich dann bald.

Es wurde schon dämmerig draußen und die Vormittagsvisite des Bräutigams schien noch kein Ende nehmen zu wollen. Als ich über den Hof schritt, sah ich Angelika's ernste Augen noch immer unverwandt vom Fenster aus auf die Straße gerichtet, die von Goldorf kommt.

Ich ging etwas enttäuscht heim — hatte ich doch den Vielbesprochenen versäumt und auch durch die flüchtigen Worte von Tante und Braut war mir kein deutliches Bild von ihm geworden.

Auf meinem Weg wurde ich fast vor jedem Haus von irgend einem alten Bekannten freundschaftlich begrüßt und angeredet, — Stadtgeschichten wurden berichtet und fast Jeder, oder vielmehr Jede wußte nicht genug zu erzählen, wie schön, wie lustig und wie liebenswürdig der junge Baron Roden sei.

„Meine Mutter muß einen besondern Grund für ihre Antipathie haben“, dachte ich bei mir.

In tiefen Gedanken verloren ging ich weiter und weiter — über den kleinen Bach und nach der andern Seite des Städtchens — nicht weil ich dort etwas zu thun gehabt, sondern um die alten Plätze wieder einmal zu besuchen.

Ich befand mich vor der zerbröckelnden Mauer, die Herrn Bonpré's Gartenhäuschen umgiebt, ehe ich selbst wußte, wie ich dahin gekommen.

Plötzlich vernahm ich von einer seltsam frischen und zugleich tiefen Männerstimme die Worte: „Also morgen Abend — nicht vergessen!“

Ich wandte mich unwillkürlich, um nach dem Sprechenden zu sehen, aber ich erblickte nur einen Reiter, der in hastigem Galopp vor mir fort und nach der Stadt zusprengte.

Ich konnte in der tiefen Dämmerung nichts weiter als seine sehr hohe Gestalt erkennen und besann mich vergebens, wer der Reiter sein könne!

Noch stand ich in eine Art grübelnder Ueberraschung gleichsam festgebannt, als oberhalb der Mauer ein Kopf erschien, dem die schlanke Gestalt eines Mädchens nachfolgte. Sie beugte sich, auf dem Mauerrand sitzend, weit vor und sah in gespannter Haltung dem Davoneilenden nach — als sie ihn nicht mehr entdecken konnte, schlug sie die Arme übereinander und fing an, für sich hin eine übermüthige Melodie zu singen, die ich mit einem „Guten Abend, Fräulein Marion“ unterbrach.

Ohne sich zu rühren, gab sie mir gleichmüthig den Gruß zurück, machte weiter keinen Versuch, zu ergründen, wer sie angeredet, sondern sah über meinen Kopf weg in die leere Luft hinein.

Ich rief ihr nun meinen Namen hinauf und sie sah hastig und jetzt erst wie bestürzt auf mich herab.

„Sie sind es — waren Sie schon lange hier?“

„Nicht so sehr lange“, gab ich zurück, „aber haben Sie sich denn gar nicht erschreckt, als ich Sie so plötzlich beim Namen rief?“

„War das Ihre Absicht? Nein, — ich habe mich nicht erschreckt — wozu

Digitized by Google

auch? Erstens machen sich manche Leute das unschuldige Vergnügen, mir auf meinem Mauersitz Gutenabend zuzurufen — und dann, als Sie meinen Namen nannten, wußte ich, daß Sie mich kannten — und Räuber, die uns kennen, werden sich nicht die vergebliche Mühe machen, hier einzubrechen — sie würden zu Hause in ihrer Räuberhöhle sicher immer ein besseres Abendbrod finden als bei uns! Wo kommen Sie denn her?"

„Ich war spazieren gegangen", erwiederte ich, „und ohne meine Absicht hier herausgekommen — nun ich da bin, freue ich mich sehr, eine alte Bekannte wiederzusehen."

„Bleiben Sie bei der Wahrheit — nicht als ob ich selbst es etwa immer thäte — Sie sehen mich doch nicht in diesem Eulenlicht?"

„Dem wäre abzuhelfen", sagte ich lachend und steckte hastig ein Schwefelhölzchen in Brand. Der flüchtige Schein belehrte mich, daß meine Mutter mir nicht zu viel gesagt — ein wildes, aber blendend schönes Gesicht lachte mich von der Mauer an.

„Wie die Zeit vergeht", sagte sie spöttisch. „Doctors Fritz mit Streichhölzern in der Tasche, um eine ganz erwachsene Cigarre anzuzünden! Und als ich ihn zuletzt sah! Sind Sie noch immer so ruhig und musterhaft, wie in unseren schönen Schultagen, Monsieur Frédéric?"

„Darf ich Ihnen die Frage zurückgeben?"

„Gern, denn ich war es nie! In mir steckt theils Schauspieler-, theils Franzosenblut — was wollen Sie? Und dabei möchte man mich in ein deutsches Kloster schicken — es wäre fast komisch, wenn es nicht so sehr ernsthaft wäre!"

„Wer will denn das?" fragte ich überrascht.

„Mein Herr Vater, im Complot mit Ihrer Gönnerin da oben im Herrenhofe — sie glauben, so am Besten für mein Seelenheil zu sorgen; sie mögen sich in Acht nehmen, daß ich mich nicht vorher noch etwas nach ihren Seelen umschaue — es sollte ihnen heißer werden, wie mir in dem Fegefeuer, mit dem sie mir immer drohen!"

Mir fuhr ein unheimlicher Gedanke durch den Sinn.

„Wer war denn der Reiter, der vorhin von Ihnen fortritt?" fragte ich ziemlich unvermittelt.

Sie brach in ein lautes, aber nicht unmelodisches Lachen aus und schlug die Hände in echt französischer Lebhaftigkeit mehrmals zusammen.

„Gott, wie klug, — was er klug ist, des Doctors Fritz! Es war der Bediente vom Herrenhof, der mich zu morgen zu einem Tanzfest einlud, damit alle hochgeborenen Gänse auf zehn Meilen in der Runde sehen, daß es auch gewaschene, alte Kleider giebt! Wir treffen uns doch dort, Monsieur Fritz, was? Sie sind ja immer liebes Kind bei den beiden steifleinenen Damen dort gewesen — aber bauen Sie nicht zu fest darauf — die Gunst solcher großen Leute ist wie ein Kartenhaus — ein leiser Windstoß — baff — liegts da!"

Sie sprach das Alles hastig und mit einer etwas unsichern Stimme, aber sie begleitete ihre Worte mit unendlich graziösen, gleichsam illustrirenden Handbewegungen — ich starrte das seltsame Geschöpf an wie im Traum — da streckte sie ihre Hand über die Mauer.

„Gute Nacht, Fritz! Nun, wollen Sie mir nicht die Hand geben? Schön, ich werde darum nicht schlechter schlafen!"

„Was fällt Ihnen ein, Marion", rief ich erregt und hatte im nächsten

Digitized by Google

Augenblick die Höhe der Mauer erklettert, „ich habe Ihre Hand nur nicht gesehen — seien Sie nicht thöricht!“

Sie war aber schon herabgeglitten und in dem dunklen Garten verschwunden wie ein schönes Irrlicht.

Langsam stieg ich von der Mauer herab und trat in tiefen Gedanken den Heimweg an. Die wenigen Erlebnisse dieses Nachmittags schienen mir geheimnißvoll und räthselhaft — und vielleicht — gewiß — eben so räthselhaft die Schicksale der Menschen, die ich verlassen.

Und dies Mädchen, diese Marion? Es lag eine seltsame Wildheit, eine Verachtung alles Hergebrachten, jeder Form und Sitte in ihrem Wesen, aber nichtsdestoweniger übte sie einen unwillkürlichen, unwiderstehlichen Zauber auf Jeden, der ihr begegnete — man war gezwungen, sich mit ihr zu beschäftigen, über sie nachzudenken!

„Versuche mich nicht mit süßer Red',
Ich darf nicht tanzen, wie gern ich's thät'!“

Wenn ich jetzt, nach so vielen Jahren, an das Fest im Herrenhof zurückdenke, so wird mir noch wunderlich zu Sinne; es lag eine eigne, schwüle Atmosphäre über jener Sommernacht, — die Stille, die dem Gewitter voranzugehen pflegt.

Die ganze Front des düstern, alten Gebäudes strahlte und blitzte heut im hellen Glanz, die Fenster und Glasthüren waren sämmtlich geöffnet, Rosenduft flog hinaus und hinein. Auch der stille, alte Garten war erleuchtet, die finstern Ulmen und Eichen trugen Flammenkränze in ihren stolzen Kronen, nur die entlegensten Theile des Parkes hatte man unbeleuchtet gelassen und still und süß lag dort das Mondlicht auf dem Kiesweg und auf den tiefgrünen Rasenplätzen.

Die Gäste strömten noch zahlreich ein, als ich den breiten Hof betrat — der Gartenweg war heut geschlossen. Ich begrüßte die alte Gnädige, die vornehm und stattlich in der Mitte des Zimmers stand — neben ihr das Brautpaar. Angelika sah so sanft, so klar und glücklich aus, wie die Mondnacht draußen — in ihrem lichtbraunen Haar duftete eine weiße Rose.

Sie stellte mir ihren Bräutigam vor.

„Hier“, sagte sie, zu ihm aufsehend, „das ist mein lieber Jugendfreund Fritz, von dem Du so viel gehört hast!“

Und nun begegnete mir etwas Seltsames! Ich stand einem Mann gegenüber, der mir meine Jugendliebe geraubt, — der diesen geraubten Schatz kaum sehr hoch zu halten schien — den ich nach Allem, was ich gehört, gesehen und beobachtet hatte, für einen leichtsinnigen Menschen halten mußte — und mit dem ersten, herzlichen Händedruck, mit dem ersten Blick in dies stolze, junge Gesicht schmolz alle meine Voreingenommenheit dahin, wie Schnee an der Frühlingssonne — er hatte sein unsichtbares Zauberstäbchen gegen mich geschwungen und ich war von dem Augenblick an sein geschworner Bundesgenosse — gegen meine bessere Ueberzeugung! Und wenn es später nicht so blieb, wenn ich ihn schon nach wenig Stunden anklagen, ja verdammen mußte — ganz gebrochen ist der Zauber nie, bis auf den heutigen Tag nicht, wo ich mir noch immer sage: „er war mit all' seinen Fehlern und Schwächen der hinreißendste Mensch, der mir je begegnet ist.“

Digitized by Google

Beschreiben läßt er sich nicht! Der Siegfried aus dem Nibelungenlied mag wohl an dem stillen Waldbrunnen aus solchen Augen geblickt haben, aber das spöttisch frische Lachen dieser seltsam tiefen Stimme gehört nicht in das Bild des kinderhaften Recken!

Ich begriff jetzt die blinde Liebe der alten Gnädigen — und auch nur zu gut die schnell erwachte, leidenschaftliche Neigung seiner stillen Braut — es gab eben nur ein Wort für ihn — er war unwiderstehlich! Und das nicht blos den Frauen gegenüber, wie man es häufig findet, nein, auch ich, auch alle seine Kameraden beugten sich neidlos seinem Scepter — er durfte Alles — und er konnte Alles!

Während wir noch standen und mit einander plauderten — hier und da unterbrochen durch neu ankommende Gäste, — Mädchen in rauschenden Balltoiletten, Officieren aus der benachbarten Garnison in bunten, blitzenden Uniformen — wurden wieder die Flügelthüren geöffnet. Marion Bonpré trat langsam ein und kam auf uns zu.

Sie trug ein schlichtes, weißes Kleid an dem Abend und als einzigen Schmuck einen frischen Akazienzweig im Haar; aber ihre Erscheinung erregte ein solches Aufsehen unter der Versammlung, daß es wie ein Meer der Frage und des staunenden Geflüsters durch die Menge lief.

Sie hörte es wohl — sie warf den Kopf zurück und ein Blitz des Triumphes schoß aus ihren schwarzen Augen. Ich selbst war so im Anstarren des seltsam schönen Geschöpfes verloren, daß ich auf die Wirthe gar nicht achtete, von denen Marion nur noch wenige Schritte entfernt war.

Plötzlich wendete sich Fräulein von Roden zu ihrem Neffen und sagte mit dem Ton lebhaftesten Erstaunens:

„Wie kommt dieses Mädchen hierher — wir haben sie nicht eingeladen!"

Angelika war schweigend zurückgetreten und hatte sich unter die Gesellschaft gemengt.

Ich sah ein tiefes Roth über das Gesicht des Angeredeten fliegen — er wich der Frage aus.

„Tantchen, jetzt ist das nicht zu redressiren; sie steht sofort vor Dir, mache gute Miene zum bösen Spiel, es muß doch ein Mißverständniß obwalten!"

Marion begrüßte in dem Augenblick die alte Dame — sie dankte durch eine kühle Kopfneigung und fragte als einzige Bewillkommnung in eisigem Ton:

„Sind Sie allein hier, mein Fräulein?"

Ein rascher, seltsamer Blick des Mädchens flog zu Curt hinüber.

„Mein Vater war nicht eingeladen!" erwiederte sie kurz.

„Du siehst, Tantchen", flüsterte Curt hastig, während Marion seitwärts trat und mir Gutenabend sagte, „sie ist eingeladen, vielleicht irgend ein Bedienter, — lasse doch das arme Ding hier, da ist sie nun einmal — was kann es Dir schaden?"

„Du hast Recht", entgegnete die alte Gnädige besänftigt, „sie ist heute sans conséquences — ich fürchte nur, sie wird sich hier sehr verlassen fühlen, — man ist ziemlich exclusiv in meinem Hause."

Mir, für den diese Worte nicht berechnet waren, schlugen sie wie eine heiße Sturzwelle über den Kopf.

Ich fühlte die Pflicht, mich der kleinen Französin anzunehmen — gehörte doch auch ich nicht zu dem „exclusiven Kreis!"

Digitized by Google

Und ich mußte sehen, daß die alte Gnädige Recht gehabt! Marion verneigte sich hier und da vor den Damen, aber keine redete sie an. Angelika machte es möglich, stets an der andern Seite des Zimmers zu sein und Curt war Arrangeur und — Bräutigam!

Wie das Mädchen diese Behandlung empfand, konnte ich nicht ergründen. Sie stand unter den handfesten, einheimischen Blumen — den Tausendschönchen und Rosen mit ihren weiß und rothen Gesichtern wie eine dunkelschöne Granatblüthe; — das krause, schwarze Haar leicht und natürlich von der Stirn gestrichen — ein seltsames Lächeln um den kleinen, purpurrothen Mund. Der unscheinbare Holzfächer, den sie hielt, bewegte sich leise nach dem Tact der eben einsetzenden Musik und ebenso bewegte sich die Spitze eines kinderhaft kleinen Fußes, der unter dem Kleid vorsah.

Ich drang endlich bis zu ihr durch und bat frischweg um den ersten Tanz.

Sie nahm ruhig an; keine Miene ihres Gesichts verrieth, daß sie bisher eine Vernachlässigung empfunden habe, — aber leise, nur mir vernehmlich, flüsterte sie:

„Sie sind sehr gut, Fritz, — aber ängstigen Sie sich nicht um mich, — es wird Alles heute Abend ganz anders kommen, als Sie — und noch mehr Leute denken!"

Da trat Curt zu uns. Ihre Augen verfinsterten sich, als sie ihn sah. Er rief mir zu:

„Bester, gehen Sie zu Angelika, sie wünscht Sie zu sprechen — ich glaube, sie ist in Verzweiflung, daß Sie sie noch nicht engagirt haben!"

Ich ging — als ich zwei Schritte von dem Paar war, hörte ich Marion mit tiefer, leidenschaftlicher Stimme sagen:

„Die Wahrheit! Ich will die Wahrheit wissen — warum haben Sie mir das angethan!"

Ich trat zu Angelika — sie sprach freundlich und herzlich wie immer mit mir — „ich habe Dir einen Tanz aufgehoben, lieber Fritz, willst Du ihn?" Aber noch während ich ihr dankte, flogen ihre ernsten Augen über mich fort über den Saal — sie hörte meine Antwort kaum.

Erst, als ich noch stand und sie bekümmert anblickte, strich sie mit der Hand über ihre Stirn, wie um einen Schatten wegzuwischen.

„Es ist drückend heiß hier", sagte sie in mattem Ton, „und ich bin so müde."

„Schon jetzt?" erwiederte ich, mit einem Versuch zu lachen, „und da fängt man doch eben erst an, sich zum Tanzen aufzustellen!"

„Ja — gewiß!" sagte sie zerstreut, „Du hast Deine Dame, geh' zu ihr, lieber Fritz — wer ist es denn?"

Sie fragte entschieden, ohne zu wissen was, — aber als ich zögernd zurückgab: „Marion Bonpré!" da lief es wie ein leiser Schauer über ihr Gesicht und ich ging auf meinen Platz.

Das Paar, welches ich verlassen, stand noch im eifrigsten Gespräch — sie hörten mich nicht kommen.

„Also Sie verzeihen mir — Sie verstehen mich jetzt?" fragte Curt in eindringlichstem Ton.

„Ja, ja", rief sie wie ungeduldig und lachte — ein übermüthiges Lachen — und nun gehen Sie, gehen Sie, Baron Roden — zehn Tacte des Walzers sind vorbei!"

Digitized by Google

Er ging zögernd und ich trat an seine Stelle — verwirrt und traurig — ich wußte nichts zu reden.

Es war aber auch nicht nöthig, Marion sprach sofort lebhaft auf mich ein.

„Ich habe Ihre Abwesenheit gut angewendet", rief sie, „meine sämmtlichen Tänze und wohl zwanzig darüber sind vergeben — vivent les cavaliers! Die Damen mögen mich übersehen, — der Damen wegen kommt man nicht auf den Ball, nicht war, Monsieur Fritz?"

„Wie viel Tänze hat Baron Roden von Ihnen erhalten?" fragte ich finster.

Sie sah mich schnell von der Seite an.

„Keinen einzigen! Er hat den ganzen Abend „Dienst", wie er sagt — ein Bräutigam darf ja nur mit seiner Braut, oder deren besten Freundinnen tanzen!"

„Aber zu diesen gehörten Sie doch einmal?"

„Nie!" erwiederte sie plötzlich ernst, „wir haben uns erst gelangweilt, dann gestritten — und zuletzt gehaßt. Ich verachtete sie, weil sie so still und pedantisch war — sie mich, weil ich keinen Namen und keine Erziehung hatte. Seitdem begannen wir einen kleinen, heimlichen Krieg — ich quälte sie nach Herzenslust — sie sah mich blos an mit ihren hochmüthigen Augen — aber zur Raserei brachte es mich!"

Wie sie dies R herausschnarrte, — mit zusammengebissenen Zähnen, echt französisch, — aber schön war sie auch jetzt noch!

„Angelika ist doch so gut", sagte ich nach einer Pause, „sie kann gar nicht hassen!"

„Ja — sie ist gut!" gab Marion nachdenklich zurück; „aber nur, bis man ihr zu nahe tritt! Dann ist sie kalt wie Eis und kann einen Menschen todtschweigen — das ist das Schlimmste! Und hassen kann sie nicht? Nun, — vielleicht lernt sie es — es ist noch nicht alle Tage Abend! Tanzen wir!"

Ich überhörte dies letzte Wort; es ging mir ein kalter Schauer durch's Herz.

„Wollen Sie es ihr beibringen?" fragte ich hastig, „Marion — auf alle Art — nur nicht" — ich unterbrach mich.

„Das wäre schlecht, das wäre niedrig!" fuhr ich nach kurzem Stillschweigen fort.

„A la guerre, comme à la guerre", sagte sie leichthin, „tanzen wir, tanzen wir — der halbe Walzer ist vorbei — lockt Sie denn das gar nicht, Barbar?"

Wir tanzten. Ich sah Aller Blicke auf meiner Dame ruhen, wie sie den Kopf zurückgebeugt, mit tief gesenkten Wimpern sich bald von den Klängen der Musik gleichsam tragen ließ, bald die Augen groß aufschlug und einige lebhaftere Schritte machte. Als wir auf den Platz zurückkehrten, entstand ein förmlicher Aufruhr; Jeder wollte mit ihr tanzen und die letzten Töne des Walzers verklangen, ohne daß ich noch einmal zu meinem Recht gekommen wäre.

Ich folgte dem Beispiel der Anderen und führte meine Dame in den Garten, wo wir in den schattigen Gängen langsam auf- und niederschritten.

Plötzlich blieb sie stehen.

„Was dachten Sie zu der freundlichen Begrüßung der alten Gnädigen — oder Ungnädigen?"

Digitized by Google

„Ich dachte — ich weiß nicht, was ich dachte!"

„Sie glaubten, ich hätte mich ohne Aufforderung in dieses hohe Haus gedrängt! Sie haben ganz Recht, Fräulein von Roden hatte mich nicht eingeladen!"

Ich starrte sie verwundert an.

„Aber gestern Abend?" begann ich zögernd.

„Fritz", sagte sie ruhig, „ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Sie sind trotz Ihrer beiden Universitätsjahre noch immer ein so guter Junge wie damals, wo Sie mir Schelte vom Papa ersparten und ich Ihnen einen Feldblumenstrauß an den Kopf warf. Mein Himmel — ich verstand es nicht besser und ich bekam die Blumen ja auch wieder — sie schwammen dann Alle an unserm Garten vorbei — es war recht dumm von dem Bach, daß er gerade auf unser Haus zufloß!"

Ich wurde roth.

„Marion, ärgern Sie mich nicht mit solchen alten Geschichten, ich wollte Sie wahrhaftig nicht beleidigen, ich war eben ein halbes Kind!"

„Ach was", sagte sie gleichmüthig, „es ist auch einerlei! Wo waren wir denn? Ja, bei meiner Einladung! Nun, um es kurz zu machen: ich belog Sie gestern Abend; ich muß manchmal lügen! In solch' einem Zigeunerleben, wie ich es führe, kommt man in seltsame Lagen; es war nicht der Bediente, der fortritt, als Sie kamen — es war der Bräutigam in eigener Person! — Nun, starren Sie mich nicht so an; nachträglich kann Jeder sagen: das dacht' ich mir! — Er erzählte von heut Abend, man würde hier tanzen — und ich liebe den Tanz, ich tanze mit Leidenschaft; ich sagte, ich würde wohl auch gern dabei sein. — „So kommen Sie doch", sagte er und lud mich dringend ein. — „Wollen Sie es vertreten bei Ihren Damen?" frug ich. — „Das ist selbstverständlich!" sagte er — und ich verlasse mich auf sein Wort, wasche mein altes Kleid — hier — und komme! Und nun hat er nicht die Courage gehabt, zu sagen, wen er eingeladen hat — und da war ich — und da bin ich!

Ich wäre vielleicht wieder nach Hause gegangen", fuhr sie mit fliegendem Athem fort; „aber bedenken Sie immer, Fritz, mein letztes Jahr, mein letzter Sommer im Freien, dann werden die Zöpfe abgeschnitten — ritz — ratz — und dann gehts ins Kloster! Die Glocken mögen sehr schön klingen, aber Walzer kann man danach nicht tanzen — ja — ja!"

Sie seufzte tief auf — und ich fühlte weit mehr Mitleid als Zorn gegen das seltsame Geschöpf, aus dem eine so tiefe Bitterkeit sprach, eine so finstere Weltanschauung — und dabei war sie so jung und so wunderschön!

„Sie müssen ins Kloster?" fragte ich halblaut.

„Ich muß — oder noch etwas viel Schrecklicheres! Bin ich übers Jahr nicht im Kloster, so bin ich weit von hier, — aber nicht allein — ich könnte wohl auch so davonlaufen, aber ich habe kein Geld — und wüßte Keinen, der mir auf mein ehrliches Gesicht etwas borgte. Doch nun — genug! Ein ganzes Jahr ist noch mein, denken Sie, welche Menge von Tagen — und Sommertage sind so lang! — Ach, die Musik fängt wieder an, — mein Tänzer wird mich doch finden?"

In dem Augenblick kam der Gewünschte schon herbei, ein hübscher, schlanker Husarenlieutenant — sie legte mit einem strahlenden Lächeln ihre Hand in seinen Arm und ich ging schweigend nach dem Hause zu.

Da fiel mir ein, daß ich außer dem Tanz mit Angelika noch zu keinem

Digitized by Google

andern versagt war — ich wendete mich von dem heißen Saal und ging zurück nach einer Rasenbank, die am Ende des breiten Mittelganges lag und durch eine breitästige Ulme verdunkelt die künstliche Beleuchtung des Gartens ausschloß.

Ich starrte, in tiefes Sinnen versunken, auf die Rosenbeete zu meinen Füßen, über die jetzt still und glühend die Leuchtkäfer wie verirrte Sterne flogen, während der Mond die Schatten der Blätter zierlich und scharf auf den weißen Kies malte.

Ich blies den blauen Dampf meiner Cigarre in die Luft und ließ auch die Gedanken unbehindert in die Nacht hinausflattern, aber sie zergingen nicht wie die feinen Rauchwölkchen, sie kehrten finster und drohend zu mir zurück wie unheimliche Nachtvögel und schlugen mit ihren schwarzen Flügeln auf mein Herz.

Da wurde ich durch einen leichten, festen Tritt gestört — Curt von Roden stand vor mir. Er prallte ein wenig zurück, — da er sah, daß ich ihn bemerkte und aufstehen wollte, nahm er neben mir Platz.

„Ich kann Ihnen nicht einreden, daß ich Sie gesucht hätte", sagte er lachend, „aber da uns der Zufall nun einmal zusammengeführt, darf ich wohl ein wenig bleiben! Ja? — Oder suchten Sie die Einsamkeit? Dann bitte, schicken Sie mich fort! Ich weiß freilich nicht, was für liebenswürdige Gesellschaft Sie in Ihren Gedanken haben — die meinen sind heut so aufdringlich, daß ich sie herzlich gern ein wenig los würde — wissen Sie ein Mittel dafür? — Ach was", fuhr er nach einer Pause fort, da ich ihm nur durch ein stummes Kopfschütteln geantwortet hatte, „wie kann ich von Ihnen verlangen, daß Sie sich in meine Lage denken! Sie sind ein freier, ungebundener Mensch, mit einem Wort, ein Zugvogel; Sie fliegen hierhin, dorthin, wie es Ihnen gefällt! Ich habe in meiner Natur auch mehr von solcher Wanderschwalbe als von einem Kanarienvogel, der durch die Scheiben in die Welt guckt und — zahm gemacht wird. Mein Käfig ist allerliebst — zugestanden! — Ich werde alle Tage mein Stückchen Zucker aus sehr schönen Händen bekommen, vielleicht auch das Stillsitzen lernen — vielleicht aber den Kopf mir an den Wänden meines Hauses einstoßen, — und was wird man dann mit Recht sagen? „Armer Narr, er hatte es eben zu gut!"

Er sprach in einer Art verlegener Aufgeregtheit — ich sah ihn unverwandt an, mir schien, als läge ein Zug der Abspannung, des Leidens auf seinem schönen Gesicht — endlich sagte er halb lachend, halb ernst:

„Sie haben so verwünscht ehrliche Augen, Fritz, man könnte versucht sein, Sie zum Beichtvater zu nehmen, aber ich glaube, im Rausch soll man nie beichten — und ich bin im Rausch — mir ist Allerlei zu Kopf gestiegen — gut, daß ich es selbst einsehe! Werden Sie glauben", fuhr er hastig fort, „daß ich gerade jetzt zu jeder Tollheit fähig wäre — aber zu jeder! Wenn ich mir meine schöne, ruhige, fertig aufgebaute Zukunft heut Abend ansehe, so ist es mir, als würde ich mit dem größten Vergnügen eine Brandfackel in das stattliche Gebäude werfen und die ganze Herrlichkeit in Rauch aufgehen sehen, Alles um ein Paar schöner Augen willen! Aber das ist Thorheit — morgen würde ich mich sehr über den Aschenhaufen ärgern, der mir übrig bliebe! — Nehmen Sie um Himmelswillen meine Worte nicht für Ernst, es ist eben nur ein Sommernachtstraum, morgen ist Alles verflogen! Kommen Sie, Fritz, lassen Sie uns hineingehen und eine Flasche Sect auf Alle trinken, die ihren Eltern gehorchen und ihre friedliche Straße ziehen —

Digitized by Google

mögen auch rechts und links noch so schöne Blumen blühen — es lebe die Vernunft!"

Wir betraten miteinander den Saal. Angelika stand in der Thür und als sie uns Arm in Arm kommen sah, flog es wie ein Sonnenstrahl über ihr Gesicht.

Sie that ein paar Schritte auf ihren Bräutigam zu, legte ihre beiden Hände auf seinen Arm und sah mit einer seltsamen Mischung von Zärtlichkeit und Sorge zu ihm auf. Trotz der drückenden Hitze im Saal war ihr Gesicht so bleich, wie die Theerose in ihrem Haar.

Er nickte ihr freundlich zu.

„Nun, Kleine, wie gefällt Dir unser Zauberfest?"

„Sehr gut!" sagte sie zögernd — ich glaubte zu bemerken, daß sie allein zu sein wünschten und mischte mich unter die Gesellschaft.

Die Herren waren alle ganz erfüllt von Marion's Schönheit, von ihrer geistvollen und graziösen Art zu plaudern und von der Anmuth, mit der sie tanzte. Sie war aus dem geduldeten Eindringling plötzlich die Hauptperson des Balles geworden — und wie eine übermüthige Königin stand sie in einem Kreise von Bewunderern.

Ich hielt mich beobachtend in ihrer Nähe, als jener Husar, der sie vorhin zum Tanz geholt und mit dem ich in der Universitätsstadt vielfach verkehrt hatte, seinen Arm durch den meinen schob und mich ein paar Schritte mit durch den Saal zog.

„Hören Sie — diese kleine Bonpré ist das gefährlichste Geschöpf, was ich je gesehen habe! Auch nicht Einer kommt heute unversengten Herzens davon, außer dem Glücklichen, der homöopathisch dagegen geschützt ist — Feuer gegen Feuer — Roden! Wenn man dem vor einem Jahr gesagt hätte, er würde mit einem so bezaubernden Mädchen, wie diese Französin, ungerührt zusammenkommen! Es ist doch gar nicht so dumm, wenn man sich verlobt! Ihm entgeht freilich Viel — wir haben ihn schon tüchtig gezerrt, daß er ein so exemplarischer Bräutigam ist und noch nicht einmal mit der kleinen Schönheit getanzt hat! Seine Braut ist freilich auch reizend — in ganz anderer Art! Aber es bleibt doch für einen Menschen von Roden's Temperament eine eigene Sache, so über sich bestimmen zu lassen!"

„Was heißt das?" fragte ich überrascht. „Ich dächte, Roden wäre Manns genug, um zu wissen, was er thun will!"

„Was er thun will — ja! Er weiß aber auch, was er thun muß! Ist Ihnen die abenteuerliche Geschichte mit seinem Erbe nicht zu Ohren gekommen?"

„Ich weiß von nichts!"

„Sein Vater hat die Verbindung mit dieser Cousine, seiner jetzigen Braut, falls dieselbe ihn nicht zurückwiese, als Bedingung für seine Nachfolge im Majorat gestellt. Heirathet er eine Andere — von einer Nichtebenbürtigen gar nicht zu reden — so tritt er aus seiner glänzenden Stellung als einer der größten Majoratsherrn der Provinz in sehr bescheidene Verhältnisse zurück. Nun — wir kennen Roden! Er liebt es, den grand seigneur zu spielen — er ist leidenschaftlich für den Sport und närrisch auf das Familiengut — kaum war die Cousine den Kinderschuhen entwachsen, so kam er — das „Sehen und Siegen" versteht sich bei ihm von selbst — und wie ich höre, ist schon in drei Wochen große Hochzeit. Da haben Sie Roden's Herzensgeschichte! Bei jedem Andern — à la bonheur! — Für diesen

Digitized by Google

Feuerkopf ist es jedenfalls gut, daß er so bald festgemacht wird — und für die reizende Braut auch!"

Ich war sehr nachdenklich geworden. Also was mir das Ergebniß einer schönen, schnell erblühten Neigung schien, war ein altes Familienabkommen und Roden nicht der unbedingt fürstlich reiche Mann, für den er galt. Ich machte mich mit einigen höflichen Worten los und ging in das an den Tanzsaal grenzende große Treibhaus, wo ich in einer dunklen Ecke mich einsam niederließ und mich meinen Träumereien hingab — ungesehen von Jedem, der nicht direct die Blätter der dichten, grünen Taxuswand auseinanderbog, die mich versteckte.

Nach wenig Minuten nahte ein leichter, zierlicher Schritt — und eine helle Gestalt ließ sich außerhalb meines Plätzchens an der andern Seite der Nische nieder.

„Wahrscheinlich eine Ermüdete", dachte ich gleichgültig, „die hier von ihrem letzten Tänzer träumen will"

Doch sie blieb nicht allein. Ein anderer Schritt, fest und klingend, kam den schmalen Gang zwischen den Blattgewächsen entlang und trat hastig auf die Einsame zu.

„Endlich komme ich einen Moment dazu, Sie zu sprechen", sagte eine tiefe Stimme — ich fuhr zusammen — Curt!

„Sie können diesen Moment als vorüber ansehen", gab Marion in ihrem unverkennbaren, etwas harten Deutsch zurück, „ich wollte hier ein wenig Ruhe haben!"

„Sie sind ungnädig! Noch immer wegen der Einladung — wissen Sie denn nicht, daß jeder Mensch ein Egoist ist? — Ich wollte auch etwas von dem heutigen Abend haben!"

„Für einen Bräutigam eine seltsame Rede!"

„Marion, spielen wir doch nicht Comödie! Wir sind uns ja Beide darüber klar geworden, daß die Zeit unserer Freiheit beschränkt ist! Sie rechtfertigen sich, wenn Sie Ihren eigenen Neigungen folgen, immer damit „ich gehe ja in einem Jahr ins Kloster" — nun, und ich — ich heirathe in drei Wochen und werde ein musterhafter Ehemann, der seine Felder bebaut — ich möchte aber gern vorher noch leben — soviel ich kann! Meinen Sie nicht", fuhr er ernsthafter fort, als sie noch immer schwieg, „daß es mir lieber wäre, ich hätte Sie nicht in dieser Zeit kennen gelernt? Seien Sie offenherzig, Marion, Sie haben Ihr Alles daran gesetzt, mich möglichst toll zu machen, Sie haben mich nie daran erinnert, daß ich nicht so — oder so zu Ihnen sprechen durfte — und jetzt thun Sie so fremd und kalt, als hätten Sie es nie lächelnd angehört, daß ich mehr von Ihnen entzückt bin — wie für uns Beide gut ist!"

„Wer sind die „Beiden"? Sie und Mademoiselle! Mir macht es nichts aus, ob Jemand von mir entzückt ist! Es ist auch nicht so weit damit her, Baron Roden — Sie müssen immer bedenken, daß mir schon viel Schönes in meinem Leben gesagt ist — Worte sind eine leichte Waare!"

„Ihr Ton läßt mich glauben, daß ich Sie gekränkt habe — was soll ich thun?"

Sie stand auf, um zu gehen.

„Sie haben noch nicht einmal mit mir getanzt", sagte sie langsam und that einen Schritt nach dem Ausgang.

Digitized by Google

„Marion, Sie werden mich auslachen — ich — ich habe es meiner Braut versprochen!"

Sie lachte wirklich — hell und spöttisch.

„Ich mache Ihnen mein Compliment! Sie werden ein vorzüglicher Ehemann werden! Ich sehe Sie schon auf den Hofbällen, von denen Sie mir erzählt haben — die Frau Baronin entwirft die Tanzkarte — und der Herr Gemal geht und tanzt nach Vorschrift; ich bewundere Sie von ganzem Herzen!"

Sie lief bei diesen Worten schnell hinaus, er blieb stehen und stampfte mit dem Fuß.

„Verdammt!" murmelte er zwischen den Zähnen und folgte ihr langsam.

Ich war wie betäubt, — also so stand es mit den Beiden! Sie hatten sich schon oft gesehen, und jene gefährliche Sprache, hinter welcher sich die Leidenschaft verbirgt, war ihnen nichts Neues mehr!

Vor einer Stunde noch hätte ich Curt aufs Tiefste verachtet — seitdem ich wußte, wie seine Verlobung zu Stande gekommen war, schwankte mein Urtheil. Und Angelika liebte ihn!

Die Musik rief; ich mußte mit ihr in die Reihen treten. Ich versuchte, meine Mienen zu beherrschen, aber als ich im Vorübergehen in den großen Spiegel sah, erschrak ich vor der Leichenblässe meiner Züge.

Gleichzeitig mit mir trat Roden zu seiner Braut.

„Was ist Dir, Fritz?" fragte Angelika besorgt, „Du siehst ganz verstört aus!"

„Ich habe Kopfschmerzen!" erwiederte ich hastig — und Curt, der mich kaum hatte ausreden lassen, bat ebenso schnell: „Einen Augenblick!" und faßte Angelika's Hand. „Du bist für diesen Tag versagt? — Ja? Dann bitte, gieb mir mein Wort zurück — erlaube, daß ich einmal mit Fräulein Bonpré tanze — es fällt so auf — es wird allgemein besprochen, daß der Sohn des Hauses einen Gast so vernachlässigt!"

Angelika erhob den Kopf. Seine Augen hingen gespannt an ihren Zügen.

„Nein!" sagte sie eiskalt und wandte sich ohne ein weiteres Wort zu mir.

Er trat erblassend zurück und biß sich auf die Lippen. Wir tanzten. Angelika war stumm und nur zuweilen hob ein tiefer Seufzer ihre Brust — sie sah starr vor sich nieder.

Ich blickte in den Saal hinein. Marion stand an der Thür, Curt unweit von ihr am Fenster; ich strengte alle meine Beobachtungsgabe an und sah, wie sie ihm einen finster drohenden Blick zuwarf. Er sah flüchtig nach uns und zuckte die Achseln.

Mir ging wie ein Blitz der Vers aus der alten Olufsage durch den Kopf:

„Ich darf nicht tanzen — nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeitstag!"

Der Walzer schien sich seinem Ende zuzuneigen. „Gottlob", dachte ich unbewußt — da sah ich, wie ich unablässig die Beiden beachtete, wie Curt seinen Platz verließ und hinter Marion trat — er sprach leise mit ihr. Ihr Tänzer, der glauben mochte, es handle sich um eine Aufforderung, trat etwas zurück, sie schüttelte mit einem gefährlichen, grausamen Lächeln den Kopf — da plötzlich — mit blassem Gesicht, in dem der Sieg seiner ge-

Digitized by Google

stachelten und gereizten Leidenschaft zu lesen war, trat er vor, verbeugte sich tief — und sie tanzten! Ich hoffte, Angelika schnell in ein Gespräch zu verwickeln — vergebens! Sie sah mit weit geöffneten Augen dem Paare nach, wieder und wieder flogen sie wirbelnd an uns vorbei — dann plötzlich seufzte sie leicht auf und ließ ihren Kopf zurücksinken, ich legte hastig den Arm um sie — sie war ohnmächtig geworden!

Es gelang mir, sie von den Anderen unbemerkt in den Garten zu führen, freilich fast zu tragen; als wir in der kühlen Nachtluft angekommen waren, ließ ich sie sanft auf einen Gartensessel gleiten; sie öffnete die Augen langsam, nahm aber weiter keine Notiz von mir, sondern saß still und blaß wie ein schönes Marmorbild mit zusammengepreßten Händen da, ich stand daneben und biß mir fast die Lippen wund, um den Thränen zu wehren, die sich in meine Augen drängen wollten.

In dem Augenblick trat Curt aus der geöffneten Glasthür, er sah sich suchend um, seine Blicke fielen auf die stille, weiße Gestalt, die noch immer regungslos vor sich hinstarrte.

Im Nu war er bei ihr.

„Angelika, liebes Kind, was ist Dir, bist Du krank? So sprich doch, Fritz, was fehlt ihr? In Teufels Namen, will mir Niemand antworten?"

Ich schickte mich an, zu gehen, als Angelika mit plötzlich erwachendem Bewußtsein nach meiner Hand faßte.

„Fritz, laß mich nicht allein!"

Es lag eine so tiefe Hülflosigkeit, ein so rührendes Anklammern an einen Halt in ihrem Ton, daß mir die Fassung wieder versagen wollte. Aber ich nahm mich zusammen.

„Nein, nein, Angelika, was sollte ich wohl zwischen Euch — sprich mit Deinem Bräutigam allein!"

Und sanft ihre kleinen Finger von meiner Hand losmachend — Gott weiß, wie schwer es mir wurde — ging ich davon, ohne zurückzuschauen — und es war ein bitteres Gefühl, mit dem ich dachte: „er wird sie schnell genug wieder versöhnen, er versteht es ja so gut!"

Die kurze Sommernacht begann zu weichen — ich benutzte den allgemeinen Aufbruch, um mich der alten Gnädigen zu empfehlen; auf ihre halblaute Frage nach der Braut erwiederte ich der Wahrheit gemäß, sie seien im Garten und ging hinaus, um meinen Hut zu holen. Da berührte eine kleine Hand meinen Arm und als ich mich rasch umwandte, stand Marien vor mir, ein großes, weißes Schleiertuch über Kopf und Schultern geworfen.

„Bitte, Fritz, bringen Sie mich heim, — der Vater hat wohl vergessen, daß ich noch hier bin!"

Sehr vereinsamt war sie doch, das arme Ding, und so wenig dazu angethan, ohne Zaum und Zügel in der Welt umherzulaufen!

Ich war gewiß nicht mild gegen sie gestimmt, aber ein weicher, niedergeschlagener Ton in ihrer seltsamen Stimme, der wohl von dem Gefühl herrühren mochte, daß sie nie und nirgends von irgend welcher Sorgfalt umgeben war, ein trauriger, müder Zug um ihren schönen, übermüthigen Mund — Alles das sprach zu meinem Herzen und ich bot ihr schweigend den Arm, in den sie ihre eine Hand legte, während sie mit der andern das Kleid zusammenhielt, damit es nicht den Staub der Straße aufwirble.

Ich versuchte, sie auf diesem Wege unparteiisch zu betrachten, ich wollte

Digitized by Google

Curt begreifen — und ich mußte mir sagen, daß sie schöner und anziehender sei, wie irgend ein Wesen, das mir jemals begegnet war.

Jetzt — in der grauen Morgendämmerung — mit dem schwermüthigen Zug um den Mund, den halbwelken Blumen im Haar, glich sie ganz einer jener Elfen, die in Sommernächten auf den Wiesen tanzen und den Wanderer ins Verderben locken.

Wir schwiegen Beide. Ihre Augen hingen wie abwesend an dem röthlichen Streifen, der dort über den Tannen langsam höher rückte und den jungen Tag verkündete, ich sann darüber nach, wie ich es anstellen sollte, um sie zu fragen, warum sie so gegen Recht und Gewissen handle — und fand das rechte Wort nicht.

Endlich begann ich ziemlich ungestüm:

„Was wollen Sie eigentlich mit dem Baron, Marion? Wenn es nur eine Rache gegen Angelika sein soll, die Sie darin suchen, so sind Sie wohl nun bald weit genug gegangen. Und bedenken Sie denn nicht, daß Sie sich selbst mehr damit schaden als ihr? Zu einer Spielerei ist die Sache zu ernsthaft — und an Ernst hierbei nur zu denken, wäre ja geradezu Wahnsinn!"

Sie blickte scheu, wie ein gescheltenes Kind zu mir auf, allmälig begann es um ihre Lippen zu zucken und sie senkte rasch die Augen, wie um Thränen zurückzuhalten.

„Mit welchem Recht sagen Sie mir das?" fragte sie endlich, halb furchtsam, halb zornig.

„Mit dem Recht von Angelika's ältestem Jugendfreund, mit dem Recht Eines, der Sie auch schon als Kind gekannt hat — und endlich mit dem Recht jedes anständig denkenden Menschen, der nicht schweigend mit ansehen darf, wenn in seiner Gegenwart falsches Spiel getrieben wird — um ein kindisches Rachegelüst zu befriedigen!"

Sie zog ihre Hand aus meinem Arm und stand ruhig vor mir im schwachen Schein der beginnenden Morgenröthe.

Der Schleier war ihr beim Gehen halb vom Kopf gesunken und die welke Blume in ihrem nachtschwarzen Haar zitterte in dem kühlen Frühwind.

„Fritz", begann sie mit seltsam gefaßter Stimme, „Sie wissen, daß ich Zutrauen zu Ihnen habe, auch wenn Sie mich so rauh anfahren, wie eben jetzt — ja, dann vielleicht erst recht! Denn dann fühle ich, daß ein gesunder Athemzug durch mein armes, zerfahrenes Leben geht! Fritz", fuhr sie aufgeregt fort, „ich spreche zu Ihnen in dieser Morgenstunde, wie ich noch nie zu Jemandem gesprochen habe — wenn Sie mich bis jetzt für ein ganz schlechtes, herzloses Ding, für eine Kokette gehalten haben — vergessen Sie es auf einen Augenblick! Ich bin jetzt Ihnen gegenüber nichts weiter, als ein armes Mädchen, das ein hohes Spiel gespielt hat — und ich habe meinen Einsatz verloren — mein Herz, so wahr ich je ein Herz hatte!"

Ich wollte etwas erwiedern, aber sie hob mit einer ihr eignen, graziös befehlenden Bewegung die Hand auf und sprach hastig weiter.

„Ich fing die — Sache mit dem Baron an aus Uebermuth, aus Neckerei — er hatte anfangs so hochmüthig über mich fort gesehen — und dann — ich wollte die Nadelstiche heimgeben, von denen ich da oben oft gequält wurde. Und je länger es dauerte, in jeder Stunde, in jeder Minute merkte ich, daß es mit mir davon ging, ich mußte ihn sehen, ihn sprechen — aber nicht mehr aus Rache! Sie haben ihn gesehen — und Sie kennen mich — wir Beide mußten einander überhaupt nie in den Weg kommen — oder anders! Es ist

Digitized by Google

nicht leicht für ein Mädchen, dergleichen Dinge auszusprechen, aber Sie werden jetzt nicht mehr ganz so schlecht von mir denken!"

Sie sah zu Boden und athmete rasch nach diesem seltsamen Geständniß, als sei ihr das Sprechen schwer geworden.

Mir gingen tausend Gedanken durch den Kopf, aber ich fand keine Worte für das, was ich empfand — schweigend ergriff ich ihre kleine Hand und drückte sie herzlich.

Sie wandte sich ab und ich sah, wie ein Schauern über ihre schlanke Gestalt lief. Dann blickte sie mich mit den noch in Thränen schwimmenden Augen an.

„Sie sehen also — die Partie steht gleich! Oder besser, wer hat mehr zu verlieren? Seine Braut, die er gewählt hat, weil er nicht anders konnte, der dann immer noch ein ruhiges, reiches Leben blüht, oder ich — ohne bleibende Statt, außer im Kloster, arm, einsam, ohne eine Seele, die es kümmert, wenn ich sterbe und verderbe. Ich weiß", fügte sie rasch hinzu, „er wird, er kann nie ernstlich an mich denken, ich will es auch nicht verlangen! Ich passe nicht zur Edelfrau — ich, die Zigeunerin — aber jenes hochmüthige Wachsbild soll ihn nicht haben, so lange ich es sehe und erlebe — niemals!"

Der Leidenschaftsausbruch dieser letzten Worte kühlte mich ab. Ich hatte ihren heftigen Geständnissen, ihrer rücksichtslosen Offenheit halb hingerissen gelauscht, aber die Wildheit ihrer Züge, als sie die Drohung ausstieß, das unheimliche Funkeln ihrer großen Augen verliehen ihr mehr wie je Aehnlichkeit mit einem schönen Dämon — sie würde auch dem verblendeten Oluf zurufen:

„Und so Du nicht willst tanzen mit mir,
Tod und Krankheit soll folgen Dir!"

Schweigend schritt ich neben ihr her. Als ich sie an der zerbröckelten Gartenmauer verließ, spielten gerade die ersten röthlichen Strahlen des anbrechenden Tages auf ihrem weißen Kleid und übergossen ihr prachtvolles Gesicht mit hinreißender Gluth, aber der Zauber war gebrochen, der schöne Spuk verblich in der Frühsonne — und ich wendete mich beim Hahnenkrähen dem elterlichen Hause zu.

„Er ist so bleich, er ist so jung,
Gott schenk' ihm Ruhe balde!"

Ich schlief bis tief in den Morgen hinein und als ich endlich in das sonnige Wohnzimmer der Eltern trat, fand ich sie schon im eifrigen Gespräch beisammen und sah eben den Wagen der alten Gnädigen fortrollen. Meine Mutter eilte mir sogleich mit den lebhaften Worten entgegen:

„Was hast Du Alles verschlafen, Fritz! Fräulein von Roden war eben hier und hat Dich zu Angelika's Hochzeit eingeladen!"

„Aber dann bin ich ja nicht mehr hier!" erwiederte ich erstaunt.

„Das ist es eben, die Hochzeit ist auf heut in acht Tagen angesetzt und es scheint, als ob der junge Baron auf seinem Gut nicht mehr entbehrt werden könne, oder was es sonst für Gründe sein mögen, kurz, er reist ab und kommt erst am Tag vor der Trauung wieder. Nun, Du sagst kein Wort?"

Ich war wirklich, wie man zu sagen pflegt, wie vom Donner gerührt.

Digitized by Google

Die Erlebnisse des vergangenen Abends standen mit greller, unheimlicher Deutlichkeit vor meinen Augen und die Folge davon sollte sein, daß Angelika sich entschoß, ihr Geschick nach wenigen Tagen unauflöslich mit dem Mann zu verbinden, der sie noch gestern so schwer gekränkt!

„Wann reist Baron Curt?" fragte ich, um doch etwas zu sagen.

„Heute Mittag — richtig, sein Reitknecht war hier und hat etwas für Dich abgegeben."

Ich überflog die hastigen Zeilen, — Curt bat mich, ihn um ein Uhr zu erwarten, er wolle mir Lebewohl sagen.

Ich saß zu der von ihm bestimmten Zeit gedankenvoll in meinem Zimmer, als die Thür aufgerissen wurde und Curt im Reitanzug, die Mütze auf dem Kopf, zu mir eintrat, sich auf einen Stuhl warf und Mütze und Reitgerte von sich schleuderte.

„Ich konnte nicht ohne ein paar erklärende Worte an Sie abreisen, bester Fritz", sagte er in seinem gewinnendsten Ton, „Sie waren gestern unfreiwilliger Zeuge der kleinen Affaire zwischen meiner Braut und mir, und die glückliche Lösung wird Sie um so mehr erfreuen. Angelika ist die Herzensgüte selbst, sie hat mir verziehen, freilich zum letzten Mal, nun, sie soll nie mehr Ursache zum Verzeihen haben — und wir sind, wie Sie gehört haben, übereingekommen, uns heut über acht Tage trauen zu lassen. Eine kurze und lange Zeit, wie man will! Ich reise nun schleunigst ab, die Hochzeitsgäste aus meiner Gegend selbst von dem veränderten Plan zu unterrichten und einzuladen und komme erst am Tag vor der großen Ceremonie wieder. Es ist auch ganz gut so — die Damen haben nun noch tausend Kleinigkeiten zu besorgen und ich — mir ist wie im Fieber — ich möchte noch einmal ein paar tolle Ritte machen und dergleichen, ehe ich gründlich zahm werde! So, nun ist Alles gesagt, bitte, wünschen Sie mir Glück!"

Er warf den schönen, heut sehr bleichen Kopf zurück, ein unstätes Feuer brannte in seinen dunkelblauen Augen — und doch sah er müde aus — müde zum Sterben!

„Von Herzen wünsche ich Ihnen das Beste und glaube es für Sie", sagte ich einfach und faßte nach seiner Hand, „mit einem so vortrefflichen Mädchen wie Angelika muß jeder Mann glücklich werden!"

„Glücklich!" wiederholte er fast mechanisch und dann sprang er plötzlich auf. „Werden Sie mich auslachen, Fritz? Weiß Gott, warum man Ihnen Alles anvertrauen muß, aber noch vor einer Stunde glaubte ich sehr glücklich zu sein! Ich war entschlossen, in Angelika Alles zu sehen, was ich mir wünsche und ersehne, ich war einig mit ihr, einig mit mir! Da — wir gehen im Garten — führt uns mein Unstern an einer blühenden Akazie vorbei, eine Dolde hing gerade über meinem Kopf herab — und wie der leise Duft so über mich hinweht, da war es, als könnte ich mein Wort nicht halten, als müßte ich wieder dahin, wo ich zuletzt solch' einen Zweig gesehen hatte — und nun lachen Sie mich aus! Nicht, als ob ich selber genau wüßte, ob es zum Lachen, zum Weinen — oder zum Verzweifeln ist! Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, Fritz, als wir glauben mögen — es geht ein stiller, gewaltiger Zauber durch die Welt, und wehe dem Menschen, der ihm verfallen ist, man ist zerrissen, hierhin, dorthin, und wenn man sich je wieder zur Raison bringt, so bleibt man ein jämmerliches Flickwerk. Adieu, Fritz, ich reite nach der Station, die Minuten jagen, leben Sie wohl! Wenn

Digitized by Google

wir uns wiedersehen, trage ich den Myrthenzweig im Knopfloch und bin ein ganz ruhiger Mann geworden!"

Mit welch' unheimlicher Deutlichkeit schrieben sich mir diese Abschiedsworte ins Herz und tauchten wieder und wieder vor mir auf!

Er nahm seine Mütze vom Tisch, streckte mir die Hand hin und plötzlich traten ihm Thränen in die Augen.

„Verdammt!" rief er lachend, „eine solche bevorstehende Feierlichkeit macht Einen zum Weibe, gut, daß man nur einmal in die Lage kommt! Gott befohlen, Fritz!"

Ich trat ans Fenster und sah ihm nach, er grüßte noch mit der Hand zurück und mein Herz wallte wieder auf für die ritterlich schöne Gestalt, die so voll Feuer und Leben dahinsprengte.

Aber es lag ein eigner Schatten über mir den ganzen Tag und viele folgende Tage, ich konnte den Gedanken nicht von der Seele reden: „es ist nicht Alles gut, nicht Alles, wie es sein sollte!"

Und die Zeit ging ruhig, geräuschlos weiter, die Aehren standen in vollster Pracht, die Sicheln wurden geschärft, der Hochzeitstag war nicht mehr fern.

In den nächsten Tagen kam ich wenig aus dem Hause, nur einmal, gegen Abend, ging ich nach dem Herrenhof — es war zwei Tage vor der Hochzeit.

Ich sprach die alte Gnädige einen Augenblick, die mit Vorbereitungen für das Fest alle Hände voll zu thun hatte. Angelika war nicht zu sehen, sie sei in sehr erregter Stimmung", sagte Fräulein von Roden, „wie ja in diesen Tagen kaum anders zu erwarten."

Was meine Schritte an dem Abend hinauslenkte zu Monsieur Bonpre's Häuschen — ich weiß es nicht. Aber ich ging hin und als ich den langen, kahlen Weg hinabschritt, der von der Stadt aus nach der Mauerpforte des Gartens führt, sah ich Marion regungslos dort stehen und, die Augen mit der Hand beschattet, den Weg hinauf spähen.

Ich wollte mit einem schnellen Gruß an ihr vorüber, hatte ich sie doch seit unserer seltsamen nächtlichen Wanderung nicht wieder gesehen, aber sie trat rasch auf mich zu, mit bleichem Gesicht und fieberhaft glühenden Augen.

„Fritz, ist es wahr, daß übermorgen die Hochzeit ist?"

„Und wenn es so wäre?" fragte ich kalt zurück — ihr erregtes Wesen war mir fremd und antipathisch.

„Dann, Fritz" — und sie sank mit einer unbeschreiblich leidenschaftlichen Bewegung zu meinen Füßen, „dann haben Sie Mitleid mit mir und geben Sie ihm diesen Brief!"

„Wem?" frug ich rauh und trat einen Schritt zurück.

„Sie sind grausam — dem Baron! Fritz, Sie tödten mich, sagen Sie nicht nein, sehen Sie mich nicht so verächtlich an!"

„Sie sind wahnsinnig", sagte ich heftig und stieß ihre Hand zurück, „der Baron ist schon so gut wie verheirathet! Ich will mit Ihnen nichts mehr zu thun haben, lassen Sie mich vorbei!"

„Nein, niemals", rief sie, wie außer sich, „erst hören Sie mich an! Ich will Ihnen Alles sagen, auf die Gefahr hin, daß Sie mich verrathen — doch Sie thun es nicht — es ist Ihnen viel zu gleichgültig, was aus mir wird! So hören Sie denn — ich habe an meinen Onkel geschrieben, den Bruder meiner Mutter, am Hochzeitstage des Barons gehe ich fort, unter die Comö-

Digitized by Google

dianten, nie wieder soll man etwas von mir hören, aber ich will ihm Lebewohl sagen! Ich will — ich muß — dann gehe ich ja — nur ein einziges Abschiedswort, wem kann das schaden?"

„Allen schadet es", sagte ich ungerührt, „dem Baron, Ihnen und Angelika. Wollen Sie gehen — gut — gehen Sie, aber wenn ein Funken von weiblichem Gefühl in Ihnen lebt, so gehen Sie heut, oder morgen früh — sparen Sie ihm das peinigende Gefühl, Sie noch hier zu wissen!"

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Gut", sagte ich jetzt ruhig, „so bleiben Sie, werden Sie das Verderben einer ganzen Familie, die bisher ruhig und glücklich lebte, aber von mir verlangen Sie keine Rolle in Ihrer Comödie, ich hoffe zu Gott, daß ich Sie nie mehr wiedersehe!"

„Sie stellen sich schlimmer, als Sie sind, Fritz", rief sie flehend, „Sie waren stets gut zu mir, hier, nehmen Sie den Brief."

„So geben Sie ihn her", unterbrach ich sie, „ich trage ihn zur alten Gnädigen, die wird dafür sorgen, daß er so beantwortet wird, wie Sie es verdienen! Marion", fügte ich etwas milder hinzu, da sie leichenblaß und zitternd vor mir stand, „lassen Sie von dieser unglückseligen Leidenschaft nicht Alles ersticken, was Gutes in Ihnen ist, fassen Sie einen Entschluß, seien Sie ein gutes Mädchen — und ein ehrliches Mädchen, reisen Sie heute ab!"

„Sprechen Sie nicht weiter", sagte sie mit tonloser Stimme, „wenn Sie so sanft zu mir reden, machen Sie mich — wahnsinnig — ganz wahnsinnig! Es ist zu spät, ich kann nicht gehen, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben! Adieu, Fritz, Sie haben mir viel harte Worte gesagt, aber wir bleiben gute Freunde, wenn wir uns auch nie mehr wiedersehen sollten."

Ich ging stumm, ohne ihren Abschiedsgruß zu erwiedern; ich war empört bis in die Tiefe des Herzens, daß nun, vor Thoresschluß, die Quälerei und das Elend noch einmal beginnen sollten, um — Gott weiß wo — und wie — zu enden! Die Nacht verging mir in unruhigen Träumen und unruhigerem Wachen.

Mein erster Gang gegen Mittag war nach dem Herrenhof — Curt kam mir in der Thür entgegen, er sah wohler und ruhiger aus, als vor acht Tagen.

„Nicht mehr vierundzwanzig Stunden", dachte ich heimlich, „dann ist Alles gut, dann sind sie fort und es wird, so Gott will, bis dahin nichts mehr zwischen sie treten!"

Während wir noch miteinander redeten, kam ein Bedienter mit abgezogenem Hut an Curt heran, ein zierlich gefaltetes Briefchen in der Hand.

„Soeben für Sie abgegeben, Herr Baron", sagte der Mann mit einem seltsamen, halb schlauen, halb neugierigen Gesicht — so glaubte ich wenigstens.

Ein Blick auf den Brief genügte mir.

„Curt!" sagte ich schnell, „glauben Sie, daß ich es ehrlich mit Ihnen meine?"

„Ganz und gar", erwiederte er überrascht, „wie kommen Sie zu der Frage?"

„Dann geben Sie mir diesen Brief, lesen Sie ihn nicht, er ist kurz, bitte, geben Sie ihn mir!"

Er sah mich erstaunt an.

„Woher haben Sie diese plötzliche Divinationsgabe, Fritz, durch verschlossene Briefe sehen zu können?" fragte er scherzend.

Digitized by Google

„Einerlei, wollen Sie mir den Freundschaftsdienst nicht erweisen?“

„Guten Morgen, mein lieber Fritz“, sagte die Stimme der alten Gnädigen in diesem Augenblick neben mir — Curt steckte den Brief ein. — „Sie sehen, man putzt hier schon den Reisewagen für das junge Paar, morgen Nachmittag geht es fort und ich muß sehen, wie ich ohne meine Angelika fertig werde! Doch das ist der Welt Lauf!“

In meiner Angst hörte ich kaum auf die Worte meiner alten Freundin, ich hatte keinen andern Gedanken, als ob Curt den Brief öffnen würde und doch durfte ich vor seiner Tante kein Wort mehr davon erwähnen!

Fräulein von Roden hielt einen großen Blumenstrauß in der Hand und forderte mich auf, ihn zu bewundern.

„Unser guter Sommer ist ein Juwel von einem Gärtner“, plauderte sie unbefangen, „mit welchem Geschmack hat er hier die Rosen angebracht und dazwischen diese allerliebsten, nickenden Akazien!“

„Akazien!“ rief Curt plötzlich in seltsam verändertem Ton, sah mich an, als ginge ihm erst jetzt der Sinn meiner Worte auf — und während die Tante einen Reitknecht heranrief und ihm einen Befehl ertheilte, nahm er langsam den Brief hervor — ich höre noch das Knittern des Papiers — und las ihn, ein-, zweimal, während jäher Wechsel von Röthe und Bläße sein Gesicht überzog, dann verbarg er den unheilvollen Zettel wieder in seiner Brust.

Ich schickte mich zum Gehen an.

„Sehe ich Sie heute noch?“ fragte ich ihn beim Abschied.

„Schwerlich“, erwiederte er in gezwungem leichten Ton, „ich habe noch ein paar Besuche in der Gegend zu machen.“

„Heute — am Tage vor Ihrer Hochzeit?“ sagte ich bedeutsam und sah ihn fest an.

Er machte eine ungeduldige Bewegung.

„Eben darum — Abschiedsbesuche!“

Ich ging schweigend; als ich zurücksah, gewahrte ich an einem der Fenster Angelika's helle Gestalt, sie winkte mir freundlich zu — ich that, als hätte ich die einladende Geberde nicht verstanden. Ich konnte ihr jetzt nicht vor Augen kommen.

Der Tag ging hin. „Wie wird es morgen um diese Zeit sein?“ versuchte ich in jeder Stunde zu denken und konnte es nicht!

Endlich schlich die Dämmerung leise und langsam heran, ich wollte meinen gewohnten Abendspaziergang machen, doch besann ich mich anders. Es sollte mir Niemand begegnen, der mich hätte ansehen können, wohin er ging, woher er kam — ich blieb in meiner einsamen Stube — mit schwerem Herzen.

Da kam unsere alte, halb blinde Magd herauf.

„Herr Fritz, eine Dame will Sie sprechen! Sie ist ganz verschleiert und läßt Sie bitten, gleich zu kommen, sie wartet im Garten auf Sie.“

Eine Fluth von Ahnungen stürzte über mich herein, während ich meinen Hut nahm und die Treppe hinunter ging. Marion, denn wer sollte es sonst sein? Was konnte sie zu mir führen?

Hastig trat ich der harrenden Gestalt entgegen, die an unserm Gartenpförtchen stand.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte ich schnell — da schlug sie den Schleier zurück — es war Angelika!

Digitized by Google

Ich sah sie stumm und tödtlich erschrocken an, sie nahm ebenso schweigend meine Hand und zog mich vom Garten fort. Auf dem Wiesenweg blieb sie stehen.

„Fritz", sagte sie mit gepreßter Stimme, „ich komme in Todesangst, mir ist zu Muthe wie einem gehetzten Wild — Curt ist fort — seit zwei Stunden! Ich habe auf den Hufschlag des Pferdes gehorcht, bis ich fast den Verstand verlor und immer das Klopfen meiner Schläfen dafür hielt, und jetzt — wie aus plötzlicher Eingebung, weiß ich, wo er ist — er ist bei Marion Bonpré! Und wenn ich mich nicht täusche — und ich sehe Dir an, daß ich mich nicht täusche — dann höre ich auf, gegen ein Schicksal anzukämpfen, das stärker ist als ich, dann scheiden wir! Allein konnte ich ihm nicht nachgehen, die Tante ahnt nichts von meiner Unruhe, da bin ich denn zu Dir gekommen! Du hast mich noch nie belogen und betrogen, hilf mir auch jetzt, wo mir Keiner beistehen kann, als Du!"

Ich küßte ihr wortlos die Hand, sie schien mir in dieser Stunde um Jahre älter geworden.

Wir gingen in den stillen, schönen Abend hinein. Alles um uns her athmete Frieden und Ruhe, das Summen der Insecten war verstummt, die Gräser und Blumen neigten ihre thauschweren Köpfchen — war die Stille ringsum Schuld, daß mir das Herz so hörbar klopfte?

„Soll ich nicht allein gehen?" fragte ich einmal halblaut.

„Nein, in dieser Stunde muß ich bei ihm sein", erwiederte sie fest, „entweder ihm kniefällig abzubitten, was ich von ihm dachte — oder ihm auf ewig Lebewohl zu sagen!"

Ihre Stimme brach, wir gingen schweigend vorwärts. Als wir des Mauerpförtchens ansichtig wurden, griff Angelika plötzlich, wie im Kampf, nach meiner Hand, — in der tiefen Dämmerung weidete dort ein reiterloses Pferd.

Wir standen still.

„Geh' hinein, Fritz, sage ihm, daß ich hier bin, so viel Zeit muß er noch dies eine Mal für mich haben, ich will ihn dann nie — nie mehr hindern, er soll frei sein, damit er ehrlich sein kann!"

Sie ging mit mir bis zum Mauerpförtchen — als ich eintreten wollte, sah ich angstvoll nach ihr zurück — da stand sie, schlank und still, wie immer, neben dem Pferd und streichelte sanft seinen Hals. Der Anblick that mir weh bis ins innerste Herz.

Ich eilte dem Hause zu, doch ehe ich zehn Schritte weit gethan, stand Curt vor mir.

„Sie ist fort", sagte er mit tiefer, erloschener Stimme.

„Marion? Wo — wohin?"

„Sie wollte nichts, als mir Lebewohl sagen, das hat sie gethan — und nun ist sie fort und ich finde sie nicht wieder!"

Er sprach in seltsam zerstörtem Ton, ich fühlte, daß ich ihn zu sich bringen mußte.

„Angelika ist hier", sagte ich so ruhig, wie ich vermochte — „sie will mit Ihnen reden."

„Auch Abschied nehmen!" rief er in schneidendem Ton, „es ist gut so — besser so, eh' ich es ihr sage — Alles hat nur das eine Wort für mich — leben Sie wohl, Fritz!"

Plötzlich legte er die Arme um meinen Hals. Schluchzend, wie ein

Digitized by Google

schwaches, hülfloses Kind, nannte er sich selbst in wilden Worten einen Ehrlosen — und warf sich vor mir auf den Boden, das Gesicht in das feuchte Gras gedrückt.

Da bewegte sich leise das Mauerpförtchen — Angelika trat zu ihm. Sie kniete geräuschlos an seiner Seite hin und hob mit ihren zarten, schmalen Händen seinen Kopf empor.

„Gräme Dich nicht so, Curt", sagte sie sanft, „ich gebe Dich frei! Ich wollte Dich glücklich machen, ich hätte Dich doch nur unglücklich gemacht! Lebe wohl, Curt!"

Hier ging ich still aus der kleinen Pforte — wenn zwei gebrochene Menschenherzen von einander scheiden, das soll kein anderes Auge sehen.

Es wurde dunkler und dunkler, ich stand noch regungslos und träumte mehr, als ich dachte, so daß ich heftig zusammenschrak, als Angelika's Stimme meinen Namen nannte.

„Bringe mich jetzt nach Hause, lieber Fritz!"

Ich wollte ihr den Arm bieten, aber sie schüttelte den Kopf.

„Ich muß nun lernen allein zu gehen", sagte sie mit einem Lächeln, das viel trauriger war als Thränen.

So ging sie schweigend neben mir her, und der Kampf, den dies reine Gemüth mit seinem großen Schmerz kämpfte, wurde tapfer und still ausgerungen — ich habe sie keine Thräne vergießen sehen — mein stolzes Edelfräulein!

Als ich sie sicher im Hause wußte, betrat ich mein Zimmer. Unfähig, zu schlafen, öffnete ich das Fenster und blickte in die ruhige Sternennacht. Aber ihr ruhiger Glanz beruhigte nicht das Stürmen in meinem Herzen, wie sonst wohl, Berg und Thal schienen noch immer wiederzuhallen von dem traurigen Wort: „Lebewohl!"

Langsam und träge schlichen die Stunden dahin, es mochte gegen zwei Uhr sein, als ich mich eben ermattet auf's Bett werfen wollte. Ich streckte schon die Hand aus, um das Fenster zu schließen, da war mir plötzlich so seltsam unruhig zu Muthe, als versäumte ich etwas unendlich Wichtiges, wenn ich jetzt zur Ruhe ging.

Ich blieb in den Kleidern, ich schritt im Zimmer auf und ab, dann schlich ich mich leise durch das dämmerige Haus hinab ins Freie.

Grau und still lag der Morgen vor mir wie in jener Nacht, da ich Marion Bonpré heimgeleitet, es schimmerte eben der erste, röthliche Sonnenstreifen am Himmel. Ich ging davon, ziellos, wie ich glaubte, aber immer gerade auf den großen Wald zu, der in die Landstraße mündet.

Ich mochte eine halbe Stunde so hingewandert sein, als die Sonne aufging, die verschlafenen Vogelstimmen in den Zweigen wurden heller, wurden unzählig, ein frischer, kühler Wind strich durch die thauglänzenden Baumwipfel und die ersten Sonnenstrahlen blitzten auf dem grünen Moos.

Da — ich kann noch heute nicht an den alten Eichbaum denken, ohne jenes namenlose Entsetzen zu fühlen, was mir in dem Augenblick das Herz stillstehen hieß — unter der Eiche lag still und regungslos eine schlanke Jünglingsgestalt, die Sonne spielte auf dem bleichen Gesicht, der Morgenwind hob hier und da eine Locke seines Haares, aber diese Zeichen vermochten mich nicht zu trügen — plötzlich standen seine Worte wie mit Riesenschrift vor meinen Augen — „wenn wir uns wiedersehen, bin ich ein ganz ruhiger Mann geworden!"

Digitized by Google

Neben ihm, noch von seiner Hand umklammert, im thaufeuchten Gras, lag die Pistole und durch die bunten, lustigen Waldblumen floß ein dunkler, schwerer Strom.

„Lebewohl!“ sagte ich wie unbewußt und kniete bei ihm nieder, es war so still, so still, ich schämte mich nicht, daß ich mit heißen Thränen den stolzen, jungen Mund küßte, der nun auch so still geworden war — ganz still!

Da plötzlich schmetterte ein Posthorn seine lustige Weise in den Morgen hinein.

Es kam näher — ein Wagen, in dem Menschen saßen — ich sprang auf und trat in dem unwillkürlichen Gefühl vor den Todten, als könnte ich ihn vor gleichgültigen Augen schützen, wie er so still schlief an dem herrlichen Morgen!

Aus dem Wagenschlag beugte sich ein schönes, ernstes Gesicht — Marion Bonpré fuhr zu den Comödianten!

Lieder der Liebe.

Von **Georg Freiherrn von Dyherrn.**

I.

Ob Lieb' es war, ob Phantasie?
Ich weiß es nicht, ich weiß nur Eins:
Ich hab' Dein Bild geschmückt wie kein's
Mit Farbe, Duft und Harmonie.

Wie einer Flamme Wehen flog
Mein Sinnen all' Dir sehnend zu,
Das erste Frauenbild warst Du,
Das leuchtend durch die Seele zog.

Was dunkel ich geahnt, gewollt,
Ward offenbart und schmolz in Gluth
Und ward geklärt zu einem Gut:
Zu erster Liebe reinstem Gold.

Es war ein Heil, das Gott verlieh,
Es war ein blendend Morgenlicht
Und doch erblich's — ich frage nicht,
Ob Lieb' es war, ob Phantasie —?

II.

Du bist entschwunden, wie ein heller Traum,
Der mit dem Schlummer kam als holder Gast,
Und doch — ob er zerrann wie Silberschaum
Noch hält bei ihm Erinnrung sel'ge Rast.

Digitized by Google

Du biſt entſchwunden wie das Morgenroth,
Das aufgeleuchtet nach der ſtillen Nacht,
Nun ſucht mein Aug' Dich noch — vergebens bot
Sich ihm der Sommerſonne ganze Pracht.

Du biſt entſchwunden wie ein fernes Lied
Das leis erklang von Liebe, Lenz und Glück;
Es iſt verhallt, wie Roſenduft entflieht
Und ew'ge Sehnſucht blieb allein zurück.

III.

Ueber den See
Rauſcht mein Boot
Grad' hinein
In das Abendroth,
Blumen ſchneeweiß
Tauchen herauf,
Schlagen die Augen
Sehnſuchtsvoll auf.

Silberne Nacht
Schreitet heran,
Legt das Gewand
Von Sternen an.
Keuſch wie die Maid
In Kuſſes Gluth:
Leis unterm Mond
Zittert die Fluth.

Nachtigallruf
Locket vom Wald —
Antwort zurück
Schmelzend erſchallt.
Liebe giebt Klang,
Giebt Duft und Schein
Ich nur im Kahn
Bin ganz allein.

Digitized by Google

Erinnerungen an Achtundvierzig.

Von **Julius Duboc.**

Ob man jemals eine fröhlicher aufgeregte, harmloser jubelnde und gleichzeitig schwungvoller hingegebene Zeit fröhlicher, aufgeregter und schwungvoller verleben konnte, als wenn man das Glück hatte, im Jahre 48 in der alten Reichsstadt Frankfurt a. M. jung — sagen wir siebzehn bis achtzehn Jahre — zu sein? — Ich weiß es nicht, aber ich glaube es kaum und ich beneide mich selbst, wenn ich an diesen Frühlingstraum zurückdenke. Es ist eine bekannte Selbsttäuschung des griesgrämiger werdenden Alters, daß dasselbe dem später heranwachsenden Geschlecht die Jugendlichkeit der Gefühle abspricht, die es selbst in ganz anderem Maß besessen habe. „Ja, damals — wir waren auch ganz andere Kerle wie die heutige Jugend.“ Davon bin ich sehr weit entfernt. Vermuthlich oder vielmehr unzweifelhaft ist die heutige Jugend genau so jung wie wir es damals waren. Aber so politisch naiv und unwissend können sie mit siebzehn, achtzehn Jahren um 1877 unmöglich sein, wie wir es 48 gewesen sind. Und das war unser Glück, unser unvergleichliches! Der Cherub mit dem flammenden Schwert hatte uns noch nicht aus den paradiesischen Gefilden unbekümmerter, ahnungsloser Gläubigkeit auf das große Stoppelfeld der Kritik, des Zweifels und der durch beide vermittelten Einsicht hinausgetrieben. Einsicht — wer besaß sie damals überhaupt in Deutschland in politischen Dingen, oder wer verlor sie nicht, falls er sie eben noch zweifelnd und nüchtern besessen, über der blendenden Lichtfülle der prachtvoll erstandenen Freiheitssonne. „Ein Umschwung der Verhältnisse wareingetreten“, schrieb Prutz zwei Jahre später, „so allgemein, so ungeheuer, wie selbst die verwegenste Phantasie ihn niemals geträumt hatte, ein Tag der Freiheit umspielte uns, so hell, so wolkenlos, so fruchtbar, daß es ja reinweg thöricht gewesen wäre, dabei noch zurückdenken zu wollen an jene arme, kalte Dämmerung, jene unheimlichen, blassen Nebel, die nun, so hofften wir, begraben wären auf ewig.“ Und Prutz war doch ein gereifter Mann und zünftiger Politiker, wir aber waren arme „Penäler“ ohne jeglichen Vorbegriff von denjenigen Kräften, die in der modernen politischen Entwickelung eine Rolle spielen, und von dem Kreislauf von Erscheinungen, den dieselbe zu beschreiben pflegt.

Um so besser waren wir freilich — denn wir waren doch schon bis Prima vorgerückt — im Sueton und Tacitus, in Rom und Athen zu Hause. Aber konnten diese uns ein Leitstern sein? waren sie auch nur ein würdiger Gegenstand, unsere Gedanken zu beschäftigen, unserm Geist Nahrung zu spenden in einem Augenblick, wo aller Orten die Begeisterung für vaterländische Dinge in hellen Flammen aufloderte?

Nein und abermals nein! In dem ersten Drang der Gefühle, wo wir nichts weiter empfanden und dachten als etwa das Körner'sche:

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?

hatten wir nach Waffen gerufen und die eingeschüchterte, rathlose Behörde hatte uns aus ihrer Vorrathskammer auch wirklich eine ganze stattliche An-

Digitized by Google

zahl emeritirter und theilweise wohl auch invalider Büchsen ausgeliefert. Mit diesen zogen wir, d. h. eine größere Anzahl der beiden obersten Classen des Gymnasiums, jeden Morgen auf den Turnplatz, um uns unter der Leitung eines gemietheten Exerciermeisters militärischen Uebungen hinzugeben und uns für eine etwaige gewaltsame Sprengung des Bundestags, wenn derselbe nicht gutwillig gehen sollte, kunstgerecht vorzubereiten. Von dem Turnplatz wurde mit den Gewehren ins Gymnasium gezogen.

Beim Eintritt in die Classe stellte Jeder sein Gewehr „mit Donnergepolter" in die Ecke und ich bedaure, uns das Zeugniß jugendlicher Unreife ausstellen zu müssen, daß wir dies Gepolter als ein militärisches Vorrecht mit möglichster Ostentation in Scene zu setzen uns bemühten. Wir waren von unserer Unreife übrigens selbst äußerst durchdrungen und eben daraus folgerten wir, daß wir, um derselben abzuhelfen, um uns ernsthaft für den großen Ruf des Vaterlandes vorzubereiten, nichts Besseres thun könnten, als dem Gang der sich vorbereitenden Ereignisse mit gespannter Aufmerksamkeit, mit ungetheilter Seelenkraft zu folgen.

Aus Studenten des Jenseits, nämlich der untergegangenen classischen Welt, wollten wir Studenten des Diesseits, Dessen, was vor unseren Augen vorging, werden und wenigstens für eine geraume Weile an nichts Anderes zu denken haben als an den unserer harrenden staatsbürgerlichen Beruf. Dieser Gedanke berauschte uns so, daß es uns nicht mehr wie recht und billig erschien, wenn das Gymnasium zeitweilig der höheren Lehranstalt, dem Parlament, das über kurz oder lang in unseren Mauern vermuthlich zusammentreten würde, den Platz räumte und wenn wir unsere Collegienhefte ein Semester lang mit staatsrechtlichen und politischen Ausarbeitungen über die Zeitereignisse statt mit dürren Exercitien und Excerpten aus schweinsledernen Folianten anfüllten. Wir verlangten mit einem Wort aus unserer Gymnasialhaftpflicht auf sechs Monate entlassen zu werden und uns frei und unbehelligt vom Pedell an den der politischen Discussion geweihten Orten zeitgemäßen Studien hingeben zu dürfen und wir brachten dies Verlangen in einer wohl motivirten Denkschrift vor unsere zuständige Behörde.

Es gerieth uns aber nicht zum Heil! Wir hatten zwar den stärksten und längsten Insassen, den unsere Prima aufzuweisen hatte, als imponirenden Sendboten mit der kitzlichen Mission, die Denkschrift an den Mann zu bringen, betraut, auch hatte dieser von Ungefähr das besondere Glück gehabt, das winzigste Mitglied unserer Oberbehörde, einen verwachsenen Schöffen, anzutreffen, als er das bescheidene Anliegen der vereinigten Secunda und Prima vorzutragen sich erkühnte, aber der Erfolg war ein anderer, wie wir geträumt. Der winzige Schöffe hatte kaum unsere Absicht begriffen, als er sich voll dunkler Zornesröthe von seinem Sitz erhob, und wahrscheinlich rettete nur die Körperlänge unseres Boten diesen vor dem Schicksal, daß der höchst entrüstete Schulvorgesetzte ihm unsere Petition rechts und links um die Ohren schlug. Da er, um diese Operation zu vollführen, aber erst einen Schemel hätte besteigen müssen, so begnügte er sich mit einigen moralischen Ohrfeigen, die aber so außerordentlich gewichtig ausfielen, daß der also abgestrafte jugendliche Deputirte hoch erröthet und zerknirscht zu uns zurückkehrte. Damit war unser erster Anlauf zu einem Sprung in das verheißungsvolle Land der Freiheit nun allerdings schmählich gescheitert, die „Reaction" — im Grunde erschien uns die ganze Autorität der Schule wie eine einzige Reaction — hatte gesiegt, indessen die Zeit war nicht danach

Digitized by Google

angethan, uns zu Kreuz kriechen zu lassen. Eine außerordentlich sinnreich componirte Katzenmusik, die uns um so berechtigter erschien, als unser Abgesandter unseren Erwartungen in Betreff einer energischen Wahrung unserer Ansprüche gar nicht entsprochen hatte, erleichterte unsere Gefühle und im Uebrigen blieb auch außerhalb der eigentlichen Schulzeit noch reichlich Gelegenheit, um das täglich reicher und rauschender sich entfaltende Schauspiel der deutschen Revolutionsbegeisterung und ihrer unblutigen Triumphe in vollen Zügen zu schlürfen.'

Schwerlich wird Einer tiefere und bleibendere Eindrücke von allen Vorgängen jener Tage davon getragen haben als wir, die wir ihnen das ganze, jugendfrische Interesse einer nicht zu ersättigenden Schaulust entgegenbrachten.

Noch heute, nach fast dreißig Jahren, ist mir das Gedächtnißbild der Hauptacteurs, die uns zuerst entgegentraten, vollkommen unverwischt. Lebhaft vor mir stehen sehe ich noch den Turnvater Jahn, eine vom Alter ungebeugte, steile Gestalt mit charakteristischen, runenhaften Zügen, umrahmt vom weißen Vollbart und Haupthaar, auf dem ein schwarzes Sammetkäppchen thronte. Ehrfürchtig von uns bewillkommnet, trat Jahn, dessen Ansprache und ganzes Auftreten uns nicht ans echt revolutionärem Guß erschien, gleichwohl an Interesse zurück hinter den jüngeren Helden des Tages, Robert Blum, Struve, Hecker, die wir sämmtlich mit Fackelständchen begnadeten, um einer unmittelbaren Berührung und Begrüßung theilhaftig zu werden.

Von ihnen eroberte sich namentlich Hecker, ein blühend schöner Mann mit wallendem Haar und Bart, der den großen Ruf, der seinem Namen voranging, ebenso durch seine äußere Erscheinung wie durch eine schwungvoll fortreißende Beredsamkeit zu rechtfertigen schien, unser Aller Herzen im Flug. Struve, der meistens zusammen mit ihm genannt wurde und auch gemeinschaftlich mit ihm auftrat, verlor neben ihm. Aelter als sein badischer Landsmann, mit ernsten, strengen Zügen, einem puritanisch geschorenen Kopf, einer kargen, dogmatisch construirenden Redeweise gehörte er zu denjenigen Persönlichkeiten, denen sich bei der ersten Begegnung die Herzen nicht erschließen und die fast regelmäßig unter ihrem eigentlichen Werth veranschlagt werden. Mit Blum stand es trotz einer wirklich abschreckend ungünstigen Außenseite in dieser Beziehung doch anders. Seine Häßlichkeit hatte etwas Imponirendes, insofern sie durch und durch volksthümlich war. Kurz, vierschrötig, eckig, in allen Gliedern und Bewegungen derbe Kraft, aber ohne alle Eleganz, auf dem Stiernacken einen mächtig ausgebauten Kopf mit struppigem Bart und Haar, abgeplatteter Nase und klugen Augen, von denen aber das eine meistens unter einem halbgeschlossenen Lide hervorblinzelte, — der erste Anblick wirkte überwältigend zu seinen Ungunsten.

Aber dieser Eindruck wandte sich bei den Meisten völlig zu seinen Gunsten, sobald Blum redete. Er sprach nicht immer gewählt, aber zündend, markig, pathetisch. Eben dieses Pathos, der, weil er nicht selten sich in den Bildern vergriff, seinen Feinden und den Verehrern einer geglätteten Salourhetorik so viel Anlaß zum Spott gab, wirkte doch nicht allein bei den Massen, sondern bei den meisten Unbefangenen für Blum. In ihm war das Volk selbst zu Wort gekommen — der Eindruck war doch schließlich der bleibende und überwiegende und wer nicht lediglich an der Außenseite der Erscheinung haftete, konnte sich diesem ganz eigenartigen Zug seiner Per-

Digitized by Google

sönlichkeit, durch den sich dieselbe von den übrigen demokratischen Celebritäten scharf sonderte, nicht verschließen.

Mit dem Zusammentritt des Vorparlaments am letzten Tage des Märzmonats traten die bisher nur debattirten Meinungsgegensätze mehr ins Tageslicht, sie drängten nach Anerkennung und warben Anhänger. Auf den Straßen sammelten sich die „Gemäßigten" und die „Radicalen", zogen in hellen Haufen an einander vorüber und riefen sich Drohworte und Stichreden zu, wobei die Gemäßigten den Radicalen nichts nachgaben. Beide Parteien hatten sich Embleme gewählt. Auf dem Schild, welches die ersteren an einer Fahnenstange befestigt umherführten, las man das Losungswort: Parlament, auf dem der letzteren: Republik. Der Gegensatz, um den es sich handelte, war auf diese Weise natürlich nur höchst ungenügend und geradezu unrichtig bezeichnet. Was auf der Tagesordnung stand und die Gemüther bewegte, war vielmehr die in der That höchst folgenschwere Entscheidung über die Frage, ob die eben zusammengetretene revolutionäre Versammlung sich in Permanenz erklären und das Werk der Neuschaffung unmittelbar in Angriff nehmen, oder ob sie sich damit begnügen solle, die Einberufung eines neu zu wählenden, Verfassung gebenden Parlaments nach Kräften sicher zu stellen. Wer der ersten Alternative zustimmte, hatte sich damit natürlich noch nicht als Republikaner erklärt und die wenigsten Derer, die mit der republikanischen Standarte umherzogen, fühlten sich als solche, wenn sie auch nichts davon wissen wollten, die Revolution zu schließen, ehe sie noch eigentlich begonnen, um der bedrohten monarchischen Ordnung zu Hülfe zu eilen.

Ich stand gerade müßig unter der gaffenden Menge, welche alle Plätze erfüllte, als in der Nähe des Theaterplatzes ein Zusammenstoß erfolgte. Die „Republikaner" marschirten unter Anführung eines damals vielgenannten und vielgesehenen Mannes, des rothbärtigen Metternich aus Mainz. Metternich galt als ein Hauptverschwörer und stand bei den Radicalen in hohem Ansehen. Ein leidenschaftlicher Redner in den Volksversammlungen, mit einer Gesinnung von noch dunklerer Röthe wie sein Bart, dabei von imponirendem Körperwuchs und Kraftfülle, war er der typische Revolutionär. Daß er dabei nicht von dem gemeinen Schlage eines bramarbasirenden Phrasenhelden war, sondern in Wahrheit voll revolutionärer, thatendurstiger Leidenschaftlichkeit steckte, bewieß er bei dieser Gelegenheit. Als die „Gemäßigten", stolz um ihre Fahne geschaart, vorüberzogen und bei dieser Gelegenheit zwischen den feindlichen Parteien wieder einige Wortwurfgeschosse hin und herflogen, bekam Metternich das Gaukelspiel plötzlich satt. Ich sah, wie eine dunkle Röthe ihm ins Gesicht stieg, er reckte seine überragende Gestalt noch über das eigentliche Maß empor, murmelte einige verächtliche Worte und ehe Jemand seine Absicht errathen konnte, brach er mit einem plötzlichen Sprung in die dichten Reihen der Feinde ein und riß den Fahnenträger zu Boden. Im nächsten Augenblick hatte er die Fahnenstange zerbrochen und die Parlamentsfahne mit seinen Füßen vertrampelt. So consternirend plötzlich kam der Ueberfall, daß weder Freund noch Feind sich regte. Die Ueberraschung wirkte auf beiden Seiten lähmend. Freilich nur für einen Augenblick. Im nächsten warfen die „Gemäßigten" sich mit Uebermacht auf den kecken Beschimpfer ihrer Fahne und Metternich, der von den Seinigen abgeschnitten sich der Hiebe und Stiche, die gegen ihn gerichtet wurden, nicht erwehren konnte, mußte blutend und nicht unerheblich verwun-

Digitized by Google

det in ein benachbartes Haus geschafft werden. Ihm nach drängte sich die durch diesen Vorgang höchst aufgeregte Volksmenge.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von diesem Vorfall in der Stadt und erreichte bald auch den Sitzungssaal des Vorparlaments, dem der Schreck über seine eigene revolutionäre Bedeutung eigentlich fortwährend in den Gliedern lag und welches über ein scheinbar so nahes Heranbrausen der Revolutionsfluth draußen nun vollends alle Haltung verlor und in wilde Bewegung gerieth. Wer weiß, welche Wendung die Dinge genommen hätten, wenn die erste Meldung von einem Heranrücken bewaffneter Volkshaufen, um die Permanenzerklärung der Versammlung zu erwirken, sich nicht sehr bald als völlig unbegründet herausgestellt hätte. Sehr wahrscheinlich hätte es nur eines geringen derartigen Anstoßes bedurft, um der entschiedenen Linken das moralische und numerische Uebergewicht zu verschaffen, da die zaghafteren Geister die erste beste Gelegenheit benutzt haben würden, um spurlos zu verschwinden und „der Anarchie", die sie bereits in allen Ecken und Winkeln lauern sahen, das Feld zu räumen. Was dann geschehen sein würde, zu welchem Endziel der Versuch Deutschland eine revolutionär entscheidende, unmittelbar eingreifende Behörde zu schaffen, geführt haben würde — Niemand kann es entscheiden. Daß aber der völligen Rathlosigkeit der Regierungen, der vom Schrecken betäubten Lähmung aller Autoritäten dieser Weg für den Augenblick gangbar war, daß es unübersteigliche Hindernisse im Moment nicht gab, läßt sich nicht bezweifeln, wenn darin auch noch keine unbedingte Bürgschaft für ein Gelingen gelegen war. Daß andererseits der Weg, den die achtundvierziger Revolution gewandelt, von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagen war und in einer Sackgasse enden mußte, das wissen wir heute sehr genau. Indessen damals waren wir noch nicht so weit, um mit Bestimmtheit als nothwendiges Ergebniß der sich bedingenden Factoren aussprechen zu können, was sich nur als Vermuthung aufdrängen konnte. Daß eine Revolution stets ihr Testament macht, wenn sie ihre Aufgabe in die Hände von großen berathenden Versammlungen legt, das mußte von uns erst *erlebt* werden. Einstweilen sah man der Gestaltung der Dinge auf diesem Wege mit überwiegendem Vertrauen entgegen, und als am dritten April das Vorparlament sein Dasein mit einer Selbstauflösung und dem Beschluß eine constituirende Nationalversammlung einzuberufen beschloß, verhallte in Frankfurt jeder Mißton unter dem Jubel der Freude, daß die Revolution so rasch ein so reifes und reiches Ergebniß geliefert habe. Selbst der wetterwendische April verleugnete seine Natur, der prächtigste Frühlingssonnenschein strahlte über der im buntesten Farbenschmuck prangenden Stadt, als die im Vorparlament versammelten Vertreter Arm in Arm den Sitzungssaal verließen und das von den Thürmen erschallende Glockengeläute den feierlichen Schlußact verkündete. Ganz Frankfurt, durch massenhaften Zuzug von Außen vergrößert, war auf den Beinen und was an diesem Tage durch die Nacht bis zum nächsten Morgen an Fackelzügen, Kanonenschlägen, Abschiedsreden und Freudenfeuern geleistet wurde, entzieht sich jeder Beschreibung. Es war der letzte Rausch überschäumender, sorgenloser Begeisterung *vor* der Arbeit. Mit der Arbeit, die sechs Wochen später beginnen sollte, kam der Ernst und die Ernüchterung.

Am achtzehnten Mai trat die verfassunggebende deutsche Nationalversammlung zusammen, das erste und einzige Parlament eines Deutschlands „soweit die deutsche Zunge klingt". Die perspectivische Ferne von neunund-

Digitized by Google

zwanzig Jahren, welche uns von jener Versammlung trennt, hat viel von den üblen Nachreden und Antipathien getilgt, welche sich in der ersten Zeit nach ihrem ruhmlosen Erlöschen reichlich über sie ergossen. Eins ist geblieben — und dies Eine befestigt eigentlich jeden weitern Zeitabschnitt, den wir durchleben und die Vergleichungen, die wir seit jener Zeit anzustellen reichlich Gelegenheit hatten, nur immer mehr: sie war theils durch ihre Zusammensetzung, theils durch die sie begleitenden Zeitumstände eine der interessantesten und glänzendsten Versammlungen, welche die deutsche Geschichte je gesehen, interessanter und glänzender als irgend eine, welche die politische Entwicklung in Deutschland seit jener Zeit auf die Bühne gerufen hat.

Der Glanz der Frankfurter Versammlung lag in ihrer revolutionären Bedeutung. Dies mag eigenthümlich erscheinen, wenn man den überwiegend aus Professoren und Gelehrten aller Art zusammengesetzten, der Gesinnung nach doctrinärzahmen Character des deutschen Parlaments erwägt, aber es war gleichwohl so. Nichts drückt den Menschen sicherer nieder, nichts beugt mehr seinen emporgerichteten Wuchs als das Bewußtsein seiner eigenen Schwäche. Gewarnt durch das Gefühl derselben wird er vorsichtiger leben, mancher Niederlage vielleicht ausweichen, manchen Fehler vermeiden, aber um das ideale Gefühl souveräner Selbstbestimmung, das mit dem Scheitel an die Sterne rührt, ist es für ihn geschehen. Der Frankfurter Versammlung ging das Bewußtsein ihrer thatsächlich vorhandenen Schwäche vollständig ab und dies rückte sie in eine ideale Höhe, welche keine deutsche Versammlung nach ihr wieder besessen hat. Seit Heinrich v. Gagern in der Antrittsrede, die er als erstgewählter Präsident hielt, sie für souverän erklärt hatte, für berufen, das Werk der Neuschaffung Deutschlands nicht zu vereinbaren, sondern aus sich maßgebend zu bestimmen, hielt sich die Majorität für thatsächlich souverän und kein Zweifel an der Vollmacht und Vollkraft dieses ihres Berufes störte in den ersten Monaten ihre hohe Stimmung. Sie hatte stets nur einen Zweifel, ein Bedenken: ob es ihr auch gelingen werde eine Kraft, in deren Besitz sie sich wähnte, soweit zu mäßigen, daß dieselbe nicht doch noch irgendwo und irgendwie explodire und eine furchtbare Verheerung in Deutschland anrichte. Dies war ihre Stellung der Linken gegenüber, deren Mitglieder in den Augen der Majorität unpractische Ideologen und Phantasten waren, die aber in der That über die Bedingungen, von denen die Erhaltung der Kraft abhängig ist, viel nüchterner und richtiger dachten, als die herrschende Partei des rechten Centrums unter der Anführung Gagern's. Das Frankfurter Parlament gemahnte an jenen Cavalier, der das Reiten mied, weil er sich für zu leidenschaftlich hielt und die Gefahr fürchtete, nicht etwa, daß das Pferd mit ihm, sondern daß er mit dem Pferd durchgehen werde. So war die Majorität stets in der Sorge befangen, nicht etwa daß die schwer gereizte und doch nur für den Augenblick machtlos gewordene monarchische Autorität alten Stils allmälig die Revolutionskraft erdrücken, sondern daß diese, als deren Ausdruck sie sich betrachtete, die monarchische Ordnung vollends aufzehren werde, wenn sie nicht um Himmels willen ihre Leidenschaftlichkeit dämpfe. Die fixe Idee dieser Kraftüberfülle, über welche die Versammlung verfügen konnte, wenn sie wollte, hob sie auf ein Piedestal, auf welchem sie sich getrost neben dem souveränen englischen Parlament erblicken konnte. Und da in der ersten Zeit ihres Bestehens in der That nichts in der politischen Entwicklung der Dinge eintrat, was diesen Glauben unbedingt hätte erschüttern müssen, so gewann derselbe eine gewisse unbezweifelte Realität und breitete sich um die

Digitized by Google

Versammlung als strahlende Lichthelle, als majestätischer Königsmantel aus, der jeden einzelnen, auch den an sich verzagtesten Parlamentaner, mit seiner Glorie streifte, mit einem souveränen Bewußtsein erfüllte.

In diesen eigenthümlichen Verhältnissen war es zum Theil gelegen, daß die Frankfurter Versammlung, trotzdem die Majorität bekanntlich keineswegs durch Characterkraft imponirte, von einem geheimnißvollen Glanz umleuchtet war, der außerordentlich bestechend wirkte und auch den nüchternen Beobachter blenden konnte. Die Unantastbarkeit der Volkssouveränität umgab sie mit einer so hohen Weihe, daß man den Eindruck empfing, ihr Dasein sei gefeit und alle Verschwörungskünste müßten an ihr zu Schanden werden. Wer durfte sich an dem Gesalbten vergreifen? Die Linke, die immer ein wenig Sturm läutete, glaubte im Grunde an das Gelingen eines solchen Attentats sowenig wie das Centrum und unterschied sich von diesem nur darin, daß sie den bösen Willen bei den Regierungen voraussetzte, an den zu glauben jenes sich hartnäckig weigerte. Eine andere wahrhaft imponirende Seite des achtundvierziger Parlaments lag aber außerdem in dem Reichthum an rednerischen Kräften. Es ist eigenthümlich genug, daß unser erstes parlamentarisches Debut als Nation in oratorischer Beziehung glänzend ausfiel und daß wir seit jener Zeit keine Fort- sondern Rückschritte gemacht haben. Man solle das Umgekehrte erwarten. Man sollte denken, daß ein Vierteljahrhundert parlamentarischer Schulung allgemach bereits Anfänge einer traditionell sich weiterpflanzenden politischen Redekunst bei uns gezeitigt habe, deren Spuren im Reichstag zu Tage treten müßten. Solches ist aber keineswegs der Fall und die Gegenwart hat einer ganzen Reihe von glänzenden Namen aus der Zeit des ersten deutschen Parlaments kaum einen oder den anderen Namen in der jetzt bestehenden Vertretung des deutschen Reichs an die Seite zu stellen. Fast alle Nüancen und Stilarten der Beredsamkeit waren durch die Redner der Linken wie der Rechten in einer zum Theil geradezu mustergültigen Weise vertreten und die großen und leidenschaftlichen Debatten, welche das Haus häufig bewegten, wurden durch so seltene rednerische Kräfte, wie sie u. A. Riesser, Bassermann, Giskra Simon aus Breslau und Ludwig Simon, Jordan von Berlin, Radowitz und Vincke darstellten, in eine gewisse classische Höhe emporgehoben.

Auch an Persönlichkeiten, denen ein gewisses pikantes Interesse anhaftete, fehlte es zur Seite der Namen von gewichtigerem Klang, den Arndt, Jahn, Uhland, Wirth, Fallmerayer und anderen dem Frankfurter Parlament nicht. Wenn man den Blick von der bequemen und geräumigen Zuschauertribüne über die zahlreiche und stattliche Versammlung schweifen ließ, fiel auf der äußersten Rechten ein scharf geschnittener, maliciös blickender Kopf auf, der tief zwischen den hohen Schultern steckend einer Aesops Gestalt angehörte. Es war Herr Detmold, in den leichtsinnigen Kreisen Hannovers das „kleine Laster" genannt, der eine gewisse Celebrität wegen seiner scharfen Zunge, namentlich aber wegen der von ihm in Verbindung mit dem Genremaler Schrödter unternommenen Piepmeyercaricaturen genoß. Herr Piepmeyer, dessen Deputirtenlaufbahn geschildert wurde, sollte den gesinnungsleeren „Wicht der Popularität, den Sklaven der Freiheit" darstellen und der Verfasser hatte es verstanden, dabei so manchen glücklichen Griff anzubringen und eine so gründliche Abtrumpfung stehend gewordener Phrasen vorzunehmen, daß das satirische Büchlein den höchsten Beifall der Rechten und des rechten Centrums errungen hatte und auch über diese Kreise hinaus, deren Auffassung es am schärfsten wiederspiegelte, Bewunderer fand. Nicht sehr

Digitized by Google

fern von Herrn Detmold, der seine Parlamentsmuse meistens in höchst ungenirter Attitude, nicht ganz selten auf seinem Sitze schlummernd verbrachte, erblickte man eine dem Verfasser des Piepmeyer in jeder Beziehung höchst unähnliche Erscheinung. Es war eine dem vorgeschrittenen Mittelalter des Lebens angehörige Persönlichkeit von aristokratischer Tournüre und einer würdevollen Haltung, die halb den Militär, halb einen höheren Geistlichen anzukündigen schien. Der Kopf mit den ausdrucksvollen, dunklen Augen, dem gelben Teint, dem prononcirten Gesichtsausdruck schien südliche Abstammung zu verrathen, obwohl General v. Radowitz, der sich auf diese Weise präsentirte, ein geborner Deutscher, so viel man wußte, war. Soviel man wußte — im Grunde wußte es Niemand genau und Niemand war überhaupt im Stande, das geheimnißvolle clairobscur, welches ihn umgab, völlig zu durchdringen. Ueber seine Herkunft wie über seine Vergangenheit, seine Beziehungen zum kurhessischen Hof wie seine intime Vertrauensstellung zum König von Preußen schwebte ein Mysterium, welches eine Menge Gerichte in Umlauf setzte. Die schweigsame Art des Mannes, der selten in die Debatte eingriff, dann aber in der gemessensten Weise sprach und mit großer Aufmerksamkeit angehört wurde, der Umstand, daß er Vielen für einen geheimen Jesuiten galt, seine isolirte Stellung im Parlament, die eigenthümlich damit contrastirte, daß er in der Versammlung fast beständig Briefe schreibend erblickt wurde, gaben den Gerüchten immer neue Nahrung und vermehrte ihre Abenteuerlichkeit. Selbst mit dem vielberedeten Grafen St. Germain sollte er, wie Manche behaupteten, eine Aehnlichkeit in dem Puncte besitzen, daß er wie jener über völlig entlegene Zeitverhältnisse sprechen und Auskunft geben konnte, als ob er dieselben mit erlebt hätte. Als Laube eines Tages ärgerlich darüber, daß er in einer Costümprobe sich vergeblich bemüht, das Parlament betrat, verwies ihn ein Freund, dem er seine Noth klagte, an den Alles wissenden Herrn v. Radowitz. Mehr zum Scherz und aus Neugier als in gutem Ernst verfügte er sich an die Stelle, wo Jener emsig in seinen Schreibereien vertieft saß. Die Frage, welche Laube nicht hatte erledigen können, weil das Costümbuch verlegt war, betraf den minutiösen Punct, wieviel Puder 1740 in der preußischen Armee und am Hofe getragen worden sei, und zu Laube's nicht geringem Erstaunen war Herr von Radowitz, sobald er die Frage vernommen, völlig bereit und in der Lage mit der ausführlichsten Sachkenntniß und als ob er aus anschaulicher Erinnerung spräche, die erbetene Auskunft zu ertheilen. Dabei verbreitete er sich denn noch plaudernd über Personalien und den politischen Character jener Zeit und Laube mochte sich am Schluß der Conversation wie Jemand erscheinen, den ein unerlaubtes Blendwerk foppt, das ihm den causalen Zusammenhang der Dinge aufzuheben droht. Herr v. Radowitz gehörte vermuthlich zu den sehr wenigen Personen, welche die Unerreichbarkeit des Zieles, das sich die kaiserliche Partei gesteckt, völlig klar durchschauten. Schon die sehr intime Kenntniß der Denkweise Friedrich Wilhelm's IV. schloß jede Täuschung darüber aus. Er harrte seiner Zeit, gewiß daß dieselbe kommen müsse. Und seine Rechnung täuschte nicht, wenn er sich auch über die Dauer und Bedeutung des Einflusses irrte, den er auszuüben und zu behaupten vermuthlich geglaubt hatte.

Von der Rechten nach der Linken überspringend, da das sehr ehrenwerthe Centrum weniger pikanten Stoff bietet, erblickte man einen jungen, elegant aussehenden Mann, der, nachlässig an eine Säule gelehnt, häufig die

Digitized by Google

Damengalerie mittelst eines Opernglases musterte und von dieser selbst einiger auszeichnenden Aufmerksamkeit würdig erachtet wurde. Es war der Dichter, spätere Marinerath unter der provisorischen Centralgewalt und gegenwärtige Nibelungen-Rhapsode, Herr Jordan. Eigentlich der äußersten Linken angehörig und einer ihrer ungestümen Redner, wechselte er in der Polendebatte den Standpunct und ging mit klingendem Spiel in einer glänzend stylisirten Rede ins gegnerische Lager über. Er errang dadurch mit einem Schlag die äußerste Abneigung der Linken, die Anerkennung der Rechten, die Freundschaft des prononcirtesten Heißsporns des preußischen Flügels, des Fürsten Felix Lichnowsky, und die Anwartschaft auf eine Versorgung von Reichswegen, kurz er gehörte zu jener Zeit zu den célébrités contemporaines.

Jener andere sehr jugendliche Deputirte von zartem Körperbau und den fast zu weichen, träumerischen Zügen, dessen Gedanken sehr weit von den im Parlament verhandelten politischen Gegenständen zu Hause zu gehören scheinen, ist abermals ein Dichter, Moritz Hartmann aus Böhmen. Irgend eine verirrte Revolutionswelle hatte ihn in diese Versammlung hineingefluthet und er brachte nun als seinen Antheil an der politischen Arbeit jene politisch-satirischen Gedichte dar, die unter dem Titel der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" eine verdiente Anerkennung genossen. Hartmann gehörte zu den bei allen Parteien wohlgelittenen Persönlichkeiten, eine gewisse Anmuth seines Wesens benahm selbst seinen satirischen Zeitglossen, in denen er di Gegner keineswegs schonte, den verletzenden Stachel. Ganz anders war die Stellung, die ein derselben Partei angehöriger ebenfalls noch sehr junger Volksvertreter, den eine ungewöhnliche Corpulenz bei lebhaften Bewegungen des Kopfes und raschem Umherblicken auffällig kennzeichneten, in den Augen der Mehrheit einnahm. Karl Vogt ward von dieser mit der ausgesprochensten Abneigung betrachtet. Der radicale Standpunct, zu dem er sich bekannte und dessen Consequenzen er schonungslos vertrat, machte ihn ebenso verhaßt wie die spöttische Art der Abfertigung, welche er den Rednern der Rechten zu Theil werden ließ. Er galt für einen politischen Abenteurer ohne jede feste Gesinnung und sittlichen Halt, man fand, daß er die schlechten Seiten von Holbach, Lamettrie, Camille Desmoulins und Dr. Bahrdt „mit der eisernen Stirne" in sich vereinige. Eine Bestätigung hat dies erbitterte Urtheil bekanntlich keineswegs erhalten und die ruhige und gediegene Wirksamkeit, die Vogt seit jener Zeit in den langen dazwischen liegenden Jahren als Gelehrter entfaltet hat, wird vermuthlich die meisten seiner damaligen Gegner, wenn nicht mit seinen Ideen doch mit seinem Charakter ausgesöhnt haben.

Um die Zeit der Einsetzung der provisorischen Centralgewalt — die Wahl des Reichsverwesers fand am 29. Juni, sein Einzug in Frankfurt am 11. Juli statt — stand das Frankfurter Parlament noch auf der Höhe seiner Scheinmacht und seiner souveränen Erhabenheit. Als Gagern nach erregter mehrtägiger Debatte mit dem historisch gewordenen berühmten Wort: „Meine Herren, ich thue einen kühnen Griff — ich sage, wir müssen die provisorische Centralgewalt selbst schaffen" den Sieg der Linken zuführte, für deren principielle Anschauung er sich in diesem Fall entschied, schien das Parlament noch einmal allen seinen Krittlern Unrecht zu geben und indem es das Princip seiner Selbstständigkeit behauptete, auch die Bürgschaft des Gelingens in seiner Kraft gegeben zu haben. Die Versammlung hatte sich selbst wie-

Digitized by Google

dergefunden, und erglänzte noch einmal im vollen Sonnenlicht der Bedeutung, „die maßgebende Stelle“ für Deutschland sein und bleiben zu wollen. Von der Linken war es Ruge, welcher während der Debatte der unschlüssigen Majorität das Wort zugerufen hatte: „Wer sein Princip aufgiebt, giebt seine Seele auf und wehe ihm, wenn er es thut!“ Nachdem das Princip gewahrt blieb, war auch die Linke in dem wesentlichsten Punct befriedigt, und, wie wenig sie auch mit der Wahl des Erzherzogs Johann sympathisirte, die Einigkeit der Parteien war gerade in diesem Augenblick eine größere als wie seit langer Zeit. Denjenigen freilich, die all' den Pomp nur auf einer morschen, unterwühlten Grundlage auferbaut erblickten, das dem ersten Grollen der Reaction weichen werde, dessen Wetterzeichen bereits sichtbar am Horizont aufstiegen, schien einige Wochen später ein geflügeltes Wort Recht zu geben, das wie ein Lauffeuer durch „die maßgebenden“ politischen Kreise ging. Es war bei der Dombaufeier in Cöln, als Friedrich Wilhelm IV. dem die Deputation des Parlaments anführenden Gagern die scharfen Worte zugeherrscht hatte: „Vergessen Sie nicht, daß es noch Fürsten in Deutschland giebt und daß ich einer von ihnen bin!“ Ein schlimmes Wort, ergangen von Souverän zu Souverän, der mit Worten darauf nichts erwiedern durfte und mit Thaten weder antworten konnte noch wollte. So bemühte sich die Gagernsche Partei denn, den Ausspruch des Königs als ein bon mot darzustellen, das man nicht auf die Goldwage legen dürfe und so gut es ging Beruhigung bei diesem Trost zu fassen. Ein bon mot — vielleicht, aber ein sehr ernstlich gemeintes, mit dem Inhalt des memento mori.

Die ganze Wetterwolke, die sich über dem Parlament zusammenballte, entlud sich einen Monat später in der ersten niederschmetternden Niederlage, welche dasselbe bei Gelegenheit des Waffenstillstandes von Malmö erlebte. Wer wie Schreiber dieses den Verhandlungen jener Tage beigewohnt, ist damit Zeuge einer parlamentarischen Phase gewesen, die ihrem inneren Gehalte nach von wahrhaft ergreifender Gewalt war. Als das Ungeheuerliche, das Viele prophezeit, das gleichwohl Jeder zu glauben sich geweigert und dessen möglichen Eintritt die Majorität stets hartnäckig bestritten hatte, nun gleichwohl offenkundig zu Tage lag, als es nackte Thatsache war, daß Preußen seine Vollmacht überschritten, daß es einen Waffenstillstand mit Dänemark nicht im Namen der Reichsgewalt, sondern in seinem eignen und dem des deutschen Bundes abgeschlossen und in demselben die Bedingungen der Centralgewalt unbeachtet gelassen hatte, als der alte Dahlmann von der rechten Seite des Hauses langsam und von Schmerz niedergebeugt die Tribüne betrat, eine Interpellation vorlas und am Schluß derselben bemerkte: „Ich füge nur eins hinzu: vor wenigen Wochen noch beschloß die Nationalversammlung, daß bei einem demnächstigen Friedensschluß die Ehre Deutschlands gewahrt werden müsse — die Ehre Deutschlands, meine Herren!“ — da lagerte sich der Bann eines erstarrten Schweigens über die Versammlung. Zum erstenmal richtete die unausweichliche Nöthigung ihre Autorität durch eine That zu behaupten sich riesengroß vor ihrem Bewußtsein auf, zum erstenmal war so schonungslos an dem Purpur ihrer Souveränität gezerrt worden, daß die darunter verborgene Blöße Allen sichtbar offen klaffte, zum erstenmal fühlte Jeder, daß die Stunde einer großen und unwiderruflichen Entscheidung geschlagen hatte. Ueber die Entscheidung selbst bestand im ersten Augenblick kaum eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Parteien, die äußerste Rechte ausgenommen. Alle waren einig, daß es sich nur darum

Digitized by Google

handeln könne, jede Faser anzuspannen, um das gegebene Ehrenwort einzulösen, den Widerstand gegen die selbstgeschaffene Centralgewalt zu brechen und in dem Versuch dieß zu thun sich selbst wieder emporzurichten oder mit Ehren unterzugehen. Der nächste Schritt war vorgezeichnet und die Versammlung that ihn mit gemessener Würde aber ohne Besinnen: sie sprach die Sistirung des Waffenstillstandes aus.

Der Sistirungsbeschluß sollte einer zweiten Berathung und Beschlußfassung auf Grund des Berichtes einer sofort niedergesetzten Commission unterliegen. Daß in der Zwischenzeit der erste Eindruck sich abstumpfen, die Verzagtheit riesengroß wachsen würde, war bei dem Character der Majorität unschwer voraus zu sehen. Mit größter Spannung und einer immer wachsenden Aufregung wurde daher außerhalb wie innerhalb des Parlaments der Debatte entgegengesehen. Am 14. September eröffnet nahm dieselbe drei Tage in Anspruch. Alle Redner von Bedeutung, alle Gründe und Gegengründe von Gewicht wurden in dieser Parlamentsschlacht ins Feuer geführt, man begründete und widerlegte sich bis zur Erschöpfung und doch klang durch alle noch so künstlichen Beweise das eine Wort des Berichterstatters Dahlmann wie das Wort des Verhängnisses immer wieder durch. „Unterwerfen wir uns", hatte der berühmte Historiker gesagt und in dieser patriotischen Warnung den echten Seherblick des Geschichtsforschers bewährt, „unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmüthig dem ersten Anblick der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben. Denken Sie an diese meine Worte: Nie!"

Es war spät Abends geworden, als die Debatte endlich schloß und zur Abstimmung geschritten wurde.

Das Haus, die Tribünen waren überfüllt, eine ängstliche Spannung wogte hin und her, obgleich Niemand mehr zu sprechen wagte. In dem Sitzungssaal wurden Lichter angezündet, auch auf den Galerien sah man hier und da den Lichtschein einer Kerze und in ihrem Schimmer solche, welche die abgegebenen Ja und Nein notirten, um baldmöglichst das Resultat zu wissen; überall erregte, gespannte Gesichter. Endlich wurde gezählt, aber ehe ausgezählt war, kannte man schon das Ergebniß und gleichwohl wartete Jeder auf den Ausspruch des Präsidenten, als müsse er einen vorgefallenen Irrthum berichtigen. Nun erging die Schelle, eine lautlose Stille entstand und der Präsident verkündete, daß die Sistirung des Waffenstillstandes durch eine Majorität von einundzwanzig Stimmen wieder aufgehoben worden sei. Kein Beifalls- und kein Mißfallszeichen wurde laut. Die sonst so lärmenden Tribünen leerten sich im dumpfen Schweigen. Eine ungeheure Beklemmung herrschte überall. Das Parlament war zurückgewichen, diese eine Thatsache überwog Alles. Es hatte sein Dasein gefristet, aber in den Augen des Volkes war es geächtet.

Was die nächsten Tage uns brachten, die Versammlung auf der Pfingstweide — dem jetzigen zoologischen Garten — am 17. September, welche die Majorität von 258 „für Verräther des deutschen Volks, der deutschen Freiheit und Ehre" erklärte, der erbitterte Barrikadenkampf am 18. September, war ein planloser Ausbruch des Ingrimms und der Verachtung von Seiten des Volks, welches sich von seiner seitherigen Vertretung lossagte. Der Versuch, die Linke zu einem Massenaustritt aus dem Parlament

Digitized by Google

und zur Selbstconstituirung zu bewegen, mißlang. Ich war Zeuge, wie die von der Volksversammlung an die vereinigte Linke entsendete Deputation am Abend des 17. September alle Kraft der Rede aufbot, um sie zu bewegen, sich an die Spitze des Volks zu stellen und die Revolution neu zu eröffnen. Die Linke hatte aber schon anders beschlossen und das kleine radicale Häuflein der Bergpartei, des damaligen Clubs vom Donnersberg, glaubte sich von dem Gros der Partei nicht trennen zu sollen, auch hätte ihr vereinzelter Schritt schwerlich auf weitere Kreise irgend welche Wirkung ausgeübt.

So blieb die Volkspartei und ihr Unternehmen führer- und aussichtslos, während die constituirten Autoritäten sich zu einem entscheidenden Schlag rüsteten und der Senat bereits am Abend des 17. September die Hülfe des Reichsministers des Innern, Herrn von Schmerling, anrief, der nur auf diesen Ruf gewartet hatte, um die Thätigkeit eines Ministers des Belagerungszustandes zu entfalten.

Frankfurt, die Stadt der Fahnen, der Kränze, der Fackelzüge, der Deputationen, der Reden, Toaste und Volksversammlungen, erhielt am 18. September ihre revolutionäre Bluttaufe. Schreck und Verwüstung breiteten sich aus. Da die Aufständischen nicht einmal Sorge dafür getragen hatten, die Eisenbahnen, die nach Darmstadt und Mainz führten, zu zerstören und so den Zuzug des Militärs zu erschweren, so war an einen auch nur augenblicklichen Sieg ohnehin nicht zu denken. Gleichwohl dauerte es bis in die späte Nachtstunde, ehe die aufgebotene Truppenmacht des Aufstandes Herr wurde und erst der aus Darmstadt als Verstärkung herbeigezogenen reitenden Artillerie gelang es, die letzten Barrikaden in Sturm zu nehmen.

Die Verluste waren auf beiden Seiten erhebliche. Die Barrikadenkämpfer hatten mit der äußersten Hartnäckigkeit gestritten. Jeder Versuch, den Mitglieder der Linken wiederholt machten, sie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, scheiterte an dem festen Entschluß auszuharren und sich unter keinen Umständen der Uebermacht zu beugen.

„Wir wollen mit Ehren untergehen", war die einzige Antwort, die immer wieder gegeben wurde, und auch als die Abgeordneten Vogt und Marek bei einbrechender Nacht, nachdem sie mit äußerster Mühe einen Aufschub von fünf Minuten vom commandirenden Officier erlangt hatten, einen letzten Versuch machten und die wenigen Kämpfer der besonders hartnäckig vertheidigten Barrikade an der Allerheiligenstraße eindringlich beschwuren, den nutzlosen Kampf aufzugeben, mußten unverrichteter Dinge mit demselben Bescheid wieder abziehen. Vor der Barrikade harrten einige Tausend Mann Soldaten mit Kanonen des Commandowortes zum Sturm, aber das Häuflein Kämpfer auf derselben hielt Stand, bis die Vernichtung über sie hereinbrach.

„Mit Ehren untergehen" — als ich am nächsten Morgen über die Barrikadentrümmer kletterte, traf ich einen Schulkameraden, der mich in sein Haus winkte und mir in dem Erdgeschoß zwei auf Stroh gebettete Leichen von Barrikadenkämpfern zeigte.

Es waren ein paar junge Männer, anscheinend Handwerker, die hier kalt und starr und blutbefleckt lagen. Dem Einen wurde nachgesagt, daß er ein vortrefflicher Schütze gewesen sei und fast mit jedem Schuß einen österreichischen Soldaten getroffen habe, bis ihn selbst die tödtliche Kugel ereilte.

Digitized by Google

Ein Schimmer triumphirender Hartnäckigkeit, das Bewußtsein, für eine selbstgewählte Sache mit Ehren das Leben gegeben zu haben, lag noch auf den von höchster Leidenschaft und Ingrimm verzerrten Zügen, die mir einen unvergeßlichen, zwischen Entsetzen und Ehrfurcht getheilten Eindruck machten.

Es ist nicht der Zweck dieser flüchtigen Skizzen alle Einzelheiten jener Tage, zu denen auch die brutale Ermordung der Abgeordneten Fürst Lychnowsky und General Auerswald gehört, hier aufzuzählen. Jener traurige Vorgang, der damals das größte Aufsehen erregte, hatte gleichwohl nur episodische Bedeutung und war lediglich durch die Unvorsichtigkeit der genannten Herren herbeigeführt worden, welche inmitten des Barrikadenkampfes die Stadt zu Pferde verließen und draußen vor den geschlossenen Thoren einem jener Volkshaufen in die Hände fielen, die in höchster Erbitterung, daß sie nicht in die Stadt gelangen konnten, nur zu geneigt waren, ihre Wuth an jedem sich darbietenden Gegenstand auszulassen. Die provocirende Art des Fürsten that dann noch ein Uebriges, um das Unheil unabwendbar zu machen und den harmloseren Gefährten in dasselbe traurige Schicksal mit zu verwickeln.

Ebensowenig soll der von dem Wendepunct des Malmöer Waffenstillstandes an datirende Niedergang der Frankfurter Versammlung von ihrer einstigen Höhe hier beschrieben werden. Wie sie dem unabweislichen Schicksal einer zunehmenden Bedeutungs- und Machtlosigkeit verfiel, wie sie bald genöthigt wurde, mit der Reactionsfluth zu segeln, der sie nicht die Stirn zu bieten gewagt hatte, wie sie auf dieser Bahn immer tiefer in den Strudel hinabgezogen wurde und ihren eigenen Ursprung so sehr verleugnete, daß sie am 8. November noch Herrn Bassermann nach Berlin sandte, um die preußische Regierung „in ihrem Kampf gegen die Anarchie" zu ermuthigen, während am 9. November in Berlin das Ministerium Brandenburg eingesetzt und in Wien Robert Blum erschossen wurde — das Alles gehört nicht in den Rahmen dieser Aufzeichnungen.

Wer diesen Niedergang von Stufe zu Stufe beobachtete und schließlich Zeuge war des jämmerlichen Dahinsiechens der Versammlung, die täglich die Zahl der Häupter ihrer Lieben zusammenschwinden sah, der erlebte, wie der Dahlmann'sche Ausspruch sich in seiner unerbittlichen Wahrheit vollzog: „Sie werden ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben." Am 20. Mai, gerade ein Jahr nach Eröffnung des Parlaments, legten die Führer des rechten Centrums der tonangebend gewesenen Partei, Beseler, Waitz, Gagern ꝛc. ihre Mandate nieder.

Die Partei der Staatsweisheit erklärte sich für bankerott und der Marinerath und Dichter, Herr Jordan, nie um eine passende Wendung verlegen, setzte ihr das Epitaph: „Es ist kein unehrenhafter Tod, am getäuschten Vertrauen zu sterben." So war denn schließlich auch noch die Ehre auf die unblutigste und billigste Weise gerettet und das Wappenschild der Partei erglänzte wieder fleckenrein in der blanksten Selbstbespiegelung.

Das Frankfurter Parlament hat eigenthümlicherweise noch keinen competenten Geschichtschreiber gefunden. Gervinus ist gestorben, ehe das große, letzte Geschichtswerk, das er unternommen, bis zu jener Periode vorgerückt war. Dieser Umstand durfte, soweit es sich dabei um die vorliegende Aufgabe handelt, kaum zu beklagen sein. Gervinus würde, einmal mit der Arbeit befaßt, dieselbe unzweifelhaft so gründlich, materiell, erschöpfend und umfassend ausgeführt haben, daß er anderen, späteren Arbeitern die Lust

Digitized by Google

verleidet hätte, sich ebenfalls über die Aufgabe herzumachen und gleichwohl würde die Behandlung um so weniger eine dankenswerthe geworden sein, je mehr der große Gelehrte sich gegen den Schluß seines Lebens eigensinnig, abwehrend und krittelsüchtig gegen die neueste Wendung der deutschen Geschicke verhielt. Ueberhaupt dürfte der richtige historische Standpunkt zu einer Würdigung des achtundvierziger Parlaments und der in ihm wirksamen Parteigegensätze sich wohl erst daraus ergeben, wenn man dasselbe als den ersten mißlungenen Versuch das Kaiserreich deutscher Nation wieder aufzurichten in Parallele stellt mit dem zweiten, gelungenen Versuch vom Jahre 1871. Nachdem man diese zweite Thatsache in ihrem ganzen Verlauf mit allen Umständen, die auf sie eingewirkt und allen Folgen, die sie hervorgerufen, überschaut, ergiebt sich auch eine ganz andere und gerechtere rückblickende Ueberschau über ihren Vorgänger. Fällt das Urtheil dabei nicht zu Gunsten der damaligen erbkaiserlichen Partei aus, die, von den lebendigen bewegenden Kräften sich abwendend, das Kaiserreich gleichsam in einer Retorte fertig zu destilliren unternahm und alle Schuld ihren Gegnern beimaß, als die Retorte bei solchem ungeschickten Versuch zersprang, so fühlen wir doch doppelte Ursache, dem Geschick dankbar zu sein, daß eine etwaige Wiederholung jenes unfruchtbaren Experiments uns erspart geblieben ist und daß der Nation ein lebendiger Schöpfungsact ihrer Einheit beschieden wurde, wenn auch auf anderen Wegen als die, auf welche die demokratische Partei vom Jahre 48 ihr Augenmerk richtete.

Digitized by Google

Deutsche Erzieherinnen im Auslande.

Von **Dr. Gotthold Kreyenberg.**

Moi, quand j'ai vu le mal debout sur mon chemin,
J'y marche le front haut et la hache à la main!

Es ist eine schöne Sache ums Leben, wenn es munter dahinfließt, milde Lüfte wehen, der Sonnenschein ins Fenster lacht, der Duft der Blumen und Linden in einer Mischung des feinsten Bouquets zu uns hineinströmt und wir behaglich die Freuden unsers Dasein schlürfen. In solchen auserwählten Stunden muthen uns besonders die trefflichen Worte unserer Dichter an, wo sie von der herrlichen Bestimmung des Menschen im Allgemeinen und der traulichen Bestimmung des Weibes im Besondern singen und sagen:

„Frauen sind genannt von Freuen,
Weil sich freuen kann kein Mann
Ohn' ein Weib, die stets vom neuem
Seel' und Leib erfreuen kann.
Wohlgefraut ist wohlgefreut,
Ungefreut ist ungefraut;
Wer der Frauen Auge scheut,
Hat die Freude nie geschaut.
Wie erfreulich, wo so fraulich
Eine Frau geberdet sich,
So getreulich und so traulich,
Wie sich eine schmiegt an mich" — —

so klingt es bei unserm Frauenlob Rückert. Und ich summte diese Verse nach einer Melodie, wie sie der Zephyr der Gemüthlichkeit in der Aeolsharfe des Herzens zu Dutzenden ertönen läßt. Ich gerieth sogar an einen modernen Novellisten, was mir gerade nicht oft passirt, und las laut vor mich hin die Worte: „Das Loos eines Weibes gehört in die Familie hinein; man thut nicht wohl, sie unnützer Weise, und sei es auch zu den besten Zwecken, dort herauszuziehen. Uns Männer ersetzt das Erreichen dessen, was wir erstrebt und für Recht erkannt, das darüber vielleicht verloren gegangene Lebensglück; einer Frau kann dieses, welches für sie nur in der Heimat und im Kreise der Ihren besteht, oder bestehen sollte, durch nichts ersetzt werden; sie bleibt einsam und beklagenswerth, und wenn sie durch das Aufgeben ihrer ursprünglichen Stellung einen Kaiserthron erlangte."

Wahr, sehr wahr! mußte ich mir sagen. Wie schön gedacht! Man thut nicht wohl, sie ihrer natürlichen Sphäre zu entziehen! Da klopfte es mit bekannten Schlägen an meine Thür und der „liebste Mann im Städtchen" brachte mir einen Brief von zierlicher Damenhand. Sein Postzeichen sagte, daß er aus den entlegensten Gegenden des noch einigermaßen civilsirten Rußlands käme.

Nun muß ich hier nothgedrungen einschalten, daß im Sommer vor zwei Jahren ein Aufruf von mir die Runde durch die deutschen Blätter machte und auch ins Englische übersetzt wurde. Es handelte sich nämlich darum, der alten oder kranken Lehrerinnen und Erzieherinnen, für welche Staat und Commune zum Theil unzureichend sorgen, durch Gründung einer Kasse oder von Heimatsstätten Hülfe zu gewähren. Diese Idee, welche nicht allein von uns ausging, ist denn auch, wie allgemeiner bekannt sein möchte,

Digitized by Google

sogar in mehrfacher Gestalt ins Leben getreten und zur Entfaltung gelangt. Wir erwähnen außer einigen Veranstaltungen für einzelne Städte, die aber auch nur diesen zu Gute kommen, namentlich den deutschen Lehrerpensions-Verband zu Dresden und die unter dem Protectorate der Frau Kronprinzessin des deutschen Reichs stehende deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen. Vor Kurzem ist zum Besten der Letzteren ein Bazar im Prinzessinnen-Palais zu Berlin mit sehr günstigem Resultate veranstaltet worden und ähnliche Bazare sind in anderen größeren Städten gefolgt.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn auch die letztere Anstalt die Lehrerinnen im Auslande nicht vergessen will und wird, der Erfolg doch nicht ein augenblicklicher und auch kein durchgreifender sein kann. Deshalb gelangen fast wöchentlich, manchmal sogar täglich, Briefe von Lehrerinnen, welche im Auslande weilen, an den Verfasser jenes Aufrufs. Diese klagen bitter ihre Noth! Die Briefe tragen in ihrer rührenden Einfachheit so sehr den Stempel der Wahrheit an sich und Vieles, woran ich während meines langjährigen und wiederholten Aufenthaltes im Auslande selber Kenntniß erhielt, stimmt so durchaus mit meinen eigenen Wahrnehmungen überein, daß hier ohne allen Zweifel eine himmelschreiende Calamität vorliegt, die endlich einmal aufgedeckt und durch ein einflußreiches Organ, wie das vorliegende, vor aller Welt und in den rechten Farben beleuchtet werden muß!"

Zunächst ist eine Thatsache beachtenswerth. In den letzten Jahrzehnten sammeln sich an hervorragenden Puncten des Auslandes deutsche Erzieherinnen in einer so Schrecken erregenden Menge an, daß jedem dort lebenden Angehörigen unserer Nation mit Recht für das Fortkommen all dieser hülf- und schutzlosen Wesen Angst und Bange sein muß. In England wandern — es klingt fast unglaublich — jährlich an dreißigtausend Lehrerinnen ein. Die Hälfte davon sollen Schweizerinnen sein, in den übrigen 15,000 ist jedenfalls ein sehr hoher Procentsatz von Deutschen und namentlich Norddeutschen enthalten. In Paris finden sich trotz der erklärlichen Antipathie gegen das deutsche Element deutsche Lehrerinnen noch immer äußerst zahlreich, viel zu zahlreich vertreten, und in der französischen Schweiz wimmelt es geradezu von solchen jungen Damen. Woher kommt das?

Durch den Umschwung und Umsturz unserer socialen Verhältnisse sind in vielen Familien, wo die Töchter zahlreich sind, viele Hände überflüssig, die doch nicht müssig bleiben, sondern erwerben, verdienen helfen wollen, oder die am liebsten sich den Weg zur vollen Selbstständigkeit bahnen möchten. Dieser Pfad aber ist mit Dornen bestreut, und derjenige, welcher noch am wegsamsten scheint, führt zu dem der weiblichen Natur ja auch am nächsten liegenden Berufe der Erzieherin und Lehrerin. Daher der Zudrang zum Lehrerinnenstande gerade in den feinsten Familien! Vergleichen wir damit die Statistik der Seminarien für Lehrer, so ergiebt sich ein auch für weitere Kreise sehr interessantes Factum. In einem bekannten Seminare waren von 270 eingetretenen Präparanden 58 Söhne von Lehrern, 51 Söhne von Handwerkern und 161 Söhne aus den untersten Ständen, von Tagelöhnern u. s. w. Ganz anders bei den Lehrerinnen! In einem Berliner Lehrerinnen-Seminare bildeten sich in den Jahren 1865—1875 725 junge Damen zu Lehrerinnen aus. Darunter waren 30 Adelige, 22 Töchter von Geheimen Oberregierungs- und Räthen aller ähnlichen Grade.

Digitized by Google

31 Töchter von Juristen, 49 von General-Superintendenten und Predigern, 38 von Universitäts-Professoren und Oberlehrern, 43 von Medicinalräthen und Aerzten, 12 von Schriftstellern, 128 Töchter von Kaufleuten u. s. w. Hier überwiegen also entschieden die sogenannten bessern Stände!

Viel mehr junge Mädchen bereiten sich aber privatim auf das Lehrerinnenexamen vor und bestehen dasselbe vor den dazu eingesetzten Prüfungscommissionen. Gewiß würden nun die Damen vorziehen, in der Heimat zu bleiben und dort ihre wohlerworbenen Kenntnisse nutzbar zu machen; denn die Fälle, wo sie aus gewissen zarten Rücksichten ganz fern von ihren bisherigen Verhältnissen ihr Brod zu verdienen wünschen, stehen doch vereinzelt da. Man sollte auch meinen, daß der große Lehrermangel, welcher noch immer wächst, statt abzunehmen, ihnen günstig wäre. Trotzdem ist nach wie vor ein Vorurtheil gegen die Lehrerinnenarbeit vorhanden, — ob berechtigt oder nicht, wollen wir hier nicht entscheiden. Darum müssen Deutschlands Töchter zum Wanderstabe greifen, in die fremde, kalte Welt gehen und alle Heiden lehren! Indeß noch ein anderer, gewichtiger Grund kommt in Betracht. Die jungen Lehrerinnen wollen sich eine Zeit lang in Frankreich und England aufhalten, um auf Grund erlangter Gewandtheit im Gebrauch der fremden Sprache später im Vaterlande eine bessere und namentlich gesicherte Stelle an einer städtischen oder staatlichen Mädchenschule erlangen zu können; denn nicht mit Unrecht giebt man an diesen Schulen solchen Lehrerinnen den Vorzug.

Vorab ist sehr verwunderlich, daß deutsche Eltern, die doch sonst mit ihren Töchtern äußerst zimperlich sind und sie kaum beim Dämmerlicht ohne sichere Begleitung eines Schutzmanns die Straße einer kleinen Stadt von einem Nachbarhaus zum andern passiren lassen, eine Vertrauensseligkeit ohne Gleichen entwickeln, wenn es sich, wie hier, um wirklich precaire Verhältnisse handelt. Ich kannte einen Herrn in Berlin, der seiner Tochter stets eine Karte mit der vollen Adresse, Straße und Hausnummer in die Tasche mitgab, wenn sie auch nur mit der Pferdebahn nach Charlottenburg fuhr. Derselbe Mann ließ sein Kind ohne Bedenken als Erzieherin nach Bessarabien gehen, zu wildfremden Menschen, als wenn das nur ein Plaisirausflug zu einer Freundin wäre! In neunundneunzig Fällen mag es ja gut gehen; aber wehe der armen Hundertsten, die für immer an Leib und Seele Schaden nimmt! Die geknickte Blume läßt sich dann nicht wieder aufrichten!

Aber noch ein anderer Nachtheil! Dieses unbekümmerte Auftreten in der Fremde bringt die jungen deutschen Damen in den Verdacht sorgloser Sitte, und es ist doch nichts weniger als dies der Fall. Indeß die Menschen nehmen immer gleich das Schlechteste an! Daher kommt es denn, daß man unsere Landsmänninnen selbst in London und Paris mit einem Mißtrauen und einer Mißachtung ansieht, die völlig unverdient sind. Ja, es sind mir Fälle bekannt, wo englische Familien gern sofort eine deutsche Gouvernante engagirt hätten, aber sie glaubten keine genügende Garantie für deren Moralität zu haben. Es waren dies in der That nur den einzelnen Fall gar nicht berührende Scrupel; denn gegen die Dame selber lag nicht das Mindeste vor! —

Entschieden zu warnen sind nun Eltern oder Vormünder, ihre Töchter oder Pflegebefohlenen Engagements nach Rußland oder den Donaufürstenthümern eingehen zu lassen, wenn nicht die allersichersten Garantien vorliegen und sie die aller-

Digitized by Google

zuverlässigsten Erkundigungen über die betreffenden Familienverhältnisse haben einziehen können. Hier ist die weiße Sclaverei vor Allem zu Hause! Ein gräßliches Land in dieser Beziehung ist Rumänien und manche Lehrerin wird bei der bloßen Nennung des Namens einen leisen Schauder bekommen. Nirgends nämlich sind, ganz abgesehen von den augenblicklich im Oriente herrschenden Kriegszuständen, die sittlichen Gefahren für ein junges, schutzloses Mädchen so groß und treten, heimlich und offen, an sie heran wie dort. „Die Rumänier", schreibt eine da lebende Erzieherin, „sind das frivolste Volk, das man sich denken kann. Viele die als Erzieherinnen ganz unbescholten hergekommen, haben ihren guten Namen zu Grabe getragen, da unzählige der Rumänier sowie Griechen, junge und alte, die Ehre einer Frau und namentlich einer Erzieherin für gar nichts achten." Daß hier die schmählichsten Fälle und entsetzlichsten Scenen sich ereignet haben, ist leider nur zu wahr! Wiederholt schon wurden von Wien aus in den Zeitungen deutsche Erzieherinnen nachdrücklich vor Engagements in jenen Ländern gewarnt. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß auf entlegenen Landsitzen einzelne Principale nicht nur List, sondern sogar rohe Gewalt zur Befriedigung ihrer schändlichsten Begierden gebraucht haben. Ferner steht fest, daß bei den armen Wesen, um diesen ruchlosen und bübischen Zweck zu erreichen, Peitschen und Knutenhiebe auf den gänzlich nackten Körper angewendet worden sind. Deshalb erließ ein deutscher Consul in Bessarabien schon vor geraumer Zeit eine Bekanntmachung, um deutschen Mädchen in hülfloser Lage sein Haus als Asyl zu jeder Stunde anzubieten. Es war der kaiserlich deutsche Consul A. Rigler in Villa St. Marino bei Chotin in Bessarabien! Ehre dem edlen, dem menschenfreudlichen Mann!

Es giebt wohl keinen Ort der Welt, wohin die deutsche Lehrerin nicht ginge, wenn ihr ein gut scheinendes Engagement dort in Aussicht steht. Man findet sie auf beiden Hemisphären, in den Tropenwaldungen Javas und an den Küsten der Kabeljaufänger, am schneebedeckten Kaukasus und im gluthvollen Indien, in der Pflanzung des Puritaners und im Reiche des Sultans; — und wir treffen sie da unter den eigenthümlichsten Verhältnissen! So werden deutsche Lehrerinnen sogar für den — Harem der türkischen Großen engagirt, zunächst, um den Favoritinnen Unterricht in der Musik, im Zeichnen, in den fremden Sprachen zu ertheilen. Sie haben dort ihren Tragsessel und ihre Equipage, das Gehalt ist günstig und sie können Ersparnisse machen. Aber welch ein Dasein mitten unter den Intriguen dieser Weiber! Und dann sind die Herren des Harems für die jungen Lehrerinnen, wenn sie hübsch sind, nicht wenig gefährlich! Es wird — und dies ist leider kein Märchen aus Tausend und einer Nacht — von Lehrerinnen erzählt, die in den Harem in obiger Eigenschaft eintraten und die man nie wieder erblickte! Hat man sie zu Sclavinnen gedungen, hat man ihnen Gewalt angethan, hat man sie im ominösen Sack bei Seite geschafft? — —

Wer weiß das, wer kann das sagen? — Gott allein. — —

Ebenso abscheulich ist das Verfahren mit deutschen Erzieherinnen am entgegengesetzten Ende der Welt, in Amerika. Darüber giebt eine Hamburger Zeitung einen Bericht, dessen vollständige Glaubhaftigkeit verbürgt wird. Seit geraumer Zeit schon wird zwischen Deutschland und Amerika ein Menschenhandel getrieben, welcher den Abscheu aller Menschenfreunde

Digitized by Google

i hohem Grade erregen muß, — und den aufzudecken und zur möglichst llgemeinen warnenden Kenntniß zu bringen die gesammte deutsche reſſe als eine wichtige Pflicht erachten sollte! Von Bremen nd Hamburg aus werden nämlich durch Annoncen in den gelesensten Zei- ngen junge Mädchen als Gouvernanten und Erzieherinnen, Gesellschafte- nnen ꝛc. zu engagiren gesucht und, wenn sie jung und schön sind, auch gen außerordentlich günstige Bedingungen nach Amerika hin angeworben. ls Bestimmungsort wird gewöhnlich ein Landsitz in der Nähe Newyorks er irgend einer andern großen und bekannten nordamerikanischen Stadt gegeben. So ist nun schon so manches gebildete und anmuthige junge ädchen, mit Reisegeld reich ausgestattet, voll der besten Hoffnungen, dort- n abgereist, um einem offenbaren gräßlichen Verderben in die Arme zu lau- n! Am ersten Bestimmungsorte, Newyork nämlich, wurde die junge Dame reits erwartet, von einer Abgesandten ihres neuen Dienstherrn „liebevoll" Empfang genommen und vorläufig in einem Gasthause untergebracht. och von dem Augenblick, da sich die Pforte des vermeintlichen Gasthauses nter ihr schloß, war die Bedauernswerthe einem entsetzlichen Schicksale weiht. Wenn auch erst nach und nach, doch nur zu bald ward sie dann ne, wo und in wessen Gewalt sie sich befand, und weder die Ausbrüche r furchtbarsten Verzweiflung noch die inständigsten Bitten um Erbarmen nnten sie jetzt mehr vor dem Schicksal retten, das ihr bevorstand! Ganz acht- und willenlos in die Hände der grausamsten und habgierigsten Un- olde gegeben, von der Außenwelt durchaus abgeschnitten, ward die Aermste rch Gewaltmittel jeder Art dem Willen ihrer Peiniger nur zu bald ge- gig gemacht, ward ein Werkzeug des scheußlichsten Erwerbs! Eine nähere rklärung ist wohl kaum nothwendig. Jene Menschen, welche in den genann- n Hafenstädten so vorthe lhafte Engagements mit jungen Damen abschließen, id die Agenten übelberüchtigter, öffentlicher Häuser in Newyork. Alle El- rn und Vormünder, sowie die einzeln dastehenden jungen Mädchen wer- n daher dringend gemahnt, wenn ihnen ein solches, meistens doch als ußerordentlicher Glücksfall anzusehendes Angebot entgegentreten sollte, die othwendigkeit niemals außer Augen zu lassen, daß sie entweder durch deutsche ekannte dort oder durch die deutsche Gesandtschaft stets vorher die Erkun- gung einziehen lassen, ob die Person, welche sie zu engagiren wünscht, ch wirklich existire und ob es überhaupt Derjenige sei, als welcher er vom nterhändler bezeichnet wird. Der Anhalt, den sogar die Legitimations- piere des Unterhändlers bieten, dürfte nicht immer ausreichend sein. Auch uß noch darauf hingewiesen werden, daß irgend ein Contract oder Abkom- n, gleichviel welche Art, in Amerika abgeschlossen, für beide Theile doch r dann eine bindende Kraft erhält, wenn es unter der Autorität der ame- anischen Gesandtschaft abgeschlossen worden ist. So weit die Zeitung. —

Wenn die Gefahren und Versuchungen in Frankreich und England ch meistens nicht so direct an die Lehrerinnen herantreten, so ist ihre Lage ch auch dort keineswegs eine beneidenswerthe. In Gegentheil; sie ist in len Fällen sehr drückend, demüthigend, reich an Entbehrungen, Täuschungen, Leiden und arm an allen Freuden und solchen täglichen Genüssen, auf die er Culturmensch gerechten Anspruch erheben kann. Von wünschenswerthem mfort wollen wir gar nicht reden!

Sprechen wir nunmehr ein Wort von dem modernen Babel, von Paris! Man sollte denken, daß unter den bekannten Verhältnissen die Lehre-

Digitized by Google

rinnen sich scheuen würden, dorthin zu gehen, denn bei unseren geschw
Feinden sind sie allerdings nicht auf Rosen gebettet! Und dennoch sieht
schon jetzt wieder auf den Boulevards und in den Avenüen förmliche S
ren von deutschen Erzieherinnen sich lebhaft unterhalten und gestic
Die Aermsten werden sich nicht viel Gutes zu berichten haben!

Während des Krieges und kurz nach demselben wurden natürlich
unsere Landsmänninnen in Paris nicht geduldet, und diejenigen Fra
welche sie früher nöthig hatten, begnügten sich mit Oesterreicherinnen,
minnen, ja Polinnen. Indeß als der Schmerz um die Millarden n
Zeit verwunden war, konnte man sich doch der Wahrnehmung nicht
schließen, daß der Accent jener Remplaçanten theilweise viel zu wün
übrig ließ, man engagirte wieder veritable Deutsche, indeß doch nur
Vorbehalt! Sie dürften beileibe nicht dem Verkehr des Hauses gestehen
sie aus dem deutschen Reiche seien, sondern, wenn sie schwarz- oder bra
lockt waren, sie mußten ihr Vaterland verleugnen und galten für Slav
oder allenfalls Töchter Tirols. Am ersten durften noch die Bayerinnen
als solche bekennen, da man in Frankreich immer noch meint, Bayern
eigentlich nur gezwungen am Kriege theilgenommen. Die Folge war,
man sich nun in ihrer Gegenwart noch viel weniger als vorher genirte
Gefühlen der Revanche Ausdruck zu geben und in der verletzendsten W
auf Deutschland zu schimpfen, und diese Nadelstiche hatten außer sonst
unwürdiger Behandlung die feinfühlenden Mädchen noch obenein auszus
Die Rücksichtslosigkeit ging aber noch weiter. War es vorher Sitte gew
wie die Jugend der Betreffenden, die gute Erziehung und überhaupt
Anstand auch fordern, sie als „zur Familie gehörig" in die Häuser au
nehmen, so führte man nach dem Muster des frostigen Englands das
tut der Tagesgouvernanten ein. Eine solche Tagesgouvernante wohn
irgend einem Mansardenstübchen eines fremden Hauses und hat für Bek
tung, Heizung und den größten Theil der Beköstigung selbst zu sorgen.
erhält 80—100 Frcs monatliches Gehalt, was für das pariser Leben
merlich genug ist. Dafür muß sie in dem Hause, wo sie eigentlich engag
ist, den Unterricht um 9 Uhr beginnen, erhält um 12 Uhr ein kleines Dej
à la fourchette, geht danach als Bonne d'enfants mit den Kindern spa
giebt darauf wohl noch eine Stunde und wird vor der Hauptmahlzeit sch
entlassen! Aber wie glücklich schätzt sich ein junges Mädchen, eine
Stellung zu erhalten, denn hundert ihrer Gefährtinnen gehen noch tä
brod- und trostlos den Weg zwischen dem theuren Kosthause und dem S
lenvermittelungsbüreau mit immer gleichem Mißerfolge! Diese Büre
werden von deutschen Lehrerinnen förmlich belagert. Wie peinlich es
junge Mädchen ist, hier immer und immer wieder ihre Dienste anbiete
müssen, kann man sich leicht ausmalen. Gewöhnlich gehen drei bis s
Monate hin, ehe sie zum Ziele gelangen. Und es sind nicht immer die b
Stellen, zu denen der Agent oder die Agentin sie empfiehlt, denn es lie
deren Vortheil, daß die Engagirten nicht lange in denselben bleiben, sond
oft wechseln. Müssen sie doch von jeder Stelle gleich im ersten Mona
Procent ihres Jahresgehaltes bezahlen.

Fällt den Lehrerinnen nun gar das Glück in den Schooß, nach ein
Monaten eine Stelle in einer Familie zu erhalten, wo ihnen auch W
nung und Kost gewährt wird, so stellt Madame dafür dann die übertrie
sten Anforderungen an sie. Es möchte noch hingehen, daß sie im eig

Digitized by Google

Zimmer das Bett macht; mehr will schon die Zumuthung sagen, daß sie, wenn sie mit den Kindern zusammen schläft, wie ein Kindermädchen diesen beim Ankleiden behülflich sein muß, für die Reinlichkeit derselben verantwortlich ist, Ausbesserungen an deren Toilette zu besorgen hat, ja sogar, wie ein Stubenmädchen, die Betten der Kinder machen soll. Hierin geht es wie überall: reicht man den kleinen Finger, so wird die ganze Hand genommen. Indeß alles dies ließ sich unter Umständen noch ertragen, wenn die Ansprüche von Madame nicht in der That weit über die Kräfte eines menschlichen Geschöpfes gingen. Die Erzieherin soll außerdem noch auf der Nähmaschine Kleider für sie arbeiten, Wäsche ausbessern, bügeln, sticken, flicken, ja selbst ihr die Haare frisiren und wie ein Laufmädchen durch Dick und Dünn und bis in die späte Nacht die Commissionen in der Stadt besorgen! Damit hängt zusammen, daß die anspruchsvollsten Herrschaften gewöhnlich am filzigsten sind, und nicht blos mit Bezug auf das Gehalt. Die Mahlzeiten sind so spärlich und kärglich, daß eine Deutsche, auch wenn sie aus ganz bescheidenen Verhältnissen stammt, sich sehr nach dem heimatlichen Tische sehnt und unmöglich satt werden kann.

Und nun die Kinder, mit denen die Erzieherin doch namentlich zu thun hat! Sie sind ungezogen und verwöhnt im höchsten Grade, sie sind faul und blasirt; es giebt wohl keine Untugend, die sich nicht bei ihnen fände, selbst der schmutzigste Geiz hat schon von ihren Seelen Besitz genommen. Es sind auch vollständige Herrn und Damen und von der Koketterie und der Frühreife der kleinen Mädchen hat man bei uns keine Vorstellung. Nicht blos von den Dienstboten und Hausfreunden, sondern auch von der Familie selbst werden sie eigentlich als erwachsene Personen behandelt. An allen Festen und Gesellschaften nehmen sie Theil, damit sie, wie man sagt, die Umgangsformen früh erlernen. Sie sind darum auch ganz geweckten Geistes und lernen das, wozu sie Lust und Neigung haben, mit Leichtigkeit. Aber welche Aufgabe, meist derartige Kinder zu erziehen!

Das Gehalt einer Lehrerin bei freier Station ist sehr verschieden. In Paris wechselt es zwischen 500 und 1500 Frcs. jährlich. Im Allgemeinen kann sie froh sein, wenn sie 900—1000 Frcs. erhält. Je höher das Salair ist, desto größere Ansprüche werden wiederum auch an ihre Toilette gemacht; denn in den besseren Familien erscheinen auch bei den gewöhnlichen Diners die Damen in Seide und Sammet. Am besten situirt waren früher die deutschen Erzieherinnen in den altadligen Familien, doch ist gerade bei diesen der Deutschenhaß mit am festesten eingewurzelt. Die Stellungen in der Provinz haben kaum einen Vorzug, aber den Nachtheil, daß die Fremde ganz vereinsamt dasteht, während sie in Paris doch von Zeit zu Zeit mit ihren Landsmänninnen verkehren kann.

Die Stellung der Erzieherin in England, beziehungsweise in London, ist um nichts besser. Wenn man dort auch keinen ausgesprochenen Deutschenhaß antrifft, so sehen doch die englischen Geld- und Pfefferſäcke nicht minder scheel auf die arme Deutsche, welche sich, so ganz gegen englische Sitte und Gewohnheit, ihr Stückchen Brod in der Fremde verdienen muß. Die größte Schattenseite ist auch hier das Massenangebot. Es giebt vier Arten von Stellungen für Erzieherinnen in England, erstens als nursery-governess, zweitens als daily governess (dies ist die in Frankreich nachgeahmte Tagesgouvernante), drittens als finishing governess oder Obergouvernante und viertens als Sprachlehrerin ꝛc. in englischen Mädchenpensionaten.

Digitized by Google

Die nursery-governess ist dem Namen und der Stellung nach nicht viel mehr als ein deutsches Kindermädchen oder eine Bonne. Allerdings besteht der Unterschied, daß sich englische Eltern in fast komischer Weise ihrer Einwirkung auf diesen Theil der Erziehung begeben. Das leibliche Wohl der Kinder ist allein Sache der nurses. Man nimmt Deutsche dazu nicht gerade ungern, weil man sie für verständig und treu hält und sie die Vorschriften der Hygieine gewissenhaft befolgen. Daneben meint man, können die jungen John Bulls am bequemsten die schwere fremde Sprache erlernen. Freilich verlangt man in jedem Falle die strenge Beobachtung von gesellschaftlichen Formen, deren Kanon auch bei uns bekannt ist und Geltung hat. Nur macht der über den Formen stehende Geist in unseren feineren Kreisen aus deren Verletzung, wenn sie gerade nicht zu auffällig oder hartnäckig ist, noch lange kein Staatsverbrechen. Man würde dagegen in England einer Deutschen Unwissenheit und Oberflächlichkeit weit eher vergeben als einen Verstoß wider die Regeln der Etiquette. Niemals duldet man eine zu große Lebhaftigkeit des Wesens, wenn sie auch noch so natürlich ist, oder gar Mangel an Förmlichkeit bei Tische. Die Stellung einer Lehrerin in englischen Familien wäre völlig unhaltbar, wenn sie sich nicht den englischen Gebräuchen anbequemen könnte oder auf die Dauer in Kleinigkeiten sündigte, den Fisch mit dem Messer äße oder gar das Gemüse auf dem Schneidewerkzeug zum Munde führte.

Ueberhaupt hat — und das kann am besten an dieser Stelle gesagt werden — eine Deutsche von den ihr diesseits ausgestellten feierlichen Prüfungszeugnissen weder in England noch im ganzen Auslande großen Nutzen. Am meisten wird noch Werth auf Musik und Zeichnen gelegt, welches letztere die deutsche Lehrerin gemeiniglich am wenigsten versteht, da unser Zeichenunterricht bis jetzt die schwächste Seite unserer Schulen war und immer noch arg stiefmütterlich bedacht wird. Nicht so in England und namentlich nicht in Frankreich! Die Kenntniß der Sprachen ist ja im Auslande selbstverständlich. Ein gründliches Wissen aber in der Geschichte, Geographie, Naturkunde ꝛc. wird selten oder niemals gefordert. Dazu haben die Engländer ja ihre text-books, die in Katechismusform das nöthige Material enthalten. Daher kommt es auch, daß dort so junge Mädchen, noch halbe Kinder, bei ihren Geschwistern oder selbst in fremden Häusern mit der Lehrerinnenwürde bekleidet werden. Um diesen Katechismus abfragen zu können, braucht man freilich nur lesen gelernt zu haben.

Die Tagesgouvernante (daily governess) versorgt in England gewöhnlich mehrere Familien. Da sie der englischen Sprache vollkommen mächtig und in der dortigen Erziehungsweise bewandert sein muß, so kommen zu dieser Beschäftigung doch nur deutsche Damen, die sich viele Jahre in England aufgehalten haben. Auch gehört hierzu, um wie ein Gentleman auf den Omnibussen tagtäglich herum zu kutschiren, ein couragirtes, wir möchten fast sagen einigermaßen emancipirtes Wesen. Weil die Tagesgouvernante mit der Zeit eine ziemlich ausgedehnte Familienbekanntschaft erlangt, so kann sie sich, wenn sie umgänglicher Natur und, wie schon angedeutet, nicht zu zartbesaitet ist, für ihre vereinsamte Stellung in mancher Beziehung wieder schadlos halten. Ihr Salair ist bei Weitem besser als im Lande der Napoleons.

Am Besten steht sich die finishing governess, welche also den Unterricht

Digitized by Google

und die Erziehung des schon fast erwachsenen Mädchens „vollendet" und hier den letzten Firniß aufträgt. Man nimmt zwar für diesen Zweck auch gern Engländerinnen, die in Paris waren oder feine Französinnen, welche sich durch Tournüre und tadellose Toilette ein Air zu geben wissen, jedoch sind in den soliderен Familien die deutschen Erzieherinnen wegen ihrer ziemlich vielseitigen Ausbildung nicht unbeliebt. Nur fordert man, daß sie in der Musik oder Malerei halbe Künstlerinnen sein. Die fremden Sprachen müssen sie ganz gewandt und mit dem Accent der Eingeborenen reden können.

Für den vorübergehenden Aufenthalt giebt es endlich noch Stellen in den vielen boarding-schools als Lehrerinnen des Deutschen. Hier wird aber, während eine finishing governess hundert Pfund und mehr, eine nursery-governess vierzig bis fünfzig Pfund jährlich erhält, sehr wenig oder gar nichts bezahlt. Die Vorsteherinnen dieser Institute wenden sich gewöhnlich an deutsche Erziehungsanstalten und erhalten von diesen junge Mädchen in Ueberfluß nachgewiesen, die glauben, das große Loos gezogen zu haben, wenn sie kostenfrei in England leben können. Da es indeß solcher Institute in England eine zahllose Menge giebt, (in dem Seeplatz Brighton bestehen allein gegen dreihundert) so ist in diesen Anstalten noch am ersten auf ein Unterkommen für den Anfang zu rechnen.

Einen großen Vortheil bietet England darin, daß es für Stellenlose oder Erkrankte die homes (Lehrerinnenheime) besitzt. Das Muster eines solchen Heims ist Governesses'home Harley street 47. Während meines Aufenthaltes in England habe ich Veranlassung genommen, solche homes zu besuchen und habe die Beköstigung und das Logis in denselben den Preisen angemessen gefunden, so daß ich sie als segensreiche Institute nur empfehlen kann. Gewöhnlich ist mit denselben eine Stellenagentur verbunden, so daß die Lehrerin durch den Aufenthalt dort am leichtesten zu ihrem Ziele gelangt. Diese Einrichtung der homes hat sich so eingebürgert und bewährt, daß die Engländer auch in Paris ein solches für stellenlose Erzieherinnen, aber nur ihrer Nationalität, eingerichtet haben. Für die Deutschen findet sich in Paris jetzt keine Anstalt dieser Art. Vor dem Kriege hatten in Paris Frl. Fanny Trier und eine Witwe, Fr. Dr. Meding aus Sachsen, Häuser eingerichtet, wo Stellensuchende ein Unterkommen finden konnten. Der Edelmuth ging hier sogar so weit, daß die Bezahlung auf das Versprechen späterer Rückerstattung gestundet wurde. Diese menschenfreundlichen Damen bemühten sich auch nach Möglichkeit um Stellen für ihre Pflegebefohlenen. Beide sind nach dem Kriege nicht zurückgekehrt. Die erstere steht gegenwärtig einer Centralanstalt für Lehrerinnen in Karlsruhe vor. Das einzige Asyl für stellenlose deutsche Frauenspersonen ist gegenwärtig bei den deutschen Jesuitenpatres in der Rue Lafayette. Der Charakter dieses Asyls sagt aber hinlänglich, daß der Schutz sich nur in scharf abgegrenzten Kreisen bewegt und, wo er über dieselben hinausgeht, andere eigennützige Absichten zu Grunde liegen. Mit dem Kloster steht eine von deutschen Schwestern geleitete Versorgungsanstalt in Verbindung. Hier werden jedoch auch Dienstmädchen aufgenommen, während noch andere Kostorte der Jesuiten am linken Seineufer vorhanden sind. Welche starke Schattenseite zeigt sich aber hier? Viele, selbst katholische Familien, — von den protestantischen gar nicht zu reden — nehmen Anstand, eine Lehrerin unmittelbar von den Jesuiten zu beziehen. Sind nach vergeblichem Hoffen und Harren die wenigen Ersparnisse der Einsamen und Verbannten aufgezehrt, so ist sie der Ueberredungskunst des Jesuitismus noch

Digitized by Google

leichter zugänglich und müde und matt läßt sie sich endlich im Kloster versorgen! — —

Traurig ist überhaupt das Schicksal vieler Erzieherinnen im Auslande. Wer erinnert sich nicht der Fälle, die von Zeit zu Zeit die Kunde durch die Journale machen und wie ein leiser Weheschrei erklingen, daß wieder einmal eine deutsche brodlose Erzieherin in der Seine oder Themse der Qual ihres Lebens eine Ende gemacht hat! In einer Irrenanstalt bei Neufchatel sind, wie eine Schweizerin versichert, über die Hälfte der Kranken ehemalige Lehrerinnen englischer Kinder!

Es ist wohl kaum nöthig nach Obigem noch viel über die Lage der deutschen Erzieherin in Belgien oder am schönen Genfer See zu sagen. Auch hier ist es nämlich nicht wesentlich anders. Seitdem Paris und Frankreich von mancher Deutschen gescheut werden, drängen sie sich vorzugsweise auch in diese Theile des Auslandes, meistens, indem sie ihre Arbeit in Erziehungsinstituten unentgeltlich ausbieten. Dieses Abkommen au pair, wie man es nennt, ist namentlich am Genfer See ein so grassirendes Uebel geworden, daß die dortigen Institutsvorsteherinnen sich kein Gewissen daraus gemacht haben, noch einen Schritt weiter zu gehen und von solchen Lehrerinnen, denen sie eine Masse Stunden und unter dem unschuldigen Namen surveillance die Hauptarbeit im Institut aufzubürden — man höre und staune! — noch vierzig bis fünfzig Francs monatlich abverlangen!! Statt also für die gründliche und mühevolle Arbeit Gehalt zu bekommen, müssen die deutschen Lehrerinnen noch bezahlen, und wofür? Die so engagirte Erzieherin hat eben nur die Erlaubniß, sich im Institute aufzuhalten und in ihren Mußestuhden, deren sie aber keine hat, auf eine Art und Weise, die ihr überlassen bleibt, französisch zu lernen. Letzterer Zweck, — und der Hauptgrund, weshalb sie alle diese Quälerei erduldet, — wird aber nicht erreicht, aus dem einfachen Grunde, weil sie im Institut nirgends Gelegenheit findet, französisch zu hören und zu sprechen. Mit den Pensionärinnen, meist arroganten und in der Erziehung vernachlässigten Engländerinnen, muß sie in den Stunden, auf den Spaziergängen und im Schlafsaal deutsch sprechen, nebenbei auch eine nette Aufgabe, dies Kauderwelsch beständig anzuhören, denn dieselben sind so unwissend, daß sie kaum einen deutschen Buchstaben kennen. Bei den Mahlzeiten aber, wo französisch gesprochen werden sollte, schweigen sich Monsieur und Madame aus! —

Es ließe sich noch manche farbenreiche Schilderung von dem Leben und Treiben vornehmlich in diesen Pensionaten entwerfen. Wir wollen jedoch die Bilder der Trübsal und Verkehrtheit nicht noch vermehren. Ein Umstand ist uns nie recht erklärlich gewesen: Warum französische und englische Erzieherinnen bei uns mit solchen Prätensionen auftreten dürfen, während die deutsche Erzieherin im Auslande das Aschenbrödel der Nationen, — ja, es ist nicht zu viel gesagt, — eine weiße Sclavin ist. Bedeutend trägt dazu unsere immer noch viel zu eingewurzelte Vorliebe für das Fremdländische bei. Noch versorgen sich viele Privatinstitute mit Französinnen und Engländerinnen, weil das deutsche Publicum es so verlangt, während doch feststeht, daß in vielen Fällen die Deutschen eine weit gründlichere Kenntniß der fremden Sprache besitzen, als die weit hergeholten, aber nichtsdestoweniger sehr mangelhaft gebildeten Bonnen.

Vor allen Dingen aber müssen, wenn der Staat nicht auch für die Lehrerinnen, wie für die Lehrer, Reisestipendien aussetzt, Private zusam-

Digitized by Google

mentreten, um im Falle der Noth den deutschen Erzieherinnen im Auslande beizustehen. Schreiber dieser Zeilen hat schon vor Jahren in Lausanne und Genf Schritte gethan, um einflußreiche Personen für die Gründung eines solchen Vereines zu interessiren und bittet humane und wohlsituirte Landsleute in namhaften Städten des Auslandes, wo deutsche Erzieherinnen in größerer Anzahl vorhanden sind, mit ihm zu diesem Behufe in Verbindung zu treten.

An die Eltern und Vormünder aber richten wir noch einmal zum Schluß ein Wort der Warnung, ihre Töchter und Pflegebefohlenen nicht unbedacht irgendwohin ins Ausland zu senden, sondern vorher durch Anknüpfungen von Verbindungen und womöglich Eingehen eines sichern Engagements ihnen die steinigen Pfade thunlichst zu ebnen!

So lange das Angebot ein so massenhaftes bleibt, wie es gegenwärtig ist, so lange aus Baden und Bayern, vom Rhein, aus Hannover und Berlin wahre Ströme von Erzieherinnen sich ins Ausland begeben, wird der Preis, welchen man dort für ihre Leistungen bietet, allerdings nie ein sehr hoher sein. Aber Eins sollen sie doch nicht vergessen. Dadurch, daß die Eine die Andere unterbietet, werden sie Alle von adeligen und nichtadeligen Namen, von Pensionaten und Schulen ausgebeutet und wie die Citronen ausgepreßt. Sie sollten tapfer zusammenhalten und lieber auf einen längern Aufenthalt verzichten, als das gemeinsame Wohl ihrer Standesgenossinnen durch zu große Nachgiebigkeit und Gefügigkeit schädigen. Zwar vermag die Einzelne nicht viel auszurichten, aber auch hier gilt der alte Spruch: Einigkeit macht stark!

Digitized by Google

Ein Kuß als Einsatz.

Von **E. Biller.**

Savez-vous ce que c'est qu'un coeur de jeune fille?
(A. de Musset).

Es ist Frühling, der Flieder blüht in Paris und im Tuileriengarten schlagen die Nachtigallen. Aber man hört sie nicht weit. Nicht einmal in einer schmalen Straße ganz in der Nähe des Gartens. Dort ist nichts von Vogelgesang. Am Tage Droschken, Omnibusse, herrschaftliche Wagen und das unruhige Geräusch, das ein starker Verkehr immer mit sich bringt. In der Nacht die schweren Geschirre der Marktleute, der Tritt vereinzelter Fußgänger und die tonnenartigen Gefährte mit Laternen, denen ein Jeder aus dem Wege geht. Das ist Winter und Sommer der Vogelgesang für diese Straße, zu allen Jahreszeiten dasselbe — immer dasselbe.

In der Mitte der Straße liegt ein kleines Hotel, das nicht gerade durch Reinlichkeit glänzt, dafür aber hat es bescheidene Preise und die ziehen auch an. Hier wohnt im dritten Stock ein deutscher Journalist, dem man für allerlei Unliebsames, das er in seinem Lande zu dreist herausgesagt, einen Proceß gemacht und zu einem Jahre Gefangenschaft verurtheilt hatte. Einsperren schien ihm aber entsetzlich. Darum als er sah, daß er nicht freigesprochen werden würde, packte er seinen Koffer — oder vielmehr er ließ seine Tochter Pauline den Koffer packen, dann nahm er Billets dritter Classe nach Paris und ehe der Richter das Verdict noch ausgesprochen, hatten sie schon den kölner Dom im Rücken und richteten sich in dem stillen Gäßchen ein.

Der Vater trieb Politik hier, wie zu Hause, schrieb Artikel gegen die Corruption im Staat, sprach schlechtes Französisch und überlegte das Menu seiner Mahlzeiten. Das sind nicht neidenswerthe Beschäftigungen, Vielen aber genügen sie vollständig. Der Journalist war in seinem Fahrwasser dabei, er fühlte sich wohl, — fast glücklich.

Das Mädchen lebte neben ihm, wenn man das so leben nennen kann; sie hatte keinen Kummer, sie hatte keine Freude, sie war nicht krank und war nicht gesund. Manchmal seufzte sie, wie unwillkürlich, dann sagte der Vater: „Was höre ich da für einen Seufzer, mein Paulinchen. Heut giebt es bei Duval Frankfurter Wurst mit Sauerkraut, was ist da zu seufzen."

Dann lächelte sie, wie sie geseufzt, es war kein Leben darin, und sie setzte einen kleinen Hut mit verschossenem Bande auf, den sie selbst garnirt und begleitete den Vater ins Restaurant. Es war ein seltsames Paar. Er kurz, gedrungen, mit borstigen Haaren, den Kopf im Nacken tragend, damit sein Doppelkinn Platz habe. Seine Augen hatten etwas Vorstehendes, Fischartiges und er konnte nur mit einem fixiren, gerad als wollten ihm nicht beide zu gleicher Zeit gehorchen. Er sprach im Baß und sehr kräftig; kam er auf sein Lieblingsthema, die Politik, so bekamen seine Worte etwas Kriegerisches, dann machte er Pausen zwischen den Sätzen, es war, als ziele er und plötzlich stieß er die Worte heraus wie Geschütze. Er war für seine Person sehr anspruchsvoll; wer der Freiheit eine Gasse bricht, liebt gewöhnlich allein darauf herzuschreiten und Anderen den Durchgang zu verwehren.

Das Mädchen hatte etwas Schüchternes, in sich Gekehrtes. Sie hatte

Digitized by Google

ein süßes Gesichtchen, was man so ein Rosengesichtchen nennt, und sie wäre reizend gewesen bei einem Bischen Sonnenschein im Leben. Aber sie kam aus dem Schatten nicht heraus und so waren ihre Wangen fahl, ob sie gleich jung war, den Zügen fehlte die Frische, dem Gang die Lebendigkeit. Man dachte: Ei, die ist ja am Blühen, was fehlt ihr denn, daß sie so welk aussieht?

Als sie heut vom Essen kamen und aus dem qualmigen Saale hinaus auf die Straße traten, zögerte das Mädchen ein wenig, wie sie dem Vater die Richtung nach Hause einschlagen sah. Er brachte sie meist bis an die Thür der Wohnung, dann wünschte er ihr gute Nacht und ging, um bei einem Schoppen Straßburger oder Dreher die Zeitung zu lesen und mit seinen Worten zu donnern.

„Bist Du glücklich, Pauline", sagte er oft. „Fern von aller Erregung und Galle führt Ihr Mädchen das angenehmste Leben. Keine Sorge. Brot, das wir Euch verdienen, Kleider, die Euch nichts kosten, und Freiheit, die wir für Euch erkämpfen. Du bist glücklich."

Sie verstand das Glück nicht recht zu würdigen, das war offenbar, aber sie ließ ihn reden und sich in ihr einsames Stübchen sperren.

Heut war ihr der Gedanke daran entsetzlich, sie machte eine Bewegung ...

„Nun, was giebts?"

„Die Wirthin sagte, daß die Garde heut in den Tuilerien spiele; dazu blüht der Flieder . . ."

Sie verstand sich nicht aufs Bitten und war mit ihren Argumenten immer gleich am Ende.

Da nahm sie der Vater unter den Arm, fixirte sie mit dem einen Auge und sagte:

„Sieh, mein Paulinchen, wie Du mich regierst."

Und er glaubte, er habe eine außerordentliche Concession gemacht. Dann gingen sie nach rechts, statt nach links, streiften das Palais Royal und waren in fünf Minuten an dem Tuileriengarten. Der Vater warf dem wachthabenden Soldaten einen Blick zu, wie er ihn für die Diener der Tyrannei übrig hatte, dann traten sie ein.

Es war nicht lange vorher ein feiner, warmer Regen gefallen, die Tropfen hingen noch am Laube und in der Luft lag der feuchte Hauch, wie ihn nur der Frühling mitbringt. In den Gängen wogte es von Spazierenden. Vater und Tochter setzten sich auf eine Bank, nahe dem großen Platze, wo das Musikchor aufgestellt war. Er entfaltete seine Zeitung, sie schlug leise mit den Füßen den Tact der Musik und die Augen wanderten von einem Gegenstand zum andern. Sie dachte nicht viel dabei — was sollte sie denken? Aber es wurde ihr wohl in der frischen Luft und unter den fröhlichen Menschen.

Ein kleines Mädchen mit einer neuen Puppe setzte sich neben sie auf die Bank, und wie so Kinder sind, sie dachte, es müsse ein Jeder das neue Spielzeug beachten. Drum, als Pauline dies nicht gleich that, zupfte sie diese ein wenig am Kleide und hielt ihr die Puppe hin, dann, über ihre Kühnheit erschrocken, wendete sie den Kopf zur Seite, hielt die Hand vor die Augen und lachte verlegen. Das Mädchen aber war froh mit dem kleinen Dinge zu plaudern. Es war keine glatte Unterhaltung, denn sie verstand wenig Französisch; aber unter Kindern, was macht das aus? Fiel ihr ein Wort nicht ein, so drückte sie dem kleinen Mädchen die Hand, oder

Digitized by Google

sie versuchte es mit Zeichen. Sie lachte oft selbst über ihre komische Sprache — lange war sie nicht so fröhlich gewesen.

Da gingen zwei junge Männer vorüber; der eine in Uniform trug seinen Arm in der Binde, er hatte ein blasses, aristokratisches Gesicht. Der andere in elegantem Civil, eine rothe Nelke im Knopfloch, hatte das Lorgnon fest ins Auge geklemmt und sah sich nach hübschen Mädchen um. Die Beiden kamen so dicht an Pauline vorüber, daß sie ein paar Sätze der Unterhaltung hörten, und weil der Ton ihrer Stimme sie angenehm berührte, wendeten sie sich nach der Sprechenden um. Das Kind hatte ihr die Puppe in den Arm gelegt, die sie wiegte, dabei schlug sie natürlich die Augen nieder, was bei gebogenen Augenbrauen gut steht.

„Das Mädchen erinnert an die Fornarina", sagte der mit der Nelke.

„In einer billigen Ausgabe; sie ist entsetzlich dünn."

„Zart, mein Lieber, zart. Das liegt im Alter, die giebt einmal ein schönes Weib."

„Zum Kinderwiegen. Hörtest Du nicht, sie ist eine Deutsche, da wird sie mit der Mutterliebe zeitig anfangen."

„Für eigne Kinder, warum nicht? Oder findest Du es besser, wenn ... wie bei unseren Frauen ... Nimm Frau von Menard, die spricht von Mutterliebe, ja, was ist das! Mutterliebe für hübsche Söhne anderer Frauen, die zwischen drei- und fünfundzwanzig stehen. Wie — Egon — was macht denn Deine „mütterliche" Freundin?"

„Sieh nur, das Mädchen hat Grübchen, wenn sie lacht", rief der Andere, um die Unterhaltung zu wenden, „das ist meine Schwachheit."

„Willst Du ihr die Cour machen?"

„Ach, laß mich mit den Deutschen. Da ist nicht viel anzufangen."

„Wie so? Frau ist Frau, man küßt doch nicht französisch oder deutsch. Das ist aber die Hauptsache."

„Die hier sieht nicht aus, als ... Sieh nur, das kleine Ding, sie spielt ja noch mit der Puppe."

„Das lernt sich schnell — willst Du wetten?"

„Wieder ein Pari."

„Ein Invalide muß sich die Zeit vertreiben, so gut es geht."

„Willst Du ihr Stunden geben?"

„Vor Allem muß man sich doch einführen. Was ist sie eigentlich? Sprachlehrerin, Modistin? Nein, noch gar nichts von der Sorte, ein kleines Bürgermädchen."

„Das Einführen ist leicht, die ist noch unverwöhnt, sieh nur ihre Lümpchen. Wir wollen uns gleich vorstellen."

„Doch Niemand von den Unsern nah?" er sah sich um.

„Ja, wie solls eigentlich gehalten werden?"

„Wir machen ihr Beide den Hof, wer sie gewinnt ..."

„Der hat gewonnen, das versteht sich. Der Einsatz?"

„Nun wahrlich, anspruchsvoll bist Du geblieben. Sieh sie doch an — als ob ein Kuß von der nicht meine Diana aufwöge, die ich neulich an Dich verlor. Wer siegt — nun der ist eben Sieger. Sie ist doch wohl ein Preis, der lohnt."

„Und der Vater „Barbar", mit dem muß der Unterliegende fertig werden, nicht?"

„Das wird freilich nicht bequem sein. Hahaha! Beobachte doch sein

Digitized by Google

Mienenspiel. Hahaha! Er hat Studien im Jardin des Plantes gemacht, haha!"

Der Journalist war eben an ein Telegramm der Agence Havas gekommen, das von einer Uebertretung der Maigesetze sprach . . . Er knitterte das Blatt ärgerlich zusammen, fixirte mit seinem rechten Auge das Stückchen blauen Himmel, das zwischen den Kastanienbäumen durchschimmerte, als wolle er es zum Zeugen aufrufen, und stieß ein paar Verwünschungen aus. Pauline sah sich erschrocken um.

„Da siehst Du, wie's bei uns hergeht. Hier . . . Lies. . . ." Und er wies mit seinem dicken Zeigefinger auf die fragliche Stelle.

„Papa, Du weißt doch, daß ich nicht französisch lesen kann!" —

Die beiden jungen Männer hatten unterdeß ein paar Worte gewechselt. Jetzt trat der eine, der mit der Binde, auf den Journalisten zu, griff an sein Käppi und sagte mit gewinnender Stimme, indem er ihm ein kleines Notizbuch von rothem Saffian mit Goldschnitt hinhielt:

„Wollen Sie sich gefälligst überzeugen, ob Sie dieses Notizbuch nicht soeben verloren haben?"

Der Civilist hatte seinen Hut sogar abgenommen und Beide standen mit dem Ausdruck der unbefangensten Ehrerbietung und Wahrhaftigkeit vor dem überraschten Journalisten. Sein erster Griff war in seine Westentasche gewesen, aus der er ein abgebrauchtes, dunkelgrünes Portemonnaie fragwürdigster Gestalt hervorzog. Mechanisch fing er an sein Geld zu zählen, denn er war noch zu sehr mit den Maigesetzen beschäftigt, um sogleich die Frage zu beantworten. Dann steckte er es wieder ein, faßte an seinen Calabreser und sagte mit einer Hintansetzung von Noël und Carpentier, welche ihm diese Grammatiker nie verziehen hätten, daß sein Geld in Richtigkeit sei und er nichts verloren habe.

„Das ist ganz unbegreiflich", meinte der Officier, „ich sagte noch eben zu meinem Freund . . . Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Freund vorzustellen . . . Vicomte Dampiel, mein Name ist Salvady, de Salvady."

Beide verbeugten sich, als seien sie bei einem Hofceremoniel gegenwärtig.

„Ich heiße Mörus", sagte der Journalist, offenbar geschmeichelt, „Heinrich Mörus."

Die Herren griffen wieder an ihre Kopfbedeckungen und rückten ein paar von den eisernen Stühlen, welche überall in den Tuilerien vertheilt stehen, in seine Nähe.

„Wir haben nun um Vergebung zu bitten", sagte der Vicomte, „daß wir Sie durch ein Versehen — wirklich, Egon, ich kann es noch immer nicht begreifen — daß wir Sie durch ein Versehen in Ihrer Lectüre unterbrochen haben. — Wollen Sie uns gestatten? . . ."

Sie schoben die Stühle zurecht und setzten sich.

Der Journalist zwinkerte mit dem Auge, das ihm gehorchte und rutschte ein wenig auf der Bank hin und her, als wäre er selbst bereit, ihnen einen Platz neben sich einzuräumen, wenn es verlangt würde. Die Beiden gefielen ihm außerordentlich gut mit ihrer feinen Höflichkeit. Aber plötzlich glitt es wie ein Schatten über sein Gesicht, es fiel ihm eine Stelle aus einem Leitartikel ein, den er für ein Blatt seiner Farbe geschrieben, da hieß es: „Das danken wir denen, welche ihre Wäsche mit Wohlgerüchen tränken und zweierlei Tuch tragen." Durfte er seinen Gegnern Concessionen machen? Waren dies nicht aber allem Anschein nach politische Gegner? In der Nähe des Einen

Digitized by Google

hatte er starken Reseda geathmet, der den Gartenbeeten nicht entströmen konnte, und der andere war ein Officier — vielleicht früher Bonapartist! — Zweiter December!! — Deportation! —

Er warf den Kopf zurück, fuhr mit der Hand durchs Haar, kniff die Unterlippe verächtlich zusammen und nahm sein Zeitungsblatt wieder vor. Aber er las nicht und verwünschte innerlich das Farbehalten, denn er war so recht aufgelegt, sich mit den Beiden zu unterhalten.

In der großen, fremden Stadt hatte er wenig Bekannte und die sah er nur des Abends im Wirthshaus. Dabei schwatzte er für sein Leben gern! Mit Männern natürlich; mit der Pauline — nein, da mußte man doch eine Grenze ziehen, denn wenn man erst anfinge, eine Frau für gleichberechtigt zu halten, wo bliebe der Gehorsam? Nein — im Staat: die Republik — zu Hause: Monarchie, und das eine hübsche, absolute, versteht sich ohne Constitution.

Die Herren hatten sich mit vollkommnem Tacte zurückgezogen, als sie gesehen, daß er sein Zeitungsblatt wieder vorgenommen; sie lehnten nachlässig in den Stühlen und lorgnirten nach den Vorübergehenden. Nach einer Weile indeß wandte sich der Vicomte nochmals nach ihm um.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung“... er zog wieder seinen Hut —

„Bitte, bedecken Sie sich“, sagte der Journalist, „Sie sehen, ich . . .“ und er drückte seinen Calabreser fester, den er selten abzunehmen pflegte.

„Die Sache ist einfach die —“ fuhr der Vicomte fort, „Sie nannten vorhin einen Namen — Sie heißen Mörus — Monsieur Mörus, nicht wahr?“

„Das ist allerdings mein Name“, schmunzelte der Journalist, dem dieses Wiederanknüpfen ganz erwünscht kam, „ich heiße Mörus, aber ich zeichne meine Manuscripte mit Posa, ich bin viel bekannter unter dem Namen Posa.“

„Posa“, rief jetzt Herr von Salvady, „wie, Sie wären Posa? Ach, das ist ja ganz charmant. Es freut mich außerordentlich, die Bekanntschaft eines... eines so wackern . . . erlauben Sie, daß ich Ihnen in aufrichtiger Bewunderung Ihres . . . erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu schütteln.“

„Das ist nun wieder einmal die alte Geschichte“, dachte der Journalist, „im eigenen deutschen Lande gilt man nichts, verbannt und verstoßen muß man zu den Fremden flüchten, um zu hören, daß man etwas werth sei.“ Aber davon sagte er natürlich nichts, sondern er schüttelte nur kräftig die dargebotene Hand und frug in seiner Muttersprache: „So lesen Sie deutsch?“

Es trat eine etwas verlegne Pause ein; es fehle ihnen an Uebung im Sprechen, warf Salvady hin.

„Ja, wie kommt es denn, daß Sie mich kennen?“ aber man ließ ihm kaum Zeit, seinen Satz zu vollenden.

„Der Name Mörus“, sagte der Vicomte, „sehen Sie, ich möchte mir gern Gewißheit verschaffen, ob Sie mit einer Familie Mörus in.... in.... der Name schwebt mir auf der Zunge . . .“ er sah sich hülfesuchend nach seinem Freunde um, denn die deutsche Geographie war nicht seine starke Seite.

„Wittenberg“, soufflirte Salvady leise.

„In Wittenberg verwandt sind?“ wiederholte der Vicomte, ‚ich würde mich dann glücklich schätzen, wenn ich durch dieses zufällige Zusammentreffen mir Kunde von einer hochverehrten Familie . . .“

„In Wittenberg?“ rief Mörus, „nein, da müssen Sie sich doch wohl irren; in Wittenberg existiren keine Mörus'; es ist nämlich kürzlich ein Aufruf gemacht worden — Sie müssen wissen, meine Familie stammt aus Posen

Digitized by Google

nun gab es aber noch einen Stamm in Pommern, welcher mit einer geringen Abänderung in der Schreibart . . . er zeichnete Mährus, woraus die Etymologen schlossen . . ."

Der Journalist befleißigte sich in seinen Auseinandersetzungen durchaus nicht immer lakonischer Kürze.

„Sind Sie schon lange in Paris?" frug Salvady dazwischen, denn es verlangte ihn, einem Ziele näher zu kommen, das mit dem Stammbaume der Möruffe nichts zu schaffen hatte.

„Seit vierzehn Tagen."

„Und Sie sind allein?" — Bis jetzt hatte noch keiner der Beiden auch nur mit einem Blicke von dem jungen Mädchen Notiz genommen.

„Nein, ich bin mit meiner Tochter hier; da . . . diese; sie heißt Pauline. Heda, Paulinchen, Augen links."

Pauline wandte sich um, sie hatte die Herren längst bemerkt, hoffte aber von ihnen unbeachtet zu bleiben, denn sie war schüchtern und hatte eine große Scheu vor Fremden.

Der Vater, dem die französischen Namen längst entschwunden waren, beschränkte sich darauf, nachdem er die Tochter vorgestellt, erst auf den Vicomte, dann auf den Officier hinzuweisen. Mit der Etiquette nahm er's überhaupt nicht genau und pflegte gewöhnlich nur die Damen vorzustellen.

Die Fremden hatten mit ihren Stühlen schnell eine Schwenkung vorgenommen, so daß Salvady nun dem Mädchen fast gegenüber saß, während wie in stillem Einverständniß Dampiel sich bemühte, die Aufmerksamkeit des Vaters zu fesseln.

„Sie glauben nicht, mein Fräulein, wie ich bedaure, daß meine unvollkommene Kenntniß Ihrer Sprache mich des Vergnügens beraubt, mit Ihnen deutsch zu reden", sagte Salvady und bog sich vor, daß er das Kleid Paulinens streifte.

Sie verstand kein Wort; das Blut stieg ihr bis in die Schläfen und sie senkte die Augen tief vor seinem dreisten Blick. Dann fing sie mit dem Griffe ihres Sonnenschirms zu spielen an, dem sie eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen schien.

Er wiederholte seine wohlstylisirte Anrede und accentuirte schärfer.

Umsonst — umsonst. Sie hörte nur ein unzusammenhängendes Geräusch von Worten und schüttelte mit dem Kopfe.

„Non comprendre, non comprendre", war Alles was sie vorbrachte, aber der Ausdruck demüthiger Schüchternheit gab ihr einen großen Liebreiz in seinen Augen.

Wie ein gewiegter Kenner, der einem seltnen Kunstwerke gegenüber steht, dessen Werth sich bei eingehender Prüfung ihm immer mehr entfaltet, taxirte er den Niederschlag der Augen, das tiefe Roth der Verlegenheit, das hülflos Kindliche der ganzen Erscheinung. Alles das entzückte ihn ungemein.

„So, so", dachte er, „was ist das für eine liebe, kleine Unschuld? Hier muß ich den Angriff ändern."

Dann lehnte er sich zurück und die indiscrete Art seines Fixirens verschwand. Er hätte seine Diana noch einmal hingegeben für nur ein Dutzend deutscher Worte; konnte er sich denn auf keins besinnen?

Die Garde spielte jetzt: an der blauen Donau, von Strauß.

„Deutscher Walzer", sagte er mit stark ausländischem Accente auf deutsch und ahmte mit dem Oberkörper die Bewegung des Walzens nach.

Digitized by Google

Sie nickte und schlug wieder den Tact mit dem Fuße, aber sie sah ihn nicht an.

„Tanzen Sie gern?“ frug er auf Französisch, mit dem Deutschen ging es eben nicht weiter.

Sie lachte ein wenig und zuckte mit den Achseln:

„Jamais dansé!“ rief sie dann mit zweifelhaft fragendem Ausdruck zu ihm aufsehend, ob er wohl errathen würde, was sie meine.

„Bravo, bravo!“ und er klaschte in die Hände, „ich fange an, Sie vortrefflich zu verstehen. Es kommt nur auf etwas Uebung an. In acht Tagen würden wir uns prächtig unterhalten. Soll ich Ihnen Unterricht geben?“

Sie sah ihn ungläubig an.

„Sie sehen, gnädiges Fräulein, ich bin verwundet —“ wie gut er seinen Vortheil verstand. Konnte er einen bessern Fürsprecher bei einer Frau haben, als ihre Theilnahme? — „und im Augenblick für den Dienst untauglich. Welch' eine Zerstreuung würde mir so eine ruhige Beschäftigung gewähren“ — er seufzte — „es würde von den Schmerzen ablenken.“

„Thut es sehr weh?“ forschte sie mitleidig.

„Es ist erträglich. Ein Soldat darf nicht klagen.“

Sie fing an, sich an den Ton seiner Stimme zu gewöhnen und ihn zu verstehen. Sein Wesen hatte auch etwas so Vertrauen erweckendes angenommen, daß ihre Schüchternheit beinah geschwunden war. Instinctiv war sie sich bewußt geworden, daß sie ihm gefiel; das gab ihr eine gewisse Sicherheit.

„Im Krieg verwundet? Ist das noch vom Kriege?“

Er schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich stürzte neulich bei einem Wettrennen mit dem Pferde, als es eine Barrière nahm. Wir waren fünf; ich der Erste und hart am Ziele. Das Pferd setzte zu kurz ein und überschlug sich. Man hob mich bewußtlos auf; eine starke Contusion am Kopfe und dann der Armbruch — das Härtste blieb: so nahe am Siege und doch geschlagen.“

Er hatte seine Worte mit so ausdrucksvollen Geberden begleitet, daß sie den Sinn seiner Rede vollkommen gefaßt hatte und ihm mit steigender Aufmerksamkeit gefolgt war. Der Vicomte schien jetzt aber zu finden, daß es an der Zeit sei, die Plätze zu wechseln. Mit einem gewissen Neide beobachtete er das Vorgehen seines Freundes, während er dem Journalisten Rede über einige politische Vorgänge stehen mußte, die diesen auf das Lebhafteste zu interessiren schienen. Tolles, wirres Zeug hatte er ihm vorgeschwatzt — er wußte kaum selbst, was er redete, hatte er doch nur Gedanken für die Beiden, die so schnell vertraulich geworden.

„Wollen wir nicht jetzt eine kleine Promenade machen?“ wandte er sich nun zu Mörus. Wir müssen durchaus diesen Abend zusammenbleiben. Haben wir doch gewissermaßen die Verpflichtung, Ihnen die Honneurs unsrer Stadt zu machen.“

„Das muß man den Franzosen lassen“, dachte der geschmeichelte Journalist, „es sind ganz charmante Kerls im Umgange. Und was hat unsre Aristokratie für einen Sparren im Kopfe neben der hiesigen. Hier ist ja vollständige Gleichberechtigung der Stände. Nein, das ist wahr, unter diesem Kastenwesen hat die Revolution gründlich aufgeräumt. Wo würde ein deutscher Graf, ein höherer Officier — dieser scheint mir aus dem Generalstabe — sich auf einem öffentlichen Platze mit unsereinem auf gleichen Fuß stellen. Ja, ja, wir haben da noch Manches von den Franzosen zu lernen.“

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ich bitte Dich", flüsterte Dampiel seinem Freunde zu, „dort kommt auf Ehre Frau von Mouchy und der Fürst. — Was fällt ihnen ein, jetzt durch die Tuilerien zu gehen? Wende Dich nach jener Seite, daß sie uns nicht erblicken, sonst regnets morgen Epigramms im Cercle. Das kommt davon, wenn man sich mit so einem fürchterlichen Mann des Volks in unmöglichen Beinkleidern einläßt! — So, ich glaube nicht, daß sie uns gesehen haben. — Wir nehmen jetzt einen zugemachten Wagen und fahren nach irgend einer wüsten Insel, wohin sich keiner der Unsern verirrt. Da sind die Mouchys vorüber. Was für Gefahren setzt man sich doch aus, um so ein paar blauer Augen willen!"

„Sie hats noch nicht einmal zu Handschuhen gebracht", sagte Salvady, „mein erstes Präsent sei ein Dutzend Jouoin."

Der Journalist war unterdeß aufgestanden und dicht zu Pauline getreten. „Kind, das ist mir ein ganz merkwürdiges Zusammentreffen Eine höchst interessante Bekanntschaft. Ich habe mit dem Vicomte verabredet" — der Ausdruck, den er in diese Worte legte, war entschieden nicht im Geiste der Redaction seines Blattes — „daß wir den Abend zusammenbleiben. Wir bringen Dich erst nach Hause und setzen Dich dort ab."

Ehe sie noch antworten konnte, wandte er sich an seine neuen Freunde: „Meine Herren, ich mache Ihnen den Vorschlag, uns dieses Frauenzimmerchen vom Halse zu schaffen, ehe wir weiter gehen. Ich wohne in der Nähe, wir sperren sie in ihre Zelle, dann sind wir ungenirter. Von der Politik versteht die doch nichts — sie trinkt nicht einmal Bier."

Das lag nicht im Plan der jungen Leute.

„Gnädiges Fräulein, sind Sie ermüdet?" frug der Vicomte.

„Nein, ich bin gar nicht müde", rief sie eifrig, „wir sind ja noch nicht weit gegangen, und ich kann eine deutsche Meile gehen und merke es kaum."

Der Journalist stand verwundert; er hatte das Mädchen noch nie einen so langen Satz in Französisch sagen hören.

„S'ist nicht das", rief er, wie einer, der in solchen Dingen immer das letzte Wort behält — „die Frauenzimmer sind überhaupt am besten zu Hause. Wenn Du nicht müde bist, so wirst Du müde werden. Vielleicht wollen wir noch spät in ein Gasthaus gehen und einen Schoppen trinken. Was sollen wir da mit Dir machen? Du gehst nach Hause — Punctum, Sela."

Sie schwieg und unterwarf sich.

„Vergessen Sie nicht", sagte de Salvady, „daß Sie sich in Frankreich befinden, einem Lande, wo man den Frauen nicht vorschreibt, was sie zu thun haben, sondern wo man ihre Wünsche als Gesetze achtet, nach denen man zu handeln hat."

„In diesem Puncte", dachte der Journalist, „haben die Franzosen einmal etwas von uns zu lernen." Aber er verschwieg den Gedanken, es lag ihm daran, die gute Meinung seiner neuen Bekannten zu erwerben, damit sie in ihren Mittheilungen nicht zurückhaltend würden. So gab er nach. Pauline hörte mit maßlosem Erstaunen, wie er sagte:

„Ich habe nichts dagegen, daß das Mädchen mitgenommen wird, nur fürchte ich, wir bürden uns eine Last auf — sich eine Ruthe aufbinden, nennt man's bei uns" — er lachte geräuschvoll und tappte mit seiner schweren Hand Pauline auf die Schulter.

„Ich schlage vor, daß wir einen zugemachten Wagen nehmen" — rief Dampiel — „keine Einwendung, Herr von Mörus, in Paris regnet es oft

Digitized by Google

aus heiterm Himmel — namentlich in dieser Jahreszeit. Sie müssen mir übrigens erlauben ... ich bitte inständigst, daß Sie sich als meine Gäste betrachten."

„Nichts da von Gästen", rief Mörus, dem die Landpartie wohl lachte, dessen unabhängige Natur sich aber sträubte, den Freuden ein Vergnügen zu danken — „nichts da von Wirthen oder Gästen, getheilte Freude — getheilte Casse. Sie, Vicomte, machen die Addition, aber das Dividiren am Schluß behalte ich mir vor. Will schon die Augen offen haben, junger Patricier, daß Sie mir nicht Perlen im Wein schmelzen oder Vogelnester aufs Menü setzen. Werde scharf auf die Finger sehen."

Der Vicomte mußte nachgeben und versprach eine Idylle mit Butterbrot und Käse und einem Glase Milch in einer Gegend, die nicht aus der Mode gekommen, weil sie nie modern gewesen.

„Ich meine Brin de Fromage", wandte er sich an Mörus, „eine kleine Pacht auf dem Wege nach Vincennes."

„Vortrefflich — vortrefflich, Hochverehrtester — lassen Sie uns dann ja nach Fromage wallfahrten ..." Pauline warf den Beiden einen dankbaren Blick zu, daß sie so hübsch zu ihren Gunsten gesprochen; sie fuhr für ihr Leben gern spazieren. Nur war sie ein Bischen verlegen, als sie jetzt neben dem Vicomte einherschritt; wie kam ihr das Kattunkleidchen auf einmal so kurz und verblichen vor, das sie trug. Vorhin war sie sich dessen kaum bewußt gewesen. Und ihre Stiefelchen? Hätte ihr ein guter Geist nur eingegeben, die neuen anzuziehen. Aber wer wird sich Kummer machen, wenn er dabei ist in eine Kutsche zu steigen und in die weite Welt zu fahren. Die Pferde laufen doch ganz so schnell, ob man ein Kattunkleid an hat oder ein seidnes. Das Fahren ist aber die Hauptsache, wer wird sich solchen Genuß durch eitle Betrachtungen stören." Pauline wurde neben den Vater in den Fond des Wagens gesetzt, er machte zwar für sie Einwendungen — für sich natürlich keine — sie vertrüge das Rückwärtsfahren ganz gut, ob nicht einer der Herren den Platz statt ihrer einnehmen wolle, aber man berücksichtigte begreiflicherweise einen so echt „barbarischen" Vorschlag erst gar nicht.

Dampiel war fest entschlossen, den Vorsprung, den sein Freund vorhin errungen, diesem nun wieder abzugewinnen, mit einer raschen Bewegung schwang er sich in den Wagen und setzte sich Paulinen gegenüber, Salvady diesmal Politik und Politiker überlassend.

Der Kutscher trieb die Pferde an, er hatte die Vorahnung eines guten Trinkgelds und schnell rollte man durch die Straßen der Barrière zu. Dampiel sorgte dafür, daß im Vorüberfahren an einer ihm bekannten Handlung ein paar Flaschen Champagner und etwas „Süßes" zum Dessert mit genommen würden, da die ländliche Einsamkeit durch einen civilisirten Zusatz nur gewinnen könne. Der Journalist erhob Bedenken.

„Bagatellen", sagte Dampiel, „ich nehme den Leuten von Zeit zu Zeit eine Flasche Wein ab, weil sie seit dem Kriege sehr schlechte Geschäfte gemacht haben. Darbende Gewerbe zu unterstützen ist Nächstenpflicht. — Vergessen Sie nicht" — dies sotto voce zum Diener, welcher den Wein an den Wagen brachte — „eine Leberpastete mit Trüffeln dazu zu packen. — Ach", — zu Mörus gewendet — „es ist entsetzlich wie bei uns der Handel jetzt daniederliegt, und nun besonders Alles, was mit dem Luxus zusammenhängt. Der Champagner ist ganz im Werthe gesunken, man fängt schon an ihn literweis und mit Rabatt zu verkaufen ..."

Digitized by Google

„So, wo denn das? Ach, da geben Sie mir doch die Adresse," rief der verwunderte Journalist.

„Sehen Sie, das regt Sie auch zur Theilnahme an. Gnädiges Fräulein, Sie sind doch bequem? Ich denke, mit der Zeit werden wir uns ganz gut hier gegenüber einrichten."

Es lag etwas Provocirendes in seinen Einrichtungen, das sie aber nicht verstand. Sie war ganz Vergnügen, ganz kindisches Entzücken und fühlte sich aufgelegt zu irgend einem lustigen Streich. Sie hätte beinah angefangen die Vorübergehenden zu grüßen, wie sie's im Muthwillen zu Hause einmal getrieben. War ihr auch gar nicht zu verdenken, daß sie glücklich war. Verging ihr doch seit der Mutter Tode ein Tag wie der andre, jeder gleich grau, und nun plötzlich diese ausgesuchte Lustbarkeit. Sie lehnte sich bequem zurück und steckte den Arm durch die Schlinge, welche zum Anhalten bestimmt an der Seite hing — man mußte doch Alles so recht genießen. Dann klopfte sie von Zeit zu Zeit ihrem Vater auf die Hand und sagte:

„Papa, ich bin so vergnügt, ich bin so sehr vergnügt."

Der Officier konnte nur immerfort die Grübchen bewundern, denn ein fröhliches Lächeln war auf dem Gesichte permanent geworden.

Wenn man in Paris einen Wagen nimmt, um spazieren zu fahren, gehts gewöhnlich nach Westen zu; da hinaus hätte Dampiel aber keine „wüste Insel" gefunden, so ließ er die entgegengesetzte Richtung einschlagen, die bei der Barrière de Trône vorbei nach Vincennes führt. Auf halbem Wege liegt da, links ab von der Chaussée, eine kleine Meierei: Brin de Fromage, drunter steht: une ferme modèle; Durstige finden hier im Garten ein Glas Milch; auch Eierkuchen und Kartoffeln werden auf besonderes Verlangen gereicht. Die Wirthin, welcher der goldne Lohn des jungen Lebemanns von einem frühern Besuch her noch im Gedächtniß geblieben, rieb sich lustig die Hände, als sie die Gesellschaft aus dem Wagen steigen sah. Der Garten lag versteckt und grenzte an das Gehölz, welches Vincennes von zwei Seiten einschließt. Er war schlecht gepflegt, wie das so auf dem Lande geht, wo die Wirthschaft alle Hände in Anspruch nimmt. Blumen und Unkraut schossen ziemlich wüst durcheinander, aber im Frühling ist alles Grün frisch und jede Blume farbig, da nimmts man mit der Kunst nicht so genau. Eine Magd, die aus dem Stalle herbeigerufen wurde, und den eigenthümlich ländlichen Parfüm verbreitete, der mit ihrer Beschäftigung zusammenhing, ging mit einem Tuche voraus, um Tische und Bänke in der Laube zu säubern, ehe man sich setzte. Dampiel, als der mit der Localität Vertraute, wurde zur Wirthin ins Haus gesandt, um wegen des Abendimbiß zu unterhandeln.

„Ach, Sie Pariser" rief die Pachterin, als er zu ihr trat, und drohte ihm mit dem Finger, „ach Sie schlimmer Pariser. War's nicht vorige Woche erst, als Sie mit der Rothen hier waren, die so laut lachte und seidne Strümpfe trug? Regenwetter war's — nein — es hagelte sogar — und wie die aus dem Wagen steigt und die Schleppe hebt — sie genirte sich nicht mit der Schleppe, — hat sie seidne Strümpfe an den Füßen — rosa seidne Strümpfe mit kleinen, durchbrochnen Maschen. Nun — sag' ich zum Wirth — gieb Acht, wenn's einmal mit der bergunter geht, die fällt gleich tief — die trägt seidne Strümpfe am Werkeltag und wenn's regnet. — Heut, das sieht ehrbarer aus, ist wohl am ersten Versuch? Was, Sie sind ja mit Zeugen gekommen, als ging's gleich zum Contract. Ach, du liebe Zeit, 's ist doch auch einer Mutter Kind. Und zu denken, wo das endet!" So schwatzte

Digitized by Google

die Wirthin, während sie Teller und Gläser zurecht setzte. Dampiel aber hatte Eile, wieder zurückzukehren und hielt sich durch keine Widerrede auf.

„In einer halben Stunde", rief er, als er zur Laube zurückkehrte, „giebt's ein ländlich schlechtes Mahl, lassen Sie uns die Zeit bis dahin, so angenehm als möglich todtschlagen. Monsieur Mörus", fuhr er fort, „Sie haben mir vorhin verrathen, daß Sie ein fertiger Dominospieler sind — Sie finden in meinem Freunde Salvady einen leidenschaftlichen Genossen — es geht ihm nichts über die Steine."

Salvady protestirte auf's Energischste.

„Wie aufopfernd er ist", sagte der Vicomte, „aber Opfer werden nicht angenommen; lassen Sie sich dabei", wendete er sich an den Journalisten, „ein paar kleine Details von ihm erzählen, die mit Ferrières zusammenhängen. Sie werden staunen! Er ist als Augenzeuge gut unterrichtet."

Er hatte dabei ein Dominospiel, das er aus dem Hause mitgebracht, ausgeschüttet. Mörus fing an die Steine zu vertheilen.

„Wir machen eine Tour im Garten, während die Beiden spielen", sagte er und trat auf Pauline zu. Salvady behauptete, es sei gerathener, einen gemeinschaftlichen Spaziergang zu unternehmen, als Augen zählen und auf harten Bänken sitzen, aber Dampiel bestand auf seinem Vorschlag und der Journalist fast noch mehr auf die versprochenen Mittheilungen, als auf seinem Lieblingsspiel.

Pauline hatte ihren Hut abgesetzt und an einen Ast gehangen, denn die Sonne war im Untergehen. Sie wäre lieber in der Laube neben dem Vater geblieben, denn an den Vicomte konnte sie sich so schnell nicht gewöhnen, als an den Officier, aber Mörus, der durch ihre Gegenwart Unterbrechungen im Spiel und in der Unterhaltung fürchtete, rief ihr ein paar deutsche Worte zu, nach welchen sie sich schnell zum Gehen anschickte. Salvady sah den Beiden verstimmt, aber mit einer gewissen Ruhe nach. Er fürchtete den Nebenbuhler weniger, seit der Anfang ihm günstig gewesen. Dampiel führte Pauline zu einem Rosenstock, dem schönsten Schmucke des Gartens; nur eine prächtige rothe Rose war beinah zur Blüthe gekommen, die anderen hingen noch in den Knospen.

„Für Sie", rief er und streckte die Hand aus, um die Blume zu brechen. Rasch griff das Mädchen nach seiner Rechten und hielt sie zurück.

„Die gehört Ihnen gar nicht", rief sie heftig, „wie können Sie denn die verschenken wollen?"

„Die Wirthin hat sie mir versprochen", sagte der junge Mann. „Nicht, Wirthin?" rief er der Frau zu, die sich an der Schwelle des Hauses zeigte.

Sie lächelte zustimmend; wer so hübsches blankes Gold in der Tasche trug, der mochte nur den ganzen Garten plündern. Dampiel brach die Blume und reichte sie Paulinen.

„Ich danke", sagte sie kurz und fing an in den Kelch zu blasen, um sie zum Aufblühen zu bringen, denn sie war noch halb geschlossen.

Er hätte gern allerlei galante Vergleiche gemacht, aber er fühlte, daß es mit dem Verstehen seine Schwierigkeiten haben würde, so schwieg er.

Sie kamen an einem kleinen Rasenfleck vorbei; er bückte sich, griff nach einem Gänseblümchen und fing an, die Blätter eins nach dem andern abzupflücken.

„Liebt mich, liebt mich nicht", fragte er und sah ihr dabei forschend in

Digitized by Google

die Augen. „Das verstehen Sie, nicht wahr? Alle deutschen Mädchen kennen das. Für wen haben Sie zuletzt gefragt?“

Sie wurde roth, schüttelte mit dem Kopf und dann fing sie an, ein Rosenblatt langsam abzulösen und mit ihren kleinen scharfen Zähnen zu zerbeißen. Sehnsüchtig sah sie sich nach der Laube und nach dem Vater um.

„Ich muß sie zutraulich machen“, dachte Dampiel, „wie fang ich's nur an?“

Sie waren an die hintere Thür des Gartens gekommen, die nach dem freien Felde führte und nur angelehnt war. Dampiel stieß sie mit dem Fuße auf. Ein Feldweg lag vor ihnen, der am Gehölz hinführte, ein paar Kinder tummelten sich hier. Ein Mädchen hielt eine kleine Fahne in der Hand, die ihr ein etwas älterer Knabe wegnehmen wollte. Da gab das Kind Fersengeld und sprang mit seinem Schatz dem Walde zu, der Knabe ihr nach, hatte sie bald eingeholt. Er wollte ihr das Spielzeug aus der Hand reißen, sie ließ nicht los, da schlug er sie, daß sie laut schrie. Wie ein Pfeil war bei ihrem Jammerlaut Pauline den Kindern nachgestürzt, hatte den verwundert drein schauenden Burschen zurückgetrieben und das kleine Mädchen getröstet. Es hatte ihr ordentlich wohlgethan, etwas auszuführen. Dampiel stand bald neben ihr.

„Wie schnell Sie laufen können!“ Er sah sich nach allen Seiten um. Niemand weit und breit außer den Kindern.

„Wollen wir einen Wettlauf halten?“ rief er, „ich gebe Ihnen einen Vorsprung, dort die große Eiche ist unser Ziel. Haben Sie Lust?“

Pauline nickte, es lief sich so gut hier. Wie lange war's nur her, da hatte sie daheim in Deutschland mit den Nachbarskindern noch Vogel flieg aus gespielt. Laufen . . .? Natürlich konnte sie gut laufen — ja, wenn man so lange hat still sitzen müssen, da zuckts ordentlich in den Füßen, und schön glatt war der Weg, der Abend kühl . . .

„Dort der große Baum ist also unser Ziel“, sagte Dampiel, „hier stehen Sie“ — er machte mit dem Stiefelabsatz ein Zeichen in den Boden, dann ging er ein paar Schritt zurück — „hier steh ich. Ich will Sie fangen, ehe Sie am Baume sind, geben Sie Acht, jetzt zähl ich!“ Er begann:

„Eins — zwei . . . und drei!“

Leicht, den Boden kaum berührend, flog das Mädchen dahin. Die Kinder hatten ihren Streit um die Fahne vergessen und sahen mit aufgesperrtem Munde und großen Augen zu.

Aber Dampiel war ein gefährlicher Gegner; ein Stück vor der Eiche hatte er Pauline eingeholt, kräftig umschlang sie sein Arm und drückte sie an sich, als wolle er sie küssen.

Sie stieß ihn heftig von sich, daß er, der den energischen Widerstand nicht erwartet hatte, erstaunt zurücktaumelte.

„Pas baiser“, schrie sie zornig — „ich laß mich nicht küssen, — ich laß mich gewiß nicht küssen!“

Das Letzte wieder in ihrer eignen Sprache, denn sie war zu erregt, um sich die Mühe zu nehmen, nach französischen Worten zu suchen. Ihr Athem flog, die Brust hob sich stürmisch; sie maß ihn mit einem verächtlichen Blick.

In demüthiger Geberde stand er ihr gegenüber.

„Gnädiges Fräulein, ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, daß ich Sie beleidigt habe, wie konnte ich das aber ahnen! Hier in Frankreich spielen wir so: wer den andern fängt, küßt ihn; ist es denn bei Ihnen anders?“

Digitized by Google

Verwundert sah sie mit ihren Kinderaugen zu ihm auf. „Das ist wirklich ein komisches Spiel, aber ich mag's nur deutsch. Haben die jungen Mädchen hier das Spiel denn gern?"

„Ach, gnädiges Fräulein, das ist ja grad ihr Lieblingsspiel — wie konnte ich denken, daß es Ihnen nicht gefallen würde . . . die gewöhnliche Unterhaltung hier, wenn man im Freien spazieren geht."

Sie schüttelte den Kopf: „Unsere Art gefällt mir viel besser, da faßt man sich nur am Kleid, hält derb fest, daß der Andre nicht wieder fortrennt, und das ist Alles. Nein, ich mag's französisch nicht spielen."

Dampiel biß sich auf die Lippen, sie gingen jetzt langsam dem Garten zu, die Kinder folgten in bescheidner Entfernung.

Die Wirthin hatte den Tisch so gut es ging mit ländlichen Gerichten servirt, in der Mitte prangte, was Dampiel zur „Hebung der Industrie" gekauft.

Salvady hatte sein Portemonnaie gezogen.

„Wir haben nicht hoch gespielt", sagte er, „sonst würde ich Schulden machen müssen."

„Verlust im Spiel, Glück in der Liebe!" sagte Mörus und rieb sich die Hände. Der Gewinn war ihm ziemlich gleichgültig — er war kein interessirter Spieler — aber er hatte seinen Sieg durch geschickte Berechnung erkauft, er fühlte sich seinem Gegner überlegen und das hob sein Selbstgefühl.

„Papa!" rief Pauline schon von Weitem, denn das eben Erlebte hatte ihr einen tiefen Eindruck gemacht, — „Papa, denke nur, wie die Franzosen Haschen spielen! Wenn der Eine den Andern fängt, so küßt er ihn! Was für sonderbare Sitten sie hier haben! Denke nur, Papa!"

Mörus hatte aber durchaus keine Zeit, Vergleiche über die Spielregeln verschiedener Völker anzustellen, er hörte kaum, was seine Tochter sagte. In tiefem Sinnen saß er da und machte von Zeit zu Zeit ein paar Notizen in sein Taschenbuch.

„Sind die Originale dieser Documente in einem der Archive niedergelegt?" frug er Salvady, „denn bei so wichtigen Thatsachen kann man nur Schwarz auf Weiß in der Hand vorgehen."

Das Spiel hatte die Politik doch nicht verdrängt.

Salvady fürchtete, die Beweise wären beim Brande des Justizpalastes untergegangen.

„Dann läßt sich freilich wenig machen", seufzte der Journalist. „Nun noch Eins; wenn das allgemeine Stimmrecht . . ."

„Der Tisch ist servirt", rief die Wirthin dazwischen, die eben noch ein paar rauchende Eierkuchen aufgetragen hatte, „lassen Sie's nicht kalt werden" — sie knixte — „und wohl zu speisen" — sie knixte wieder.

Salvady war schnell aufgestanden und hatte Pauline seinen Arm geboten.

„Ich billige dem Princip nach das allgemeine Stimmrecht allerdings"... fuhr Mörus fort.

„Lassen Sie uns das Stimmrecht mit Champagner begießen, mein bester Herr von Mörus", rief Dampiel und zog den Journalisten aus seinen politischen Betrachtungen, indem er ihm unter den Arm griff und ihn an den gedeckten Tisch führte. „Damenmangel, wir müssen uns behelfen wie wir können."

„Haha", lachte Mörus, „welch eine Collation! Ich dachte gar nicht, daß man hier zu Land soupirte. Da — grad nach Frankfurter Wurst und Sauerkraut werde ich wohl nicht mehr viel leisten können." . . .

Digitized by Google

Aber es schien ihm doch zu schmecken, er lobte jedes Gericht und um der Gleichheit willen zog er keins vor, setzte keins zurück und that bei jedem seine Schuldigkeit. Die jungen Herren nahmen etwas auf die Teller, rümpften die Nase, stachen im Essen herum, kosteten ein wenig und schoben die Speise zur Seite.

„Rechte Wähler sind die, denen machts gewiß Keine recht, für die möchte ich nicht kochen", dachte das Mädchen. Sie hatte keinen Appetit, sie war zu aufgeregt zum Essen. Fleisch rührte sie nicht an, vom Eierkuchen versuchte sie ein Bröckchen, die eingemachten Früchte aber aß sie prüfend, wie eine Hausfrau, die ihr Fach versteht und herausfinden will, wie das Verhältniß vom Zucker zum Obst gehalten. „Die Farbe ist schön", sagte sie zum Vater, „aber findest Du nicht, daß unser Eingemachtes den Fruchtgeschmack besser behält?"

„Können Sie kochen?" frug Salvady.

„Ob ich's kann?" — lachte sie — „da fragen Sie nur den Papa, der ist gar häkelig mit der Küche. Sehen Sie, so einen Eierkuchen, den liebt er locker, und wissen Sie, was ich dazu nehme? — statt der Milch, kaltes Wasser — es muß aber ganz frisch vom Quell sein. Das macht ihn leicht wie einen Schaum. Freilich, das Weiße muß auch gut geschlagen werden, ich stürze den Teller immer um, ehe ich's herein rühre, es darf sich nicht bewegen, dann ist's gut. Aber die Hauptsache ist doch das Backen. Du lieber Gott, das ist wohl schön, seine eigne Küche haben! — Was thu' ich hier in der Fremde den ganzen Tag?" — sie seufzte.

Pauline hatte französisch und deutsch durcheinander gesprochen, wo ihr das fremde Wort fehlte, setzte sie ein eignes.

„Der Wein ist dem Mädchen zu Kopfe gestiegen", sagte der Journalist, „das geht ja wie in der Mühle, was wird da noch heraus kommen."

Salvady ließ den Champagnerpfropfen fliegen, Pauline fuhr zusammen, er goß ihr ein:

„Schnell, ehe der Schaum verfliegt."

Sie setzte das Glas an die Lippen und versuchte:

„Das ist scharf, mir schmeckt das nicht."

„Man gewöhnt sich daran und dann hat man's nur zu gern", flüsterte ihr Dampiel zu, „es ist gerade wie mit dem Spiel von vorhin."

„Was wir lieben", rief Salvady und stieß an ihr Glas, „an wen haben Sie dabei gedacht?"

„Muß man denn dabei an Jemanden denken? Dann Ihre Gesundheit, und daß der Arm bald heilt", und sie trank ihm freundlich zu.

Er sah sie dankbar an.

Den Journalisten hatte der Wein in die versöhnlichste Stimmung versetzt. Seine natürliche Gutmüthigkeit, die er unter einer Löwenhaut zu verstecken suchte, trat an die Oberfläche, er strahlte Nächstenliebe und war wieder der harmlos friedliche Mensch, der er ohne die leidige Politik immer geblieben wäre. Stillvergnügt trank er den feinsten Cliquot, als sei es Straßburger Bier — warum denn nicht? Man verkaufte ihn ja jetzt schon literweis — und verfolgte die kleinen Rauchwolken seiner billigen Cigarre bis an's Blätterdach der Laube. Die jungen Leute hatten verweigert, ihm Gesellschaft zu leisten — sie rauchten nicht in Gesellschaft von Damen.

„Hahaha", lachte Mörus in seiner lauten Art, „nur keine Umstände mit der Pauline gemacht. Unsere Frauen sind gut dressirt. Wenn wir so

Digitized by Google

ein halb Dutzend in einer kleinen Stube beisammen sitzen und disputiren, da sollten Sie einmal den blauen Nebel sehen, den's schon nach der ersten Glockenstunde giebt! Hahaha — nicht Paulinchen? Wen der Rauch in die Augen beißt — ei, den schicken wir in die Küche — weißt Du noch, Kind? Haha — aber Du hast das Rauchen gern — Du — nicht?"

„Nein, gar nicht gern, Papa", antwortete Pauline freimüthig.

„Geben Sie ihr ja keinen Wein mehr, sie emancipirt sich", rief der Vater, „was sind mir denn das für gefährliche Manifestationen?"

Man hatte Windlichter gebracht. Grell fiel der helle Schein auf das dunkle Grün der Laube und ließ den übrigen Garten in tiefem Schatten erscheinen. Fliegen und Motten schwärmten um die Flamme und stießen in ohnmächtigem Verlangen an die Glaswand. Ein Luftzug bewegte die Zweige des Geisblatts; als er durch die blühenden Bäume fuhr, fiel es wie Schnee zur Erde. In der Ferne hörte man eine Nachtigall schlagen. Pauline legte den Finger auf den Mund und ein paar Augenblicke herrschte tiefes Schweigen.

„Liberté, Egalité, Fraternité!" rief auf einmal der Journalist dazwischen, hob sein Glas und trank es auf einen Zug aus, aber seine Stimme klang wie ein grober Mißton in das Gezwitscher des klagenden Vogels. Die Andern erwiederten nichts.

„Lassen Sie uns den Unterschied der Nationalitäten vergessen", fuhr er fort, „und als Menschen, nicht als Staatsbürger, diesen schönen Abend genießen. Das Nationalitätenfieber, an dem seit ein paar Jahren die Menschheit krankt, was ist es weiter, als ein auf die Spitze getriebener Egoismus? Die Vergötterung des Ich in einer erweiterten Form. Mein Land, mein Volk, meine Familie — Ich, der Mittelpunct. Wenn die ausschließlich berechtigt sind, so folgt ja daraus von selbst, daß Ihr Land, Ihr Volk, Ihre Familie, Sie somit herabgesetzt werden müssen. Darum keine Grenzen, noch einmal rufe ich: Liberté, Egalité, Fraternité!"

„Brüderschaft", wiederholte Salvady leise, der sich Paulinen genähert hatte, „Schwester, willst Du mich zu Deinem Bruder annehmen?" Er hielt ihr die Hand entgegen und sah sie zutraulich an.

Sie warf ihm einen forschenden Blick zu und dann sagte sie: „Das ist ja doch nicht Ihr Ernst", und schob seine Hand zurück.

Er zuckte wie im Schmerz zusammen und fühlte an seinen verwundeten Arm.

Nun war sie gleich ganz Mitleid.

„Giebt's Stiche drin? Gelt, Sie haben sich auch noch erkältet? So spät im Freien sitzen, das gehört gar nicht für Sie. Sie sind ja noch ein halber Patient."

Er seufzte wieder.

„Thut's sehr weh? Nun, wenn's schlimmer wird, gegen die Erkältung, da weiß ich ein Mittel. Die Mutter — schon zwei Jahre ist sie todt. — die hatte mich ein Pflaster bereiten gelehrt, das hilft gleich."

Er kam ihr wieder näher und reichte ihr nochmals die Hand hin, diesmal schüttelte sie dieselbe zutraulich: „Wollen's schon curiren, wenn's schlimmer wird, nur Geduld."

Der Journalist sah mit Verwunderung auf die Beiden:

„Was geht denn da vor?"

„Wir führen Ihr Programm aus, Herr von Mörus, Fraternité, wir fraternisiren."

Digitized by Google

„Die Frauen stehen bei mir nie auf dem Programm", rief Mörus trocken, denn was seine Tocher anging, da verstand er keinen Spaß.

„Nun den Hut aufgesetzt, Pauline; Vicomte, Sie haben doch anspannen lassen?"

Man hörte den Wagen ein paar Minuten darauf vorfahren, jetzt war er auf Wunsch der jungen Männer, die nun kein Erkennen mehr zu fürchten hatten, aufgeschlagen worden. Pauline hatte noch ein Weilchen geplaudert, dann den Kopf zur Seite geneigt.

„Wenn solche Nacht das germanische Herz nicht zum Fühlen stimmt, dann verzweifle ich an der Race", dachte Salvady und blickte zum Mond auf, der eben voll aus einer Wolke trat.

„Au claire de la lune", fing er an leise zu intoniren und beugte sich zu Pauline nieder, die ihm gegenüber saß. Er konnte das anmuthige Gesicht deutlich im Mondlicht erkennen. Die Augen waren geschlossen, friedlich und gleichmäßig entströmte der Athem den halbgeöffneten Lippen — sie war eingeschlafen.

„Herr von Mörus", sagte Salvady in gereiztem Tone, „da sehen Sie die Früchte unserer zu aufregenden Unterhaltung — Ihr Fräulein Tochter..."

„Ja, lieber Gott, das junge Blut wird zeitig müde. Frühlingsluft, die greift an. Und das Mädchen hat auch zum ersten Mal heut Champagner gekostet. Na, viel verlieren wir nicht, wenn die sich ausschweigt, hahaha!" Er deckte sie aber sorgfältig mit ihrem Tuche zu und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. Jeder hing nun seinen Gedanken nach; als der Wagen über das Straßenpflaster rollte, ermunterte sich Pauline, aber sie war zu müde zum Sprechen.

An des Journalisten Wohnung trennte man sich, der Vicomte und Salvady hatten verabredet, ihn am nächsten Tage zu besuchen, sie hätten vor, ihr Deutsch mit ihm aufzufrischen.

„Papa", meinte Pauline, „als sie ihm eben Gutenacht gesagt und die Klinke ihrer Schlafkammerthür in der Hand hielt — „Papa, ich finde die Franzosen sind gar nicht so schlimm, als man sie bei uns verschreit. Freilich, ihre Spiele die gefallen mir nicht. Denke nur, Papa, wenn der mich wirklich geküßt hätte! Nicht wahr, das wird man ihnen bei uns nicht nachmachen, wie die anderen Moden?"

Als die Freunde sich allein sahen und dem Club zurollten, in dem sie jede Nacht ein paar Stunden zubrachten, fing Dampiel an zu lachen, aber es war ein ärgerliches Lachen, kein gemüthliches, er fühlte, daß er bis jetzt so zu sagen keinen Trumpf in der Hand hatte.

„Ich habe Dir's gleich gesagt, nur nicht erst mit so einer Deutschen anfangen. Harte Arbeit — schnöder Lohn. Wir wollen die ganze Geschichte in's Wasser fallen lassen."

„So giebst Du verloren?"

„Wie so? Unsere Chancen sind doch gleich?"

„Ich kehre nicht auf halbem Wege um!"

„Dann halt' ich. — Aber ehrlich, ein Tag Dein, der nächste gehört mir, wir ziehen um den Anfang; wer zuerst Coeur abhebt, beginnt."

Das wurde im Club entschieden. Der erste Tag gehörte Dampiel.

Der Journalist wandelte in einem buntcarrirten Schlafrock mit auf dem Rücken übereinander geschlagenen Armen in seiner Stube auf und nieder.

Digitized by Google

Er schritt weit aus, jeden Schritt mit der Bedächtigkeit wiegend, als läge ein Rubikon dazwischen. Da die Stube klein war, kam er in fortwährende Collision mit den Möbeln.

„Es gefällt mir nicht, Pauline, daß Du den Blumen Wasser gegeben hast", sagte er jetzt zu seiner Tochter, die einen großen Strauß verschiedenfarbiger Rosen aufmerksam betrachtete. „Es gefällt mir nicht. Bei Allem, as man thut, muß man die Consequenz in's Auge fassen."

„Ich weiß nicht, Papa, was Du meinst. Wenn Blumen abgeschnitten sind, so stellt man sie doch in's Wasser, daß sie nicht welken?"

„Kind, das gehört ja gar nicht hierher. Du springst wie alle Frauen immer von der Sache ab."

„Ich verstehe Dich nicht, denn Rosen . . ."

„Das erwarte ich auch gar nicht, aber eben, weil Du mich nicht verstehst, sollst Du meinen Anordnungen folgen. Du findest beim Erwachen Blumen neben Deinem Bett — ehe Du die geringste Notiz davon nehmen darfst, mußt Du doch vor Allem feststellen:

Woher kommen diese Blumen? Wem gehören diese Blumen? Darf ich diese Blumen als mein Eigenthum betrachten?"

„Aber abgeschnittene Rosen stellt man doch gleich in's Wasser?"

„Es kommt ja hier gar nicht drauf an, ob es Rosen sind. Irgend ein Object — lassen wir es einen Toilettengegenstand oder eine Schachtel mit Süßigkeiten sein — das Wesentliche ist vor Allem, das Eigenthumsrecht festzustellen. Sobald Du Dir aber die Autorität über eine Sache anmaßest, Dich gewissermaßen zu ihrem Herrn machst, giebst Du zu, daß Du sie schon als Dein eigen anerkennst — ist das logisch?"

„Aber, Papa, wenn man abgeschnittenen Blumen kein Wasser giebt..."

„So welken sie. Nicht wahr, Pauline, so welken sie. Aber so geht es immer, wenn man einer von Euch etwas klar machen will — endlich — denkt man, ist es doch begriffen. — Nein, da stehen wir wieder auf dem alten Fleck: ich muß doch aber, oder: ich kann doch nicht. — Weil der Esel schreit, kocht die Milch über. — Das ist etwa Deine Art zu schließen. Geh', ruf' mir die Cartier herauf".

Die Frau des Concierge war eine kleine, ältliche Person, die ihre schwarzen Augen ziemlich weit offen hielt. Bis jetzt hatte sie ihre Miether im dritten Stock nicht besonders patronisirt, weil sie keinen Gewinn von ihnen erwartete. Heut stand das anders. Das hing so zusammen: in aller Frühe war ein Diener des Hauses Prevost *) mit den fraglichen Rosen vor ihr erschienen, hatte nach Mademoiselle Mörus gefragt und ein hohes Trinkgeld in Aussicht gestellt — am selben Tage fällig — wenn sie dem Mädchen die Blumen in einer Weise zustellen wollte, die keine Rücksendung gestatte. Wer sich mit Blumen von Prevost vorstellt, stößt selten auf viele Bedenken. Die Frau hatte wohl gemeint, das sei eine außerordentlich schwierige Aufgabe . . . aber im selben Augenblick hatte sie schon nach den Blumen gegriffen.

„Der Herr zahlt in Gold", rief ihr der Diener zu und entfernte sich schnell, denn mit solchem Vorhaus und solcher Treppe hielt er es unter seiner Würde nähere Bekanntschaft zu machen.

„Das sind ja Neuigkeiten, Neuigkeiten", dachte die Cartier und über-

*)Blumenverkäufer im Palais Royal.

Digitized by Google

legte, was das Mädchen wohl jetzt werth sei, dann so schnell es ihr kurzer Athem erlaubte, stieg sie die Treppen hinauf und horchte an der Thür. Alles still. Sie öffnete so geräuschlos als möglich — die Schlösser im Hause waren mit seltner Uebereinstimmung construirt — dann horchte sie wieder. Die Thür zur Stube des Journalisten war geschlossen, die zur Schlafkammer des Mädchens aber nur angelehnt. Sie schlich hinein; Pauline lag in festem Schlaf. Leise legte sie die Blumen auf den Stuhl neben dem Bett und war verschwunden, ehe nur einer bis fünf gezählt hätte, sachte hinaus tappend. —

„Ach . . . die . . . drei . . . Treppen", stieß sie jetzt in Absätzen hervor, als sie von Pauline gerufen in's Zimmer trat, dann machte sie mit der Hand eine abwehrende Bewegung, als sei sie zu schnell gelaufen und werde eine Weile nicht reden können."

Der Journalist hatte die Löwenhaut schnell über den Schlafrock geworfen, denn er liebte eine gewisse Wichtigkeit auch im Vortrag der einfachsten Dinge.

„Setzen Sie sich, meine beste Madame Cartier", rief er, „wir haben Sie gerufen, weil wir einer Sache auf den Grund zu kommen wünschen, bei welcher Sie uns in Ihrer Stellung wichtige Aufschlüsse zu geben im Stande sein werden."

Die Frau war noch immer außer Athem, aber sie schien ganz Ohr.

„Als meine Tochter Pauline heut früh erwacht, findet sie neben ihrem Bett einen großen Strauß theilweis aufgeblühter, theilweis sich noch in der Knospe befindlicher Rosen, dieselben, welche Sie dort auf dem Tische vor sich sehen."

Die Concierge trat an den Tisch und wendete das Glas mit den Rosen nach allen Seiten. „Haben Sie schon die gesehen, Herr Mörus?" rief sie und wies auf eine dunkelviolette Rose, „das ist die neue Art . . . blau ist's doch nicht, wie's sein soll — aber sehr theuer . . ."

„Aber Frau, davon ist ja gar nicht die Rede, ich wünsche von Ihnen nur zu erfahren, wer, verstehen Sie wohl wer die Blumen hier abgegeben hat?"

„Ach, Herr Mörus", die Alte lächelte listig, „Sie wollen mich ja doch nur auf die Probe stellen, ob ich auch aufpasse, wer hier aus und eingeht? — Nicht? — Denn Sie haben ja die Blumen selbst abgenommen."

„Ich?" rief Mörus, „habe ich Ihnen nicht gesagt . . ."

„Na, wenns nicht grad' ein Dieb ist, so kommt doch sonst keiner zur Thür herein, dem man nicht aufschließt und da müssen Sie doch . . ."

„Das ist ja eben das Merkwürdige, die Thür war verschlossen und doch . . ."

„Ach Du mein Jesus!" schreit die Frau, „die Thür war verschlossen? — Ja, da muß ich nun gleich das Schloß ändern lassen — was für einer Gefahr Sie da ausgesetzt sind — der Schlosser wohnt nicht zehn Schritt von hier — Du mein Jesus — also verschlossen war die Thür . . ."

Und damit ist sie fort und scheint kein Zurufen mehr zu hören.

„Papa", sagte Pauline, die sich mit ihrer Näharbeit an's Fenster gesetzt hat, denn das neue Kleid muß nun schnell fertig werden — seit sie „Bekannte" in Paris hat, kann sie sich in dem verwaschnen Fähnchen nicht mehr sehen lassen — „Papa, das ist eine listige Person, die Dich zum Besten hat, denn die wird doch wohl so gut wie ich wissen, wer die Rosen geschickt hat!"

„Pauline, wenn Du positive Beweise hattest, warum bist Du nicht damit hervorgetreten? Wer hat die Blumen gesandt?"

Digitized by Google

„Ich glaube", sagte Pauline, „sie sind von dem Herrn, der das französische Spiel mit mir versuchte . . ."

„Da haben wir's! Ein Beweis, der anfängt: ich glaube."

„Denn er frug mich", fuhr sie fort, „welche Blumen ich am Liebsten habe, und da sagt' ich: Rosen gefallen mir am Besten, und mit langen Stielen, nur nicht auf Draht gewunden, hab ich sie gern."

„O Du liebe Einfalt! Und Du denkst, wenn Du einen Wunsch äußerst, da stehe wie im Märchen gleich die Erfüllung vor der Thür?"

„Nein, Papa, denn wenn ich gewußt hätte, daß der Ernst macht, so hätte ich nichts ausgeschwatzt. Ich mag ihn nicht und will nichts von ihm haben."

Mörns hat bei ihren Worten den Schreibtisch aufgeschlossen und läßt den Gänsekiel über's Papier gleiten. „So, Pauline, nun störe mich nicht weiter und überlasse das Uebrige meiner Fürsorge."

Dampiel war in übelster Laune aufgewacht. Er verwünschte die Tuilerien, die Landpartie, seine Schwachheit für wilde Rosen, die neben deutschen Journalisten blühen und die anstrengenden Verpflichtungen, welche ihm dieser ganze unbequeme Handel auferlegte. Daß er schließlich siegen würde, schien ihm durchaus nicht unwahrscheinlich, er hatte in solchen Kämpfen nicht viele Niederlagen zu verzeichnen. Was bedeutete denn Salvady's Vorsprung? Das Mädchen war ihm gegenüber ja eingeschlafen in einer lauen Mondnacht. Nein, vorläufig konnte der sich keines Vortheils rühmen. Aber gesetzt, er — Dampiel — erreichte das Ziel, was hätte er dann eigentlich gewonnen?

Es fiel ihm ein Knabenstreich ein. Im Felde mit einem Kameraden schlendernd, entdeckte er einst im höchsten Gipfel eines wilden Apfelbaumes eine kleine, rothbäckige Frucht. Mit dem Andern um sie ringend, hatte er leidenschaftlich die Hand danach ausgestreckt und sie zu Munde geführt. O des herben Lohns! — Und jetzt wieder um so einen wilden Apfel kämpfen? Er, der seine Früchte von Chevet beziehen konnte.

Da sah er das Mädchen in Gedanken zornig vor sich, wie kräftig hatte sie ihn zurückgestoßen, welch' leidenschaftlicher Haß hatte für einen Augenblick die jugendlichen Züge belebt. Und er verglich sie mit den „Früchten", nach denen er die Hand nur auszustrecken brauchte — die Hand mit Gold gefüllt.

„Das Herzchen hat Temperament, da ist doch Widerstand. Ja, wenn man wüßte, mit welchem Schlüssel da aufzuschließen wäre." Sollte er es mit Versen versuchen?

Er reimte zwei Zeilen und schleuderte das Papier dann ungeduldig in den Kamin. Meta Holdenis *) lag aufgeschlagen neben ihm, er blätterte darin: „Der gleicht sie nicht, auf Ehre." Darauf schellte er seinem Diener.

„Sind die Rosen abgegeben?"

Die Bestellung war noch in der Nacht gemacht worden, der Auftrag längst ausgeführt.

„Mein Coupé um zwei Uhr." Es war nicht weit davon.

Nachlässig erhob er sich dann und kleidete sich mit Sorgfalt an. Er verwendete große Aufmerksamkeit auf sein Haar, auf die Toilette der Nägel, wählte die Cravatte nach reiflicher Ueberlegung und schwankte lange zwischen

*) Roman von Cherbouliez, dessen Heldin ein deutsches Mädchen.

Digitized by Google

elfenbeinernen und goldnen Knöpfen. „Das ist doch sicherer als die Literatur“ dachte er, und wieder stand sie vor ihm, wie sie ihn von sich geschleudert. Jedesmal, wenn er sich daran erinnerte, gefiel sie ihm besser.

Er fuhr en grand Seigneur. Bei anderen Gelegenheiten pflegte er nicht so geräuschvoll aufzutreten, da schlich er oft durch eine Seitenthür und piano, piano. Was machte es ihm aber aus, in der „unbekannten Gegend“ gesehen zu werden? Er rasselte durch die kleine Straße, daß die Köpfe der Krämersfrauen neugierig an's Fenster flogen, warf einen Gemüsekarren beinah um und hielt so plötzlich und schroff an, daß das Pferd ob der ungewohnten Behandlung sich bäumte. Der Kutscher nahm verwundert die Zügel entgegen, die ihm sein Herr zuwarf und erhielt die Weisung, nicht auf ihn zu warten. —

Die Cartier hatte mit einer frischen Haube eine solche Miene demüthiger Schlauheit aufgesetzt, daß sie einem vornehmen Liebhaber als die wünschenswertheste Unterhändlerin erscheinen mußte.

„Die Rosen?“ rief ihr Dampiel im Vorbeigehen zu; sie hatte eingerichtet, daß er sie allein in der „Loge“ traf.

„Die liebe Taube! Schon dreimal hat sie ihnen frisches Wasser gegeben, der Alte zerbricht sich den Kopf und findet's doch nicht aus, wer sie geschickt hat.“

„Sorgen Sie, daß ich mit dem Mädchen ein paar Minuten allein sprechen kann. Wie, wenn Sie den Vater herausriefen?“ und zögernd, als wolle er ihrem Scharfsinn überlassen, hierselbst zu combiniren, setzte er hinzu:

„Ein Deutscher. Ei, da hat die Polizei vielleicht schon von ihm Notiz genommen!“

Dann warf er ihr ein Angeld zu — der Diener hatte Recht, er zahlte in Gold — und eilte nicht ohne aristokratischen Widerwillen die steilen, schmutzigen Treppen hinauf. —

Mörus war mit einem gewissen Behagen auf die Idee eingegangen, die beiden jungen Leute in seiner Sprache zu unterrichten, er docirte gern, hier hatte er es offenbar nicht mit Anfängern zu thun und neben der Grammatik, was für Aufschlüsse konnte er über die Politik gewinnen. Beobachten und Schlüsse ziehen war so zu sagen sein Steckenpferd und der Unfehlbarkeitsglaube an seinen Scharfsinn war ihm unumstößliches Dogma geworden. Er betrachtete fremde Menschen, neue Ereignisse, ausländische Einrichtungen wie Exempel, die sich nach einer Regel de tri lösen lassen, zu der er die Gesetze in seinem Studirzimmer aufgestellt hatte. Er zog das Facit mit unerschütterlicher Ruhe und war stets überzeugt, daß es stimme; der Irrthum, dieses Erbtheil menschlicher Erkenntniß, dem selbst der Banquier in seinem Zahlenregister einen Vorbehalt einräumt, war ein für alle Mal aus seinen Berechnungen ausgeschlossen.

Die Lehrstunde war vom Vicomte anders aufgefaßt worden, als der Journalist sie zu geben meinte.

„Und das Fräulein?“ rief er, als er Mörus mit feierlicher Miene neben einem Haufen Bücher stehen sah, die dieser zum Theil erst aus der Bibliothek herbeigeschafft — die Rosen in der Mitte des Tisches bildeten einen seltsamen Contrast zu diesem Apparat der Gelehrsamkeit.

„Bücher und Frauen gehören nicht zusammen.“

„Ei, so schließen Sie die Bücher ein und lassen Sie mich die Frau allein genießen. Sie werden sie doch hoffentlich nicht in Verbannung geschickt

Digitized by Google

haben. Darf ich?" — er klopfte an Paulinen's Thür, noch ehe Mörus ihn davon abhalten konnte. Das Mädchen erschien auf der Schwelle, ihre Arbeit in der Hand. Er machte eine Verbeugung, bot ihr den Arm und führte sie galant in die Stube, ihr den einzigen bequemen Lehnstuhl zurecht rückend, den Mörus nach einigem Ueberlegen seinem Schüler abzutreten gedacht hatte. Dann schob er die Rosen dicht vor sie hin und sagte in seiner Sprache:

„Die schönste Rose verbleicht in Ihrer Gegenwart. Wie heißt das auf deutsch, Monsieur Mörus? Schauen Sie nicht so finster drein, theurer Meister, ich fange meine Lection jetzt an. Anfänger aber muß man ermuthigen."

Dann, ehe er noch die Antwort abgewartet, fing er an die Bücher zusammenzupacken und vom Tisch abzuräumen.

„Sie sagten, daß Frauen und Bücher nicht zusammen paßten, erlauben Sie, daß ich nach Ihren Ansichten handle."

Mörus war einen Augenblick in Versuchung gewesen, wieder nach der Löwenhaut zu greifen, aber es lag in dem Wesen des jungen Mannes eine so vollendete weltmännische Sicherheit, daß der Volkstribun zum ersten Male anfing, an dem Effect seiner rauhen Schaale zu zweifeln. Es war der Despotismus eines vornehmen, verwöhnten Kindes, der ihm gegenübertrat. Den schlägt man in absentia schnell mit der Feder todt — aber nicht so schnell mit Worten, wenn er in Person vor einem steht — Lackstiefel an den Füßen, gekleidet von Dusantois nach neuestem Schnitt.

Der Journalist war auf Grammatik vorbereitet gewesen, sehnsüchtig sah er nach seinen Büchern, die der Vicomte auf einer kleinen Etagère in dem entferntesten Winkel des Zimmers angehäuft und mit einer Serviette sorgfältig zugedeckt hatte. Lächelnd und sich die Hände in kindischer Lust über seinen klugen Einfall reibend, trat er zum Tisch zurück.

„Freie Vorträge — wir werden nur freie Vorträge halten, nicht, verehrter Meister?"

Mörus setzte sich seiner Tochter gegenüber, die in ihrer Arbeit fortgefahren war, warf einen strengen Blick nach den Rosen und sagte dann zu Dampiel:

„Ich habe, ehe wir von anderen Dingen verhandeln, noch um eine Aufklärung zu bitten. Als meine Tochter diesen Morgen erwacht . . ."

„Sind Rosen neben ihrem Lager erblüht", unterbricht ihn der Vicomte — „Rosen, das Wunder der Portiuncula, und Sie Ungläubiger aus dem Lande Luthers protestiren gegen die Einwirkung des Himmels. Wenn ich Ihnen nun aber versichre, daß in diesem gesegneten Lande Frankreich, laut glaubwürdiger Zeugen, Wunder noch heutigen Tages geschehen. Sie klagen auf hinterlistigen Betrug — still, ich beichte schon" — er faltete bittend die Hände gegen den Journalisten, „verzeihen Sie dem Verwegnen, der der Tochter Rosen schickt, ohne den Vater vorher um einen Passirschein zu bitten. Aber wahrlich, wenn ich die Formalitäten erfüllt, so hätte ich Heu statt Blumen zu senden gehabt. Meine Tante schickte sie mir gestern mit ihrem Gärtner. — Welche Strafe steht auf meinem Verbrechen?"

„Wie sonderbar", sagte das Mädchen und sah ihn scharf an, „wie ich die Blumen heute früh fand, waren sie so frisch, als seien sie nur eben geschnitten — und sollten gestern . . ."

„Gnädiges Fräulein", rief Dampiel und reichte ihr die Hand, „ich habe zum letzten Mal gelogen. Da Sie mich doch immer ausfinden, werde ich von jetzt an lieber gleich mit der Wahrheit anfangen."

Digitized by Google

„Wollen Sie die Güte haben, diesen Satz in deutsch zu wiederholen", rief Mörus, der fand, daß es die höchste Zeit sei, die Lection zu beginnen.

„Ach, das ist ja viel zu schwer zum Anfang."

„Es ist so schwer nicht, als es scheint: ich habe gelogen, ich habe, das Hülfszeitwort: haben . . ."

Man klopfte heftig an der Thür.

„Herein", rief Mörus.

Da stand die Cartier vor der Thür, diesmal trotz der drei Treppen nicht außer Athem.

„Herr Mörus, auf einen Augenblick."

Der Journalist schritt zur Thür und die Klinke in der Hand, wollte er mit der Frau verhandeln, aber schon nach den ersten Worten machte er eine entschuldigende Verbeugung gegen Dampiel und verließ das Zimmer.

„Es ist gut, daß Ihr Vater eine Stellvertreterin gelassen", sagte der Vicomte, „ich lerne am liebsten von Frauen."

„Ei, da will ich Ihnen doch die Wohnung einer alten Landsmännin aufschreiben, die hat jetzt ihre liebe Noth, Stunden zu bekommen, die Arme! Muß sich quälen, allein im fremden Land. Und die versteht's Unterrichten, selbst der Papa lobt sie, und der ist gar streng."

„Aber wenn sie alt ist . . ."

„Nun, da hat sie ja das Handwerk schon lang in der Uebung und kennt's um so besser."

„Wie gut Sie schon anfangen zu sprechen."

„Ja", sagte sie, „ich will mich jetzt herzhaft quälen, denn es taugt nichts, wenn man in der Fremde ist und kann mit den Leuten nicht schwatzen."

„Wir lehren uns gegenseitig, nicht? Es muß doch recht einsam für Sie sein, so allein hier . . ."

Sie mochte es nicht leiden, daß er sie beklagte. „Ich habe ja die Nachbarn", rief sie, trat an's Fenster und lehnte sich hinaus. Die Gegenwart des Vicomte war ihr unheimlich, sie wußte selbst nicht warum.

Er trat ihr näher, änderte plötzlich den spielenden, etwas frivolen Ton und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit:

„Sie lieben Ihren Vater?"

„Den Papa? Das ist eine komische Frage. Wenn man auch hier im Lande Manches anders spielt, als bei uns, seine Eltern wird man wohl grad' so lieben, wie man sie in Deutschland liebt."

Und bei der Erinnerung an das Spiel flog es wieder wie Unwillen über das Gesicht.

„Ich weiß nicht", sagte er zögernd und ihren Einwurf scheinbar nicht beachtend, „ob ich Ihnen etwas von meinen Besorgnissen mittheilen darf — und doch . . . Sie haben eine kräftige Seele . . . können Sie schweigen?"

„Ich wüßte doch nicht, wie wir etwas Apartes mit einander haben sollten, das ich nicht Jedem dreist 'rausjagen dürfte."

„Es geht den Vater an", fuhr er ruhig fort, „ich fürchte . . . er hat so eine unvorsichtige Art . . ."

Als hätte eine eiskalte Hand sie berührt, schauerte sie zusammen — ob sie den Vater liebte. Aber sie überwand die Bewegung und sagte gleichgültig:

„I, der weiß schon, was er schwatzt, der ist ja gar nicht so wild, als er thut, das werden die Andern wohl ebensogut ausfinden, als ich."

Digitized by Google

„Sie täuschen sich, er hat Feinde . . ."

Sie wurde nachdenklich. „Es giebt eben Niemand, den Alle leiden mögen."

„Und er scheint die Gefahr nicht zu kennen, der er sich aussetzt . . ."

„Um Gotteswillen, was ist's mit der Heimlichkeit", fuhr sie auf, „ich kann's nicht ertragen, wenn man mich zum Fürchten macht — was ist's?"

„Beruhigen Sie sich — und vor allen Dingen, Pauline . . ." sehr innig — „darf ich Pauline sagen? Fassen Sie Vertrauen zu mir; wollen Sie mir vertrauen?"

Sie zögerte, die Hand anzunehmen, die er ihr entgegen hielt.

„Man hält seit dem Kriege einzelne hier befindliche Deutsche im Verdacht von Spionen . . ."

Heftig fing sie an zu zittern, sie sah ihren Vater schon im Gefängniß. „Ach Gott, warum denn mir das sagen. Der Papa muß es wissen, und gleich — ich hol' ihn herauf. Da kann ich nur schnell wieder einpacken. Denn einsperren — bewahre, einsperren läßt sich der nicht."

„Dem Vater sagen. Das würde ihn verderben — nein, theures — theures Kind, schwören Sie mir vor allen Dingen, über das, was ich Ihnen mitgetheilt, zu schweigen."

„Nein, nein", rief sie heftig, „das wäre ja sündhaft. Der Papa muß Alles wissen — gleich —"

„So wollen Sie ihn in's Unglück stürzen?" Sie horchte auf.

„Jede Ahnung einer Gefahr", fuhr er fort, „würde ihn mißtrauisch machen, er würde plötzlich ausweichend, zurückhaltend werden und Andere nur in ihren Vermuthungen bestärken. Nein, ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit. Lassen Sie mich über ihn wachen, wollen Sie mir Ihre Hand geben, zum Zeichen, daß Sie mir die Sorge für ihn anvertrauen? . . ."

Des Vaters Sicherheit lag vielleicht in Dampiels Macht, jetzt wagte sie nicht mehr, ihm ihre Rechte vorzuenthalten, leidenschaftlich drückte er sie an seine Lippen, wie gern wäre er einen Schritt weiter gegangen und hätte das bebende, kleine Geschöpf an sein Herz gezogen. Aber selbst während er nur ihre Hand küßte, hatte er ein unsicheres Gefühl, das ihn zu keinem rechten Genusse kommen ließ. Er war wie Einer, der ein Kätzchen streichelt, mit dessen Krallen er den Tag vorher Bekanntschaft gemacht hat.

„Dieses kleine Hexchen ist ganz unberechenbar", dachte er, „jetzt scheint sie zahm, aber wer weiß, was im nächsten Augenblick vorgeht."

Trotzdem hatte er keine Lust, die Hand loszulassen. Sie aber kämpfte mühsam eine Thräne hinunter, die sich zwischen der Wimper vordrängte; den Handkuß hatte sie kaum gefühlt.

„Er wird mir ja nur die Hälfte von dem erzählt haben, was er weiß. Vielleicht ist der Papa auf der Polizei schon angezeigt."

Im Geiste sah sie ihn schon in Fesseln — wie hätte sie es nun gewagt, ihm ihre Hand zu entziehen — wer weiß, wie viel von seiner Gunst abhing!

„Ich habe einflußreiche Freunde, Pauline, und nie — nie würde ich zugeben, daß dem Vater eines von mir so hochverehrten Wesens" — sein Athem streifte sie — „ein Haar gekrümmt werde — Muth, Pauline . . ."

Die Thür wurde geöffnet und Mörus trat wieder ein.

„Die alte Person hat zwanzig Minuten improvisirt", dachte Dampiel, der einen schnellen Blick nach der Uhr geworfen; „was in dem grauen Kopfe für Talent steckt."

Digitized by Google

Pauline rang mit sichtbarer Verlegenheit, denn sie hatte nun ein furchtbares Geheimniß zu bewahren, von dem des Vaters Ruhe abhing, aber Dampiel plauderte mit einer Unbefangenheit, die ihr völlig unbegreiflich war. Bei dem ersten Geräusch hatte er ihre Hand losgelassen und war zurückgetreten, er war scheinbar im lebhaften Streit mit ihr unterbrochen worden.

„Da kommt der Papa", rief er. „Verehrter Meister, Sie sollen Schiedsrichter sein. Sehen Sie das junge Mädchen dort am Fenster? Die mit dem hohen Kamm — da! — Fräulein Pauline behauptet, daß sie läse, ich aber meine, sie hält das Buch nur der Nachbarn wegen im Schooß, sie wendet ja die Seiten nicht. Sehen Sie nur recht hin, wahrhaftig, — sie hält das Buch verkehrt!"

Aber der Journalist war gar nicht aufgelegt, sich mit seinen Nachbarn zu beschäftigen, er stellte sich majestätisch vor Dampiel auf und stieß ein Lachen aus, das unbefangen erscheinen sollte und doch sehr gezwungen heraus kam.

„Es scheint, man beschäftigt sich höhern Orts mit meiner Person", sagte er mit dumpfem Pathos. „Ja, ja, ich wittre Verfolgung! Man trägt nicht ungestraft gewisse Namen."

Pauline hielt sich nicht länger. Während der ganzen Unterredung mit dem Vicomte hatte sie schon mit dem Weinen gekämpft, nach diesem neuen Schlag ließ es sich nicht länger zurückhalten — sie brach in Thränen aus.

„Hat man Dich hier auch verurtheilt, Papa, will man Dich gefangen nehmen?"

„Wie schwarz Ihr gleich Alles auffaßt. Statt mit Besonnenheit die Verhältnisse zu überblicken, verliert Ihr das bischen Kopf noch ganz und fangt an zu weinen."

Der Vicomte schien ganz Besorgniß, ganz Eifer für den Märtyrer.

„Rechnen Sie auf mich, Herr von Mörus", rief er, „wollen Sie in einer Verkleidung entfliehen?"

„Laßt uns die Gefahr abwarten", sagte Mörus würdevoll, aber innerlich beschließt er, den Vorschlag einer Verkleidung im Auge zu behalten. Als er sich einmal umwendet, nähert sich Dampiel dem Mädchen und leise, aber eindringlich flüstert er ihr zu: „Um welche Stunde treffe ich Sie heut Abend allein?" und wie sie unschlüssig vor sich hinstarrt: „Um des Vaters willen, Pauline, ich muß Sie allein sehen — die Stunde?"

„Aber doch nicht heut?" seufzte sie.

Er denkt: natürlich heut, mein Hexchen, denn morgen ist ja Salvady an der Reihe, und darauf wiederholt er entschieden, wie Einer, der keinen Widerspruch kennt: „Die Stunde?"

„Um neun Uhr bin ich allein . . ."

„Auf Wiedersehen, Pauline."

Sie sieht zur Erde, nicht wild und heftig jetzt, geängstet und hülflos, verlangend umschließt sie sein Blick, halb ist es ihr kindlich, süßes Wesen, das ihn anzieht, halb der Ehrgeiz des Spiels.

„Er soll dein Herr sein! — unser altes Recht", denkt er, und darauf drückt er Abschied nehmend dem Vater die Hand.

„Und unsere Lehrstunde?"

„Wer wollte jetzt daran denken. Lassen Sie mich lieber ein paar Hebe in Bewegung setzen, damit ich im Falle der Noth mich hülfreich erweisen kann."

„Großmüthiger Feind" . . . hebt Mörus an, und hat wieder eine An-

Digitized by Google

spielung auf das Nationalitätenfieber im Sinn . . . aber der „Feind" hört ihn nicht mehr. Die Cartier hustet, als er bei ihrem Schiebefensterchen vorbei kommt. „Um neun Uhr bin ich zurück und dann liebe ich keine Störung", herrschte er sie an. Darauf schüttelt er den plebejischen Staub von den Füßen und sieht sich auf der Straße zerstreut nach seinem Wagen um — er hat ganz vergessen, daß er ihn zurück geschickt.

Dampiel trug sich nicht mit Illusionen. Es stand bei ihm fest, daß das Mädchen keine Neigung für ihn habe, aber das kümmerte ihn wenig. Er ist kein Romantiker. Romantik ist die Einleitung zur Liebe und die überspringt er gern, wie die Vorrede im Roman. Das Stelldichein zieht ihn an und stößt ihn auch wieder zurück. Ihm graut vor dem schmutzigen Hause, vor der steilen, unsaubern Treppe. Brennt das Bürgervolk auch Gas? Oder wird es finster sein und er auf's Geländer angewiesen? Es fällt ihm der abgebrauchte Vergleich von dem schmalen Pfad ein, der zum Paradiese führt, der Pfad der Tugend ist schmal . . . und er lacht bei dem Bilde vor sich hin. Es ist noch Manches, das ihm die Sache unbehaglich erscheinen läßt. Mit der Cartier hatte sich in des Journalisten Stube ein Geruch von verbranntem Fett verbreitet, den selbst das „Wunder der Portiuncula" nicht überwältigen konnte. Würden die Leute auch die Fenster geöffnet halten, oder würde er den Geruch noch vorfinden? Er schüttelte sich.

„Was nützt die süßeste Speise, wenn sie schlecht serwirt wird", seufzte er. An ein vollkommnes „Serviren" aber war er von jeher gewöhnt gewesen. Geld macht das freilich nicht allein, aber ohne Reichthum muß auch der feinste ästhetische Sinn sich an Geschmacksdissonanzen gewöhnen. Er war in Ceremonien gewiegt worden und mochte sie nicht entbehren. Wäre das Mädchen auf sein Verlangen an einem dritten Ort erschienen? Er warf sich vor, daß er es nicht wenigstens versucht hatte. Alles das fiel ihm ein, als er die gewöhnliche Nachmittagsfahrt ins Bois de Boulogne machte. Er kam an Salvady vorüber, der mit ein paar Kameraden Tandem fuhr. Als ob er schon Sieger sei, nickte er dem zu. An Eines dachte er gar nicht mehr, an den Vater Spion, der als Schild dem Rendez-vous vorstand. Er war des Menschen ernstlich satt; hatte er nicht genug Unbequemlichkeiten erduldet und sollte nun noch Comödie spielen?

Eine Ahnung von dem eigentlichen Zwecke aller dieser Lügengewebe um sie selbst hatte Pauline natürlich nicht, was sollte sie von einem galanten Abenteuer wissen? Sie saß jetzt bei ihrem kleinen Stümpfchen Licht allein auf ihrem Zimmer und nähte, sie hatte nur noch die Aermel einzusetzen, dann war das Kleid bis auf das Herausziehen der Heftfaden fertig — fertig! Die Grübchen kamen zum Vorschein bei der frohen Aussicht und sie stach emsig mit ihrer flinken Hand in den steifen Kattun. Die Nadel brach — der Finger blutete! „Man sagt, daß man sich in dem Kleid verlobe, an dem man beim Anfertigen drei Nadeln zerbrochen hat. — Das ist wirklich schon die dritte Nadel. „Wenn mich die Mutter doch in dem Kleide sehen könnte", denkt sie, denn es fällt ihr auf einmal ein, daß die immer sagte: „Blau steht Dir am Allerbesten, Pauline!" Bei dem Gedanken an die Mutter sinkt die Arbeit plötzlich in den Schooß und sie greift nach ihrem fadenscheinigen Taschentuch; heut hat sie's oft in Bewegung gesetzt!

Digitized by Google

Das Licht flackert trotz der zugemachten Fenster — wie schlecht hier in Paris alles schließt. — Weil sie aber Thränen in den Augen hat, wird's ihr schwer, bei der unruhigen Flamme zum Arbeiten zu sehen. Ja, die Fenster sind wirklich geschlossen und es riecht noch nach verbranntem Fett in der Stube; sie merkt das aber kaum, denn was man täglich erträgt, fällt einem zuletzt nicht mehr auf. Wie sie von der Arbeit einmal aufsieht, um einen „Räuber" vom Docht zu entfernen, der die schwache Flamme noch trüber macht, fallen ihre Augen auf die Rosen, die neben dem Leuchter stehen. Die Rosen von dem, der sich nicht einmal schämt, wenn er gelogen hat. Der sieht einem nur groß in die Augen und wird nicht einmal roth. Es ist undenklich. — Sie hatte einst die Lieblingstasse vom Vater zerbrochen — damals lebte die Mutter noch — die konnte tüchtig schelten, nicht so laut wie der Vater, aber es that weher, wenn's von ihr kam. — Ja, sie hatte die Tasse zerbrochen und weil die Katze grad' in der Küche war, da — für einen Augenblick nur, kam ihr der Gedanke: könnt' ich's nicht auf die Katze schieben? Aber beim bloßen Denken schoß ihr das Blut in die Wangen — sie hätte es nimmer über die Lippen gebracht. Sie nahm nun gleich die Scherben und weinend trug sie die der Mutter entgegen: ich wars, sei nur wieder gut. — Und der — der lügt und wird nicht einmal roth. — Sie schiebt die Blumen weit weg — und wenn sie noch so schön riechen, sie kommen von dem, der lügt. —

Wenn sie doch lieber der Andere gegeben hätte, der mit dem kranken Arm. Leiden und gut sein scheint ihr verwandt. Weshalb? Weil sie Mitleid mit ihm hat, weil er ihr gefällt, wünscht sie, daß er gut sein möchte, und weil sie's wünscht, glaubt sie's. Die ewige Logik der Frauen. Der Andere kommt morgen in die Stunde.

Morgen wird sie auch den Papa um ein Buch bitten und selbst anfangen französisch zu studiren. Das Kleid wird ja heut fertig und dann giebts Zeit dazu. Und nun fängt sie schon an in Gedanken zu übersetzen, was sie ihm sagen möchte. Er ist gar nicht recht vorsichtig mit seinem Arm, er bewegt ihn manchmal und das hat ihm der Arzt doch gewiß verboten. Spät im Freien sitzen sollt' er auch nicht, bis er die Binde abgelegt hat. Morgen wird sie die Worte, die ihr fehlen, im Buch aufsuchen und ihm das Alles sagen, vielleicht hat er auch keine Mutter hier, die für ihn sorgt, oder die ist auch schon todt. Männer die denken ja von selbst nicht an solche Dinge.

Da schlägt's neun in St. Germain l'Auxerois und leise wird an die Thür geklopft. „Das ist der mit der Lüge", denkt sie, fast hatte sie vergessen, daß er noch einmal wiederkommen wollte. Recht unnöthig scheints ihr jetzt: „da — grad' wenn ich nur noch ein paar Stiche zu nähen habe, um fertig zu sein, die Störung. Wie ärgerlich." —

Sie öffnet die Thür und Dampiel tritt ein. Er kommt direct von Tortoni, viel Champagner hat er nicht getrunken, nur ein Glas oder zwei. Parfüm hat er mehr aufgegossen, er wollte den Fettgeruch betäuben.

„Wie stark das riecht!" sagte das Mädchen, „was ist es denn? Die ganze Stube wird nach Ihnen riechen, das ist ja viel stärker als Rosen." Und sie geht zum Tisch zurück und nimmt ihre Arbeit wieder vor.

Er hat noch nicht gesprochen, schiebt einen Stuhl ihr grad gegenüber und setzt sich.

„Sie sind wohl die Treppe recht schnell gesprungen", ruft sie, „daß Sie gar nicht reden können?"

Digitized by Google

Er aber schweigt und sieht sie nur immerfort an.

„Ich fürchte mich nicht mehr", schwatzt sie weiter, es wird ihr peinlich, daß er gar nicht spricht, „der Vater auch nicht, man sagt, es sei gar nichts Aengstliches mit den Spionen. Was ist Ihnen denn eigentlich? Man könnte denken", fügt sie muthwillig hinzu, „Sie hätten wieder das Spiel von neulich gespielt und wären zu schnell gelaufen."

„Pauline", fängt er endlich an, doch er weiß nichts zu sagen, er streckt ihr beide Hände entgegen und sieht sie nur bittend an, „Pauline ..."

Sie kann gar nicht begreifen, was er meint, doch unwillkürlich weicht sie zurück. Da springt er auf, kräftig umschließt sein Arm sie und will sie an sich reißen, sie kann sich nicht befreien, da schreit sie laut in ihrer Angst:

„Wenn das der Vater sähe, der würde sagen: das ist ja feig, wenn Einer mit dem Andern ringen will, der so viel schwächer ist. — Ja — feig."

Feig! Das trifft seine Ehre.

„Nein, Sie sind stärker," ruft er, läßt sie los und schlägt die Hände vor die Augen. Dann, plötzlich ohne sie nur noch einmal anzusehen, stürzt er zur Thür hinaus und wirft sie dröhnend hinter sich ins Schloß.

„Mit dem ist's nicht recht richtig", denkt das Mädchen und schiebt den Riegel vor. Sie zittert heftig, denn sie ist sehr erschrocken. Dann macht sie leise das Fenster auf und schaut ihm nach: „Wie schnell der läuft. Was hat er nur, er wendet sich nicht einmal um."

Das war der Cartier gar nicht recht, daß der so schnell gegangen. Und war doch so sicher bewacht. Ein gar schmucker Herr, und so ein nobler Herr — auf's Geld sah der nicht! Muß sich da an das ausländische Mädel hängen, der hier so leicht die Schönsten haben konnte. Und das grüne Ding — der Unverstand. Stößt das Glück von sich. — Nein, auf Geld sah der nicht."

Sie dreht am nächsten Morgen einen Brief in der Hand herum, den der Postbote soeben abgegeben und möchte gar zu gern wissen, ob er von ihm kommt. Sie betrachtet ihn von allen Seiten, leider ist das Papier zu dick, um durchlesen zu können. Schwer entschließt sie sich, ihn abzugeben, sie trägt in selbst hinauf.

„Ein Brief!" jauchzt Pauline, „Papa, ein Brief für mich!" — Es ist der erste, den sie empfängt. Behutsam schneidet sie ihn auf, denn sie will das kleine Wappen nicht verletzen, das ihn schließt.

„Papa, ein französischer Brief. Den kann ich ja gar nicht lesen."

Der Vater nimmt die Brille zur Hand — die Cartier steht noch an der Thür, für ihr Leben gern möchte sie wissen, ob der Brief von Dampiel

„Es ist gut, liebe Frau", ruft Mörus, „es ist kein Antwort darau zu geben."

Zögernd greift sie zur Klinke, dann horcht sie von außen, aber was nützt denn das? Die Barbaren haben ja ihre eigne Sprache und reden unter einander nicht französisch.

„Salvady" — entziffert Mörus die Unterschrift. „Das ist der Officier — sieh — sieh. Warum schreibt er denn nicht direct an mich?" Darauf liest er vor:

„Mein Fräulein!

Das Unglück hat mich doppelt heimgesucht, aber in ungleicher Weise.

Digitized by Google

Denn was ist der Schmerz, der mich an's Zimmer fesselt, neben dem andern, Sie heut nicht sehen zu dürfen?

Seien Sie gütige Vermittlerin bei Ihrem Vater und sagen Sie ihm, daß mich der Arzt zum Gefangenen gemacht und ich meine Lehrstunde aufschieben muß. Theilen Sie ihm auch mit, daß der bewußte Bericht sich im Moniteur vom 9. September befindet. Die Redaction wird die Einsicht gestatten.

Schenken Sie dem Einsamen einen freundlichen Gedanken — er segnet Sie dafür!

In unveränderlicher Treue und Hochachtung

Ihr

Ihnen bis zum Tode ergebner

de Salvady."

„Das Französische ist doch eine höfliche Sprache, wie galant die Worte aneinandergefügt sind, die doch eigentlich keinen Sinn haben, ein non-sense, aber er klingt angenehm." Er warf den Brief auf den offnen Schreibtisch, vor dem er stand.

„Der arme Mensch", sagte Pauline, „da liegt er allein und wird sich gar nicht schonen, weil er Niemand hat, der auf ihn Acht giebt."

„Ich werde ihm einen Besuch machen", sagte der Journalist, „hat er denn seine Wohnung angegeben?... Nein!... O, das leichtsinnige Volk!"

„Und muß aus dem Gasthaus essen", jammerte Pauline, „könnt ich ihm doch nur eine Krankensuppe kochen."

„Kind, der schien mir in geordneten Geldverhältnissen, da wird er sich schon eine kräftige Bouillon verschaffen können."

Sie hatte vorgehabt, das neue Kleid heut anzuziehen — da hängt es frisch geplättet — ein selbstgestickter Streifen eingeheftet. Und blau — blau, das ihr so gut steht!

„Es liegt wie ein Verhängniß über den Stunden", sagte der Journalist, setzte sich an den Schreibtisch und tauchte die Feder ein.

Pauline tritt an ihn heran: „Wo ist mein Brief, Papa?" und sie streckt ihm ihre kleine Hand entgegen.

„Kind, den Brief behalt' ich wegen der Notiz über die Versammlung."

„Das darfst Du nicht, Papa."

Er sieht sie streng und zugleich höchst erstaunt an.

„Ich werde doch wohl den Brief behalten können, wenn es mir beliebt."

„Nein, Papa" — sie weiß kaum, wo sie den Muth hernimmt, aber sie fährt doch fort: „gestern hast Du mir gesagt ... weißt Du noch? ... Du hast etwas von Eigenthumsrecht gesagt ... es war wegen der Rosen ..."

„Ich weiß sehr wohl, was ich gesagt habe. Ich rügte, daß Du Dir die Autorität über einen Gegenstand anmaßtest, von dem das Eigenthumsrecht nicht festzustellen war — das ist Dir doch klar gewesen?"

„Aber der Brief ist doch mein — was ist denn sonst Eigenthumsrecht?"

„Ach, Kind, nun fängst Du gar noch an zu argumentiren! Das paßt ja gar nicht für Dich. Näh' mir lieber den abgerissenen Knopf dort an."

„Aber, Papa, wenn der Name von Jemand auf einer Sache geschrieben steht, so gehört sie ihm doch?"

„Nein, so gehört sie ihm noch nicht, denn das giebt keinen Beweis. Gesetzt, Du nähmest diese Feder" — er kommt sich so gütig, so herablassend vor, seine Zeit mit Erklärungen für sie zu verschwenden — „gesetzt Du

Digitized by Google

nähmest diese Feder und schriebest Deinen Namen in meinen Hut dort, so würde der Hut dadurch doch nicht zu Deinem Eigenthum werden."

Das ließ sich nicht leugnen, und doch mußte etwas Falsches in diesen logischen Schlüssen sein, denn der Brief, das war ja sicher, der gehört ihr. Es wallte in ihr auf, sie war so durchdrungen von ihrem Recht — aber was nutzt das Recht, wenn man es nicht zu vertheidigen versteht?

„Papa, ist der Brief mein oder Dein?" versuchte sie es wieder — hier kann er ihr doch nicht ausweichen.

„Der Brief ist Dein" — schon frohlockt sie — „aber Du selbst gehörst mir, und somit ist, was Dir gehört, mein Eigenthum."

Alles, was sie davon verstanden hat, ist, daß er ihr den Brief nicht geben will.

„Wenn ich die Knöpfe angenäht habe, kann ich den Brief dann haben, lieber Papa?" bittet sie.

Die Sache ist gleichgültig, er hätte ja die Notiz abschreiben können, aber das Princip muß aufrecht erhalten werden: einer Frau nachgeben ist unmännliche Schwäche.

„Du hast gehört, was ich gesagt habe: Du wirst den Brief nicht bekommen."

Sie zittert und kann vor Erregung kaum sprechen.

„Der Brief ist mein . . . und weil er mir gehört, so nehm ich ihn." Bei diesen Worten, behend wie eine Katze, hat sie danach gegriffen und ihn erfaßt, sie hatte ja die ganze Zeit kein Auge von ihm verwendet. Sie springt damit in ihre Stube, schlägt die Thüre zu und schließt sie ab.

Wenn ihn der deutsche Kaiser plötzlich zum Mitregenten ernannt hätte, das Erstaunen des Journalisten hätte nicht größer sein können. Er schaut nur sprachlos nach der Thür . . . wird er die Regentschaft annehmen? — Wird er die Tochter ferner noch anerkennen?

Sie aber ist vor ihrem Bett in die Knie gesunken, vergräbt den Kopf ins Kissen und weint bitterlich. Sie ist der furchtbaren That so wenig gewachsen, die sie soeben verübt hat — was wird nun kommen? — Werden Gerichtsdiener das Schloß erbrechen und sie aus ihrer Stube holen?

Sie lauscht, ob sie nicht des Vaters donnernde Stimme wieder schallen hört . . .

Eines aber ist sie sich klar bewußt: den Brief wird sie eher verschlingen als wieder ausliefern. Was war er ihr noch vor einer halben Stunde? Ein hübsches Spielding — sie hat um ihn gelitten — jetzt ist er ihr Kleinod geworden.

Im Nebenzimmer aber bleibts still . . . Mörus ist ja kein Löwe, und vor denen, die das ausgefunden, was soll das Maskenspiel?

Hat die Tochter die Verkleidung erkannt? fragt er sich in der tiefsten Tiefe seines Herzens.

Dampiel hatte verloren — das war ausgemacht. „Chance des Spiels", lachte er, aber es schmerzte ihn mehr, als wenn sein Lieblingspferd plötzlich lahm geworden wäre. Verspielt! Er gehörte nicht zu denen, die auf eine verlorene Sache zurückkommen. Mit den Worten: Es ist feig mit einem Schwächeren kämpfen, hatte das Mädchen, natürlich ganz unbewußt, an seine Cavalierehre appellirt und die hielt er unbefleckt. Man weiß ja, Cavalierehre ist nicht aus einem Register von Tugenden zusammengesetzt,

Digitized by Google

die graden Wegs ins Himmelreich führen, ja, man könnte manchmal in Versuchung kommen, zu behaupten, sie verleite eher nach der entgegengesetzten Richtung, trotzdem ist sie nicht zu verachten, es ist ein Klang in dem Wort, zuweilen hohl, aber in einem gewissen Ensemble von vortrefflicher Wirkung.

Das Mädchen gefiel Dampiel, weiß Gott, sie gefiel ihm ganz ausnehmend gut, heut immer besser noch als gestern, aber jetzt war sie vor ihm sicher, er hätte sie vertheidigt, auch gegen seine eigene Leidenschaft, und das ist nicht das Leichteste, er war eben Cavalier.

Den nächsten Morgen fuhr er bei Salvady vor und war doch erstaunt, diesen zu Hause zu finden.

„Du willst wohl procura gewinnen? . . . oder . . . es scheint mir, Du nimmst die Sache sehr leicht, mein Bester, viel zu leicht — das Barbarenkind" . . . es war ihm unangenehm, von seiner Niederlage zu sprechen.

„Sie haben drüben keinen Geschmack", warf Salvady gut gelaunt hin, denn er errieth, was ihm der Andere mitzutheilen habe.

„Sie ist zu jung", rief Dampiel, „ich verstehe nicht, mich mit Anfängern abzugeben, gieb sie mir in zehn Jahren."

„Hast Du wirklich entsagt, zahlst Du Reugeld?"

„Nein, aber mir bleibt ja nichts übrig — ich — ich bin geschlagen."

„Du bist zu sicher gewesen, hattest keine Waffen . . ."

„Im Gegentheil, in voller Rüstung und doch geschlagen."

„Ist es möglich?"

„Nun, vorläufig bist Du auch noch nicht Sieger."

„Nein", sagte Salvady, „aber so lange Du mein Gegner warst, hatte ich wenig Chancen. Du bist gewiß zurückgetreten, um einem Invaliden den Sieg zu ermöglichen."

„Ganz und gar nicht, ohne allen Edelmuth, ich hätte sie seelensgern gewonnen. Sage, ist Dein Spiel verdeckt, oder willst Du mich in die Karten sehen lassen?"

„Ich werde die Karten auflegen, Du kannst dem Spiele beiwohnen."

„Wie sicher Du Deiner Trümpfe bist."

„Ich werde sie herkommen lassen."

„Und Du denkst, sie kommt? Das Herzchen, sie wird wohl auf einem Besenstiel kommen."

„Paul, es ist sündhaft, auf Ehre, es ist sündhaft, wie wir sind!" sagte blasirt Salvady, sich in seinen Divan zurücklehnend und betrachtete die Amoretten, welche in einem Panneau über der Eingangsthür gemalt waren.

„Ei, so rathe ihr, in ein Kloster zu gehen, wenn Du die Welt für sündhaft hältst."

„Apropos, weißt Du, daß mir Frau von Menard eine Partie vorgeschlagen hat?"

„Ist sie bereit, ihrer Mutterliebe für Dich zu entsagen?"

„Im Gegentheil, sie will mich fesseln, das Mädchen schielt."

„Es kommt drauf an, mit welcher Zahl die Differenz der Augenwinkel ausgeglichen wird."

„Die Zahl läßt nichts zu wünschen übrig. Aber schielend . . ."

„Es ist kein Mangel an schönen Augen, die findest Du außer der Ehe. Das Herzchen zum Beispiel, hat das Augen! Besonders wenn sie wild wird, solche Augen."

Digitized by Google

„Ich will sie schon zahm machen. Wenn ist sie allein?“

„Um acht Uhr bringt sie der Vater nach Haus, dann geht er sich in Politik und Bier berauschen.“

„So wollen wir zeitiger speisen.“

„Der Drache in der Loge, der sie hütet, ist wie gemacht, sie zu verderben. Von der erfährst Du Alles — gegen Baar natürlich.“

„Wollen wir Bank legen, bis sie kommt?“

„Wie sicher Du es nimmst, die kommt doch nicht.“

„Sie kommt, ich kenne die Frauen.“

„Die blonden nicht, von drüben — ich sage: nein.“

„Du willst es wohl auf eine neue Wette anlegen, gut, ich parire: sie kommt!“

Es war ein trübseliger Tag für beide Theile gewesen.

Am Schreibtisch sitzt Mörus, einst der allmächtige Herrscher des Hauses, und sieht die Grundpfeiler seines alten Throns erschüttert. Die Krone, die er stolz getragen, schwankt unsicher auf seinem grauen Haupt und eine kleine, energische Hand hat sich an dem Scepter vergriffen, das er für unantastbar gehalten. Der Unterthaneneid ist verletzt worden, die Revolution ist ausgebrochen — und sie hat gesiegt. Wird er, Mörus, stark genug sein, die Festung anzugreifen, hinter welcher der Feind sich verschanzt? Wird er eine Constitution geben müssen?

„Niederhalten muß man sie“, murmelte er vor sich hin, „mit eiserner Faust sie niederhalten, denn wenn man denen erst einmal Concessionen macht, da ist's mit der Herrschaft vorbei.“

Aber trotz der stolzen Gedanken, wagt er sich's gar nicht zu gestehen, aber er hat doch eine stille Angst vor dem heftigen, kleinen Empörer.

Wenn er ihn nur sehen könnte. Es gehört gar kein großes Feldherrntalent dazu, um zu beweisen, daß er seinen Sieg sehr schlecht benutzt. Der Angriff war nicht ungeschickt ausgeführt, besonders wenn man den Mangel an Uebung in der Kriegsführung ins Auge faßt, durchaus nicht ungeschickt, es war ein Ueberfall in bester Form. Die Schlacht war gewonnen, die Fahne erobert, nur weiter, nur nicht gleich Frieden schließen, Bedingungen vorschreiben, Constitution verlangen . . .

Aber da sitzt der Feind, er sieht nicht aus, als würde er den Krieg lange fortführen. Er wickelt sich in einen wollenen Shawl, denn ihm ist kalt; wie bei einem Kinde, das zu lange geweint hat, erbebt sein armer Körper von Zeit zu Zeit von einem nervösen Zittern. Er sitzt an einem kleinen Tischchen und hat eben — o, großmüthiger Feind! — mit vieler Mühe für den Entthronten im Nebenzimmer die Stelle aus Salvady's Briefe abgeschrieben, welche die Notiz über die Versammlung enthält. Abgeschrieben ist nicht eigentlich das Wort, sie hat genau die Zeichen nachgemalt, ein Kupferstecher hätte es kaum besser machen können. Nun ist sie fertig, und mittelst des Wörterbuches fängt sie an, den Brief zu übersetzen, noch einmal, Wort für Wort. Sie wird ihn dann, zur Uebung in der Sprache nur, auswendig lernen. Bei dem geringsten Geräusch hebt sie den Kopf und lauscht nach dem Nebenzimmer, es ist so unheimlich still, sie sehnt sich ordentlich nach dem bekannten Löwenbrüllen. Soll sie leise, leise die Thür aufschließen, hineingehen, ihm um den Hals fallen und sagen: „Ach, lieber Papa, vergieb mir nur wieder. Setze nur die Krone wieder auf und regiere ruhig

Digitized by Google

weiter, ich will mich auch gewiß nicht gleich wieder empören, wenigstens nur in ganz, ganz seltenen Fällen."

So ungefähr sind die Gesinnungen des Aufrührers. Wer den Frieden endlich machte? Einer, der für die Sterblichen unüberwindlicher noch ist, als altes Unrecht und neues Recht — der Hunger. Der Abgedankte mußte essen, die Mittagsstunde ließ sich nicht übergehen. Der Empörer freilich, dem war aller Appetit benommen, der hätte den ganzen Tag fasten können.

„Pauline", rief Mörus mit einer Stimme ohne alle Färbung, er hatte die Regierung noch nicht wieder angetreten, er hatte aber auch noch keine Concession gemacht.

„Was befiehlst Du, lieber Vater?" tönte es sanft von drinnen.

Triumph! Der Aufstand ist gedämpft, das Volk ergiebt sich auf Gnade und Ungnade.

„Pauline, setze Deinen Hut auf" — befehlshaberisch, denn die Situation hat sich zu Gunsten des angestammten Herrschers entschieden, „es ist Mittagszeit, wir müssen zu Duval."

Das Mädchen haucht auf ihr Taschentuch und drückt es an die Augen. Der Knopf ist natürlich angenäht, sie nimmt den Rock über den Arm, den Brief hat sie schnell zusammengefaltet und in ihr Mieder gesteckt, in dem Puncte bleibt sie fest, die Abschrift aber hält sie in der Hand. Vorsichtig schließt sie die Thür auf: „Hier ist Dein Rock, Papa, und auch die Copie der Notiz. Soll ich Dir ein reines Taschentuch herausgeben?"

Er schließt den Schreibtisch zu. — „Es geht ohne Constitution, man muß nur seine Würde zu behaupten wissen."

Selbst die Cartier schwankt einen Augenblick, ob sie es thun darf — aber man muß eben nicht über seine Kräfte versucht werden — wird man aber über seine Kraft versucht, ei, so ist es die Schuld der Versuchung und nicht die unsere, wenn man nachgiebt. Hundert Franken. Das ging wirklich über die Kraft der Cartier und darum gab sie nach. Konnte man es denn eigentlich nachgeben nennen? Sie hatte sich ja gar nicht um die Privatverhältnisse ihrer Miether zu bekümmern, sie war ein armes, einfaches Weib, verpflichtet in ihrer Stellung jeden Auftrag zu vermitteln — jeden — hätte es ihr denn angestanden, eine Auswahl zu treffen?

Bewahre, sie war gehorsames Werkzeug.

Pauline hatte ihr neues Kleid an — jetzt endlich hat sie's anprobirt, den ganzen Tag hat sie keine rechte Laune dazu gehabt. Es sitzt wie angegossen — sie hält das Licht hoch und findet, daß die Mama Recht hatte, wenn sie behauptet, blau stände gut. Da pochts — die Cartier, gefolgt von einem Mann in Vertrauen erweckendem Alter tritt herein: „Herr Mörus ist doch zu Hause?"

„Sie wissen ja, daß der Papa des Abends immer ausgeht."

Die Cartier aber schüttelt erstaunt den Kopf — sie habe ihn doch gewiß zurückkommen sehen.

„Recht schlimm", seufzt sie, „recht schlimm. Was thun wir nun mit Ihrem jungen Herrn?" wendet sie sich zu ihrem Begleiter, sich unschlüssig die Hände reibend. Pauline beachtet sie wenig, die Frau mit ihrem schmeichlerischen Thun ist ihr von Anfang an zuwider gewesen.

„Gnädiges Fräulein, der Herr hier kommt von . . . von . . ."

Digitized by Google

„Herrn von Salvady", ergänzt der Vertrauen Erweckende.

Pauline horcht auf. „Ist er kränker geworden?"

„Er liegt nicht gerade im Bett, aber er hat sehr heftige Schmerzen im Arm und . . ."

„Ja, von vorgestern Abend. Ich dacht's mir wohl. Ein feuchter Abend und der kranke Arm. Da wirft sich der Schmerz eben in die Gelenke und man hat seine liebe Noth, ihn wieder fortzubringen."

„Wir haben heut schon Alles versucht", sagt der Diener, „wie so Patienten sind — die Schmerzen wollten nicht gleich aufhören, von den Recepten des Arztes schien keins anzuschlagen, da hätte ihm mein Herr beinahe die Thür gewiesen, der darf ihm nicht wiederkommen. Und jetzt — jetzt . . . gnädiges Fräulein müssen verzeihen, Kranke sind eben wunderlich . . ."

„Ja, das weiß man", sagt das Mädchen, sie hatte Erfahrung mit Kranken.

„Jetzt fällt ihm ein, Sie hätten neulich von einem schmerzstillenden Mittel gesprochen, das schnell hilft . . ."

„Das will ich meinen, ich hab's schon manches Mal versucht."

„Ich wollte dem Herrn vorstellen, das könne er Ihnen ja gar nicht zumuthen, aber — nun er ist eben gereizt und angegriffen — er wollte durchaus, ich sollte hergehen und den Auftrag an Herrn Mörus ausrichten."

Die Cartier begleitet den Vortrag mit entsprechendem Mienenspiel.

„Ja, der Papa, der kann das Pflaster auch nicht bereiten."

„Aber er hätte Sie doch begleiten können, denn sehen Sie, mein Auftrag lautet so: ich sollte den Herrn Mörus bitten, in Ihrer Begleitung für eine Stunde zu meinem Herrn zu kommen. Dann hätten Sie das Mittel bereiten können und Ihr Herr Vater würde meinen Herrn mit seinen Gesprächen aufgeheitert haben. Der Wagen steht unten, in einer Stunde wären Sie wieder zurück gewesen."

„Hat er denn keine Verwandten hier?"

„Nein, Fräulein, er lebt überhaupt sehr zurückgezogen, schließt sich schwer an. Ach, so ein braver, lieber Herr und muß so leiden."

Es hatte ihr nicht geschienen, als ob er sich schwer anschlösse, aber vielleicht hatte er eine Ausnahme zu ihren Gunsten gemacht — sie wünschte es — und fing schon an, daran zu glauben.

„Der Vater kommt vor zehn Uhr nicht nach Hause — manchmal wird's elf."

„Dann ist's zu spät", sagte der Diener und zweifelnd macht er einige Schritte nach der Thür.

„Aber", sagt das Mädchen zögernd, „wenn's nur um das Pflaster ist, da kann ich Ihnen ja zeigen, wie es zu bereiten."

„Ach!" wirft die Concierge hin, „so Männer untereinander die haben kein Geschick dafür in der Hand, die lernen's nicht so schnell."

Der Bote wirft ihr einen beistimmenden Blick zu.

Pauline weiß wohl, was die Beiden wollen, sie möchte ja selbst gern zu ihm gehen. Ist es nicht eigentlich ihre Pflicht? Ein Kranker bittet um Hülfe — und sie zögert, sie ihm zu gewähren. Ja, warum zögert sie denn?"

„Ich komme schon", sagt sie jetzt ruhig, sie ist mit sich einig geworden. „Ist's weit?"

„Cours la Reine — immer an der Seine hin — in zehn Minuten

Digitized by Google

sind wir dort und ebenso schnell wieder zurück . . . der Herr Mörus wird's ja gar nicht erst merken, daß Sie fort gewesen."

„Und ich verrath's nicht", betheuert die Cartier, sie hält das Gold noch in der Hand.

„Was denn?" sagt Pauline und sieht die Beiden offen an. — „Warum soll's denn der Papa nicht wissen? Der hat doch auch ein gutes Herz und schickte mich wohl selbst hin, wenn er hier wäre."

Die Cartier hat darüber gewisse Zweifel, aber wer wird Anderen Zweifel in den Weg werfen, wenn sie in so gutem Glauben wandeln.

Das Mädchen nimmt Watte aus dem Schrank — „und bei einer Apotheke müssen wir halten", ruft sie dem Diener zu, „ich muß Colophonium kaufen. Spiritus hat Ihr Herr wohl zu Hause?"

„Jawohl", sagt der Diener, „der hat auch das, was Sie zuerst nannten, der hat eine ganze Apotheke zu Hause, wir brauchen uns gar nicht unterwegs aufzuhalten."

Das dachte auch der Kutscher; so war das Mädchen sein Lebtag nicht gefahren.

Dampiel war hinter die große Portière getreten, welche das Schlafzimmer Salvady's von dessen Salon trennte, in welchem dieser Paulinen erwartete. Er bebte zusammen, als die Thür aufging und er ihre anmuthige Gestalt erblickte. Salvady saß halb, halb lag er auf dem Divan — es war ihm ganz schwer, sich zu erinnern, daß er den Patienten zu spielen habe.

„Seien Sie mir tausendmal gegrüßt, o, Sie Gütige, Liebe. Ich wußte ja, daß Sie kommen würden", — mit einem triumphirenden Seitenblick nach der Portière — „willkommen, willkommen." Er wollte ihr entgegengehen.

„Nur ruhig geblieben", rief sie und kam schnell auf ihn zu; „wäre man von Anfang an vorsichtiger gewesen, so wäre es längst besser. Ei, ei, das sind mir schöne Streiche", und sie drohte ihm mit dem Finger.

Er griff nach ihrer Hand und wollte sie küssen.

„Nicht doch, nicht doch. Ich bin doch keine alte Großmama, der die Buben aus Respect nach der Hand fahren", und sie lachte ihn munter an.

Sie wußte, daß es das Beste sei, den Kranken aufzuheitern und hatte ein ganz besonderes Talent, mit ihnen umzugehen, darum that sie es auch so gern; es war so recht ihre schwache Seite. „Mama, wenn Du doch krank würdest, daß ich Dich pflegen könnte", hatte sie einmal in aller Unschuld zur Mutter gesagt, „ich pflege so gern!"

Sie setzte sich jetzt neben Salvady, sprang dann aber schnell wieder auf, stellte sich in die Mitte der Stube und sah sich verwundert um.

„Wie ist das schön hier. Gerade so schön wie im Theater. Und was muß das für Geld gekostet haben. So viel Geld. Ach, und die Blumen. Wo kommen sie denn her, wohl von Amerika?"

Und sie lief auf eine Etagère zu, die mit den seltensten Pflanzen besetzt war und betrachtete neugierig die eigenartig geformten Blätter einer Cycas.

Salvady war ein geborener Künstler, er schickte nicht gerade Bilder auf die Ausstellung, aber er hatte mehr ästhetisches Gefühl als Mancher, dessen Namen im Catalog verzeichnet war. Für einen Augenblick vergaß er sein

Digitized by Google

frivoles Spiel und erfreute sich an dem anmuthigen Wesen des jungen Mädchens. Es war eine eigenthümliche Sensation für ihn, die Wirkung des Reichthums auf das einfache Bürgerkind zu beobachten — es übertraf noch eine „erste Vorstellung" in den Variétées.

„Wenn nur Céline Chaumont *) Dich sehen könnte", dachte er, „Gott, sind das feine Nüancen im Ton und in der Bewegung. Ja, es geht doch eben nichts über das Naive."

Jetzt kam sie zu Salvady zurück, sie hob die Füße so vorsichtig, als fürchte sie, den Teppich beim Auftreten zu verderben.

„Nun aber wird's Zeit, an das Pflaster zu denken", rief sie — „'s giebt ja hier mehr zu sehen, wie in einer Kunstausstellung und man vergißt ganz seinen Patienten darüber."

Das Wort „Pflaster" verletzte Salvady wie ein Mißton in einer Harmonie.

„Vos cheveux sont légers, comme la cendre fine, qui voltige au soleil..." recitirt er und streicht schmeichelnd mit der Hand über das blonde Haar.

„Ich hab' das nicht gern", sagt sie ernst und schiebt seine Hand zurück. „Ein brennendes Licht brauche ich nun", fängt sie an aufzuzählen, „heißen Spiritus und Colophonium . . ."

„Aber ich bin doch kein Apotheker", lacht Salvady: „Votre taille flexible est comme un palmier vert" **), fährt er fort.

„Ach, keinen Unsinn geschwatzt", ruft sie ärgerlich, „sonst gehe ich lieber gleich nach Hause, denn dazu bin ich nicht hergekommen." Und sie greift wieder nach ihrem Hut, den sie beim Eintritt abgenommen hatte.

„Pauline, mein lieber Doctor", bittet er und hält ihre Hand fest, „ich bin ja schon folgsam, es soll auch Alles besorgt werden — nur — nur mich nicht verlassen. Könnten Sie wirklich schon wieder von mir gehen?"

Salvady konnte seiner Stimme einen einschmeichelnden, recht zum Herzen gehenden Klang geben, wenn er wollte, in seinem Wesen war überhaupt etwas, das Frauen unwillkürlich anzog. Warum nicht? Er hatte ja genug Studien gemacht und man kann ebenso gut lernen, geschickt mit Frauen umzugehen als Beethovensche Sonaten spielen, oder in Gyps modelliren. Die natürliche Anlage vorausgesetzt, ohne die man überhaupt an keine Sache rühren sollte, beruht fast Alles in der Welt auf Ausdauer und guter Schule. Gewisse Nüancen lassen sich eben in keiner Sache ohne große Uebung mit Sicherheit treffen. Salvady entbehrte weder des Talentes, noch der Uebung — er war Meister.

„Soll ich reitende Boten senden, mein lieber Doctor?"

„Der mich geholt hat, der meinte doch, Sie hätten das Alles schon vorräthig, der wird nun laufen müssen, denn lange kann ich nicht bleiben."

Salvady klingelt, schreibt mit Bleistift etwas auf einen Zettel und reicht es dem Diener hin.

„Und wir hätten's so gut unterwegs mitnehmen können. Ja, so geht's den Vergeßlichen!"

Der Diener wirft einen eigenthümlichen Blick auf das Mädchen, als er sie so unbefangen neben seinem Herrn sitzen sieht und verläßt das Zimmer.

---

*) Berühmte Soubrette.
**) Musset.

Digitized by Google

„Und bis der wiederkommt", meint Salvady, „wollen wir uns etwas erzählen und nicht an „Pflaster" denken", er schüttelt sich, „soll ich Ihnen etwas lehren? Lernen Sie gern, Pauline?"

Sie denkt an die Zeit, wo sie Geschichtstabellen auswendig lernte, Worte analysirte und wo sie beim Ansagen der Regierungsbezirke in den Provinzen immer stecken blieb.

„Wenn man confirmirt ist, dann lernt man doch nicht mehr", wirft sie ausweichend hin. Er öffnet schon wieder den Mund zum Reden — gewiß wird er sie nun examiniren — ach. Dieses fürchterliche Examiniren, am liebsten hielt sie ihm den Mund zu.

„Ich versteh', wenn Einer Fieber hat", ruft sie schnell und greift nach seinem Puls, sie möchte so gern dem Gespräch eine andere Wendung geben, „aber man muß eine Uhr dazu haben..."

„Nein", sagt Salvady, „das ist gar nicht nöthig, man darf ja nur vergleichen." Und er fängt an, ihre Pulsschläge zu zählen — „eins — zwei — drei..."

Dampiel hält sich kaum. „Ich hätte meinen Arm zerschmettern müssen. Hätt' ich's nur gethan! Ja, die Verwundeten, die haben's gut bei Frauen."

„Nein, so mag ich's nicht . . . ich versteh's nur auf meine Art" — und sie zieht ihre Hand zurück. „Wo ist denn Ihre Mutter?" ruft sie plötzlich aus, „warum sind Sie denn allein? Die lebt wohl auch nicht mehr?"

„Meine Mutter lebt, Pauline, aber nicht in Paris."

„Dann hat sie wohl viele Kinder und noch kleine, daß sie nicht herkommen kann, wenn Sie krank sind?"

„Ich bin ihr einziges Kind."

„Du meine Seele! Ja, da ist wohl der Herr Vater recht streng, daß er ihr nicht erlaubt, fortzureisen, oder ist der auch krank?"

Salvady schüttelte mit dem Kopf.

„Nur ein Kind und nicht bei ihm, wenn's Schmerzen leidet. Wenn ich einmal eins habe, von dem bringt mich sicher Keiner fort."

„Das hat noch gute Weile, mein Knöspchen."

„Ich bin schon sechzehn Jahre im December gewesen."

„Und bekommen schon Briefe. Nicht? Haben Sie meinen Brief erhalten?"

„Ja, und den hab' ich hier." Und dabei wird sie sehr roth, denn es ist ihr mit einem Male, als müsse er ihr das „Majestätsverbrechen" ansehen, durch das sie in seinen Besitz gelangt ist. Er aber legt das Rothwerden zu seinen Gunsten aus.

„Das ist echtes Roth der Unschuld", ruft er aus und vergißt fast, daß er sie apostrophirt, „das ist die Farbe, die Euch kleidet. Wie schön sie Dich macht, Du Süße. Kind, die Farbe darfst Du nie verkaufen, hörst Du? — Nie."

Er hat ihre beiden Hände gefaßt und sieht sie fast mit einer gewissen Rührung an.

„Wissen Sie vielleicht Jemand, der etwas dafür geben will?" fragt sie schlau und denkt, sie hat ihm auf seine dumme Schmeichelei eine sehr kluge Antwort gegeben.

„Ob ich Einen weiß?" ruft er leidenschaftlich und vergißt ganz, daß er sie soeben noch gewarnt hat — „o, Du Süße, Du Einzige!" Er bedeckt ihre Hände mit heißen Küssen — „sieh Dich um hier, Du findest es ja

Digitized by Google

schön, ich weiß Einen, der giebt Dir dafür nicht nur ein solches Zimmer, nein, ein ganzes Haus! Verstehst Du mich denn nicht? Weißt Du denn gar nicht, was es heißt, wenn ich Dir sage ... ich habe Dich lieb? ... Ich liebe Dich ja ... ich —"

Sie sitzt unbeweglich und zittert wie ein kleiner Vogel, den man gefangen in der Hand hält — „ich weiß schon, was es heißt", sagt sie ganz leise und wagt es nicht, ihn dabei anzusehen, „es heißt ... daß Sie mich heirathen wollen, das heißt es ..." und sie drängt den Arm, der sie umschließen will, zurück — aber schwach, ganz schwach.

„Es ist genug, Egon", schreit Dampiel und stürzt hinter der Portière vor, „Du hast gewonnen, aber gieb sie frei ... es ist Sünde, auf Ehre, es ist Sünde."

Er ist todtenbleich und muß sich an den Tisch halten, nun wendet er sich zu Pauline: „es ist eine Wette — Egon und ich — Egon, das ist Salvady ... wir haben gewettet, wer Sie zuerst küssen wird ... er hat gewonnen ... ich ... ich ..."

„Dampiel!" Mit einem Sprunge steht Salvady vor ihm; er hat nach einer Pistole gegriffen, die auf seinem Schreibtisch lag und wendet die Mündung gegen seinen Freund. „Weißt Du, wie man das nennt, dem Andern in die Karten sehen und dann das Spiel verrathen? Das ... das nennt man ehrlos."

„Halt ein, Du vergißt die Frau dort. Morgen früh, hernach ... wenn Du willst, Du hast den ersten Schuß, aber nicht vor ihr, laß mich sie erst geleiten ..." und er will Pauline seinen Arm anbieten.

Sie ist von dem Augenblick an, wo sie Dampiel erblickt hat, wie betäubt gewesen, aber Eins hat sie doch begriffen: der, der mit dem kranken Arm dort, der ihr so gut gefiel, dem sie Hülfe bringen wollte, der hat sie verspottet.

Spott für Liebe! Nur fort von hier, nur Schmach und Schmerz verbergen! Sie stößt Dampiel noch einmal zurück, jetzt wird er sie nicht einholen — pfeilschnell durch das Vorzimmer, die glatte Marmortreppe hinunter, an glotzenden Lakeien vorbei. Sie fällt gegen die bronzene Balustrade, Blut quillt aus der verwundeten Lippe — sie fühlt nichts — die Wunde schmerzt nicht, 's ist die andere.

Das sind die Anlagen — dort der Strom — hört sie nicht verfolgende Stimmen hinter sich? Unaufhaltsam stürzt sie weiter. Jetzt wird es still — die Gegend am Strom ist meist menschenleer — der große Mittelweg der Champs-Elysées absorbirt alle Bewegung. Sie sinkt auf eine Bank — die Kniee brechen ihr zusammen.

„Mutter", wimmert sie leise — „Mutter", als könnte die nur sie trösten; es ist ihr auf einmal, als sei ihr die Mutter eben erst gestorben und sie streckt weinend ihre Hände in die Luft, wie ein jammerndes Kind: „Mutter, Mutter."

Dann rafft sie sich auf und so immerfort am Ufer hin eilt sie — das Wasser ist ihr noch nicht gefährlich — sie ist zu jung; den Weg magst Du Dich hüten, später zu gehen, mit solcher Wunde im Herzen, Kind.

Dort sind die Tuilerien — verirren kann sie sich nicht — jetzt ist sie am Hause. Daß sie nur Niemand sieht. Nur schnell hinein, daß es der Vater nicht merkt. Darum sollt' er's nicht wissen!

Digitized by Google

Die Cartier blickt ihr scheu nach. „Schon?“ Sie hat die Deutschen nimmer recht verstehen können.

„Das Volk lernt man nicht aus — schon wieder da.“

Der Journalist kommt spät nach Hause, aufgeregt, verstimmt; das deutsche Reich besteht noch immer, obgleich er nicht regiert. Er hat Noth und Aerger und die da drinnen kann ruhig schlafen. — So ein Frauenzimmer hat doch das Leben gar zu leicht.

Da ist's ihm, wie wenn eine leise Stimme „Mutter“ riefe und dann wie unterdrücktes Weinen.

Er öffnet die Thür und hält die Hand vor's Licht, daß sie der Schein nicht blende.

„Gott, was ist Dir, Kind, was ist Dir?“

Und sie, wie die Flamme, die eingeschlossen still verglimmt, plötzlich aufflackert, wenn ein Luftzug sie berührt, schreit laut, als könnte sie den Schmerz nicht mehr ertragen:

„Mutter, ich will zur Mutter.“

Sie liegt im Fieber, die Zähne schlagen aneinander und immer wieder der klagende Ruf: „Ich will nach Hause, Mutter.“

„Das ist Heimweh“, denkt der Journalist, „was für ein starker Anfall; armes Kind! Du willst nach Deutschland, das ist's.“

„Ja, laß uns fort, gleich fort, ich will nach Deutschland.“

Die Cartier wird gerufen, der Doctor auch — sie läuft dienstfertig selbst nach ihm.

„Das Mädchen wird doch nichts verrathen.“ denkt sie.

Sie kann ruhig sein.

„Nun“, sagt die Gevatterin von drüben am andern Morgen zur Cartier — „nun, die kleine Mamsell?“

„Der Doctor sagt, es sei nicht gefährlich, sie wird durchkommen.“

„Merkt denn der Alte nichts?“

„Ach, der weiß ja nichts vom hellen Tage, der glaubt nur immer zu wissen.“

„So ein armes, junges Ding. 'S ist ihr doch tief gegangen. Und so ein Leichtfuß.“

„Ach, gehen Sie, die hat man gerad' am liebsten. Und der hatte doch Verdienst. Denken Sie nur — 100 Franken so auf einen Fleck! Nein, das war ein braver Herr, der ließ Unsereinen leben.“

„Ist's denn für immer aus?“

„Wie soll ich's wissen? Wenn so einen feinen Herrn eine Laune ankommt, so steht er nicht gleich ab — gehts so nicht, versucht er's anders. Ja, da hätte noch manches abfallen können. — Aber mit dem Volk, da ist nichts anzufangen. O, ces Prussiens! ...

Digitized by Google

Quid sum miser tunc dicturus?

Von **Ernst Eckstein.**

Wer das berühmte Weltgericht Michel-Angelos in der Capella Sistina betrachtet, den ergreift trotz aller Bewunderung der künstlerischen Vorzüge ein unbezwingbares Mißbehagen. Der Ideenkreis, dem der Künstler diese an sich großartige Composition entlehnt hat, liegt zu weit ab von der modernen philosophischen Erkenntniß. Er widerstreitet zu schroff nicht nur der Stimme unserer Ueberzeugung, nein, auch dem geläuterten Gefühl der Gerechtigkeit, des Sittlich-Schönen, des Edlen. Wohl hat Michel-Angelo äußerlich die Schranken der biblischen Tradition siegreich durchbrochen. Die Verdammten, die er uns zeigt, sind ihrer ganzen Haltung nach mehr Titanen, die ein Zeus in den Abgrund schleudert, denn wimmernde Menschenkinder. Der Idee nach haftet das Gemälde jedoch an der Satzung, an jenem mittelalterlich-phantastischen Dogma, dem zufolge der Heiland am jüngsten Tage die Milliarden der Dahingeschiedenen durch die Drommete des Gerichts aus dem Schlummer wecken und zur letzten furchtbaren Entscheidung vor seinen Thron laden wird. Die Gläubigen und Gerechten erwartet die ewige Seligkeit; die Ungläubigen, die Frevler werden in die Unterwelt, in die Hölle verbannt, in die Domäne des Feuers, das nicht erlischt, und des Wurms, der nicht stirbt. Hiermit ist der Weltproceß zu Ende. Die Zeit hört auf, es beginnt die Ewigkeit: denn das Dogma, in dem uralten geocentrischen und anthropocentrischen Irrthum befangen, hat kein Auge für die wahre Stellung der Menschheit innerhalb des unendlichen Alls, für den wahren kosmischen Werth jenes winzigen Sonnenstäubchens, das wir Erde nennen, und das mit seinen sämmtlichen planetarischen Gefährten in dem unermeßlichen Sternenstrudel der Milchstraße verschwindet wie ein Tropfen im Weltmeer.

Aber nicht aus diesem Gesichtspunct zeigt uns das Dogma seine unhaltbarste Seite: der innere Widerspruch liegt vielmehr in der Richtung der reinen Moral. Daß während des ganzen Mittelalters kaum ein menschliches Hirn im Stande war, gerade diese Seite der Vergeltungsfrage vorurtheilsfrei ins Auge zu fassen, schon dieser Umstand allein beweist, wie furchtbar der Druck der Hierarchie die Menschheit jener Jahrhunderte geistig verdumpft hatte.

Quid sum miser tunc dicturus,
Quem patronum rogaturus
Quum vix justus sit securus?

Zu Deutsch:

Ach, was soll ich Aermster sagen,
Welchen Beistand mir erfragen,
Wenn Gerechte selbst verzagen?

Diese Fragen des berühmten Kirchenliedes klangen im Herzen aller Gläubigen wieder, und Niemand ahnte, daß diese Anschauung denselben Gott, den man als den Inbegriff aller Sittlichkeit glorificiren wollte, in bedenklichster Weise zum raffinirtesten und herzlosesten Tyrannen herabwürdigte.

Quid sum miser tunc dicturus? Wer einigermaßen logisch zu denken weiß, dem kann die Beantwortung dieser Frage nicht schwer fallen. Wohl aber sollten die Anhänger der unbedingten und in dieser Form geradezu unchristlichen Vergeltungstheorie in Verlegenheit sein, auf die Rede des armen Sünders ihrerseits eine entsprechende Antwort zu finden.

Digitized by Google

Betrachten wir diese Sachlage etwas näher.

Die innere Unhaltbarkeit eines Gedankens zeigt sich am klarsten, wenn man denselben bis in seine äußersten Consequenzen zu Ende führt. So könnte der arme Sünder, der nach jener unbarmherzigen Theorie verdammt werden sollte, ihre logischen und moralischen Widersprüche wie folgt zu erhärten suchen:

Das höchste Wesen hat mich geschaffen; es hat jeden Atom meines leiblichen und meines geistigen Wesens so angeordnet, daß er auf die gleichfalls von dem höchsten Wesen ins Dasein gerufenen Motive in der ganz bestimmten Art und Weise, wie sie nun vorliegt, reagiren mußte. Und nun, nachdem sich dieser ganze Cyclus von Ursachen und Wirkungen abgespielt hat, nachdem das Alles eingetreten ist, was jenes Urwesen bei meiner Erschaffung voraussehen mußte, jetzt sollte die ewige Gerechtigkeit heischen, daß der Geschaffene für eine Schuld büße, die nur das letzte Glied einer langen Causalitätsreihe war?

Wenn der Uhrmacher eine Uhr fertigt, und diese Uhr geht zu langsam, weil der Uhrmacher das Pendel zu lang gemacht hat, ist dann die Uhr für diesen Fehler verantwortlich oder der Uhrmacher?

Meine Seele besaß wenig Pflichtgefühl, während mein Leib starke Begierden hatte. Nichts ist daher begreiflicher, als daß die Pflicht unterlag, wo sie mit der Begierde in Streit gerieth. Hätte man mir bei meiner Erschaffung ein stärkeres Pflichtgefühl in den Busen gepflanzt oder schwächere Begierden verliehen, so würde mit der gleichen Nothwendigkeit die Pflicht gesiegt haben.

Ihr erwiedert mir vielleicht, jener Selige habe ganz die gleiche Summe von Pflichtgefühl besessen, und sei dennoch im Kampf mit den Begierden als Sieger hervorgegangen. Vortrefflich! Was aber hat bei diesem Gerechten den Sieg der Tugend bewirkt? Der Glaube, die Hoffnung auf einen Lohn im Jenseits, die Furcht vor der ewigen Verdammniß. Ich will nun hier nicht weiter erörtern, daß mir diese Motive keineswegs als moralisch erscheinen, daß sie vielmehr offenbar aus der trüben Quelle des Egoismus hervorströmen; denn es ist nur eine andere Form des Eigennutzes, ob ich nun eine tugendhafte Handlung begehe, um dafür in den Augen meiner Mitbürger zu glänzen, oder um mir die Zuneigung eines Erbonkels zu erwerben, der mir in Anerkennung meiner sittlichen Leistungen ein großes Vermögen hinterläßt, oder endlich um den Himmel zu erben. Ihr seht sogar, daß die Menschen diesen Sachverhalt durchfühlen, denn für die beiden letzterwähnten Eventualitäten gebrauchen sie ein und dasselbe Wort: die Moralität läuft hier in beiden Fällen auf Erbschleicherei hinaus.

Ich sehe also, wie gesagt, von der Sittlichkeit dieses Motivs ab und entgegne Euch nur, daß die Abwesenheit dieses Motivs wiederum nicht mir, sondern dem Verhängniß, dem Unbegreiflichen, kurz, der letzten Ursache meiner Existenz zur Last fallen kann. Glaubt mir doch, wenn ich die Ueberzeugung gehabt hätte, daß eine verhältnißmäßig geringfügige Selbstbeschränkung ein so bedeutendes Resultat haben würde, wenn ich überzeugt gewesen wäre, daß ich durch eine schon ihrer zeitlichen Dauer nach so irrelevante Entsagung den Himmel verdienen könnte — ich wäre genau ebenso . . . klug gewesen wie dieser Gerechte, der nun die Früchte seines Glaubens und seines hiernach bemessenen Verhaltens einerntet. Leider hat jene Ueberzeugung bei mir nicht vorgewaltet. Warum? Weil mein Intellect derart organisirt war, daß er gewisse Dogmen der Kirche nicht für wahr halten konnte. Wäre mein In-

Digitized by Google

tellect so organisirt gewesen, daß er des Glaubens fähig war, ich würde ganz mit derselben mathematischen Nothwendigkeit geglaubt haben, wie jener mehrfach erwähnte Selige. Ist der Mangel des Glaubens ein Fehler, so ist die Erschaffung meines Intellects eine fehlerhafte Arbeit gewesen: die Verantwortung träfe einzig und allein den Schöpfer. Gewisse chemisch präparirte Platten, die der Photograph dem Licht aussetzt, reagiren auf dieses Licht; bereitet er seine Platten mangelhaft, so reagiren sie nicht oder nur unvollständig. Noch niemals aber habe ich gehört, daß ein Besteller das mißrathene Bild mit Vorwürfen überhäuft hat; sein Tadel erstreckt sich vielmehr lediglich auf den Photographen.

Alles, was Ihr demnach an mir zu tadeln findet, fällt auf die letzte Ursache zurück. Die Behauptung, man habe mir einen freien Willen gegeben, der in der Lage gewesen sei, nach eigenem Ermessen über gut und böse zu entscheiden, kann ich absolut nicht gelten lassen, da ein Wille, der von zwingenden Motiven bestimmt wird, durchaus nicht frei ist. Aber völlig abgesehen von dieser vielleicht allzu theoretischen Frage: Eins bleibt doch gewiß, daß der mir eingepflanzte Wille, mögt Ihr ihn nun frei nennen oder nicht, ein miserabler war, der sich lieber auf das Schlechte als auf das Gute richtete. Warum hat man nun gerade mir ein so trauriges Specimen bescheert? Es stand dem Himmel ja frei, mich in dieser Hinsicht ebenso zu begünstigen wie jenen Auserkorenen.

Nach alledem frage ich Euch: was könnte einen liebenden und gerechten Schöpfer veranlassen, ein unvollkommenes Wesen zu schaffen und zwar so zu schaffen, daß es infolge seiner Anlagen sündigen muß, und nun, nachdem diese Nothwendigkeit sich erfüllt hat, sich das traurige Vergnügen bereiten zu wollen, dieses Wesen — angeblich zur Strafe — durch alle Ewigkeiten hindurch zu martern? Der Allweise und Allwissende konnte sich doch schon im Moment der Erschaffung sagen, daß dieses Wesen vermöge der ihm verliehenen Eigenart der Verdammniß entgegen gehen würde. Wäre trotz dieser Voraussicht die Erschaffung vorzunehmen? Müßte nicht jeder Unbefangene, der über diesen Sachverhalt urtheilt, zu der Ansicht kommen, daß gerade das Quälen und Martern der Zweck aller schöpferischen Thätigkeit sei, zumal die irdische Lebensdauer eine so verschwindend kleine ist gegenüber dem endlosen Meer der Ewigkeit? Und Solches wagt Ihr von demselben Gott zu behaupten, den Ihr allgütig nennt?

Aber nicht genug! Auch aus andern Gründen will ich Euch nachweisen, daß die ewige Verdammniß nach Eurem Modus lediglich als Selbstzweck erscheint. Eine Strafe, insofern sie noch diesen Namen verdient, kann nur zweierlei beabsichtigen: entweder die Besserung des Bestraften oder die Abschreckung Anderer vor der Begehung eines ähnlichen Frevels. Der erste Zweck erscheint hier von vornherein ausgeschlossen, da eine ewige Strafe, die den Verurtheilten nie wieder freigiebt, ihm die Möglichkeit, sich als gebessert zu bethätigen, für immer benimmt. Eine Abschreckung hat aber nach dem jüngsten Gericht, das doch endgültig über das Schicksal alles Geschaffenen entscheidet, keinen Sinn mehr. Es bleibt also nur die niedrigste Auffassung des Strafbegriffs, Zweck der Vergeltung übrig, ein Zweck, der die Strafe ihres wahren Wesens entkleidet und sie zur Rache stempelt. Wägt Ihr nun die Endlichkeit der Schuld — angenommen, eine so träfe wirklich das Geschaffene — wägt Ihr, sage ich, die Endlichkeit der Schuld auf der einen und die Unendlichkeit der Rache auf der andern Seite, so werdet Ihr zugeben müssen, daß selbst die ab-

Digitized by Google

stracte, ich möchte sagen die mechanische Gerechtigkeit, die ein Uebel mit dem andern gut machen zu müssen glaubt, bei dieser Methode zu kurz kommt. Schuld und Rache stehen hier in gar keinem Verhältniß. Die blutigsten Gräuel, die ein Mensch während seiner Erdenlaufbahn vollbracht haben mag, schrumpfen in Nichts zusammen, verglichen mit der Ewigkeit dieser Rache. Der persische Tyrann, der einen Sclaven bei lebendigem Leibe rösten läßt, weil der Unglückliche vor dem Herrscher das Haupt nicht tief genug zur Erde gesenkt hat, wäre im Vergleich mit einem solchen Schreckensgotte ein Urquell der Liebe! Jener Landvogt, der den Vater wegen Verweigerung einer elenden Devotionsformel zum Schuß auf das Haupt seines Kindes zwang, bedünkt mich die Güte und Huld in Person — einer so zermalmenden Grausamkeit gegenüber! Und diese Menschen standen als unvollkommene Geschöpfe unter dem Bann der Leidenschaften: Gott aber ist der Herrscher des Alls, der da erhaben und wunschlos über Zeit und Raum schwebt! Habt Ihr nie das schöne Wort Gnade gehört? Gott will es nicht kennen! Und Ihr nennt ihn allgütig? Er darf es nicht kennen? Wo bleibt seine Allmacht! Was bindet und kettet ihn, da doch die Herrscher der Erde in diesem Punkt über der unbarmherzigen Strenge des Gesetzes stehen?

Ich rede von Gnade! Natürlich nur in Voraussetzung einer strafbaren Schuld! Aber ich habe ja dargethan, daß diese Voraussetzung irrig ist. Eine Schuld traf mich innerhalb meines menschlichen Daseins; verantwortlich war ich meinen Mitmenschen gegenüber und ihrem Gesetz, denn nur so war ein Bestand der menschlichen Gesellschaft zu denken; einem Schöpfer aber gegenüber bin ich ebenso wenig mit Schuld beladen, wie irgend ein anderes Werk seinem Meister gegenüber. Ich fordere keine Gnade, sondern Gerechtigkeit.

Wenn der arme Sünder so zu jenem wunderlichen Dogmakreise redete, so bliebe nur zweierlei übrig: entweder der Stimme der Logik Gehör zu geben, oder aber unter Verzichtleistung auf jegliche Widerlegung zum Bannstrahl zu greifen.

Zu solchen Widersinnigkeiten führt die Vermenschlichung metaphysischer Dinge! So unwürdige Vorstellungen von dem höchsten Wesen zeitigt gerade diejenige Anschauung, die sich für die correcteste ausgeben möchte! Der moderne Theismus ist zwar vielfach bestrebt, sich gerade in dieser Richtung zu läutern, aber er krankt an dem Grundfehler seines Princips, das, consequent durchgeführt, immer wieder verwandte Resultate erzielt. Der Gott dieser Lehre vom jüngsten Gericht ist weit entfernt von dem liebenden Vater, den Christus lehrte, ja, kaum noch identisch mit dem strengen aber gerechten Jehovah der althebräischen Schriften: er ist kein anderer als der mittelalterliche Papst, als der dogmatisirte Geist der römisch-katholischen Kirche, die ihre Feinde unbarmherzig mit Feuer und Schwert verfolgt und nicht ruht noch rastet bis der Letzte ihrer Gegner zermalmt und vernichtet ist. Das neue Zeitalter hat diesem kirchlichen Despotismus ein Ende gemacht; noch aber zittern die Nachklänge jener Epoche in düstern Wellen durch die Gemüther der Gläubigen.

Digitized by Google

Preußischer Prinz und deutscher Dichter.

Es ist recht angenehm, Prinz zu sein und den Dichter zu spielen, aber nicht so angenehm, ein Dichter zu sein, wenn man dabei zufällig als Prinz geboren ist. Man strauchelt bei jedem Schritt auf dem Parnaß über die rothen Maroquin-Folianten der Hofmarschallswissenschaft. Ueberall thürmen sich Hindernisse für das Talent auf und der Weg zu den Lorbeerhecken wird durch Dornensträuche, welche Hand und Herz verwunden, erschwert.

Sparta war kein guter Boden für die Dichter. Was Wunder, wenn in Sparta an der Spree eine Erscheinung angestaunt wird, welche, dem Herrschergeschlecht angehörig, einen atheniſchen Hauch in die spartanische Atmosphäre bringt. Das öffentliche Geheimniß, daß der Dichter G. Conrad, dessen Tragödien nicht nur die Bühnen der Kaiserresidenz beschritten, ein Pseudonym des Prinzen Georg von Preußen sei, ist leider was die Genesis und Eigenart des prinzlichen Dichtertalents betrifft, der großen Menge „gebildeter Kunstfreunde" ein Geheimniß geblieben. Denn wenn auch der „gebildete" hohenzollerntreue Berliner Theaterbürger nach einer Vorstellung der „Phädra" oder „Kleopatra" mit der Genugthuung den Musentempel verläßt: „es ist doch gut, daß Königs auch einen Dichter haben", und selbst der strenger prüfende Aesthetiker diesem kaiserstädtischen Selbstgefühl nicht ohne Befriedigung Rechnung trägt, so basiren diese Anschauungen doch bei vielen Theaterbesuchern wesentlich auf dem Compromiß eines succès d'estime. Dieser nicht wegzuleugnende succès d'estime seitens eines Theiles der Kunstfreunde aber ist der Mehlthau, welcher auf die Dichtungsblüthen G. Conrad's fällt. Man ist ungerecht gegen G. Conrad, weil man höflich gegen den Prinzen Georg von Preußen sein will. Die literarische Gerechtigkeit aber erfordert zu sagen, daß „Phädra", Medea, Kleopatra, Der Alexanderzug nicht nur von einem Dichter, sondern von einem hochbegabten Dichter verfaßt sind und daß jene Dramen den Stempel eines Seelenadels tragen, den man nicht allen modernen Poeten, die ihre Feder in den Strom des Jahrhunderts tauchen, nachrühmen kann.

Abseits von der Heerstraße actueller Stoffe baut sich die Muse des Prinzen ihre Kunstwerke.

G. Conrad leidet unter der Zeit, welche dem Gestalten von Herzenstragödien abholder ist, als den schwerterrasselnden, großphrasigen Haupt- und Staatsactionen. Der Geistesentwickelung eines Hohenzollernprinzen liegen indeß naturgemäß derartige Stoffe für die poetische Behandlung fern. Es müssen in jenen Dramen Fragen des Staats, der Kirche und des Parteilebens behandelt werden, welche dem historisch und conservativ erwachsenen Ideenleben eines königlichen Prinzen nicht gerade fern liegen, jedoch nicht sympathisch sind. Die Welt des Gemüths kennt keine Parteien und die Natur „sie ist ewig gerecht." So hat sich denn unser Dichter der Gemüthswelt und dem elementaren Naturleben mit einer Kraft der Phantasie hingegeben, welche von der Muse nie unbelohnt bleibt.

G. Conrad ist ein Romantiker. Er ist als solcher zu spät gekommen und kommt doch zu früh. Denn ob auch scheinbar die Zeit der dichterischen Romantik vorüber ist, sie kommt einst schöner, freier und geläuterter wieder. Sie kommt als wohlthätige Reaction gegen die verderblichen Mächte des

Digitized by Google

Goldes, des Egoismus, des unkünstlerischen, rohen Genusses, die unserer schwer unter dem Joch des Tages seufzenden Zeit die erquickende Poesie verjagen. G. Conrad hat von jedem Romantiker etwas und doch deckt er sich mit keinem jener Individualitäten ganz. Er möchte mit den Schlegeln aus allen Zeiten und Völkern poetische Stoffe suchen und gestalten, mit Tieck sich in die italienische und französische Hofwelt der Renaissance und des Ludwigthums versenken (Der Talisman, Bianca Capello, Marquise von Brinvilliers, Wo liegt das Glück?) mit Fouqué die deutsche Wassersage (Lurley) und das romanische und romantische Ritterthum (Rudél und Melisande) dramatisch gestalten, mit Eichendorff die mondbeglänzte Zaubernacht aufsteigen lassen, die keinen größern Zauber kennt, als das geheimnisvolle Weben der Natur nächtlich beim Rauschen kühler Brunnen zu belauschen.

Nur der mystische Frömmigkeitsrausch des Christenpantheisten Novalis ist dem prinzlichen Dichter fremd. Er ist bei aller Romantik doch eine zu klare, griechische Natur, um in Novalis'schen Hymnen zu schwärmen. Bei ihm drängt sich Alles in feste, geschlossene Form von unleugbarer Vollendung, er ist Romantiker im Inhalt, aber nicht in der Form, die bei ihm niemals zerflossen ist. Der Strom seiner Dichtung fluthet in wohlgepflegtem Jambenbett oder in lyrischen Trochäen.

Auch des Prinzen Vorliebe für antike Stoffe ist kein Gemeinschaftsmoment mit den Romantikern. Freilich gemahnt manche Behandlung der Antike, vor Allem das Vorwiegen germanischer Gefühlsinnerlichkeit bei den Helden der im griechischen Alterthum spielenden Dramen an moderne Gipsabgüsse berühmter Antiken. Conrad's antike Frauengestalten verhalten sich zu Goethe's Iphigenia wie Rafael'sche Madonnen zu den Frauen der Düsseldorfer Schule. Von letzterer hat denn auch thatsächlich unser Dichter, dessen Jugend in Düsseldorf verfloß, vielfache Anregung erhalten. Prinz Georg ist bekanntlich der zweite Sohn des 1863 verblichenen Prinzen Friedrich, der als Commandeur der 14. Division vor fünfzig Jahren zu Düsseldorf residirte, wo Prinz Georg am 12. Februar 1826 geboren wurde. Die Düsseldorfer künstlerisch belebte Jugendzeit und ein unvergeßlicher Aufenthalt in Italien mögen das Dichtertalent des Prinzen zur Reife haben gelangen lassen.

Unser Dichterprinz hat etwa zwanzig Dramen der Oeffentlichkeit durch den Druck übergeben, die im Stuhr'schen Verlage (S. Gerstmann) zu Berlin erschienen sind. In allen diesen Dichtungen überrascht eine erfreuliche Abwesenheit der charakterstischen Zeichen des Dilettantismus. Vor Allem fehlt der Diction dieser Dramen jede selbstgefällige Breite. Der Ausdruck ist knapp, meist prägnant, oft sogar so gedrängt, daß dem Schauspieler ein reiches Feld für die Nüancirung bleibt.

Auch an Selbstkritik mangelt es dem Dichter nicht. Das Phädramotiv, das reich und voll in einer fünfactigen Tragödie ausgeführt ist, hat G. Conrad später in ein einactiges Melodrama condensirt. In Phädra aber äußert sich die Dichternatur des Prinzen am glücklichsten. Hier ist dramatischer Fortschritt, reichbewegte Action und ein belebterer Hintergrund als bei Racine, da Conrad die Ariadnetragödie mit in das Drama verflochten hat. Freilich ist dafür seine Phädra in weicheren Linien gezeichnet als die leidenschaftliche, vom Dämon beherrschte Theseusgemalin des französischen Classikers. Auch ist eine psychologische Incorrectheit, die uns in mehreren Dramen Conrads auffiel, hier störend. Die Liebe Phädra's zu Hippolyt

Digitized by Google

kommt zu eilig, ebenso wie in „Christine" die Liebe der Königin zu Monaldeschi.

Es fehlen hier die vermittelnden Uebergänge und vorbereitenden Scenen. Dagegen sind die lyrischen Momente der „Phädra", die Taubert wirksam musikalisch illustrirt hat, in ihren weich fließenden Trochäen von großer Schönheit.

Es ist ein Mißgeschick der Muse Conrad's, daß sie mit Vorliebe Stoffe ergreift, die bereits von anderen Dramatikern früher behandelt wurden. Die Vergleiche sind immer kein Gewinn für die unbefangene Aufnahme einer Dichtung, am wenigsten einer dramatischen. Bei „Phädra" denkt man an Racine, bei „Christine" an Laube's Monaldeschi, bei „Medea" an Grillparzer, bei „Lurley" an Geibel's Operntext für Mendelssohn (wenngleich der Stoff von Conrad ganz eigenthümlich und selbstständig behandelt ist), bei „Kleopatra" an den letzten Act von Shakespeare's „Antonius und Kleopatra". Auch der Reminiscenzen kann sich Conrad's Muse nicht immer erwehren. Wenn Christine dem Santinelli (im achten Auftritt des dritten Acts) Vorwürfe macht, daß er ihren Befehl der Ermordung Monaldeschi's zu schnell ausgeführt und ihm zuruft: „Warum ließet Ihr mir nicht Bedenkzeit? In einer Stunde wäre ich anderer Meinung geworden", so erinnert die Situation auffallend an Elisabeth und Dawison bei Schiller. Vergreift sich Conrad auch zuweilen im Stoff, wie in der „Brinvilliers", ein Sujet, welches das feinfühlige Talent des Dichters eher hätte abstoßen als anziehen sollen, so ist die Welt seiner Dramen meist doch eine solche, wo nur dem Adel der Seele die Rechte dichterischer Action eingeräumt werden. Ueberall weht ein frischer, parnassischer Hauch; seine Muse blickt uns mit sinnigen Augen an, oft sogar führt sie uns wie in „Don Sylvio" an die Grenze des Uebernatürlichen, ohne eine Spiritistin zu werden.

Das Motiv in Sylvio ist reizvoll und originell. Don Sylvio ist der natürliche Bruder Philipp's des Schönen, Kaiser Maximilian's Sohn; die Königin, Donna Juana, liebt, wie man aus der Geschichte weiß, ihren Gemal Philipp mit schwärmerischer Leidenschaft. Als dieser stirbt, redet ihr Suleiman, ein maurischer Arzt, ein, er schlafe nur und werde erwachen; der Philipp ganz ähnliche Don Sylvio wird durch einen Schlaftrunk zum Philipp escamotirt und in den Sarkophag gelegt, er soll nach Suleiman's Plan einst als der Sohn Maximilian's die Kaiserkrone erhalten und als er erwacht, jubelt Juana in der Meinung, ihren Philipp im Arm zu halten. Sylvio liebt Juana und doch, als er aus der Erstarrung erwacht, weist er ernst und rein die Versuchung von sich. Er hat Unnennbares in seinem Schlummer geschaut, seine Seele will wieder zurückkehren und mit der Erde nichts gemein haben. So stirbt er. Dramatischer wäre ein Schluß gewesen, der Sylvio unter inneren Kämpfen die Täuschung hätte aufrecht erhalten lassen. Sylvio hätte durch den Dolch eines Feindes oder durch Juana selbst fallen müssen. Bei jenem lyrischen Ausklang des Dramas hat der Dichter sich von des jüngern Fichte Aeußerung anregen lassen: „wie man von Wiedererwachten erzählt, daß sie eine nicht zu stillende Sehnsucht zurückbehalten nach der seligen Ruhe des Geisterreichs, dessen Schwelle sie berührt." Da haben wir wieder den Romantiker. Aber einen anmuthenden Romantiker, etwas träumerischen Blicks, aber ohne die Fratze des Uebernatürlichen, die bei den classischen Romantikern (man verzeihe uns die contradictio!) so oft widerlich verzerrt den reinen Eindruck stört.

Digitized by Google

An Schönheiten der Sprache und Schilderung, sowie an innerlich gewordenen, nicht aufgeklebten Sentenzen sind Conrad's Dramen reich. Wenn Medea an ihre Liebesseligkeit mit Jason zurückdenkt, so schildert sie ihn in plastischer Knappheit:

„Sein Blick war tief wie stille Meeresfluth,
Sein edles Antlitz, von den Sonnenstrahlen
Gebräunt, umwallten nächtlich dunkle Locken;
Er reichte mir die Hand, die starke Hand,
Des Speeres längst gewohnt, und glühend rollte
Durch sie sein heißes Blut."

Kreusa, die überhaupt blutvoller und wärmer aufgefaßt ist als von den anderen Dichtern des Medeamythos meditirt:

„Das eig'ne Glück in Trümmer sinken lassen,
Um andern Seelen Wonnen zu erschließen,
Die uns Olympier beneiden müßten,
Das bringt den Himmlischen uns nah, ist göttlich."

Für unsern Geschmack ist Medea die reifste Dichtung des Prinzen. Der Schluß des dritten Acts ist sans phrase von großartiger dramatischer Wirkung, und die Lyrik so organisch in den Tragödienbau eingeflochten, so melodisch in dem Chor der Mädchen:

„Dich Göttin der Liebe feiern wir jetzt",

daß hier nicht nur die Anmuth, sondern auch die Kraft der Muse des Dichterprinzen zu Tage tritt.

Auch in Phädra giebt es schöne lyrische und sententiöse Ruhepuncte Die Betrachtungen Phädra's über das Glück enthalten einen tiefen Empfindungskern.

„Das Glück
Ist nur ein Trugbild, nur der Seele Traum
Von unermeßlich Schönem, Hohem; nie
Läßt es sich ganz erreichen; denn es flieht
Vor uns, je mehr wir nach ihm jagen, ja,
Es meidet den, der rastlos es verfolgt.
Das macht mich still und muthlos. Wahres Glück
Schwebt über uns im blauen Aether; nur
Wer Flügel hat, kann es erfassen."

Und vom Schmerz heißt es:

„Wenn wir dem Schmerze nicht entflieh'n, entflieh'
Er uns, wir mögen wollen oder nicht.
Greif' in den Bach, Du wirst die rasche Welle
Nicht halten können, unaufhaltsam rinnt
Sie zwischen Deinen Händen fort: so kannst
Den Schmerz Du auch nicht an Dich fesseln, mußt
Ihn schwinden sehen, wie den heiß beweinten,
Der Alles Dir auf dieser Erde schien."

Für die Liebe findet in dem Melodram Phädra Hippolyt ein schönes Wort:

„Wenn wir uns selbst vergessen und, erfüllt
Von einem göttlichen Gefühl, uns schöner
In eines Andern Seele wiederfinden,
Wenn wir, von heller Liebesgluth entflammt,
Ein Ahnen der Unsterblichkeit empfinden,
Dann erst erkennen wir den hohen Werth
Des eignen und des fremden Seins; wie klar
Wird es in uns, wie schleierlos erblicken
Wir Alles, was uns sonst verborgen schien!"

Digitized by Google

Die Prosa des Prinzen besitzt nicht den gleichen Wohlklang wie seine Verse, aber sie ist frei von Banalität, oft von großer Markigkeit des Ausdrucks und charakteristischen Färbung der auftretenden Individualitäten. In „Christine" hat die Prosa des Dichters die größte Verve. Auch fehlt es hier nicht an originellen Zügen. Der „Unbekannte", der dem Kanzler Oxenstierna sein eigenes Ich versinnlicht, ist geistreich erfunden und durchgeführt. Die historisch begründete Figur des schwedischen Bauers, der bei Christinens Abdankung sich in die glänzende Reichstagsversammlung drängt und ihr die treuherzige Anhänglichkeit des schwedischen Landvolkes ausdrückt, ist die Idee eines echten Dramatikers.

Ungemein wohlthuend berührt in allen Dramen Conrads die Belesenheit und vielseitige Kenntniß des Autors. In „Don Sylvio" läßt er aus dem Theuerdank citiren, in „Yolanthe" die böhmischen Schnitterinnen böhmische Nationallieder singen u. s. w. Es scheint uns, als ob der Prinz als Theaterdirigent ein Herzog von Meiningen geworden wäre. Denn jener Zug, culturhistorische, literarhistorische und ethnographische Hülfstruppen für die poetische Wirkung heranzuziehen, deutet auf das Talent einer künstlerischen Führung geschmackvoll ausgestatteter Dramen. Im berliner Nationaltheater soll Prinz Georg denn auch wirklich Proben dieser Begabung gelegentlich der Inscenirung seiner Stücke gegeben haben.

Wie abseits von der literarischen Heerstraße Prinz Georg wohnt, ist schon aus dem Umstande zu ersehen, daß er niemals für Reclame gesorgt hat und — ein Unicum unter den Dichtern — in seinen Dramen zahlreiche Stellen durch Aufführungsstriche angiebt, welche bei der Aufführung gestrichen werden können. Zu diesem Act der Selbstkritik bringen es sehr wenige dramatische Dichter. Entschließen sie sich nach hartem Kampf, ihr placet zu einigen Strichen zu geben, so kennen wir doch keinen Autor, der bei den Druckausgaben seiner Werke die wegzulassenden Stellen selbst angiebt.

Diesem allem zu stark ausgeprägten Selbstbewußtsein abgeneigten Sinn entspricht auch die Persönlichkeit des Dichterprinzen. Die auffallend hohe Gestalt des Prinzen mit den nachdenklichen, ernsten Augen und der ungemein wohlklingenden Stimme, welche bei der Conversation in geistreichen Apercus feinsinniger Beobachtungen amüsant erzählten Anecdoten modulirt, prägt sich unauslöschlich ein. Man fühlt sofort, daß man vor einer sympathischen, menschlich interessanten Erscheinung steht, welche gewohnt ist, das eigne Ich gern in die Welt des Gedankens und der Empfindung aufgehen zu lassen. In Gala zeigt sich der Prinz sehr selten, aber dann in der Ulanenuniform — er ist Chef des vierten in Lothringen garnisonirenden Ulanenregiments — die Uniform ist ja der Hausrock der preußischen Prinzen, aber das Band des schwarzen Adlers und die Orden zeigen nur, daß der Prinz auch Momente hat, wo er versprechen muß, einmal „spanisch zu kommen".

Denken wir uns aber den Prinzen in wirklich spanischem Costüm, so scheint er uns so recht in das goldene Zeitalter der Mediceer zu passen. Als Herrscher eines italienischen Fürstenhofes läßt er die Antike neu erstehen, sammelt Dichter und Künstler um sich und begründet ein neues Zeitalter, in welchem nicht das Schwert und die Börse, sondern der Geschmack und die Empfindung für die Schönheit herrschen.

Aber der Dichter wohnt nicht in Florenz oder Ferrara, sondern in der Wilhelmsstraße zu Berlin. Es weht da ein scharfer Wind, der dem poetischen Lorbeer nicht günstig ist.

Digitized by Google

Vielleicht erzählt uns davon einmal die Lyrik des dichteriſchen Prinzen! Die Lyrik hat ja das uralte Recht, ſo ſubjectiv wie möglich zu ſein. Bis jetzt iſt freilich von lyriſchen Dichtungen des Prinzen Georg nichts bekannt geworden, ebenſo wenig wie von epiſchen, für die wir ſeine Muſe vorzüglich beanlagt glauben. Die lyriſchen „Confeſſions“ von G. Conrad in der metriſchen Formvornehmheit ihres Autors würden auch Diejenigen das Talent des Dichters würdigen laſſen, die nicht in's Theater gehen.

Franz Hirſch.

An mein Kind.

Draußen wob mit lautem Klingen
Schon der Lenz ſein Lichtgewand,
Da herab, auf dunklen Schwingen,
Ward ein Engel Dir geſandt.

Und, vom Glanz der gold'nen Locken
Süß die reine Stirn umwallt,
Lagſt Du da, zum Tod erſchrocken,
Bleich das Angeſicht und kalt.

Leuchtend in die dunkle Stunde
Floß das letzte Abendroth,
Da erklang's aus Deinem Munde:
„In die Sonne!“ — Du warſt todt.

Doch mir war's, ich ſähe grauen
Jenen Morgen ſchon heran,
Deſſen ewig heit'res Blauen
Keine Nacht verdunkeln kann.

Rudolf Genſichen.

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Daß es in Berlin keine stille Zeit, keine sogenannte saison morte giebt, haben wir schon früher behauptet, und können es mit jedem Sommer von Neuem beweisen. Nur durch die Ferien der königlichen Theater tritt eine Aenderung ein, aber still wird es deshalb auch nicht einmal in der Theaterwelt, denn die Sommerbühnen entwickeln alsdann desto mehr Lebhaftigkeit. Bei Kroll ist wiederum eine Oper eröffnet, die freilich diesmal noch keine Etelka, aber doch mehrere recht anziehende Erscheinungen aufzuweisen hat, im Belle-Alliancetheater und im Thaliatheater wimmelt es allabendlich von Gästen, die sich indessen wohl ebenso durch Concert und Garten-Illumination angelockt fühlen, als durch die stets gut besetzte Sommerbühne.

Eine Theaternovität im großen Style hat das Nationaltheater gebracht und einen durchschlagenden Erfolg damit erzielt. Es ist die neueste Schöpfung des bekannten dramatischen Dichters Conrad, ein fünfactiges, halb historisches, halb mythisches Bühnenspiel, unter dem Titel „Adonia“ mit einem Nachspiel „Suleiman.“ Der Stoff ist aus der altjüdischen Geschichte und aus gleichzeitigen arabischen Legenden geschöpft. Die mystische Melodie des „Hohen Liedes“ klingt aus den schwungvollen Worten und die Poesie der Frauenliebe wird darin verklärt. Der tiefe Sinn dieser vorherrschend symbolischen und theosophischen Dichtung konnte von der Mehrzahl unserer modernen Theaterbesucher wohl nicht ganz erfaßt werden, aber sie wurden dafür durch die Lebhaftigkeit der dramatischen Handlung, sowie durch die Pracht der Decorationen und Costüme reichlich entschädigt. Es ist ein seltenes Vorkommniß, daß ein ernstes Drama so viele Wiederholungen in ununterbrochener Reihe erlebt.

Das buntgemischte, zahlreiche Publicum, welches sich in den Zwischenacten im kühlen, großen Garten des Nationaltheaters bewegte, bot dem Beobachter stets eine interessante Scenerie dar. Die Aristokraten des Geistes und der Geburt hatten sich so zahlreich versammelt, daß man daraus allein schon die Bedeutsamkeit des neuen Stückes erkennen konnte: der Dichter Putlitz, Hans Hopfen, Brachvogel-Narziß, Auerbach, Alexander Duncker, der königliche Regisseur Hein, Wilhelmine Guischard, Lina Morgenstern, Gräfin Oriolla, Gräfin Bredow, Frau von Dönniges, Frau von Treskow-Pinelli u. s. w. Ganz besonders dichte Gruppen bildeten sich um den „Dichter Conrad“, dessen hohe Gestalt, von dem traditionellen, unscheinbaren Hohenzollernmantel umhüllt, alle Umstehenden überragte. Er besitzt eine echte Poetenphysiognomie, dunkle, geistvolle Augen und ein Profil à la Byron; der frühzeitige Silberschimmer des Scheitels paßt sehr gut zu seiner Denkerstirne. Als Prinz konnte er natürlicherweise nicht auf der Bühne erscheinen, so stürmisch er auch gerufen wurde. Der Theaterdirector Buchholz trat mehrmals auf und dankte in seinem Namen für die freundliche Anerkennung, die allerdings viel Schmeichelhaftes für den Dichter enthielt, denn die ernste Richtung seiner Arbeit hat einen schweren Kampf zu bestehen mit dem leichten Sinn unsrer für Possen nur zu empfänglichen Zeit. Daß trotzdem ein solches tief religiöses Stück so viel ausdauernden Zuspruch erlangte, war in der That ein großer Erfolg.

Das Mäcenat des genialen Dichterprinzen ist eine wesentliche Unterstützung und Förderung für die künstlerischen Zwecke des Nationaltheaters; das-

Digitized by Google

selbe zeichnet sich durch Pracht und historische Treue der Ausstattung jetzt vor allen andern Theatern aus, ja, selbst die Meininger Bühne, die bisher allein mustergültig in dieser Hinsicht war, wird zuweilen vom Nationaltheater übertroffen. Da es die einzige Bühne Berlins ist, wo bedeutende Künstler, wie Barnay, Robert Lehfeld ꝛc. bereit sind in Novitäten aufzutreten, die sich erst Bahn brechen müssen, so kann man begreifen, wie das Theater in so kurzer Zeit eine große Bedeutung errang. Die Nachtheile der abgelegenen Gegend sind jetzt nicht mehr vorhanden, da einestheils die neue Pferdebahn, anderntheils die Ring-Eisenbahn für bequeme und billige Beförderung sorgen. Dennoch ist es ein Hauptmangel Berlins, daß alle Theater, außer den königlichen, in entfernten, häßlichen Stadttheilen liegen. Nur die Kroll'sche Bühne hat eine schöne, freie Lage. Aber man geht nicht gern hin, es gehört nicht recht zum guten Ton, erst durch das Auftreten von Etelka Gerster hat sich die vornehme Welt wieder zu Kroll hinziehen lassen.

Als die liebliche Nachtigall neulich in das Nest ihres Ruhmes zurückkehrte, um großmüthigerweise in einem Wohlthätigkeitsconcert mitzuwirken, wahr denn auch wieder übermäßiges Gedränge in den großen Räumen. Die ganz bräutliche Toilette der jungen Frau, weißer Atlas mit Blumenketten geschmückt, erhöhte den Reiz ihrer anmuthigen Erscheinung; sie machte den Eindruck des Glücklichseins und die Tagsgeschwätze, daß sie das Opfer einer Speculationsheirath geworden sei, zerfiel in Nichts, Signor Gardini sieht sehr gutmüthig und arglos aus, er hat sich wie ein natürlicher Mensch in seine berühmte Primadonna verliebt, auch ist er ein hübscher, feingebildeter Mann, der sehr wohl den Anspruch erheben kann, seiner jungen Frau Liebe einzuflößen. Er trägt sie auf den Händen und hatte ihr eine wahrhaft fürstliche Wohnung im Hotel royal gemiethet, wohin ihr das begeisterte Publicum Blumensträuße und Gedichte sendete, auch massenhaft unter ihren Fenstern sich einfand. Trotz des Beifallssturmes hatten schwarzsehende Kritiker die Behauptung aufgestellt, daß Etelka's zarte Stimme bereits einigen Glanz und Klang verloren hätte. Es wäre kein Wunder, denn sie schont ihr Organ viel zu wenig und sollte namentlich ihre Freigebigkeit ablegen bei dem Ruf „dacapo", große Arien zu singen. In England, wo sie augenblicklich das Silber ihrer Kehle in Gold umsetzt, wird sie gewiß etwas egoistischer werden.

An demselben Tage, wo die Beifallswonnen die eine liebenswürdige Künstlerin umwogten, wurde eine andere — einst nicht minder gefeierte, zu Grabe geleitet! Adele Grantzow erlag ganz unerwartet einem räthselhaften Hautübel. Ein Flechtenausschlag hatte sich zu Eiterbeulen umgewandelt, die operirt werden mußten. Man brachte die Kranke zu diesem Zwecke in das berühmte Augustahospital und chloroformirte sie — wahrscheinlich starb sie, wie Napoleon III., mehr an der Betäubung wie an der Operation. Man hatte die junge Künstlerin noch vor kurzer Zeit in blühender Gesundheit mit einer unverkennbaren Anlage zum Embonpoint gesehen und konnte es nicht begreifen, daß der Tod sie ereilte. Es entstanden eine Menge Gerüchte und Erfindungen über die Ursache, man sprach von einer Blutvergiftung durch ein unreines Operationsmesser, auch erzählte man sich, die schönen kunstgeübten Füße seien amputirt worden u. s. w. Es ist bisher nicht zu beweisen gewesen, ob irgend ein begründeter Vorwurf gegen ihre Aerzte erhoben wurde. Das Tragische ihres frühen Todes wird noch dadurch erhöht, daß sie eben auf dem Gipfel des Glückes angelangt war und im Begriff stand, eine Liebesheirath zu schließen. Einer unserer stattlichsten Caval-

Digitized by Google

lerieofficiere, der Freiherr von Rosenberg, hat sich als ihr verlobter Bräutigam unter der gedruckten Todesanzeige angegeben, wir können also auch ohne Rückhalt seinen Namen hier nennen. Selbst seit längerer Zeit leidend, hat er sich mit längerem Urlaub auf Reisen begeben, um ein verheißungsvolles Glück zu vergessen, das in Staub zerfiel, als er die Hand danach ausstreckte, ganz und gar eine Scene aus dem Trauerspiel des Lebens!

Der frühere Verlobte von Adele Grantzow, Richard Philippsborn, hat die Wechselfälle des Schicksals dagegen in anderer Weise erfahren, er verlor sein ganzes Vermögen und ist genöthigt als Violinspieler in schlechtbesuchten Concerten, unter zweifelhaftem Beifall sich sein Brod zu erwerben. Da er auch ohne dasselbe es liebt Champagner zu trinken, kann man sich denken, wie knapp sein Verdienst für seine Bedürfnisse ausfällt. Neben ihm erscheint eine andere Persönlichkeit, die gleich ihm früher unseren Gesellschaftskreisen angehörte, Frau Ravené, Schwägerin des bekannten Industriekönigs dieses Namens. Es ist eine schöne, stattliche Dame in luxuriöser Toilette, aber es macht einen traurigen Eindruck sie als Sängerin in Localen dritten Ranges auftreten zu sehen; ihres Gemals Vermögen ist dahin, sie ernährt ihn und ihre Kinder durch ihr musikalisches Talent. Es ist traurig, daß ein so ehrenwerthes Beginnen nicht besser belohnt wird! Das sind die Miseren der Großstadt, das ewige Auf und Nieder der Wellen des Lebensstromes!

Die Strousberg'sche Tragödie naht nun ihrem Schluß, endlich wird der Familienvater zu den Seinigen zurückkehren. Die treffliche Frau hat sich seit einigen Monaten eine bescheidene Häuslichkeit am fernen Kurfürstendamm eingerichtet; ihre heranblühenden fünf Töchter leben in klösterlicher Zurückgezogenheit; vor wenigen Jahren bewarben sich noch Grafen- und Fürstensöhne um die klingende Ehre Schwiegersöhne von Strousberg zu werden. Seine Anhänger sind übrigens der frohen Hoffnung, daß er in kurzer Zeit wieder Reichthümer erwerben würde und bei seinem genialen Kopf ist es allerdings wahrscheinlich, daß er noch einmal die Glücksgöttin erjagt. Man hat ihm bereits die Verwaltung verschiedener Industrieetablissements angetragen, u. A. auch die großen buchhändlerischen Unternehmungen von Franz Duncker, der sich in Folge von verunglückten Speculationen von allen Geschäften zurückgezogen hat.

In diplomatischen Kreisen macht der neue türkische Botschafter viel Aufsehen, er ist ein sehr jugendlicher, schöner Mann, der eine heitere Lebensanschauung zu besitzen scheint. Man sieht ihn sehr häufig im Thiergarten-Skating-Rink, wo er mit seinem Gesandtschaftspersonal um die Wette den schönen Russinnen huldigt und den Krieg gänzlich ignorirt. Doch ist er ein Alttürke und wird gewiß nicht wie sein Vorgänger eine berliner Dame heimführen. Letzterer, Aristarchi-Bey, ist ebenfalls öfter im Skating-Rink und im zoologischen Garten anzutreffen; man sagt, daß er ganz nach Berlin übersiedeln würde, da auch er die Türkei für einen unsicheren Boden zu halten gelernt hat.

Die Dieß-Daberſche Angelegenheit ist noch immer eine Quelle großer Differenzen in unserer vornehmen Welt. Herr von Dieß ist nah verschwägert mit der Familie von Thile, die stets dem Hofe nahe stand. Sein Benehmen gegen den Fürsten Bismarck tadeln sogar die Feinde desselben.

Die Verlobungsgerüchte, welche durch den längern Besuch des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt entstanden sind, scheinen sich verwirklichen zu sollen. Unsere reizende Prinzessin Marie wird aller Wahrscheinlichkeit nach

Digitized by Google

die Wunde heilen, welche ihm das rückgängige Verhältniß mit der jetzigen Großfürstin Wladimir einst geschlagen hat. Er ist ein sehr hübscher, talentvoller Prinz, der namentlich als Kenner und Enthusiast der Musik bekannt ist. Die jüngere Schwester der muthmaßlichen Braut, Prinzessin Elisabeth, ist durch ihre italienische Reise mit dem erlauchten Großvater sichtlich gekräftigt und erheitert worden; man spricht ebenfalls von ihrer nahen Verlobung mit einem Prinzen von Solms, einem Enkel der hochseligen Königin von Hannover.

Eine andere Verlobung in prinzlichen Kreisen hat so eben viel Aufsehen gemacht: Die geschiedene Prinzessin Herrmann von Wittgenstein wird ihre Hand einem Doctor der Rechte, Herrn Röder in Dortmund reichen, es ist indessen keine Mesalliance, da die Dame von Geburt ebenfalls bürgerlichen Standes war. H. v. N.

Wien.

Wien ist in den Bädern, Wien ist auf Reisen, Wien ist auf seinen Sommerfrischen, Wien ist überall, nur nicht in Wien. Diese Erscheinung zeigt sich in der Hauptstadt an der Donau mit jedem neuen Jahre mit immer alter Gewissenhaftigkeit. Man treibt nicht mehr den unerhörten Luxus der Villeggiaturen, man ist jetzt so ziemlich mit einer saubern Wohnung, mit guter Luft und kräftiger Küche zufrieden und verzichtet auf die elegant ausgestatteten Sommerlogis und verzichtet auf die Champagnerdiners und glänzenden Soirées dansantes; man ist eben bescheidener und anspruchsloser geworden, aber auf's Land will denn doch ein Jeder, der nur halbwegs zur besseren Gesellschaft zählt, und wie es den Wandervogel mit mächtigem Triebe zwingt, im Herbst von uns weg zu ziehen, so nöthigt er den Wiener, anfangs oder Mitte Juli die Stadt zu verlassen und das Grün aufzusuchen, das Grün des Wiener Waldes, das Grün der steierischen Berge oder das Grün der oberösterreichischen Seen. Wer im August die Nächte zwischen den heißen Mauern der Stadtwohnungen zubringt, gehört entweder zum weißen Sclaventhum des kleinen Beamtenstandes, das an den Bureautisch gekettet ist, oder zu jener Gilde, die keinen Tag verstreichen lassen darf oder will, ohne Etwas zu erwerben, oder endlich zu jenen unglücklichen Schichten der Gesellschaft, die überhaupt nicht zur genießenden gehört und für die die Schönheiten der Jahreszeiten nicht geschaffen sind, nur ihre Härten. In den Straßen und auf den Plätzen wird es einsam und immer einsamer, der Stadtpark hat die Blüthe seines bürgerlichen Publicums verloren und der Volksgarten seine Aristokratie und nur im Wurstelprater, diesem unvergänglichen, niemals alternden und allen raffinirten Genüssen einer modernen Zeit Trotz bietenden Elysium für kleine und auch große Kinder, entwickelt sich an jedem schönen Abend ein überaus reiches Leben. Der Wurstelprater mit seinen unzähligen Carroussels, Schaukeln und Hippodroms, mit seinen Schießstätten, Panoramen und Wundermuseen, mit seinem Volkstheater und seinen „Wurstelkomödien", mit seinen Schänken, seinen „Salamucis" und seinem Bier — dieser Wurstelprater ist inmitten aller städtischen Neuerungen und Nivellements dem Volk und sich selber treu, er ist der alte geblieben und in seine Auen, unter seine schattigen Bäume flüchtet sich Alt

Digitized by Google

und Jung und in seinem Naß vergißt der Arbeiter auf eine oder zwei Stunden, daß er heute den ganzen Tag furchtbar gearbeitet und daß mit dem grauenden Morgen das Werk von Neuem beginnt.

Darum sei dir Preis und Heil, du herrlicher Prater, du immer treuer und verläßlicher Zufluchtsort für alle Jene, denen das Schicksal verbietet, das heiße und staubige Wien auf einige Wochen zu verlassen.

Ueberaus öde, ja trostlos ist es mit den Theatern bestellt; der Juli hat sich zwar von jeher als ein allen dramatischen Künsten und Vergnügungen feindlicher Geselle erwiesen, so schnöde hat er sich jedoch noch niemals benommen, wie dieses Mal. Der 30. Juni hat sich als förmlicher Absagebrief an alle Fremden gerirt. An jenem Samstag Abend schloß das Burgtheater auf zwei Monate seine Pforten mit Grillparzer's „Der Traum ein Leben"; die Hofoper verabschiedete sich für sechs Wochen mit einem Pasticcio aus Schubert, Weber und Delibes (wie kommt Saul unter die Propheten?) gewoben und das Stadttheater trat bis Ende August seine Ferien mit dem „Pfarrer von Kirchfeld" an. Das Theater an der Wien ist (wie bereits im vorigen Heft dieser Blätter angedeutet) noch immer im Concurs und ein neuer Pächter wollte sich zu dem für die heutige Zeit ganz unberechtigten Bedingnissen des Theatereigenthümers bisher nicht finden. Die „komische Oper" ist unter den Hammer gekommen; der Stadterweiterungsfond hat das Unglückshaus, die tragi-komische Oper um den Preis von 600,000 Gulden erstanden, — an den Portalen von fünf Theatern hängt also der ominöse Zettel „Geschlossen" und das Carltheater mit seinem Operettenrepertoire und das „Fürsttheater im Prater" mit seinen etwas skabrösen Volksstücken sind die einzigen Asyle, wohin sich der auch im Sommertheater lustige Obdachlose flüchten kann. Tiefe Bildung wird sich aber der Obdachlose aus diesen zwei Asylen nicht holen. Ist das die alte Theaterstadt? Ist das das alte Wien? Donaustadt, Donaustadt, wie kommst Du mir vor? Rechter Hand, linker Hand nichts als Concurs — — auf dieses abscheuliche Wort finde ich keine passenden Reime, der nachsichtige Leser und die unstreitig schöne Leserin werden mir daher den Ausbau des Verses gütigst erlassen. — Das Burgtheater hat in den letzten Monaten seiner eben abgelaufenen Saison eine Reihe der wichtigsten Erlebnisse durchgemacht: es hat den Faust neu scenirt und mit der realen Walpurgisnacht bereichert, es hat sich seinen Baron, den Dingelstedt, erhalten, es hat mehrere Jubiläen — Meixner, Baumeister und Haizinger begangen, hat den Sonnenthal auf Lebensdauer an seine Fahnen gefesselt, Fräulein Buska wieder und Fräulein Heeje neu engagirt. Die Hofoper sonnt sich in ihren Erfolgen, die einerseits in dem Gastspiel Patti-Nilsson-Lucca beruhen, andererseits in den glänzenden Aufführungen der Walküre und in dem Erwerben der ganzen und geschlossenen Nibelungentetralogie. Wohl hat sich das Deficit abermals vergrößert, aber Director Jauner sagt sich: wenn ein Hoftheater keine Schulden machen darf, wer sollte es denn dürfen? Ein Hoftheater ist sich, dem Hofe, der Residenz und auch den Componisten einen gewissen künstlerischen Luxus schuldig . . . Noblesse oblige!

Die Salons haben selbstverständlich ihre amüsante, wohl auch medisante Thätigkeit schon längst bis auf Weiteres eingestellt, und die Edelsitze in Böhmen, Mähren und Ungarn haben die Erbschaft des Winters übernommen. Bevor sie sich aber in alle vier Weltgegenden der Monarchie zerstreuten, fanden sie sich noch einmal zusammen und zwar im geschlossenen

Digitized by Google

Concertsaal. Geschlossen, sage ich, denn sie wollten à tout prix unter sich bleiben; kein profan-bürgerliches Auge sollte Rundschau in ihrem Zirkel halten und kein profan-bürgerliches Ohr sollte auf ihre künstlerischen Emanationen lauschen können. Das Parquet des sogenannten kleinen Saales der Gesellschaft der Musikfreunde war von den höchsten Sprossen der ältesten und angesehensten Aristokratie besetzt und das Programm brachte ausschließlich Novitäten, die ausschließlich aus der Feder hocharistokratischer Componisten geflossen waren. Und welche Namen standen auf jenem Programm! Graf A. Seilern, Fürst Richard Metternich und Fürst Wilhelm Montenuovo. Graf Seilern ist einer der wärmsten und hingebendsten Anhänger der Sache Richard Wagners. Zu jener Gemeinde gehörig, die den großen Erfolgen Wagners und dessen epochemachenden Bestrebungen nicht blos aus kalter Modesucht, sondern aus vollem, ganzem Herzen und aus hellster und wahrster Begeisterung entgegenlauscht, hat der Graf in seinen Compositionen, die sich aber nicht auf dramatischem, sondern symphonischem Gebiet bewegen, den Stempel aufzudrücken versucht, der die reformatorische, neudeutsche Richtung bedeutet. Graf Seilern hegt auch für den Abbé Liszt die tiefste Verehrung und der „Huldigungsmarsch", dem großen Pianisten und geistreichen Mann gewidmet, ist vielleicht die wertvollste Inspiration des hochgeborenen Dilettanten. — Fürst Richard Metternich hat von seinem Herrn Papa, dem „alten Metternich", weder die Liebe zur Diplomatie und Staatskunst geerbt, noch die Erfolge derselben. Man konnte jahrelang, während Fürst Richard als österreichischer Botschafter in Paris fungirte, die Beobachtung machen, daß sich der Sohn des so oft und nicht immer in freundlichstem Sinne citirten Staatskanzlers gar nicht in seinem Fahrwasser fühlte und man empfand es allmälig auch im Wiener auswärtigen Amte, daß man da einem Manne Aufgaben zugemuthet, die dieser aus eigenem Antrieb gar niemals gern zu den seinigen gemacht hätte . . . In den allerletzten Jahren nun „disponibel", warf sich Fürst Metternich mit der ganzen Behemenz seines Talentes auf die Musik und wenn auch die Compositionen nicht immer die Begeisterung verrathen, die der „Johannisberger", den ja der Herr Fürst besitzt und trinken könnte, entzündet, so kann man doch sagen, daß diese Compositionen im Freundeskreise stets die wärmste Aufnahme gefunden haben. Se. Durchlaucht, Fürst Wilhelm Albrecht Montenuovo, General der Cavallerie, Hauptmann der Trabantenleibgarde und Ritter der höchsten in- und ausländischen Orden, ist ein alter Mann mit jugendlich schlagendem Herzen . . . Der durchlauchtigste Fürst betet Sancta Cäcilia mit inbrünstiger Leidenschaft an, und wenn die Dame die Liebe des greisen Mannes auch nicht mit der vollen Gluth erwiedert, so wendet sie sich doch nicht gänzlich von ihm ab. Fürst Wilhelm Albrecht Montenuovo beherrscht mehrere Gebiete der instrumentalen Composition und sucht heute mit einem koketten Walzer Triumphe zu feiern, während er gestern erst eine Messe aufführen ließ. Die Polka, der Militärmarsch, die Messe — er findet für alle diese so weit auseinanderliegenden Felder der musikalischen Empfindung den entsprechenden Ausdruck, die treffenden Töne und Harmonien. Bezaubert von der Tanzkunst unserer Prima-Ballerine, Fräulein Bertha Linda, schuf Fürst Montenuovo eine Linda-Polka und componirte für das Ballet „Brahma" des Wiener Opernhauses, in welchem die genannte Prima-Ballerina die Hauptrolle zu tanzen und mimisch darzustellen hat, eigens eine Apotheose. Leider ist der Fürst von einem für das musikalische Genie tödt-

Digitized by Google

lichen Uebel behaftet: sein Gehör ist etwas stumpf. — Die „Audition" jenes geschlossenen Abends mußte nach Dem, was ich hier ausgeplaudert, wohl sehr mannigfaltig in ihren Genüssen und anregend in ihrer Ausbeute sein. Die Aristokratie, die hierzu eingeladen war, bezahlte natürlich ihre Karten und der Reinertrag der so echt blaublütigen Soirée wurde dem Unterstützungsfond für mittellose Conservatoriumsschüler zugeführt. — Die österreichische Geburtsaristokratie hat sich bekanntlich von jeher der musikalischen Kunst warm angenommen und im high-life von Wien und Prag spielten die Vertreter Polyhymnens stets eine bevorzugte Rolle und gewiß gehört diese Passion zu den edelsten und ist jedem andern Sport vorzuziehen.

In der bildenden Kunst ist es gegenwärtig, wie ganz natürlich, auch sehr still; man sieht sich die Landschaften in natura an und erquickt sich an jenen Bäumen, die da duften, und geht den akademischen Galerien sorgsam aus dem Wege. Und auch auf diesem Rayon ist es die Nobility, die in den letzten Wochen etwas von sich hat hören lassen. Herzog Philipp von Würtemberg, der eine Tochter des Erzherzogs Albrecht zur Frau hat, wollte seiner Gemalin zur feierlichen Erinnerung an ihre Entbindung ein weihevolles Geschenk machen. Er beauftragte daher den Maler Gustav Gaul, einem jüngeren Mitglied der Wiener Porträtistenschule, nach Dresden zu reisen und dort die Sixtinische Madonna zu copiren. Der Maler übernahm die Mission und nachdem er die specielle Erlaubniß von Seite des sächsischen Hofes zur Copitur erlangt hatte, entledigte er sich auch seiner Aufgabe. Und so empfing denn die Frau Herzogin Maria Theresia in Gmunden, wo sie eines Knaben genesen, die Copie des berühmten Raphael'schen Meisterwerkes. — Die Baronesse Bettina von Rothschild bestellte bei einer Reihe von hiesigen Malern Copien von allen alten Großmeistern der bildenden Kunst, hauptsächlich der Malerei. Die Originale mögen im hiesigen Belvedere, in den Gemäldegalerien Dresdens, im Museum von Berlin oder London, in der Pinakothek Münchens, in der Eremitage von Petersburg, im Louvre oder Louxembourg von Paris, oder endlich in einer hervorragenden Privatsammlung sich befinden, dies gilt für die Bestellerin gleichviel, wenn nur die Copien gelungen sind und sich einer vollendet künstlerischen Ausführung rühmen können. Sämmtliche dieser Copien sind für die Rothschild'sche Besitzung, für das Schloß in Schillersdorf bestimmt, von welchem im Salon schon einmal des Ausführlicheren die Rede war.

Kann ich wohl diesen Brief schließen, ohne jenes Capitalereignisses wenigstens im Fluge zu gedenken, daß ein paar Wochen des Sommers alle Gemüther Wiens, ja des ganzen Landes in permanenter Aufregung erhielt? Kann ich mich für dieses Mal verabschieden, ohne den Bozener Proceß und seinen unglückseligen Helden Henry de Tourville zu streifen! Das arme Land Tirol war lange Monate hindurch von der Blutschuld geängstigt und gepeinigt, die auf ihm lag und es athmete erst dann auf, als die Geschworenen ihr schauriges „Schuldig" gesprochen. Aber nicht nur in der Heimat Andreas Hofer's, im Lande der patriotischen Treue und der unfehlbaren Schützen fand die Tragödie vom Stilfserjoch ihren lautesten Wiederhall, sondern überall und allerorten, wo man es mit der Gerechtigkeit hält und unverbrüchlich zu ihr steht. Daß die gute Stadt Bozen zur Gerichtsprocedur auch eine Hinrichtungsscene erleben dürfte, wird stark bezweifelt; man glaubt an eine Begnadigung zu zwanzigjähriger oder lebenslänglicher Kerkerstrafe.

Figaro.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Robe von bronzefarbenem Wollenstoff für ein kleines Mädchen von sieben Jahren und darüber.

Auf der Vorderseite besteht die Garnirung derselben aus einem am untern Raude ausgezackten Streifen von rosa Seide, der den Kopf eines über eine Verzierung von rosa Faille gebenden Stoffschrägestreifens und eines um den Rock

Nr. 1. Robe von bronzefarbenem Wollenstoff für ein kleines Mädchen von sieben Jahren und darüber.

Nr. 2. Prinzeßrobe aus damascirtem Wollenstoff für ein Mädchen von sieben Jahren und darüber.

laufenden Stoffvolants bildet. Der Rücken hat fünf Nähte und reicht bis zu dem gezackten Streifen herab, wo er durch einen gekräuften Volant verlängert wird und sich mit dem untern Theil des mit dem kleinen Stoffvolant garnirten Rockes verbindet. Auf der Mittelnaht des Rückens und der Naht zur Seite sind zwei Patten von rosa Faille und auf der Naht der andern Seite zwei herabhängende Schluppen aufgesetzt. Großer runder Kragen, vorn an den Rändern mit Stickerei. Runder Aermel, dessen Aufschläge mit einem gezackten rosa Streifen garnirt sind.

Digitized by Google

Nr. 2. **Prinzeßrobe aus damascirtem Wollenstoff für ein Mädchen von sieben Jahren und darüber.**

Die Ausschmückung bilden Schleifen, Knöpfe und Einfassungen. Im Uebrigen

Nr. 3. **Robe von weißem Cashmir für ein Kind von drei Jahren und darüber.**

Nr. 4. **Robe von blauem Cashmir für ein Kind von drei Jahren und darüber.**

Nr. 5. **Anzug für Knaben von sechs bis acht Jahren**

Nr. 6. **Costüm von Naturtuch für einen Knaben von sechs bis sieben Jahren.**

ist das Arrangement nach der Abbildung schon leicht verständlich.

Digitized by Google

Nr. 3 bis 8. Kindercostüme.

Nr. 3. Robe von weißem Caschmir für ein Kind von drei Jahren und darüber. Das weite Vordertheil der Robe ist zum Zuknöpfen, an der Seite eine mit englischer Stickerei eingefaßte Tasche mit Knöpfen. Der etwas geschweifte Rücken verlängert sich nach unten in einen in der Mitte und an den Seiten tief ausgeschnittenen Schooß, der mit einer Stickerei besetzt ist. Unter diesem Schooß geht ein hinten gefältelter Rock hervor, welcher vorn mit der Naht des Unterarmes verbunden ist. Auf den hintern Theil des Rockes sind zwei herabfallende blaue oder rosafarbene Failleschluppen gesetzt. Aermel mit Aufschlag.

Nr. 7. Costüm von maronfarbenem Phantasiestoff mit Litze von blaßblauer Faille für Mädchen von 10 bis 12 Jahren. (Rückansicht.)

Nr. 7. Costüm von maronfarbenem Phantasiestoff mit Litze von blaßblauer Faille für Mädchen von 10 bis 12 Jahren. (Vorderansicht.)

Nr. 4. Robe von blauem Caschmir für ein Kind von drei Jahren und darüber. Das Vordertheil wird durch Schmetterlingsschleifen von dunkelblauer Faille geschlossen und der an der Seitennaht geschweifte Rücken verlängert sich zu einem gefältelten Rock. Der am Rock befestigte Gürtel ist aus einer Binde und zwei herabfallenden Schluppen zusammengesetzt. Der runde Aermel ist mit einer Schleife garnirt. Großer Marinekragen, welcher nach vorn sehr verkleinert ist.

Nr. 5. Costüm für Knaben von 6 bis 8 Jahren. Dieses Costüm ist dem unter Nr. 6 beschriebenen so ähnlich, daß es hier genügt, nur auf die Abweichung des Vordertheils der Jacke hinzuweisen.

Nr. 6. Costüm von Naturtuch für einen kleinen Knaben von sechs bis acht Jahren. Beinkleid unter den Knieen faltig zusammengezogen. Röckchen mit zwei

Digitized by Google

Reihen Knöpfen; zurückgeschlagener Kragen mit Revers. Taschenöffnung an der Seite markirt. Runder Aermel.

Nr. 7 und 8. Costüm von maronfarbenem Phantasiestoff mit Litze von blaßblauer Faille für Mädchen von 10 bis 12 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.) Dieses Costüm besteht aus einem Rock, welcher mit den durch die Polonaise gebildeten hinteren Bahnen verbunden ist. Zur Seite ist die Polonaise so hoch gerafft,

Nr. 9. Costüm aus Beige und hellhavannafarbenem Foulard.

daß der mit einem Plissévolant und einem Streifen von schrägen Zacken von blauer Faille garnirte Unterrock sichtbar wird. Die Polonaise, welche wie schon bemerkt, die Bahnen der Rückseite des Rockes bildet, muß sehr lang sein, um sie als Puff raffen zu können, auf den eine Schleife mit zwei herabhängenden Schluppen mit

Digitized by Google

breiten Enden zu setzen ist. Vom Halsausschnitt bis zum untern Rande läuft eine Patte von blauer Faille herab, welche mit vier Serien Perlmutterknöpfen (je fünf zu fünf) mit 5 Cent. Abstand verziert ist. Eine senkrechte Spalte markirt die Tasche mit herabhängender Schleife. Kragen mit umgelegter Spitze. Der runde Aermel endigt in einen blauen Failleaufschlag, welcher wie der Unterrock in schräge Zacken ausgeschnitten ist.

Nr. 10 Dinertoilette

Nr. 9. Costüm von Beige und hellhavannafarbenem Foulard.

Der auf der Rückseite schleppenförmig geneigte Rock ist am untern Rande zackenförmig ausgeschnitten und mit havannafarbenen Röllchen besetzt. Zwischen jeder

Digitized by Google

Zacke eine doppelte Hohlfalte von Foulard. Das Vordertheil des Rockes ist der ganzen Länge herab mit einem in glatte Falten gelegten Plissé-Foulard garnirt. Die am Rande mit einem Foulard-Schrägestreifen besetzte Beige-Draperie geht zur Seite in eine scharfe Spitze aus. Eine gleiche Spitze befindet sich auf der Rückseite, welche mit der die vordere Draperie bildenden durch Foulardschluppen verbunden ist. Die Taille mit Brustſtück ist unter dem Halsausschnitt mit einem gleichen Plissé garnirt wie der Rock. Stehkragen mit umgelegter Spitze; runde Aermel mit an der Seite offenem Aufschlag, am untern Rande eine Rüsche.

Nr. 10. Dinertoilette.

Der Rock von bronzefarbener Faille ist mit zwei am untern Rande mit Rüschen besetzten Volants garnirt. Die Vorderbahnen sind mit einer an den unteren Ecken abgestutzten Schürze von durchbrochenem Stoff bedeckt, welche von einem

Nr. 11. Shawlartiger Umhang. (Vorderansicht.)

Failleschrägstreifen umrandet ist. Dieser bildet zugleich den Kopf einer crêmefarbenen Spitze, welche durch Knöpfe und simulirte Knopflöcher befestigt erscheint. Die Seite ist mit zwei sehr tief liegenden der Länge nach sich verkleinernden und ringsum mit Spitze besetzten Falten garnirt. Auf der Rückseite eine unten spitz zugeschnittene Bahn, die an der Seite gekräuſt und in weite Falten gelegt ist. In gleicher Weise sind die beiden Seiten drapirt. Die Rückseite der Taille geht in einen langen, eckig zugeschnittenen und der Höhe nach mit Knöpfen besetzten Schooß aus; die Garnirung derselben besteht in einer etwas breiten Spitze. Das Vordertheil der Taille ist in Kürassform und mit Litze benäht; an der Seite eine Tasche. Runder Aermel mit einer Reihe Knöpfen verziert.

Nr. 11 und 12. Shawlartiger Umhang. (Vorder- und Rückansicht.)

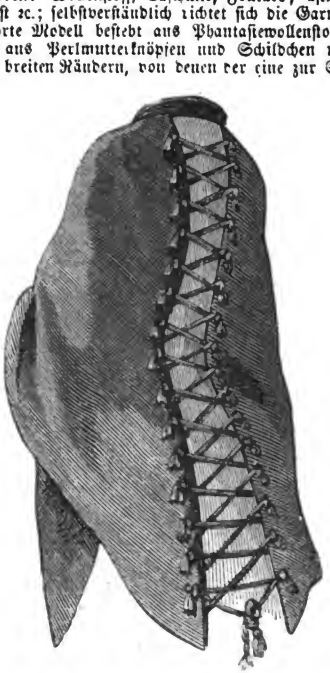
Die beiden Rückenseiten dieses Shawlumhanges aus leichtem grauen Sommertuch sind durch eine kreuzweis über Oliven gezogene glatte Schnur mit einander ver-

Digitized by Google

bunden. Jede Olive ist unten mit einer kleinen und das Ende der Schnur mit einer großen Doppelquaste verziert. Das Vordertheil liegt über Brust und Leib glatt an. Die Verbindung der Vordertheile besteht hier in einer über Knöpfe gezogenen gleichen Schnur wie auf der Rückseite. Der Kragen ist niedrig und aufrechtstehend.

Nr. 13. Große bretonische Polonaise.

Zu dieser Polonaise, von welcher wir die Rückansicht geben, kann jeder beliebige Stoff gewählt werden: Wollenstoff, Cachmir, Foulard, asiatische Leinwand, écru oder farbiger Battist ꝛc.; selbstverständlich richtet sich die Garnirung nach dem Stoff. Das hier vorgeführte Modell besteht aus Phantasiewollenstoff oder Bourette; die Verzierung besteht aus Perlmutterknöpfen und Schildchen und gestickten Galons. Der Strohhut mit breiten Rändern, von denen der eine zur Seite aufgeschlagen, ist



Nr. 12. Shawlartiger Umhang. (Rückansicht)

vorn mit einer Bandschleife und auf der Rückseite mit einer in den Nacken herabfallenden Blumentouffe garnirt.

Nr. 14. Costüm von grauem Cachmir für ein junges Mädchen.

Der Rock ist mit einem Plissé von grauer Faille, 10 bis 12 Centimeter hoch und die Tunica mit einem eben solchen, jedoch weniger hohen garnirt. Auf der Rückseite fällt die Tunica unter der Taille hervorkommend tief herab und endigt so spitz wie die Abbildung zeigt; nach vorn zu ist sie zur Seite unter einem Faillepliſſé drapirt. Tasche von Cachmir mit Plissés und Failleschleife. Anliegende Taille. An den Aermeln Revers und Faillepliſſés.

Nr. 15. Moderne Schleife.

Die Form ergiebt sich aus der Abbildung. — Dazu verwendeter Stoff ist blaßblaue Faille.

Digitized by Google

Nr. 13 Große bretonische Polonaise.

Digitized by Google

Nr 14. Costüm von grauem Cachmir.

Digitized by Google

Nr. 16. Aermel für ein Kleid von Wollenſtoff.

Der untere Theil über dem Handgelenk bildet zwei Volants, von denen der äußere glatt und der untere in Falten gelegt iſt. Ueberſetzt ſind die Volants mit einem Aufſchlag, deſſen Obertheil in Pattenform der Höhe nach geſpalten iſt. Ein quer gelegter Failleſchrägſtreifen durchſchneidet den Aufſchlag.

Nr. 17. Aermel für ein bretoniſches Coſtüm.

Der runde Aermel endigt in ein Pliſſé, auf welches ein zu beiden Seiten ausgeſchnittener Revers geſetzt iſt. Ueber dem Pliſſé iſt noch eine gerade Patte angebracht, welche ſich etwas höher auf der Rückſeite, jedoch im umgekehrten Sinne wiederholt. Auf der Rückſeite Failleſchleife und auf den Bogen des Revers enganeinander geſetzte Knöpfe.

Nr. 15. Moderne Schleife.

Nr. 18. Weſte zu den Knabencoſtümen Nr. 5 und 6.

Der Stoff zur Weſte ſoll natürlich mit dem Stoff der Jacke und der Beinkleider übereinſtimmen.

Nr. 16. Aermel für ein Kleid von Wollenſtoff.

Nr. 18. Weſte zu den Knaben-Coſtümen Nr. 5 und 6.

Nr. 17. Aermel für ein bretoniſches Coſtüm.

Nr. 19. Aermel für ein Coſtüm in zwei Farben

Der untere Rand und der hintere Theil bis zum Ellbogen herauf ſind mit einem mit Litze eingefaßten Schrägſtreifen garnirt. Der äußere Rand des Schrägſtreifens iſt gefältelt und die emporſteigende Partie deſſelben mit Quaſten verziert. Das Achſeltheil iſt aus zwei als Revers übereinander geſchlagenen Patten und einem am untern Rande ſpitz geſchnittenen Bouillonné, deſſen Enden ebenfalls mit Quaſten verziert ſind, zuſammengeſetzt.

Nr. 20. Aermel für eine bretoniſche Taille.

Nach der Abbildung zu arrangiren.

Digitized by Google

Nr. 21. Tasche für ein Costüm von Wollenstoff.

Der untere Rand ist etwas eingebogen und die Ecken sind abgestumpft. Die Garnirung besteht in einem Plissé, Bandschleife mit herabfallenden Enden und Knöpfen zu beiden Seiten.

Nr. 22. Stadttoilette.

Rock und Tunica von indischem Caschmir, letztere mit Stickerei oder gestickten Galons und der untere Theil des Rockes mit einem hohen Volant garnirt. Der Dolman von grauem Wollenstoff ist mit einem Galon von etwas hellerm Grau und am Rande mit einer sehr reichen Seidenfranse besetzt. Der englische Strohhut ist mit Blumen und Bindebändern von weißer Gaze garnirt.

Nr. 23. Stadttoilette.

Rock von Faille, dessen Schleppe mit Plissés garnirt ist. Die Polonaise von englischem Wollenstoff ist enganliegend und sehr lang. Die rechte hintere Seite ist

Nr. 19. Aermel für ein Costüm in zwei Farben.

Nr. 21. Tasche für ein Costüm von Wollenstoff.

Nr. 20 Aermel für eine bretonische Taille.

zu zwei Meter angenommen und unter den beiden Schluppen einer eleganten Failleschleife gerafft. Die linke Seite dagegen ist viel kürzer und einfach unter der rechten mittels drei Falten gerafft. Als Garnirung dienen der Polonaise eine Reihe Knöpfe, die auf der über die Mitte der Schulter laufenden Naht einen Schluß simuliren, während die Polonaise in Wirklichkeit vorn zugeknöpft wird. Der untere Rand der Polonaise ist mit einer schönen Gitterfranse besetzt. — Strohhut mit Bandschluppen bedeckt und vorn mit Feder; unter der Passe Blumenguirlande als Diadem.

Nr. 24 und 25. Zündhölzchenbehälter in Tönnchenform.

Der Körper dieses originellen Zündhölzchenbehälters besteht aus Carton, der als Tönnchen gestaltet und mit feinem braunen Leder überzogen wird. Um den mittlern Theil wird ein die Reifen simulirender, eine Verzierung einschließender gebälkter Streifen mittels Klebgummi befestigt. Der Gang der Arbeit in Doppelmaschen mit Cordonnetseide geht aus dem Dessin Nr. 25 hervor.

Nr. 26 und 27. Patent-Löscher mit Briefmarkenbehälter.

Die äußere Form dieses aus Holz gearbeiteten Gegenstandes führt die Voll-

Digitized by Google

Nr. 25 Stadttoilette.

ansicht Nr. 26 in verkleinertem Maßstabe vor. Bis auf die weiter unten beschriebene Ausschmückung, deren Ausführung der weiblichen Hand überlassen bleibt, wird

Digitized by Google

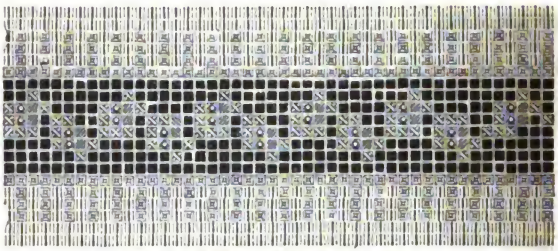
Nr. 23. Stadttoilette.

man es in allen Schreibmaterial-Handlungen vorräthig finden und zwar am Fuße gleich reichlich mit Löschpapierlagen versehen. Der obere Theil besteht aus

Digitized by Google

zwei Abtheilungen mit je einem Deckel, welcher mittels ersichtlichen Griffes geöffnet und geschlossen wird. Die äußere Fläche dieses Deckels wird mit einer Stickerei

Nr. 24. Zündhölzchenbehälter in Tönnchenform.



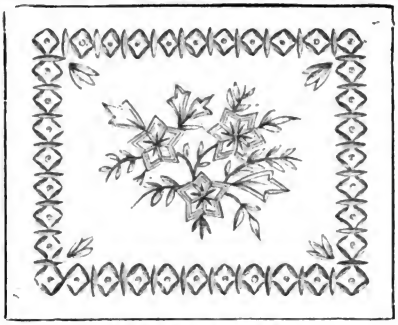
Nr. 25. Dessin zum Zündhölzchenbehälter.
■ Schwarz. ▤ Gelb. ||| Roth. ▧ Grün. ▩ Rosa. ■ Dunkelrosa.

Nr. 26. Patentlöscher mit Briefmarkenbehälter.

im russischen Stich auf rothem, vorher mit Calicot gefüttertem Caschmir decorirt. (Siehe Dessin Nr. 27 in wirklicher Größe.) Das Bouquet in der Mitte wird in

Digitized by Google

feiner oder gespaltener Seide ausgeführt: ein Blümchen weiß, eins blau und eins violett; das Blätterwerk in verschiedenen Nüancen grün, die Stengel braun. Die



Nr. 27 Dessin zu Nr. 26.

den Rahmen der Briefmarken vorstellende Rautenverzierung ist in hell Havanna, die die Rauten trennenden Striche sind blau, die Knötchenstiche weiß. Das Anheften der Stickerei auf die Holzunterlage geschieht einfach mittels starkem Leim.

Nr. 28 Dessin zum Arbeitskörbchen.

Nr. 29. Arbeitskörbchen.

Digitized by Google

Nr. 28 und 29. Arbeitskörbchen.

Die Form des käuflichen Körbchens aus feinem Weidengeflecht mit Deckel und Henkelringen von 20 Centimeter Höhe und 32 Centimeter Durchmesser ist aus der Vollansicht Nr. 29 ersichtlich. Auf das Geflecht (auf den Deckel sowohl wie auf den Körper) werden nach einem vorgezeichneten Dessin ausgeschnittene Applicationen von rothem Tuch mittels Heftstichen in gelber Cordonnetseide befestigt. Die Verzierung der Applicationen besteht in schwarzen Steppstichen und Lanzettstichen in feiner oder gespaltener grüner Seide. Zur innern Ausfütterung wird gefältelte Marcelline verwendet. Nr. 28 giebt das Modell des am obern und untern Rande angebrachten kleinen Lambrequins in natürlicher Größe. Sie bestehen aus rund-

Nr. 30. Bretonischer Shawl.

zackig ausgeschnittenem rothen Tuch; die die Zacken verzierenden Contouren sind in gelber Cordonnetseide und mit schwarzen Stichen umstochen; in der Mitte fächerförmig arrangirte Lanzettstiche in hellbadannafarbener Wolle und zwischen jeder Zacke ein Kleeblatt in grüner Seide.

Nr. 30. Bretonischer Shawl.

Die Falten dieses Shawls müssen mit festen Stichen genäht werden und die übereinander geschlagenen Seiten desselben sind an der Taille zu befestigen. Der Shawl kann aus jedem beliebigen Stoff gemacht werden, aus Seide, Cashmir oder Wollenrips.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bärenjagd in Rußland.

Nach einer Originalzeichnung von O. Specht.

Der Salon.

Das vergessene Wort.

Digitized by Google

Der Salon.

Das vergessene Wort.

Novelle von **Arthur Stahl***).

I.

Mondnacht.

Es war um Mitternacht. Aus den weit geöffneten Bogenfenstern des Grafenschlosses rauschte in breiten Tonwellen Tanzmusik und die Harmonien wurden von den sanften Luftströmen der Nacht von der Höhe der Terrasse, auf welcher das Schloß stand, hinab getragen bis zum mondüberglänzten Meeresspiegel der Bucht von Genua.

Wie war sie so hinreißend diese Nacht des Südens, von den berauschenden Düften der Orangenblüthen und der aufbrechenden Magnolien ganz durchdrungen; wie durchleuchtet von geheimnißvollen Lichtern und electrischen Leuchten aus den Sternballen der Milchstraße; wie von tanzenden Fünkchen auf den leise bewegten Meereswellen, vom Zittern des Mondlichts auf den fallenden und zerstiebenden Tropfen der prachtvollen Fontaine, die auf der mittleren Terrasse des Schloßgartens ihren Wasserstrahl emporwarf.

Von hier aus war der ganze Anblick dieses Feensitzes wie mit einem Auge zu umfassen, der Reichthum der südlichen Ueppigkeit und der Phantasie bestrickenden Ueberlebensfülle der italienischen Vegetation. Auf der Höhe des Schlosses schimmerte und hob sich die obere Galerie mit Statuen wie gezeichnet aus der geheimnißvoll verschleierten Atmosphäre, während der colossale Fuß der Grundquadern in so dunklen Massen der Lorbeeren und Pinien stand, daß es aussah wie das verzauberte Schloß der Sage.

Die vordere Façade war erleuchtet und in den unteren Sälen konnte man durch die Fenster die Pracht der altitalienischen Einrichtung mit ihren gemalten Plafonds, ihren Goldbronzen, Spiegeln, Bildern und den Kronleuchtern von venetianischem Krystall, die sie mit hunderten von Wachskerzen strahlend beleuchteten, sehen.

Dann und wann sah man die Tanzenden und dann in den tiefliegenden Fensternischen ausruhende Paare, die mit wogender Brust, mit den Funken der Lebensfreude in den Augen die süß durchduftete Luft mit durstig halbgeöffnetem Munde einathmeten.

Das breite geöffnete, majestätische Portal strahlend erleuchtet, die Seiten mit prachtvollen Tropen- und Blattpflanzen besetzt, zwischen welchen die Candelaber auf antiken Bronzefüßen standen. Von hier aus stiegen, von weißen Marmorstatuen eingefaßt die breiten Marmortreppen bis zum Meere hinab.

* * *

Am Rande der Fontaine, den Kopf an eine der Statuen des Bassins gelehnt, unverwandt und athmend wie in heißer Erwartung stand im Ballanzuge ein junger Mann, dann und wann sich fächelnd mit dem Palm-

*) Die letzte Novelle, welche die gefeierte verstorbene Dichterin bei freiem Geist geschrieben. Die Red.

Digitized by Google

zweige, den er in der Hand hielt, dann und wann leise Worte murmelnd, wie in überreizter, ja fieberischer Stimmung.

Seine Gestalt war chevaleresk, militärisch, obwohl er keine Uniform trug; nur in seinem Knopfloch schimmerte das weiße Band eines Ordens. Das dunkelblonde Haar ließ scharf die gewaltig stolze Stirn erkennen und die prachtvoll geschnittene Adlernase schien venetianischen Ursprung zu verrathen, der etwas hellere Bart, zu beiden Seiten leicht herabgebogen, schien ebenfalls die militärische Gewohnheit anzudeuten.

Das Profil in der hellen Nacht war seltsam träumerisch und ausdrucksvoll und das krampfhafte Zucken des Mundes verrieth den leidenschaftlich erregten Zustand seines Innern.

Er sprach mit den Geistern der Luft, mit den geheimnißvoll ihn umtanzenden Nebelwesen der Nacht, mit den Bildern der Phantasie, welche durch die Bewegung des Tanzes und das Feuer der Sicilischen- und Hellasweine das bewegte Blut durchstürmten.

„Jane", — murmelte er von Zeit zu Zeit, „Jane" — und mit jenem unbeschreiblichen Ausdruck, wie ihn allein die höchste Empfindung dem zitternden Klang der Stimme mittheilen kann.

„Ich habe die schlagende Brust an meinem Herzen gefühlt, ich habe die zarte Gestalt in meinen Armen dahin getragen, ich habe wiederum ihren Mund zittern und ihre Augen feucht sich umfloren sehen — sie liebt mich, — Gott, sie liebt mich . . . " Er drückte die Hände krampfhaft gegen seine Brust wie Jemand, der entschlossen ist, zu kämpfen um sein Schicksal, um sein Glück.

„Komm herab — komm, hier ist's so kühl . . ." flüsterte er und streckte die Arme aus, wie um den geliebten Schatten zu umfangen.

Kurze Zeit früher war er mit der schönen, angebeteten Frau durch den Tanzsaal geflogen und Beide waren so von der sich begegnenden Stimmung übermannt, daß nur wenige Worte, nur wenige süße Laute sich von Seele in Seele gedrängt und er hatte zuletzt die halb zitternde Bitte gewagt, noch eine Secunde ihm zu gewähren in der Mondnacht, noch ein Wort von ihren Lippen . . . Er wußte kaum was sie geantwortet hatte, der Rausch des Festes trug sie davon, und er wußte auch nicht ob sie die Strophe des Liedes verstanden, welche er ihr als Erkennungszeichen zugeflüstert hatte. Er war wie berauscht. Er wußte nichts als was er in dieser Stunde heiß an Liebe gewonnen, aber nicht was an Haß und daß die Augen von drei Männern drohend auf ihm gehaftet hatten, als man den ritterlichen Mann so oft und so begünstigt an der Seite der bewunderten Frau sah.

Einer der Cavaliere war einer der vornehmen Edeln der Genueser Gesellschaft und ein bekannter Prätendent auf die Hand der schönsten Frau Genuas: Jane Taylors. Der Zweite war der erste College des jungen Mannes, dessen Phantasie sich ebenfalls dieser wundersam sympathischen Erscheinung bemächtigt hatte. Der Dritte war sein Chef selbst, der Bank-Consulat- und Cassengeschäfte machte, welche als neuestes Mitglied der ehemalige Officier, der junge Mann verwaltete Eugenio F., welcher vor uns steht. Zuerst wollte der Chef einen Sclaven, nicht einen freigebliebenen Menschen, vor Allem aber keinen seiner Beamten, der seine frühere gesellschaftliche Stellung beibehielt, an der Seite einer glänzenden Frau, sich vielleicht in Depensen stürzend, die der Casse Schaden bringen konnten — kurz die vulgärsten Gesichtspuncte, die man sich denken konnte.

Digitized by Google

Während dies Alles wie eine schwarze Wolke des Verderbens über dem Haupte des jungen Mannes aufstieg, beleuchtete der Mond diese märchenhafte Nacht immer heller und wiederspiegelte sich wie ein Meteor aus dem Silberbecken des Bassins; die Edeltannen waren wie weiß überhaucht, die Blätter der Magnolien glitzerten wie der feine Marmorsand umher.

Der junge Mann, der mit brennenden Blicken nach dem Hauptportal hinaufgelauscht; sah nun, wie auf der obersten Stufe einer der dunkleren Seitentreppen eine Gestalt erschien, leicht und schwebend wie eine Nymphe und nach allen Seiten spähend, hinabschauend mit dem Fächer an die Lippen gelegt, wie ein scheues Reh.

Sie war vom Mondlicht überglänzt, selbst wie aus Luft gewoben. Das weiße Seidenkleid glitt leicht von den lieblich abfallenden Schultern, der weiße Spitzenschleier war von dem aschblonden Haar niedergeglitten und das Mondlicht lockte Funken aus dem Stern von Brillanten, welcher sie hielt. Auf ihrer Brust hingen schwer die frischen Orangenblüthen und man sah auf den dunkelnden Marmorstufen den zierlichen Fuß, welcher hinabsteigen wollte und doch nicht wagte. Sie blieb stehen, wieder stehen, bebte — Eugenio hatte sich einige Schritte in das Lorbeergebüsch zurückgezogen. Er sang leise die Strophe des schönen Liedes von Dessauer:

„Hörst Du nicht die Nixen rauschen? —
Komm herab — hier ist's so kühl . . ."

Es war als ob der süße Ton wie electrisch an ihr Ohr dränge und als ob der Fuß ihm nach müßte. Sie drückte die Hand auf's Herz —; eine andere warme nahm die ihre und sie leise küssend zog er sie sanft herab bis zum Rande des Bassins

Wer könnte die Minuten schildern, welche folgten — — sie waren gezählt, aber sie entschieden über ihr Leben.

II.

Geschäfte.

Es war am folgenden Morgen und die Thätigkeit in der Bank und dem Consulat in vollem Gange. Der Anblick des Palazzo (diesen Namen giebt man in Genua und Oberitalien solchen öffentlichen Gebäuden), ist fürstlich außen und innen. In dem prächtigen hochgewölbten Eingange stand ein galonnirter Portier mit breitem Bande über der Brust, dreieckigem Hut und hohem Stock mit silbernem Knopf. Dies ließ nun mehr auf den österreichischen Ursprung des Chefs schließen, denn es ist weniger genuesischer Gebrauch. Tief sah man über den offenen Hof in den Garten und unter der säulengetragenen Ringhalle öffneten sich die Arbeits- und Audienzsäle. Aus dem ersten, in welchen der Fremde von einem zweiten Diener durch das von Gold und Bronze strotzende Eingangszimmer geführt wurde, kam man in den großen Saal. Es saß hier ein großes Personal von jungen Männern, welche an diesem Morgen von den Ereignissen, Festlichkeiten, Farcen der eleganten Gesellschaft mehr als von ihren Dienstgeschäften in Anspruch genommen waren, denn sie steckten die schön frisirten Köpfe vielfach zusammen und gestikulirten besonders geheimnißvoll nach den offenen Thüren von zwei Arbeitszimmern zu beiden Seiten des Gartens.

Digitized by Google

Das erste war das des jungen Mannes Eugenio F., den wir gestern am Ballabend an der Fontaine kennen gelernt haben. Er arbeitete dort allein an seinem Cassengeschäft und der eiserne von Tonto künstlich zusammengesetzte Geldschrank stand zur Seite seines Arbeitsbureaus. Er arbeitete, und ohne auf das Gezischel seiner Collegen im andern Saale zu achten, stierte er nur zuweilen wie gedankenlos hinüber oder drückte die Stirn wie verzweifelt in seine Hände. Seine Schläfen waren so eingedrückt und bleich an diesem Morgen, daß die Haut wie unter den Augen blau durchschimmerte. Nur seine ritterliche Haltung, seine hohe, noble Gestalt war umgebeugt und paßte wenig zu der gleichmäßigen und zur Unbeweglichkeit zwingenden Beschäftigung. Auch war sie erst seit Kurzem die seine geworden und seine Lebensbestimmung hatte in gänzlich anderen Sphären gelegen. Er war Marineofficier gewesen; aus sehr guter Familie und protegirt, hatte seine Carrière zu glänzenden Hoffnungen berechtigt, bis in der Blockade des Hafens von... eine feindliche Kugel ihn getroffen und nicht aus der Wunde hatte herausgenommen werden können. Sein Seedienst war ferner unmöglich, doch verließ er denselben nicht sogleich, um die nöthige Herstellung abzuwarten. Er lebte während dieser Zeit, ebenfalls durch die Vergünstigung seines Oberen, in großen Kreisen und hier in der feinsten Gesellschaft, wie denn die Marineofficiere bekanntlich durch ihr muthvolles, ritterliches und doch so fein chevalereskes Wesen bei den Damen der Seestädte außerordentlich beliebt sind. Hier lernte er zuerst die schöne und einzige Tochter Taylor's kennen, der ein großes Haus machte, aber von welchem man als angesiedelten Engländer nicht recht wußte, ob sie die rechte Tochter des Vaters sei und gesetzmäßiges Recht auf die Erbschaft habe. Manche behaupteten, sie werde splendid erzogen und verwöhnt, ohne daß sie eine Aussicht auf eine große Mitgift habe.

Eugenio erfuhr dies, liebend vom ersten Moment des Sehens und so ganz hingenommen, daß er von der Emotion, welche ihn, nachdem sie wie electrisch berührt, sich einmal tief in die Augen geschaut, stündlich alterirt, noch nicht über die äußeren Consequenzen gebieten konnte, welche diese Bewegung herbeiführen würde. Wenn die Jugend aber übermäßig liebt, hofft sie auch.

Jane Taylor selbst war nicht ganz klar, in welcher Abhängigkeit sie von ihrem Stiefvater stehe und daß sie vielleicht nicht selbstständig wählen dürfe. Sie genoß das Leben mehr als sie es verstand, aber mit jenen feinen, höchstgebildeten Sinnen, die aus jedem Ereigniß, aus jeder Erscheinung das Innerste, Wahrste wie durch Intuition auffog. Jetzt aber nach dieser Begegnung, wie der Mann immer eher zur erwachenden Erkenntniß kommt, brach bei Eugenio eine schwere Zeit herein. Die Schußwunde, welche anfing ihn zu schmerzen, gab ihm die Ueberzeugung, daß der militärische Seedienst ferner unmöglich sei. Er liebte ihn, er liebte seine kriegerische Außenseite, seinen Kampf mit den Elementen, das Reisen, er hatte Ambition für seine Zukunft. Das Schwanken, die Aufregung, die wachsende Leidenschaft für das schöne und hochbegabte Mädchen warf ihn in einen verzweifelten und nun körperlich immer verschlimmerten Zustand. Er mußte seinen Abschied fordern und es fand sich von selbst, daß er jetzt nicht daran denken konnte, sich Jane zu nähern, bedacht wie er sein mußte, sich einen neuen Lebensweg zu schaffen. Je mehr die äußeren Schwierigkeiten wuchsen, deste mehr wuchs die Sehnsucht und Bewunderung für dieses Zauberbild. Je weniger Hoffnung vorhanden schien, desto mehr hatte er sie.

Digitized by Google

Es verfloß ein Jahr. Eugenio fand, ebenfalls durch Protection, eine neue Stellung, in einem großen Hause, die aber doch nicht eigentlich zu seiner Persönlichkeit paßte und wie sie keineswegs genügte, ein Mädchen zu begehren, die in der höchsten Gesellschaft lebt. Und doch hatte Eugenio auch Eintritt in diese Sphäre, und da dies die einzige Möglichkeit war, Jane zu sehen, so besuchte er nach Antritt seiner neuen Carrière mehr als zuvor diese Kreise.

Dies mißfiel zuerst und zwar seinen Collegen, welche zwar bis zur tiefen Nacht Osterien und Restaurants besuchten, aber nicht die feinere Sphäre der Gesellschaft. Es war der Neid, es war die Verleumdung, es war die Zurückgezogenheit, in welcher er sich von ihnen hielt, keineswegs aus Ueberhebung, sondern durch die Schwierigkeit der Verhältnisse.

Doch beschränkte sich diese Intrigue der Andern gegen ihn, dieses Zusammenstecken der Köpfe vorläufig nur auf das Geklatsch der Langeweile, in welche Viele gegen Einen sehr leicht verfallen.

Sehr viel ernster wurde es als es bekannt ward, daß Eugenio sehr liirt sei mit einer gefeierten Dame, aber mit einer Erbin, „die keine sei", daß dies ihn vielleicht zu Ausgaben und Luxus nöthige, die ihn hinaus trieben über seine Einnahme, und es wuchs zu Bosheit und Verleumdung. Roberto Kerry, ein College Eugenios, war eitel, von bösartigem Character, ebenfalls für die schöne Jane entbrannt. Da er keine Erwiederung fand, verwandelte sich dieses Gefühl in die bitterste Rache gegen Eugenio, der ihm seiner Meinung nach auch von seinem Chef vorgezogen wurde. Von diesem Moment an war das Unglück des jungen Mannes beschlossen.

Von dieser Stunde fand der Haß Roberto Kerry's Eingang in das Ohr des Chefs mit allerlei zuerst nur leichten und immer gravirenderen Insinuationen, der Kern war aber stets, daß Eugenio durch sein Auftreten nach Außen als „Seigneur" Bedenken gebe in Betreff der ihm anvertrauten Casse.

Dies flößte dem hohen Herrn, der den jungen Mann vorher gern gesehen, Mißtrauen ein und er fing an, ihn zu fecciren und mit unfreundlichen Blicken zu betrachten.

Welche Wirkung kann ein Wort der Verleumdung üben; Eugenio fühlte mit seinem fein verletzlichen Tact sogleich die unbegreifliche Veränderung in seiner neuen Stellung; er hatte täglich das Gefühl, daß von unbekannter Seite Giftpfeile ihn träfen und sicher ihre Wirkung übten, weil sie auf die verletzlichen Stellen gerichtet waren und die sehr viel schmerzender waren, weil sein point d'honneur auf das Empfindlichste entwickelt war, eine Folge seiner militärischen und so ungern verlorenen Stellung.

Eugenio F., der den größten Theil seiner Jugend auf dem Meere und einsam zugebracht hatte, war ein so reiner und unverdorbener Mensch, daß ihm bis jetzt noch keinerlei persönlicher Verdacht kam. Er selbst so gut und gläubig, hätte kaum begreifen können, bis zu welcher raffinirter Bosheit die eines Andern gehen könne.

Nur an diesem Tage kam ihm eine leise Ahnung.

Seinem Zimmer gegenüber war das Arbeitszimmer des Chefs, dessen Thüre weit, wie seine, offen stand. Er sah ihn an seinem Arbeitstisch in dem fürstlich eingerichteten Zimmer sitzen. Man kann keine Haltung sehen, welche unbegrenzteren Stolz ausdrückte, aber nicht jenen noblen Stolz der echten Bildung, sondern den der kaufmännischen Gattung. Man möchte sagen, daß dieser Eindruck mit dem aufgebürsteten Haar anfing, und bei dem Fuß auf dem

Digitized by Google

Smyrnateppich aufhörte, der dem vor ihm liegenden prachtvoll aussehenden Bernhardshunde unmotivirte Fußtritte gab.

Eugenio sah jetzt, wie sein alles berechnender College Roberto in das Arbeitscabinet des Chefs ging und immer von Zeit zu Zeit nach Eugenio hinschielend den Kopf mit der Hand stützend zu seinem Herrn sprach. Wenn dieser nicht wie Faust aussah, so doch Jener wie Mephistopheles, als er mit seinen großen hölzernen Fingern seinen schwarzen Spitzbart strich und mit seinem scharf geschnittenen Profil sich niederbeugend mit schlechten Absichten zum Consul sprach, der sich blind von ihm leiten ließ. Eugenio, der mit seinen Zügen von fast antiker Schönheit wie Abel zu Kain hinsah, überlief es wie ein Schauder, er wußte selbst nicht warum. Bei den Aengsten, die sein Herz bestürmten, bei dem nervösen Druck, welchen die Beschäftigung auf ihn übte, den ganzen Tag monotone mit Zahlen bedeckte Bogen vor Augen zu sehen, anstatt seiner früheren frischen, bewegten Beschäftigung wurde ihm schlecht. Die Furcht vor dem dämmernden Leiden der Verwundung, endlich heute der Verdacht, daß er hier teuflisch verrathen sei — benahm ihm so die Sinne, daß er an diesem Tage plötzlich glaubte das Bewußtsein zu verlieren. Für einen Augenblick trat er in eine Fensternische, in welche der erfrischende Hauch des Gartens drang, drei Schritte von seinem Tisch und dem geöffneten Geldschrank, doch so, daß er nun von den Beiden aus dem andern Zimmer nicht gesehen werden konnte.

Diesen günstigen Moment benutzte Roberto, um in das Ohr seines Herrn seinen letzten Giftpfeil auszusenden.

„Sehen Sie, Signor, wie die Liebe Ihren Cassirer seine Pflicht vergessen läßt; die Casse steht offen und er scheint verschwunden."

Der Chef wandte sich und dies sehend warf er einen zwar verstehenden aber doch mehr verächtlichen Blick auf den Denunzirten und ihm unmerklich mit den Augen winkend, nach der Ordnung zu sehen, stand er auf und verließ sein Zimmer, bevor jedoch Eugenio an seinen Platz zurückgekehrt war, und so der Verdacht nicht beseitigt war. Als Roberto dagegen die Thür seines Zimmers erreicht hatte, saß Eugenio wieder ruhig an seinem Arbeitstisch. Er stand im Eingange von Eugenio's Zimmer wie gebannt still, denn ein so reiner und offner Blick traf ihn aus den wunderbaren schönen, blauen Augen des jungen Mannes, daß er wie ein Dämon davon gebannt von der reinen Schwelle wich.

III.

Jane.

An einem der folgenden Abende, zur Zeit wo die schöne Welt sich zu neuen Festen schmückt, saß Jane Taylor ernst und sinnend in ihrem Boudoir, ohne daran zu denken, für sich eine der Einladungen anzunehmen, wo sie Eugenio nicht zu sehen hoffen durfte. Sie war so sehr unter dem Eindruck der Scene in der Mondnacht und noch einiger anderer Begegnungen, sie war so voll zum Bewußtsein gekommen wie unauslöschlich sein Bild in ihrem Herzen war, daß sie seitdem ganz zurückgezogen nur diesem Gedanken hingegeben war. Sie hatte ihre Gemächer kaum verlassen, während sonst ihre eigenen Gesellschaftssäle geöffnet waren. Dies war der Grund der Unzufriedenheit ihres Vaters, der dieselben gern glänzend und seine Tochter

Digitized by Google

als die Zierde zu sehen wünschte. Dieser Grund lag noch in dem besondern Verhältniß, daß Jane wirklich nicht seine Tochter war, ohne daß sie dies wußte. Sie war das Kind aus der ersten Ehe seiner Frau, aber so jung, daß er bei seiner Verheirathung mit ihr verlangte, die Kleine in dieser Unwissenheit zu erziehen und darin bestärkte, als sie sich später nach der Mutter Tode so reizend entwickelte.

Darin hatte er freilich Recht. Sie wurde in dem Glauben glänzend erzogen, hielt sich selbstredend für eine reiche Erbin, oder fragte eigentlich nicht danach, es ging kein Schatten über ihr Leben. Ihr Wesen nahm jene eigene vornehme Sicherheit, an — als wenn sie ohne verheirathet zu sein alle Pflichten der Repräsentation einer Frau tactvoll übernommen hatte.

Sie war bis jetzt daher auch sehr unabhängig und frei in ihren Wahlen und Begünstigungen dieser oder jener Persönlichkeit gewesen, da sie glaubte nur ihren Willen fragen zu dürfen. Nie hatte man ihr etwas in den Weg gelegt, da nie ernstlich ihr Herz berührt schien.

Es war aber nicht so gewesen, denn als der Vater endlich bemerkte, daß sie eine in der Gesellschaft ganz außergewöhnliche Bevorzugung für den jungen Marineofficier zeige, wurde er ungehalten und seine Unzufriedenheit vermehrte sich, als seine Tochter blaß wurde, ihr Wesen träumerisch, ihr Auge umflort, ihre bewußte und stolze Haltung in eine schüchterne, vom Gefühl beherrschte, sich verwandelte.

Signor Taylor hatte Geld und Bildung, aber er suchte damit durch seine Tochter Verbindung mit dem Adel Genuas anzuknüpfen, und von demselben Augenblick an, wo er erkannte, daß Jane eine unverkennbare Abneigung gegen den Cavalier aus einer der ersten Familien Genuas hatte, der ihre Hand begehrte und sie an den Tag legte, erkältete sein Gefühl für sie, das ja eben nicht Zuneigung war, merklich.

So gingen die Sachen und Jane wußte noch nicht, daß gerade jetzt, wo sie über die Grenze des Terminus gegangen war und Amor, den sie vorher verspottet, sie in seinen Schlingen hielt, von anderer Seite das drohende Gewölk über ihr heraufzog.

So saß Jane an diesem Abend, ein Bild der Hoffnung, der stillen, sinnenden, die ihr Alles an einen Namen, ihr Leben an die einzige Aufgabe setzt ihre Existenz mit der des Geliebten auszuschmücken.

Sie hatte sich jetzt entschlossen, ihren Vater zu bitten, dem jungen Manne den Eintritt in ihr Haus zu gestatten. Wie sie durchaus frei in ihrer Wahl war, so schwebte das was dann kommen würde, in süßen, berauschenden Bildern vor ihrer Seele.

„Sie sind blaß, Signora", sagte die Cameriera, welche eingetreten war und ihre Herrin bereits eine Weile beobachtet hatte. Diese stand noch in ihrem schwarzen Sammetkleide wie eingerahmt in ihrem Rococozimmer, das zu der classischen Haltung ihrer Gestalt wie ein prächtiger Hintergrund paßte. Die dunkel geschnitzten Schränke und hochlehnigen Stühle mit dem gelben Seidenatlas, die kostbaren Bücher, Statuen und Vasen, die Nischen mit den Ottomanen, der Plafond mit dem Lüstre von venetianischem Crystall, die Majolikas auf den Borten, die Bilder ... Alles war wie in einem wahrhaft eleganten, von einer Person bewohnten Raum, die im wahren Sinn das hohe Vergnügen der Bildung genießt.

Die junge Dame hatte auf dem Sammetteppich die Dienerin nicht gehört, jetzt wandte sie sich und winkte, ihr den blauen Caschmirrock überzu-

Digitized by Google

werfen. Die Spitzenmanschetten fielen weit über ihre weißen, zarten Hände, die zarte Farbe stand reizend zu den feinen Tinten ihrer Haut.

Sie ließ sich in den Fauteuil am Kamin gleiten, die Zofe löste den künstlichen Bau ihres prachtvollen Haars und knotete es einfach, wie jene der Antike mit einer pompejanischen Nadel gehalten. Dann kniete sie vor ihr auf den Schemel, ihr die goldgestickten aus dem Orient mitgebrachten Pantoffeln anzulegen und dann nachdem sie ihr auf silbernent Teller den Thee mit den Bisquits gebracht, ließ sie ihre Herrin allein.

Jane versank wie in einen Zaubertraum. Alles was sie mit Denken, mit Fühlen, mit Sehnsucht in sich aufgenommen hatte — und man hatte Alles aufgeboten um ihr jeden Born des Genusses zu öffnen — jetzt erst gewann es Farbe, wurde ein Lebendiges in ihrem Sein.

Sie fühlte, daß für einen Mann, den sie mit allen Fühlungen ihrer Seele liebte, sie eine Häuslichkeit auszuschmücken verstehen würde, wie ein stilles Paradies. Alles wurde erhöht durch ein zartes Rücksichtsgefühl auf den jungen Mann, der, wie besonnen, bewußt und elegant er sich auch in der Gesellschaft zeigen mochte, doch bis jetzt nicht zu verlangen gewagt hatte, in ihr Haus eingeführt zu werden, noch ihre Hand zu begehren.

Sie bestimmte Tag und Stunde, sie malte sich seinen Empfang aus, sie sah wie sich ihr Glück gestalten würde und wagte im ahnenden Bilde zu sehen was die Zukunft ihr bringen werde. Mit ihm draußen allein, Beide ein Wille, einander angehörend bis in den Tod.

Mitten in diesem wonnevollen Traum klopfte ihr Mädchen heftiger als sie sonst pflegte da sie wußte, daß die Signorina im Negligé war und sie ihr eine unliebsame Nachricht zu machen hatte. Ihr Gesicht war bestürzt und eben so heftig, wie wahrscheinlich zuvor der Gebieter ihr gesagt, wiederholte sie: „Der Signor erwarte seine Tochter im Salon, weil die Familie X sich angemeldet habe."

Jane wurde bei der Meldung des Namens bleich wie Marmor. Denn es war der Name jenes genuesischen Edelmannes, der seine Familie bei ihnen einführen wollte, der um sie warb und dessen Werbung ihr Vater ahnungsvoll aus oben gesagten Gründen begünstigt hatte. Es lehnte sich plötzlich in ihrem sonst so sanften Wesen auf. Sie fühlte die Unfähigkeit sich diesen Abend ihren Träumen zu entreißen.

Sie sagte kurz und entschlossen, der Vater möge sie entschuldigen für heute . . .

Das Mädchen sah sie erschrocken und zögernd ob dieser Weigerung an, denn sie kannte die maßlose Heftigkeit des Herrn in solchen Fällen.

„Sage das", wiederholte die Signorina und versank sogleich wieder in die früheren Gedanken. Nach Kurzem stürzte der Vater herein, mit beinahe wilder Miene über die gleichmäßige und ruhige Haltung, mit welcher seine Tochter ihm ihre Weigerung hatte bringen lassen.

Wir müssen jetzt die Beiden einen Augenblick sich Auge in Auge ansehen lassen, um dem Leser den Mann vorzuführen, der hier so unverdienten Zorn an den Tag legte.

Er hatte etwas Yankeehaftes, das Reichthum nicht sowohl der Intelligenz als den kaufmännischen Besitzer charakterisirte, aber es war fast das erste Mal, daß eine ähnliche Scene zwischen ihnen vorkam. Er war immer ruhig, gentil mit seiner Tochter gewesen und dies nicht eigentlich aus väter-

Digitized by Google

lichem Gefühl, als weil er eitel auf sie war, und er bei ihrem sonst immer sehr sanften und nachgiebigen Character sie als eine untrügliche Angel betrachtete, jene oben erwähnte Verbindung mit dem höchsten Adel von Genua zu schließen.

„Du willst nicht kommen, Jane?“ fragte er mit scharfer Stimme.

„Ich danke Dir für heute Abend, Papa“, sagte sie, ohne ihre Haltung und ruhige Miene zu ändern.

Sie unverändert und ohne weitere Entschuldigung in ihrer Weigerung verharren zu sehen, brachte den heftigen Mann dieses Mal ganz außer sich vor Zorn, denn zuerst hatte er jetzt die sehr pronoucirte Zuneigung seiner Tochter zu dem jungen Marineofficier gesehen, der ersteus, wie er wußte, nur über unbedeutende Mittel zu verfügen hatte und der sodann seinen festen Entschluß, sich auf diese Weise einen Weg in die höchste Gesellschaft zu bahnen, im Auge hatte. Die Scene ging nach den ersten vermittelnden Sätzen gleich in den heftigsten Zorn über. Sie fühlte plötzlich, daß sie hier Jemand vor sich habe, der ihren Lebensfaden, den sie frei glaubte, in seiner Hand hielt.

Aber sie ahnte noch immer nicht, welches Geheimniß hier mächtig sei und ihr Schicksal zertrümmern könne.

Ja, sie war früher oft so glücklich gewesen, seine Meinung für sich zu stimmen, daß sie auch diesmal weniger alterirt war und gerade dies ihre Haltung und Stimmung aufregte. Es ist immer ein Tropfen, der den Becher zum Ueberfließen bringt. Und es geschah sehr bald. Nach einigen Erörterungen, wie heftige Männer des Südens leicht alle Mäßigung verlieren, fiel wie ein Blitz auf das Haupt der Unerfahrenen vernichtend die Worte aus seinem Munde:

„Du weißt nicht, Jane, daß Du keinen Willen hast, daß Du nicht meine Tochter bist, daß ich Deine Verbindung mit jenem Marineofficier nicht will und daß ich Dich enterben und jeden äußern Glanzes, ja meines Hauses berauben kann. Du bist das Kind Deiner Mutter aus erster Ehe und ich habe keine Verpflichtung für Dich übernommen.“ Er hielt einige Augenblicke ein, Funken von Zorn sprühten aus seinen Augen.

Jane war im Augenblick wie zerbrochen und doch fühlte sie, ein Engel der Sanftmuth, daß Etwas in ihr sich auflehne.

„Und Du fügst Dich mir Jane?“

„Ich kann nicht, Vater, ich habe eine Neigung, ein Herz, ich — ich bin nicht frei!“

„Nicht frei? — Besinne Dich. Bist Du morgen nicht entschlossen, so ist Dein Schicksal von meiner Hand zerbrochen.

IV.

„Ich bin der Satan . . .
Messias

Es vergingen Wochen seit diesem Abend und wie nichts stillsteht, so zog über den Liebenden das Gewitter sich drohend und drohender zusammen. Ueber Beiden in verschiedener Weise und doch mit demselben Zweck, ihnen das Glück der Vereinigung zu verderben und ihnen Tag und Nacht zu vergiften mit dem was kommen sollte.

Sie sahen sich öfter als sonst, von unwiderstehlicher Sehnsucht getrie-

Digitized by Google

ben. Es war ein zwischen ihnen beschlossenes und desto weniger von Andern anerkanntes Verhältniß, von allen Seiten mit bösen Augen betrachtet und böse Leidenschaften an dem Bunde der reinsten Herzen erschöpfend. Was Eugenio jetzt verfolgte, das war der Neid seiner Collegen. Es ist merkwürdig, zu welchen versteckten Schlechtigkeiten dieser führen kann, so daß es kaum möglich ist, die letzten Wurzeln, aus welchen sie emporschießen, zu ergründen. Der eine der Collegen beneidete den scheinbaren Aufwand, welchen der feine Marineofficier mit seinen vornehmen Manieren nach Außen trieb, der Andere, der selbst eine eben so glänzende Heirath im Auge hatte, neidete dem jungen Mann, daß er dem Ziele näher zu sein schien.

Vor Allem aber Derjenige, welcher Jane, die schöne und vermuthliche Erbin, mit immer größerer Leidenschaft verfolgte und bis auf den Tod Denjenigen haßte, der ihm in der Gesellschaft vorgezogen wurde und im Geschäft unter ihm stand.

Wenn er in Gesellschaft ihn an ihrer Seite sah, hinter ihrem Sessel stehend, oder mit ihr in seinem Arme dahinfliegend, so loderte sein Zorn bis in die Augen und er suchte nach einem Mittel, um mit einem Schlage den ihm Verhaßten zu vernichten. Aber für diese Absicht, welche er wie ein Mephistopheles auszuführen suchte, konnten nur erst die einleitenden Fäden gesucht werden.

Nachdem er zuerst fast das ganze Collegium gegen ihn eingenommen, versuchte er zuerst den Vater der jungen Lady kennen zu lernen und sich ihm in Gesellschaft zu nähern. Obwohl nun diesem seine Gesellschaft und Persönlichkeit durchaus nicht gefiel, nahmen ihn doch die Verleumdungen gegen den Officier ein, der an diesem Abend nicht fern, lebhaft zu Jane sprach. Seine Stirn verfinsterte sich. Doch drehte er dem Ankläger den Rücken und dieser sah knirschend, daß nicht zu seinen Gunsten, sondern zu Gunsten eines erwünschteren Schwiegersohnes gesprochen wurde. Er mußte zufrieden sein, nur den verhaßten Nebenbuhler zu verderben, nicht hoffen, seine Stelle einzunehmen.

So fuhr er denn vorläufig ungehindert fort alle Collegen, jeden in der ihm zugänglichen Weise, gegen ihn einzunehmen und jeden für den etwa eintretenden Fall fertig zu finden, ihm beizustehen gegen ihn. Beim Chef dagegen fand er es am schwersten, die rechte Stelle zu treffen. Wenn er ihn darauf aufmerksam machte, wie sein Cassirer, so mit der Gesellschaft lebend, zu einem Aufwand gezwungen sei, der unmöglich mit den Einnahmen seines Postens harmonire so fanden diese Andeutungen, begleitet von infamen und fein verschmitzten Verleumdungen, auch endlich dort Augen, die mit bösem Verdacht auf Eugenio ruhten.

So blieben die Sachen eine lange Zeit. Der bedauernswerthe junge Mann, der sich wie von Spähern umgeben sah, da die alten Freunde und Collegen ihn mit seltsamer Reserve behandelten, stand zuerst wie vor etwas Unbegreiflichem, das aber vielleicht gerade deshalb ihn wie mit einem Grauen erfaßte, als sei er ohne seine Schuld von bösen Geistern verfehmt.

Einmal nur, als Roberto wagte, ihm eine directe Anspielung zu machen: wie leicht und verführerisch es sei, in so glänzenden und kostspieligen Kreisen sich in Schulden zu stürzen und die Casse ꝛc. . . . gerieth Eugenio in einen solchen Zustand von Aufregung, daß er mit der Sprache des Degens geantwortet haben würde, wenn nicht ein älterer College sich ins Mittel gelegt hätte. Von diesem Tage an aber nahm die Stellung des gequälten

Digitized by Google

Mannes, der im Grunde so wenig an diese geschäftlichen Verhältnisse und noch weniger an diese Form gewöhnt war, welche Alles nur vom Geldpunct aus betrachtet, einen solchen Charakter an, daß seine nervöse Erbitterung ihn für Stunden in einen Zustand versetzte, der an Verwirrung grenzte, obwohl sie eben ihm weiter nichts war als die aus reinem Gewissen entstandene Ueberreizung.

Der böse und unglückliche Zufall wollte einmal, daß an einem Festabend, zu welchem Eugenio unmittelbar von den Stunden der Abendarbeit, welche ihn durch das ihm verhaßte Rechnen ohnehin die Nerven ruinirten, ging, daß Jane ihn bemerkte und sich darüber zum Verzweifeln alterirte, obwohl sie keineswegs an Geistesstörung, sondern vielmehr nur an ihm widerfahrene Unannehmlichkeiten glaubte. Roberto dagegen, der diese Scene von fern mit angesehen hatte, wagte es, sich nach Eugenio's Entfernung dem schönen Mädchen zu nähern.

Sie saß in einem tiefen Lehnsessel und hielt mit einem Fächer ihr Gesicht bedeckt; er konnte bemerken, wie zwei große Thränen über ihre zarten Wangen liefen.

„Sie weinen, Madonna?" sagte Roberto mit einer Stimme; die nur noch teuflischer klang durch die Süßigkeit, welche er hineinzulegen suchte. Sie schrak empor, als habe ein Vampyr sie berührt.

Das grauenhafte Ballet des Vampyr, das sie gestern an Eugenio's Seite gesehen und bei dem sie vor Glück über diese süße Gegenwart nichts von diesem Grauen empfunden, faßte sie jetzt zitternd.

Die grauenhaften Worte von Hamerling:

„Und der stillste der Vampyre
Saugt mir aus das rothe Blut" . . .

zogen ihr durch den Sinn.

Es war ihr, als ob der glühende Hauch seines Mundes, der ihr so nahe, durch sein undelikates auf sie Herabbeugen sie wie mit giftigem Fieberhauch durchrieselte; sie hob ihren Fächer, um seinen Kopf zu entfernen, sie zog den genuesischen Schleier über ihre zarten Schultern, damit ihre sensitive Haut nicht von diesem Athem berührt werde; sie hatte nie etwas Aehnliches empfunden.

„Sie weinen, Gnädige", sagte der Mephisto mit derselben Stimme; „wer sollte auch nicht eines so jungen Cavaliers wegen weinen, der Ihnen so nahe zu stehen scheint — den man mit unaufhaltsamen Schritten in den Abgrund des Irrsinns eilen sieht, in jene dunkle, schwarze Nacht der geistigen Versinsterung, wo nur die Jugend und der schöne, zerstörte Körper noch dann und wann den Schleier lüftet, damit der Kranke selbst die gräßliche Zerstörung sieht, die ihn — —"

Jane hob wie abwehrend die Arme auf, ein Schrei drang von ihren bläulichen Lippen, sie sank ohnmächtig zurück.

Aber in demselben Augenblick, als Roberto's lüsterne Hände ihren keuschen Leib berühren wollten, stand Eugenio neben dem Sessel der Ohnmächtigen und schob mit dem nervigen Druck des Seemanns den Unverschämten zurück, der das einsame Boudoir und die günstige Minute zu seiner infamen Absicht hatte benutzen wollen.

Eine vollkommen kalte, stolze Ruhe lag auf dem Gesicht Eugenio's, der von seiner vorhergegangenen, blos nervösen Aufregung völlig hergestellt war; es war nicht möglich, sich einen grelleren Contrast auszumalen, als der männ-

Digitized by Google

liche Ausdruck in den bleichen Zügen Eugenio's in ihrer unaussprechlich noblen Schönheit und die vor Zorn rothe Teufelsphysiognomie Roberto's.

Man konnte nichts Bewußteres, nichts Stolzeres hören, als den jetzt vollkommen ruhigen Ton, mit welchem der Officier die wenigen Worte sagte: „Hinweg von hier!" — die Hand an den Degen legend, welchen diejenigen Cavaliere damals in Genua trugen, welche irgend ein Recht durch ihre frühere Stellung darauf bewahrt hatten. Seine schwarze, mit Gold besetzte Marineuniform, hob den unvergleichlichen Adel seiner schlanken Gestalt glänzend hervor.

Die beiden Männer maßen sich mit einem Blick; aus dem Eugenio's sprachen Indignation und Selbstbewußtsein, aus dem Roberto's brachen wie Blitze die Funken des Zorns und er würde sich in diesem Zustand der Rage nicht weiter gekannt haben, wenn nicht jetzt Jane aus ihrer Ohnmacht erwacht wäre.

„Eugenio..." sagte sie, ihm die Hand reichend und mit unaussprechlicher Bewegung in der Stimme und mit solchem Seelenausdruck in ihren blauen, unergründlich sinnigen Augen, daß der wüthende Mann davor zurückbebte wie vor einem reinen Engel die bösen Geister der Nacht, dem gehaßten Feind das Feld überlassend, aber nicht ohne den Schwur der Rache für sich erneuernd.

Es füllten Gäste das Zimmer und Jane, noch halb ohnmächtig, ging an Eugenio's Arm bis zur Thür ihres Privatzimmers, ohne daß Beide vor Bewegung im Stande waren, ein zusammenhängendes Gespräch zu führen.

„Für immer", sagte Jane wie im Traum, nur im Halbbewußtsein ahnend, was sie mit diesem Geständniß unwiderruflich diesem Herzen that.

V.

For ever.

„Für immer" — hatte Jane an jenem Abend zu dem um sie Kämpfenden gesagt, den sie in der Nacht wie taumelnd vor Seligkeit zurückgehen sah, sein Schicksal war durch dieses Wort bestimmt und gelöst wie vom Ausspruch des Schicksals.

An jenem Abend jedoch, welcher jene zwei Seelen unauflöslich verband, waren die Scenen um sie keineswegs beendet gewesen.

Kaum hatte sich die Thür der schönen Gastgeberin geschlossen und Eugenio war aus den Ballräumen verschwunden, als Roberto den Hausherrn aufsuchte und diesen durch die raffinirtesten, teuflischen Bosheiten, zu welchen er diese Unterredung benutzte und die jeder Vorstellung spotteten, furchtbar erzürnte. Er war bemüht, wie mit der Sonde eines Dämons jede verwundbare Stelle seines Zuhörers auszuforschen und er verstand es nur zu gut.

Immer mit persönlicher Bescheidenheit seine eigene, nicht erhörte Leidenschaft für die schöne Jane hervorhebend, machte er den zornig horchenden Geschäftsmann aufmerksam auf die Vortheile mit der hohen Aristokratie und suchte ihm einzureden, wie wenig angemessen jetzt die Verhältnisse des Officiers zu denen seiner Tochter seien und vor Allem — vor innerlicher Wuth zitternd — Eugenio's Anlage zur Gemüthsverwirrung, die er mit unglaublichen Argumenten der medicinischen Gründe, an welchen auch kein Schatten von Wahrheit oder nur der Wahrscheinlichkeit war, bewies; mit lauter Er-

Digitized by Google

findungen, die gerade wegen ihrer Unwahrheit jede Uebertreibung ertrugen, die er ihm ins Ohr träufelte.

Der Wurf hatte vollste Wirkung, die Lanze saß fest und der Entschluß des Vaters war: entweder Jane zu verderben mit Tyrannenhänden, oder sie zu jener in Frage stehenden Heirath zu zwingen. Der folgende Tag brach wie ein Sturm über sie herein, dem ihre zarte Gesundheit widerstand. Nach kaum zwei Unterredungen mit ihrem Vater, fiel er, der früher fast galant in seinem Ton gegen die schöne Tochter war, jetzt in die roheste Heftigkeit, in die rücksichtsloseste Ausdrucksweise und der bloße Ton seiner Stimme, das heftige Schreien, das Thürenschlagen allein erfüllte das feine, tactvolle und überaus zarte Mädchen mit solchem Ekel und Entsetzen, ja mit einer nervösen Furcht, daß sie ein Fieber bekam, welches fast vier Wochen die Erneuerung dieser Schreckensscenen unmöglich machte. In dieser Zeit wurde der Zustand der Liebenden mit jeder Stunde schlimmer; von Eugenio konnte nur einmal ein Gruß zu ihr gelangen, denn natürlich wurde jeder Besuch verweigert und jeder Brief von der wohlinstruirten Dienerschaft dem Herrn überbracht und Jane selbst hatte noch weniger Möglichkeit, bei strenger Ueberwachung auch nur das kleinste Lebenszeichen zu geben. Nur einmal gewann sie das Mitleid einer alten Krankenwärterin mit drei Worten, dem Geliebten einen Ruf des zerrissenen Herzens zu senden. Der Tod schonte sie, vielleicht war sie zu schön, er erbarmte sich der lieblichen Beute.

Aber sie war zu gebrochen zum Widerstand und wehrlos gegen den Vater, da dieselben Quälereien von Neuem begannen, ehe sie nur körperlich im ersten Stadium der Genesung war. Was konnte sie thun, ein armes von Mannesdespotie hülflos gezwungenes Weib. Sie konnte nur Alles thun mit Hülfe ihres Vaters, sie wußte jetzt, daß er sie vernichten konnte, ach! sie wußte auch, daß sie an ein fast fürstliches Leben gewöhnt, in welchem Eugenio sie gesehen, ihm ihre Hand arm und trostlos nicht bieten könne und daß er nicht genügend gestellt sei, um allein mit seinen Mitteln einen Hausstand zu gründen.

Die Scene, welche entschied, war mit theatralischer Bosheit angelegt. Der Bewerber, Graf Consentio, war im Nebenzimmer, doch so, daß er jedes Wort zwischen ihr und dem Vater verstehen konnte, ohne daß er die beschwörenden Augen, die flehenden Bewegungen des armen, gequälten, kranken Wesens sehen konnte, die ihn vielleicht erweicht hätten.

Er hörte nicht Jane's leise geflüsterten Bittworte und als er sie schwach genug sah vor dem glühenden Zorn in seinen Augen, rief der Vater den vornehmen Schwiegersohn herein und legte die Hände in einander, ohne daß Jane mit ersterbendem Herzen und dem Tode nahe auch nur ein Wort der definitiven Einwilligung hervorzubringen vermochte.

Jane war verlobt mit dem Comte Consentio und noch in derselben Stunde wurden die Hochzeitacten zwischen den beiden Männern bestimmt und unterschrieben.

VI.

Für den unglücklichen Eugenio war diese Zeit mit den unerdenklichsten Qualen erfüllt gewesen, Tage vergingen, ohne daß ihm eine Nachricht zukam; das Leiden jedes Tages wurde wie eine straffer angezogene Saite. Jeden erdenklichen Weg hatte er versucht, um zu ihr zu gelangen oder

Digitized by Google

einen Brief in ihre Hand zu bringen, es war Alles vergeblich, sie war von Spionen umwacht und außer dem einen Wort war Alles unterschlagen worden.

Armer Eugenio! Der körperliche Zustand, in welchen er versetzt wurde, konnte wohl zu jeder Besorgniß Anlaß geben in den Augen Derer, welche ihn geliebt hatten, aber sie gaben diesen jetzt nur in böswilliger Richtung in den Augen der Bösen, die ihn verderben wollten, Raum.

Jeder Nerv in ihm litt, jeder Puls zuckte schmerzlich und die Angst um sie, um das Scheitern ihrer Hoffnungen steigerte sich allerdings zuweilen zu einem solchen Grade, als sei er seiner Sinne nicht mehr mächtig; dennoch störte es ihn nie eigentlich im Geschäft, obwohl das monotone Beschäftigen mit Zahlen, mit Calcüls, welche seinem Geschmack widerstrebten, ihm jetzt unsagbar schwer wurde. Dennoch bemerkten seine Collegen, von Roberto aufmerksam gemacht, sein zerstreutes und von Qual zerrissenes Wesen und als es ihm nur einmal begegnete, daß er einen Gedächtnißfehler machte, dessen Ergründung einige Tage dauerte, wurde der Lärm hinter seinem Rücken groß und Schopenhauer würde mit seinem Wort sehr Recht haben:

„Wir würden unsere besten Freunde nicht mehr ansehen, wenn wir hörten, was sie hinter unserm Rücken sprächen."

Roberto war bemüht, die Sache tausendfach vergrößert dem Chef zu hinterbringen und die Summe, welche eine Lappalie war, so groß zu bezeichnen, als der Aufwand des Officiers forderte, um den gesellschaftlichen Aufwand in hohen Kreisen zu bestreiten.

Es waren seit der Krankheit Jane's sechs Wochen vergangen und es war der Tag gekommen, welcher das letzte Kapitel schloß: die unbarmherzig erzwungene Verbindung mit dem Grafen Consentio. Eugenio, als ob unsichtbare Dämonen ihn mit tausend Stacheln etwas Drohendes ins Herz drängten, sah sich jetzt auch vor dem Zeitabschnitt, wo die großen Rechnungsabschlüsse waren und er fühlte, daß er nach ihrer Erledigung sich mit seinem zerrissenen Herzen nicht mehr in diese monotone Stellung finden könne. Tausend Gedanken, um sich und ihr eine neue Stellung erringen zu können, die ihnen ohne Hülfe Anderer die Vereinigung ermöglichten, durchkreuzten und zerrissen seinen armen Kopf. Von Roberto hinterlistig aus dem anstoßenden Zimmer beobachtet, mit den extravagantesten und verzweifeltsten Bewegungen, wie er zuweilen seine Hände an die Stirn oder an die Brust drückte, flößte er diesem den boshaftesten und schlimmsten Verdacht ein.

Endlich kam die Stunde, wo das Geschäft und die Casse geschlossen werden mußten. Die jungen Leute hatten sich schon aus den vordern Räumen entfernt, nur zwei glühende Augen wachten noch von fern, die aus einem dunkleren Arbeitsgemach wie die eines lüsternen Tigers auf den schönen, bleichen Mann gerichtet waren, der noch vor dem offenen Cassenschrank saß, das heißt vor den verantwortlichen Werthen, welche ihm, veruntreut, das Leben und das Schicksal zerrütten konnten.

Seine traurigen, mit feuchtem Schein verschleierten Augen, seine Gedanken wie heiße, verzehrende Fluthen über seine arme Stirn hinjagend, ließen ihm Alles dunkel verschwimmen. Nichts — nichts hatte er auch heute von der Kranken und Heißgeliebten gehört! Er saß noch einige Minuten wie starr, dann wollte er schließen.

Es ist vielleicht bekannt, daß die sehr complicirten, englischen Geldschränke in großen, reichen Bankhäusern nur mit einer Vorrichtung geschlos-

Digitized by Google

sen werden können, welche aus vier Buchstaben besteht, die ein Wort bilden und auch nur in derselben Zusammensetzung wieder geöffnet werden können, also sich mit ihrem kostbaren Inhalt nur im Kopf Dessen befinden, der sie geschlossen und die Verantwortung übernommen hat.

Im Augenblick, als Eugenio im Begriff war, diese Vorrichtung zu machen, kam durch die schon dämmerig gewordenen Vorzimmer eine alte Frau leise wie eine Katze und legte ihm, gleich wieder wie ein Schatten verschwindend, ein Billet auf die noch offene Klappe des Schrankes.

Eugenio, der schon die Hand zum Schließen bereit alle Briefe und Werthpapiere hineingelegt hatte, ohne das Wort gefunden zu haben, öffnete wie ein halb Irrsinniger den Brief von Jane's Hand adressirt. Es waren nur zwei Zeilen von ihrer Hand:

„Es ist vorbei — ich bin sein. Mir bleibt keine Hoffnung als der Tod. Dein ewig . . ."

Ein dumpfer Schrei wie von dem Springen eines kostbaren Gefäßes, oder wie von Convulsionen drang durch die einsam gewordenen Räume. Nur ein Lauscher hatte ihn gehört.

„Lost — —" hauchten zwei todtbleiche Lippen, der Schrank fiel mit ächzendem Krach in seine schweren Schlösser, der junge Officier sank ohnmächtig an seinem Arbeitsplatz nieder.

VII.

Lost.

Der folgende Tag war ein Festtag und die Bureaux blieben geschlossen, nur einzelne der Beamten kamen für irgend ein besonderes Geschäft, wenn sie ein solches hatten.

Eugenio hatte die Nacht in Convulsionen zugebracht, in herzzerreißenden Träumen, wenn er einen Augenblick in Schlummer fiel. Er war am Abend von dem ihm ergebenen Diener des Hauses nach seinem Erwachen aus der Ohnmacht in einem Wagen nach seiner Wohnung gebracht worden und in seinen halb wachenden Sinnen war nur der einzige Wunsch, Nachricht von ihr zu haben und an ihrem Hause vorüberzufahren. Es geschah, ohne daß er es verlangt hatte und kaum erblickte er es von fern, als sich alle Bilder Dessen, was dort geschah, voll Jammer in seine Phantasie drängten.

Das Haus war glänzend erleuchtet, eine lange Suite von Wagen hielt vor der Rampe und Herren und Damen in weißer Toilette traten in den orangegeschmückten Eingang; Musik schallte heraus, man feierte die Verlobung!

Armer Eugenio! Er hatte kein Erbarmen mit sich selbst, er sah im Geiste, wie nach dem Empfang der ersten Gäste die arme, gemarterte Jane, die schöne, todesbleiche Braut, erschöpft von den phrasenvollen Anreden der Gäste, der ihr innerlich antipathischen Gäste, in ihrem Hochzeitsprunk in eine der Fensternischen des kleinen Boudoirs trat und, von dem Sammetvorhang verborgen, ihren heißen Thränen freien Lauf ließ. Sie stierte hinaus in die Nacht, es war ihr, als müßte sie hinausfliehen, als gäbe es in den Armen der Nacht für sie und ihn noch Rettung und Zukunft. Sie sah einen dunklen Wagen vorüberfahren und der Gedanke an Flucht krampfte

Digitized by Google

sich wieder an ihr Herz. Hätte sie gewußt, wer in dem Wagen an ihr vorüber fuhr!

Aber die Musik der Polonaise erschallte wieder aus dem Saal und sie fühlte sich plötzlich von einer brennenden Hand berührt, die sich mit einer gewissen zudringlichen Sicherheit auf ihre entblößte Schulter legte.

Es durchschauderte sie vom Kopf bis in die Fußspitzen vor Widerwillen. Mit jeder Secunde drängte sich ihr das Unmögliche, Unerträgliche ihrer neuen Situation auf. Der Ekel vor einer verhaßten Ehe, der Unwille gegen sich selber, ein gezwungenes Wort gegeben zu haben — die Selbstmartern, welche in ihrem Gewissen braunten . . . .

„Madonna, der Tanz beginnt —"

„Madonna" — wie klang dies Wort, das sonst fast fromm von Eugenio's Lippen gefallen war, von diesem frivolen Mund gesprochen, fast verhöhnend; wie durchzuckte sie der Druck seiner Hand, während die bloße Berührung der Fingerspitzen Eugenio's sie mit süßen Schauern durchrieselte.

Es war vorbei. Sie mußte folgen, sie war die Königin des Festes und sie glaubte, der Nothwendigkeit zu gehorchen, zerbräche ihr das Herz.

Es folgte für Eugenio eine furchtbare Nacht, die seine Gesundheit bis zur höchsten Gefahr zu erschüttern drohte.

Es war, als hätte ihm Jemand einen Schlag auf den Kopf gegeben, so daß er stundenlang nicht denken konnte und sich Alles vor seinen Augen wie düstres Gewölk der Nacht verwirrte. Er dachte am Morgen nicht, daß es Festtag sei, aber die Gewohnheit trieb ihn fortzugehen ins Bureau. Er ging wieder vor Jane's Haus vorbei, es lag still geschlossen nach sonstiger Gewohnheit, wie noch schlafend.

Eugenio kam an, der Portier sah ihn erstaunt an, daß er am Sonntag komme. Eugenio antwortete nicht, er ging an allem Lebenden wie an Schatten vorüber.

Die Arbeitszimmer waren leer, er kam an das seine und sah sich um wie in einem fremden Raume. Seine Feder lag noch auf der Mappe, der Cassenschrank stand da, geschlossen, hell, eisenglänzend, wie ein gewappneter Küraß des Pluto, dem kein Instrument in der Welt etwas anhaben könne.

Eugenio wollte aufschließen, da fiel ihm von einem Vorsprung des Schrankes das Couvert in die Hand, welches die schauervolle Nachricht enthalten hatte. Eine heiße Fieberröthe bedrohte plötzlich seine bleiche Stirn, es legte sich wie ein betäubender Schwefelathem über ihn hin, seine Ideen verwirrten sich, seine Lippen zitterten und wurden bläulich unter seinen weißen Zähnen, die sie vor Schmerz zerbissen.

Noch so viel mechanische Kraft behielt er, um den Schrank aufschließen zu wollen, wenn der Tod ihn ereile, um die Schätze zu übergeben an dieser Stelle, wo ihn die Nachricht erreicht.

Er wollte aufschließen, er suchte, er legte die Hand an die Stirn, er wurde bleicher und bleicher — er hatte das Wort vergessen! Seine Augen stierten wie verwirrt auf die Oeffnungen in den glänzenden vier Messingschildern, welche dieser geheimnißvoll geformte Schlüssel öffnen sollte, nach der Reihenfolge der Buchstaben des Wortes, ohne welche der Mechanismus des Ganzen verdorben wurde.

Nur Derjenige konnte öffnen, der zugeschlossen hatte und die Folge der Buchstaben wußte, sonst mußte er zerbrochen werden.

Der englische Meister aber, wie der Gedanke ihm beiläufig durch den

Digitized by Google

Kopf ging, war vor wenigen Tagen vom Chef selbst nach England geschickt worden und konnte nicht bald wiederkehren.

Es folgte eine schreckliche Scene zwischen dem armen gemarterten Mann und seiner Intelligenz, seiner Erinnerung; immer heißer brannte sein Kopf, immer irrer stierten seine Augen, er zerbiß seine Nägel, seine Feder, er stürzte wie ein Wahnsinniger im Zimmer auf und nieder, immer still stehend vor dem unglückseligen Schrank, dessen modellirte Kopfkrönung ihn wie ein Teufel anstierte.

Er drückte mit verzweifelter heftiger Bewegung wie irr eine Fensterscheibe des starken Glases ein, die klirrend herabstürzte.

„Das Wort — die Buchstaben . . .!"

Er sank in seinen Arbeitssessel — er schrieb Worte, um darauf zu kommen, nichts half — er fühlte sich wie von bösen Geistern gepackt.

Er hätte laut schreien mögen — — endlich schnürte es ihm so zum Ersticken die Brust zusammen, daß er hinausstürzte wie von Furien verfolgt, seine Handschuhe vergessend und sie mit dem verhängnißvollen Couvert von Jane's Hand auf dem Tisch liegen lassend.

Er stürzte hinaus in die Luft, nichts wurde klarer in seinem Kopf, die Leute sahen ihn verwundert an, aber zum Glück war es noch menschenleer auf der Straße. Endlich in der Nähe seines Hauses angekommen, welchen Weg er mechanisch fand, wurde er von zwei Armen aufgehalten, die seinen schnellen Lauf verwundert hemmten und eine warme Männerstimme, bot ihm guten Morgen.

Eugenio sah den Mann wie verwirrt an, als kenne er ihn nicht.

„Wohin gehen Sie?" Es war der Arzt, der ihn schon einmal behandelt und an ihm das größte Wohlgefallen genommen hatte.

Eugenio antwortete nicht, aber er sah ihn an wie Jemand, der etwas Furchtbares träumt und es erzählen möchte, mit um Erbarmen flehenden Augen, mit aufgehobenen Händen.

„Helfen Sie mir — helfen Sie mir — das Wort . . . das Wort . . ." stieß er endlich heraus.

Der vortreffliche Arzt, welcher augenblicklich erkannte, daß es sich hier um einen kritischen Krankheitsfall handelte, führte ihn fast gewaltsam in seine Wohnung, um wo möglich von ihm selbst zu erfahren, was ihm geschehen sei.

Aber es war dem so höchst intelligenten Arzt auch hier nicht möglich, auch nur die geringste Klarheit zu gewinnen, des armen Gequälten Lippen schienen nichts als jene Worte aussprechen zu können, während die rührenden Augen ihn flehend anstierten.

Die Selbstqual, das Wort zu finden, verwirrte den schon kranken Geist immer mehr; er gerieth in einen Paroxismus, einen Krampf, daß der gute Arzt einsah, daß der Kranke hier, in der Miethwohnung, keine richtige Pflege und Behandlung finden könne; er folgte also der Eingebung, den jungen Mann in ein Haus für Gemüthskranke zu bringen, dessen Director er denselben warm empfahl.

Digitized by Google

VIII.

„So rächt sich der Böse —"
Messias.

Am folgenden Tage brach im Hause des Bankiers der Sturm der Entdeckung aus und zwar in der für Eugenio unglücklichsten Art. Roberto, welcher zuerst kam und in das Cassenzimmer den Blick warf, sah Eugenio nicht an seinem Platz, trat hinein, sah die Fensterscheibe zerbrochen, Handschuhe und Stock auf dem Tisch und daneben das halbzerrissene Couvert an Eugenio von Jane's Hand, die er wohl kannte. Der Schrank war geschlossen, der Chef kam, man wartete auf den Cassirer, die Stunde war längst verstrichen, eine Zahlung war nöthig, er kam nicht. Man schickte in seine Wohnung, die Wirthin wußte nichts zu sagen als daß er gestern Abend einen Augenblick mit einem ihr unbekannten Herrn dagewesen und die Nacht nicht wieder nach Hause gekommen sei.

Man schickte zum englischen Meister, welcher den Schrank gemacht hatte; er war am Tage vorher nach England gereist, kein Anderer als er konnte ohne das geheimnißvolle Wort den Schrank öffnen; er mußte zerbrochen werden und war von zu kostbarer Construction, als daß man dies sogleich thun und nicht erst den Erfolg der Nachforschungen abwarten konnte.

Das ganze Beamtenpersonal war endlich in dem Cassenzimmer versammelt, sich ansehend, flüsternd, den Schrank anrührend, die Handschuhe, das Billet, das zerbrochene Fenster und Jeder in seinem Kopf die verschiedenen Combinationen schmiedend, die er sich nicht enthalten konnte, den Andern mitzutheilen. Nur Roberto stand auf der Thürschwelle, die Scene ansehend mit einem höhnischen, triumphirenden Ausdruck in den boshaften Mienen, eine teuflische Freude in den rothangelaufenen Augen, die mageren Finger krampfhaft in einanderdrehend wie das unverkennbare Zeichen innerer Befriedigung.

Niemand näherte sich ihm, da er von Allen gefürchtet war und er nicht sprach, bis plötzlich der Chef auf der Schwelle erschien, mit einem offenen Schreiben in der Hand, welches eine große Zahlung forderte.

Die sinnlichen Lippen Roberto's zogen sich zusammen zu einem häßlichen, teuflischen Lächeln.

„Ihr Vogel ist aus dem Käfig entflohen, wie Sie sehen, Herr Consul."

Der Chef, welcher nicht ganz so mißtrauisch und boshaft war als sein erster Diener, sah ihn einen Augenblick beinahe verächtlich an.

„Sie lächeln? Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut, ich habe keinen Verdacht . . ."

Jetzt war der Strom der Verleumdungen entfesselt, die Lippen Roberto's die vorher schwiegen, flossen über von allen erdenklichen Gründen: Eugenio habe lange Aufwand gemacht, er habe eine Gattin nehmen wollen, die nicht für seine Verhältnisse passe, deren Vater seine Einwilligung versagt, weil er in die aristokratischen Kreise von Genua aufgenommen sein wolle, weil man jetzt erfahren, daß die Verbindung Jane's nahe bevorstehe und so sei nichts anderes vorauszusetzen, als daß das Paar, da Jane ohne die Einstimmung des Vaters über nichts zu verfügen habe, und Eugenio über große Summen, wenn er sie veruntreue, mit einander entflohen sei, und Gott wisse, was sich noch in dem Schrank befinde."

Der Chef sah ihn ungläubig an und zog sich zurück, um sich dem Ausbrechen der Vermuthungen des versammelten Personals zu entziehen. Doch

Digitized by Google

ließ er, nach allen vorhergänglichen Untersuchungen in dem Zimmer selbst, denselben nach Außen hin freien Lauf und dies immer dringlicher und öffentlicher, da nichts Resultate ergab. In Eugenio's Wohnung bewiesen alle wiederholten Fragen kein Resultat und war, die Signora, von der die Rede war da und wie man sagte, verlobt; Eugenio kehrte nicht zurück, der nicht zu öffnende Geldschrank verursachte große Unannehmlichkeit. Kurz, es endete mit einem öffentlichen Aufruf in der großen Zeitung, welcher nichts zu wünschen übrig ließ, denn Roberto hatte ihn verfaßt.

Er meldete als Factum, daß der Cassirer des Consuls verschwunden sei und als Nachsatz lauter gehässige Andeutungen, welche sogleich ganz unverkennbar den Verdacht andeuteten, welcher vorlag.

Die Unterbeamten hatten aber das tiefste Mitgefühl mit dem so Verfolgten, an dessen Schuld keiner glaubte und nur sich über sein Verschwinden wunderten.

Nur der Chef und Roberto zögerten mit keinem Schritt; der Chef, weil er nichts verlieren wollte, Roberto, weil er in seinem ganzen Leben keine größere Genugthuung gehabt hatte. Die Oeffnung des Schrankes mußte bis zur Rückkehr des Meisters aufgeschoben werden, der Verdacht blieb auf dem jungen Manne haften und die ausgedehntesten Nachforschungen ergaben nichts.

IX.

Es war vierzehn Tage nach Jane's Hochzeit, der verhaßten, erzwungenen, mit tausend Thränen beweinten.

Sie saß in einem Boudoir ihres neuen mit fast fürstlicher Pracht eingerichteten Hauses, welches im Vergleich zu dem ihren noch den Klang aristokratischen Namens und Geschmacks und zu dessen Reichthum den Ueberfluß fügte.

Es war aber über das Maß hinausgestiegen, es waren nicht Sachen, die den Wunsch, den Geschmack, das Herz bewegen. Alles hatte die Grenze des Ueberflusses erreicht, nur die Herrin aller dieser ihr aufgedrängten Herrlichkeiten war verändert, war wie ein Schatten unter Lebenden und hatte nur noch zwei Empfindungen, diejenige des nervösen Hasses, wenn der ihr aufgedrungene Gemal kam und die der Freude, wenn er wieder ging. Sie dachte nichts als daß sie ihn verloren, den Einziggeliebten, durch ihre Schuld, durch die unerhörte Schwäche des Nachgebens, die zu sühnen ein ganzes Leben ihr nicht lang genug däuchte. Wo war der Reiz der Ehe, des Hauses, des Lebens noch für sie? Alles war entblättert, alles hingesunken in Nacht und Verzweiflung und sie selbst nach wenigen Wochen schon in der vollständigen Gewißheit, daß sie diese ihre verhaßte Ehe unter keinen Umständen weiter führen könne. Ihr Aussehen bewies in kurzer Zeit am deutlichsten, wie sie gelitten hatte, ihre Züge waren wie erloschen, so matt, so welk wie die Blätter einer abblätternden Rose, wenn der Sturm sie erfaßt hat, ihr zarter Körper war wie eine geknickte Blume, als könne sie sich nicht aufrecht halten vor Mangel an Kraft.

Jane fürchtete, daß sie so nicht leben könne und doch hatte sie es über sich vermocht, während dieser Zeit wenigstens zu versuchen, die Annäherung zu vermeiden und das was man die Pflicht der Ehe nennt, zu halten. Aber ach! wenn ein sensibles Herz in seiner ersten reinen und „abgrundtiefen

Digitized by Google

Fähigkeit für Liebe getroffen wird — unerbittlich bricht es über das Weib herein, wenn auch der stärkere Mann vielleicht Heilung fände.

Die arme Jane! Sie sollte die Repräsentantin eines großen Hauses sein, sie sollte den Reichthum ihres Gatten zugleich mit ihrer Schönheit vor der großen Welt zur Geltung bringen, und vor dieser Leidenschaft, die ihr Herz verzehrte, blieb nichts in ihrem Kopfe, was sonst Frauen bewegt, die über die erste Jugend hinweg, den Ehrgeiz, den Glanz, den Putz der Liebe vorziehen. Sie betrachtete Alles mit gleichgültigen Blicken was den Besitz ihres Gemals ausmachte, seines Ranges Ehren empfand sie kaum.

So saß die arme Jane an diesem Morgen in dem fürstlichen Salon, aber sie sah nicht ihre prächtigen Renaissancemöbel; an einem kleinen einfachen Tischchen aus ihren Mädchenjahren, das sie mitgebracht, an welchem sie mit Ihm gesessen, die wenigen Male, wo er Eintritt in ihr Haus gehabt hatte, wo sie die seltenen Briefe, die sie heimlich von ihm bekommen, gelesen hatte, auf welchem in einem kostbaren geschlossenen Kästchen die Blumen und Andenken lagen, wenn eine Minute an Gesellschaftsabenden sich ihnen günstig geboten. Und als sie das Portefeuille öffnete, in welchem auf kleinen Blättchen einzelne Worte standen, die ihr in den süßen Augenblicken Winke gegeben, wie sie sich sehen und nur einen Moment von dem unaussprechlichen Rausch trinken dürften. Sie hatte Amors Kelch bis auf den Grund geleert. Es kam wie eine glühende Wolke über ihr Herz, unwiderstehlich, alle Frauenkraft in einem Nu aufzehrend, um sich frei vor den andern Richter zu stellen, der mit ewigen Geboten die Natur hält und dem sich kein heißempfindendes und reines Wesen zu entziehen vermag, wenn der allmächtige Zug der Schöpfung sie durchschauert und sie gehorchen muß, wie sie auch kämpft. Thränen strömten über ihr bleiches Gesicht, über die Blätter und mit ihren blassen, zuckenden Lippen küßte sie das Einzige, was ihr von ihm geblieben war. Sie gab sich diesem überwältigenden und doch süßen Schmerz und dem Verlangen hin.

Ihre Hände krampften sich zusammen auf ihrer klopfenden Brust . . .

In diesem Augenblick wurde die Thüre schnell geöffnet und es begannen die Martern der drei Tage, die ihr bevorstanden und die Schlag auf Schlag ihr unbarmherzig das arme Herz durchbohrten. Ihr Vater trat ein.

Gänzlich unvorbereitet und ohne auch nur einen Blick auf die Zerstörung in ihrem Aeußern zu werfen, ließ er den vernichtenden, entsetzlichen Schlag auf sie fallen, mit wenigen Worten, schreckensvoll, tödtend fast.

„Ich komme, mir Deinen Dank zu holen, daß ich Dich vor dem Manne gerettet habe, der seit Tagen verschwunden ist, man sagt mit einer bedeutenden Summe Geldes, da der Geldschrank des Bankiers geschlossen ist und nicht geöffnet werden kann."

Ein Schrei drang von den Lippen der fast Sterbenden.

„O Vater — Erbarmen!" sagte sie in die Knie sinkend und ihre Arme flehend emporstreckend. Er wiederholte mit kalter Stimme dasselbe noch einmal.

„Das ist nicht möglich" . . . hauchten in Fieberangst ihre Lippen.

„Es ist ein Factum — —"

Janes Kopf sank auf den Sitz der Ottomane, sie war ohnmächtig.

Ihr Gatte trat ein und sah die Scene. Er sah mit zorniger Miene auf den Mann, der dies angerichtet hatte und zu dem er sich selbst in keinerlei verwandtschaftlichem Verhältniß fühlte. Es war nicht sowohl Mitleid

Digitized by Google

mit seiner Gattin, sie in diesem Zustande zu sehen, sondern vielmehr Zorn, daß solche Scenen ihrer Schönheit, mit welcher er in der Gesellschaft glänzen wollte, Eintrag thun könnten.

„Verlassen Sie dieses Zimmer, mein Herr, Sie haben hier keinerlei Rechte über Ihre Tochter wie in Ihrem Hause, sie ist meine Gemalin."

Die arme Jane lag noch immer hülflos unter den erbarmungslosen Augen dieser beiden Männer, die sich mit immer wilderen Blicken maßen, der eine, weil er jetzt das einzige Recht über diese bleiche Frau zu haben glaubte, der Andere, weil er glaubte in seiner Vaterwürde verletzt zu sein.

Wir wissen, daß Beide bei dieser Heirath calculirt hatten, der Conte auf die Schönheit seiner Frau und den Glanz, den er seinem Hause geben werde, der Vater um sich Eintritt in die hocharistokratischen Kreise von Genua, der bekanntlich nicht leicht war, zu verschaffen. Darin erkannte er plötzlich, daß er sich geirrt hatte. Nichts weniger als dies war die Absicht des Conte gewesen. Seine Tochter wollte er die Ehren seines Standes und Namens theilen lassen, den Kaufherrn keineswegs. Diese waren dort nicht beliebt, denn es kam schon für Genua die Zeit, wo viele adlige Familien verarmt waren, ihre Paläste verkauft hatten und die reichsten Kaufleute dort Besitz genommen hatten, wie in Venedig. Von Anfang an hatte er also an einen Grund zum Bruch gedacht und ihn fortgesetzt. Das Ausüben väterlicher Autorität über seine jetzige Gattin war ihm unbequem, ja unerträglich.

So kam es jetzt zu dieser heftigen Scene, welche die arme Frau gezwungen mit anhören mußte.

„Mein Herr, ich bitte mein Haus nicht wieder zu betreten", sagte der Conte — und man begreift mit welcher zornigen Wuth der Kaufherr dieser Aufforderung folgte. Der Zustand der leidenden Frau verschlimmerte sich durch diesen abermaligen Kummer so, daß sie sich gezwungen sah, den Arzt kommen zu lassen und zwar nicht den pomphaften Hausarzt mit großem Namen, sondern einen alten Arzt mit bescheidenen Mienen, der sie einmal als Mädchen mit unendlicher Güte und Zartheit behandelt hatte.

Eine Stunde vorher war der Advocat dagewesen, um ihr mitzutheilen, daß er nichts hatte erfahren können, als daß man das Verschwinden des Cassirers wisse; daß die böswilligen Gerüchte sich vermehrten und auch ihr Name böswillig erwähnt werde. Jane sah ihn fragend an und indem er sich empfahl legte er ihr ein neues Zeitungsblatt auf den Tisch, das Jane mit halb irren Blicken ihm nachschauend entfaltete. Die Wirkung des ersten Blickes auf eine großgedruckte Stelle war entsetzlich für ihren schon kranken Zustand. Es war ein Aufruf des Chefs an den entflohenen Cassirer mit Andeutungen des Verdachts der härtesten Art, und aus jeder Zeile schaute sie das Teufelsgesicht Roberto's an.

In diesem Zustande fand sie der vortreffliche Arzt und er sah sofort, daß er hier mehr mit einem Leiden der Seele als des Körpers zu thun habe und daß die Bleiche dieser sonst so blühenden Züge nur durch geheime Qualen veranlaßt sein konnte. Der feine Psycholog konnte sich nicht irren und sein edles und gutes Herz fühlte das tiefste Mitgefühl. Jane, so verarmt an jedem Mitgefühl, so unermeßlich verlangend nach Mitleid und Hülfe ließ wie einen Strom von ihren Lippen alles fließen, was in ihrem Innern tobte und rang.

Der Arzt das empfindende Gesicht ein wenig abgewandt, die denkende Stirn gesenkt, hörte sie immer bewegter an. Als Jane am Schluß ihrer

Digitized by Google

Erzählung schluchzend in die Kissen ihres Divans zurücksank, convulsivisch die Worte murmelnd — „es ist nicht wahr — es ist nicht wahr — er ist rein — ich lasse mein Leben dafür . . .“ erhob sich der Arzt mit inniger Theilnahme die unglückliche Frau anschauend und die Hand wie heilend auf ihre kranke Stirn drückend:

„Nein, theure Frau, es ist nicht wahr! — Ich weiß es — ich weiß es — der Zufall hat ihn mir in die Arme geführt an dem Tage wo er Sie verlor und das Licht seines Geistes hatte sich getrübt. Aber es war noch ein andres Geheimniß. Er wiederholte immer und immer: — ich habe das Wort vergessen! . . . und immer mit verzweifelndem Ausdruck.

„O Gott!“ sagte wie inspirirt Jane, „ich ahne —! Er kann den Schrank nicht öffnen . . .

Die Beiden schwiegen einen Moment.

„Wo ist er? — Ich muß ihn sehen!“

„Eugenio ist im Irrenhause.“

X.

„O höchstes Leid . . .“

Am folgenden Morgen in der Frühe öffnete sich vorsichtig die kleine Gartenpforte des Conte Consentio'schen Hauses und eine bleiche, schwankende, tief in schwarz gekleidete Frau trat heraus, schloß mit dem kleinen Schlüssel und sah sich ängstlich um. Der Platz, auf welchen die Pforte führte, war wenig besucht, sie sah sich vergeblich um, ob ein Lohnwagen dort stehe. Aber vergebens, an einem so trüben Morgen fuhren alle umher und die große Straße, wo man sicher war, war fern. Die Morgenfrühe, das Morgenlicht, die Menschenleere für Jemanden, der nicht gewohnt ist, allein auszugehen, der von Glanz und Sonnenhelle lebt, ist schon an sich traurig in der Morgendämmerung. Aber die kranken Augen der Frau waren noch von der größten Angst erfüllt. Sie zögerte noch einige Secunden, es kam kein Wagen und sie durfte keinen ihrer Domestiken darnach schicken. Sie schlug den Schleier fest über das Gesicht, ihr feiner Fuß berührte kaum den schmutzgetränkten Boden und sie erreichte endlich abgelegene Straßen, die sie nie zu Fuß betreten und auch vielleicht nicht allein betreten durfte.

Die Wenigen, die ihr begegneten, sahen sie oft neugierig, ja zudringlich an, denn auch gewöhnlichen Augen mußte die Eleganz ihrer Haltung auffallen. Jane ging weiter und weiter bis ans Ende der Stadt, mit bebenden Herzen wie von Angst gefoltert. Jede verrinnende Minute machte ihre Aufregung größer.

„Es wird zu spät, es wird zu spät“, murmelten ihre Lippen und ihre bleichen Züge färbten sich mit fieberhaftem Roth.

Endlich am Thor — denn das große Gebäude, welches sie aufzusuchen hatte, stand fern von dem Leben der Stadt, fern von allem Glück und Glanz, stand ein Fiaker, dessen Führer sie anrief. Schnell stieg sie ein, aber ein stechender, vernichtender Schmerz durchfuhr sie bei den Worten: wohin er sie zu führen habe.

Sie war kaum aus der Baumallee der schönen Stadt heraus, als aus der Oede der grauen Fläche der weitern Umgebung ein rohes, rothes Ge-

Digitized by Google

bäude, von hohen Mauern umgeben, aufstieg, mit Fenstern, zumeist nach oben geöffnet, wie in den Gefängnissen.

Es war so ein trostloser Anblick, daß Jane den Thränen nicht wehren konnte, die sie zu ersticken drohten und doch kam ihr eine plötzliche Inspiration wie von oben. Sie wußte, daß von der nächsten Stunde ihr ganzes Lebensglück abhinge, daß, wenn Gott in seiner Gnade ihr nicht die Kraft der Gläubigen verleihe, welche die Kranken heilt, sie verloren sei.

Sie hielten an der Pforte des Irrenhauses; Jane bezwang sich, sie trocknete die Thränen, sie fühlte sich wie gesegnet nach ihrem stillen Gebet, ruhig und stark.

Was nun in den nächsten zehn Minuten folgte, war entsetzlich. Der ganze Anblick und selbst die Mienen der Bediensteten, welche sie empfingen, schienen die wirren Blicke Derjenigen angenommen zu haben, welche sie zu hüten hatten, was einen schreckensvollen Anblick in Janes zerbrochenes Herz warf.

Gewohnt, viel Neugierige zu empfangen, denen sie oft nicht gut begegneten, war ihr ruhiges Benehmen von einem solchen Adel, daß sie ihr sofort alle Anliegen bewilligten und auch der Director, dem sie den Namen ihres alten Arztes nannte, war sogleich bereit, sie zu dem Kranken zu lassen, aber als er sie in das Gemach begleiten wollte und sie ihn flehend ansah, sie allein zu lassen, that er auch dies mit einer verstehenden Bewegung.

Jane war in einem Vorzimmer vor seinem Krankenzimmer, auf dessen Thür in kleinen Lettern sein Name stand.

Sie mußte sich einen Augenblick zu fassen suchen. Auch hatte sie mit ihrem feinen, weiblichen Gefühl unwillkürlich an ein Mittel gedacht, um auf arme zerstörte Sinne zu wirken. Sie war genau in demselben Anzuge, wie an dem Tage, wo er sie zuerst gesehen, aber sie hatte ein himmelblaues Tuch von chinesischer Seide umgehabt, welches einen sehr starken Geruch von orientalischem Odeur hatte, den bekanntlich oft diese Tücher ein Menschenleben lang bewahren. Dies zog sie auch jetzt hervor und legte es fest um ihre Schultern. Sie sollte nicht klopfen, hatte der Director gesagt, und so trat sie denn leise ein in dieses Gemach, das für sie Alles enthielt, was sie je in ihrem Leben geliebt hatte. Sie blieb an der Schwelle der großen dunklen Thür stehen, sie sah aus wie ein Bild, das aus einem alten Rahmen tritt.

Eugenio lag halb auf einer Ottomane, mit der einen schmalen, kranken Hand in dem langen Haar wühlend, während die andere Rosen zerpflückte und die Blüthen herabwarf, als ob er sie in den Fluß werfe — verlorenes Leben? . . .

Er richtete sich bei dem Geräusch auf. Trotz des lockern Ueberwurfes und des weißen Foulards, der nachlässig um seinen Nacken geschlungen war, sah er wunderschön aus, aber bleich, fast durchsichtig wie der Alabaster und mit todestraurigen Augen blickte er auf. Er sagte nichts, mit halb geöffneten Lippen sah er starr zu ihr hin, aber nicht mit dem Blick Irrsinniger, nicht abschreckend, mehr wie der Blick der Somnambulen, der Träumenden; es war, als ob nach und nach diese Augen — — die einst so tief waren wie der klare Spiegel eines Sees sich seelisch verklärten und ein überirdisches Bild sahen. Er faltete die Hände und sah sie wie betend an. Jane näherte sich ihm und vor unaussprechlicher Rührung vermochte sie, sich zu ihm hinbeugend, zuerst keinen Laut von ihren zuckenden Lippen zu bringen.

„Eugenio . . .“, sagte sie endlich, und alle Zärtlichkeit der Erde zitterte

Digitized by Google

in diesem Laut. Es war, als ob der Kranke das Ohr nach der Stimme wie verzückt hinwende, aber noch nicht ihre Person erkenne. Sie legte ihre Hand wie mit Andacht auf sein reiches Haar, er zuckte wie elektrisch zusammen. Dann rührte er sich nicht, er saß wie gedrückt, wie von Geisterhänden berührt, wie unter einem tief seelischen Einflusse, der uns löst und befreit von einer düstern Macht, die uns erfaßt hatte*).

Es war nur einige Minuten und die arme Jane, die diesen unaussprechlich ausdrucksvollen physischen Uebergang athemlos einsog, mußte auf das Schlimmste gefaßt sein.

Wieder nahmen die bösen Geister der Traurigkeit, der Verzweiflung ihn in ihre Hände. Er wurde unruhig, er sah sie an und wieder zu Boden, er trat mit den Füßen auf die Rosen, immer stark athmend, als wolle er etwas sagen. Plötzlich wurde er ganz still und saß starr, als sei er zu Marmor geworden. Seine Stirn verdüsterte sich, seine blendenden Zähne bissen die bleichen Lippen. Die Angst, welche sich in seinen Augen malte und sich in seiner ganzen Haltung ausdrückte, hatte etwas fast Tödtendes für die arme Jane.

„Ich kann es nicht finden — ich kann es nicht finden . . ."

Grauenhaft, wie man sich die Geisterlaute der gequälten Seelen im Orkus denken könnte, klangen diese Worte.

Immer wiederholte er es, immer wieder, anscheinend der Fremden Anwesenheit vergessen habend und ohne ihre leise Stimme zu hören. Endlich trat ein Moment der Ruhe ein und Jane fühlte, daß sie Alles wagen müsse.

Sie setzte sich zu ihm, sie legte ihren Arm sanft und fest um ihn und versuchte einen Zipfel ihres Tuches in seine Hand zu bringen.

Man weiß, welch ganz unbeschreibliche Einflüsse sinnliche Mittel auf Gemüthskranke haben.

„Blau — —", sagte er und er drückte plötzlich die Seide an sein Gesicht. Der starke Odeur berührte ihn und wieder zog ein Ausdruck von Verzückung über das arme, kranke Gesicht.

„Jane . . . das trug sie — —", flüsterte er wie im Geistersehen.

„Kennst Du mich, Eugenio, Einziggeliebter? . . ." fragte Jane mit dem ganzen vollen Ton der Liebe in der Stimme. Er sah sie wieder an und diesmal den melodischen Klang dieser süßen Stimme hörend.

Wie ungewiß begegneten ihr seine Augen, es war, als ob schon der Funken des Geistes wieder darin — —

„Du bist ein Engel . . .", sagte er wie schaudernd — „hilf mir, o hilf mir . . ."

Jetzt kam eine Scene zwischen ihnen, die unmöglich ist, zu schildern. Immer hin und wieder ein Aufblitzen von wiederkehrenden Geistesfunken, dann wieder Versinken in tiefste Zerstörung und eine Angst, die grauenhaft war.

Jane starb fast. Es war, als ob sie mit bösen Geistern rang, die ihn verderben wollten.

Sie waren Beide am Rande von Leben und Sterben. Endlich sank er in seine Knie und rief mit lauter Stimme:

---

*) Diese Schilderungen von der Schwelle des Wahnsinns bieten ein wehmüthiges Interesse, da ja die Verfasserin bekanntlich in Geistesumnachtung endete.
Die Redaction.

Digitized by Google

„Ich habe das Wort vergessen, ich habe das Wort vergessen! — Hilf mir — hilf mir . . ."

Jane zog ihn empor, sie küßte ihn, er lag eine Weile regungslos an ihrer Brust, ohne zu schlafen oder die Augen geschlossen zu haben.

Jane fing an mit ruhiger voller Stimme, wie man ein krankes Kind zu beruhigen sucht, ihrer Beider eigene Geschichte zu erzählen, Alles mit immer festerer eindringlicher Stimme und allmälig begann Eugenio zu lauschen, mit Angst, mit Bewegung, sie fühlte, er verstand, sie ließ ihn die Wärme ihrer Nähe und dieses Verständnisses fühlen — sie hörte ein Weilchen auf, um das arme, sich wieder aufhellende Bewußtsein sich ausruhen zu lassen. Und als sie an das Ereigniß und den Tag kam, wo sie ihm den Brief ihrer Verlobung senden mußte — da lichtete sich das Dunkel wie nur die Uebermacht der Liebe das Hellsehen eingeben kann; sie wußte jetzt Alles, sie sah den Vorgang wie eine Sybille, die wunderthätig ist. Sie wollte diesen Geist retten aus allen bösen Mächten der Natur.

„Und was geschah? — —" fragte sie, ihn fast befehlend ansehend und ihn fest an sich drückend. Sie wußte, daß jetzt in diesem wundersamen Augenblicke der Geist wiederkehren, das himmlische Licht herabfallen müsse auf diese geliebte Stirn.

„Ich habe das Wort vergessen — ich kann den Schrank nicht öffnen — hilf mir!" schrie er laut, abermals zu ihren Füßen stürzend und ihre Knie umklammernd.

„Du hattest Jane's Brief erhalten, Du hattest sie verloren — verloren — verloren — Eugenio — das Wort — das Wort?"

„Vier Buchstaben", sagte er jetzt nur noch wie ein Mensch, der vergessen hat, der nicht mehr mit der schreckenden Stimme des Irrsinns redet.

Nach einigen Minuten rief er wieder, das Herz der Liebenden heiß durchschauernd: „Lost — lost! — —!" und sein Kopf sank ohnmächtig in ihren Schooß.

XI.

Tagen.

Jane erwartete mit Seelenangst das Erwachen des Geliebten. Vergebens. Aber es schlug der Puls, es blieb Wärme in den Gliedern und als sie ihn mit Hülfe des Dieners sanft zur Ruhe gebettet hatte, veränderte sich bald die Erstarrung der Züge in den sanften Ausdruck ruhigen Schlafs! Die Augenlider zuckten zuweilen wie zum Erwachen, die Lippen wurden voller und röther, nur die Hände blieben noch kalt wie die eines Todten. Jane dachte nicht daran, dieses Lager zu verlassen; mit diesem Erfolg der letzten Stunden lag die ganze Welt hinter ihr wie untergegangen. Sie und er waren für einander, was auch geschehen und wie die Verhältnisse sich auch gestalten möchten.

Sie wußte, daß sie mit diesem Entschluß ihre Ehe brach; aber sie wußte auch, daß sie zu dieser Ehe teuflisch grausam gezwungen worden war, sie war entschlossen, die Scheidung zu erzwingen, welche Consequenzen dies auch für sie haben möchte. Sie dachte, nicht allein dieses Haus wieder zu verlassen, bevor sie die volle Gewißheit hatte, was zu hoffen war — sie erwartete Leben oder Tod.

Digitized by Google

Nach einigen Stunden Wartens auf seine Athemzüge wurde der Kranke, wie es schien, unruhiger, bewegte seine Hände und Jane nahm sie in die ihren, um sie zu wärmen. Allmälig verwandelte sich die Kälte des Todes in die gesunde Jugendwärme der Genesung, es ging plötzlich wie ein seliges Lächeln über die geliebten Züge. Eugenio schlug die Augen auf.

Ein Strahl traf Jane, ein Strahl so klarer, vollkommener Geistesfassung, des Scheins des Bewußtseins, der wieder über seine edle Stirn zog, daß sie an dem Lager auf ihre Knie sinken mußte, um Gott zu danken, der ihr den Ewiggeliebten gerettet von den Mächten der Finsterniß.

„Du kennst mich jetzt, Eugenio —? . . ." fragte sie mit vor Thränen zitternder Stimme.

„Jane . . .", hauchte er leise, „meine Jane?"

„Ja, Deine Jane auf ewig . . ."

Er sprach ihr die Worte nach, wie Jemand, der aus einer so tiefen Ermüdung des Geistes erwacht und zurück aus dem Abgrund der Verfinsterung in den Segen des Sonnenlichts tritt, wo ein freundlicher Engel ihn leitete.

„Du weißt jetzt Alles, Eugenio, alles Angstvolle ist vorüber, Du weißt das Wort — lost —. Aber hier ist Jane vor Dir, nicht verloren, sondern Dein, Dein bis in den Tod."

Sein Kopf sank an ihre Brust, sie küßte seine Schläfen, sie wollten sprechen; sie konnten es nicht. Alles was das Menschenherz in seinen tiefsten Tiefen bewegen kann, zog über sie hin. So blieben sie bis der erste, volle Strahl der Sonne ins Fenster und über das Lager hinging und diesen unaussprechlichen Moment des Glückes vergoldete.

Endlich versuchte Eugenio sich wieder zu erheben, aber kraftlos sank er zurück.

Es war nichts mehr von dem Wesen der Gemüthsstörung, es war allein die körperliche Erschöpfung von dem, was sein Geist und sein Ehrgefühl erduldet hatte. Jane fühlte, daß ihr angebeteter Kranker, wenn er jetzt in seinem, vor seiner völligen Zerstörung schon angegriffenen Zustande auch nur einen Augenblick den teuflischen Augen Roberto's, seines Verleumders, begegne, Alles wieder auf das Spiel setze.

Sie erhob sich in ihrem stolzen und edlen Herzen entschlossen, was es auch kosten möge, diesen über Alles geliebten Mann, der um ihretwillen gemißhandelt worden, zu rächen und zu retten.

„Den Schlüssel, hier — Jane —"

An seiner Uhr hing das wunderlich construirte Instrument, das mit seinem Geheimnisse sie Beide so elend gemacht hatte.

„Die vier Buchstaben; so liegen die Schlösser und so muß man anfangen."

Er sah das kleine Instrument an, wie den Schlüssel eines Hexenmeisters, aber er erklärte es Jane so genau mit wenigen Worten, daß seine klar wiedergekehrte Intelligenz die ihrige aus Glück darüber so verfeinerte, daß sie den Mechanismus wie vor Augen glaubte, Wunder vollbringen zu können, um den Namen Eugenio's von jedem Schatten der Verleumdung zu reinigen. Jetzt kam der gütige alte Arzt, durch welchen sie auf Eugenio's Spur gekommen und nachdem sie ihm leise Alles mitgetheilt, trat er an das Lager, auf welchem Eugenio auf's Neue in eine schlafende Erschöpfung gesunken und echte, wahre Freude füllte seine Augen.

Digitized by Google

„Den bösen Geist verbannen konnte allein die Liebe", sagte er Jane die Hand drückend. „Aber unser theurer Kranker kann nicht genug geschont werden. Schlafen muß er und beim Erwachen nur in liebende Augen sehen, dazu sind Sie da. Aber jetzt bleibe ich hier und Sie gehen und bringen die ganze Sache in Ordnung, Sie starke und kluge Frau — Sie werden das Wort schon zu finden wissen gegen die Schufte . . .", murmelte er in seinen grauen Bart.

„Das war, was ich wollte und koste es meine Existenz", sagte Jane fest. „Aber, theurer Freund, sind Sie fest überzeugt?" fügte sie mit einem Blick auf den Schlummernden hinzu.

„In meiner tiefsten Ueberzeugung", sagte er. „Diese Wärme, dieser ruhige Schlaf, dieses aufblühende Bewußtsein im Ausdruck des Gesichts! Sehen Sie, wie das eigenthümlich Schmale und Gepreßte der Schläfen und der Nase, das der Irrsinnige und der Tod allein haben, sich von Secunde zu Secunde mehr verliert. Die Züge nehmen den Stempel der Jugend an, die Krisis ist vorüber und die Störung, welche nur geistiger und nervöser Natur war, weil sie ihn in jeder Richtung verwundete und marterte, ist geheilt durch die glänzende Rechtfertigung. Gehen Sie nur, Madonna, ich wache für Sie."

Das sonst so weiche und sanfte Gesicht Jane's nahm den entschlossenen und wollenden Ausdruck eines Mannes an; der Doctor war darüber außer sich vor Freude.

Jane küßte leise Eugenio's Stirn und breitete die Hände wie segnend über ihn aus, dann warf sie dem Arzt einen dankenden Blick zu und verließ schnell das Zimmer.

XII.

Die Stunde der Gerechtigkeit.

Der Wagen führte Jane schnell zu ihrem Vater. Sie mußte vorher mit ihm sprechen, was sie auch von ihm verlangen, wie auch die Folgen sein würden. Sie fürchtete nicht, aber sie hoffte auch nicht viel, ihre Seele war so eingenommen von dem Glück, daß sie ein Gefühl hatte, als könne ihr jetzt nichts mehr Schlimmes begegnen. Sie fühlte, daß es sich jetzt um „Sein oder Nichtsein" handle. Etwas von dem Vertrauen, das sie immer als junges Wesen zu ihrem Vater gehabt und das er durch seine Güte gegen sie früher wohl verdient hatte, bevor sie sich einmal seinem Willen widersetzte, kehrte ihr wieder.

Jane fand den Vater in seinem Arbeitszimmer, den Kopf auf seine Hand gestützt, traurigen Auges. Sein Gesicht erheiterte sich, er war alt geworden.

Wie Jane eintrat, glaubte sie noch nie eine so plötzliche Veränderung gesehen zu haben. Sie irrte sich nicht. Der Kaufherr hatte von der aristokratischen Heirath seiner Tochter etwas ganz Anderes erwartet, als er erreicht hatte, so daß sein ganzes Innere von Zorn erfüllt war.

Sein Haushalt war durch Jane's Abwesenheit mehr verödet, als er je erwartet hatte, sie hatte wenig ihr Haus verlassen können und was besonders seine volle Wuth hervorgerufen, war der Umstand, daß der Conte ihm das seine geradezu verboten; kurz, anstatt durch jenen fremden Glanz sich zu verbessern, hatte er ihm einen ganz unerträglichen Zustand geschaffen.

Digitized by Google

Der Wunsch nach Rache brannte nach der letzten Scene in ihm und daß die Gelegenheit durch Jane's Erzählung sich bot, war ihm willkommen. Auch kehrte sein väterliches Gefühl gegen Jane, deren Qualen, durch ihn bereitet, jetzt erst zu seinem Bewußtsein gelangten, in so erhöhtem Grade zurück, daß er ihr, nachdem sie geendet, plein pouvoir für jedes Mittel gab, das sie gegen die „Bösewichte" zu ihrer Genugthuung gebrauchte.

Auch für die Scheidung, da sie als Protestantin, auf der Grenze des Landes getraut, sich die alten Rechte bewahrt hatte.

Und nun ging die sonst so sanfte Frau der Stunde entgegen, die ihres heißgeliebten Eugenio Ehre retten, sie frei machen, und sie mit ihm vereinigen und Denjenigen entlarven sollte, der Schritt für Schritt die teuflischen Giftpfeile der Verleumdung gegen ihn und sie ausgesandt.

Bevor sie wegfuhr, warf sie in die neue Zeitung, die auf dem Tische lag, zufällig einen schnellen Blick und wieder fiel jener in großen Lettern gedruckte infame Aufruf an den Flüchtigen in ihr Auge.

Es lief fiebernd heiß durch ihre Adern, sie kannte sich selbst nicht mehr; wie denn die Frau, wenn sie durch Etwas über die gewöhnliche Grenze des weiblichen Handelns getrieben wird, energischer ist, als der Mann, und nicht eher ruht, als bis sie ihr beleidigtes Ehrgefühl und ihr Recht glänzend vor der Welt vertheidigt hat.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als Jane's Wagen vor der Thür des Chefs hielt.

Nur wenig Beamte waren erst da, unter diesen vor Allen Roberto und zwar war er in Eugenio's Arbeitszimmer, nicht um zu arbeiten oder seine Stelle zu versehen, sondern um fortzuspinnen im Stillen, was er weiter von Verleumdungen ersinnen und sein Verschwinden böswilliger erklären konnte.

Hätte er einen Funken Mitgefühl für seinen Collegen gehabt, so würde er längst vorgeschlagen haben, dem Meister von England zu telegraphiren, im Gegentheil aber rieth er, es hinauszuschieben, um völlig frei zu sein, die Insinuationen gegen den Verschwundenen unter das Publicum zu bringen.

So standen die Sachen und waren auch keineswegs ohne Bedeutung für die Comtesse Jane geblieben, auch deren Namen, da auch sie nun einige Tage ihren Mann verlassen, waren sie von schwerster Bedeutung; denn Roberto, ein geborener Spion, hatte schon am gestrigen Tage von diesem plötzlichen Verschwinden der Signora gehört und war in eine große Gesellschaft gegangen, um in die Posaune der Fama zu stoßen. Es verstand sich von selbst, daß die ganze Stadt davon sprach. Die Comtesse sei ihrem Manne entflohen und wahrscheinlich Mitschuldige an dem vorliegenden Vergehen hieß es allgemein.

In dieser Stimmung seines Triumphes also befand sich Roberto allein in Eugenio's Arbeitszimmer, als Jane eintrat.

Beide unermeßlich stolz ihrem Charakter nach, maßen sich mit vernichtenden Blicken, nur war Roberto wieder so von ihrer Schönheit betroffen und alle Qualen der Zurückweisung, die er durch sie erduldet, fielen so auf sein Herz, daß er einen Augenblick die Fassung verlor. Er glaubte eine Erscheinung zu sehen und sie trat mit einem Blick wie der Engel der Rache vor ihn hin.

Jane war bleicher als sonst, ihr schwarzer Anzug hob es hervor, nur

Digitized by Google

auf ihren Wangen brannten rothe Flecke und aus ihren Augen sprühte es wie von elektrischen Funken.

Sie blieb an Eugenio's Arbeitstisch stehen, Roberto ebenfalls, sie krampfte die Hand fest auf die Lehne seines Stuhls, da wo sein geliebtes Haupt herabgesunken war.

„Wo ist Eugenio? . . ." fragte sie.

Ein teuflisches Lächeln flog über die Lippen Roberto's.

„Sie werden es vielleicht besser wissen als ich, gnädige Gräfin, denn Sie können doch nicht darüber in Zweifel sein, daß, seit Sie aus dem Hause Ihres Gemals verschwunden sind, Jedermann in Genua der Ueberzeugung ist, daß Sie mit dem Flüchtigen im Einverständniß sind und seine Schuld theilen. Die Gerichte werden das Uebrige thun.

„Was nennen Sie Eugenio's Schuld?" fragte sie wieder mit der festen, sonoren Stimme.

„Er scheint heimlich fortgegangen zu sein und den Inhalt des ihm anvertrauten Schrankes mitgenommen zu haben."

„Sind Sie davon überzeugt?" fragte sie, aber jetzt mit gepreßter Stimme des auflodernden Zornes.

„Wie meine Seele."

„Haben Sie eine Seele? Sagen wir wie Ihr Gewissen, und welche Strafe, glauben Sie, daß darauf ruht?"

„Nun", sagte er — eine der schlimmsten, sobald man ihn findet —" er hielt einen Augenblick die Finger vor Triumph an die bebenden Lippen, wie um die Strafen, welche ihn treffen könnten, ihr aufzuzählen — lebenslängliches . . ."

Jane vor Verachtung und Ekel unterbrach ihn.

„Genug", sagte sie. „Und was glauben Sie — Schurke, welche Strafe darauf liegt, wenn Jemand bewußt einen Andern, dem Sie nicht werth waren die Schuhriemen aufzulösen, durch Verleumdungen, so infam, daß meine Lippe sie auszusprechen sich weigert, bis an den Rand des Wahnsinns gebracht hat? Was würde Ihre Strafe vor Gott und vor den Menschen sein, wenn man klar vor den Gerichten, wie Sie zu sagen wagten, enthüllen könnte, daß Sie es gewesen sind, welcher den jungen Mann, der durch die Verfagung seiner heißesten Wünsche in krankhafte Aufregung versetzt war, mit teuflischer Verleumdung von Stufe zu Stufe der Gefahr entgegen trieb, bis für einen schrecklichen Augenblick der Faden des Bewußtseins riß?" . . .

Roberto war durch diese Sprache einen Augenblick wie gelähmt und aus seinem ganzen Wesen brach es wie Zornesflammen hervor.

Jane wußte nicht, welcher Gefahr sie sich aussetzte. Sie ahnte nur, daß sie sich allein mit einem wilden Manne befände, in einem abgelegenen Zimmer und daß er allen Grund habe, sie aus dem Wege zu räumen. Sie ahnte es und faßte mit einem Blick die Oertlichkeiten ins Auge. Die einzige Thür war dicht hinter ihr.

„Und wenn ich nun den Schlüssel in meiner Hand und das Wort in meinem Gedächtniß hätte und den Schrank zu öffnen verstände und glänzend die Ehre des von Ihnen fast Gemordeten retten könnte, um mich an Ihnen zu rächen — teuflischer Verbrecher . . ."

Roberto sprang wie ein Tiger auf sie und krampfhaft seine Hand um ihr Armgelenk legend verlor sie für einen Augenblick fast vor Schmerz die Besinnung.

Digitized by Google

Aber im nächsten Moment stieß sie den Wüthenden mit jener übernatürlichen Kraft zurück, die Frauen zuweilen in höchster Gefahr gegeben wird, schleuderte ihn zurück und eine Secunde später fiel das Schloß in die Thür, in welcher er eingeschlossen war, unter ihrer Hand.

Roberto tobte gegen die Thür und dachte in seinen stets das Schlechte verfolgenden Gedanken welch glänzenden Vortheil es für ihn hätte haben können, von der schwachen Frau das Geheimniß zu erpressen, um den unbewachten, zeugenlosen Moment zu benutzen, um den Schrank zu öffnen und mit dem Inhalt unter dem Namen Eugenio's zu entfliehen.

Jane ging festen Schrittes direct in das Arbeitszimmer des Chefs, klopfte an und trat ohne Weiteres ein.

Der ältliche Mann, der nur einen Theil dessen glaubte, was ihm von den Lippen seiner ersten Beamten täglich zugeflüstert wurde, dachte doch nicht ohne Bedauern an den jungen Mann, dem er für kurze Zeit sogar Zuneigung und großes Vertrauen gezeigt hatte. Jetzt drängte aber der Augenblick, die Nothwendigkeit der Gewißheit, er hatte Roberto die Einwilligung zur Veröffentlichung in den Blättern gegeben und eben stand der Telegraphenbote neben ihm, um das Telegramm an den englischen Meister zu befördern.

Jane hörte aus dem ersten Wort Beider genau, um was es sich hier handle. Mit Festigkeit dicht an ihn herantretend sagte sie:

„Würden Sie ein Wort von Wichtigkeit erlauben, bevor Sie diese Depesche absenden, Signor?"

Dieser sah Jane, die er sehr wohl kannte und oft in der Gesellschaft sah, blickte sie mit Erstaunen an; er winkte dem Boten, sie waren allein.

Jane mußte einen Augenblick zögern, seinen fragenden Blicken zu antworten, da ihre Stimme sie jetzt vor Thränen zu ersticken drohte, aber sie faßte sich.

„Ich habe den Schlüssel und ich habe das Wort, Herr Consul. — — Er hatte es vergessen!"

„Und wo ist Er?"

„Er ist im Irrenhause . . ."

Sie drückte die Hände vor das Gesicht und erleichterte durch einen Strom von Thränen die unaussprechlichen Schmerzen, welche an ihr vorüber gegangen waren.

„Sagen Sie mir Alles, Sie arme Frau . . .", sagte, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben von tiefer Bewegung gerührt, der Consul.

„Alles —", sagte sie und es war als legte eine höhere Kraft die Worte auf ihren Mund und die, welche genau die rechten waren, um ihre Ehre glänzend zu rechtfertigen.

Er lud sie ein, sich zu ihm zu setzen, Jane blieb stehen.

„Nein", — sagte sie, „vor Ihren Augen muß ich den Schrank öffnen, vor Ihren Augen muß seine Ehre in Gegenwart Dessen hergestellt werden, der ihn an den Rand des Abgrunds gebracht und der soeben bemüht war, Schlüssel und Geheimniß mir mit Gewalt zu entreißen, wahrscheinlich, um selbst das zu thun, was er auf Eugenio's Namen durch Verleumdung gebracht hat. —"

Ein seltsamer Ausruf fiel von den Lippen des Chefs.

Jane ging, er immer erstaunter, folgte ihr nach. Sie öffnete die

Digitized by Google

Thür vor ihm, sie traten ein, Roberto stand vor ihnen, die Augen roth, das Gesicht entstellt, wie das eines entlarvten Verbrechers.

„Und welchen Zeugen wünschen Sie", sagte der Consul mit gedämpfter und gedrückter Stimme auf seinen frühern Favoriten blickend.

„Diesen", sagte Jane, mit dem Finger auf ihn deutend.

„Ich wünsche zu gehen", sagte Roberto.

„Ich bitte Sie, zu hören, was diese Dame uns mitzutheilen hat", sagte der Consul, selbst im Innersten vom Anblick der Beiden ergriffen.

„Lassen Sie mich den Schrank öffnen vor Ihrer Beider Augen", sagte Jane mit einer Stimme, in welcher ein unbeschreibbarer Freudenlaut zitterte, als sei das Zimmer von einem rächenden Engel besucht, der gesandt ist, herzustellen, was die Bosheit und Schlechtigkeit der Menschen auf die Erde gebracht hat.

Schnell wie von Inspiration geleitet, nahm sie den Schlüssel und wie andächtig das Wort sprechend — lost — begann sie die Schlösser zu öffnen, die vor ihr aufsprangen, wie die Schatzkammern der Gnomen. Vor den Augen des Chefs und seines Beamten lagen die Schätze, das Gold, die Werthpapiere, von Ersterem mit fast einem Blick sogleich als vollkommen intact erkannt.

Der Consul war doch von rein menschlichen Theilnahme an dem unverdienten Unglück eines Menschen beseelt und er wollte Roberto wie mittheilend ansprechen, aber als er aufsah, war er entsetzt von seinem Anblick, so unleugbar war die innere Wuth, welche sich in der Art zeichnete, mit der er in den Papieren wühlte. Er fühlte plötzlich wie ein psychologisches Interesse des Verdachts gegen diesen Mann, dem er vertraut hatte. Ohne einen Blick von ihm und seinen Händen zu verwenden, sagte er zu Jane gewandt mit sorgender Stimme:

„Ruhen Sie einen Augenblick auf jener Ottomane, gnädige Frau", und während Jane seinem Winke folgte, ließ er, unmittelbar neben Roberto stehend, Alles auf das Genaueste, Alles und Jedes durchsehen, sich selbst vollkommen überzeugend.

Roberto, wie unter einer peinigenden Macht, that wie ihm befohlen, immer bleicher vor Wuth, entsetzlich auch für die Augen des alten Mannes, der vom Leid der Menschen mitlitt, das hier in seinem Hause angerichtet war.

Er fühlte in der Seele der Frau, die unter diesem Verdacht zusammengebrochen war und er hatte den Willen, ihr und Eugenio Genugthuung und Rache zu gewähren.

Es war Alles bis auf's kleinste richtig, er schloß den Schrank und befestigte den Schlüssel an seiner Uhrkette.

Abermals wollte Roberto das Zimmer verlassen und wieder hielt ein gebieterischer Wink seines bisherigen Gebieters ihn zurück.

„Ich bin hier Jemand Genugthuung schuldig; wollen Sie, Comtesse, mir den ganzen Lauf der Ereignisse mittheilen, die so viel Elend herbeigeführt haben?"

Dies war, was Jane gewünscht hatte und was sie für die Erduldungen entschädigen sollte.

Gefaßt wie vorher floß die Rede in ruhiger Form wie ein Strom über ihre Lippen; ihr Unglück, ihre Beziehungen zu Eugenio, ihre Ehe, ihre Entdeckung Eugenio's, jetzt der Beistand ihres Vaters. Nur als sie die

Digitized by Google

Scenen schilderte, die im Irrenhause an ihr vorübergegangen waren und als sie sagen durfte — er ist gerettet! verließ sie die Kraft, sie sank wie gebrochen und schluchzend zusammen, als wollte das heiße Glück sie ersticken.

Der Consul starrte wie bezaubert auf die Scene, nie hatte etwas so Ergreifendes seine Sinne berührt.

„Sie sind aus meinem Dienst entlassen, Roberto Kerry, und jede Satisfaction, welche Eugenio von Ihnen fordert, sind Sie gezwungen zu geben, wofür ich ihm einstehen werde, wenn Sie nicht Ihre schimpfliche Verweisung aus Genua und solcher Aufrufe, wie Sie sie gegen den Unschuldigen mit dämonischer Wollust verfaßten, gewärtigen wollen", sagte er.

Sein Ton, seine verächtliche Bewegung, mit welcher er ihm die Thür wies und ihn vorüber an der Frau gehen ließ, der er völlig genug thun wollte, waren unbeschreiblich.

Es folgten nach dieser Scene noch einige confidentionelle Mittheilungen; der Consul wußte, daß bald nach diesem hier wieder gewonnenen Glück die dauernde Verbindung der beiden Verfolgten besiegelt werden sollte.

„Und ich bin entschlossen, gnädige Frau, Alles, was in meiner Kraft steht, beizutragen, daß Sie durch ruhiges Glück das Geschehene vergessen können. Kommen Sie zu Ihrem Kranken, ich begleite Sie . . ."

XIII.

Schluß.

Die Scene, welche in dem traurigen Zimmer Eugenio's folgte, der Eindruck, welchen das Haus, der ganze Lauf der Ereignisse auf den an Lebensglanz gewöhnten Mann machten, war unaussprechlich; nie hatte er sich so ergriffen gefühlt und nie war er so geneigt, alles wieder gut zu machen.

Sie fanden Eugenio noch immer in großer Erschöpfung, aber vollkommen klar, sich jetzt jedes Umstandes erinnernd; und das Glück heilt schnell.

Vor ihm stand der Mann, zu dem er zwar keine Zuneigung hatte und wohl wußte, daß er durch Glauben der Verleumdungen zu seinem Unglück beigetragen, aber dessen Verdacht ihm Höllenqual bereitet hatte. Des Consuls erstes Anerbieten war, ihm eine glänzende andere Position in seinem Hause zu geben, um auch vor der Welt jeden Schatten eines Fleckens von seinem Namen hinwegzunehmen. Neben sich sollte er die Frau haben, das Ideal seines Lebens war entschlossen jede Chance der Zukunft mit ihm zu theilen und mit der vollen Einwilligung ihres Vaters sich für ihn frei zu machen.

„Und wann glauben Sie soweit wieder hergestellt zu sein, um Ihr altes Vertrauensamt wieder zu übernehmen?" fragte der Consul.

Eugenio sah ihn mit dankendem Ausdruck an und mit jenen rührenden Augen, welche Kranke haben.

Hier aber mischte sich Jane ein mit unendlich zärtlicher Stimme und mit einem Blick des Verständnisses, welchem der „Mitschuldige" sich nicht entziehen konnte. Das feine Lächeln auf ihren edlen Lippen war nicht mißzuverstehen und bewies dem Consul zur Evidenz, daß sie jetzt frei seien.

„Das kann er nicht wissen, lieber Herr Consul", sagte sie mit süßem

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Kopfschütteln. „Lange nicht — — mein Vater verlangt, daß er den ganzen Frühling und Sommer mit uns auf unserer Villa zubringt, um sich an der Seeluft und der Freiheit und Ihrer Güte wieder herzustellen; denn auch für mich würde die Erinnerung an Das, was gerade in dieser frühern verantwortlichen Stellung an ihn herangetreten ist, über alle Möglichkeit der Ruhe gehen. Nach dieser Zwischenzeit, verehrter Herr, die nöthig ist", fuhr sie erröthend fort, „wird unsere Verbindung folgen, damit ich durch meines guten Vaters Beistand alle Mittel in der Hand habe, die zur Heilung und unserm vollen Behagen erforderlich sind. Nicht wahr, Eugenio, Sie billigen, was ich sage?" fragte sie mit zärtlichem Laut.

„Jane — —", sagte der Kranke, von dem tief liebenden Sinn ihrer Worte gerührt.

„Und dann", wandte sie sich wieder zum Consul, „wenn wir ganz frei und vereinigt sind, wenn der letzte Schatten der Krankheit und des Kummers gewichen ist, dann kehren wir hierher zurück, dann kommen wir zu Ihnen und wenn Sie dann eine Vertrauensstellung für meinen künftigen Gemal haben und es sich mit unsern Absichten vereinigen läßt, so werden Sie fühlen, wie Sie Menschen an sich gekettet haben, die Ihnen herzlich ergeben sind."

* * *

Und so geschah es.

Ein blühendes, überseliges Paar kehrte nach einem Jahr nach Genua zurück, um dort mit dem Vater in der alten, glänzenden Pracht zu leben. Eugenio wurde die „rechte Hand" seines ehemaligen Chefs und nunmehrigen Freundes.

„Doch — in den Dienst eines Bankiers begiebt er sich nie wieder!" sagte Jane.

* * *

„Kann man sich ein Glück malen, größer als das unsere, Jane?" fragte oft Eugenio, wenn sie am Morgen auf dem Balcon ihrer Villa am Golf standen und die blaue Fluth ganz von glitzernden Sonnenfunken übergossen war.

„Eugenio nie — nie! Segne Gott uns und das schöne Italien!"

Digitized by Google

Lieder des Leides.

Von **Georg Freiherr von Dyherrn.**

I.

Ich ſtand mit Dir im Abendſchein
Allein auf weiter Au'.
Um ſchleierleichter Zweige Grün
War zitternd Licht vom Sonnenglühn,
Wir hielten ſtille Schau.

Der Himmel hell, die Erde licht
Und ringsum tiefe Ruh.
Dann blich des Abends Purpurſtrahl,
Da blickteſt ernſt mit einem Mal
In meine Augen Du.

Du ſprachſt: Wie Nachtigallgeſang
Jetzt durch das Dunkel zieht:
So ſingt des echten Dichters Herz,
Des Lichts beraubt, verbannt in Schmerz
Sein allerſchönſtes Lied.

O Lieb, nun iſt mir's worden klar,
Was Du dereinſt gedacht — — —
Geſtorben iſt des Glückes Schein,
Mein Lied und ich wir ſind allein
Und rings umher iſts Nacht.

II.

Nicht mit dem Blick, dem feuchten
Gabſt Du die Hand mir dar,
Es war ein Wetterleuchten
Aus blauem Augenpaar.

Heiß flammte Deine Wange,
Noch heißer war Dein Wort,
Das brennt mir lange, lange
In meinem Herzen fort.

Dann klang ein kurzes Lachen
Von Deinem ſchönen Mund:
Das wird mich traurig machen
Bis zu der letzten Stund.

III.

Warum ſo ſtumm, ſo ſchroff ich ward,
Wie Eis ſo kalt, wie Eis ſo hart?
Weil mir das Herz in Leid erſtarrt
Geſtorben und im Weh' verſcharrt.

Es fiel ein Reif, eh' ichs gewußt
Und was erblüht in meiner Bruſt:
Ein ganzer Lenz von Lieb und Luſt —
Hat welken und vergehn gemußt.

Digitized by Google

Ein Eckhofdenkmal.

Von **Joseph Kürschner.**

(Hierzu das Portrait Eckhof's.)

„Die deutsche Bühne war der Nachbarn Hohn,
Verzerrung galt für Witz, Klopffechten und Gebelle
Für Leidenschaft; da sandt' Natur uns ihren Sohn,
Ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton,
Stieß er den Unsinn vom entweihten Thron,
Und setzte Wahrheit an die Stelle.
Die Ihr dem Heiligthum Melpomenen's Euch naht,
Ihr opfert dankbar an des Tempels Schwelle,
Ihm widmet Herz und Mund und That!
Wißt: Eckhof war es, der dem tiefen Britten,
Dem leichten Gallier den Lorbeerzweig entwand!
Wißt: Er schuf Euch die Kunst, und adelte den Stand,
Orakel Eures Spiels, und Vorbild Eurer Sitten.

F. W. Gotter.

Die großen Ereignisse der denkwürdigen Jahre 1870 und 1871 haben in ganz Deutschland das nationale Bewußtsein gekräftigt und unterstützt von dem patriotischen Enthusiasmus, dem Vollbewußtsein des eigenen Werths, das jede deutsche Brust erfüllte, ging droben auf dem Teutberg bei Detmold das mächtigste Denkmal seiner Vollendung entgegen, das zur Ehre Dessen erbaut wurde, der mit urkräftigem Sinn sein Vaterland von Fremdherrschaft befreite. Damit war eine Ehrenschuld gesühnt, die Jahrhunderte lang auf der Nation lastete, aber noch manchem großen Sohn des Heimatlandes gilt es, ein Standbild errichten, und obgleich unsere Zeit gerade in dieser Beziehung nicht gekargt, ja manchen weniger Verdienten allzureichlich gelohnt hat, ist sie ohne eine Spende verdienten Ruhmes an einem Manne vorübergegangen, der — wenn auch auf einem andern Gebiet als der Cheruskerfürst — kaum minder Großes als Armin geleistet hat.

Auf seinem Wirkungsfeld entschied nicht die gestählte Sehne des Armes, der wuchtig geführte Hieb des Schwertes; seine Wirksamkeit war vielmehr eine solche des Friedens, ihre Stätte ein Tempel der Kunst, die läuternd und erhebend auf das Gemüth jedes Fühlenden, belehrend und das Erkenntniß fördernd auf den Geist jedes Denkenden wirkt. Ein Schauspieler war es, ein „Comödiant", wie Geringschätzende, ein „Menschendarsteller", wie Iffland so schön und wahr sagt. Er trug den einfachen Namen Conrad Eckhof, und war am 12. August 1720 als der Sohn eines Stadtsoldaten geboren. Hellen Geistes, energischen Willens hatte er sich bald aus der untergeordneten Stellung eines Schreibers zu einem vorzüglichen Mitglied der vielgenannten Schönemann'schen Truppe emporgeschwungen; war später und nach kurzem Aufenthalt bei der Koch'schen zur Ackermann'schen, endlich zur Seyler'schen Gesellschaft gegangen und mit der letzteren nach Gotha gekommen, wo er als Director des dortigen Hoftheaters am 16. Juni 1778 verstarb.

Digitized by Google

Dies sind die merkantesten Daten aus Eckhof's Leben, das als solches nur wenig Interessantes und Außergewöhnliches bietet. Um so größer und wichtiger aber ist die geistige Entwickelung des Mannes, sein Einfluß auf die zeitgenössische Theater- und Literaturepoche und hierdurch indirect auf das ganze geistige Leben der damaligen Zeit überhaupt. Man wird Lessing in Beziehung auf das Theater und die dadurch hervorgerufenen Einwirkungen auf seine Zeit kaum höher stellen können als Eckhof, denn die Theorie des Einen war die Praxis des Andern, Lessing's Lehrsätze fanden in Eckhof's Darstellungen die wohlthätigsten, schwerwiegendsten Beweise.

Sein Hauptverdienst, das ihn eben nicht nur in der Geschichte seiner Kunst, sondern in der ganzen Culturentwickelung unseres Volkes einen Ehrenplatz einnehmen läßt, liegt in seinem unermüdlich forgeführten, noch durch seine Traditionen weiterwirkenden Kampf gegen das dem nationalen entgegenstehenden französische Element, das er auch wirklich auf der von Lessing gegebenen Basis siegreich bekämpfte. Zur Zeit, da Conrad Eckhof starb, war die Bühne eine wesentlich andere als zur Zeit, da er sie betrat, und nicht nur eine andere, sondern auch eine bessere, an deren Fortschritten er den weitaus größten Antheil hatte. Rötscher nennt daher sein Auftreten einen „Wendepunct für die theatralische Darstellung". Zwar hatte bereits vor seinem Erscheinen Friederike Caroline Neuberin Regeln und Systeme eingeführt, wo früher Haupt- und Staatsactionen vorübergezogen waren, den Hanswurst mit seinen plumpen Scherzen wenn auch nicht gänzlich verbannt, so doch zurückgedrängt, aber diese Ordnung in der theatralischen Kunst trug noch allzusehr einen französirenden Charakter und konnte selbst in der Darstellung nicht immer den Einfluß des pedantischen Gottsched verleugnen. Niemals wird man die hohen Verdienste der seltenen Frau verleugnen können, stets aber auch zugeben müssen, daß ein wirkliches Ziel durch sie noch nicht erreicht war. Der groben Schlacke war die Schauspielkunst durch sie entledigt, aber das Erz in künstlerischer, vor Allem in ausdrucksvoll deutscher Weise auszuprägen, reichten ihre Kräfte nicht hin, die Arbeit blieb zu thun und Eckhof ist es, der sie gethan. Wie das Bühnendrama von einer theilweise fast widerlichen Plumpheit und Regellosigkeit nach verhältnißmäßig kurzer Zeit in das entgegengesetzte Extrem einer steifen, starren, mit dem wirklichen Sein in grellstem Widerspruch stehenden Geziertheit und Regelmäßigkeit verfiel, so hatte auch die Schauspielkunst durch die Neuberin und Gottsched's Bemühen ein ehrwürdigeres, obschon beengendes und den Ausdruck der Gespreiztheit tragendes Gewand angelegt. Beide Wandlungen, sowohl die auf dem Gebiet des Dramas, als die auf dem Gebiet der Menschendarstellung waren entschiedene Fortschritte, aber Fortschritte, die an dem Ziel, das der deutschen Schauspielkunst gesteckt ist, vorbeiführen mußten. Gottsched hatte geglaubt, mit dem Bombast der französischen Alexandrinercomödien eine Glanzepoche der deutschen Bühne herbeiführen zu können und war achtlos, sogar verachtungsvoll an der, unserem geistigen Sein viel näher stehenden englischen Literatur vorübergegangen; er hatte durch Nachahmung der französischen Dramatiker eine neue deutsche dramatische Literatur begründen wollen und dabei vergessen, daß etwas Großes und Dauerndes nie aus der Nachbetung des Fremden hervorgehen kann. Und doch zeigte sich auch bei ihm — trotz seiner entschiedenen Hinneigung zu dem Franzenthum — gerade in seiner Beziehung zu der Bühne ein ganz unverkennbarer Durchbruch einer auf das Natürliche hinzielenden Richtung, denn er verlangte von der

Digitized by Google

Neuberin außer der Declamation seiner und seiner Freunde schwulstigen Verse die Anlegung eines der Wirklichkeit entsprechenden Costüms.

Nach der Neuberin war es Schönemann, der sich der Gunst Gottsched's zu erfreuen hatte; unter seiner Direction indeß begann der allmälige Uebergang von der Nachahmung der Franzosen zu einer mehr und mehr sich entwickelnden deutschen Schauspielkunst, die zwar vergeblich auf dem ersten deutschen Nationaltheater in Hamburg unter Lessing's Augen ein dauerndes Heim suchte, aber in Conrad Eckhof den glänzendsten Ausdruck fand. Es ist bekannt, daß die Hamburger Entreprise nur kurze Zeit währte, aber in der gegenseitigen Wechselwirkung von Lessing und Eckhof, die sie herbeigeführt, liegt ohne Zweifel ein nicht zu unterschätzendes Verdienst. Die Stelle in der Dramaturgie ist bekannt, an der Lessing sagt: „Was man Lehrreiches darin (Lessing's Ansichten über den Vortrag moralischer Stellen) findet, hat man lediglich den Beispielen des Herrn Eckhof zu danken, ich habe aber nichts von ihnen richtig zu abstrahiren gesucht. Wie leicht, wie angenehm ist es, einem Künstler nachzuforschen, dem das Gute nicht bloß gelingt, sondern der es macht." Andererseits ist es allseitig bezeugt, daß gerade in Lessing'schen Rollen Eckhof Meister war, so äußerte z. B. J. T. Engel, der freisinnige, geistreiche Verfasser der „Ideen zu einer Mimik", Nicolai gegenüber: „Um die Emilin ganz zu fassen, muß man Eckhof den Odoardo spielen sehen, das ist ein Teufelskerl! Er hat mein ganzes Blut in Aufruhr gebracht, alle Adern sind mir geschwollen." Noch 1802 erzählte dieser Gelehrte dem bekannten Schauspieldirector Friedrich Ludwig Schmidt: „Eckhof hatte nicht seines Gleichen und war ein ausgezeichneter Künstler noch im höchsten Alter. Wenn er im fünfzigsten Jahre den Tellheim noch mit jugendlichem Feuer und Anstand gab, gerieth ich in Versuchung, ihn der Zauberei zu beschuldigen; umsomehr, da seine Figur klein, fast unansehnlich, das Gesicht schon runzlich war; aber sein Auge ersetzte die persönlichen Defecte reichlich und die Art, wie er sich schminkte. Noch begreife ich nicht, wie er in den Jahren die jugendlichen Töne im Rachen haben konnte. Nicht minder war sein Odoardo Galotti einzig. Ich habe diese Rolle auch von Schröder und Fleck gesehen. Beide vortrefflich, aber zusammen noch kein Eckhof." Wie Schmidt in seinen „Dramaturgischen Berichten" mittheilt, spielte Engel hierauf mit großer Feinheit eine ganze Scene und sagte schließlich: „weiß der Kukuk, wie ich so warm werden konnte, oder besser: ich weiß es wohl, die Erinnerung an den Kerl verjüngt mich immer." Ein ähnlich günstiges Urtheil fällt auch Fr. Nicolai (Iffland's Almanach für Theater und Theaterfreunde 1807), dem Lessing Eckhof's Talent einzig in seiner Art gepriesen hatte. Daß Eckhof nicht etwa nur einem inneren Instinct folgend durch die in künstlerischer Beziehung mit seiner, der Lessing'schen parallel laufenden Beanlagung das Rechte in Rollen dieses Dichters traf, beweist zur Genüge sein Ausspruch: „Die meisten Autoren schwimmen auf der Oberfläche des dramatischen Meeres, weil sie oft Luft schöpfen müssen; aber Lessing taucht tief unter, also muß ihm schon der Schauspieler nach, wenn er ihn einigermaßen erreichen will."

Ebenso gehörte Eckhof nicht zu den Genies, die, von innerer Feuerkraft getrieben, vorwärts stürmend Großes erreichen. Jeden Fortschritt mußte er erkämpfen und eine gelungene Darstellung war das Resultat langer und rastloser Arbeit. Doch wurde gerade dieser Mangel des Genialischen nach der einen, ein Vorzug nach der anderen Seite, denn das ruhige Calcül, die

Digitized by Google

weise Benutzung nicht überreichlich vorhandener Mittel, die wenig für das Pathetische und Heldenhafte sich eigneten, führten bei dem besonnenen Verstand und dem ruhigen, bürgerlichen Wesen des Künstlers fast naturgemäß auf eine treue Wiedergabe von Außen und Innen her empfangener Eindrücke und eben, weil es ihm versagt blieb, sich in eine Idealwelt zu erheben, verfolgte er mit um so regerem Eifer die Bahnen, in denen das wirkliche Leben sich fort bewegt. So lernte er die Motive der menschlichen Handlungen verstehen, drang ein in des Herzens Tiefen und indem er seine Beobachtungen und Forschungen, wenn auch noch nicht immer künstlerisch durchgearbeitet, so doch künstlerisch geschliffen wiedergab, setzte er an Stelle der pomphaften, nichtsdestoweniger aber hohlen und inhaltslosen Phrase den Ausdruck lebendiger, in der eigenen Brust gefühlter Empfindung und vollzog damit in der Schauspielkunst den Uebergang von der Unnatur zur Natur. Daß ihm bürgerlich angelegte Charaktere vorzüglicher gelangen als heroische u. trgl. erklärt sich aus den der damaligen Schauspielerwelt gezogenen engen, gesellschaftlichen Grenzen und daraus resultirendem kleinen Beobachtungskreis; dagegen wurde der rein menschliche Theil solcher Rollen von ihm mustergültig zur Darstellung gebracht.

Dieser gewaltige, von ihm bewirkte Umschwung ist also ein Hauptvorzug des Künstlers, der um so mächtigeren Einfluß gewann, als in diesem Fall die Kunst nicht mit dem Künstler starb, sondern in gelehrigen Schülern noch Jahrzehnte lang fortwirkte, ja in einzelnen Ausläufern bis auf unsere Zeit fortwirkt. Iffland war es, der nach Eckhof's Tod, das geistige Erbe des Meisters antretend, der Mannheimer Bühne ihren epochemachenden Charakter verlieh und nicht nur in seinen Darstellungen, sondern auch in seinen dramatischen Dichtergebilden den Einfluß Eckhof's deutlichst zu erkennen gab. Doch außer in solch' directen Erscheinungen offenbarte sich die Nach- und Einwirkung Eckhofischer Principien auf die Schauspielkunst auch nach anderen Seiten hin, denn Eckhof war nicht nur ein großer Schauspieler, er war auch ein großer Lehrer der Schauspielkunst! Also wieder eine Aehnlichkeit mit Lessing, der nicht nur producirte, sondern zugleich die goldenen Regeln niederschrieb, wie diese Production beschaffen sein müsse und welche Mittel anzuwenden seien, um sie der künstlerischen Schönheit entsprechend zu gestalten. Genau so Eckhof, der eben auch nach dieser Seite hin, wie nach allen reformatorisch auftrat. Er hatte mit zuerst unter seinen Collegen die Ziele und Zwecke der Kunst erkannt, war sich ihrer Wichtigkeit bewußt geworden, zugleich der Nothwendigkeit, sie denkend auszuüben, und so gesellte sich bei ihm zu der früher nur naturalistisch behandelten Darstellung ein kritisches Element, das ihm den Gedanken eingab, die Grundsätze der theatralischen Kunst zu fixiren und durch unterrichtende Vorlesungen allgemeiner in Schauspielerkreisen bekannt zu machen. Auf solche Weise entstand schon 1753 eine „Akademie der Schauspielkunst", deren genaue Geschichte der Verfasser dieser Zeilen an der Hand eines zum Theil ungedruckten Tagebuches in dem „Illustrirten Musik- und Theaterjournal" (1876 Nr. 32 bis 39) veröffentlicht hat. H. A. O. Reichard, der in seinem Theaterkalender die ersten näheren „Nachrichten" von der richtigen Eckhofischen Begründung mittheilt, bezeichnet sie als ein Institut, „dessen Einfluß auf das ganze deutsche Schauspielerwesen in der Folge wichtiger wurde als Mancher denken wird." Und so war es auch in der That, denn Eckhof verlor sich nicht in den unfruchtbaren Irrgarten einer leeren Theorie, widmete vielmehr gerade dem

Digitized by Google

praktischen Theil der Kunst, den er wissenschaftlich zu unterstützen und zu begründen suchte, sein Hauptaugenmerk. Er wollte die Charaktere der Stücke, über die der Schauspieler sich ebenfalls ein eigenes Urtheil bilden sollte, untersucht wissen, um eine zweckentsprechende Darstellung anzubahnen: objective, kritische Urtheile über die Vorstellungen und einzelne Mitwirkende gefällt sehen, um etwaige Fehler zu verbessern; aber auch „vernünftige Abhandlungen und Erläuterungen über die Schauspielkunst überhaupt, oder über abgesonderte Theile derselben" sollten vorgetragen und „bescheidene Anmerkungen" über die Pflichten im bürgerlichen Leben gemacht werden. Eckhof selbst war Vortragender der Akademie und fand als solcher Gelegenheit, sich über seine Kunst zu äußern. Es sind gewichtige Sätze, die er aussprach, wenigstens einer von ihnen, das echte Glaubensbekenntniß des Künstlers, soll hier stehen, er lautet:

„Die Schauspielkunst ist: durch Kunst der Natur nachahmen, und ihr so nahe kommen, daß Wahrscheinlichkeiten für Wahrheiten angenommen werden müssen, oder geschehene Dinge so natürlich wieder vorstellen, als wenn sie jetzt erst geschehen. Um in dieser Kunst zu einer Fertigkeit zu gelangen, wird eine lebhafte Einbildungskraft, eine männliche Beurtheilungskraft, ein unermüdeter Fleiß, und eine nimmermüßige Uebung erfordert. Dies sind die sicheren Mittel, wodurch alle Abwege vermieden werden, und alle Schauspieler das Ziel ihrer Bemühungen erreichen können."

Daß das segensreiche Institut der Akademie ein frühes Ende fand, ist nicht Eckhof's Schuld, diese lag einerseits an dem mangelnden Verständniß der damaligen Schauspielerwelt, andererseits in dem allzustolzen Selbstbewußtsein der Künstler, die sich über jede Belehrung erhoben glaubten. Eckhof hat mit Schmerzen seine Gründung wieder zerfallen sehen, aber noch im höheren Alter wurde ihm die freudige Genugthuung, das pädagogische Element seines Künstlerwesens durch ein Anerbieten des Grafen Portia anerkannt zu sehen, der ihn aufforderte, einen Lehrstuhl der Dramaturgie am Theater in Mannheim zu übernehmen. Uebrigens ist auch die Idee der Akademie, abgesehen von den directen Einflüssen, die sie in der kurzen Zeit ihres Bestehens dennoch nachdrücklichst übte, nicht spurlos und ohne Nachwirkung vorübergegangen, vielmehr hat sie unter Iffland und Dalberg in Mannheim einen neuen, noch erhöhten Ausdruck gefunden.

Hand in Hand mit diesem Bestreben durch wissenschaftlichen Unterricht auf die Förderung der Kunst hinzuarbeiten, geht bei Eckhof das Bewußtsein von der Zweckdienlichkeit einer historischen Darstellnng der theatralischen Entwickelung. Verhinderte ihn auch der Tod, selbst zur Feder zu greifen, so hatte er doch seit langem eine Geschichte der Denner'schen und Schönemann'schen Gesellschaft vorbereitet, wie er es auch gewesen ist, der das vorzüglichste Material zu der ersten vollständigeren deutschen Theatergeschichte von Johann Friedrich Löwen (dessen „Schriften" IV. Thl. 1766) geliefert hat. (Vgl. Reichard's Theaterjournal 1781 Nr. 17.) So ist also der „Vater der deutschen Schauspielkunst" zugleich der Historiograph ihrer ersten Anfänge geworden und man wird berechtigt sein, die ganze moderne Theatergeschichtsschreibung in den von Löwen mitgetheilten Materialsammlungen Eckhof's ihren Anfangs- und Ausgangspunct suchen und finden zu lassen.

Digitized by Google

Mit dieser knappen Skizzirung der künstlerisch-literarischen Wirkungen Eckhof's ist das Bild seiner reformatorischen Thätigkeit noch keineswegs vollendet. Noch muß Eckhof's Auftreten als Mensch und Bürger gedacht werden, das epochemachend, umwälzend die ganze sociale Stellung des Schauspielerthums veränderte. Eckhof war der erste deutsche Schauspieler, auf den nach keiner Seite hin der mit dem Ausdruck Comödiant verbundene Begriff paßte! Dem Historiker ist bis jetzt kein Zeugniß bekannt, das irgendwie gegen die Moralität des großen Künstlers, sei es auch nur in kleinen, verzeihlichen Sünden, spräche. Auch das ist eine Consequenz der hohen Bedeutung, die er von seiner Kunst hegte und u. A. in dem Stammbuchvers für einen Theologen folgendermaßen aussprach:

„Freund! Du und ich wir lehren
Zwar an verschiedenen Orten.
Doch folget unsern Worten
Bei Denen, die uns hören,
Nur stets erwünschter Segen,
Was ist am Ort gelegen!"

Devrient sagt mit Recht: „wenn die Neuber das Theater aus Geringschätzung und Verachtung, aus dem bloßen Pöbelantheil rettete und zuerst die Aufmerksamkeit der Gebildeten und Vornehmen darauf lenkte, so hat Eckhof es in entschiedene Achtung und Vertrauen gehoben, hat ihm den wärmsten Antheil der bedeutendsten Köpfe gewonnen." Schröder, in dessen Lob man selbst eine gewisse versteckte Bitterkeit gegen Eckhof empfindet, möchte die bürgerlichen Tugenden des Künstlers gern zu einer spießbürgerlichen Carricatur herabziehen (vgl. Meyer's Leben Schröder's I. 143); der billiger urtheilende Verfasser der Hamburger Theatergeschichte, Schulze, läßt dagegen diesem ehrenvollen Charakterzug volle Gerechtigkeit widerfahren. Bis dahin war der Schauspieler so gut wie ausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft, nicht nur der Geistliche donnerte gegen ihn, auch der Bürger verschloß ihm seine Thür und das bekannte „Hanne thu' de Wäsche weg, de Cumödianten kommen", mochte auf dem Land gar wohl in Anwendung kommen. Da trat Eckhof auf und bewies durch seinen eigenen Lebenswandel das Gegentheil von der bitteren Meinung gegen die Jünger der Schauspielkunst; sein anspruchsloses, geselliges, von jedem Dünkel freies Benehmen eroberte ihm die Herzen seiner Mitbürger. Mit den ersten Hamburger Familien hatte er (wie Schulze berichtet) Verkehr, bei einem angesehenen Bankier S—n liebte man ihn „als Sohn und Bruder", selbst in dem Haus des bekannten Pastor Heise war er ein gern gesehener, mit Wärme aufgenommener Gast und es wird immerhin für den Künstler eine ehrende Thatsache bleiben, daß er die Bekanntschaft mit dem Sohn des erwähnten Geistlichen in der Kirche gemacht hatte. Ebenso wie in Hamburg schätzte und liebte man Eckhof in Gotha und Weimar im gewöhnlichen Leben als Mensch und Mitbürger.

So wurde denn durch Eckhof die erste engere, auf gegenseitige Achtung basirende Annäherung des Schauspielerthums mit dem übrigen Bürgerstand vollzogen und dadurch allmälig eine Gleichberechtigung herbeigeführt, die auch für die Kunst wieder die besten Früchte reifen sollte. —

Es erübrigt noch zur vollen Würdigung der in Rede stehenden Persönlichkeit und nachdem deren reformatorische Thätigkeit in ihren verschiede-

Digitized by Google

nen Auswirkungen betrachtet worden, Eckhof in seiner Eigenschaft als Schauspieler vom kunstkritischen Standpunct aus zu betrachten.

Nur wenig war es, was Eckhof an äußeren Mitteln zur Kunstausübung mitbrachte; seine Gestalt war klein und gedrungen, seine Füße durch widernatürlich große Knöchel verunziert, dagegen war sein zwar kleines Auge von weit hinausglänzendem Email und geschickt zu jedem Ausdruck. Geradezu einzig in seiner Art aber war sein Organ, dem Gewalt und Harmonie, Zartheit und Wohllaut in nie wieder dagewesenem Grad nachgeahmt worden und zu dessen eisrigsten Bewunderern selbst Schröder gehörte. Der Letztere nennt übrigens Eckhof in gänzlicher Verkennung seiner Eigenart einen „knechtischen Nachbildner der Franzosen"; Iffland, ein weit unverdächtigerer Beurtheiler, der niemals zu dem großen Meister in einem Rivalitätsverhältniß gestanden hat und hätte stehen können, sagt dagegen: „An dem Ganzen, was der große Künstler bildete, schuf und ordnete — konnten leicht ihm unbewußt einige unnütze Flittern hängen bleiben, welche er in der früheren Zeit vielleicht um der Einfältigen willen nicht verschmähen durfte. Gewiß ist es, daß er bei Allem, was er von der Weise von der französischen Bühne angenommen (und wie wäre dies bei seiner Uebergangsstellung anders möglich gewesen?), dennoch durchaus seinen eigenen Weg gegangen ist und daß er dem deutschen Künstler ein Vorbild vaterländischer Darstellung aufgestellt hat." Die Schönheit seines Organs verleitete Eckhof nie zum declamatorischen Kunststück, denn er war kein „Declamator", sondern ein „Theaterredner", das heißt, das gesprochene Wort wurde von ihm verstanden und empfunden; auf seinem Antlitz zog ein lebendiger Commentar zu dem was er sagte vorüber. Von der Feinheit und Allgewalt seines Gebärdenspiels sind Lessing, Nicolai und Iffland hingerissen und das Treffendste über seine ganze Auffassung der Schauspielkunst dürfte vielleicht des Letzteren Ausspruch sein:

„Er weinte den Kummer nicht heraus, er klagte die Vaterleiden nicht vor. Er gab den Seelenzustand selbst, er ging vom Herzen zum Herzen, und so wie er stets die Ueberzeugung traf, einigte er alle Menschen von allen Ständen zu einem Gefühl." Seine Aufgaben arbeitete er in einer Weise durch, versenkte sich so in die Individualität jedes einzelnen darzustellenden Charakters, daß er dem Zuschauer in jeder Rolle ein anderer schien und den denkbar höchsten Grad der Täuschung erreichte. Fast keine Geberde war bei ihm überflüssig, selbst stumm vollendete und rundete er durch sein Spiel das Bühnenbild, und die Ausdrucksfähigkeit seines Antlitzes veranlaßte den mehrfach citirten Schulze auf ihn anzuwenden, was einst Noverre von Garrik sagte: er hat für jede Rolle ein eigenes Gesicht. Eine glückliche Illustration seines Künstlerwesens empfängt man durch das Urtheil einer von Reichard citirten Schrift, in der u. A. gesagt wird, daß Eckhof ein Künstler sei, „der die Schönheiten und Vollkommenheiten seiner Kunst kennt und einsieht, der sie als eine freie Kunst betrachtet und studirt, und mit einer vollkommenen theoretischen Einsicht die genaueste Praktik verbindet, der jeden Charakter kennt und empfindet, der kein Wort sagt, ohne es zu fühlen und keinen Gestus, keine Modulation anbringt, ohne es überlegt zu haben. Seine Stellung ist jederzeit richtig, bei großen Charaktern groß, bei komischen komisch, bei gebeugten gebeugt und bei dummen dumm. Seine Bewegungen sind nicht nur wohl überlegt und durchdacht und Dolmetscher seiner Seele, sondern auch in ihrer Art vollkommene Muster. Seine Modulation ist un-

Digitized by Google

verbesserlich. In leeren Stellen weiß er dieses Leere ebensowohl zu überhüpfen und das Schöne hervorschimmernd zu machen als in gedrängten Stellen jedes Wort mit seinem wahren, eigenen und besten Ton auszusprechen."

Noch nachdrücklicher fällt in die Waagschale Lessing's Ausspruch: „mag dieser Mann (Eckhof) eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Acteur und bedauert, auch nicht gleich alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können." Es schließt sich an dieses Urtheil wohl an, zu bemerken, daß Eckhof zum öfteren in kleinen Rollen auftrat, wenn es galt, das Ganze zu fördern, wie er denn überhaupt keine Verrichtung für zu gering hielt, sobald dem Publicum ein Vergnügen oder Nutzen daraus erwuchs.

Am vorzüglichsten bewährte sich Eckhof in Anstands-, Väter- und Charakterrollen, während ihm in heroischen Rollen seine äußeren Mittel und seine mehr auf das rein Menschliche und Bürgerliche gerichtete Beobachtung nicht zu gleicher Höhe steigen ließen, obgleich er auch in dem Fach immer noch ein Meister blieb. Iffland zählt zu den besten Leistungen des Künstlers: Tellheim (Minna von Barnhelm), Mellefont (Miß Sara Sampson), den Hausvater von Diderot, den Schwermüthigen von Gresset, den Vater im Galeerensclaven, Orosmann, Kodrus, den alten Barnwell, Richard III., Odoardo, Advocat Patelin, den tauben Apotheker, den Bauer mit der Erbschaft, Sittmann im Ehescheuen, namentlich aber Hieronymus Billerbeck in dem Lustspiel: Geschwind, ehe es Jemand erfährt.

Als Schauspieldirector war Eckhof immer auf das Ganze bedacht; in seiner großen Ordnungsliebe und Förmlichkeit mochte er Manchem pedantisch erscheinen, aber auch das war bei den damaligen Verhältnissen des Schauspielerstandes eine Nothwendigkeit, da nur auf solche Weise die gerade beim Theater so nothwendige Zusammenhaltung der einzelnen Elemente ihre genaue Auf- und Zueinanderwirkung ermöglicht werden konnte.

Seine schriftstellerischen Leistungen, die zumeist in der Uebersetzung französischer, jetzt kaum bekannter, schwerlich noch zu erlangender Theaterstücke bestand, war nicht bedeutend, zeugte aber von natürlichem Geschick. Oefter einflußreicher hätte seine Idee zur Begründung einer Pensionsanstalt für alte Bühnenangehörige werden können, wenn ihn nicht der Tod an ihrer Ausführung behindert hätte.

Am 16. Juni des Jahres 1778 Morgens zwischen sieben bis acht Uhr war es, als Deutschland den epochemachendsten Angehörigen der Bühne verlor. Von irdischen Gütern hinterließ er so gut wie nichts, denn in seiner Glanzzeit war er mit 300 Thalern jährlich gelohnt worden und nie hatte sein Herz an Glücksgütern gehangen; antwortete er doch Löwen, da dieser bedauerte, ihn nicht gleich hoch wie Garrik gefeiert zu sehen:

„Laß Garrik nur Guineen zählen,
Mir wird es nie an Glücke fehlen,
So lang mein Fleiß gefällt, ich Zähren ernten kann,
Bin ich obwohl nicht reich, doch ein glückseliger Mann!"

Auf seinem Grabe trauerte kein Sohn, keine Tochter, sie waren seiner Ehe versagt geblieben und seine Lebensgefährtin, eine geborene Spiegelberg, an die er gedacht haben mochte, als er im März seines Todesjahres an Schröder schrieb: „Ich habe, wie Herkul, das blutige Hemd der Dejanira getragen", wird kaum den unersetzlichen Verlust gefühlt haben, ein Geistlicher

Digitized by Google

zu Bremen hatte sie durch sorgsam im Beichtstuhl erregte Gewissensscrupel um ihren Verstand gebracht. Sie ist später arm und elend in Gotha verstorben! —

Eine Leichenfeier hat zwar das Hoftheater zu Gotha, wie auch die dortige Freimaurerloge, der Eckhof als Meister vom Stuhl angehörte, gehalten; Reichard einen schlichten Stein mit den Worten „Hier ruht Eckhof" auf seine letzte Ruhestätte gelegt, aber damit hatte es auch sein Bewenden. Schon 1785 erwähnt Iffland der „Disteln auf seinem Grabe" und 1796 frug Böttiger in seiner „Entwickelung des Iffland'schen Spiels ꝛc." (Leipzig 1796 p. VI.): „Und blühen, seit Iffland dieses schon vor zehn Jahren schrieb, noch immer nur Distelköpfe auf Eckhof's Grabhügel im Gothaischen Gottesacker?" Die Antwort auf diese Frage war leider ein trauriges „Ja", das die Pietätlosigkeit der Zeitgenossen verklagte. Später hat dann die Hendel-Schütz bei einem Besuch des Grabes dem sie begleitenden Reichard versprochen, den Ertrag einer Vorstellung der Wiederherstellung der Ruhestätte des großen Künstlers zu widmen. Auch das ist unterblieben, mit dem Schwinden der augenblicklichen Aufregung wurde das Gelöbniß vergessen; das Grab versank mehr und mehr, wucherndes Unkraut verbarg es endlich und es kam eine Zeit, in der man gänzlich vergessen hatte, wo der Große seinen letzten Schlaf schlief. Erst dem Bemühen des coburg-gothaischen Hofschauspielers F. W. v. Kawacynski gelang es 1844 die Stelle wieder ausfindig zu machen und am 26. August 1846 mit Unterstützung seiner Collegen durch einen vierseitigen, aufrecht stehenden Stein dauernd zu bezeichnen. (Vgl. Illustrirte Theaterztg. Leipzig 1856 p. 236). Dieser Act pietätvoller Erinnerung, von einem kleinen Kreis Kunstjünger begangen, so schön, so erhebend er an sich auch ist, entbindet doch die deutsche Nation ihrer Verpflichtung nicht, in würdiger Weise durch ein wirkliches Denkmal den Verdiensten des großen Geschiedenen gerecht zu werden. Ein kunstsinniger Fürst hat neben dem Standbild Schiller's vor dem Mannheimer Theater die Bildsäule Iffland's errichten lassen, sollte nicht auch das Lessing-Denkmal in einem Eckhof-Denkmal ein Pendant finden können?

Doch bevor erörtert wird, wo ein solches Denkmal zu stehen habe, wie und wann es zu errichten sei, muß noch auf eine ähnliche Bestrebung hingewiesen werden, die vor nahezu fünfzig Jahren von Gotha ausging und die gerade hier um so besser charakterisirt werden kann, als dem Schreiber Dieses ein bis dahin unveröffentlichter (auch nach anderer Richtung interessanter) Briefwechsel über diese Angelegenheit vorliegt. Die erste Anregung ging damals von dem bekannten thüringischen Schriftsteller Ludwig Storch — der noch heute des großen Künstlers in Verehrung gedenkt — aus, der in Nr. 68 des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen für 1828 in einem „Vorschlag und Wunsch eines Theaterfreundes" betitelten Aufsatz sich mit der Frage an sein Vaterland wendete: „ob es nicht zeitgemäß sei, dem verehrten Mimen ein öffentliches Denkmal zu setzen und die Errichtung desselben mit der des neuen Schauspielhauses (zu Gotha) zu verbinden? — Leicht würden sich alle deutschen Theater entschließen, Vorstellungen zu geben, wodurch sie die wahre Liebe für ihre Kunst beurkundeten; ja, würde nicht jeder einzelne Schauspieler sogar gern dazu beisteuern ꝛc.?" Zugleich versprach Storch eine „vollständige, größere Biographie*) und Würdigung Eckhof's

*) Mit einer solchen hat uns inzwischen H. Uhde im vierten Band des Neuen Plutarch beschenkt. — Der handschriftliche Nachlaß des Künstlers scheint fast ganz-

Digitized by Google

im möglichsten Detail" zu schreiben. Diese Anregung Storch's hatte die Constituirung eines „Vereins zur Errichtung von Eckhof's Denkmal" zur Folge, der, aus dem Pfarrer J. C. A. Beck, dem Buchhändler W. Hennings und dem erwähnten Schriftsteller L. Storch sich zusammensetzend, kaum drei Wochen später (a. a. O. 1828 p. 969) einen „Aufruf an das deutsche Vaterland" mit der Bitte um Beiträge erließ. Storch, der Verfasser auch dieses Artikels, betonte darin mit Recht, „die Werke unserer großen Dichter, Tonsetzer, Maler und Bildhauer sind schon ihre ewigen Denkmale, die sie sich selbst gesetzt in der rüstigsten Thatkraft ihres Lebens, und sie ehren ihre Meister und predigen die Größe derselben in alle Zeiten hinaus. Setzt ihnen das dankbare Vaterland Denksteine, so sind sie die Zeichen der freudigen Anerkennung und Verherrlichung ihres Ruhms. Aber die Werke der großen Künstler, die mit dem Augenblick dahinschwinden, die nicht mit Meisel und Griffel in eherne Tafeln eingegraben werden können, müssen um so mehr vom Vaterlande, auf das sie einwirkten, durch äußere Zeichen geehrt und ihre Namen mit der sichtbaren Glorie umschlungen werden, weil sie nicht mehr für sich selbst zu sprechen vermögen." Wie ernst man es meinte, beweist die Nachschrift: „Ein bekannter, talentvoller, jetzt hier lebender Bildhauer, Namens Hettler aus Breslau, ist bereits damit beschäftigt, Eckhof's Büste zum Eisenguß zu modelliren." Aber auch an Gegnern fehlte es nicht; einer von ihnen, ein Dr. Schreiber, beleuchtete die „Monumentensucht und stellte dabei den absurden Satz auf: „Von dem beabsichtigten Denkmal eines Eckhof mag ich gar nicht reden. Schauspieler und Sänger genießen schon bei ihren Lebzeiten die meiste Ehre, den größten Reichthum genießen sie, wenn sie zu amüsiren verstehen; den großen Künstlern und Gelehrten aber bleibt dann und wann blos der Ruhm und die Unsterblichkeit nach dem Tode. Aber auch dies will man ihnen entziehen und es dem Schauspieler zuwenden." Ein Dr. M. S. aus Kurhessen schloß sich dieser Ansicht an, aber ihm sowohl als dem Dr. Schreiber entgegnete Storch in würdiger und für den Vorurtheilsfreien wohl überzeugenden Weise. Im November 1828 erfolgte Seitens des Vereins bei einer „wiederholten Bitte um eine Beisteuer" der erste Ausweis gemachter Einnahmen, die trotz der ungünstigen Zeit, in der der erste Aufruf erlassen worden war, eine Summe von 400 Thalern repräsentirte, zu der in hervorragender Weise die Theater zu Berlin, Breslau, Hamburg und Frankfurt a. M. beigesteuert hatten. Und doch war die Sache bereits ins Stocken gekommen, der ursprüngliche Termin (Eckhof's fünfzigjähriger Todestag) war überschritten worden und der Anreger der ganzen Idee, L. Storch, verließ gegen Ende des Jahres Gotha, um erst

---

lich verloren gegangen zu sein. Bezeichnend ist übrigens, daß in der von den Erben verkauften Makulatur des Dr. August Beck, Archivrath zu Gotha, eine Menge Rollen aus dem vorigen Jahrhundert vorgefunden wurden, von denen dem Verfasser einige Eckhofsche zugegangen sind, während alles Uebrige bei seiner Nachfrage bereits der Papierstampfe verfallen war. Wer weiß, ob auf solche Weise nicht auch Briefe, Tagebücher u. drgl. Eckhof's verloren gegangen sind, denn in Betracht gezogen, daß Dr. Beck einst dem Verfasser versicherte, daß der Eckhofsche Nachlaß modulirt sei, bleibt es immer eigenthümlich, nach seinem Tod einstiges Eckhofisches Besitzthum in seinen Papieren vorzufinden. Oder sollten diese Rollen aus jenem spurlos verschwundenen Schatz herrühren, von dem Reichard 1780 schreibt, daß er „uralte Handschriften der deutschen Bühne" enthalte?

„Das ist hier die Frage!"

Digitized by Google

nach Meiningen, später nach Stuttgart zu gehen. Anderweitige Geschäfte nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch, auch trübten Zwistigkeiten mit dem Buchhändler Franth seine Stimmung, so daß die Eckhof-Angelegenheit bei ihm zurücktrat. Desto energischer suchte der Pfarrer Beck die Sache zu betreiben und seinen Freund immer von Neuem zu entscheidenden Schritten zu bewegen. Am 12. Dec. 1828 schreibt er an Storch:

> Ich lege Dir diese Angelegenheit besonders ans Herz, damit wir uns nicht compromittiren oder gar blamiren. Sammle Ideen zu dem Monument, besonders von Kunstverständigen und theile sie mir mit, aber vergiß auch nicht, an die Biographie selbst zu geben, damit nicht wieder ein Jahr dahinschleicht und die Theilnehmer mißtrauisch werden. Von Berlin sind unter dem 15. Nov. nachträglich noch 5 Thlr. zu den 80 Thlr., welche der Generalintendant der königlichen Schauspiele Graf von Brühl eingesendet hatte und das Namensverzeichniß der Geber von Esperstedt unterschrieben, eingegangen. Ferner an demselben Tag ein Brief mit einem Eintbalerkassenschein von einem Patriot aus Frankfurt a. Main, der wünscht, daß die ergangene Aufforderung von keinem wahrhaft Deutschgesinnten unbeachtet bleiben möge.

Daß Beck mehr daran lag, sich nicht zu „compromittiren oder gar zu blamiren", geht aus diesem Brief schon zur Genüge hervor, noch mehr aus einem Schreiben vom 31. December 1828, das auf den Vertreter des „Vereins" in Gotha ein sonderbares Licht wirft. Es heißt da:

> Vergiß ja nicht, Dich wegen Eckhof's Materialien zu bemühen und fang' damit sobald als möglich an, damit die Biographie nicht zu spät komme und die Idee nicht veralte und ich nicht wünschen muß, in diese nicht eingegangen zu sein. Ob Dir diese Idee etwas einbringt, darf jetzt des Rumors wegen, den diese geschaffen hat, gar nicht berücksichtigt werden, unsere Ehre stände auf dem Spiel und die Deinige würde compromittirt werden müssen und das wirst Du gewiß nicht wünschen. Uebrigens darf es durchaus nicht ohne Nutzen für Dich sein, Alles wird von dem Opus, wie Du es lieferst, abhängen, ehe muß es am Monumente fehlen, als an dem Honorar für Deine Arbeit (!!!) . . . Wirst Du nicht noch einen (Aufsatz) liefern an die Legen, worin Du Dein Befremden äußerst, daß auch nicht eine einzige uns einer Antwort gewürdigt hat, obschon Eckhof Meister vom Stuhl und Gründer der hiesigen Loge war.

Am 18. Januar des folgenden Jahres traf der erste Beitrag einer Loge ein und zwar aus Zerbst, in der Höhe von — — 1 Thlr.; eifriger scheinen die Theater gewesen zu sein, wenigstens vermeldet Beck schon im folgenden Brief (30. Januar 1829):

> Beyliegend empfängst Du einen Brief vom Hofschauspieler Löwe (Ludwig Löwen geb. 29/1 1795, † 9/3 1871) zu Wien. Du wirst also sogleich an den Herrn Eckhard, gen. Koch (Siegfried Gotthelf Koch recte Eckart geb. 1754, † 1831) im Namen des Vereins von Gotha aus datirt schreiben, damit er sich als Senior des K. K. Hoftheaters thätig verwende, es wird wie es scheynt von Erfolg sein.

Ob dies der Fall gewesen, geht aus dem Verlauf der Correspondenz nicht hervor.

Trotz Beck's wiederholten Aufforderungen verharrte Storch, von den Verhältnissen gezwungen, in seiner Unthätigkeit der Eckhof-Sache gegenüber und der Freund dringt am 17/3 1829 von Neuem auf schleunige Erledigung.

> Als Du abreistest — heißt es in dem betreffenden Schreiben — versprachst Du, für die Eckhof'sche Sache zu wirken, Aufforderungen drucken zu lassen und der Sache mehr Publicität zu verschaffen, aber von allen den Versprechungen habe ich noch nichts gelesen. Was soll daraus werden, ich muß Dir gestehen, daß ich jedesmal erschrecke, wenn ich daran denke. Von Wien aus ist bei dem Postmeister Becker bereits schriftlich angefragt worden, wie es um das Eck-

Digitized by Google

hof'sche Denkmal aussehe, was soll darauf geantwortet werden? Hättest Du eine Aufforderung, wie Du versprachst, in's Morgen- und andere Blätter rücken lassen, so würden solche Anfragen unterbleiben, ich muß Dich also bitten, dies so schnell als möglich zu thun. Eine Entschuldigung möchte der aufgeschobene Theaterbau abgeben, es würde dies auch eine feine Mahnung an den Herzog sein, die vielen wichtigen unternommenen Bauten kann man zur Ursache des Aufschubs des Theaterbaus verwenden und daß das neue Theater nur der allein schickliche Platz zur Aufstellung des Eckhof'schen Denkmals sein könne und also mit diesem Bau in der engsten Verbindung stehe. Man könne übrigens wegen Aufstellung desselben ganz unbesorgt seyn, verbände damit eine Aufforderung an die Theater, die demselben noch nicht ihren Antheil bewiesen hätten und versicherte, daß über das Ganze öffentliche Rechenschaft abgelegt werden solle. Diesen Aufsatz, der Dir wenig Zeit raubt, laß eiligst abdrucken und schicke mir auch ein (Exemplar) für den Anzeiger zu. Was wird es mit der Biographie? Warum fängst Du sie nicht an, schicke wenigstens den Anfang zum Abdruck . . . — Was man verspricht, muß man halten und wenn es selbst Opfer kosten sollte, um nicht beim Publicum den Credit zu verlieren. Also unverzüglich Hand ans Werk! . . . Aufschub der Zeit ist Fluch der Ewigkeit. Von Halle schreibt Fritz (Sohn des Briefschreibers):

> Heute las ich in der
>
> Litterary Gazette and Journal of belles lettres, arts sciences Nro. 625 January 1829 pag. 29 Folgendes, ich will es ins Deutsche übertragen:
>
> Denkmäler in Deutschland: Es kann keinen sichereren Beweis von den Fortschritten der Civilisation und Nationaltugenden geben, als die Errichtung öffentlicher Denkmäler, um das Andenken großer Männer zu verewigen. Seit dem Schluß des letzten Krieges scheint eine neue Aera in dieser Hinsicht in Deutschland begonnen zu haben. In allen Theilen desselben werden öffentliche Subscriptionen zu diesem Zweck errichtet. Unter den Denkmälern, welche dort errichtet werden sollen, ist auch eins für Conrad Eckhof, Schöpfer der theatralischen Kunst (creator of the scenic art) in Deutschland, in Gotha in Sachsen.
>
> Muß nicht Alles aufgespannt werden, um sich nicht zu blamiren, wenigstens nicht zu compromittiren — ich bitte Dich dringend um Hebung meiner ängstlichen Besorgnisse.

Diese abermalige Aufforderung hatte zur Folge, daß Storch einen Aufsatz „Denkmal Conrad Eckhof's in Gotha" im Sinne Beck's abfaßte.

Indeß hob auch Dieses Beck's Besorgnisse nicht, vielmehr stellte er dem Freund unter dem 28. August 1829 von Neuem vor, wie unrecht seine Handlungsweise und wie er und Hennings nur um deswillen bis jetzt von der Sache nicht zurückgetreten seien, da „einige 80 Thlr. Auslagen für Porto, Copialgebühr aufgegangen wären, deren Wieder-Erstattung von den Beyträgen nicht gekürzt werden könne." Um sich den Vorwürfen Beck's gegenüber zu rechtfertigen, setzte ihm Storch auseinander, daß die Biographie nicht unbedingt zum Denkmal nöthig sei, was aber von dem gothaischen Freund energisch und mit dem wiederholten Ersuchen um endliche Fertigstellung der Arbeit zurückgewiesen wird.

Storch versprach darauf Anfang März 1830 die vielberedete Biographie zu beginnen, ohne daß es in Wirklichkeit geschah, denn das Letzte, was in dem vorliegenden Brouillon der Beck'schen Briefe in dieser Sache gesagt wird, datirt vom 3. October 1830 und lautet:

> Deinen Brief vom 30. August habe ich richtig erhalten und daraus zu meiner Freude ersehen, daß Dir die Bearbeitung der Eckhof'schen Biographie noch am Herzen liegt und daß Du zur Rechtfertigung des langen Verzugs in dem Planeten dem Publicum einiges mehr zufrieden zu stellen suchen wilst. Durch baldige Erfüllung des Versprechens wirst Du, wie ich hoffe, es nicht wieder zu einer nochmaligen Erinnerung kommen lassen.
>
> Damit endet das alte Manuscript!

Digitized by Google

1834 am 10. März gab der Verein im „Anzeiger" nochmals ein Lebenszeichen von sich, indem er versprach, die Aufstellung des Eckhof-Denkmals gewiß bei der Eröffnung des neuen gothaischen Schauspielhauses stattfinden zu lassen und publicirte sodann a. a. O. drei Jahre später das Folgende:

„Bis zum Mai 1834 betrugen die baaren Einnahmen 263 Thlr. 16 Gr. 5 Pf. in Species zu 34 Gr; außerdem gingen noch zwei gnädigste Verwilligungen ein, die eine zu 100 Thlr. von unseres regierenden Herzogs Durchlaucht, die andere zu 50 Thlr. in Gold von Sr. Durchlaucht dem (nun verstorbenen) regierenden Herzog Alexius von Anhalt-Bernburg; doch wurden diese Summen nicht erhoben, da namentlich bei der ersteren an deren Auszahlung die ausdrückliche Bedingung geknüpft war, daß „das Unternehmen zur Wirklichkeit gelange"." Die aufgelaufenen Unkosten betrugen bis zu obengenannter Zeit 89 Thlr. 9 G. 6 Pf.; es verbleiben also baar in Casse 174 Thlr. 6 Gr. 11 Pf., wovon 120 Thlr. als Capital zu 4 Procent ausgeliehen, 50 Thlr. convent. in die hiesige Sparcasse gelegt und der Rest für etwa verfallende kleine Ausgaben zurückbehalten wurde.

Das ganze Capital besteht also in den genannten Summen und deren bis heute aufgelaufenen Zinsen. Ein ausführlicher Bericht mit genauer Angabe der einzelnen Einnahmen und Ausgaben, sowie über die Entstehung und Auflösung des Vereins zur Gründung eines Denkmals für den Schauspieler Eckhof soll erfolgen, sobald der Zweck jenes Vereins erreicht ist, d. h. sobald an dem neuen Theater zu Gotha irgend eine an Eckhof erinnernde Decoration angebracht ist, wofür die vorhandenen geringfügigen Mittel ausreichen, die ich seiner Zeit einer verehrlichen Commission des Theaterbaus zur Disposition stellen werde. Dann soll auch in den Blättern genaue Rechenschaft abgelegt werden.

Gotha, den 23. April 1837

Ludwig Storch."

Auf solche Weise verlief die pomphaft eingeleitete Eckhof-Denkmal-Angelegenheit in den Sand, selbst die „an Eckhof erinnernde Decoration" hat Schreiber Dieses, obschon geborener Gothaer, nie entdecken können, es müßte denn der neben vielen anderen angebrachte Name des Künstlers in goldenen Lettern damit gemeint sein. Kawacynsky, der sowohl im „Theaterlexikon" der Eröffnung des vom Hofbaumeister Gustav Eberhard (1836 bis 1839) erbauten neuen Schauspielhauses gedenkt, wie auch ausführlich von diesem Thema im Wolff'schen „Almanach für Freunde der Schauspielkunst" (1840 p. 296 ff.) handelt, erwähnt der ganzen Angelegenheit gar nicht. Ein Beweis, wie rasch Alles wieder vergessen wurde.

Soll aber deshalb jetzt und alle Zeiten einer der deutschesten Deutschen, der gewaltigste Reformator in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Lessing's Freund und „theatralisches Seitenstück", der Wiedererwecker des deutschen Elements in der Kunst, dieser „einzige Mann in seiner Art", soll er auch fürder ohne das sichtbare Zeichen treulich verdienten Ruhmes bleiben?

Nein, gewiß nicht!

Unsere Zeit ist vorurtheilsfreier geworden, der Schauspieler genießt gleiche Rechte wie seine Mitbürger, die ersten Köpfe des Vaterlands haben für die Schauspielkunst gewirkt, ihren hohen, sittlichen Werth erkannt, wird deshalb die Nation nicht den Vater eben dieser Kunst feiern und durch ein würdiges Denkmal anerkennen wollen?

England hat seinen Garrik mit königlichen Ehren in der Westminster Abtei zum ewigen Schlaf gebettet; nie ist — wie Barrière in seiner „Bibliotheque des Memoires" erzählt — ein prächtigeres Leichenbegängniß gesehen worden. Zehn Personen vom höchsten Range, worunter der Her-

Digitized by Google

zog von Devonshire, Lord Camden und die Grafen Ossory und Spencer, hielten die Zipfel des Leichentuches und Alles, was die Wissenschaft und Literatur Ausgezeichnetes hatte, drängte sich hinzu, dem Andenken des Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Und was geschah, nachdem Deutschlands Garrik die Augen geschlossen? Draußen auf dem Friedhof zu Gotha, dicht an der Mauer haben sie ihm die letzte Ruhestätte zurecht gemacht, einen spärlichen Stein darauf gelegt und dann das Grab überwuchern lassen vom geilen Unkraut, bis man nichts mehr von seiner Existenz gewußt und erst 66 Jahre später ein Zufall es von Neuem entdeckt, eine kleine pietätvolle Künstlergemeinde es der gänzlichen Vergessenheit entrissen hat.

Etwas Versäumtes nachholen ist ehrenvoller, als es auch in der Folge liegen lassen und darum mag heute wie einst vor achtunddierzig Jahren von Neuem an alle Gebildeten der deutschen Nation, vornehmlich aber an Deutschlands ganze Künstlerwelt dieser Aufruf ergehen zur Errichtung eines Denkmals für Conrad Eckhof, den Vater und Schöpfer der deutschen Schauspielkunst!

Möge er in allen Gauen des neugeeinten Reichs willkommenes Echo finden und jede Bühne sich der Ehrenpflicht bewußt sein, auch ihrerseits kräftiglich beizusteuern!

Und warum gerade zu dieser Stunde die Mahnung ergeht, Eckhof's Verdienst zu gedenken?

Weil in einem Jahre, am 16. Juni 1778, das Säculum sich schließt, dessen Beginn den unersetzlichen Verlust der deutschen Bühne bezeichnete und kaum ein anderer Tag geeigneter erscheinen kann, als eben dieser 16. Juni zur Enthüllung des geplanten Denkzeichens!

Die Wahl, wo ein Eckhof-Denkmal stehen könnte, schwankt zwischen Hamburg und Gotha, doch wird sie um deswillen sich zu Gunsten der ersteren Stadt entscheiden müssen, als das großartige Gestirn am Kunsthimmel von dort ausgegangen ist, dort den Zenith seines Glanzes erreicht hat und seiner auch noch heute in Hamburg mit weit mehr Liebe und Verehrung gedacht wird als in dem kleinen Gotha. Wenn aber in Hamburg ein Denkmal zu Stande kommt, wird man gewiß nicht versäumen, in Gotha an dem kleinen Wohnhaus „Am Berg", wo Eckhof sein großes Leben ausgehaucht hat, eine Tafel, seinem Gedächtniß gewidmet, anzubringen.

Möge nun dieser Mahn- und Aufruf, der aus dem wärmsten Gefühl einer liebenden und bewundernden Verehrung entstanden ist, nicht wirkungslos verhallen, möge namentlich die Presse — deren schöne und gern erfüllte Pflicht ja darin besteht, zur Belohnung des Verdienstes beizutragen — die hier ausgesprochenen Ideen weiter verarbeiten helfen und Gleichgesinnte mit dem Verfasser zur Begründung eines Comités zu weiterer Berathung und energischer Betreibung dieser Angelegenheit zusammentreten*).

*) Die Adresse des Herrn Verfassers ist: Redacteur Joseph Kürschner in Lichterfelde bei Berlin. Die Redaction.

Digitized by Google

Der Nachlaß des zweimal Verstorbenen.

Die Veröffentlichung der nachgelassenen Correspondenzen und Tagebücher des Fürsten Herrmann von Pückler-Muskau hat Frau Ludmilla Assing-Grimelli auf den ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen übernommen und nachdem sie Pückler's Biographie dem Erscheinen des Nachlasses vorangeschickt hatte, mit einer über alles Lob erhabenen Ausdauer und Unermüdlichkeit besorgt. Des Fürsten Wille, daß die Herausgeberin in den Besitz seiner sämmtlichen Papiere käme, sollte nicht ganz erfüllt werden. Einige Personen bestürmten sogleich nach Pückler's Tode seine Nichte und Erbin, Frau Marie von Pachelbl-Gehag, geb. Gräfin von Seydewitz, dringend und heftig um Rückgabe ihrer an den Fürsten gerichteten Briefe, welchem Verlangen die Gräfin, „wahrscheinlich", wie Frau Assing mildernd bemerkt, „von Schmerz und Trauer überwältigt", theilweise nachgab, während sie in der Hauptsache der Anordnung des Fürsten nicht entgegen sein mochte und die übrigen Papiere an die Herausgeberin auslieferte. Letztere tröstete sich damit über den erlittenen Verlust, daß ihr zur Erfüllung ihrer Liebespflicht jedenfalls hinreichendes Material zu Gebote stand, einmal weil sie „das den Andern Zurückgegebene durch Pückler selbst großentheils schon kannte", dann weil es meistens Dinge betraf, welche sich ohnehin für ihre Darstellung „nicht eignen konnten." So sehr der eine Grund die Betheiligten in Schrecken setzen mußte, so sehr konnte der andere dem unbefangenen Leser zur Beruhigung dienen, denn Niemand, der in das Chaos des von Frau Assing an das Licht der Oeffentlichkeit gebrachten Varnhagen'schen Nachlasses einen Einblick gethan hat, wird ihr in der Verwerthung des ihr zur Verfügung gestellten Materials eine solche Selbstbeherrschung zugetraut haben.

So ist ein bändereiches Werk entstanden, und Jedem, der das von Frau Assing servirte Menu bis auf das Dessert durchzukosten die Courage hat, darf man füglich einen gesegneten Appetit wünschen. Denn es ist nicht Jedermanns Sache, sich bei der Lectüre dieser Publicationen durch die Masse des Gleichgültigen, Unbedeutenden, Nebensächlichen und Gelegentlichen hindurchzuarbeiten, um zu dem zu gelangen, was sie an Interessantem und Lesenswerthem enthalten. Es ist keine Frage, daß das Werk eine Fundgrube ist für die Kenntniß der Zeitgeschichte und besonders des damaligen Berlin, aber es ist ebenso wenig eine Frage, daß der Mangel an übersichtlicher Anordnung und an strengerer Sichtung den Gebrauch dieser Correspondenzen erschwert und den Genuß ihrer Lectüre nicht selten verleidet.

In dem ersten Bande*) findet der Leser eine bunte Sammlung von Reiseerinnerungen aus den verschiedensten Theilen Oesterreichs, Würtembergs, der Schweiz und Italiens, welche größtentheils weit mehr interessiren würden, wenn sie der Biographie des Fürsten, zu deren Ergänzung und Ver-

*) Band 1—2 erschien bei Hoffmann u. Campe (Hamburg), Band 3—9 bei Wedekind u. Schwieger (Berlin).

Digitized by Google

vollständigung die Correspondenzen und Tagebücher vorzugsweise dienen sollen, an den geeigneten Stellen einverleibt worden wären. Die Beschreibung der Sehenswürdigkeiten ist durch vielfache Specialnotizen ergänzt und häufig durch treffende Schärfe der Beobachtung gewürzt. Die stilistische Eleganz des fürstlichen Erzählers verbindet sich mit der feinen Ironie eines tonangebenden Weltmannes. Eine gewisse Oberflächlichkeit spricht sich fast in Allem aus, was nicht das theure Ich des Erzählers selbst betrifft, während er sich im Studium seiner höchsteigenen Liebenswürdigkeit und problematischen Natur unerschöpflich zeigt. Während dieser erste Band des Pückler'schen Nachlasses durch seine positiven Mittheilungen, die ihm theilweise den Character eines Reisehandbuchs geben, für ein größeres Publicum immerhin verständlich und anregend ist, besteht der zweite Band mit seinen vermischten Briefen aus einem wunderlichen Complex von Launen, Absonderlichkeiten, Grübeleien und schöngeistigen Raisonnements. Die phantastische Bettina, die liebenswürdige Sophie Gay, die geistvolle Gräfin Hahn-Hahn, die verständig-heitere Eugenie John-Marlitt treten der Reihe nach auf, um, durch den Gedankenaustausch mit dem Fürsten bald mehr, bald weniger befriedigt, wieder vom Schauplatz zu verschwinden. Beständig wechselt der Fürst seine Rollen, um bald als feuriger Liebhaber, bald als dienender Sclave, bald als wohlwollender Protector zu erscheinen. Den Schluß bildet eine Sammlung von Liebesbriefen, welche nach ein und demselben Scheme verfertigt scheinen, gleichviel ob die Adressatin Lisette, Jeanette, Julie, Adele, Vincenze oder Madame Zephirine heißt.

Von bedeutenderem und anregenderen Inhalt, als die ersten beiden Bände, ist der dritte, welcher außer einigen Briefen der Rahel und der Fürstin von Pückler-Muskau den Briefwechsel zwischen Pückler und Varnhagen von Ense bringt, zwischen denen bekanntlich ein reicher und unermüdlicher Geistesverkehr bestand. Nur muß man auch bei der Lectüre dieser 285 Briefe die Spreu vom Weizen zu unterscheiden wissen!

Der vierte Band besteht aus drei Abschnitten, deren erster Pückler's Briefe an Ludmilla Assing enthält. Es sind ihrer hundert und zehn, welche die Herausgeberin getrost hätte unveröffentlicht lassen können, ohne die Literatur um einen Schatz ärmer zu machen. Was kann es die Welt kümmern, wenn sich die beiden Briefsteller mit einem ganzen Complimentirbuch gegenseitiger Schmeicheleien überschütten? Wenn Pückler keine Gelegenheit verabsäumt, ihre zarte weiche Hand zu rühmen? Wenn er ihr schreibt, wie er ihre schönen Briefe zärtlich geküßt habe? Wenn er sie immer wieder das „geistreichste Mädchen" nennt, über ihre eminenten Talente staunt und sie der Pallas Athene vergleicht? Wenn er sie hin und wieder mit ein paar Südfrüchten oder Erdbeeren aus Branitz regalirt und aus der Scala seiner Titulaturen von dem „theuren Fräulein" schnell hinweg über die „verehrte" oder „holde" oder „geniale" Freundin zur „Herzensludmilla" gelangt? Von allgemeinerem Interesse in diesen Briefen sind Pückler's Aeußerungen über die Herausgabe des Humboldt-Varnhagen'schen Briefwechsels. „An Humboldt's Briefen brauchten Sie nicht ein Jota zu ändern", schreibt er ihr, aber die Bemerkungen aus dem Tagebuche Varnhagen's durften nur so weit gehen, als sie zur Erläuterung jener Briefe, wie auch der von fremden Personen an Humboldt ergangenen, unumgänglich nöthig waren. In diesen Tageblättern sind ein halb Dutzend Stellen, die, ohne dem Werke sein außerordentliches Interesse im Geringsten zu schmälern, jedenfalls weg-

Digitized by Google

gelassen werden mußten, da sie die ganze preußische Königsfamilie außerordentlich choquiren müssen. Humboldt schreibt, so deutlich er seine Gesinnung zeigt, doch immer mit Vorsicht, Varnhagen, der in seinem Tagebuche doch nur zu sich spricht, ist natürlich rücksichtslos, und vieles davon, auch wo er Humboldt sprechend aufführt, mußte sehr behutsam behandelt werden. Vor dem Druck hatte ihr Pückler dringend empfohlen, die Humboldt'sche Correspondenz ohne die geringste Kürzung zu publiciren und hinzugefügt: „Sollte man das Buch selbst verbieten, so wäre ja das nur ein Ruhm mehr und nur noch unwiderstehlichere Anreizung für das Publicum. Also vorwärts, wie eine echte — Nichtpreußin, denn die Zeiten Blüchers sind für uns vorüber. Heutzutage sind wir nur darin stark, mit seltener Geschicklichkeit jede Gelegenheit zu benutzen, um uns lächerlich zu machen und statt des Adlers die Fledermaus aufzustecken." Dieser Pessimismus kehrt bei Oestern in Pückler's Briefen wieder, der sich um Politik wenig oder gar nicht bekümmerte und von den Königen nichts weiter begehrte, als daß sie sein Verlangen nach Auszeichnungen und Orden, dieser „niedlichen Spielerei", befriedigten. „Ein Volk sind wir allenfalls zu nennen", schreibt er einmal, „zusammengeflickt aus Lappen von allen Farben wie eine Harlequinsjacke, eine Nation aber sind und werden wir nimmer, daher auch unser sogenannter Patriotismus nur aus Redensarten besteht, der, wenn er sich einmal zur Velleität des Handelns versteigen zu wollen scheint, sich jedesmal lächerlich macht." Und dann: „Der germanische Geist kann vielleicht einst die Welt beherrschen, aber nur durch unsere Abkömmlinge, die sich in England zum selbstständigen Handeln erhoben, also von Amerika aus vielleicht; von der alten schwachen Mutter Deutschland gewiß nicht."

Pückler blieb mit seiner „liebsten Ludmilla" bis wenige Monate vor seinem Tode in lebhafter Correspondenz. In den Briefen aus seinen fünf bis sechs letzten Lebensjahren wäre schon deshalb eine Sichtung erwünscht gewesen, weil es unerträglich wird, die fortlaufenden und häufig sehr detaillirten statistischen Mittheilungen über seine körperlichen Leiden, namentlich seine „hartnäckigen Grippen" mit anzuhören. „Ich bin krank", „ich bin sehr krank", „ich bin schon lange krank", „ich bin schon wieder krank" ist der Refrain in den meisten dieser Briefe, und so herzliche Theilnahme Frau Assing damals auch für den kranken Mann empfunden haben mag, jetzt, Jahre lang nach Pücklers Tode, sollte sie den unbefangenen Leser mit jener Leidenschronik verschonen. Dagegen ist der Herausgeberin zum Lobe anzurechnen, daß sie es über sich vermocht hat, mit ihren eigenen Briefen an Pückler zurückzuhalten. Sie bringt deren nur einen, mit der Aufschrift: „Ludmilla Assing an Pückler". Es ist ein Brief von über sechs Druckseiten, in welchem sie die Bekümmernisse ihres Freundes wegen der Herausgabe der Tagebücher zu zerstreuen sucht.

Es folgen Pückler's aus dem Jahre 1817 datirte Bräutigamsbriefe an Lucie, Reichsgräfin von Pappenheim, geborene Freiin von Hardenberg. Die Bemerkung der Herausgeberin, daß diese „Briefe eines Bräutigams schwerlich den Anspruch machen, Liebesbriefe genannt zu werden", war überflüssig. Wenn man ihrer zwei bis drei gelesen hat, weiß man, daß von wahrer Liebe nicht viel die Rede ist, ob es gleich nach manchen überschwänglichen Exclamationen so scheinen könnte. Die Hauptrolle in diesen Briefen spielen der Park und die Schloßeinrichtung in Muskau. Dort hielt sich Pückler während des größten Theils seiner Verlobungszeit auf, indem er

Digitized by Google

sich mit Leidenschaft der Verschönerung seiner Besitzungen widmete. Die colossalen Geldsummen, welche er darauf verwendete, und die ihm daraus erwachsenden Verlegenheiten werden so ziemlich auf jeder Seite erwähnt. Dabei blieb er aber so leidlich bei guter Laune, die sich in allerlei burschikosen Einfällen äußerte: So kam er auf den schnurrigen Gedanken, sich einen Einsiedler für eine mitten im Walde, mehrere Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernt, von ihm angelegte Einsiedelei zu engagiren. „Der Einsiedler", schreibt er, „ist ein alter Gardist mit einer ungeheuren Nase, sechs Fuß Höhe und von schrecklichem Ansehen. Laut unserem Contract muß er eine Mönchskutte nebst langem Bart und Strick um den Leib tragen und darf seine Einsiedelei nur Montags verlassen, um sich im Städtchen Nahrungsmittel für die Woche zu verschaffen. Dafür erhält er freie Wohnung, Holz, Licht und fünfzig Thaler jährlich. Außerdem aller drei Jahre eine neue Kutte." Ganz famos dazu paßt das „höchst lächerliche Subject von Pfarrer", den er auf einem seiner Dörfer hatte und wöchentlich zweimal zu sich kommen ließ, um ihn zum Narren zu haben.

Im Uebrigen handeln die Bräutigamsbriefe von etlichen Personalien, einigen kleinen internen Angelegenheiten, vorwiegend aber von den „Abfütterungsbällen", welche Pückler von Zeit zu Zeit veranstaltete, und den Commissionen, mit welchen er seine „Schnucke" überschüttete. Bald braucht er englisches Papier, bald türkisches Parfüm, bald Koch- und Backbutter, bald Damenhandschuhe für seine Tänzerinnen und tausenderlei Anderes, Alles zu adressiren nach Muskau in der Oberlausitz, weil es sonst nach Moskau in Rußland ginge. Luciens Briefe aus jener Zeit sind nicht vorhanden, weil ihrer Anordnung gemäß die Briefe an Pückler aus den Jahren 1817—1833 verbrannt wurden.

Den dritten Abschnitt des vierten Bandes bildet ein vermischter Briefwechsel aus Pücklers Jugendzeit in den Jahren 1800—1809. Für seine ganz erstaunliche geistige Frühreife, mit der sich natürlich eine starke Dosis Altklugheit verband, ist gleich der erste, an seinen ehemaligen Hofmeister, den Prediger Baevenroth gerichtete Brief vom 4. December 1800 characteristisch, in welchem der damals kaum fünfzehnjährige Knabe schreibt: „Ich habe immer großen Antheil an Ihnen genommen, besonders hat es mich gefreut, daß Sie jetzt, nachdem Alles so gut abgelaufen, sehr glücklich mit Ihrer jungen Frau, der ich viel Complimente zu machen bitte, leben. Wer hätte das gedacht, daß Sie sich so schnell ins Joch oder vielmehr in die Rosenfesseln der heiligen Ehe schwingen würden, doch ich denke, daß die Fesseln der Madame Baevenroth gewiß recht leicht zu tragen sind." Von tieferem Interesse ist auch in diesen 76 Briefen wenig enthalten, dagegen recht viel Unerquickliches über Pückler's Familienverhältnisse, besonders die Stellung zu seinem Vater. Wer Pückler's Biographie gelesen, weiß, eine wie jämmerliche Erziehung ihm zu Theil wurde. Was Pückler geworden ist, wurde er durch sich selbst. Dieses Lob gebührt ihm im vollsten Umfange. Als sechszehnjähriger Jüngling äußerte er sich über seine Erziehung in einem von Leipzig aus an seinen Vater gerichteten Brief in einer scharfen und von einer für sein Alter gewiß seltenen geistigen Reife zeugenden Kritik. Er schreibt: „Wenn es wahr ist, was man so allgemein behauptet, daß die frühere Erziehung des Menschen den Ausschlag für all' sein künftiges Thun und Lassen giebt, so ist es wohl natürlich, daß sie das wichtigste Augenmerk sowohl des Erziehers, als auch vorzüglich des zu Erziehenden sein muß, und nur, wenn Beide zusammen

Digitized by Google

daran arbeiten, kann sie gelingen und gute Früchte bringen. Versteht sich, daß hier nicht von der Erziehung eines Kindes die Rede ist, das noch gar keinen Begriff von dem haben kann, was ihm zuträglich oder schädlich sei, sondern von der Leitung des Jünglings, an dem noch immer gebessert werden kann, was am Kinde verdorben wurde." Dann fährt er fort: „In den frühesten Jahren meiner Kindheit, und kaum nur aus dunkler Erinnerung vorschwebend, finde ich mich in den Händen theils roher, theils dummer Bedienten, die mich ziemlich nach Gefallen behandelten, und unter der Oberaufsicht einer Mutter, die, ohne selbst zu wissen warum, mich bald schlug, bald liebkoste und oft mit mir spielte, wie ein Kind mit seiner Puppe. Du, lieber Vater, warst in jener Zeit zu sehr mit Sorgen, Kummer und Geschäften überhäuft, um ein aufmerksames Auge auf ein Kind zu haben, das Du bei seiner Mutter gut aufgehoben glaubtest." Weiterhin beklagt er sich bitter, daß sein Vater bei der Wahl des Mannes, den er ihm zum Gesellschafter und Haushofmeister während seiner Studienzeit in Leipzig bestimmt habe, gleich den ersten Besten, der ihm durch die dritte, vierte Hand empfohlen wurde, annahm, ohne sich im Geringsten nach ihm zu erkundigen, denn Jedermann würde ihm haben sagen können, „daß der Mann seiner Wahl den Ruf eines liederlichen und läppischen Menschen habe." Mit Pücklers Aufenthalt in Leipzig hatte die Noth mit seinen Creditoren und zugleich die Spannung zwischen ihm und seinen Eltern ihren Anfang genommen und man muß sich durch eine Reihe von „bitteren Briefen", voll von ewigen Besorgnissen, Vorwürfen, Klagen und Gereiztheiten hindurcharbeiten, welche hin und her circuliren und in denen es sich im Grunde um nichts anderes handelt, als um Geld und Geld und abermals Geld.

Den Haupttheil des fünften und sechsten Bandes umfassen die Briefe Pückler's an seine Gemalin. Sie datiren aus den Jahren 1817—1829, von Pückler's Vermälung bis zu seiner Rückkehr aus England. Ein viel variirtes Thema in ihnen bildet das Project seiner Ehescheidung. Der Leser wird sich aus der Biographie des Fürsten der bedenklichen Finanzlage erinnern, in welche Pückler bald nach seiner Verheirathung gerieth. Seine alte Leidenschaft zum Spiel konnte sie nicht bessern. Bei seinen Besuchen in Berlin verlor er bisweilen mehr, als die Geschäfte, um derentwillen er gekommen war, ihm einbringen konnten. Hatte er Glück im Spiel, so war der Gewinn doch nur eine „augenblickliche Hülfe", wie z. B. einmal, wo er 3000 Thaler gewann und nun meinte, er müßte undankbar gegen den lieben Gott sein, wenn er die „erlangte Unterstützung" nicht demüthig erkennen wollte. Als nach Hardenberg's Tode 20,000 Thaler für die Fürstin Pückler ausgezahlt wurden, zeigte ihr der Herr Gemal dies von Berlin aus mit der Note an: „Die Hälfte davon ist leider schon hin!" Es kam so weit, daß ein großer Theil von Luciens kostbarsten Diamanten und Perlen veräußert werden mußte und Pückler einmal sein letztes Reitpferd für ein Billiges verkaufte. Um ihn aus diesen qualvollen Finanznetz zu befreien, schlug ihm Lucie bekanntlich allen Ernstes vor, sich von ihm scheiden zu lassen, damit er freie Hand hätte, die Verbindung mit einer wohlhabenden Frau einzugehen und Kraft ihres Vermögens jede Geldcalamität zu beseitigen. „Sind wir heute im Zeitalter der Eisenbahnen", bemerkte Frau Assing, „so war man damals im Zeitalter der Ehescheidungen, die sich wie ein rother Faden durch alle Lebensverhältnisse hindurchzogen." In der Handlungsweise Luciens erkennt sie einen Act der „reinsten, großmüthigsten Liebe", und in

Digitized by Google

der That wurde es der Fürstin nicht leicht, sich zu einer Scheidung von Pückler zu entschließen. Ein Brief vom 31. October 1831, dem Tag nach Pückler's Geburtstag, trägt die Aufschrift: „Todesurtheil der Aermsten auf Erden." Hat man ihn gelesen, so wird man sich der ganzen Verschrobenheit des Verhältnisses bewußt. Lucie schlägt ihm in diesem „Todesurtheil" die Trennung vor und schließt: „Daß Deine Gesinnungen der Art sind, daß kein Wechsel, kein Ereigniß sie zu verändern und aufzulösen vermag, das glaube ich und nur in dieser festen Ueberzeugung fühle ich die Kraft, Dir ein Opfer zu bringen, das mir zwar unendlich schwer wird, ohne welches ich aber doch keine Beruhigung mehr finde. Gott segne es — und leite davon für Dich das reinste, ungetrübteste Glück herab, Deiner mütterlichen Freundin aber bleibe das Bewußtsein der treuesten Hingebung und Ergebenheit bis zum Tode für das Theuerste und Geliebteste, was sie in dieser Welt besaß." Jenes „Gott segne es" ist wirklich ernsthaft gemeint und nicht minder Pückler's Antwort: „Friede sei mit Dir und Liebe, unendliche Liebe Dein Element, damit Du Seligkeit fühlest im Himmel und auf Erden — denn der Geliebte ist glücklich, der Liebende selig, selbst im Schmerz, das fühle ich, meine Schnucke, innig, wenngleich nur in Momenten, denn meine Seele ist rathlos, schaffend, ewig wechselnd, wie die Biene von Blume zu Blume schwebend. Es wäre gewiß Dein Unglück und das meine, wenn wir, einmal gefunden, uns geistig wieder trennen könnten, ob vor der Welt und in der Form — ich bin noch nicht mit mir darüber einig, nur höchste Noth kann es bei mir entschuldigen. Daß aber höchste Noth bei uns etwas Anderes ist, als bei dem Tagelöhner, unseren Bedürfnissen, unserem Wirkungskreise angemessen, muß der Verstand gestehen, wenn auch das Gefühl sich dagegen sträubt."

Bekanntlich reiste Pückler, nachdem der gerichtliche Scheidungsact vollzogen war, nach England, ohne seinen Zweck daselbst zu erreichen. Die Briefe an Lucie während seines zweijährigen Aufenthalts in England sind größtentheils als „Briefe eines Verstorbenen" erschienen. Aus dem Nachlaß werden nur diejenigen unter ihnen veröffentlicht, welche damals nicht zum Druck gegeben wurden, weil sie Pückler's Privatverhältnisse und seine Heirathspläne betreffen. Sie handeln sonst durchweg von Pückler's resultatlosen Attaquen auf die eventuellen reichen, aber sehr gut verschanzten „Surrogatfrauen", von seinem Glück oder Unglück im Spiel, seinen gesellschaftlichen Erlebnissen und Abenteuern und dem Bekenntniß seiner unveränderlichen Liebe zu Lucien. „Ach, meine Lucie", seufzt er, „hättest Du nur 150,000 Thaler, ich heirathete Dich gleich wieder!" Dann klagt er, daß Lucie nicht unter der Firma seiner Mutter mitgekommen sei, um ihm aussuchen und werben zu helfen. Daneben fühlt er an sich ein „plötzliches Altwerden". „Aber wegwerfen" will er sich doch vorläufig noch nicht, er will entweder als der einsame Schatten dessen zurückkommen, der er war, oder wenigstens eine hübsche, junge und gute Frau mitbringen, die er mit Ehren produciren kann und die 100,000 Thaler hat, und wenn das nicht eine weniger angenehme mit dreimal so viel. Er brachte weder die Eine noch die Andere mit, sondern kehrte unverrichteter Sache in die Heimat zurück. Die Reiseschilderungen, in denen jeder Satz von Pückler's feiner und seltener Beobachtungsgabe zeugt, bilden den interessanten, durch manche amüsante Episode gewürzten Theil dieser Briefe.

So schreibt Pückler über ein Mittagsessen in Bischofswerda: „Ich aß

Digitized by Google

an der Table d'hôte, die außer mir noch aus vier anderen Personen bestand. Einer der Gäste war der Stutzer des Ortes, übertrieben nach einem alten Journal gekleidet und höchst ergötzlich. Das Gespräch kam zufällig auf meine Wenigkeit und setzte meine Contenance auf keine geringe Probe, zeigte mir aber zugleich, wie thöricht man ist, sich um das Gerede des Publicums zu bekümmern, da einestheils man diesem Publicum weit weniger interessant ist, als man sich selbst einbildet, zweitens dasselbe in der Regel von allem falsch unterrichtet ist. Der Dandy, in einem blauen, extravagant geschnittenen Rocke mit angelaufenen Stahlknöpfen, einer hochgelben Halsbinde, weißer Weste mit verunglücktem Shawlkragen, einer großen Busennadel von böhmischen Diamanten, verkehrt gefalteten Kosakenhosen und Sporen — denn er hatte nach Tische, wie er uns mittheilte, auf einer Pritsche zu reiten, um die Dame seines Herzens Schlitten zu fahren — dieser Bischofswerdaer Elegant also war Inhaber einer kürzlich angelegten Spinnerei und erwähnte im Gespräch des Muskauer Alaunwerks mit großem Lobe. „Wem gehört dieses Alaunwerk?" frug ich. — „Jetzt der Fürstin Pückler, deren Mann kürzlich gestorben ist." — „I Gott bewahre", rief hier ein Anderer (der Compagnon des Fashionable), „er ist nicht todt, sie haben sich nur Beide freundschaftlich getrennt, weil die Fürstin und er gar nicht zu einander passen. Die eine lebt nur gern in der Stille und auf dem Lande, der andere muß immer in großen Städten sein und in der Welt herumreisen. Da hat nun die Fürstin alle Güter übernommen und der Fürst hat sich in London niedergelassen und auch dort geheirathet." — „Nein, nein, da sind Sie auch falsch berichtet", rief der Wirth, „er war mit der Kaiserin von Otahaiti versprochen, aber es hat sich wieder zerschlagen — ein Herr, der vorigen Sommer aus dem Muskauer Bade hier durchkam, hat mir alles das umständlich erzählt." Ist auch ein Bad dort?" frug ich halb weinerlich, mich kneifend, um nicht herauszuplatzen. — „Ja und sehr schön, ungeheures Geld ist da verschwendet worden, um aus der Sandscholle was Grünes zu machen, es soll aber wirklich, so weit's geht, ein kleines Paradies sein, alles englische Häuser, aber 's ist nicht sehr besucht, denn wir haben zuviel dergleichen hier in der Nähe. Die Aerzte empfehlen Allen Teplitz, Karlsbad oder Marienbad." — „Ist der Fürst noch ein junger Mann?" frug ich. — „O nein", erwiederte der Dandy, „er hat ja schon einen längst erwachsenen Sohn, den Grafen Pückler, der bei der sächsischen Garde du Corps gestanden hat. Das ist einmal eine wilde Fliege gewesen!" Jetzt kamen einige der übertriebenen, alten, halbwahren Geschichten zum Vorschein — und ich hatte bereits eine andere Frage auf der Zunge. Da aber trat Vivarais, der Esel, ein und schrie: „Ihre Durchlaucht, der Wagen ist angespannt." Alles sah mich, der sich für einen aus England angekommenen Tuchhändler ausgegeben hatte, mit offenem Maule an, und ich, meinen Bedienten bezahlen lassend, flüchtete schnell in den Wagen."

Die große Gutmüthigkeit des Fürsten zeigte sich recht deutlich in seinem Umgang mit seinem alten Diener Berndt, der ihn auf der englischen Reise begleitete und bitter klagte, daß er die heimischen Sitten in London nicht wieder fand, und besonders daß ihm die gewohnte Suppe fehlte. Pückler, soviel er sonst auf elegante und respectvolle Formen hielt, hatte mit dem Alten die wohlwollendste Geduld. Einmal entspann sich zwischen Beiden folgende Conversation: Pückler: Berndt, ich bin sehr durstig. Sind Orangen im Hause? — Berndt: Ne. — P. Geh und hole welche im Club. — B. Ach, das ist ja jetzt viel zu spät. S'ist ja schon in der Nacht. —

Digitized by Google

P. Thu', was ich Dir sage. — Berndt geht brummend ab. Kommt in einer halben Minute wieder mit zwei Orangen. — P. Nun, wo sind denn die so schnell hergekommen? — B. Sie sind vom Gärtner Rehder. — P. Hat Rehder noch mehr? B. Ne. — P. Ich fühle ein ordentliches Bedürfniß nach mehr. B. I Gott bewahre, an zween haben Sie genug. Wollen Sie wieder krank werden? Zwee sind genug. — Verläßt das Zimmer. — Ein andermal: P. Gott, was ist das für ein Schnupfen! Ich kann nicht mehr aus den Augen sehen und die Brust thut mir so weh wie beim Husten. — B. Ae, es wird schon noch schlimmer werden. — P. Nun, das wollen wir nicht hoffen. Du hast gewiß nie so einen Schnupfen gehabt mit Deiner Pferdenatur. — B. O Narrenspossen. Zehnmal schlimmer. Das ist gar nischt. — P. Esel, sprich nicht so grob und bäuerisch, ich habe es Dir hundertmal gesagt. — Berndt brummend ab. —

Gar manche Mittheilung in diesen Briefen characterisirt den Fürsten Pückler als Sonderling und Abenteurer. So schreibt er Lucien gelegentlich aus Berlin, er habe affröse Zahnschmerzen und eine Migraine dazu einer Avantüre zu danken, welche sie gewiß eine Thorheit schelten werde. Trotz eines in Folge einer schmerzhaften Zahnoperation entstandenen Wundfiebers war er, um sich mit Gewalt zu zerstreuen, nach dem Thiergarten geritten, wo die Officiere der Garnison eine Jagd hielten. „Ich war so schwach", erzählt er, „daß ich mich kaum auf dem Pferde halten konnte. Bald begegneten wir dem alten Blücher, Gneisenau und allen Prinzen. So kamen wir an den Canal und einige Officiere thaten so, als wenn sie hinüberspringen wollten, aber ihre Pferde weigerten sich. Hier, dachte ich, darfst Du nicht zurückbleiben, und nahm meinen Ansatz. Es ging aber nicht glücklich. Mein Pferd sprang zwar, aber zu kurz und fiel mit mir bis an den Hals in's Wasser, dann aber, am jenseitigen Ufer, sprang es kräftig hinaus. Aergerlich über dieses Mißlingen, versuchte ich siebenmal herüber und hinüber denselben Sprung, der allerdings beinahe unmöglich war, immer mit demselben forcirten Bade. Der alte Blücher war sehr vergnügt über meine Efforts und rief mir mehrere Bravos zu, wollte mich auch gleich für die Cavallerie engagiren, wie aber meinem Fieber diese Partie bekommen ist, läßt sich denken. Demohngeachtet sprang ich, noch naß wie eine Katze, über den großen Schlagbaum an der Fasaneriebrücke und über das Staket beim Jäger glücklich, aber leider ohne so viele Zuschauer, als früher, galoppirte auch noch durch einen Sumpf, bekam aber dann mit einmal solche Stiche im Kopf, daß ich es nicht mehr aushalten konnte und meine letzten Kräfte anwenden mußte, um nach Hause zu kommen, wo ich nun wieder auf dem Schmerzenslager liege."

Außer Pückler's Briefen an Lucie enthält der fünfte und sechste Band wieder einen vermischten Briefwechsel aus Pücklers Jugendzeit. Es sind Briefe aus den Jahren 1810—1826, mithin werden der „Jugendzeit" ziemlich weite Grenzen gezogen, denn Anno 1826 war Pückler bereits ein Mann von einundvierzig Jahren. Das Thema bildet gewohntermaßen die Geldfrage. Eine „ganz verdammte Verlegenheit" ist das tägliche Brod des armen Pückler. Er braucht Geld, um seine Spielschulden zu bezahlen, Geld, um neue zu machen. Er braucht Geld, um nach Paris zu reisen, Geld in Paris selber, Geld zu seiner Rückkehr. Von bedeutenderen Persönlichkeiten sind in diesem „vermischten Briefwechsel" E. T. A. Hoffmann, Leopold Schefer, Weisflog, Clauren, Raupach und Schinkel vertreten. Einmal auch Goethe,

Digitized by Google

an den der Fürst in einem Schreiben vom 16. September 1826 eine Einladung zum Besuch des Muskauer Hermannsbades richtet, indem er ihm Ansicht und Beschreibung desselben übersendet, nicht ohne sein eigenes Porträt hinzuzufügen. In einem längeren Briefe an den Minister von Stein, vermuthlich aus dem Jahre 1822, giebt Pückler eine Auseinandersetzung über seine „Person und sein Betragen als Deutscher" und versichert, daß es ihm in den Jahren der Erniederigung des Vaterlandes gelungen sei, sich ohngeachtet der wiederholten Anregungen, die er von allen Seiten erfahren habe, gänzlich frei von jedem fremden Einfluß zu erhalten. Wo er hinaus will, wird am Schluß des Exposé's ziemlich deutlich. Es ist etwas gekränkte Eitelkeit im Spiel. Während in Sachsen, meint er, haufenweise Belohnungen ausgetheilt würden und der bloß vorausgesetzte gute Wille hinreichend wäre, um das zum Nationalzeichen erhobene grüne Kreuz zu tragen, müßte es ihn allerdings schmerzen, als einer der Vornehmsten der Nation durch die Geburt, dessen deutsche Gesinnung sich noch nie verleugnet hätte, in eine vollkommene, nicht ehrenvolle Vergessenheit zu sinken, während so viele ganz zweideutige Menschen der Nation zum Muster aufgestellt würden, die vielleicht kein anderes Verdienst hätten, als zu gehöriger Zeit den Mantel nach dem Winde gehangen zu haben. Nur das tiefe Gefühl dieser Demüthigung hätte ihn bewegen können, seiner Natur so ganz zuwider der eigene Lobredner seines Thuns zu werden. Man kann sich denken, welche Genugthuung ihm die einige Jahre später erfolgte Erhebung in den Fürstenstand gewährte.

Neben den erwähnten Correspondenzen bringt der fünfte Band ferner neunzehn zwischen Pückler und Alexander von Humboldt gewechselte Briefe, deren Inhalt aus nicht viel mehr besteht, als einer Anzahl schmeichelhafter Artigkeiten und gegenseitiger Versicherungen der ausgezeichnetsten Hochachtung; einen kleinen, aber pikanten, nicht ohne feine Koketterie zwischen Pückler und der Lady Hester Stanhope geführten Briefwechsel, welcher die persönliche Bekanntschaft des Fürsten mit dieser merkwürdigen Frau vorbereitete, und die Correspondenz mit Heinrich Heine, welche mit Ausnahme von zwei Briefen aus dem Jahre 1854 datirt. Die Bekehrung Heine's auf dem Sterbelager, mit der man es bekanntlich nicht gar so ernst zu nehmen hat, giebt Pückler Veranlassung zu einer Art von religiösem Bekenntniß. „Der Glaube an Gott", schreibt er an Heine, „ist gewiß zum menschlichen Glück eine sehr wesentliche Bedingung, wozu es jedoch durchaus keiner blinden Unterwerfung unter irgend einen positiven Religionsglauben oder eine Secte bedarf, sondern nur, da wir mit dem menschlichen Verstande die wahre Natur Gottes doch nie ergründen werden, daß wir ganz einfach dem kindlichen Gefühl des Herzens folgen, welches in der Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe zu Gott, wie in der Resignation in dessen höchsten Willen im Glücke, wie im Unglücke seinen besten Halt und seinen sichersten Trost zu finden vermag." Weiterhin giebt er eine Kritik des Protestantismus und Katholicismus, bei welcher dem ersteren übel mitgespielt wird. Es erinnert etwas an die Schwärmereien der Werner-Schlegelschen Richtung, wenn Pückler meint, daß der Protestantismus mit seiner zerstörenden Mission in der nicht mehr zu entfernten neuen Zeit wie der Rhein im Sande verlaufen werde, während der Katholicismus, wenn auch als Ruine, gewiß eine viel längere Periode zu überdauern sich Rechnung machen dürfe. So äußerte sich Pückler im Jahre 1854. Siebzehn Jahre später begann jene „nicht mehr zu entfernte neue Zeit" mit der Versailler Proclamation des prote-

Digitized by Google

stantischen deutschen Kaiserthums, welche Pückler selbst noch erlebte. In einem anderen Briefe entwirft Pückler, angeregt durch den Anhang zu Heine's Romancero, die Grundlinien zu einer förmlichen Religionsphilosophie. Er glaubt erstens, daß er selbst existire, zweitens, daß es eine erste intelligente Ursache aller Dinge geben müsse, also Gott, über dessen Natur und Wesen als für uns wohl denkbar, aber nicht begreiflich, er aller weiteren Untersuchung entsage, drittens endlich, daß es für uns ein Recht und Unrecht gebe, über welches jedoch nur das eigene Bewußtsein richte und keine allgemein erschöpfende Norm aufzustellen sei. Er construirt sich eine Art von Vicegott, der ihm besser begreiflich ist, als jener unfassbare Gott des Alls, dessen Wesen ergründen zu wollen an den Rand des Wahnsinns führe, schließlich aber überläßt er alle diese Probleme in Ruhe dem „lieben Gott", der, wie Frau von Varnhagen zu sagen pflegte, es „jedenfalls besser weiß als wir."

Die berühmte Lady Hester Stanhope auf ihrem in der Nähe von Beirut im Gebirge gelegenen Felsenschlosse Daër-Dschuhn persönlich kennen zu lernen, dazu war Pückler bereits bei Beginn seiner orientalischen Reise fest entschlossen. Während seines Aufenthaltes in Syrien knüpfte er deshalb die erwähnte Correspondenz mit ihr an. Sie gab sich anfänglich für krank aus, um sich dem Besuche zu entziehen, zuletzt aber erreichte Pückler seinen Zweck. Von dem ersten Eindruck, den er von der Lady empfing, schreibt er: „Das blasse, regelmäßige Antlitz, die dunkeln, feurigen Augen, die hohe, weiße Gestalt mit der feuerrothen Kopfbedeckung, die strenge Haltung, das sonore, etwas tiefe Organ — es war wirklich viel Imposantes in der Erscheinung, doch nichts, was an Affektation streifte. Man kann im Gegentheil nicht natürlicher und wahrer sein als ich Lady Hester bis zum letzten Augenblicke gefunden habe, ein durchaus starker, fast zu männlicher Character, der den bloßen Schein in Allem verachtete."

Zu erwähnen bleibt aus dem sechsten Bande des Pückler'schen Nachlasses außer einer kleinen Anzahl von Briefen an die Herzogin Dorothea von Sagan, in denen sich Pückler's fast schwärmerische Sympathie für den unglücklichen Lichnowsky kund giebt, und einigen artigen Briefen, welche der Fürst mit der preußischen Hofschauspielerin Edwina Bierek wechselte, die Correspondenz zwischen Pückler und Heinrich Laube, zu welcher die Herausgeberin mit Recht bemerkt: „Wie viel treue Aufrichtigkeit, unbefangene Harmlosigkeit und Frische, wie viel Humor und Eigenthümlichkeit auf beiden Seiten." Laube wurde mit Pückler im Jahre 1834 bekannt, als sich der junge Schriftsteller dem weitaus älteren Fürsten auf Anregung Varnhagens als Reisebegleiter anbot. Seit dieser Zeit entstand zwischen Beiden ein warmer und liebenswürdiger schriftlicher Verkehr. In seinem letzten Briefe vom 1. Februar 1870 schreibt Laube, der damalige Director des Leipziger Stadttheaters, an den greisen Fürsten: „Durch tägliche Arbeit von früh bis in die Nacht seine Aufgabe lösen, heißt leben. Wenn dann der Abend gelingt, so ist man bezahlt. Ueberhaupt schaffen, schaffen, sei's auch nur in einer Specialität, das ist Richtigleben, will sagen, gleichzeitig für sich und für die Anderen. So Sie, Durchlaucht, mit Ihrer Parkschaffung, ich mit meinem Theater. Danken Sie Gott, daß er uns das beschieden!"

Der siebente Band zerfällt in sechs Gruppen, deren erste sich auf Machbuba, jenes schwarze Kind der südlichen Zone, bezieht, welches Pückler zuerst auf dem Sclavenmarkt zu Sudan erblickt hatte und, überrascht durch seine

Digitized by Google

Schönheit, mit sich nach Muskau nahm. Die mitgetheilten Briefe, theils an und theils über Machbuba, datiren aus ihrer letzten Lebenszeit, aus dem Jahre 1840, das sie nicht überstand. Als Pückler zuerst mit diesem „ächten Kinde der Natur" in Wien und dann in Berlin erschien, wurde es Gegenstand einer an Aufregung grenzenden Neugierde und Klatschsucht der aristokratischen Gesellschaft, aber allmälig trat eine rücksichtsvolle Theilnahme und freundliche Zuvorkommenheit ein. Wie weit diese Theilnahme ging, zeigt sich in einem Briefe der Schwägerin Pückler's, Gräfi Peppy von Seydewitz, welche kurz vor Machbuba's Tode in herzlichstem Tone an sie schreibt und ihr die vertraulichsten Mittheilungen macht. Pückler war, als er in Berlin die Nachricht von dem Tode Machbuba's erhielt, in der That auf das Tiefste erschüttert. „Dieser Verlust", schrieb er an den Dr. Freund, „geht viel tiefer bei mir, als Sie Alle wohl glauben mögen. Er ist für immer auf dieser Erde unersetzlich für mich, und ein großer Trost wäre es nur mir gewesen, die Arme, die ich noch nie verlassen, gerade im Tode nicht habe verlassen zu müssen! Hätte ich meiner ahnenden Besorgniß gefolgt, so wäre ich zur rechten Zeit dagewesen — Gott hat es nicht gewollt! Und mir bleibt der bittere Schmerz und die Sehnsucht, welche die Zeit vielleicht schwächen, aber nie mehr befriedigen kann, denn ein bedeutendes Seelenleben habe ich in diesem echten Kinde der Natur verlebt und frömmer bin ich an ihr geworden, als durch alle Bücher und menschliche Worte."

Mag es nun zufällig oder absichtlich geschehen sein, jedenfalls macht es einen wenig erquicklichen Eindruck, daß unmittelbar auf die Machbuba-Correspondenz Briefe über Pückler's Heirathsangelegenheiten in England" folgen. Machbuba war ein Lichtpunct in Pückler's Leben, das Motiv seines zweijährigen Aufenthalts im „Peru der reichen Erbinnen" dagegen einer der dunkelsten Puncte. In der dritten Gruppe spielen wieder Familienverhältnisse die traurige Hauptrolle. Es handelt sich besonders um die Scheidung des Staatskanzlers von Hardenberg von seiner dritten Gemalin Charlotte geb. Langenthal, mit welcher er siebenundzwanzig Jahre lang vereinigt gewesen war, eine peinliche Affaire, bei der Pückler mit glücklichem Erfolge den Anwalt des Staatskanzlers, seines Schwiegervaters, spielte.

Einigen Briefen Pückler's an Mehemed Ali, der den Fürsten bei dessen Anwesenheit in Aegypten im Jahre 1837 wie einen „Prinzen von Geblüt" behandelte und mit allen nur möglichen Ehrenbezeugungen überhäufte, folgen als fünfte Gruppe Pückler's Briefe an Lucie aus den Jahren 1830—33. Auch hier tritt wieder die Geldfrage, das unerschöpfliche Thema in Pückler's Correspondenzen, in den Vordergrund. Als der Fürst im Februar 1829 von seiner englischen Reise in die Heimat zurückgekehrt war, hatte er für die nächste Zeit ein gar lustiges Leben geführt, von dem vorauszusehen war, daß es nur dazu beitragen würde, seinen finanziellen Nothzustand zu verschlimmern. Anfangs 1832 kam er denn auch zur Erkenntniß, daß er ohne eine „Generalreform" keine zwei Jahre mehr bestehen würde. Er sieht sich wieder vor der Alternative, daß nur der Verkauf Muskau's oder eine Heirath ihn retten könne. Er stimmt für die Heirath und setzt Lucien mit vielem rhetorischen Schwung die Nothwendigkeit ihrer Trennung auseinander. Lucie fügte sich, und so erneuerte denn Pückler zunächst in Hamburg seine Jagd nach einer reichen Frau, ohne auch diesmal das Ziel zu erreichen. Nebenbei nahmen die politischen Ereignisse des Jahres 1830 das Interesse Pückler's, der sich sonst wenig oder gar nicht um Politik küm-

Digitized by Google

merte, ziemlich lebhaft in Anspruch. Die Julirevolution setzte ihn in Entzücken, aber eine Art tragischen Entsetzens erfaßte ihn, wenn er die jüngeren Generale und andere Officiere in der Umgebung der preußischen Prinzen mit denselben Ausdrücken und Mienen, mit derselben Jactanz und Geringschätzung von den Franzosen sprechen hörte, wie er es vor 1805 in Dresden von den dorthin kommenden preußischen Generalstabsofficieren gehört hatte. Nach seiner Ansicht könnte Preußen nur mit Frankreich, nie gegen dasselbe gewinnen, aber er fürchtet, es werde Alles ganz anders kommen, und, was ihn tröstet, ist neben der wahren und unverkennbaren allgemeinen Liebe und Verehrung für den König und neben der Treue des alten Adels die ihn „nie verlassende und auf manches Reelle gegründete" historische Ahnung, daß Preußen noch bestimmt sei, als einer der mächtigsten Hebel in die Weltgeschichte einzugreifen. In ihrem übrigen Inhalt sind jene Briefe an Lucie allerprivatester Art. Daß auch in ihnen manche geistvolle Bemerkung, manches pikante Bonmot aus Pücklers Feder kommt, braucht kaum erwähnt zu werden. Dann wieder muß man seinen Jammer über Migraine, seine Klagen über die Mühseligkeiten des Bartfärbens, Berichte über ennuyante Diners, Mittheilungen über Hunde, Pferde und Vögel in den Kauf nehmen. Hier und da trifft man auf ein amüsantes Intermezzo oder ein Curiosum. An einer Stelle erhält das damalige Berlin ein arges Zeugniß. „Wie man ohne Muß Berlin zum Aufenthalte wählen kann", meint der Fürst, „bleibt mir unbegreiflich. Es ist ohne Zweifel der theuerste und langweiligste Ort auf dem Continent."

Fast die Hälfte des siebenten Bandes nimmt schließlich wieder ein vermischter Briefwechsel ein, der aus den Jahren 1828—32 datirt. Die Adressanten und Adressaten bilden eine zahlreiche und vornehme Gesellschaft, unter ihnen allerhöchste und höchste Herrschaften, hohe Staatsbeamte, hervorragende Künstler und Gelehrte. Häufig erwähnt werden „die Briefe eines Verstorbenen", deren erster Theil bald nach der Rückkehr des Fürsten aus England erschienen war und in den Recensionen Varnhagen's und Goethe's das beste Empfehlungsschreiben erhalten hatten. Daß Pückler der Verfasser war, wurde in der höheren Gesellschaft bald ein öffentliches Geheimniß, das ihn in kürzester Frist zu einer literarischen Berühmtheit machte. Zuletzt trifft man auf ein Schreiben des Fürsten an seinen Neffen, Louis Pückler. Dieser Brief, in welchem Pückler halb im Ton eines sittenstrengen Präceptors, halb mit dem feinsten Humor eines jovialen Lebemanns die Rolle des Erziehers spielt, originell und characteristisch, wie er geschrieben ist, zählt zu denen, für welche man gern hundert andere, die von gleichgültigen Dingen handeln oder aus schimmernden Phrasen bestehen, preisgeben möchte.

Auch der achte Band enthält eine Reihe von Briefen aus verschiedener Zeit, von den verschiedensten Personen und über die verschiedensten Angelegenheiten: Die Correspondenzen zwischen Pückler und dem als Dichter bekannten russischen Staatsrath Appollonius von Maltitz, der Fürstin Melanie von Metternich, der Gräfin Bertha von Merveldt, dann den Briefwechsel zwischen Pückler und König Friedrich Wilhelm IV., zwei Briefe an die Kaiserin Augusta, eine zwischen dem Fürsten und einer „Schriftstellerin" gewechselte Correspondenz, endlich ein weiteres Quantum von Briefen Pückler's und seiner Lucie und einen vermischten Briefwechsel aus den Jahren 1833—34.

Der neunte Band umfaßt einige Briefe von und an Petzold, den „ge-

Digitized by Google

schätzten Garteninspector", den Pückler als seinen würdigen Zögling mit Freuden in seinem Geiste in Muskau fortwirken sah, nachdem er selbst es abgetreten; ein vom 1. Mai 1815 datirtes Schreiben an die Bürgerschaft Muskau's, welches der Fürst erließ, als ihm Schwierigkeiten über Schwierigkeiten in Verfolgung seiner Pläne bei Erschaffung des Parkes erwuchsen; vermischte Briefe, geschrieben u. A. von und an Schinkel, David Strauß, Franz Liszt, Friedrich Förster, von dem Fürsten von Schwarzenberg, dem Fürsten Felix von Lichnowsky und dem jetzigen deutschen Reichskanzler Fürsten von Bismarck, dann „zwei gedruckte Artikel", bestehend in einer Erklärung der Motive zu dem beharrlichen Schweigen, das der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen den gröbsten öffentlichen Angriffen entgegenzusetzen sich veranlaßt fand, und in einem Exposé über Natur und Plan der Babelsberger Anlagen, endlich den größeren Theil des Bandes füllende Mittheilungen aus Pückler's Tagebüchern. Letztere sind nicht regelmäßig geführt und nicht sämmtlich aufbewahrt worden. Da manches, lebende Personen betreffend, sich „wenigstens nicht jetzt" zur Veröffentlichung eignet, hat die Herausgeberin aus dem Vorhandenen eine Auswahl getroffen, welche in der That zu dem Gesammtbilde von dem Talent der Vielseitigkeit und dem Character des Fürsten wesentlich beiträgt. Die letzten Worte, welche Pückler (Dezember 1870) in sein Tagebuch schrieb, lauten: „Kunst ist das Höchste und Edelste im Leben, denn es ist Schaffen zum Nutzen der Menschheit. Nach Kräften habe ich dies mein langes Leben hindurch im Reiche der Natur geübt".

Wer, wie Referent, jeden der vorangegangenen Bände bis auf den letzten I-Punct durchstudirt hat, wird den neunten Band nicht ohne eine gewisse fieberhafte Unruhe in die Hand genommen haben. Jedes Ding, dessen Ende nicht abzusehen ist, wird unbequem, und so drängte sich die Frage auf, ob man sich etwa auf noch einmal neun Bände gefaßt machen soll, und ob es denn nöthig und vortheilhaft ist, Alles und Jedes, was der Held des Assing'schen Werkes geschrieben hat, der Oeffentlichkeit zu überantworten? Natürlich ist der Gesichtspunct bei dieser Frage maßgebend, daß diese Publicationen nicht ausschließlich für die nähere und nächste Verwandtschaft des zweimal Verstorbenen bestimmt sind, für welche auch das Unwichtigste, das sich an seine Person knüpft, von Interesse sein mag. Die Frage erledigt sich auf der letzten Seite des neunten Bandes; nicht ohne Wohlgefallen ruhen unsere Augen auf den vier Buchstaben: Ende. Mit einem kurzen „Nachwort" verabschiedet sich die Herausgeberin. Sie hat vollkommen Recht, wenn sie schließlich bemerkt: „Es ist leicht, Pückler zu tadeln, da er ja selbst seine Fehler so freimüthig eingestand. Mögen seine Tadler jedoch nicht vergessen, daß sie dieser seiner edlen Freimüthigkeit und Wahrhaftigkeit, die der von Rousseau an die Seite gestellt zu werden verdient, das Material zu ihren Anlagen hauptsächlich verdanken. Die Unparteiischen werden neben manchem Schatten das helle Licht, die vielen und seltenen Vorzüge Pückler's nicht verkennen, die ihn zu einer der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten seiner Zeit machen."

Max Remy.

Digitized by Google

In der Dämmerstunde.

Erinnerungen von **H. Stein.**

Ich bin eine alte Jungfer, mein Haar ist gebleicht, meine Wangen sind runzelig, ich sitze gern in der Dämmerstunde am Fenster und sehe zu, wie allmälich Schatten emporsteigen und den Himmel überziehen, ich bin gewöhnlich allein in meinem Stübchen, die jungen Leute haben soviel zu thun — die Welt da draußen ist so eilig und so geschäftig — sie führen Kriege und erobern Länder, sie bauen Dampfmaschinen und Eisenbahnen, sie rennen Alle nach dem Glück und jagen und stoßen sich und fallen über einander — Keiner von ihnen hat Lust, bei einer armen Alten zu sitzen und mit ihr von der Vergangenheit zu reden.

Ja, von der Vergangenheit! Wenn ich so zurückdenke, recht eifrig und stundenlang, dann ist mir oft, als würden jene Zeiten wieder lebendig, die Todten steigen aus ihren Gräbern und setzen sich zu mir, ihre gebrochenen Augen lächeln auf's Neue, halbvergessene Namen klingen in der Luft — Schwüre von Liebe und Freundschaft wie in der Jugendzeit, bunte Gestalten drängen sich um mich, ich höre Kichern und Scherzen, ich athme den Duft längst verwelkter Rosen — ich bin nicht mehr allein — meine Erinnerungen sind wach geworden und kommen zu mir zu Gaste.

Sonderbar ist's! Je länger ich in die Dämmerung hinausblicke, um so deutlicher steht Alles vor mir. Sie sind wieder da, die ich einst lieb hatte, mir ist, als fühlte ich ihren warmen Odem, als könnte ich ihre Hände schmeichelnd mit den meinigen berühren. Da sind zuerst ein paar Frauenhände, so weich und zart wie Blumenblätter, so durchsichtig wie Mondschein; es sind Adelens Hände. Mit welchem Entzücken betrachtete ich schon damals ihre schlanken Finger und die rosigen Nägelchen, als sie noch ein kleines Kind war und wir Nachmittags zusammen auf der steinernen Treppe vor dem Hause der Großeltern spielten, mit unsern kleinen Kameraden, Auguste und Eduard, den Kindern des Buchbinders von gegenüber.

Jedermann hatte sie gern meine kleine Cousine, von dem Großvater an, dessen strenge Stirnrunzeln sich Augenblicks glätteten, wenn sie auf ihren zierlichen Füßchen ihm entgegen trippelte, bis zu der alten Brigitte, die ihr Bohnenstaugen und Zuckerbretzeln vom Markte mitbrachte und dem Zeitungsjungen, dessen breites Gesicht sich auch verklärte, wenn das kleine Fräulein ihm einmal die Thür öffnete. Ging sie in ihren gestickten, weißen Kleidern über die Straße, so standen die Leute still und sagten: „Seht das schöne Kind!" Selbst der große, böse Hund des Nachbars hörte auf zu knurren, sobald sie seinen zottigen, braunen Kopf streichelte.

Unsere Spiele aber fanden plötzlich ein Ende. Der Großvater meinte, es sei nöthig, Ada in die Residenz in Pension zu geben, damit sie Französisch und Englisch erlernte und feine Manieren, wie es sich für ein Fräulein von Stande ziemte. Ihre Eltern hatten ihr etwas Vermögen hinterlassen und sie sollte zu einer vornehmen Dame erzogen werden.

Digitized by Google

O, wie habe ich geweint, als der Reisewagen vor unserer Hausthür stand, wie hing ich an ihrem Halse und küßte sie wieder und wieder, bis sie ganz ungeduldig wurde. „Laß mich doch, Fränzchen", sagte sie, „willst Du mich todtdrücken? Ich komme ja zurück und dann bringe ich Dir etwas Schönes mit." Als sie fort war, ging ich hinauf auf den Wäschboden, wo wir so oft gespielt und durch die Dachluke nach den Wolken geguckt hatten, da warf ich mich auf die Erde nieder und weinte, bis es ganz spät und dunkel wurde und die alte Köchin auf der Treppe nach mir rief.

Am nächsten Tage ging Alles wieder seinen gewohnten Gang; der Großvater las Zeitungen und rauchte seine Pfeife dazu, in der Küche wurden Pflaumen eingekocht, Abends kam der Kanzleirath mit der rothen Nase zu Besuch, aber es war doch Alles anders. Mit ihr war Licht und Sonnenschein aus dem Hause geschwunden und wir fühlten es Alle.

Abends spielte ich mit dem Großvater Schach, denn seine Augen wurden trübe und er konnte das Lesen nicht mehr vertragen. Er war noch ernster und strenger geworden als früher, Ada mochte ihm fehlen. Zweimal im Laufe der Jahre kam sie, uns zu besuchen, ich staunte sie wie ein Wunder an. Wie wuchs sie schlank und zierlich auf! Wie anmuthig kräuselten sich widerspenstige blonde Löckchen über ihrer weißen Stirn! Die Augen behielten das reine Vergißmeinnichtblau, das man sonst nur bei Kindern findet, und ihre ganze Gestalt hatte etwas Weiches, Schmiegsames, was sich unwiderstehlich in die Seele schmeichelte; wenn man sie ansah, mußte man unwillkürlich an Musik und Blumen denken.

Eines Abends, als Ada wieder fort war und wir bei der Arbeit saßen, wurde stark an der Hausglocke gezogen. Ich meinte, es sei Eduard, der jetzt seinem Vater im Geschäfte half und mir oft neue Bücher, die sie zum Einbinden bekamen, herüber brachte, daß ich sie schnell durchlas, aber es war ein Fremder, welcher, eben von der Reise gekommen, den Großvater zu sprechen wünschte. „Dr. Hollensen", meldete Brigitte; „den Namen hat Großvater oft genannt, Fräuze, und so könnten wir den Herrn wohl bitten, einzutreten und auf ihn zu warten."

Ich blickte von dem Leinenzeuge auf nach der Thür, wo die hohe, breitschultrige Gestalt wie in einer Umrahmung vor mir erschien und mein Auge begegnete zum erstenmal den Augen, die seitdem wie Sterne mein Leben erhellt, durchstrahlt, geleitet haben. Er hatte seinen Mantel über die Schulter geschlagen, ein dichter, schwarzer Vollbart umgab das blasse Gesicht, das mir eigenthümlich bekannt erschien — wo hatte ich es nur gesehen? Ich konnte mich nicht darauf besinnen.

Er setzte sich und erzählte Allerlei, während ich zu nähen fortfuhr und Brigitte Teller und Gläser herbeitrug, den Tisch zum Abendessen deckend. Er war auch in dem Städtchen geboren, sein Vater war ein Jugendfreund vom Großvater gewesen, aber nun lange schon todt. Er selbst ging vor vielen Jahren fort — „eh' Sie geboren waren, Fräulein", sagte er lächelnd — seitdem hatte er sich in der Welt umhergetrieben, studirt, weite Reisen gemacht und nun kam er heim, seine Vaterstadt wieder aufzusuchen, zu sehen, wer von alten Bekannten noch lebte, und viele waren es wohl nicht, aber das Städtchen schien fast unverändert, meinte er, und das mochte war sein, denn bei uns hingen sie Alle am Alten, Hergebrachten und wie es der Vater gehabt, so mußte es der Sohn auch haben und mit dem Flicken und Zurechtputzen der alten Häuser verausgabten sie mehr als ihnen neue, blanke Woh-

Digitized by Google

nungen gekostet hätten. Dann fragte er mich, wer jetzt an der Ecke wohne, wo früher die Apotheke gewesen und wo er als Knabe für seine kranke Mutter Arzeneien geholt und dafür, wenn ihnen das Geld knapp war, des Apothekers kleinen Sohn im Schreiben unterrichtet, und ob wir auch so oft in den Wald gingen wie er damals und ob unter den alten Eichen links vom Hauptwege noch so viele Pilze ständen; die habe er immer mit einem Stecken heruntergeschlagen und den Platz mit dem Echo kannte er auch und die Höhle, mit Ginster überwachsen — da habe er oft in lauen Sommernächten gesessen und zugesehen, wie der Mond emporkam und um ihn war Alles still und die Glühwürmchen leuchteten und die Elfen tanzten: sie gleiten und huschen durch den Wald und winken aus den Zweigen, ihr Gürtel blitzt, ihr Schleier wallt, wie sie sich grüßend neigen. Und auch die Elfenkönigin war gekommen — die Schönste von der ganzen Schaar, mit güldner Krone im güldnen Haar — und nun wollten wir zusammen dahin wandern, sagte er, und Alles das könnte ich auch sehen — wenn ich nur gute Augen hätte!

Ich saß und hörte auf all' die wunderlichen Geschichten, die von seinen Lippen flossen und die er mit so ernsthaft treuherziger Miene vortrug, daß ich mir selbst wie in einer Märchenwelt vorkam. Ich sah ihn unverwandt an und wußte nicht, weshalb er mir so bekannt erschien, bis mir plötzlich ein alter Kupferstich einfiel, der oben in Großmutters Stube über dem gelben Sopha hing — der Männerkopf mit dem Ausdruck von Stolz und Schwermuth in den Zügen — Faust, das war er, wie ich ihn dort gesehen hatte, hier stand er vor mir, wie er in meinen Träumen lebte!

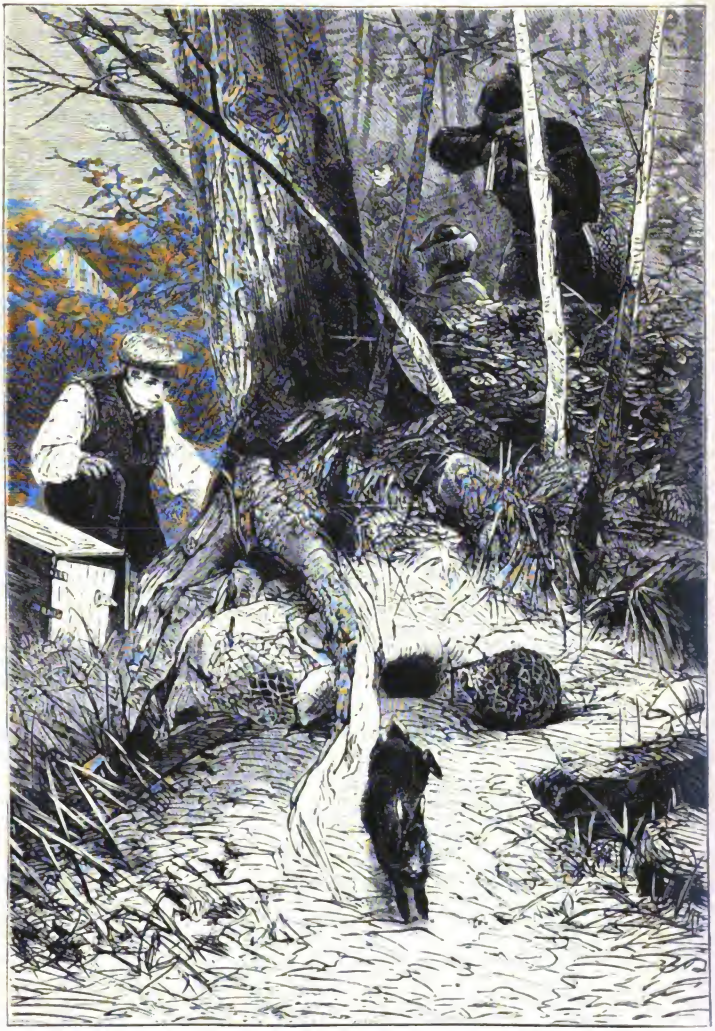
Jetzt begann eine wunderbare Zeit für mich, eine Zeit, in der meine Gedanken sich weiteten, in der meine Begriffe wuchsen und meine Träume selbst sich reicher und blühender entfalteten als zuvor. Welt und Menschen betrachtete ich mit neuen oder vielmehr mit andern Augen und es waren ein paar treue, ernsthafte, dunkelgraue Augen, durch die ich sah, die Augen des klügsten, besten Mannes, den ich gekannt. Jeder Tag brachte mir Unerwartetes und Schönes, jedes Zusammensein war ein Fest; ernste Gespräche, heitere Wechselrede, Belehrung und Aufschluß nie geahnter Gebiete des Wissens, Berichte von Erlebten, tausend kleine, feine Berührungspuncte, tausend Nichtigkeiten, die man nicht wiedererzählen kann und in denen doch Alles liegt — herzliche Blicke, zufälliges Aneinanderstreifen der Hände beim Umblättern eines Buches, ein abgebrochener Satz, den der Andere vollendet, ein Band, eine Blume, die der Eine spielend fallen läßt und die der Andere aufhebt und bewahrt, und über Allem das stille, reine, beseligende Gefühl täglichen Umganges — ach, was war ich, womit habe ich einen solchen Herzensfrühling verdient?

Einmal gingen wir tief in den Wald und über dem Spähen nach Moos und Steinen beachteten wir nicht, daß schwere Wolken am Himmel aufgezogen und schon einzelne Tropfen zu fallen begannen. Plötzlich aber blitzte es und fast unmittelbar darauf kam ein Donnerschlag — das Gewitter stand gerade über unsern Häuptern.

Der Doctor schob meinen Arm unter den seinigen und zog mich rasch mit sich fort. „Haben Sie Angst?" fragte er. — „Nein, gar nicht", lachte ich, da fuhr dicht neben uns der Blitzstrahl prasselnd in einen Baum, es krachte furchtbar und ich schrie auf. Erich drückte meinen Arm. „Das wäre eine gute Gelegenheit gewesen, zusammen zu sterben, Fränzchen, Hand in Hand, liebe Freundin — ein schöner Tod!" Als wir in die Nähe des Hauses kamen,

Digitized by Google

Digitized by Google



Jagd auf Lampe's Stiefbruder.

Nach einer Originalzeichnung von C. Kröner.

Digitized by Google

Digitized by Google

begegnete uns Eduard mit Schirmen und warmen Tüchern über dem Arm, Brigitte hatte ihn ausgeschickt uns zu suchen. Der Doctor verabschiedete sich, seine Kleider zu trocknen, ich lief hinauf in mein Zimmer und kniete vor meinem Bette hin, den Kopf in die Kissen gedrückt, die Augen fest geschlossen und so träumte ich, wir stünden noch immer im Walde, mitten im Regen und versuchte jene Worte genau in dem Tone nachzusprechen, wie er sie gesagt.

Ein andermal trat er in's Haus, als ich eine arme Frau entließ, die zu meinen Kostgängern gehörte; ich hatte sie reichlich mit Speisen und Kleidungsstücken beladen und wie gewöhnlich äußerte ihre Dankbarkeit sich so lebhaft, daß ich sie abwehren mußte. Auf der Treppe strauchelte ihr kleiner Knabe, der sich an ihre Schürze hielt und da sie beide Arme voll hatte, so hob ich ihn auf und trug ihn die Stufen hinab und über den Straßendamm. Beim Zurückkommen fand ich Erich noch in dem Hausflur auf mich wartend.

„Mir erlauben Sie doch, Ihnen zu danken?" fragte er.

„Wofür? Ich habe nichts Dankenswerthes gethan; es ist so natürlich, armen Leuten zu helfen."

„Sie haben gethan, was Ihnen natürlich ist. So lassen Sie mich Ihnen für Ihre Natur danken, dafür, daß Sie so sind und daß ich um Sie sein und Ihnen zusehen darf. Sie sind so lieb und gut, daß man Ihnen immerwährend danken möchte." Er ergriff meine Hände und sah, sich tief herabbeugend, in meine Augen.

So verrauschte die Zeit, wir waren wirklich Freunde geworden. Wie herrlich blühte damals das Leben! „Fränze", sagte eines Tages Brigitte zu mir, „weißt Du, daß Du im letzten Jahre viel hübscher geworden bist! Du gleichst jetzt beinahe Deiner Mutter."

Ich wurde nun neunzehn Jahre alt und gerade an meinem Geburtstage sollte Ada heimkehren, um bei uns zu bleiben, ich konnte es kaum erwarten. Ganz früh am Morgen stand ich auf, alle Blumen, die sie mir schenkten, trug ich in ihr Zimmer und ordnete sie auf Tischen und Fensterbretern, nur Erich's Sträußchen behielt ich zurück. Da ich auf den Bahnhof wollte, begleitete er mich, auch Eduard kam mit. Der Zug brauste heran, mein Herz schlug, ich zitterte vor Ungeduld, weil ich ihr Gesichtchen noch nicht an den Coupéfenstern erblickte. Nach und nach stiegen die Passagiere aus und endlich kam auch sie, ich hatte sie wieder, ich hielt ihre feine Gestalt in den Armen, ich weinte vor Freude. Sie küßte mich auch und machte sich dann von mir los, um einen großen, schnurrbärtigen Herrn zu verabschieden, der, ihr Handgepäck haltend, ruhig hinter ihr stand.

„Vielen Dank, Herr Graf", sagte sie, „eilen Sie nun, sonst versäumen Sie den Zug und bleiben auf dieser Station sitzen." Er küßte ihre Finger, die sie ihm lächelnd wieder entzog und während er einstieg und Eduard sich mit ihren Sachen belud, stellte ich ihr Hollensen vor.

„Ich kenne Sie schon aus den Briefen meiner Cousine", sagte sie, mit raschem Blick ihn überfliegend. „Sie sind lange auf Reisen gewesen und wollen sich nun in dem Nestchen hier einbürgern. Sie dürfen mir Ihren Arm geben; wir werden wohl zusammenhalten müssen, da wir ja Beide aus der großen Welt in diesen einsamen Winkel her verschneit sind." Sie gingen vor uns, ich blieb neben Eduard, weil ich fürchtete, ihre rasche, kühle Art könne ihn verletzt haben. Sie bewegte sich leicht und zierlich und blickte im Sprechen zu ihrem Begleiter empor, der mehr zuzuhören schien — mir fiel schon damals auf, wie gut sie neben einander aussahen — ein schönes Paar!

Digitized by Google

Zu Hause war Jubel und Freude, Alles lief zusammen, der Großvater wollte sie gar nicht aus den Armen lassen und streichelte immerfort ihre Haare und Wangen, während Brigitte daneben stand und sich die Augen trocknete. Die Nachbarn kamen, sie zu begrüßen und Alle erklärten, sie sei wieder viel hübscher geworden, man wisse gar nicht mehr, wo das hinaus wolle und entschieden könne man stolz sein, eine so reizende, kleine Mitbürgerin zu besitzen. Erich schwieg und sah unverwandt nach ihr, jede ihrer Bewegungen verfolgte er und ein wunderbarer Glanz entzündete sich in seinen Blicken, der mich fast erschreckte. Sie war kurz angebunden mit den Männern, mit ihm noch mehr als mit den übrigen, aber er blieb unermüdlich, ihr zu dienen, die Thüren zu schließen, die Fenster zu öffnen, oder umgekehrt, wie sie es eben wünschte, die tausend Dinge aufzuheben, die sie immer wieder fallen ließ, auf ihre Kreuz- und Querfragen zu antworten — sie war eine kleine, verwöhnte Prinzeß, der wir den Willen thaten, weil wir sie lieb haben mußten — das sah er gleich ein und es ging ihm wie uns Allen.

„Fränzchen, komm ein Bischen mit auf mein Zimmer, das ist so gemüthlich wie früher", sagte sie, als wir Abends die Treppe hinaufstiegen, und ich folgte ihr sehr gern. Ich half ihre Sachen in die Schränke thun, faltete all' die Bändchen und Spitzenkragen und Tüllschleier, half ihre blonden Haare aufwickeln und freute mich ihrer lieben Gegenwart.

„Fränze", fragte sie plötzlich mit raschem Augenaufschlag, „ist der Dr. Hollensen Dein Geliebter?"

„Aber Ada!" ich war ganz starr, ihre Worte verletzten mich.

„Nun, sei nur ruhig, Närrchen, er ist ein hübscher Mann und meine Frage enthält keine Beleidigung für Deinen Geschmack. Hast Du denn im Ernst noch Niemand lieb gehabt, so recht lieb, so zum Auffessen lieb?"

„Niemand als Dich und außerdem hab' ich den Großvater lieb und alle Menschen auf der Erde."

Sie lachte hell. „Unsinn, wer spricht denn davon! Du bist ja wie ein neugeborenes Kind und das Beste und Köstlichste im Leben kennst Du nicht."

* * *

Sie gestaltete unser Hauswesen ganz um; da sie lange schlief, gewöhnten wir uns, ihretwegen später zu frühstücken und auch die übrigen Mahlzeiten zu verlegen, dafür dehnte sie den Tag weit in die Nacht hinein aus und hielt mich, wenn die Andern im Bette waren, noch lange zum Schwatzen fest. Nach und nach erfuhr ich alle ihre kleinen Geheimnisse aus der Residenz, sie hatte so vielen Männern den Kopf heiß gemacht; man huldigte ihr mit Blumen, mit Versen, mit Fensterpromenaden — ihre Augen blitzten, wenn sie davon sprach — Einige hatten um sie geworben — wie lieb, daß sie doch „nein" gesagt, daß sie Alles das verließ und zu uns zurückkam! O, sie hatte das beste Herz von der Welt!

Die früheren Bekanntschaften im Städtchen erneuerte sie schnell, sie zog Besuche herbei und gefiel sich darin, kleine Cirkel mit Tanz und Musik zu arrangiren. Frohsinn und Geselligkeit zogen nun in unser Haus ein, die alten Prunkzimmer hallten wieder von Scherz und Lachen, der Großvater, der ihr in Allem nachgab, schien noch einmal jung zu werden, Brigitte und ich, wir flogen hin und her, ihre Aufträge zu besorgen und endlich Erich folgte ihr mit dem Gehorsam und der Ergebenheit eines Sclaven.

Ich sah ihn jetzt nie mehr allein, immer an Adas Seite, in dem Kreise,

Digitized by Google

der sich um unsere kleine Königin gebildet hatte. Unsere ernsten Gespräche, unser gemeinsames Lesen, unsere Spaziergänge im Walde — das war nun dahin! Manchmal empfand ich eine tiefe Sehnsucht darnach und mußte alle Kraft des Willens aufbieten, diese egoistische Regung niederzukämpfen. Es war gewiß recht schlecht von mir, soviel an mich selbst zu denken — ich hatte ja meine Freundin wieder und Erich selbst schien so glücklich in ihrer Nähe. Da, einmal begegnete ich ihm im Vorzimmer, wir reichten uns flüchtig die Hände, er hatte Eile, ihr ein paar frisch gepflückte Rosen zu bringen. Wie er so dicht an mir vorüber ging, sah ich tiefe, fremde Furchen auf seiner Stirn und einen unruhigen, verstörten Blick in seinen Augen, der mir das Herz noch schwerer machte.

Adele hatte trotz des Sommers einen Ball arrangirt und Alles, was in unserer Bekanntschaft tanzlustig und tanzfähig war, eingeladen. Wir räumten die Zimmer im Erdgeschoß aus, um mehr Platz zu haben und schmückten Thüren und Fenster mit grünen Guirlanden und chinesischen Ballons. Wie reizend sah sie aus in ihrem weißen Gazekleide mit Spitzen und Blüthenzweigen! Ich hatte ihr beim Ankleiden geholfen, hatte dann den Mädchen geholfen und saß nun ermüdet neben der Thür; ich liebte den Tanz nicht, aber wenn ihre bewegliche, graziöse Gestalt an mir vorüberglitt, bekam ich einen wunderbar poetischen Eindruck.

Auch der Doctor, der nie tanzte, sah ihr zu — finster und ernsthaft genug, dachte ich; nur wenn sie in seine Nähe kam, ihn anlächelte, ihm die Fingerspitzen reichte, hellte sich sein Gesicht auf. Man ließ sie nicht lange bei ihm, man holte sie wieder zu Extratouren, Alle drängten sich um sie und der Eifrigste war Eduards künftiger Schwager, unserer Spielgefährtin Gustel vermeintlicher Verlobter. Schon dreimal hintereinander hatte er sie aufgefordert, jetzt beim Walzer drückte er sie fest an sich und neigte sich flüsternd über sie, so dicht, daß ihre Wangen sich fast berührten, sie erröthete, mich ärgerte das — hörten sie endlich auf? Nein, sie traten noch einmal an — ich sah auch, daß Erich zornig in seine Unterlippe biß und seine Finger nervös an der Uhrkette spielten. Endlich war der Walzer zu Ende, Ada huschte an mir vorüber und verschwand durch die Thür, da faßte Gustel meinen Arm.

„Wie findest Du das Betragen Deiner Fräulein Cousine?"

„Was?" ich richtete mich hoch auf.

„Nun, daß sie sich so ausschließlich von einem Herrn die Cour machen läßt und noch dazu von dem Verlobten einer Freundin, den sie mit ihren koketten Künsten an sich lockt. Du solltest ihr doch beibringen, daß wir hier noch nicht so emancipirt in Bezug auf Schicklichkeit sind wie vielleicht die Damen der Residenz."

„Auguste!" ich war außer mir vor Wuth. „Wenn sie ein paarmal mit dem Assessor tanzt, so ist das eine große Freundlichkeit von ihr und reine Güte; sie ist viel zu harmlos, um an Deine böse Zunge zu denken. Uebrigens kannst Du es ja Deinem Herrn Bräutigam verbieten, wenn Ihr schon so weit seid; was Ada betrifft, so hat sie Dich wohl nicht um Erlaubniß zu fragen."

Ich drehte ihr den Rücken, um mit Erich zu sprechen, aber er war nicht mehr da. Plötzlich fiel mir ein, daß die Kleine gewiß vorhin in ihrer unvorsichtigen Weise mit rothglühendem Gesicht und bloßen Schultern in den Garten gelaufen war, um sich auf den Tod zu erkälten, nicht einmal ihren weißen Shawl hatte sie umgehabt. Rasch griff ich nach meinem Tuche und

Digitized by Google

ging, sie zurückzuholen. Sollte ich nicht auch den ungestörten Augenblick benutzen, ihr etwas mehr Vorsicht zu empfehlen? Es that mir leid, sie in ihrer kindlichen Unbefangenheit zu stören, aber die Menschen sind so schlecht, Gustel war im Stande, sie in der ganzen Stadt zu beklatschen — das durfte nicht sein!

Auf dem Hof und im Garten fand ich sie nicht; es war heller Mondschein, saß sie vielleicht in der Geißblattlaube, ein paar Minuten auszuruhen? Ich trat hinein, auch dort war Niemand. Da hörte ich draußen neben der Blätterwand nahende Schritte und hastiges Gespräch — war sie es? „Geliebtes Mädchen", sagte Erich Hollensens tiefe Stimme in einem Tone, der meinen Fuß festbannte, „süßes, holdes Kind, wie lange schon wollte ich Dir Alles sagen! Ja, ich liebe Dich, Du Einzige — Du weißt es nun, aber Du ahnst nicht, wie sehr ich Dich liebe, Du wirst das nie begreifen!"

Während des Sprechens war er vor den Eingang der Laube gekommen und da sie leicht seufzte, blieb er stehen, den Arm um Adas feine Gestalt legend. „Engel", sagte er weiter, „Du hast Dich all' meiner Gedanken bemächtigt, meine Seele, die sonst der Wissenschaft gehörte, ist nun ausgefüllt von dem Bilde eines kleinen, blonden Mädchens. Ach, ich habe das Glück nicht gekannt, bis ich Dir begegnete und noch jetzt fürchte ich, ein Traumbild zu halten, das in meinen Armen zerfließen wird; soll es so sein? oder liebst Du mich auch? Willst Du mir gehören?" — „Ja", flüsterte sie und er zog sie fest an seine Brust und küßte sie wieder und wieder — der Mond strahlte hell über Beiden und wob eine Glorie um die Häupter der Glücklichen und ihre Gesichter strahlten — ich stand allein im Schatten!

* * *

Andern Tages war das Staunen groß, denn da erfuhren sie es Alle — unsere Kleine war Braut. Ein schöneres Paar hatte die Stadt noch nicht gesehen, alle Männer beneideten Erich, alle Mädchen beneideten Ada. Der Großvater weinte Freudenthränen, sein Lieblingswunsch erfüllte sich, Brigitte schien größer zu werden, so stolz und behäbig ging sie einher, der Kanzleirath blickte schmunzelnd auf die blühende, junge Braut, unser altes Haus war ganz erwärmt und durchleuchtet von Glück und Sonnenschein.

Was gab es nun alles für Heimlichkeiten! Am liebsten drückten sie sich in die Fensterecke, wo die Epheuwand sie unseren Augen entzog und sie sich endlos wichtige Dinge vertrauen konnten. Sie saß wie ein Kind auf seinen Knieen, die Arme ihm um den Hals geschlungen und er streichelte ihre Haare und küßte ihre Lippen und wurde nicht müde sie anzusehen. Ganz früh am Morgen, wenn Alle noch schliefen, kam er, um mir Blumen für sie einzuhändigen und ich legte sie ihr auf die Bettdecke, so daß ihr erster, erwachender Blick sie traf. „Fränzchen", sagte er dann wohl, „ich glaube, so glücklich ist noch nie ein Mensch gewesen, wie ich bin. O, wenn doch erst die Blätter von den Bäumen fielen!"

Im Herbste sollte die Hochzeit sein. Wir nähten und schnitten zu und kauften ein von früh bis spät. „Wirklich, Franziska, Du arbeitest zu viel", meinte Brigitte, „Du siehst jetzt so merkwürdig blaß aus; geh' doch lieber in's Freie oder lies ein Bischen, ich will schon allein zurecht kommen." Ich ihr die Sorge um die Ausstattung meines Lieblings lassen! O nein, an jedem Stücke, das sie tragen sollte, arbeitete ich mit; ihre Wohnung, ihre Möbel, ihre Kleider, Alles sollten sie aus meinen Händen bekommen! „Du überar-

Digitized by Google

beiteſt Dich, Kind", mahnte jetzt auch der Großvater und wollte verbietend einſchreiten und ich hatte Mühe, daß ſie mich nur gewähren ließen. Es that mir ſo wohl, das Laufen und Beſorgen und Ueberlegen für die Beiden, die in ihrer jungen Liebe doch keine Zeit dazu fanden!

In all' dem Getriebe überraſchte mich eines Morgens Eduard, ich packte gerade die fertige Hauswäſche in große Kiſten ein. Er hatte ſich ſo über die Verlobung gefreut und unſerer Kleinen ſo herzlich gratulirt, wie ich es kaum von ihm erwartete.

„Ich gehe auf einige Zeit fort", ſagte er, „der Vater wünſcht unſer Geſchäft zu vergrößern und neue Verbindungen nach außerhalb anzuknüpfen; wir werden viel Geld brauchen, weißt Du, da Auguſte auch bald heirathet. Ehe ich aber gehe, mußte ich Dich noch ſprechen, es liegt mir ſchon ſo lange auf dem Herzen — alle Andern ſind am Ziele und wir — Du weißt, daß ich immer nur an Dich gedacht habe und — und Du kannſt kein treueres Herz finden als meins —"

„Das weiß ich", ſagte ich, raſch einfallend, „und ich danke Dir dafür! Was Du ſonſt meinſt, verſtehe ich nicht, ich erſehne mir Nichts als fortzuleben wie bisher. Bei Ada bleiben, ihr helfen und für ſie ſorgen, das ſind meine Wünſche und hätte ich noch andere, ſo will ich ihnen die Flügel ſtutzen — das Glück iſt wohl ein verſchiedenes für die Menſchen — Freundſchaft iſt vielleicht das reinſte, und Freunde wollen wir bleiben ſo lange wir leben."

„Wie Du willſt, Fränzchen", ſagte er leiſe, „Alles wie Du willſt", und küßte meine beiden Hände, dann trat er zurück und griff nach ſeinem Hute — ich aber beugte mich wieder über meine Servietten und Handtücher und zählte weiter.

Endlich war Alles fertig, Einrichtung und Ausſteuer — in unſerer Straße ſollten ſie wohnen, nur ein paar Schritte von uns entfernt, die Wohnung war klein aber freundlich, mit Blumentöpfen an den Fenſtern und Kupferſtichen an den Wänden — ſchmuck und zierlich wie eine Puppenſtube für unſere Puppen.

Es war kurz vor der Hochzeit, wir nähten gerade an ihrem weißſeidenen Brautkleide, da — —

Schon damals ſchoß mir der Gedanke durch den Kopf, als ſie mit entzücktem Blick und rothglühenden Wangen ſich über die Blumen neigte. Es war ein mächtiger Strauß von Roſen, den Brigitte kaum zu halten vermochte, Roſen in allen Farben, Roſen, um die man in der rauhen Jahreszeit gewiß ein ganzes Treibhaus geplündert hatte. Sie ſtrahlten und dufteten, als zöge mit ihnen noch einmal der Sommer in unſere Stube ein und Brigitte hielt ſie mit ausgeſtreckten Armen weit von ſich, um auch ja keine Knospe zu zerdrücken, aber Ada griff nur nach der kleinen, blaßgelben, eingebogenen Karte, die zwiſchen den Blättern hervorguckte und ſagte mit leichtem Knix: „Der Herr Graf wird mir ſehr willkommen ſein."

Und als er nun eintrat und ſie ſich wie alte Bekannte begrüßten und dann ſich gegenüber ſaßen, zwanglos plaudernd, er, Neuigkeiten aus der Reſidenz erzählend, denen ſie gierig lauſchte und ungenirt trotz meiner Gegenwart glühende Schmeicheleien an ſie richtend, die ſie neckiſch zurückwies, Beide ſo angeregt, ſo lebendig, ſo ganz ihrem Geſpräche hingegeben — da fiel es mir ſchwer auf's Herz, daß Ada ſo lange in Kreiſen gelebt, einer Welt angehört hatte, die nicht die unſere war! Die Beweglichkeit ihrer Phantaſie, ihre Neigung zu geſelligen Freuden, ihr Hang zu glänzen — was

Digitized by Google

sollten sie dem Weibe Hollensens, der Gefährtin des Arztes, des einsamen ernsten Denkers!

Sie forderte den Grafen so dringend zum Wiederkommen auf, daß ich aus Schicklichkeit mit einstimmen mußte; und so kam er denn täglich und zwischen Beiden entwickelte sich rasch und von uns Allen ungeahnt jene unselige Empfindung, die unser Glück aus den Fugen reißen sollte. Sie waren Alle blind — der Großvater, Erich, Brigitte, ich selber schalt mich über mein aufsteigendes Mißtrauen, meine bösen Gedanken — es war ja nicht möglich! So verstrich die Zeit, Ada trällerte wie eine Lerche im Hause umher und Erich, er war nur stolz auf seine junge Braut, er vertraute ihr blind.

Alles war vorbereitet, die Hochzeitsgäste geladen. Graf Saldern lehnte die Einladung dankend ab, er müsse am nächsten Morgen fortreisen, ich athmete erleichtert auf und sah Adele an, die den Kopf tief neigte — eine Thräne hing in ihren Wimpern, sie saß im Schatten, Niemand bemerkte es als ich. „Gott sei Dank, daß er geht!" dachte ich.

Abends half ich ihr beim Auskleiden und spielte noch ein Weilchen mit ihren blonden Haarflechten — wir probirten täglich eine andere Frisur, um die kleidsamste für ihre Brauttoilette herauszufinden — da lehnte sie sich plötzlich an mich und brach in Schluchzen aus. Auf mein ängstliches Fragen faßte sie sich wieder. „Laß mich, es ist nichts, die dummen Thränen kommen ungerufen, es ist schon wieder vorbei."

„Nein, sprich, mein Liebling, bist Du nicht glücklich? sage mir, was Dir fehlt," bat ich; „liebst Du nicht Erich Hollensen, wie er Dich, mit warmer, treuer Liebe, die nun Deine Pflicht und Dein Glück zugleich und der Stolz Deines Lebens sein soll?"

Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt, gelbe Haarsträhnen fielen über ihre Stirn und ringelten sich um ihre weißen Finger und ein unendlich feines Lächeln spielte in ihren Mundwinkeln. „Was weißt Du denn von der Liebe, Philosophin?" sagte sie, „hast Du so tief darüber nachgedacht? Pflicht? O nein, die wahre Liebe ist keine Pflicht, sie ist ein Verhängniß, ist Wahnsinn und unabwendbar wie der Tod."

Sie küßte mich zärtlicher als sie sonst zu thun pflegte und ich lag noch stundenlang im Bette wach und dachte an ihre Worte. So tief, so stark empfand sie — das hatte ich nicht gewußt. Ich bat ihr mein Mißtrauen ab. Wahnsinn und Tod! es durchschauerte mich. Ja, sie war Erichs werth, das war echte Liebe, die so sprach, die wie eine Flamme die ganze Seele ausbrannte, deren Schmerzen selbst Wollust sind und deren Leid man nicht hingeben möchte, um das Glück der ganzen Welt. O, die Beneidenswerthen, denen solche Leidenschaft gegönnt ist, die sie adelt und emporhebt aus der Reihe der Alltagsmenschen und zu Gestalten verklärt, wie sie die größten Dichter uns erschaffen haben — ach, so zu sein und so zu empfinden und sich ganz ausleben zu dürfen! Ich zitterte vor Erregung und konnte nicht Ruhe finden, ich weinte mein Kopfkissen naß, erst gegen Morgen schlief ich ein.

Als ich erwachte, war es weit über meine gewöhnliche Zeit, ich hörte schon Brigittens Tritt auf dem Corridor. „Guten Morgen", rief ich ihr durch die Thürspalte zu und „Langschläferinnen!" rief sie zurück. Ich horchte an Adas Thür, Alles still. Schlief das Kind noch? Ich drückte vorsichtig die Klinke auf, aber das Zimmer war leer, ihr Bett gemacht. Hatte sie sich gegen ihre Gewohnheit so früh angekleidet? War sie vielleicht im Garten? Ich rannte hinunter, sie zu suchen, an der Alten vorüber, die mich zum Kaf-

Digitized by Google

feetrinken festhalten wollte, keine Spur von Ada weder im Garten, noch im Hof, noch im Hause.

Eine seltsame Beklommenheit ergriff mich; Brigitte half mir suchen, meine Angst steckte sie an. Ich flog wieder die Treppe hinauf in ihr Zimmer, jetzt sah ich erst, daß das Licht herunter gebrannt und das Bett nicht frisch gemacht, sondern unberührt war. Auf dem Tische stand ihr Schreibzeug, als ich es aufhob, lag ein Brief darunter; „An Fränzchen" lautete die Adresse. Athemlos riß ich das Couvert ab.

„Ich gehe fort von Euch", las ich, „ich kann nicht anders, ich kann mein Wort nicht halten! Glaubt mir, wenn ich bliebe, würde ich mich und Euch unglücklich machen. Laßt mich denn auf meine Art glücklich werden, das Gefühl, dem ich folge, ist ein unwiderstehliches. Forscht nicht nach mir, es wäre doch vergeblich! Fränzchen, sage ihnen, daß sie mir nicht zürnen und tröste Erich, Du verstehst ihn am besten! Verzeiht mir Alle wie einer Todten und vergeßt mich — wir sehen uns nie wieder! — Ada. —"

Drei, viermal mußte ich den Brief überlesen, ehe ich den Inhalt verstand, die Buchstaben tanzten vor meinen Augen, die Sinne vergingen mir und ich fiel auf den Fußboden nieder.

* * *

Endlich wußten es die Andern und es war wieder ruhig im Hause, unheimlich ruhig. Den Großvater, der einen Schlaganfall bekommen, hatten wir zu Bette gebracht, er schlief jetzt, mit dem Gesicht nach der Wand gekehrt; ich strich ihm das Kissen unter den weißen Haaren glatt und horchte auf seine regelmäßigen Athemzüge. Brigitte, die neben ihm saß, seinen Schlummer zu bewachen, unterdrückte nur mühsam ihr Schluchzen. „Der arme, alte Mann", sagte sie, nach ihm weisend, „diesmal überlebt er's nicht." Ich ging an ihr vorüber in's Vorderzimmer zu Erich Hollensen, der dem Großvater treu beigestanden, all' sein Wissen und seine Kunst für ihn aufgeboten hatte; jetzt stand er am Fenster, die Stirn an die Scheiben gedrückt, ohne mich kommen zu hören; als ich meine Hand auf seine Schulter legte, wandte er sich um und ich erschrak über sein bleiches, gefurchtes Gesicht, über die eingesunkenen, glanzlosen Augen, in der hellen Tagesbeleuchtung schien er um viele Jahre gealtert.

„Schläft er?" Ich nickte. „Lassen Sie ihn ruhen und so lange wie möglich! Schlaf ist für ihn die beste Arzenei. Wenn er erwacht, wird hoffentlich jede Gefahr vorüber sein. In seinem Alter stumpfen sich ohnedies heftige Gefühlserregungen ab, die Natur löst, weise und gütig, den Menschen allmälich vom Leben, lockert allmälich die Bande, die uns an Andere fesseln und so kehrt der glückliche Egoismus der ersten Kindheit im Alter wieder. Wir dagegen, Fränzchen, wir haben das Vorrecht der Jugend, zu leiden."

Er stand dicht neben mir, wir sahen einander in die Augen. „Was nun?" fragte ich. „Was soll aus Ada werden? wie können wir das arme, verblendete Kind retten, dem traurigsten Schicksal entreißen?"

„Ada!" Er schauerte zusammen und sprach den Namen dumpf aus. „Wir können nichts für sie thun, sie ist uns unwiederbringlich verloren. Lassen Sie sie den Weg ziehen, den sie erwählte — für uns ist sie eine Todte, wie sie selbst gesagt hat."

„Nimmermehr", rief ich außer mir, heftig seinen Arm rüttelnd. „Lieben wir sie denn nicht? Kann Liebe überhaupt aufhören? Sie wenden sich von

Digitized by Google

ihr, im Augenblicke, da sie am meisten unserer bedarf? Wissen Sie nicht so gut wie ich, daß Graf Saldern nicht daran denkt, sie zu heirathen? Wollte er es, er hätte sie wahrlich nicht auf diese Weise heimgeführt. Ein kurzer Rausch ist es und dann endloses Unglück. Wollen Sie das zugeben? Dieses süße Wesen in Sünde und Elend untergehen lassen? Haben Sie sie nicht geliebt?"

„Eben weil ich sie liebte, wie nichts im Leben", sagte er, „darum will ich sie nicht wieder sehen. Verstehen Sie mich nicht, Franziska, mit Ihrer feinfühligen Seele? Je größer Neigung und Vertrauen, um so bitterer die Enttäuschung. Was sollte mir Ada noch sein! Wenn sie zurückkäme, heute, morgen — mir frommte es wenig. Sie selbst hat ihr Bild in meiner Seele zertrümmert und keine Macht der Welt richtet es wieder auf. Läge sie im Sterben, ich wollte sie dem Tode abkämpfen, Schritt für Schritt, aber sie lebt, sie ist glücklich, nur unsere Liebe ist gestorben — schweigen wir denn von ihr — unsere Wege kreuzen sich nicht wieder."

„Wohlan", rief ich entschlossen, „so bleiben Sie, ich gehe, sie zu suchen und zurückzuholen. Hüten Sie mir den Großvater, ich ruhe und raste nicht, bis ich das Kind gefunden."

„Sie dürfen nicht fort, nicht jetzt den alten Mann verlassen. Denken Sie, was ihm geschehen kann!"

„Haben Sie mir nicht gesagt, daß die Gefahr beinahe vorüber ist?"

„Aber sie kann wiederkehren, in jedem Augenblicke, ich verhehle es Ihnen nicht. Warten Sie wenigstens bis morgen ab, wie sein Zustand sich gestaltet."

Und ich wartete. Er erholte sich etwas, die Nacht durch schlief er, aber seine erste Frage am Morgen war nach Ada. „Wo ist sie? was weißt Du von ihr?" Ich stand im Hut und Mantel, mit der Reisetasche am Arm vor seinem Bett. „Ich gehe, sie zu holen, Großvater." Er lächelte mich dankbar an. „Gehe mit Gott, Fränzchen, und bringe sie bald zurück!"

* * *

Ich saß im Coupé und betrachtete durch's Fenster die Landschaft, Wälder, Wiesen und Dörfer, die pfeilschnell an mir vorüber glitten. Es war die erste Reise meines Lebens, eine Reise, die ich oft ersehnt hatte, damals, als noch Adele aus der Residenz ihre entzückten Briefe schrieb. Nun sollte ich selbst all' die Wunder sehen, aber ich dachte nur an sie, an Alles, was ich ihr sagen wollte. Dann wieder zählte ich den Inhalt meiner Börse durch, sie enthielt unser ganzes Wirthschaftsgeld für den laufenden Monat, welches Brigitte mir aufgedrängt hatte. Erich hatte mich auf den Bahnhof begleitet, er vermochte seine Aufregung kaum zu bemeistern. O wenn ich sie ihm zurückbringen, ihn wieder glücklich sehen könnte, ich gäbe mein Herzblut darum!

Von den Leuten, die mit mir fuhren, erfragte ich die Gasthöfe der Stadt, man antwortete mir höflich und freundlich und kümmerte sich dann nicht weiter um mich und die Beklommenheit, die ich Anfangs gefühlt hatte, verlor sich nach und nach. Auch der Schwächste findet wohl seinen Weg, wenn er nur fest sein Ziel im Auge behält und eins kam mir besonders zu Statten: meine Häßlichkeit. Hat die Schönheit sieghafte Gewalt, so besitzt die Häßlichkeit schützende. — Niemand beachtete mich, ich kam ungehindert an.

In einem kleinen Gasthofe nahm ich ein Zimmer und erkundigte mich dann sofort nach der Adresse des Grafen Saldern."

„Meinen Sie den Minister?"

Digitized by Google

„Nein, seinen Neffen, Graf Otto Saldern."

Den kannte man nicht, aber man blätterte mir seinen Namen im Adreßbuch auf. Am liebsten wäre ich gleich zu ihm gegangen, doch es war schon elf Uhr Abends — würde er noch zu sprechen sein? Die Häuser waren geschlossen, die Straßen dunkel, ich fing wieder an, mich einsam und unsicher zu fühlen.

Am andern Morgen früh stand ich vor dem bezeichneten Hause. Der Graf, berichtete der Portier, sei verreist.

„Können Sie mir nicht sagen, seit wann und wohin? Ich habe ihn dringend zu sprechen, es ist in seinem eigenen Interesse."

„Schon seit mehreren Wochen ist er fort. Wo er sich jetzt befindet, wissen wir nicht, aber er hat befohlen, Briefe, die hier ankommen, nach Hamburg poste restante zu schicken."

Am nächsten Tage war ich in Hamburg. Endlich, endlich mit ihr in derselben Stadt! Ich ließ meine Sachen im Hotel, reinigte mich nur vom Reisestaub, aß in größter Eile und machte mich wieder daran, sie zu suchen. Aber wo und wie sie finden in diesem Häusermeer, in diesem Menschengewühl?

Ich dachte daran, die Polizei in Bewegung zu setzen, doch der Gedanke war zu widerwärtig, ich verwarf ihn sogleich. Selbst wollte ich sie suchen; wenn nur nicht soviel Zeit dabei verloren ginge! Schaudernd bedachte ich, was indessen geschehen konnte. Das Nöthigste war vielleicht, zu erfragen, welche Schiffe in den nächsten Tagen abgingen, dann unter dem Vorwande, daß ich selbst mitfahren wollte, die Capitäne zu besuchen und mir Einsicht in die Personenlisten zu verschaffen. Wenn ich nur noch früh genug käme! O, wer ermißt die heiße Angst dieser Stunden! Gott gieb, daß es noch Zeit ist! betete ich in meinem Herzen.

Am andern Morgen wollte ich zum Hafen fahren, das stand fest. Zunächst schrieb ich mir die Namen sämmtlicher Hotels der Stadt auf und wanderte um von einem zum andern. Es war Nachmittag. Die sinkende Sonne beleuchtete hell das schöne Alsterbassin mit seinen zahllosen Böten und geputzten Menschen darin, die Uferpromenaden, die zierlichen Pavillons, die Spaziergänger, die rothröckigen Vierländerinnen mit bunten Kopftüchern und Veilchenkörben am Arm — ein farbenreiches, prächtiges Bild. Ich schritt rasch vorüber; vorüber an den großen Bazars mit Seidenstoffen, mit türkischen und chinesischen Raritäten, an den Schaufenstern mit Seefischen, mit Bergen von Austern und Riesenhummern gefüllt — nicht aufblicken, nicht nach rechts noch links — vorwärts, vorwärts!

In den beiden größten Gasthöfen war ich schon vergeblich gewesen. „Ist Graf Saldern hier abgestiegen?" fragte ich an der Thür des dritten. „Bis jetzt nicht." Meine Angst wuchs; wenn er nun unterwegs einen falschen Namen führte, welches Mittel gab es dann, ihn aufzufinden? Mein Fuß stockte. „Vorwärts, vorwärts", sagte ich immer mechanisch vor mich hin. Da wieder ein Hotel! Der Portier kam mir fragend entgegen, als ich die Stufen hinaufschritt. Die Furcht vor derselben Antwort schloß mir fast den Mund. „Wohnt Graf Saldern hier?" brachte ich athemlos heraus.

„Ja wohl, seit gestern."

„Graf Otto Saldern?" wiederholte ich, „und er ist noch nicht abgereist?"

„Sie hören's ja!" der Mann blickte mich erstaunt an, „der Graf wohnt hier, aber er ist nicht zu sprechen, er ist ausgegangen."

Digitized by Google

Wieder stand ich rathlos. Da tauchte aus der Portierloge der rothhaarige Kopf eines Kellners auf, der sich wahrscheinlich zum Schwatzen dort eingefunden hatte und dem die Störung zu lange dauern mochte. „Der Graf ist ausgegangen, aber die Frau Gräfin ist, glaube ich, zu Hause. Gehen Sie nur hinauf: erstes Stock, Zimmer vierzehn. Sie finden oben Jemand zum Melden."

* * *

Ich flog die Treppe hinauf, ich klopfte an die bezeichnete Thür und ohne das „Herein" abzuwarten, öffnete ich hastig. Da vor mir, auf einem türkischen Sopha, lag Ada, sie fuhr auf mit lautem Schrei und warf sich in meine Arme. Ich drückte sie fest an mich und hielt sie sprachlos an meiner Brust, ich streichelte ihre Haare und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen und bog mich zurück, um sie besser ansehen zu können. Sie war seltsam verändert, blasser und ernster als sonst, die Gestalt erschien größer, ihr Haltung gereifter und selbstbewußter. Sie trug ein Morgenkleid aus Musselin und Spitzen, ihre blonden Haarflechten hatte sie fest um den Kopf gewickelt. Diamanten blitzten in ihren kleinen, rosigen Ohren und ihre Hände, die auf meiner Schulter lagen, waren weiß und durchsichtig wie immer, ohne Flecken, ohne Makel und auch ohne Ring.

Sie zog mich zu sich auf das Polster nieder. „Wie kommst Du hierher, Fränze?" fragte sie. „Wie hast Du mich gefunden? Bist Du allein hier?"

„Ich bin Deinen Spuren nachgegangen, mein Liebling, und hätte Dich gesucht durch die ganze Welt. Glaubst Du, wir könnten ohne Dich leben?"

Eine geschmeicheltes Lächeln umspielte ihren Mund. „Du mußt mir erzählen, wie Du herkamst und erzähle mir auch von zu Hause! Wie geht es dem Großvater? war er sehr erschrocken? zürnt er mir noch?"

„Niemand zürnt Dir, Ada. Wir Alle sehnen uns nach Dir und warten auf Deine Rückkehr. Es war ein toller Einfall von Dir, nicht wahr? eine Unbesonnenheit, eine romantische Laune — Keiner wird Dir Vorwürfe machen, mein Kind, Keiner Dich daran erinnern! Ach, ich bin so glücklich, Dich wieder zu haben!"

„Wie hat's Erich — Dr. Hollensen aufgenommen? und was spricht man in der Stadt von mir? hat Gustel mich arg beklatscht?"

„In der Stadt?" Ich hatte noch gar nicht daran gedacht. „Ich hoffe, daß Auguste nichts erfahren wird", sagte ich stockend, „und Erich? o frage nicht darnach! Hast Du uns bitterweh gethan, so soll doch Alles vergessen sein, wenn wir wieder beisammen sind."

Sie schüttelte den Kopf. „Was redest Du? Weißt Du nicht, daß ich nicht mehr mir selbst angehöre?"

„Bist Du seine Frau?" fragte ich angstvoll. Sie erröthete bis unter die Stirnlocken. „Noch nicht, aber ich werde es sein." Ich seufzte und ließ ihre Hände fallen.

„Die Ehe — wozu — was bedeutet das für uns!" sagte sie weiter, starr vor sich hinblickend. „Diese leere Form, diese Concession an die Sitte der Welt! Wir lieben uns — ist das nicht mehr, als wenn ein Priester uns zusammen giebt?"

Woher hatte sie solche Gedanken? sie mit ihrer weichen Seele, mit ihrer Scheu vor allem Gewaltsamen — immer veränderter erschien sie mir.

„Liebst Du den Grafen so sehr? Wie ist das über Dich gekommen?"

Digitized by Google

„Mehr als ich sagen kann, liebe ich ihn — ich habe nie gewußt, daß es ein solches Gefühl gäbe. Früher kannte ich Otto und dachte nicht daran — da kam ein Augenblick, in dem wir uns fanden — vielleicht war es gerade das Herannahen jener andern Verbindung, die mich ihm in die Arme trieb. O, Du mußt es doch einsehen, Fränzchen, daß ich nicht für einen Mann passe, der so ernsthaft und so gelehrt ist, der Bücher liest, von denen ich nichts verstehe und häßliche Arzeneien braut, die ich nicht einmal riechen mag, der nicht tanzen kann und nicht lacht und der die Liebe selbst so fürchterlich ernsthaft nimmt und mich alle Tage fragt, ob ich ihn auch wirklich und mit Bewußtsein liebe und ob ich auch glaube, daß er meiner werth ist und ob ich ihn ewig lieben werde. Ewig — schauerlich! Als ob man das wissen könnte! Ewig nur dasselbe fühlen dürfen, es ist ein peinigender Gedanke. Otto fragt mich gar nichts, er küßt mich und lacht und scherzt, daß mir das Herz warm wird, wir sind Beide jung und froh und von der Zukunft reden wir gar nicht, jeder Moment, den wir zusammen sind, ist uns eine Ewigkeit. Runzle nicht die Stirn, Fränzchen, das Unglück ist doch nur, daß wir uns zu spät in einander verliebten — zu spät, das wollte er eben nicht hören und seine Leidenschaft steckte mich an und er nahm mich mit sich — ich wäre ihm gefolgt, wohin er wollte, bis an's Ende der Welt und in Sünde und in Tod. Siehst Du, das allein ist Liebe und wer so fühlt, hat auch Recht, so zu handeln! Aber davon verstehst Du nichts."

„Nun wohl", sagte ich, ihre mich umschlingenden Arme lösend und sie zurückschiebend, „Du hast die Prüfung bestanden, rühme Dich dessen! Was hinter Dir liegt, kümmert Dich nicht — unsere Ruhe hast Du zerstört, den Großvater auf's Krankenbett geworfen, von dem er nicht wieder aufstehen wird —"

„Was — Großvater!" schrie sie und glitt vom Sopha herunter auf beide Knie, „und das sagst Du mir erst jetzt! O es ist gewiß nicht wahr, sage, daß Du lügst, Franziska, daß Du grausam lügst!"

„Ich lüge nicht, es ist so"; und ich erzählte ihr schonungslos Alles, was sich nach ihrer Flucht zugetragen, sie blieb auf den Knieen liegen, ich sah, wie meine Worte sie trafen, aber ich hielt nicht inne.

Sie schluchzte und rang die Hände wie eine Büßerin, der Bann, der so lange ihre Seele fesselte und sie uns entfremdete, war gebrochen. Der alte Mann in Gefahr — am Rande des Grabes um ihretwillen, die er auf den Armen getragen und gepflegt und vergöttert hatte — vielleicht war es schon zu spät, es wieder gutzumachen, zu spät für immer — ich sah, wie die Furcht sie zermarterte, wie ein großes ernstes Gefühl, die Reue, in ihr kleines, leichtsinniges Herz einzog.

„Was soll ich thun, Franziska? Womit kann ich ihm helfen, Euch den Frieden wiedergeben? Sprich, ich will ganz gehorchen."

„Komm mit mir heim, wo Du hingehörst. Wenn Graf Saldern Dich wirklich liebt, wird er Dich zu finden wissen. Komm, Ada, heute noch und Alles kann noch gut werden."

„Heute noch?" sie blickte mich erschrocken an, „das ist unmöglich, Du siehst ja, er ist nicht hier, ich kann nicht heimlich fortgehen."

„Hast Du uns nicht heimlich verlassen?"

Sie runzelte die Stirn. „Es geht nicht, Franziska, dringe nicht weiter in mich. Du hast mein Wort, laß Dir das genug sein, stelle Dich nicht zwischen mich und meinen Geliebten! Geh jetzt, Cousinchen, und ruh' Dich

Digitized by Google

aus; laß mir den heutigen Tag, ich will ihm Alles vorstellen, durchsetzen, daß wir Drei zusammen zurückkehren — siehst Du, ich bin sein Weib — ob vor Gott oder auch vor den Menschen, gilt gleichviel. Er vertraut mir und ich kann ihn nicht täuschen."

Ihre letzten Worte berührten mich wunderbar: Er vertraut mir und ich kann ihn nicht täuschen — sie, die Erich so bitter getäuscht hatte! Vergaß sie das ganz? oder war es jetzt etwas anderes? weil sie zum ersten Male wirklich liebte? Wenn es so war, wer hatte dann ein Recht, sie zu verurtheilen!

Wir verabredeten, daß sie sich zur Fahrt rüsten und daß sie dem Grafen allein und ohne Zeugen ihren festen Entschluß mittheilen solle. Er mochte sie dann begleiten oder hier auf Nachricht von ihr warten — das änderte nichts, wir Beiden würden jedenfalls am nächsten Morgen fahren. Ich sollte sie holen und alles Weitere bestimmen, aber nur nicht ohne Abschied von ihm gehen — „ich kann es nicht", sagte sie immer wieder mit Thränen in den Augen.

Ich wäre gern im Hotel geblieben, aber sie widersetzte sich dem energisch. Otto konnte mir auf der Treppe begegnen oder meine Ankunft erfahren und das würde Alles verderben. Sie blickte schon jetzt ängstlich nach der großen Bronzeuhr auf dem Eckkamin und trieb mich fast zum Gehen. „Auf morgen! Schreibe nach Hause, daß wir kommen und grüße den Großvater tausendmal." So trennten wir uns.

* * *

Spät Abends ging ich noch einmal an Adas Fenstern vorüber, oben brannte Licht, aber sie hatte so streng gefordert, daß ich sie ungestört ließe und die Furcht, den Grafen zu finden, hielt mich auch zurück. So mußte ich noch bis morgen warten, die Nacht durch; Bangigkeit überfiel mich plötzlich und der Gedanke, daß ich doch besser gethan hätte, ihr meine Nähe, wenn auch mit Gewalt, aufzudrängen. Ich schlief kaum vor Aufregung, war bei Tagesanbruch fertig und eine Stunde früher, als wir verabredet hatten, stieg ich vor dem Hotel aus einer Droschke.

„Wollen Sie wieder zur Frau Gräfin Saldern?" fragte mir entgegentretend der Portier

„Ja wohl, Sie brauchen mich nicht zu melden, ich werde erwartet."

„Aber die Herrschaften sind ja um fünf Uhr Morgens abgereist."

„Unmöglich, Sie irren sich."

„Nein, nein, sie haben sich plötzlich entschlossen, mit der Britannia zu fahren und haben bereits gestern Nachmittag ihr Gepäck nach dem Hafen schaffen lassen. Ueberzeugen Sie sich selbst, wenn Sie wollen, die Zimmer sind anderweitig besetzt."

„Die Britannia? was ist das für ein Schiff?"

„Es ist der neue englische Dampfer, der heute nach Neuyork abgegangen ist."

„Und er ist schon fort? Ich kann sie nicht mehr im Hafen erreichen?"

Der Portier lächelte. „Vor zwei Stunden war die Abfahrt."

„Ich danke. Entschuldigen Sie, daß ich Sie bemüht habe."

Ich wandte mich zum Gehen, diesmal stockte weder mein Fuß, noch zitterte meine Stimme, ich war plötzlich innerlich sehr ruhig geworden. Als

Digitized by Google

ich diese letzte, schreckliche Täuschung erfuhr, vollzog sich in mir eine Umwandlung, die ich bis dahin nicht für möglich gehalten hätte — Adelens Bild löste sich aus meinem Herzen — ich gab sie auf.

Eben wollte ich die Droschkenthür wieder zuschlagen, da kam der Portier mir nachgelaufen.

„Ach bitte, einen Augenblick! Sind Sie Fräulein Franziska Horn?"

„Ja."

„Dann liegt für Sie ein Päckchen bei mir, ich vergaß es ganz; die Frau Gräfin sagte, daß eine Dame dieses Namens es heute abholen würde."

„Geben Sie her."

Mechanisch nahm ich den umfangreichen Brief, der meine Adresse trug, entgegen, reichte dem Manne eine Trinkgeld und während die Droschke mich zum Bahnhof fuhr, riß ich mechanisch das Couvert auf. Es enthielt nur ein Blatt Papier und eine kleine Schachtel mit Adas Brautring, den sie einst von Erich bekommen hatte; auf dem Papier stand:

„Lebewohl zum letzten Male, er will nicht zurück. Ich habe versucht, mich loszureißen — ich kann es nicht. Jeder muß doch eins in sich tragen, ein Gefühl oder einen Gedanken, den er über alles Andere stellt, an den er sich klammert, dem er Alles opfert — bei Dir ist das Pflicht, bei mir ist's die Liebe! Ich folge ihm als sein Weib, als seine Geliebte, wie er will — ich kann nichts bedauern, nichts bereuen — bin ich Euch Allen treulos gewesen, ihm will ich treu und hold bleiben — bald liegt der Ocean zwischen uns — Dir, Fränzchen, vererbe ich Erichs Ring und alle Rechte, die er in sich schließt, ich aber kann mich nicht in Eure bürgerlich engen Kreise einschließen, mich laßt meiner Natur folgen, mich ausleben, dem Glück nachflattern — gehe ich dabei zu Grunde, was thut's? Immer besser als in trauriger Werkeltagsöde verkümmern — denkt dann nicht mehr an mich als eine Blume, die in zu grellem Sonnenschein verdorrte — die Erde behält ja ihre Triebkraft und das neue Jahr bringt tausend neue und schönere — was kommt's auf eine mehr an?"

* * *

Zu Hause angelangt, fand ich Großvater noch leidender als zuvor. Sie richteten keine Frage an mich, sie lasen in meinem Gesichte die Erfolglosigkeit meiner Reise, ich brauchte nichts zu erzählen, erst später nach Jahren erfuhr Erich von mir Alles, was sich zugetragen. Ich nahm meinen Platz am Krankenbette ruhig wieder ein, mit Brigitte abwechselnd; eine von uns saß immer bei ihm, während die andere die Haushaltungsgeschäfte besorgte. Dr. Hollensen hatte die Absicht, das Städtchen zu verlassen, in dem er so Bitteres erfahren, nur Großvaters wegen blieb er noch einstweilen.

Aber der alte gebrochene Mann überlebte sein Unglück nicht lange. Eines Morgens, als wir an sein Bett kamen, fanden wir ihn sanft entschlummert.

So war es nun leer und öde in dem alten Hause und nachdem das Geräusch der Bestattung vorüber war, unheimlich still. Großvaters Lehnstuhl stand unbenutzt am Ofen, die Schachfiguren ruhten im Kasten und die Pfeife hing am Nagel, Adas Clavier stand lautlos — Brigitte und ich, wir drückten uns scheu an einander vorüber in den weiten, leeren Räumen. „Du bist nun eigentlich eine Erbin", sagte Auguste, die mir ihren Trauerbesuch machte. „Du solltest daran denken, Dich zu verheirathen; man muß die Zeit nicht verpassen und ich wüßte wohl Jemand —"

Digitized by Google

„Ich werde mich nie verheirathen", unterbrach ich sie.

„Aber was soll aus Dir werden?"

„Sorge nicht darum, ich finde schon meinen Weg."

Erich bereitete sich vor, nach der Residenz zu übersiedeln. Man sah ihn ungern gehen und versuchte Alles, ihn zu halten; schon längst hatte sich das Bedürfniß nach einem jungen, in modernen Anschauungen gebildeten Arzte geltend gemacht, er hatte schnell eine ansehnliche Praxis bekommen, die nun, nach seinem Scheiden, wieder auf den Rath der älteren, hier ansässigen Aerzte angewiesen sein sollte.

Er blieb fest in seinem Entschluß und ich half ihm, Alles zu ordnen, mit bitteren Gedanken, aber ruhig; ich hatte wohl gelernt, mich selbst zu beherrschen, ich hatte ja Zeit gehabt, es zu lernen mein Lebenlang, nun verstand ich, die eigenen Wünsche zu bezwingen, den eigenen Jammer zu ersticken wie die Klagen eines ungezogenen Kindes. „Wann werden Sie reisen?" fragte ich.

„Wann ich reisen werde, ich? Soll ich denn allein reisen, Fränzchen? wollen Sie mich nicht begleiten? Wir sind doch eigentlich auf einander angewiesen, von dem traulichen Kreise, der unsere Familie bildete, sind wir Beide allein übrig geblieben, ich habe Sie lieb wie ein Bruder, Sie haben mir die herzliche Neigung, die treue Fürsorge einer Schwester bewiesen — wollen wir nicht als Geschwister zusammenhalten? Er hatte meine Hände gefaßt und seine Worte zogen süß berauschend in mein Herz.

„Wollen Sie mit mir kommen, Fränzchen? Sie lassen hier nur schmerzliche Erinnerungen zurück. Ich will Sie beschützen und Ihnen zur Seite stehen, bis Sie einst den Mann finden, der Ihrer werth ist und Sie führen indessen meinen Haushalt und sorgen für mich als meine liebe Schwester — wir wollen Beide arbeiten und fleißig sein, nicht wahr? und in Feierstunden sitzen wir bei einander und lesen und sprechen von der Vergangenheit und von Ada. Sie fürchten sich doch nicht vor den Mißdeutungen der Menschen? Sie stehen so hoch, daß Ihr Thun sich nur nach Ihrem Empfinden regeln darf, um selbst zur Richtschnur für Andere zu werden. Wollen Sie?"

„Ja", sagte ich, „von ganzer Seele."

* * *

So ging ich mit ihm. Das alte Haus blieb unter Brigittens Aufsicht, die sich nicht davon trennen mochte; die obere Etage wurde vermiethet, Auguste zog mit ihrem Manne und mit ihrer jungen Wirthschaft hinein. In ein paar Jahren ertönte dann wieder Kindergeschrei auf Flur und Treppe und lustige, kleine Blondköpfe tummelten sich vor der Thür, wo einst unser Spielplatz gewesen. Als später auch Brigitte starb, wurde das Haus verkauft, ich selbst habe es nicht wieder betreten.

Meine Bücher, Großvaters Bild, meine kleinen Geräthschaften und Andenken begleiteten mich nach der Residenz. Wir mietheten eine Wohnung in der Vorstadt, drei Treppen hoch, ganz oben über dem Straßenlärm mit einem Balcon hinten hinaus, von dem man weit über die Höfe und Gärten der Nachbarschaft fortsah. Auf einer Seite hatte Erich seine Arbeitszimmer, sein Sprechzimmer und Schlafcabinet, auf der andern Seite wohnte ich, in der Mitte lag unser gemeinschaftliches Eßzimmer, in dem wir die langen Winterabende hindurch bei der Lampe saßen, ich mit dem Nähzeug, er mir vorlesend oder seine Tageserlebnisse erzählend.

Bald war mir, als hätte ich nie ein anderes Leben gekannt. Von früh

Digitized by Google

bis spät gab es zu thun, Erich arbeitete so angestrengt, er brauchte natürlich auch viel Pflege und mich freute es, ihn bald so abhängig von mir zu wissen wie ein Kind. Er hatte im höchsten Maße das Bedürfniß nach Ordnung und Freude am Schönen und ihm zu Liebe schmückte ich unsere kleine Wohnung mit Teppichen, Kupferstichen und Blumen, die Bücher standen wohlgeordnet in Schränken, am Fenster zwitscherte unser Canarienvogel über Hyacinthentöpfen und vom Ofen herab blickte der ernste Kopf der Juno Ludovisi. Hier war nun meine Welt, eine Welt, die ich selbst geschaffen hatte, in der es uns Beiden wohl ward und zum ersten Mal lernte ich das beglückende Gefühl kennen, einem Menschen unentbehrlich zu sein. Ich sorgte für Alles, für seine Lieblingsgerichte, für seine Wäsche und Kleider, ich empfing Bestellungen, schrieb Briefe für ihn und begleitete ihn in die Mansardenwohnungen der Armen, seine Kunst durch meine Pflege unterstützend. Da war er an seinem Platze und glücklich, helfen zu können, er wurde nur Arzt für die Reichen, um Mittel zu gewinnen, es für seine Armen bleiben zu können. Immer mehr erkannte ich seine große, schöne Seele und machte mir seine Gedanken zu eigen und suchte selbst in seinem Geiste zu wirken.

Um Neujahr erhielten wir einen schwarzgesiegelten Brief aus Neuyork. Derselbe trug Großvaters Adresse und Gustel und Brigitte schickten ihn mir als seiner Erbin, uneröffnet nach. Graf Saldern ließ uns durch seinen Notar in kurzen, dürren Worten anzeigen, daß die junge Dame, die sich unter seinen Schutz gestellt, Fräulein Adele Riedel, einem Lungenübel erlegen sei.

Todt also! Gestorben in der Fremde! Wir konnten ihr Grab nicht besuchen, ihr kein Kreuz errichten — im Tod wie im Leben war sie uns genommen.

Das sollte das Ende sein! Dieses junge, blühende, warmherzige Geschöpf untergegangen wie eine Verlorene! Waltet so die Vorsehung? Eine stumpfe Gleichgültigkeit erfaßte mich. „Wozu hängen wir unser Herz an Andere", dachte ich, „wozu streben wir und sehnen uns — wozu all' der Aufwand an Lebenskraft? Das Ende ist doch immer der Tod. Besser wär's denn, gleich zu sterben, aber sterben mit allen Gedanken und Erinnerungen, sterben an Leib und Seele zugleich — aufhören, sich verflüchtigen, wie Dinge aufhören können zu sein, wie eine Stecknadel verloren geht, wie eine Blume am Stiel verblüht, wie ein Blatt Papier im Feuer auflodert, wie das Feuer selbst erlischt.

Eines Tages saß ich in meinen Trauerkleidern, die ich jetzt aus doppeltem Anlaß trug, am Fenster, da reichte mir der Doctor über den Tisch ein offenes Zeitungsblatt. Die Stelle, auf die er wies, enthielt Plaudereien aus der Gesellschaft: Schilderungen von Schlittenfahrten, von Bällen und Concerten, Wintermoden, Stadtneuigkeiten; unter den letzteren las ich, daß der junge Graf Otto Saldern, der zur Vervollkommnung seiner ökonomischen Kenntnisse und im Interesse der bessern Bewirthschaftung seiner Güter lange Reisen über den Continent und selbst nach Amerika gemacht, nunmehr zurückgekehrt sei und sich mit seiner Cousine, der ebenso schönen wie reichen Comtesse Stefanie von Saldern, Tochter des gleichnamigen Ministers, verlobt habe, eine Verbindung, die lange von der Familie geplant und zugleich die Wünsche des jungen Paares krönend, nun das Ereigniß der Saison bilde.

Das Blatt entfiel meiner Hand, ich dachte an Ada, die draußen in der

Digitized by Google

Freunde, in einem fernen Welttheil begraben lag — begraben und auch schon vergessen! Um diesen Mann hatte sie uns aufgegeben, ihre friedliche Heimat, ihre sichere Existenz, ihre Mädchenehre, die Ruhe ihres Gewissens — Alles hatte sie ihm geopfert ohne Zögern, ohne Reue — das ist Frauenliebe — und er, er hatte ihr Opfer angenommen, ihr Leben zertreten und sie vergessen — ist das Männerliebe?

Nein — Erich vergaß sie nicht. Was sie ihm auch zu Leide gethan, seine schönste Erinnerung, seine Sehnsucht, sein Traum blieb Ada und für die kurzen Stunden ihrer Liebe war er ihr dankbar, so lange er lebte.

Ich wußte es wohl. Wir sprachen häufig von ihr, der Tod hatte sie uns wieder näher gebracht. Oft und doch nie oft genug erzählte ich, wie ich die aufkeimende Neigung zu ihm im Herzen meiner Cousine entdeckt und rief ihm alle Einzelheiten jener Zeit zurück und er hörte mit leuchtenden Augen zu und drückte mir warm die Hand.

Jahre gingen vorüber, wir gewöhnten uns immer mehr an einander. „Fränzchen", sagte Erich, „Sie sind so ganz meine Gefährtin geworden, daß ich mir kaum noch ein Leben ohne Sie denken kann — wollen Sie mein Weib werden?" Ein Schwindel ergriff mich bei seinen Worten, ein Gefühl süßer Betäubung, mein Herz jauchzte auf, es brauste in meinen Ohren — ein Singen und Klingen wie im Frühlinge wehte mich an — ich schloß die Augen und lehnte mich an die Wand zurück und er fuhr fort: „Zu lieben vermag ich nicht mehr, ich täusche Sie nicht darüber und Sie selbst kennen ja dieses Gefühl nicht, ruhig stehen wir einander gegenüber, Adas Andenken ist in uns Beiden lebendig, aber auch herzliche Freundschaft, reine Hochachtung darf Menschen zusammenführen — kann Ihnen eine solche Ehe, eine Ehe ohne Illusionen, genügen?"

Das Singen und Klingen war vorüber, ich richtete mich empor. „Ich danke Ihnen", sagte ich, „Sie haben mich glücklich und stolz gemacht wie ich nie war, das Bewußtsein, daß Sie mich Ihrer werth hielten, werde ich künftig wie einen Fürstenschmuck, wie eine Königskrone tragen, aber in unsern Beziehungen soll nichts geändert werden. Warum auch, da wir, wie Sie eben sagten, einander nicht lieben? Lassen Sie uns Freunde, Geschwister bleiben wie bisher — eine Ehe ohne Neigung ist meinem Gefühl nach Sünde — Adas Bild steht zwischen uns — ich weiß wohl, Sie sorgen manchmal um mich und diese Sorge hat Ihnen den Vorschlag eingegeben, aber glauben Sie mir doch, daß ich nichts begehre, daß ich zufrieden bin."

Alles blieb wie es war und so floß die Zeit dahin, bis unsere Haare sich bleichten und Runzeln unsere Wangen bedeckten. Manches Gute, manche Freude ward uns im Laufe der Jahre zu Theil, die Anerkennung Vieler, die Freundschaft Einzelner, Erfolg unseres Wirkens, schöne Stunden geistigen Zusammenlebens. Auch Schweres kam — Krankheit und Mißgeschick — wir trugen es mit einander; Stunden der Verstimmung, inneren Ermattens, aus denen ich Erich zu wecken und zu erheben suchte. Die schwerste Stunde meines Lebens aber war die, als ich an seinem Sarge stand und ihm die lieben, treuen, noch im Alter so schönen Augen zudrückte.

Alle, die ich liebte, sind nun todt — sie warten drüben auf mich und ich selbst warte, daß der Tod mich abholt und zu ihnen bringt — ich warte ruhig, in stiller Sehnsucht, doch ohne Hast — er kommt ja gewiß!

Wie ich hier von meinem Fenster in die Dämmerung hinausblicke und den gleitenden Wolkenschatten nachsehe, bis sie sich im Dunkel verlieren, so

Digitized by Google

lasse ich gern die alten Träume und Erinnerungen durch meine Seele ziehen und bette sie endlich wieder zur Ruhe.

Es ist ganz Nacht geworden, unten ist Alles still, der Straßenlärm verstummt, hie und da erhellt sich ein Fenster in den Nachbarhäusern, von oben blickt der Himmel mächtig schwarz hernieder, die Wolkenbilder sind verschwunden — da aber blitzt ein Sternchen auf und da noch eins und andere kommen nach, unzählige — sie flimmern und blinken hernieder wie liebe, grüßende Augen und ich sitze, meinen alten, grauen Kopf an's Fenster gelehnt und blicke zu ihnen empor — in meinem Herzen ist Friede.

Brocken-Abenteuer.

In des Brockenhauses weiten Hallen
Ruht' ich einst nach heißem Wandertage,
Sonne war zur Rüste schon gegangen
Und die rauhen Abendlüfte wehten
Um des alten Blocksbergs öden Gipfel.
Saß behaglich zechend bei dem Becher,
Denn mein wackrer Freund und Reisebruder,
Ein Privatdocent der duftgen Flora,
Pflanzenkundiger und Steinzertrümmrer,
Suchte eifrig noch beim Abendgrauen
Auf des Berges Höh' nach seltnen Blumen.
Mir zur Seite saß ein weitgereister,
Vielerfahrner Weltmann ersten Ranges,
Gegenüber saß im Schutz der Mutter
Eine holde Schöne, lieblich glühend
In der ersten Jugend Rosenblüthe.
Oftmals kreuzten sich schon unsre Pfade,
Fast mit Absicht, glaub ich, denn dem Freunde
Saß der Liebespfeil im wunden Herzen.

Plötzlich sprach der Fremde mir zur Seite:
„Freund! Ihr schwärmt für deutsche Literaten,
Ich auch habe des Parnasses Gipfel,
Sei es auch auf meine Art, erstiegen,
Und ich gab einst meine Memoiren
Einem deutschen Dichter, den Ihr kennet,
Denn ich bin — Gott sei bei uns! — der Satan!
Ei, so schreckt mir doch nicht gleich zusammen!
Wahrlich, Herr, ich bin nicht so gefährlich
Wie mich Goethe schildert, aber freilich
Bin ich auch so thöricht nicht, wie jener
Mephistopheł, der ein langes Leben

Digitized by Google

Seinem Doctor Faust als Knecht gedienet
Und zuletzt sich in der Engel Antlitz
Wie ein blöder Schäfer noch verliebte,
Daß ihm jenes Doctors theure Seele
In den Christenhimmel durft' entrinnen!
Doch ein Goethe schriebs — ich wills vergessen
Nein, ich lieb Euch, meine wackern Deutschen,
Und mir scheint, Ihr heget Gegenliebe,
Hat kein ander Volk mich so begeistert,
Doch in Vers und Prosa noch gefeiert!
Habt mir auch den Blocksberg fein gebahnet,
Daß auf sicherm Pfad ich mit den Meinen
Zu dem vielgeliebten Gipfel walle!
Glaub mir nur, auch wir logiren lieber
Unterm Dach vor rauhem Wind geborgen,
Und es reiten meine lieben Hexchen
Lieber auf des sichern Maulthiers Rücken
Als auf Besenstiel und Ofengabel!
Bist wohl manchem Hexchen schon begegnet! — —
Sieh! das ists, weshalb ich mich entdecke,
Denn ein wenig bin ich Dir gewogen,
Hüte Dich vor jenen schwarzen Augen!
Glaube mir, sie dienen meinem Reiche!
Zweifelst Du? Nun wohl, ich will die Mutter
In der Wechselrede Schlingen fesseln,
Wenn das Töchterchen dann still entflohen,
Um vom Brocken noch die Nacht zu grüßen,
Eil' ihr nach, und glaub, Du wirst mir glauben!'

So geschahs! Mit leisem Schritte folgt' ich
Unsrer schlau entschlüpften flinken Schönen;
Fand sie bald — an meines Freundes Seite.
All die Blumen, die der Arme mühsam
Auf des Brockens Gipfel sich gesammelt,
Seltnes Kraut, das ihm kein Gott sonst raubte,
Hielt zum anmuthsvollen Strauß gebunden
Nun das Hexchen in den zarten Händen.
Dort, wo sich der Teufelskanzel Felsen
Aufwärts thürmen, saßen die Verliebten,
Blickten träumend in die dunkeln Wälder,
Blickten öfter noch sich in die Augen. —

Und ich schlich mich einsam in mein Zimmer,
Ueberdachte erst des Fremden Treiben,
Ja, er wars! Weshalb sonst wollt er nimmer
Goslars Domcapelle doch betreten?
Und woher sonst kannt' er auf dem Brocken
Jeden Weg und Steg? Woher sein Hinken?
Armer Freund! Da kam er schon im Sturmschritt,
Doch ich rief: „Gemach!" und sagt' ihm Alles

Digitized by Google

Was der finstre Fremde mir verrathen.
Lachend rief er aus: „Bist selbst des Teufels!
Nicht die Hölle fand ich, nein, den Himmel!
Und ein Engel zeigte mir die Pfade.
Daß ich nimmer nun den Weg verliere
Will ich ihn auf ewig an mich fesseln!"
Und wir tranken plaudernd manche Stunde
Auf das Wohlsein seines holden Bräutchens.
Doch mir wars, als hört' ich draußen immer
Noch des schlauen Fremden höhnisch Lachen. —

Als ich bei des frühen Morgens Grauen
Mich vom Lager hob, war jener Fremde
Längst verschwunden, und so viel ich fragte
Nimmer konnt' ich seine Spur entdecken.
Doch das junge Paar stand still im Freien,
Sah der holden Eos Rosenfinger,
Und den Sonnenball, der aus der Wälder
Duft'gem Nebel taucht, und Beide träumten
Wohl vom Morgenstrahl der jungen Liebe.
Und mein Freund vergaß die seltnen Blumen
Und des Harzes glitzernde Gesteine,
Wissenschaft und Reise war vergessen,
Ja, vergessen selbst war der Genosse,
Der nun einsam seine Pfade wallte. —
Gott behüt' uns vor schwarzaug'chen Hexchen!

A. Sturm.

Digitized by Google

Aus der Musenphilisterstadt.

Als ich zum ersten Male den Fuß auf den classischen Boden mit dem horriblen Straßenpflaster setzte, kam ich direct aus Italien. Daß ich vor Weimars Namen als Schriftsteller mehr als die landläufige Pietät hatte, versteht sich von selbst. Der steinerne Sarg in Rom, der die Gebeine der Scipione barg, ist zwar auch leer, aber dennoch stand ich in weihevoller Stimmung vor ihm. Und in Weimar giebt es Gräber, die für einen deutschen Schriftsteller noch imponirender sind als der scipionische Sarkophag im Statuenmuseum des römischen Vaticans und jene Gräber haben den Vorzug, daß die Gebeine der Todten in ihnen noch ruhen. Es sind die Särge Schillers und Goethes.

Am Bahnhof empfing mich eine mir befreundete ältliche Dame, welche die Zahl der Witwen vermehrte. Ich muß hier eine culturgeschichtliche Parenthese machen.

Wenn das weimarische Adreßbuch, welches alle fünf Jahre eine neue Auflage erlebt, nicht lügt, so haben die Damen in Weimar ein ganz pronencirtes Talent, Witwen zu werden. Ich zählte nach einem flüchtigen Durchstudiren des Adreßbuches ungefähr fünfzehn Procent Frauen dieses Standes. Jedoch wurde ich belehrt, daß nicht alle Witwen Weimaranerinnen seien, sondern eine gute Anzahl sich hier nur niedergelassen hatten, um idyllisch und billig ihre Pensionen zu verzehren. Aber das Prädicat „Witwe" genügt nicht in einer Stadt, wo unter fünf Menschen sechs einen Titel haben und so finden wir denn beispielsweise: Kaufmannswitwen, Hofschornsteinfegermeisterwitwen, Malerwitwen, Zimmermeisterwitwen, Hofrathswitwen und so fort. Ob Weimar, wie Heine meint, ein „Musenwitwensitz" ist, weiß ich nicht, ein Witweneldorado ist es unbedingt und für Ehemänner scheint, vom Standpunct der Statistik aus, das Klima in Weimar kein besonders günstiges zu sein.

Meine Freundin schwärmte geradezu für Weimar und machte gleich als ich ausstieg und die Frage that: „Wo liegt denn Weimar?" ein etwas finsteres Gesicht. Ich sah nämlich in einer Bodenvertiefung der limonadenartig weich auf- und absteigenden Gegend einen Kirchthurm, nein es waren zwei, und eine Anzahl Häuser, welche aus der Entfernung von zehn Minuten den Eindruck eines großen Dorfes machten. Ich glaube, es war Dingelstedt, der den Ausdruck „Fürstendorf" erfunden hat, der ihm noch heute übel vermerkt wird. Noch ablehnender verhielt man sich dem jovialen Maler H. gegenüber. Dieser hatte zum Vorwurf eines Bildes in der „Illustrirten Zeitung" einen Theil der Herderkirche und der angrenzenden Häuser gewählt und darunter geschrieben: „Aus kleinen thüringischen Städten." Nun wollen aber die Weimaraner seit Kotzebue seine „Deutschen Kleinstädter" und Klingemann sein reizendes „Declamatorium in Krähwinkel" schrieb, lieber des Teufels als Kleinstädter sein und sie sind fest überzeugt, eine Stadt, in welcher Wieland, Herder, Musäus, Schiller und Goethe aushalten konnten, wäre eben so viel wie Berlin in ihrer Art.

Digitized by Google

Aber was war denn Berlin zur Glanzzeit Weimars, was war Deutschland? Nach des großen Friedrichs Tode, der die französische Bildung protegirte, weil in der That das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich eine gewaltige Epoche war, protegirten die übrigen Höfe in Deutschland nur die französischen Laster und wie eine Oase in einer Wüste der geistigen Nationalität erschien das kleine Weimar. In dieser Oase konnten sich auch Löwen und nicht blos Kameele wohl fühlen. Nach Friedrich dem Großen, in der Muckerzeit, war Berlin alles andere, nur kein Magnet großer und freier Geister. Aber schon unter Friedrich Wilhelm III. sehnte sich der gute Schiller oft gewaltig nach Berlin und wer weiß, hätte Cäsar Goethe in Berlin, wie in Nola-Weimar der „Premier" sein können, ob er der Versuchung der Uebersiedelung nach der Spree aus dem Wege gegangen wäre.

Schon im Spätherbst 1785 hatte die Herzogin Amalie über das Leben in Weimar geklagt: „Sie schlafen Alle." Und im Winter schrieb Herzog Karl August an Knebel: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste auf dem ganzen Erdboden." Das war also zwei Jahre vor Schillers Ankunft in Weimar. Goethe war nach Italien geflüchtet und machte die einfache und doch so herrliche Xenie:

„O, wie fühl' ich so wohl mich hier, gedenk ich der Zeiten,
Wo mich ein gräulicher Tag hinten im Norden umfing."

Die Epoche der „Kraftgenialität" war vorüber und feierte erst in Jena unter Schiller eine Art literarischer Auferstehung.

Und dennoch, — ich will es nicht leugnen, hat das „Fürstendorf" auch heute noch eine besondere Anziehungskraft. Wenn den Schriftsteller namentlich die Stürme des Lebens gerüttelt und geschüttelt haben und er betritt den classischen Boden, der die großen Gräber enthält, so hat das etwas Weihevolles. Es haben es denn auch eine ganze Menge deutscher Schriftsteller versucht, in „Ilm-Athen" sich niederzulassen. Nur Schade, auf die Dauer konnte es Keiner aushalten. „Sie schlafen Alle." Jawohl, es ist ein geistiges Pflanzenleben, das statt calmirend — deprimirend wirkt. Denn „im engen Rahmen stoßen sich die Dinge", hat schon Schiller gesagt und so sehr ich es anerkenne, daß die Bevölkerung durchweg zu der gebildetsten in Deutschland gehört, so kommt uns, wenn wir das pulsirende Leben der großen Weltstimme betrachten, doch Alles vor, wie Thee, zweiter oder dritter Aufguß und wir sind wie in einem ästhetischen Sibirien als Selbstexilirte. Es ist gewißlich wahr, wenn in Weimar ein Löwe zu sehen ist und es sitzt ihm eine Fliege auf der Nase, so wird über die Fliege mit derselben jambenhaften Steifheit discutirt wie über den Löwen, und es finden sich wohl noch heute, ‚Runkelrübencommissionsassessoren", welche Sonette auf das Insect machen, wie weiland der biedere „Sperling" ein Triolet auf den Galgen, den dreibeinigen. (Siehe Kotzebus „Deutsche Kleinstädter".) Wenn es ein Musenphilisterthum giebt, so ist Weimar seine Metropole. Der einzige wirklich initiativ angelegte Mann ist der Großherzog. Nicht nur, daß er pietätvoll den Ruhm der alten Traditionen zu erhalten strebt, er ist auch der Schöpfer neuer Institutionen, von welchen ich später noch reden werde.

Ich habe bereits erzählt, wie ich aus dem Waggon stieg. Vom Bahnhof führt eine gerade Straße, welche noch nicht völlig mit Häusern bebaut ist, in die Stadt. Wahrscheinlich, damit man diese nicht zu plötzlich in der Nähe erblickt, wird sie verdeckt durch das Museum, das den Abschluß der Straße bildet und im einfach schönem Renaissancestyl gehalten ist. Die

Digitized by Google

Stadt selbst zeichnet sich sofort schmerzlich fühlbar durch ein Straßenpflaster aus, wie es sich die Cultur der Hühneraugen nicht besser wünschen kann. Ich glaubte Anfangs, der ganze Gemeinderath der Stadt Weimar bestände aus Schustern, welche durch das Straßenpflaster ihre Kundschaft zwangsweise vermehren wollten. Das ist aber nicht der Fall. Es sitzen sogar Aesthetiker im Gemeinderath, Leute, welche an der Shakespearemanie leiden und am intermittirendem Commentatorenfieber. Zwei Krankheiten, welche in Weimar endemisch sind. Giebt es nun ein Sprichwort, daß in Weimar „die Straßen mit Jamben gepflastert sind", so müssen das wohl versteinerte Jamben sein, welche bei Lebzeiten von der Polizei verboten waren. Irgend eine traditionelle Schnurre muß aber wohl in dem Pflaster stecken, denn an verschiednen Stellen ist auf den Straßen mosaikartig die Jahreszahl der Pflasterung verrathen. Ich las u. A. Zahlen wie 1854 — 1860, es war jedoch nicht hinzugefügt, ob nach oder vor Christo, oder ob vor oder nach der Sündfluth.

Daß mich meine für Weimar schwärmende Freundin sofort in den Park und in die Fürstengruft an die Särge Schillers und Goethes führte, versteht sich von selbst. Localbeschreibung zu machen soll nicht meines Amtes sein. Jedermann kennt ja Weimar. Der Park ist schön wie eine schöne grüne Dichtung. Aber er hatte für mich etwas Niederdrückendes, Melancholisches. Es war alles zu menschenleer für eine Anlage und nicht einsam genug für einen Wald. Hier und da eine einsame Dame auf einer Bank, in einem Buche lesend, vielleicht jeanpaulisirend, vielleicht in Selbstbespiegelung und Selbstbegeisterung des eignen Ich's vertieft. „Pose" lesend könnte man sagen. Dort ein alter Herr, meditativ wandelnd, die Hände goethisch auf den Rücken gelegt. „Absicht" gehend, könnte man sagen, wie mir denn überhaupt eine gewisse Absichtlichkeit, eine Sucht nach der „Pose" des geistigen Lebens in Weimar aufgefallen ist. Die Leute stehen mit dem einen Fuß gar zu tief und fest in der classischen Vergangenheit und die modernen Bewegungen, die sie mit dem andern Fuße machen, kommen deshalb nicht über einen engen Raum hinaus. Ich möchte hier wieder sagen, es ist als ob das „geistreich sein" „obligatorisch" wäre und man mit den Musen nicht auch ein unbefangenes Weltgespräch halten dürfte. Es ist wie je ne sais quoi, daß eine rechte naturfröhliche Unbefangenheit nicht dauernd aufkommen läßt. Jede Muse ist in Weimar zugleich quasi „Madame Etiquette" und die ästhetische Gesellschaft gleicht dem „Hotel Rambouillet", welches gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu Paris der Sammelplatz aller — mehr oder weniger überspannten — Schöngeister war, und Molière den Stoff lieferte zu seinem Lustspiel: „Les précieuses ridicules." (1659.) Die Menschen in Weimar, denen ich die Prädicate gut, liebenswürdig, treuherzig, gebildet ꝛc. ꝛc. wiederhole und von ganzem Herzen gebe, sind bei alledem von einer Verschwommenheit und Manierirheit, wie sie mir selten vorgekommen ist und der pedantische Zopf wedelt ihnen ganz bedenklich hinten.

Doch meine Reflexionen führen mich vom Wege nach der Fürstengruft ab.

Man thut Unrecht, wenn man es tadelt, daß die Särge der beiden Dichterfürsten seitwärts gleich unten an der Treppe stehen, welche in die Gruft führt. Sie machen dort gerade die größte Sensation, denn sie sind unter sich. Sie bringen uns sogar aus der sympathischen Stimmung heraus, die

Digitized by Google

wir für die Särge der fürstlichen Geblütes entsprossenen Todten hegen sollen; sie absorbiren mit einem Worte den ganzen Eindruck.

Aber ohne eine innere Dissonanz sollte es bei mir nicht abgehen. Mein verwünschtes, rasches Wahrnehmungstalent blieb haften an einem Object, welchem die meisten Besucher der Fürstengruft eine gutmüthige Indifferenz zuwenden, das aber absolut nicht dorthin gehört und ich begreife noch heute den verständnißvollen Großherzog nicht, daß er einen Reclameunfug in der Gruft seiner Familie dulden konnte.

„Doch wohl nicht eine Hoffsche Malzextraktanzeige?" rufen Sie. Fast noch schlimmer. Die Schauspielerin Frau Niemann-Seebach hatte es für nothwendig befunden, an der hundertjährigen Geburtstagfeier Schillers einen Lorbeerkranz auf seinen Sarg — er liegt jetzt wenigstens daneben — zu legen, in dessen Blätter die Rollen oder Stücke eingestickt sind, in denen Frau Niemann-Seebach in Schillerschen Dramen auf der Bühne agirt hat. Ich finde das curios. Gewiß, die Dame war eine Schauspielerin ersten Ranges, aber was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig, denke ich und es ist hier ein Präjudiz geschaffen, das jede Mimin und jeden „Mimerich" veranlassen kann, sich ebenfalls hier selbst zu immortalisiren mit Schiller als Vorspann.

Ich sitze hier in Weimar und beobachte sine ira et studio. Der Abend kommt und da die Weimaraner nicht mehr wie zu Kotzebues Zeiten nach der Waldorfer Mühle hinaus pilgern, in deren Nähe sich der Galgenberg befindet, sondern die Unvermeidlichkeit des „Sächsischen Hofes" frequentiren, der bequem mitten in der Stadt liegt, so folge ich dem Strom der Zeit und des Bierdurstes und sitze mein Deputat an die Gegenwart dort redlich ab.

Der „Sächsische Hof" ist ein Bierlokal, welches außer dunkeln Zimmern auch einen Hof hat, der ungefähr aussieht, wie ein Zuchthaushof und den Kriegsnamen „Garten" führt, wahrscheinlich, weil in ihm zwei Bäume stehen. Die Häuser ringsum kehren ihm ihr besseres Hintertheil zu. Hier ist, wenn man so sagen darf, die sociale Börse Weimars. Zu bestimmter Zeit, an bestimmten Tischen ist man sicher, diesen oder Jenen zu finden und vertreten sind alle Stände. Das Bier ist gut und das Essen billig und schlecht. Der Fremde erfährt hier zuerst, daß Weimar ein Ort sei, der zwar frei von allen Epidemien bleibe, daß aber der Rheumatismus eine Klimakrankheit bildet. In der That, ein Stammgast des „Sächsischen Hofes" zu sein und in der chronischen Zugluft daselbst einen chronischen Rheumatismus nicht zu bekommen, ist unmöglich.

Die Localitäten sind nicht eben groß. Zum Herzeleid des Wirthes finden sich auch oft die Directricen der zahlreichen Pensionate erwachsener Töchter ein. — „Die Elevinnen werden „ausgelüftet"!" brummte der sarkastische Schulrath Laukhardt, einer der geistreichsten Männer Weimars. Da saßen sie denn, zwölf Weiblein schwach, an einem Tisch und theilten sich drei Seidel Bier und nahmen die Plätze ein, die sich für den Wirth lucrativer hätten gestalten können. Denn Weimar ist so recht ein weibliches Pensionopolis und da die Elevinnen zu verschiedenen Tageszeiten spazieren geführt werden, so kann man selbst auf der Schillerstraße riskiren, Zeugen zu finden, wenn man einen Menschen todtschlagen will, woraus Sie ersehen mögen, daß die Schillerstraße die vornehmste und belebteste Straße ist.

Von Zeit zu Zeit machen einzelne Stammgäste des Sächsischen Hofes

Digitized by Google

eine Opposition und suchen sich ein anderes Local. Aber sie kommen immer wieder. Zwar ißt man bei dem Restaurant D. sehr gut und die Getränke verdienen alles Lob, aber der würdige Mann, welcher aussieht, als wäre er des Marschall Bazaine's Zwillingsbruder, ist von einer so ausgezeichneten, in Weimar sprüchwörtlich gewordenen Höflichkeit gegen seine Gäste, daß diese ihn periodisch dann wieder seinen Commentaren zu „Knigge's Umgang mit Menschen" ungestört überlassen. Mein Freund, der Schriftsteller †††† sagte einmal, als er Herrn D. in Nachdenken versunken sah: „Er sucht die Frage zu lösen, ob die Wirthe der Gäste wegen, oder die Gäste der Wirthe wegen auf der Welt sind."

Mißvergnügte giebt es überall; so giebt es auch hier böse Menschen, welche es mit dem Gemeinderath z. B. nicht einsehen wollen, daß der Mangel einer Wasserleitung die Zierde der Stadt ist. Man sagt mir, dieses Wort „Wasserleitung" dürfe im Gemeinderath von Weimar nur mit Binden und Bandagen ausgesprochen werden. Die „Mägde am Brunnen", diese classischen Genrebilder, würden dann auch verschwinden und — — — barmherziger Himmel! ich gerathe am Ende noch in Haushaltsangelegenheiten und wenn ich so fortfahre, lange ich zuletzt noch bei den vorzüglichen Leberwürsten und Cervelatwürsten an, die in Weimar fast ebenso gut sind, wie in Braunschweig und Gotha. Oder ich rede von dem Lichtenhainer Bier, welches aus hölzernen Seideln getrunken wird, damit man die hineingefallenen Fliegen nicht sieht, oder gar von den berühmten Kartoffelklößen, zu welchen Schweinsbraten, Sauerkraut und ein Magen gehört, dem selbst Krupp ein bombenfestes Zeugniß ausstellen könnte. Ach! mit einem solchen Kloß im Magen läßt man ein Dutzend Shakespearecommentare über sich ergehen und wehrt sich nicht. Ja, man hält sogar still, wenn Otto Devrient den zweiten Theil des Faust auf die Bühne bringt, und ein so fürchterliches Gesicht dazu schneidet, als drohte er, einen dritten Theil des Faust selber zu schreiben.

Und bei dieser Gelegenheit bin ich in das Theater hineingefallen.

Der Intendant des Theaters, Baron August von Loën, ist ein lebensfroher Cavalier mit dem besten Willen und Eifer, der stets das Gute will und oft das Böse schafft. Ein Kunsthaifisch im Waschbecken. Weimar ist zu klein für ihn und das Theater kostet zu viel Geld, wie man behauptet. Baron Loën war bereits zum Intendanten des neuen Frankfurter Stadttheaters designirt, als ein höherer Wunsch ihn zum Bleiben zwang. Das weimarische Theater hat sogar ein Ballet; leider nicht mit Ausschluß der Oeffentlichkeit, doch macht es — um gerecht zu sein — von dieser keinen allzuhäufigen Gebrauch und für die Tugend der Tänzerinnen bürgt ihr Spiegel. Es ist mir denn in Weimar auch klar geworden, warum der Ritter Tannhäuser es im Venusberg nicht aushalten konnte. Ich bin überzeugt, er wäre gar nicht hineingegangen, wenn er das Corps de Ballet am Eingang getroffen hätte.

Das Schauspiel, welches unter Marr und Dingelstedt seine Glanzzeit hatte, weist viele Kunstinvaliden auf. Dagegen ist das Orchester vorzüglich und Lassen ein Dirigent, der seines Gleichen sucht. Die Opernsänger sind sehr gebildet, aber sie haben zum Theil ihr Stimmrecht verloren und was von Stimmen noch übrig ist, das macht die abscheuliche Akustik des Hauses todt.

Was das Theaterpublicum anbetrifft, so existirt in ihm als Claque die

Digitized by Google

Macht der Gewohnheit. Man ist — mit Recht — sehr reservirt mit Freibillets. Das Theater ist fast vollständig von Abonnenten besetzt. Diese haben sich an Alles gewöhnt und finden nach des Tages Bequemlichkeit eine schöne contemplative Stimmung statt nervenanstrengender Kunststrapatzen. Die stärksten Tragödien haben hier etwas Calmirendes durch die Darstellung, und wenn man bei Rührscenen weint, so sind das keine brennend-heißen, bitter-salzigen Thränen, sondern es träufeln süße Limonadentropfen auf die Wangen, die uns erfrischen und erleichtern. Und es erscheinen die Bösewichter uns auch nicht im Traume. Sogar Franz Moor, den ich einmal gesehen habe, war viel besser als der schlechte Ruf, in den ihn Schiller gebracht hat und die Spiegelberg-Rollen ꝛc. waren von einer soliden Gesetztheit, die dem Gemüth die Furcht vor den „böhmischen Wäldern" benahm. Man hätte sie „Onkel" nennen mögen. Sie sind durchaus als Schauspieler nicht schlecht, diese Herren. Gott bewahre! Sie schlafen nur jenen Halbschlaf, der in ganz Weimar an der Tagesordnung ist. Sie sind Kunstblüthen, die nicht recht wissen, ob sie die Kelche Abends schließen oder öffnen sollen.

Eine Zierde Weimars ist der große alte Maler Preller, der stets schöne Gesichter um sich sehen muß, wenn er malt. Ich glaube, es war im Jahre 1858, als dieser berühmte, oder wie mich bedünken will, noch lange nicht genug berühmte, echt deutsche Meister seine Cartons zur „Odyssee" in Dresden ausstellte. Es gereicht dem Großherzog von Weimar zur höchsten Ehre und legt ein glänzendes Zeugniß seines ehrlichen Kunstsinnes ab, daß er die Ausführung dieser Cartons für das neue Museum in Weimar bestellte. Noch mehr, der Fürst schickte Preller nach Italien, wo er von 1859 bis 61 begeistert und erfrischt durch die dortigen Eindrücke nach seiner Rückkehr sein schönes Werk vollendete. Ein landschaftliches Epos ist diese Preller'sche Odyssee. Sie ist nicht mit den in brennenden Sonnenschein getauchten Pinsel des Hans Makart gemalt, aber Preller erreicht in seiner Vertiefung reichlich dieselben Effecte. Es ruht über seinen Bildern ein unbeschreiblicher frischer Duft und was die Technik anbetrifft, so hält das Schifflein des Ulysses, welches von der Insel des Cyklopen Polyphem abfährt, den Vergleich mit der berühmten Gondel auf dem Makart'schen Bilde Katharine Cornaro reichlich aus in plastischer Hervortretung. Aus Preller's Werken leuchtet mir immer ein je ne sais quoi heraus, das aussieht wie eine Verschmelzung des germanischen mit dem hellenischen Geist. „Lingua toscana in bocca romana" sagt das Sprichwort.

Hellenischer Gedanke in germanischer Ausführung möchte ich von Preller sagen. Diese Odyssee ist eine Sammlung der schönsten, echten Perlen im Museum zu Weimar. Und das kleine Museum enthält doch große Kunstschätze und Novitäten. „Das Märchen von den sieben Raben" von Schwind, die Zeichnungen und Cartons von Carstens und Genelli und Wislicenus und eine Anzahl von Lucas Kranach dem ältern und jüngern, die man natürlich stets im Zusammenhang mit der deutschen Kunst- und Culturgeschichte betrachten muß, denn sonst sieht man nur recht vierschrötig solide Farben.

Da ich einmal bei der Malerei bin, so muß ich auch von der Malerschule reden, zu der die älteren selbstständigen Maler, wie Preller, Heyn, Pohle, Wiezelsberger ꝛc. sich ziemlich kühl verhalten. Bis vor Kurzem war Graf Kalkreuth, der vortreffliche Landschaftsmaler, Director derselben.

Digitized by Google

Auch hier heißt es wieder: „Im engen Rahmen stoßen sich die Dinge.“ In der Weimarschen Zeitung hatte der Kunstkritiker einmal eine Schweizerlandschaft Kalkreuth's mit Wärme belobt und dabei nur bedauert, daß der Künstler all' und jede Staffage verschmäht hatte. Eine Anzahl Kunstschüler entwirft sofort eine Adresse geharnischte Erklärungen an den kritischen Verehrer des Directors. Zum Glück bekam der Graf Nachricht davon und gab seinen Eleven zu verstehen, daß sie sich nicht — — — möchten, indem das in Rede stehende Bild ja aufs wärmste gelobt sei. Das ist ja der Fluch der „kleinen Centren“, daß sie die Eier des Cliquenwesens ausbrüten und es so schwer wird, unabhängig zu urtheilen. Es macht Lehrer, Schüler und Beurtheiler befangen. Man wägt jedes Wort auf der chemischen Waage und nicht Jedem ist die chevalereske Bonhomie gegeben, welche Liszt besitzt. Ich kann mir nicht helfen, trotz aller kleinen Schwächen dieses Meisters, über welche ich gleich meine Glossen machen werde, ist mir Liszt in der ganzen Künstlerwelt die pietätvoll-sympathischste Erscheinung. Denn er giebt sich stets wie er ist. Ich bin wahrhaftig nicht blöde, aber in der Nähe dieses Mannes bin ich befangen. Sein anregender Genius imponirt mir und ins Gesicht möchte ich es ihm nicht sagen, daß ich ad vocem der „Zukunftsmusik“ einmal den Witz gemacht habe: Liszt ist Gott-Vater, Wagner Gott-Sohn, der sich kreuzigen lassen muß und Bülow Gott-heiliger Geist, der kämpft.

Wäre Weimar Rom, so wäre Franz Liszt sein Papst. Die Frage: „Haben Sie Liszt gesehen?“ wird an Jeden gerichtet, der mit der Kunst nur einigermaßen Fühlung hat, wenn er in Weimar sich einige Tage aufgehalten. Und doch ist Weimar nicht einmal der feste Wohnsitz des großen Künstlers. Liszt wohnt überhaupt nicht. Das heißt, er hat nicht das, was der Engländer ein „home“, der Deutsche ein Daheim nennt. Dafür verfügt er über zahllose Schlösser, Villen und Häuser und über zahllose Massen von Freunden, und ob er in Rom, oder in Pest, oder wo immer Villeggiatur nimmt, er ist nur um die Auswahl verlegen, wo er sein Haupt betten soll. In Weimar steht ihm im sogenannten Gärtnerhaus am Eingang des Parks eine völlig eingerichtete Wohnung zur Verfügung, wo er alljährlich eine Reihe von Monaten zuzubringen pflegt. Man wundert sich, wie der große Kosmopolit es in Weimar, welches denn doch einigermaßen langweilig ist, besonders wenn man aus Rom kommt, aushalten kann. Aber zog es nicht Tasso stets nach Ferrara? Ist Karl Alexander nicht ein ebenso seriöser deutscher duca d'Este? Und wenn Tasso in Ferrara zwei Leonoren hatte, welche für ihn schwärmten, so hat Liszt in Weimar ganze Schocks von Leonoren, wenn sie auch nicht so schön sind wie die beiden italienischen Leonoren des Torquato.

Die au fond reich angelegte Natur Liszt's bedarf der milden Hofluft, ohne daß er selber im Entferntesten ein „Höfling“ wäre. Es ist ihm Bedürfniß, sich von dem schönen Geschlecht verehren zu lassen. (Er wurde ja von früher Jugend auf schon von den Damen so stark verehrt, daß man seine vortreffliche Körperconstitution bewundern muß.) Und auch der Weihrauch steigt in Weimar nicht wie der Rauch einer Feuersbrunst in die Höhe. Es sind sanfte Wölkchen bei sonniger Windstille, Räucherkerzen, die nach idyllischer Reseda duften und so Etwas calmirt nach den vulkanischen Orationen im Stil des Südens immer.

Ist Liszt schön? Nein. Aber er ist mehr als schön. Ich gebrauche

Digitized by Google

nicht das banale Wort „interessant". Liszt's Nase z. B. ist unschön, er hat zwei ganz derbe Warzen im Gesicht, einen sehr großen Mund ꝛc., aber es liegt darüber ein Hauch des Genius, was dem Gesicht dieses Mannes eine unwiderstehliche Anziehungskraft verleiht. Ein Dämon der Milde und Liebenswürdigkeit erscheint die Gestalt. Betrachte ich z. B. den Kopf des Dante, so ist nicht die geringste anatomische oder physiognomische Aehnlichkeit mit Liszt vorhanden und dennoch ist der Totalausdruck des Letztern Dante'sch, ja die geistige Aehnlichkeit der Maske ist fast unheimlich. Ich habe diese Bemerkung mehreren bedeutenden Malern mitgetheilt und wir Alle waren frappirt, wie zutreffend der Vergleich war trotz aller Verschiedenheit der äußeren Linien der Züge.

Liszt's künstlerische Neidlosigkeit ist allgemein anerkannt, seine Liebenswürdigkeit, die stets von einem entzückenden Ernst begleitet wird, kann den Frauen gefährlich werden, denn le genie n'a pas d'âge, und die hysterischen Frauen kann sie zu Mänaden machen, die den ersten Dionysios Liszt Evoë jauchzend umtanzen.

Die Zahl der „listigen Weiber von Weimar", wie ein Kalauer die Verehrerinnen des Meisters genannt hat, ist groß. Schon am frühen Morgen, wenn er in der katholischen Capelle sein Gebet verrichtet — denn Liszt ist temporirt religiös und zwar aufrichtig, ohne ein Frömmler zu sein und hat nie Glossen über Bibel ꝛc. leiden können — wird ihm aufgelauert und die Dame, welche ihm sein Gebetbuch nach Hause tragen darf, blutete sicher aus tausend Wunden, wenn die Augen der übrigen Dolche wären. Und da die meisten dieser Amazonen schon eine Reihe von Decennien über den Confirmationsunterricht hinaus sind, so bilden sie gleichsam, wenn es nöthig wäre, eine Tugend-garde du corps des Meisters. Wehe dem jungen, zudringlichen Gänschen, das sich Liszt zu sehr zu nähern versuchte, es würden ihm von den alten — Schwäninnen alle Federn der Reputation ausgerissen werden.

Man bemerkt daher auch die durchreisenden Clavierjungfrauen, von welchen manche in Begleitung eines Clavierjünglings erscheinen, auf der Straße den Meister in einer weihevollen Entfernung umkreisen. Ach! der arme Liszt wird mit Argusaugen bewacht, er muß in Weimar ein Heiliger sein und seine mehr oder minder majorennen Schutzengel bewachen sich untereinander und wenn sie Verse machen, so dichtet die Eine sicher keine Sonette auf die andere, weit eher aber Epigramme. Aber mit einer unnachahmlichen Bonhomie nimmt Liszt dieses Märtyrium der Verehrung entgegen. Er ist wie der einfache, aber würdige Meister vom Stuhl einer franche maçonnerie von Schürzen und Hauben, wo es sich ganz von selbst versteht, daß alle Schwestern gute Menschen sind. Wohl giebt es unter ihnen einige Terroristinnen, mit welchen es gefährlich ist zu spaßen und denen ich keinen Revolver in die Hände geben möchte, aber die Mehrzahl sind mehr verklärten Genres und glücklich, wenn sie ihre Lichtreliquien in stiller Einsamkeit betrachten, nachdem sie ein Lächeln des Meisters beglückt hat.

Ja, auch dieser Lisztcultus hat in Weimar etwas rührend Idyllisches. Es wird zuverlässig abscheuliche Medisance sein, daß Frau oder Fräulein ††† seit dreißig Jahren einen Cigarrettenstummel im Medaillon auf der Brust trägt. Es wird Lüge und Verleumdung sein, daß Liszt's braver alter Diener seine Noth hat, daß man den — Kamm seines Herrn nicht zu plündern versucht, um Haarlocken zu erhaschen. Nein, Liszt's Kamm wird

Digitized by Google

so wenig gefährdet sein, wie seine abgedankten Inexpressibles, welche nicht von rosa Atlas sein sollen. Aber es giebt unter den Weimaranern auch boshafte Philister, welche ihre Phantasie auf ein solches Feld der Lästerungen treiben.

Aber er lebt ja in einem permanenten Belagerungszustand, der arme Liszt. Und er stiftet in dieser Klemme manches Unheil, ohne es zu wollen. — Was soll er z. B. sagen, wenn er von einer jungen, angehenden Sängerin in die Enge getrieben wird?

„Ja! Ja! Sie haben Talent, ma chère!"

Viktoriaschießen! Das junge Talent schwillt und schwillt an, es kommt eine Maus zum Vorschein und die Maus hält sich für eine große Ratte. Gute Nacht Bescheidenheit, gute Nacht Respect vor den Lehrern! Franz Liszt hat gesagt: „Ich habe Talent und

Mein Kaiser hat mich angelacht
Und mir ein Compliment gemacht!"

Die „Schülerin Liszt's" ist fix und fertig und ich glaube, die Zahl solcher „Schülerinnen" ist so groß wie das deutsche Heer.

Es ist wahr, die Stadt Weimar wird für warmblütige Menschen auf die Dauer entsetzlich langweilig. Das Leben wirkt deprimirend, denn nur Wenigen ist es vergönnt gewesen wie mir, in einem kleinen Kreise von Artisten zu leben, die wie ich denken und fühlen. — Unabhängig.

So wurde der arme Gutzkow von Weimar förmlich weggebissen. So verweimaranerte selbst Dingelstedt; so rebellirte Heinrich Marr als Hoftheaterdirector, in der Sache Recht habend, aber die Formen zerbrechend, und dieser ästhetische Formalismus, das ist gerade der Fluch der kleinen Centren, den selbst guter Wille und Genialität des Monarchen nicht bannen kann. Wie ward der große Goethe in seinen alten Tagen „steifbeinen" in Weimar!

Wie viele tausend Lächerlichkeiten bietet „Ilm-Athen" heutzutage noch dem unbefangenen und unabhängigen Beobachter!

Reden wir von etwas sehr Materiellem. Es existirt in der ganzen Residenz nicht ein einziger Cigarrenladen pur et simple. Kaufen Sie sich beim „Kaufmann" Cigarren, so riechen und schmecken dieselben nach Käse, Wurst oder Häringen. Kaufen Sie sich Käse, Wurst oder Häringe, so schmecken diese nach Cigarren. Man kann sich also doppelten Genuß für einfaches Geld verschaffen. Aber fragt mich nur nicht, wie?! Im praktischen Leben herrscht eine Primitivität, die an Entsetzen streift.

Die Schulen in Weimar sind vorzüglich. Auch die Töchterschulen, unter welchen das „Sophienstift" obenansteht. Die Elevinnen derselben sind daran kenntlich, daß sie sich sämmtlich in der „dritten Position" des Tanzunterrichts bewegen. Eines dieser Backfischchen sieht von fern wie das andere aus. Das geht, steht und knixt „Pose". Uebrigens will ich auch in dieser Hinsicht gerecht sein. Das Institut ist pädagogisch ganz vorzüglich. Die Mädchen schienen mir nur zu frühzeitig die Allüren einer Dame annehmen zu müssen und nach meinen Lebenserfahrungen macht das zu früh reif und bildet Romantik in Mädchenherzen zeitiger aus als es nothwendig ist. „Mais c'est tout comme chez nous". Man merkt es nur leichter in dem kleinen Weimar.

Eine Specialität der Musenstadt bilden auch die Kaffeegesellschaften der Damen. Ein Masculinum — und wäre es der Hausherr — darf sich höchstens eine halbe Stunde dabei aufhalten. Sechs bis acht Damen ver-

Digitized by Google

einigen sich. Man trinkt Kaffee, stippt Kuchen ein und — — jede hat eine weibliche Arbeit mitgebracht. Das passirt anderswo auch. Aber hier in Weimar sind die Damen — — Fabrikarbeiterinnen bis in die höchsten Stände hinaus. Jawohl. Sie arbeiten für Apolda jene Filet- und Häkelartikel, welche dort fabricirt werden. Es leben sogar zwei „Directricen" in Weimar, welche den Damen die Aufträge ertheilen, die Waaren empfangen und den „Lohn" auszahlen. Es ist dies bei Lichte besehen höchst ehrenhaft von den weimaraner Damen und das Bischen Aesthetik und Ueberschwänglichkeit, welches bei ihren Kaffees mit in die Artikel für Apolda hineingestrickt wird, ist kein Unglück.

Das Schillerhaus kennt Jeder, das Goethehaus kennt Keiner. Es ist zum größten Theil vermiethet und die classischen drei Fenster, wo Zeus-Goethe studirte, dichtete und starb, gehören zu Zimmern, deren Zutritt der Welt hermetisch verschlossen ist, als wäre die Kunstsammlung des Dichters und die Reminiscenzen an ihn Conserven, die in den Blechbüchsen bleiben müssen, um nicht zu verderben. Das Goethehaus gehört den beiden Enkeln des Dichters. Alle Beide ein paar hochgebildete Männer, denen aber trotz ihrer Bildung die Last eines berühmten Namens drückend scheint, und die deshalb Misanthropen geworden sind und sich und die Goethezimmer von der Welt absperren. Es wird dabei kein Unterschied gemacht. Der Dichter, der Cavalier wird so gut zurückgewiesen, wie der stelzenbeinige Engländer, der mit seinem „Bradshaw" bewaffnet vorrückt, um auch diese Merkwürdigkeit mitzunehmen. Der Gladiator im Palazzo Massimo in Rom ist zugänglicher als die Goethezimmer in Weimar.

Es ist ein curioses Städtchen, dieses Weimar. Lächelnde Idylle, tiefe Melancholie und Philisterthum verschwimmen ineinander. Ich begreife es vollständig, wie der Fremde entzückt von Weimar sein kann. Man kann dort sterben, aber leben möchte ich dort nicht. Es ist, Alles in Allem genommen, zu calmirend, zu melancholisch, ein ewiger „Sonntagnachmittag" während der Predigt. Amen.

Diogenes.

Digitized by Google

Eine Sporting-Fahrt nach England.

Ein Liebhaber von Allem, was mit edlen Pferden in Beziehung steht, faßte ich mit einem Freunde den Entschluß, schnell einmal nach England „zu fahren", um uns dort über den Betrieb der Jagden zu Pferde genau zu unterrichten. In jenem Land wird gerade diese Art von Jagd schon seit Jahrhunderten mit Vorliebe betrieben, man hat demzufolge die meisten Erfahrungen in diesem nationalen Vergnügen.

Nirgends hängt die gesellschaftliche Aufnahme des Fremden so sehr von der Persönlichkeit ab, von welcher man eingeführt wird, als gerade in England, dem Lande der demokratischen Einrichtungen. Fehlt Einem die Empfehlung einer vornehmen, allgemein angesehenen Person, so hält es sehr schwer, ist fast unmöglich, sich Eingang in die geselligen Kreise zu schaffen. Uns war in dieser Beziehung der Zufall günstig. Durch die Vermittelung eines meiner Freunde erhielten wir von einem Lord und Besitzer einer eigenen Meute eine Einladung zu den letzten Jagden in dieser Saison und der Liebenswürdigkeit setzte er durch die hinzugefügte Bemerkung, daß er auch für die nöthigen Pferde Sorge tragen würde, die Krone auf.

Als wir in London ankamen, empfing uns der Lord mit offener, ungekünstelter Artigkeit; man sah ihm an, daß es ihm Vergnügen machte, mit uns hinter seinen Hunden zu reiten und überhaupt für unsere Unterhaltung zu sorgen. Er hatte für die kurze Spanne Zeit, die uns nur zu Gebote stand, und für den Zweck unseres Kommens ein vollständiges Vergnügungsprogramm entworfen und ganz in unserem Sinne über jede Stunde verfügt, so daß wir mit Freuden der Disposition zustimmten.

Zunächst machte ich „her Ladyship" unsere Aufwartung, die uns mit derselben Freundlichkeit, wie der Gemal empfing. Sie verstand es, die Unterhaltung bald über die kalten Förmlichkeiten der ersten Begegnung hinweg zu einem gemüthlichen Tone zu führen. Beim Luncheon, dem englischen zweiten Frühstück, zu dessen Theilnahme wir freundlichst aufgefordert wurden, fühlten wir uns mit diesen Leuten, die wir eben erst kennen gelernt hatten, bereits wie bei alten Bekannten.

Die Tageseintheilung in Bezug auf die Mahlzeiten ist in England eigentlich genau dieselbe wie hier zu Lande. Wir halten zwischen ein und zwei Uhr unsere Hauptmahlzeit, unser Mittagessen, oder feiner ausgedrückt Diner — das darf aber Stephan nicht hören — und nach acht Uhr unser Abendessen oder Souper; dort nimmt man auch die beiden Mahlzeiten, nennt die erste aber Luncheon, während die Hauptmahlzeit, das „Diner", erst Abends eingenommen wird. Diese kleine Veränderung ist durch die Verhältnisse ganz natürlich bedingt. Die Entfernungen sind so groß, daß der Geschäftsmann oft acht bis zehn Kilometer und noch weiter von seinem Comptoir wohnt, es deshalb vorzieht, mit einer kleinen Unterbrechung zum Luncheon bis sechs Uhr Abends fortzuarbeiten und dann mit der Eisenbahn, Omnibus oder Dampfschiff, so wie er des Morgens gekommen ist, nach Hause zurückzukehren,

Digitized by Google

um nun ungestört der Familie zu leben und mit dieser seine Hauptmahlzeit einzunehmen.

Da im Laufe der Zeit sich diese Lebensweise als die einzig practische und für die Verhältnisse passende bewährt hat, so ist sie ganz allgemein geworden und alle übrigen Einrichtungen richten sich danach. Theater, Concerte und andere Vergnügungen, welche man gewohnt ist, nach Tische zu besuchen, beginnen sämmtlich nicht vor acht Uhr, dauern dafür aber bis Mitternacht, so daß man also frühstens um ein Uhr Nachts zur Ruhe kommt. Schlaf muß der Mensch haben, folglich können die Geschäfte am anderen Morgen erst später wieder beginnen.

Gestärkt durch das von der liebenswürdigen Dame vom Hause uns gebotene Luncheon eilten wir mit unserm Wirth mit der Eisenbahn nach Windsor und der uns dort erwartende Wagen führte uns zu dem etwa sieben Kilometer entfernten Jagdrendezvous.

In England ist man in Bezug auf die Betheiligung an den Jagden viel liberaler als bei uns; wir würden uns wundern, wenn nicht speciell Eingeladene erscheinen wollten, dort werden die Rendezvous durch die Zeitungen bekannt gemacht: „Die Meute jagt Dienstag Nachmittag drei Uhr in Z" und nun steht es Jedem frei, dort zu erscheinen und den Hunden, unter Beobachtung der allgemein bekannten Gebräuche, zu folgen.

Die Passion der Engländer für die Parforcejagd ist so groß, daß von der Erlaubniß der Theilnahme nicht nur der ausgedehnteste Gebrauch gemacht wird, sondern daß die Besitzer und Pächter auch das Reiten über ihre Felder hinter den Hunden gestatten. Auf der anderen Seite nehmen die Reiter auch jede mögliche Rücksicht, damit nicht unnöthig Schaden angerichtet wird, und die niedergetretenen Pflanzen erheben sich durch die feuchte Seeluft schnell wieder.

Es ist üblich, daß derjenige Pächter oder Besitzer, auf dessen Terrain die Jagd beginnt, die dazu Erscheinenden mit einem kalten Frühstück, bei dem oft großer Luxus getrieben wird, empfängt. Ungenirt stärkt sich dort Jeder, auch ohne den gütigen Geber zu kennen.

Als wir in das Frühstückszimmer eintraten, fanden wir fünfundzwanzig Herren bereits in voller Beschäftigung. Das bei uns übliche Ceremoniell der Vorstellung, bei der man gewöhnlich nicht einmal den Namen erfährt, fällt dort ganz fort. Jeder langt von dem Vorhandenen zu, gießt sich nach seinem Gefallen ein, kurz benimmt sich ganz wie zu Hause und Keiner kümmert sich um den Anderen. Obgleich wir nun schon von London gestärkt angekommen waren, so nahmen wir doch noch eine Kleinigkeit und als die Gesellschaft nach beendetem Frühstück sich zur Jagd rüstete, benutzte ich die Gelegenheit, die Anwesenden zu mustern. Nur einer der Herren fiel mir auf. Er trug ganz neue Kleider, wundervolle lackirte Stiefel, und eine weiße Cravatte, man sah dem Ganzen an, daß er kein „Habitué" des Geschäftes war und es schien ihn auch Niemand zu kennen. Bevor wir das Zimmer verließen, füllte mir ein freundlicher alter Herr mein Glas mit vortrefflichem Portwein mit dem Anrathen, diese Ermunterung bei den uns bevorstehenden groben Hindernissen meinen Nerven noch zu gönnen.

Der zurückzulegende Weg konnte dem Herrn wohlbekannt sein, da wir nicht hinter lebendem Wilde, sondern auf der Schleppe reiten sollten. Bei dieser Art von Jagd wird nämlich die Fährte des Wildes durch ein von Jemandem auf der Erde geschleiftes Stück Fleisch ersetzt, dadurch hat man

Digitized by Google

es in der Hand, die zu durchreitende Bahn so auszuwählen, daß kein Schaden angerichtet wird, die Entfernung zu bestimmen und die zu überwindenden Hindernisse auszusuchen. Gerade wegen dieses letzten Punctes sind die Schleppjagden jetzt sehr beliebt. Jagt man Wild, so muß man es dem Zufall überlassen, ob und über welche Hindernisse dasselbe seinen Lauf nehmen will, dem Manne, der die Schleppe zieht, kann man aber genau den beabsichtigten Weg vorschreiben.

Die Hunde folgen der vom Fleisch zurückgelassenen Witterung genau so, wie der Fährte des Wildes; bei beiden Arten von Jagd kann der Reiter sich also an der Arbeit der Hunde erfreuen.

Um drei Uhr schwang sich Alles in den Sattel. Fünfzehn Koppeln prächtig aussehender Fuchshunde, genau gleich in Größe und Zeichnung — weiß mit schwarzen und braunen Flecken — waren unter der Führung ihres „Huntsman" zur Stelle.

Zuerst warf ich nun meinen Blick auf die Jagdpferde. Das Feld zählte kaum dreißig Reiter. Zu diesen Jagden finden sich nur solche Herren ein, welche vorzüglich Gefallen am harten und schnellen Reiten haben, denn ein Umreiten der Hindernisse ist hier nicht üblich, gewöhnlich auch nicht möglich. Um so mehr glaubte ich ganz besondere Thiere zu sehen und fand mich in meiner Erwartung eigentlich getäuscht. Die Herren ritten fast durchgängig starknochige, schwer aussehende Pferde, von denen viele auf krummen und gebrannten Beinen standen, ihre Condition war aber tadellos, man sah ihnen an, daß sie zu ihrer Arbeit vollkommen vorbereitet, trainirt waren.

Vor dem Abreiten machte uns der Lord noch darauf aufmerksam, daß nasse Gräben vorkommen würden, deren Breite man nach dem Aufspritzen des Wassers beim Springen der Hunde beurtheilen könne.

Die Meute wurde auf die Fährte geführt, stürmte davon und war auch gleich hinter einer Hecke verschwunden.

Die Felder der Gegend von Windsor sind, ähnlich wie in Holstein, von Gräben und Hecken umschlossen; die Verbindungswege werden zwischen den Hecken durch vier Fuß hohe Gatterthore gesperrt, welche sich bei diesen Jagden nie öffnen. Hat man also erst einen Sprung gemacht, so muß man weiter springen oder die Jagd aufgeben.

Die Reiter folgten den Hunden in geschlossenem Haufen und überwanden sämmtlich das erste Hinderniß ohne Unfall. Einige Landleute waren herbei geeilt und begrüßten uns mit Jubel. Die Bevölkerung hat eine solche Leidenschaft für das Springen der Reiter und Pferde, daß sie gleich zum nächsten Hinderniß eilen, sobald sie nur eine Meute kommen sehen. Finden sie zufällig ein Gatterthor offen, so werden sie es sicher schnell schließen, jedoch nicht in der Absicht, wie dies bei uns wohl der Fall ist, um das Vergnügen dadurch zu unterbrechen und zu stören, sondern um gerade im Gegentheil seinen Reiz zu erhöhen. Wie denkt in dieser Beziehung die Bevölkerung dort ganz anders als bei uns.

Nach dem Ueberwinden des ersten Hinderuisses befanden wir uns auf einer Wiese, auf der wir in der Entfernung nur eine niedrige Hecke bemerken konnten.

Einige Equipagen und eine Menge Zuschauer zu Fuß ließen jedoch darauf schließen, daß an dem Puncte etwas ganz Besonderes unserer harre. Zum Ueberlegen blieb keine Zeit, die Gangart war schnell. Die Hunde sprangen, das ominöse Zeichen wurde sichtbar, das Wasser spritzte. Mit gehobener

Digitized by Google

Digitized by Google

Malheur im neuen Reichslande.

Nach dem Originalgemälde von R. Poilpot.

Digitized by Google

Digitized by Google

Peitsche ritten wir an, die Pferde machten einen unglaublichen Sprung, denn hinter der Hecke lag ein Wasserspiegel von fünfzehn Fuß und das wird auch in England als ein recht ansehnliches Hinderniß angesehen. Mein Freund war dicht neben mir glücklich gelandet, als wir ein Platschen und ein schallendes Gelächter vernahmen. Rücksichten und Mitgefühl für das Unglück Anderer giebt es auf der Jagd nicht, dazu ist keine Zeit, denn wollte man Jemandem helfen, so würde man selbst die Hunde an diesem Tage nicht mehr wieder sehen. Wir warfen deshalb auch nur einen Blick rückwärts und siehe da: aus dem Wasser erhob sich mein Elegant vom Frühstückstisch. Sein Pegasus hatte vor dem Graben ganz unerwartet mit solcher Energie auf den Vorderbeinen parirt, daß sein Reiter sammt weißer Cravatte und Lackstiefeln, einem Schwimmatlethen gleich mit einem salto mortale mit dem Kopf zuerst in's Wasser fuhr.

Nach Ueberwindung dieses Hindernisses änderte ich auch meine frühere Ansicht über die Pferde der Jagdreiter vollständig und überzeugte mich von Neuem wieder, daß der Engländer nicht nach dem Aussehen, sondern nach der Leistungsfähigkeit allein fragt. Mit so viel Mißtrauen ich meinen auf allen vier Beinen gebraunten Fuchs bestieg, so sicher fühlte ich mich jetzt auf ihm.

Reiter und Pferde schienen übrigens die Gegend ganz genau zu kennen, denn manchmal rangirte sich die ganze Gesellschaft vor einer Hecke zu Einem hinter dem Anderen, ich folgte natürlich dem Beispiele und bemerkte dann im Sprunge, daß wir die einzige überwindbare Stelle getroffen hatten, deren Höhe immer noch hinreichte, so manchen Reiter aus dem Sattel und so manches Pferd zu Falle zu bringen. Hatte ein solcher Moment das Feld auseinander gezogen, so konnten die Letzten das verlorene Terrain schwer wieder einholen und hierin lag der Grund, daß am Schluß nur vier Herren dicht hinter den Hunden waren. Das ganze Feld, bis auf den Elegant, der nach dem unfreiwilligen Bade sich ein trockenes Plätzchen gesucht hatte, fand sich indessen in kurzen Zwischenräumen wieder zusammen.

Die durchrittene Bahn bildete einen Kreis von ungefähr sieben englischen Meilen mit einigen neunzig Hindernissen verschiedener Größe, endete mit einem hübschen Grabensprunge auf der Wiese ganz in der Nähe des Anfanges und war in fünfunddreißig Minuten zurückgelegt worden.

Die Röcke verschiedener Herren zeigten deutliche Spuren von der Berührung mit der Mutter Erde, Dank dem elastischen und weichen Boden hatten wir aber keinen Unfall zu beklagen.

Beim Heimritt freute sich der freundliche alte Herr über die guten Dienste seines mir beim Frühstück gebotenen Glases Portwein. Ein wunderthätiges Getränk, welches, von mir genossen, auf die Nerven und die krummen Beine meines Fuchses stärkend wirkte. Bei einem Gasthause in der Nähe des Bahnhofes stiegen wir vom Pferde, erwarteten bei einem Glase Ale den Zug nach London und lernten dabei den Huntsman der königlichen Hirschmeute kennen, mit welcher wir nach unserm Programm am nächsten Tage jagen sollten. Der Mann freute sich in uns zwei Herren vom Continente kennen zu lernen, welche nur die Reitpassion auf einige Tage nach England geführt hatte und versprach uns eine schöne Jagd hinter einem Hirsch mit dem vielversprechenden Namen „Eau-de-vie." Er war im Stande das zu jagende Thier genau zu bezeichnen, weil die Hirsche zu diesen Jagden im Wildpark trainirt und am Schluß womöglich unbeschädigt vor den Hunden gerettet werden. Dies Verfahren wird durch verschiedene Ursachen be-

Digitized by Google

dingt. Vor allem steht in England fast nirgends mehr Rothwild im Freien, so daß die Parforcejagd auf Hirsche aus dem Freien nur noch an äußerst wenigen Orten möglich ist, und dann hängt es bei dieser Jagd immer noch davon ab, ob und wo das zu jagende Stück gefunden wird, wohingegen bei der Jagd auf vorher eingefangene Hirsche die Zeit und der Ort des Anfanges genau festgesetzt werden kann, weil das zur Jagd bestimmte Wild in einem besonders für diesen Zweck construirten Wagen zum Rendezvous gefahren und dort in Freiheit gesetzt wird. Trainirt müssen die Thiere werden, weil das in den Thiergärten gehaltene Rothwild meist so feist ist, daß es kaum zehn Minuten vor den schnellen Hunden zu laufen im Stande wäre.

Die Zeitbestimmung ist gerade für die königliche Jagdequipage wichtig, damit die an den Jagden theilnehmenden Mitglieder der beiden Häuser des Parlaments ihre Rückkehr zu den Sitzungen berechnen können. Die bedeutenden Kosten für diese Meute werden hauptsächlich gemacht, um diesen Herren die Gelegenheit zu einem Galopp hinter den Hunden zu bieten.

In Deutschland haben die Regierungen eine dergleichen Rücksicht nicht nöthig, denn hier ist die Passion für das Pferd nicht so ins Fleisch und Blut der Nation übergegangen, daß den Herren ein Ritt mit den Hunden ein Bedürfniß ist; hätte eine Regierung diese Rücksicht, so würden die Parforcejagden sich doch nur einer geringen Betheiligung von Mitgliedern der Kammern zu erfreuen haben.

Jenseit des Canals ist das eben ganz anders.

Der Zug brauste heran und führte uns nach London zurück. Das Reitcostüm wurde zum Diner bei der edlen Lady mit dem Gesellschaftsanzuge vertauscht. Wir waren sehr angenehm überrascht in unserer Wirthin nicht den steifen Ton zu finden, der uns so häufig an vornehmen Engländerinnen geschildert wird, die Unterhaltung war eine durchaus ungezwungene und die Dame des Hauses entzog uns auch nach Tische beim Kaffee und der Cigarre ihre liebenswürdige Gesellschaft nicht.

Um ein Uhr des andern Tages stellten wir uns zum Rendezvous der berühmten „Royal buck-hounds" ein. Unsere Pferde waren zur Stelle. Wir fanden ein Feld von etwa zweihundert Reitern, darunter ein Dutzend Damen, gegen fünfzig elegante Equipagen und vielleicht sechshundert Zuschauer zu Fuß.

Das Ganze gewährte ein schönes, lebensvolles Bild, besonders gehoben durch die vielen rothen Röcke des Jagdanzuges und die eleganten Amazonen. Kleidsam und für unser Auge angenehm auffallend war der enge und kurze Rock der Reitkleider, ein Schnitt, den die Praxis gebietet, denn einmal würde das lange Kleid beim Springen über die Hecken zerreißen und zweitens in der scharfen Gangart zu sehr umherfliegen, während das andere so herabhängt, daß selbst beim schärfsten Galopp gegen den Wind die Fußspitze der Dame nicht sichtbar wird.

Für uns Fremde war es besonders interessant vor Allem das Jagdfeld zu mustern und es lag natürlich sehr nahe, uns zu erkundigen, ob alle diese Reiter in Scharlach und diese glänzenden Amazonen der Aristokratie angehören. Auf meine Anfrage erhielt ich die Antwort: „Durchaus nicht, die meisten sind, was sie in Frankreich „des épiciers" nennen. Ich könnte Ihnen hier drei Weinhändler zeigen, zwei Schneider, einen Notar, einen Auctionator, zwei Pfarrer und einen Restaurateur. Dabei aber auch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und den Lord-Kanzler. Was die Damen anbe-

Digitized by Google

trifft, so ist diese große Braune eine Modistin, dort weiter diese Blonde, welche augenscheinlich ihren Kamm verloren hat, um zu zeigen, daß ausnahmsweise dies blonde Haar ihr eigenes ist, ist ohne Profession und jenes zarte Geschöpfchen dort ist eine Reitlehrerin für Damen und — Andere, sagt man."

Uebrigens kümmert sich Keiner um den Anderen.

Mit militärischer Pünctlichkeit erschien die aus zwanzig Koppeln bestehende Meute, geführt von dem Huntsman, dessen Bekanntschaft wir Tags zuvor gemacht hatten, und drei Piqueurs oder „Whips." Diese vier in königlichem Dienst stehenden Leute saßen auf ausgezeichneten Pferden und waren wie der Franzose sich ausdrückt, „à quatre épingles" angezogen, in Stulpenstiefeln, weißen Lederbeinkleidern, rothen, goldbordirten Röcken und einem schwarzen Sammet-Cap, dazu trugen sie das silberne Jagdhorn.

Der Huntsman hatte die Aufmerksamkeit, uns als Fremde und Gäste eines vornehmen Herrn mit höflichem Gruß auf einen guten Platz in die Nähe des Hirschwagens zu führen. Diese Artigkeit blieb sowohl im Jagdfelde, wie unter den Zuschauern nicht unbemerkt, wir sahen die nach uns gewendeten neugierigen und fragenden Blicke, wer wohl diese Bevorzugten sein könnten.

Gleich nach unserem Herantreten wurde „Eau-de-vie" in Freiheit gesetzt und ergriff mit voller Geschäftskenntniß die Flucht. Nach ungefähr fünfzehn Minuten wurden die Hunde auf die Fährte geführt und flogen, mit hellem „Geläut", in vollster Schnelligkeit dahin. Reiter, Wagen und Fußgänger stürzten laut jubelnd hinter drein.

Wer ein solches „Anlegen" nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich keinen Begriff von der Passion des Engländers für die Parforcejagd machen.

Wahrscheinlich aus Aufmerksamkeit für die Zuschauer hatte der Hirsch eine weite Strecke seinen Lauf neben der Landstraße gewählt, so daß es auch den Equipagen vergönnt war, anfangs der Jagd zu folgen.

Gegen das, was wir gestern im Ueberwinden von Hindernissen hatten leisten müssen, brachte uns der heutige Tag einen leichten, wenn auch schnellen Ritt. Von den wenigen Sprüngen lieferte gleich zu Anfang eine nicht geschorene Hecke, deren Dornenzweige durchsprungen werden mußten, ein ergötzliches Bild für die Zuschauer. Eine Dame auf feurigem Schimmel, in höchst eleganter Coiffüre, den glänzenden Cylinderhut kunstvoll auf dem blonden Riesen-Chignon befestigt, eilte, wahrscheinlich um möglichst aufzufallen, ganz in der Nähe der Straße in vorderster Reihe gegen diese ominöse Hecke. Der Zelter macht einen wundervollen Sprung, die Dame hält zwar, wie dies in solchen Fällen zweckdienlich ist, den Arm mit dem Reitstock schützend vor das Gesicht, aber dennoch faßt ein ungalanter Dorn den Schleier des Hutes und dieser, zu gut befestigt, kann sich vom Chignon nicht trennen. Vollständig scalpirt landet die Amazone auf der anderen Seite der Hecke. Im Publicum vernahm man keine Ausrufe des Mitleids, sondern nur ein schallendes Gelächter, denn nicht nur die Haare waren falsch, selbst auch ihre Farbe; die Amazone, welche gezwungen war, barhaupt ihren Ritt fortzusetzen, zeigte nun ein kurzgeschnittenes, dunkelbraunes Kopfhaar.

Sonst verlief die Jagd ohne bemerkenswerthe Zwischenfälle. Nach ungefähr anderthalb Stunde wurde der Hirsch von den Hunden eingeholt und „gestellt." Huntsman und Whips waren rechtzeitig zur Hand, um ihn vor

Digitized by Google

seinen Verfolgern zu schützen, und ihn, gefesselt in seinen Wagen geführt, heimzuschicken.

Wir fuhren von der nächsten Eisenbahnstation nach London zurück und folgten der Einladung zum „Diner" in einem Club, bei dem uns durch freundliche Aufnahme und liebenswürdige Unterhaltung die Zeit bis Mitternacht unglaublich schnell verstrich.

Auf die beiden Jagdtage folgte nun, in Bezug auf das Reiten, ein Ruhetag, der jedoch andere Unterhaltungen in reichlichem Maße bot. Gegen Mittag trafen wir unsern Beschützer im Hydepark an der Caserne der Horseguards, die wir flüchtig in Augenschein nahmen. Wir erfreuten uns an den durchgehend schön aussehenden Rappen dieses Regiments, an der saubern Haltung der Ställe und an dem polirten Eisenzeug. Darauf hatten wir den großen Genuß, die Hauptallee, Rotten-Row, sich mit Reiter und Reiterinnen füllen zu sehen. Von den fünf- bis sechshundert Anwesenden bildeten den vierten Theil sicher die Damen, welche mit ihren Begleitern erschienen, Viele auch nur von einem Reitknecht gefolgt, Einige sogar ganz allein, anscheinend bei dem Genuß des Reitens noch Nebenzwecke verfolgend. Auch der Greis verschmäht es nicht, hier seine Promenade zu Pferde zu machen.

Auf Rotten-Row sieht man eine ganz andere Art von Pferden als im Jagdfelde. Der Engländer wählt zu jedem Zweck sein besonderes Thier. Auf der Jagd braucht er Springen und Schnelligkeit, hier braucht er Ruhe und Bequemlichkeit. Bei diesem Gewühl sieht man kein unruhiges Pferd, ein schlagendes oder ungezogenes Thier erscheint dort gar nicht.

Unsere Lady, eine der kühnsten Amazonen, litt noch an den Folgen eines schweren Sturzes und durfte deshalb auf den Jagden nicht erscheinen, dem ungeachtet hatte sie die große Liebenswürdigkeit, sich uns auf einer reizenden, kleinen Vollblutstute zu zeigen, welche sie mit wahrer Meisterschaft tummelte. Dies wundervolle Bild machte auf den Zuschauer den Eindruck der unbedingten Sicherheit. Reiterin und Pferd waren vollkommen einig mit einander und verstanden sich gegenseitig genau.

Das Auftauchen immer neuer Erscheinungen hätte uns sicher noch lange an Rotten-Row gefesselt, aber ein Versprechen, zu bestimmter Stunde die Hundeställe zu besichtigen, rief uns nach Windsor. Die Ställe mit ihren Bewohnern haben nur Interesse für Fachleute, wir übergehen deshalb die Beschreibung und folgen unserm gefälligen Lord zu einem Theil seiner Renn- und Jagdpferde nach einer in der Nähe gelegenen Farm. Die Abwesenheit des Trainers lieferte uns den Beweis, daß unser Kommen nicht vorher angezeigt war, wir fanden jedoch Alles in musterhafter Ordnung und in peinlichster Reinlichkeit. Wir hielten eine vollständige Stallparade ab, jedes Pferd mußte vor unserm Kennerauge Revue passiren. Den Beschluß machte die Besichtigung des in der Nähe stationirten, berühmten Vaterpferdes, Blair-Athol, der vor zwei Jahren von einer Actiengesellschaft zu einem so enormen Preise angekauft wurde, daß ich denselben hier gar nicht zu nennen wage. Die Meisten würden nicht begreifen können, daß ein einzelner Hengst einen Werth wie bei uns ein ansehnliches Rittergut haben könne, und würden deshalb meine Angabe doch nur für Aufschneiderei halten.

Die neue Woche begann für uns mit einem von den Officieren der Garderegimenter veranstalteten Renntage. Es verlief Alles mit großer Pünctlichkeit und mit Ausnahme, daß die Herren anstatt in Uniform in seidenen Jockeyjacken ritten, den unsrigen Rennen so ähnlich, daß ich den Leser

Digitized by Google

mit einer Erzählung derselben nicht ermüden will, um so mehr, da es ihm sicher vollkommen gleich sein wird, ob der ihm ganz unbekannte Hinz oder Kunz auf der Pandora um eine halbe Kopflänge siegte und ob die Wetten auf den Cäsar drei zu eins oder sieben zu eins standen.

Erwähnenswerth ist nur eine Steeple-Chase, zu der die Herren einen Ehrenpreis für alle diejenigen Pächter ausgesetzt hatten, über deren Felder sie bei den Jagden geritten sind. Fünf Reiter, die ich meiner Ansicht nach auch hinter den Hunden bemerkt hatte, erschienen am Pfosten. Die Herren mußten dieselben zwanzig Hindernisse der Officierrennen überwinden und lösten ihre Aufgabe mit vielem Geschick.

Der Dienstag brachte uns die letzte Schleppjagd, welche für alle Theilnehmer ebenso unterhaltend und spannend verlief wie die früheren, für das allgemeine Interesse aber nichts Bemerkenswerthes lieferte. Beim Frühstück führte mich der Zufall wieder neben denselben alten Herrn, der mir am ersten Tage so freundlich begegnete und auch diesmal bot er mir vor dem Aufsteigen wieder ein Glas Portwein. Ich erkundigte mich nach dieser leutseligen Persönlichkeit und erfuhr, daß es ein in seiner Grafschaft sehr beliebter und auch in weiteren Kreisen sehr geachteter Geistlicher und passionirter Fuchsjäger sei, der schon seit länger als einem Vierteljahrhundert die Meute in North Devon führt. Der Mann, der nun fast achtzig Jahre zählt, predigte im Jahre 1873 in Sandringham vor der königlichen Familie, ritt im Osten Englands mit zwei verschiedenen Meuten an zwei Tagen Jagd, wohnte einer Gesellschaft bei, kehrte zum nächsten Sonntag rechtzeitig zur Predigt nach North Devon zurück und ritt am Montag schon wieder eine Fuchsjagd.

Abgesehen davon, daß man bei uns nicht gewohnt ist, die Geistlichen sich an so weltlichen Beschäftigungen betheiligen zu sehen, dürfte man wohl schwerlich einen Herrn in diesen Jahren zu Pferde hinter den Hunden finden. In England, wo man, wie ich vorher schon bemerkte, täglich auf Rotten-Row Greise zu Pferde sieht, stehen solche Fälle nicht vereinzelt da.

Zur Characterisirung wie man in England ganz anders als bei uns über das Reiten und die Betheiligung an den Jagden denkt, sei noch Folgendes erwähnt.

Der verstorbene Bischof Wilberforce machte einst einem Rector seiner Diöcese, einem eifrigen Reiter, den Vorwurf: „Sie jagen sehr viel, Mr. Brown. Halten Sie das für eine kirchliche Beschäftigung?“ — „Mylord“, lautete die Antwort, „ich halte es wenigstens nicht für strafbarer, als den Besuch von Bällen.“ — „Ah“, erwiederte der Bischof, „wenn das eine Anspielung auf meine Anwesenheit auf dem Balle der Lady Jersey sein soll, so kann ich Sie versichern, daß ich den Ballsaal nicht betreten habe.“ — „Mylord“, antwortete der Pfarrer, „so mache ich es auch. Ich begleite nur die Hunde, ich mische mich nie unter sie, wenn sie jagen.“

Auch dieser Geistliche war ein sehr populärer und geachteter Mann, der als Vorstand eines Jagdcomités bis zum Tage vor seinem Tode hinter den Hunden ritt.

Andere Völker, andere Sitten.

Der alte freundliche Herr hatte den Jagden auch nur als Gast beigewohnt und begleitete uns auf der Rückreise nach seinem Wohnort noch bis London.

Die wenigen Tage in England hatten uns den Beweis geliefert, daß selbst Vergnügungen, in zu großer Menge genossen, zur Anstrengung werden,

Digitized by Google

deshalb war uns ein gemüthlicher Abend in der Familie des Lord eine sehr willkommene Abwechselung und Erholung. Nach dem Diner gestattete die Lady sogar in ihrem Boudoir nicht nur die Cigarrette, sondern auch die Cigarre, bei der in ungezwungener und heiterer Unterhaltung die Zeit leider zu schnell verstrich.

Am Mittwoch leuchtete uns die englische Sonne zum letzten Male. Um den Vergnügungskelch bis auf den letzten Tropfen zu leeren und bis zur Abreise jede uns zu Gebote stehende Minute auszunutzen, fuhren wir am Vormittag noch zu den großartigen Hindernißrennen nach Croydon, mußten aber gleich nach Beendigung derselben wieder nach London eilen.

Nur wenig Zeit blieb uns zum Abschiedsbesuch bei unserer Lady, um derselben dabei für die überaus liebenswürdige Aufnahme unsern aufrichtigsten Dank abzustatten, denn um acht Uhr Abends mußten wir zum Abgange des Schiffes in Harwich eintreffen. Die Trennung von Leuten, die uns so herzlich aufgenommen und mit solcher Bereitwilligkeit für unsere Unterhaltung gesorgt hatten, wurde uns wahrlich schwer. Der Lord begleitete uns bis zur Station und ein Schnellzug führte uns mit Windeseile zur See.

L. v. H. L.

Sodom.

Wenn etwas Dich aus Deinem Heim vertrieben,
Sei's Menschenhaß, sei's eines Gottes Walten,
Dann heißt's die Hände vor die Augen halten,
Schau Dich nicht um, nach dem was Dir geblieben!

Du würdest tödlich nur Dich selbst betrüben,
Säh'st Du sich Alles wandeln, neu gestalten,
Säh'st die Gesichter Du, die eisig kalten,
Säh'st Du getäuscht Dich selbst in Deinen Lieben.

Das Haupt voll Stolz und Trotz emporgerichtet,
Den Haß vergessend, der im Rücken loht,
So zieh aus Sodom, das Dir Gott vernichtet!

Was hinter Dir sei abgethan und todt!
Nach vorwärts schau', ob sich der Pfad Dir lichtet,
Doch nie zurück! — denk an das Weib des Loth!

Hartwig Köhler.

Digitized by Google

Die Pariser- und Wiener-Claque.

Als ich im April 1866 der ersten Aufführung der „Biche au bois", deren Verdeutschung dem Wiener Theaterdirector Strampfer die Hauptsumme zum Ankauf seines Gutes „Wegscheidhof" einbrachte, im Theater de la porte St. Martin beiwohnte, und mich mit einem billet de location um fünfzehn Francs auf einem tellergroßen Marterplätzchen in Mitte des Parterres möglichst breit gemacht hatte, erscholl plötzlich beim Entrée eines Komikers von einer Anzahl handfester Bursche, die knapp hinter mir saßen, eine so kräftige Beifallssalve, daß ich für mein Trommelfell besorgt würde. Dieser Applausorkan wiederholte sich noch stürmischer, als eine Soubrette, eine Beauté ersten Ranges im idealen, durchsichtig schimmernden und flimmernden Costüme der Diana, welches sehr kleidsam nur von der Büste unterer Welle bis zwölf Zoll über das plastisch schöne Knie reichte, die Breter illustrirte.

Mit dem Wesen und Treiben der Claque unbekannt, begriff ich nicht, weshalb denn diese beifallswüthige Meute beinahe allein im dicht gefüllten Hause ein so heulendes Gejohle ertönen ließ, bis ich bemerkte, daß diese wilde verwegene Jagd des Applauses auf das mit dem Taschentuch gegebene Zeichen ihres Meisters, eines in ihrer Mitte sitzenden dürren Männchens in clownartiger Beweglichkeit von Neuem begann und auf seinen Wink wieder schwieg. — Meine unheimlichen Nachbarn, deren Manoeuvres ich aus Furcht für mein Gehör abwehren wollte, warfen mir wüthende Blicke zu und drohten mich zu insultiren, als ich mißbilligende Geberden gegen ihre betäubenden Umtriebe zu machen wagte.

Im Foyer traf ich einen befreundeten Deutschen, der schon seit Jahren in Paris domicilirte und mir sofort über meine Frage die gewünschte Aufklärung über das Thun und Treiben der tonangebenden Handlungen des Beifalls geben konnte.

Es hatte mich nämlich ein böser Zufall in die nächste Nähe der indisciplinirten „Romanis", einer Anzahl vazirender Handwerksgesellen und Straßenbummler, die ihre Bezahlung zumeist in Billets erhalten, die sie unter dem Preise verkaufen, und die auf Commando ihres Chefs Beifall johlen, gebracht, — das war jedoch nur der Auswurf der Claque, welcher sich in den Ausstattungscomödien herumtreibt, während die wohl organisirte Claque ihre Erfolge im Theater français, in der Opéra, Opéra-Comique ꝛc. feiert.

Dort wirken die Entrepreneurs de succès dramatique, welche mit den Theaterdirectoren förmliche Verträge schließen, und erst nach ihrem mehr oder weniger wirksamen Debut honorirt werden. Der Chef dieser intelligenten Claque war ein vormaliger Studiosus medicinae, nachheriger Schauspieler Namens „Swentin", ein schöngeistiges Individuum, der sich nach seiner spectakulösen Laufbahn mit einer Jahresrente von 5000 Francs, die er sich

Digitized by Google

im Laufe von Decennien sozusagen herausschlug, aus dem lärmenden Beifallsgetriebe ins stille Landleben zurückzuziehen anschickte; vorerst jedoch seine tonangebende Stelle im Pariser Kunstleben an seinen meist talentirten Orchesterdirector des Applauses gleich einem Notariate um 20,000 Francs verkauft hatte.

Bereits im Jahre 1853 machten die Directoren und das Publicum energische Anstrengungen, die Claque abzuschaffen, aber der Versuch schlug fehl, man war nach vierzehn Tagen wieder genöthigt, diesen Mißbrauch einzuführen.

Bei der Aufführung der „Africaine" in der Opéra beobachtete ich die wohlgeschulte Claque, wie sie der Schnecke gleich nur die Fühlhörner des Applauses ausstreckte, um Faure's Meisterleistung als „Nelusko" zu illustriren; — mit ebenso feinem Tacte schleuderte die künstlerisch gedrillte Claque in der Opéra Comique bei Gulymard's Glanzrolle „Jaxyra" nur Raketen des Beifalls unter das Publicum, um die Blasirten zum Applaus anzuregen.

Bei diesen letztgenannten Pariser Claqueurs könnten die Herren Chefs der Wiener Claque: „Heimann, Bannewitzer, König, Fedor" und Consorten lernen, daß der Claqueur nur der Leithammel des Beifalls sein, und nie der allein maßgebenden, freien Meinungsäußerung des zahlenden Publicums frech entgegentreten darf, wodurch so manche scandalöse Scene vermieden würde.

Woher soll auch der aus Anlaß des „Olma"-Processes vielgenannte Claqueur Heimann seine artistisch-musikalische Bildung geholt haben, die ihn befähigt, als Autokrat auf der letzten Galerie unserer Opernbühne die erste Violine des Beifalls wirksam zu spielen. Die diversen Börsen-, Galoppir- und Wechsel-Escompte-Winkelgeschäftchen sind doch sonst nicht die Vorschule der theatralischen Intelligenz, um sich als Kunstkritiker zu geriren und dem Publicum durch Händearbeit zu imponiren.

Viele stabile Opernbesucher erinnern sich noch jener jüngst vergangenen schrecklichen Zeit, da Herr Heimann als Marschall der Claqueurs auf den luftigen Höhen des Theaters residirte, dort die Häufchen seiner Getreuen aus beiden Geschlechtern, worunter sich jedoch nie ein „Gojim" befand, in kleine Gruppen theilte und selbe zum höchsten Mißvergnügen des Publicums auf die besten Sitzplätze postirte, wo sie dann Berge von Garderobe und Hüten anhäuften, um noch einige Plätze für diejenigen Getreuen zu reserviren, welche zum Claque-Scandale erst nach der Ouverture einrückten. Höfliches oder energisches Plaidiren gegen den nicht gestatteten Unfug des Platzaufhebens auf die Intervention des Billeteurs, um die Sitzplätze von der dort angehäuften Garderobe zu säubern, war fruchtlos, denn auf den Höhen war die Claque Beherrscherin des Terrains, der das Publicum Raum gönnen mußte, damit sie den bei ihr assecurirten Künstlern bei jedem a priori fixirten Duette oder Pas de deux die jubelnden Begeisterungsschreie zu accordirten Preisen hinabtönen lassen konnte, welches Bravogebrüll sich tarifmäßig nach dem Actschlusse steigerte.

Die Galeriebesucher der Wiener Hofoper wollen dem Vernehmen nach dem energischen Director Jauner eine Bürgerkrone für die Abschaffung oder Einschränkung der scandalösen Claquewirthschaft der Heimann'schen Redifs verehren, da ihre Ohren nunmehr wieder in sanitärer Hinsicht neu aufzuleben berufen sind.

Digitized by Google

Die Herren „König" und „Fedor" gerirten ſich als „Chefs de la Claque" des Steiner'- und Fürſt'ſchen Muſentempels und klatſchten ihre Directoren im wahren Sinne des Wortes zu Tode.

Die rieſigen Beifallstribute erklangen, gleichviel ob die Directrice Geiſtinger eine fünfzehnjährige Gurli, oder der Director Fürſt einen ſechzehnjährigen, derben, oberöſterreichiſchen Bauernbua herabmimte, ob an der Wien der „Silberbecher" oder im Prater ein Lebensbild von „Fuchs" durchfiel, und erreichten den jubelnden Höhepunct, wenn Fürſt mit ſonorer Silberſtimme ein Couplet vorzutragen beliebte.

Da die große Menge zumeiſt ohne ſelbſtſtändiges Urtheil iſt, und ſich auf dem lauten Markt des Lebens wie im Theater nur durch eine Schaar von Claqueurs zum Hoſiannahruf begeiſtern läßt, da ferner eine große Anzahl der Theaterbeſucher zu blaſirt iſt, um Beifall zu ſpenden und es für unnobel hält, ihre Handſchuhe durch irgend eine Händearbeit zu ſtrapeziren, ſo ſollte auch in Wien eine intelligente, wohlorganiſirte Claque nach dem Pariſer Muſter von einem genialen Chef gebildet werden, welches Handwerk wohl derzeit an der Donau keinen ſo goldenen Boden wie an der Seine finden, doch immerhin eine erſprießliche von Dichtern und Componiſten, Darſtellern und Directoren gewürdigte Stellung in Bälde erringen dürfte.

Nach einem Weh.

Die Wunde heilt, der Schmerz wird alt,
Der Schrei der Seele iſt verhallt,
Der Gram hört endlich auf zu wühlen,
Dein Herz ſchlägt wie es einſtens ſchlug,
Doch daß es eine Wunde trug,
Das wirſt Du ewig, ewig fühlen.

Emil Marriot

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Die Salons der Beschützerin aller Künste, der Baronin von Schleinitz, haben soeben wieder einmal im Glanze der besten Gesellschaft geleuchtet. Es fanden dort Soiréen statt, die wie politische Ereignisse in allen Zeitungen besprochen wurden, denn eine europäische Berühmtheit, Franz Liszt, war der Gegenstand der Bewunderung und der Aufmerksamkeit aller Gäste. Eine Einladung zu diesen Abendgesellschaften zu erlangen, galt für einen besondern Glücksfall.

Der gefeierte Künstler hatte die Bedingung gestellt, eigenhändig die Einladungslisten zu revidiren und jeden ihm ungefälligen Namen zu streichen. Man weiß ja, daß die Aristokraten des Geistes mehr Vorliebe für die Aristokraten der Geburt als für ihres Gleichen hegen. Die vornehme Welt war also zahlreicher vorhanden als die geistreiche. Es war eine Auswahl schöner Damen, die in reizender, sommerlicher Toilette einen bezaubernden Eindruck machten. Durch die hohen Balconthüren strömte frische Gartenluft, denn das Palais des Hausministers liegt entre cour et jardin wie ein altfranzösisches Schloß. Das ehrwürdige, düstere Gebäude hat eine Geschichte, die fast ebenso interessant ist, wie die des benachbarten Radziwill'schen Hotels. Beide Häuser sahen sich bisher auch zum Verwechseln ähnlich, das letztgenannte ist aber jetzt durch Bismarck's Zauberspruch bedeutend verändert worden. Der letzte Besitzer des Ministerhotels hieß Graf von Osten-Sacken, dessen Gemalin die berühmte Schönheit Prinzessin Amanda von Hohenlohe war. Noch sieht man die Amoretten an der Thür ihres Boudoirs Wache halten und in den Sälen sind die Deckengemälde im französischen Geschmack noch unverändert. Es ist anerkennenswerth, daß man nicht versucht hat, der Neuzeit und ihrem Vandalismus die historische Physiognomie und reizvolle Eigenart dieses Gebäudes preiszugeben. Eine vortheilhaftere Decoration, wie die vorhandene, wäre für die interessante Liszt-soirée nicht auszudenken gewesen. Blumenduft und Mondenschein kamen mit der Gartenluft in die hohen Räume, Nachtfalter umschwärmten die zahllosen Wachskerzen, die hier angenehmerweise das Gaslicht verdrängt haben und ein köstliches Flüstern der Erwartung summte zwischen den Gästen.

Liszt ließ auf sich warten wie ein regierender Herr; als er endlich erschien am Arm seiner huldreichen Wirthin, sah man sich unwillkürlich um, ob ein dienstthuender Hofmarschall ihm die Wege bahnen würde. Seine mittelalterliche, geistliche Tracht erhöht das Eigenthümliche seiner Erscheinung; er sieht aus wie ein schwarzes Skelett. Seine erschreckend mageren Hände haben aber noch die ganze Jugendkraft des Anschlags, wenn er

Digitized by Google

spielt. Es dauerte lange, ehe er sich dazu bewegen ließ, die Tasten zu berühren, die ihm doch so viel Gold und Ruhm eingetragen haben. Eine gewöhnliche Bitte zum Vorspielen findet er beleidigend, die Damen müssen erst sozusagen kniefällig um diese Gunst flehen. Endlich ließ er sich erweichen und spielte dann fast allzulange.

Liszt verweilte eine volle Woche als Gast im Hausministerium und ließ sich als musikalischer Papst von seinen Anhängern die Hände küssen. Auch in den Hofkreisen genoß er reiche Auszeichnungen, der Kronprinz ließ ihn mehrmals in seine Sommerresidenz nach Potsdam befehlen und die Prinzessin Friedrich Carl ließ ihm zu Ehren ein Concert veranstalten.

Es war ein romantisches Zusammentreffen, daß gerade während Liszt's Anwesenheit alle Welt die Memoiren der Gräfin d'Agoult, einer seiner vielen, jetzt sehr platonischen Geliebten, gelesen hatte. Die zartfühlende Frau spricht zwar sehr wenig über dies weltbekannte Verhältniß, sie folgte darin dem Beispiel ihrer einstigen Nebenbuhlerin, George Sand, welche ebenfalls die Hoffnungen der Neugierigen täuschte, indem sie alle ihre Herzensgeheimnisse verschwieg, aber Liszt's Eitelkeit kann sich vollkommen befriedigt fühlen, denn die Gräfin d'Agoult erzählt sehr umständlich, daß ihr die Wahrsagerin Lenormand prophezeit hätte, sie würde eine europäische Celebrität lieben. In den Augen der Damen verdoppelte die Lectüre dieser Memoiren den Nimbus des gefeierten Künstlers. Auf das Buch selbst kommen wir vielleicht noch einmal ausführlicher zurück.

Unsere vornehme Damenwelt ist kürzlich wieder um drei junge Gräfinnen reicher geworden.

Die Hochzeiten im high life werden in England, wie man weiß, stets sehr ausführlich in den öffentlichen Blättern besprochen, die Gäste, die Anzüge und sogar die Hochzeitsgeschenke müssen sich genau gedruckte Beschreibungen gefallen lassen. Bei uns ist das Interesse für dergleichen schöne Sachen gewiß ebenso groß, aber es bleibt auf Privatkreise beschränkt, zu denen Berichterstatter von Profession keinen Zutritt erlangen können. Das Gedränge des Publicums bei vornehmen Trauungen ist vielleicht in England nicht größer als hier zu Lande. Man muß es zugeben, daß ein solcher Hochzeitszug ein reizendes Bild darbietet, die Schaulustigen sind in ihrem Recht, wenn sie sich dazu herandrängen. Eine holdere Braut als Fräulein „Jungfrau" von Bonin, wie es im Kirchenbuch steht, kann man nicht oft zu sehen bekommen, die schwarzen Sammetaugen und die Rosenwangen mahnten an Schneewittchen's Schönheit; das ganz weiße Brautkleid von Seide in mattem Perlenglanz und das zarte Spitzengewebe des Schleiers, keinen andern Schmuck als die Myrthe, brachten eine magische Wirkung hervor. Nächst der Braut war ihre Mutter die schönste Dame, ihr weißes Lockenhaar und ihre königliche Haltung zogen die allgemeinste Bewunderung auf sich. Der Bräutigam, Graf Erich Dohna-Schlodien, ist ebenfalls eine sehr stattliche Erscheinung. Seine Kameraden in glänzender blauer Gardedragoneruniform, lauter ritterliche, hohe Gestalten, bildeten mit den reizenden Brautjungfern den Schlußstein des Festkreises. Es ist schade, daß es noch nicht Mode geworden ist, solche Tableaux durch den Photographen vervielfältigen zu lassen.

Die junge Gräfin Wartensleben ist noch einige Tage später getraut worden als die obengenannte Grafenbraut. Ihre Hochzeit war womöglich noch glänzender, aber sie fand nicht hier statt, sondern auf dem Schloß ihres

Digitized by Google

Vaters, des Fürsten von Schönburg. Als geborene Prinzessin wird sie künftig den Vorrang haben, wenn sie bei Hofe mit den übrigen jungen Gräfinnen zusammentrifft. Die Dritte unter denselben ist die schöne, blonde Tochter unseres Handelsministers, Johanna Gräfin Monts, die soeben von ihrer Hochzeitsreise zurückkehrte. Eigentlich müßten wir noch eine vierte junge Gräfin nennen, die wieder in der Gesellschaft erscheinen wird, sie war Monate lang in Todesgefahr, eine Strohschicht vor ihrem Hause sollte das Wagengerassel mildern, das ihrem nervenkranken Kopf gefahrdrohend war. Während der Bewußtlosigkeit überkam sie noch das Unglück, ihr einziges Söhnchen durch Diphtheritis zu verlieren. Ihr Gemal, Graf d'Aunay, französischer Gesandtschaftssecretär am hiesigen Hofe, brachte die junge Frau nach Ostende, wo sie endlich genas, und jetzt wieder hier in ihrer früheren Blüthe erschienen ist. Sie war eine der gefeiertsten Schönheiten Berlins, eine Tochter des amerikanischen Generals Berdan, der durch seine Erfindungen auf dem Gebiet der practischen Militärwissenschaft sich einen bekannten Namen erworben hat.

Zur Statistik der Gesellschaft müssen wir außer den Trauungen auch die Todesfälle erwähnen. Ein sehr altes und ein sehr junges Mitglied unserer Aristokratie sind kürzlich gestorben, nämlich zuerst der Graf Adam Luckner, Besitzer einer der größten Majorate in Preußen; er hinterläßt nur Töchter, sein großer Landbesitz geht auf einen seiner Neffen über, den Grafen Felix Luckner bei Dresden, der bereits selbst große Güter besitzt und in der Dresdener Gesellschaft als „Crösus und Apoll" eine bekannte Persönlichkeit ist.

Das jüngste Mitglied unserer hohen Aristokratie, der Graf Nicolaus Gaschin, Besitzer der Herrschaft Polnisch Cravarn in Oberschlesien, starb ebenfalls ohne Erben. Ein schöner, stattlicher Cürassierlieutenant von vierundzwanzig Jahren, dem alle Herzen und Häuser offen standen, hatte er noch nicht daran gedacht, sich zu vermälen. Die Familie wird voraussichtlich aussterben, denn es lebt nur noch ein alter, unverheiratheter Onkel des jungen Grafen.

Seine Mutter, eine geborene Gräfin von Sumin-Suminska, ist von dem Verlust ihres einzigen Sohnes so tief erschüttert, daß sie beschlossen hat, nicht wieder nach Berlin zurückzukehren, wo sie ein so glückliches, glänzendes Leben führte. Ihr Haus war der Sammelplatz der heitersten Gesellschaft und ihre fürstliche Einrichtung, namentlich ihre elegante Equipage, suchten ihres Gleichen vergebens.

Ein Todesfall, der nicht minder tragisch ist, wenn auch in einer ganz andern Weise, betraf die Sängerin Camilla Andersen, eine junge Dänin, die hier in gewissen Kreisen sehr beliebt war. Sie stürzte sich aus ihrer Wohnung im dritten Stock auf die Straße hinab, gerade in dem Augenblick, als um Mitternacht eine lustige Gesellschaft, die sie nach Hause begleitet hatte, unter ihren Fenstern lachte und scherzte. Das junge Mädchen trug den Blumenstrauß noch an der Brust, den sie soeben erst von einem der anwesenden Herren erhalten hatte. Wieder einmal ein fertiger Novellenstoff aus der Wirklichkeit!

Die langjährige Klage, daß die entlegenen Stadtviertel zu viele Theatergebäude hätten, scheint bei unsern Bauspeculanten für unbegründet zu gelten, denn es ist soeben wieder im Ostend, unter den sogenannten Frankfurter Linden, eine ehemalige Vorstadt, ein prächtiges Theater erbaut wor-

Digitized by Google

den. Ueber die Unmöglichkeit seines Bestehens kann kein Zweifel herrschen, wenn man bedenkt, wie viele Theaterbankerotte in jetziger Zeit vorgekommen sind. Das Woltersdorf-Theater, ebenfalls am Ende der Welt gelegen, ist soeben geschlossen, das Stadttheater, obwohl in der Mitte der Stadt, in der Lindenstraße, ebenfalls, das Residenztheater steht leer, fast alle die andern Theater: Thalia, Louisenstädtisches, Vorstädtisches sind fast immer leer. Im vornehmen Potsdamerviertel, wo die meisten zahlungsfähigen Theaterbesucher wohnen, existirt nur eine elende kleine Privatbühne, Urania, wo Dilettanten ihr Wesen treiben.

Die schlechten Geschäfte der Theater werden bei den Journalen theilweise nachgeahmt. Das Journal de Berlin ist eingegangen, es hat fast zwei Jahre mit einem unverhältnißmäßigen Aufwand von Intelligenz danach gestrebt, Abonnenten zu erringen, aber die Berliner, die sich doch sehr viel auf ihr „Bisken Französisch" einbilden, verstanden die guten Absichten nicht, welche Herr Gustav Meyer an den Tag legte, indem er ihnen einen trefflich redigirten Auszug französischer Blätter billig lieferte, sie lasen lieber flüchtig im Conditorladen einen französischen Journalartikel durch. Einer der Mitarbeiter des Journal de Berlin, Mr. Potonié, macht indessen soeben den Versuch, ein neues französisches Blatt herauszugeben unter dem Titel „Feuille d'Olivier"; ein Blatt vom Oelbaum thäte uns freilich Noth in dieser bösen Zeit, möchte es recht frisch weitergrünen!

Das neue Berliner Tageblatt versucht sein Glück durch mehrmaligen Wechsel seines Redactionspersonals; jetzt ist der bekannte Regierungsrath Beutner an die Spitze desselben getreten, er war früher Redacteur der Bürgerzeitung und ist ein ausgesprochenes publicistisches Talent, seine Leitartikel sind stets von packender Wirkung. In unruhigen Zeiten könnte er sich rasch eine einflußreiche, politische Stellung erwerben, ob es ihm aber gelingen wird, dem neuen Tageblatt, dessen Concurrenz mit dem alten bisher Hauptzweck war, einen größern Wirkungskreis zu verschaffen, steht dahin.

H. v. N.

Wien.

Und so rücken sie allmälig wieder ein in ihre alte, geliebte Musengarnison und suchen sich wieder traulich einzurichten an der ewig grauen Donau, die Söhne und Töchter Apolls. Sie haben die Ferialwochen gut angewendet und entweder in der Hauptstadt Deutschlands und auf diversen Provinzbühnen Geld und Lorbeeren eingeheimst, oder in Marienbad mehrere Kilos ihres imposanten Umfanges verloren — ach, eine ganze Reihe unserer gefeiertsten Primadonnen und Schauspielerinnen hat alljährlich bei den böhmischen Quellen ein gewisses Correctiv zu suchen — und es wird wieder lebendiger in dem so undankbar, so schnöde verlassenen Wien. Franz Jauner hat in seinem Opernhause die Fenster putzen lassen, Franz Dingelstedt bereitet neue diplomatische Schachzüge vor, Maximilian Steiner ist stets athemlos auf allen Wegen, um sich mit seinen Gläubigern zu arrangiren, den Concurs aufzuheben und das Theater an der Wien wieder eröffnen zu können, das Carl-Theater sucht neue Stücke, die komische Oper sucht einen neuen Waghals, der sich an ihr zu Grunde richtet, kurz das Animo ist mit

Digitized by Google

den längeren Abenden wieder eingekehrt und wenn es wollte, könnte es „losgehen". Aber es will noch nicht, denn es ist nicht genug, daß die Bühne und die Coulisse ihr Publicum hat, auch das Parket und die Galerien wollen bevölkert sein und dazu ist es, sintemalen unsere Aristokratie in gentry noch in Ischl und Gmunden und auf Reisen und auf ihren Schlössern und Edelsitzen sich befindet, noch etwas zu früh.

Das bedeutendste und wichtigste sociale Ereigniß der eben verflossenen Wochen spielte sich unstreitig auf dem Parket unseres allerhöchsten Hofes ab, allwo Se. kaiserliche Hoheit Kronprinz Rudolf die Selbständigkeitserklärung zugesprochen erhielt. Mit diesem Act, der nicht nur ein staatliches, sondern wie eben angedeutet, auch ein gesellschaftliches Interesse für sich in Anspruch nehmen darf, war auch der Wechsel im Oberstthofmeisteramt des nun selbstständigen Kronprinzen verbunden und über diesen Wechsel, ganz speciell über die neue ans Ruder gekommene Persönlichkeit möchte ich einige Worte sagen. Der Oberstthofmeister eines souveränen Fürsten oder eines zur Thronfolge bestimmten Prinzen hat zwar in der Regel auf diesen Fürsten oder Zukunftsprinzen keinen directen moralischen und intellectuellen Einfluß, immerhin aber sind die Berührungspuncte zwischen „Herren und Diener" so zahlreich und oft so zarter Natur, daß so ganz und gar die Stellung eines Oberstthofmeisters nicht übersehen werden darf. — Der neue an die Stelle des Grafen von Latour (bisherigen Erziehers) getretene neue Oberstthofmeister ist seit dem 24. Juli Carl Albert Maria Graf von Bombelles, k. k. Linienschiffscapitän a. D. (bisheriger) Kammerherr des Erzherzogs Franz Karl (Vater des Kaisers) und Besitzer unendlich vieler hohen Orden. Graf Bombelles war es auch, der den unglücklichen Kaiser Max von Mexiko begleitet und bei ihm bis zum letzten Tag ausgeharrt hatte. Dieser Umstand, dann die gute, alte Adelsfamilie des Grafen, seine umfassende, allgemeine Bildung und seine Neutralität in den politischen Stellungen und Strömungen mochten ihm die neueste Position eingetragen haben. Graf Bombelles ist ein Mann, der die Fünfziger noch kaum erreicht hat und ohne gerade zu den stürmischen Lebemännern der Residenz und des Hofes zu zählen, doch ein Freund des Boudoirs und seiner anziehenden Silhouetten und Historietten ist. In den Logen des Hofoperntheaters ist es neben dem stets galanten Reichsfinanzminister Baron von Hofmann stets der Kopf des Grafen Bombelles, den man im Hintergrunde vielbelagerter Logen sieht und der Oberstthofmeister des Kronprinzen ist nicht nur in den Kreisen der Geburtsaristokratie zu Hause, sondern auch in jenen, die ihren Stammbaum erst zwischen 1870 und 1873 aufgerichtet, und seines gesellschaftlichen Umgangs dürfen sich nicht nur Comtessen und Baronessen rühmen, sondern auch die Gattinnen und Töchter der Ritter vom Krach. Graf von Bombelles hat eben Geschmack und die Schönheit ist für seine socialen Tendenzen ein oberstes Prinzip. — Der Kronprinz selber ist ein junger Mann voll der schönsten Anlagen. Hoch gewachsen, von elegantem und doch kräftigem Körperbau ist er das treue Bild seines Elternpaares; sein Benehmen ist voll Leutseligkeit und vertrauenerweckend, seine Kenntnisse sollen eine für Prinzen ungewöhnliche Ausdehnung, ja Tiefe gewonnen haben. Vater und Sohn hängen mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit aneinander. —

Man hat es in der Bevölkerung immer gern gesehen, daß Kronprinz Rudolf bis jetzt nur stets in bürgerlicher Kleidung aufgetreten ist. Erst als der zukünftige Herrscher der österreichischen Monarchie nach dessen Selbst-

Digitized by Google

ständigkeitserklärung eine Visite bei dem Erzherzog Franz Carl (seinem Großvater) in Ischl machte, erschien er in militärischer Gewandung. —

Der Bau des neuen „Burgtheaters" oder, um mich correcter auszudrücken, des k. k. Schauspielhauses, schreitet jetzt mit sichtbaren Schritten vorwärts; derselbe ist bereits mit seinen Grundmauern ein ziemliches Stück über die Erde herausgewachsen und von jetzt an kann der die Ringstraße Passirende jeden halben Meter des emporsteigenden Fortschrittes controliren. Aber Ritter von Hasenauer, der Architekt des Monumentalbaues für die dramatische Kunst wacht, mit Argusaugen darüber, daß kein profaner Fuß den Raum betrete, der uns die so heimisch gewordene Stätte am Michaelerplatz ersetzen soll und verschließt jedem Fremden die Einsicht in Plan und Einrichtung des neuesten unserer Musentempel. Doch hier und da dringt ein gewandter Blick auf den geheimnißvollen Baurayon und der strenge Wächter und Behüter seines Werkes muß sichs dann gefallen lassen, daß der gewandte Blick wieder nach auswärts schweift und der Welt verräth, was überhaupt zu erwarten ist. Vor Allem hat man in der Anlage des Hauses auf die größtmöglichste Verwerthung des Bühnenraumes gesehen und in der That sollen solche Einrichtungen in der Maschinensection getroffen sein, daß man vor keiner Aufgabe wird zurückschrecken müssen, die der Dichter von der Zauberkraft des Dampfes verlangt. Das moderne Auge verlangt bekanntlich auf der Bühne eine zweite Naturwelt mit allen ihren Wundern und das Opernhaus hat die Wiener an die höchsten Aufgaben der Verwandlungs- und Zauberkunst gewöhnt; warum sollte also das k. k. Schauspielhaus vor der k. k. Hofoper zurückbleiben und warum sollte Franz Dingelstedt nicht auch solche miraculöse Effecte hervorzubringen im Stande sein wie Franz Jauner?

Warum hat Mosenthal das neue Haus nicht erlebt? Warum hat der Verbraucher so vieler Abendröthe die Zeit nicht gesehen, die für seine Knalleffecte so gewissenhafte Vorsorge zu treffen wußte? Das Parket des neuen „Burgtheaters" (die Feder kann sich einmal diese Bezeichnung nicht abgewöhnen) wird nahezu dreihundert Sitze fassen — das Opernhaus zählt derer dreihundertachtunddreißig — und die Galerien sind im Verhältniß zum Parket und nach Unterbringung der Logen ebenso reich dotirt. Selbstverständlich wird man im Zukunftshause am Burgring bequemer situirt sein als am Michaelerplatz und wird man fürder mit den Beinen der Nachbarschaft nicht mehr in gar so arge Collisionen gerathen. Jeder Fremde hat sich in Wien davon überzeugt, daß die Ventilation der Oper zu der vortrefflichsten gehört, die man je noch in einem Theater empfunden hat; auch das Parallelhaus der Kunst wird bemüht sein, seinen Gästen immer und immer frische, kühle Luft an die erhitzten Wangen zu fächeln. Wenn es der Ventilator manchmal nur nicht gar zu arg treibt, wodurch es im Hause dann auch etwas gar zu — kühl würde ... Die Lustres werden wahre chefs d'oeuvres der modernen Kunstindustrie sein; gegenwärtig ist deren Zeichnung fertig geworden und sofort geht es dann in das Atelier. Das Decorationsdepot, das zu den großartigsten der Welt zählen wird, wird ebenso wie die Abtheilung für die Malersäle mit jenen des Hofoperntheaters verbunden sein und ist hierfür ein Bau nächst dem Theater an der Wien errichtet worden. Hoffentlich fällt in dieses immense Doppeldepot niemals ein Funke tückischen Feuers — das Flammenmeer, das aus dieser Welt von Garderobenillusionen steigen würde, müßte die ganze Vorstadt

Digitized by Google

Wieden sammt den angrenzenden Bezirken mit seinem rothen Glanz vergolden. —

Gegenüber dem eben besprochenen Neubau, d. h. auf der andern Seite des Burg- und Franzenzwingers, erhebt sich eine ganze Seite colossaler Gebäude, die sämmtlich öffentlichen Zwecken gewidmet sind und binnen fünf oder sechs Jahren vollendet, den Abschluß aller großen staatlichen und communalen Bauten bilden und der Residenz einen imposanten Charakter zu verleihen geeignet sind. Die zwei k. k. Hofmuseen — das naturhistorische mit allen naturwissenschaftlichen Collectionen, das kunsthistorische mit der Galerie des Belvedere und mit der Ambrasersammlung — der Justizpalast, das Rathhaus — der Bau dieses Hauses ist auf ca. 8 Millionen veranschlagt — die Universität endlich — die steinerne Guirlande ist riesig, ist colossal und wird den Fremden wie Einheimischen unendlich viel zu schaffen geben. Sie erwarten ja Alle, in dem rothen Buche zu stehen und es darf keine Stiege, kein Saal unbetreten bleiben.

Leider aber darf es nicht verschwiegen werden, daß in dem Maße als die Capitale der österreichischen Monarchie in architektonischer Beziehung immer schöner, immer glänzender und interessanter geworden ist, die materiellen Verhältnisse des Lebens verloren haben. Es ist möglich, daß sichs wieder ein wenig hebt, daß die Leute mit dem Gelde, das wieder ins Land seinen Weg zu finden scheint, auch neue Lust zur Entfaltung von Luxus und zur Entwickelung von echt großstädtischen Thorheiten empfinden, — bis dahin aber muß sich Wien auf eine freudigere Zukunft vertrösten, nicht auf die „gemüthliche" Zukunft des Vormärz, sondern auf die geistig-lebendige und materiellgeordnete einer vollkommen überwundenen und gänzlich verschmerzten Krise.

Figaro.

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1 und 2. Kinderanzüge.

Coſtüm von grauem Popeline, garnirt mit corallenrother Faille für Kinder von 4 Jahren. Der vorn glatte Rock iſt auf der Rückſeite in Falten gelegt und geht bis unter die Taille herauf, welche einen Ueberwurf bildet. Die Taille iſt an der Rückennaht etwas geſchweift; das Vordertheil derſelben reicht über den Rock herab, wo es rund geſchnitten iſt. Ein corallenfarbener Failleſchrägſtreifen folgt der untern Schweifung der Taille und bildet den Kopf einer Schellenfranſe.

Nr. 1. Kinderanzug.

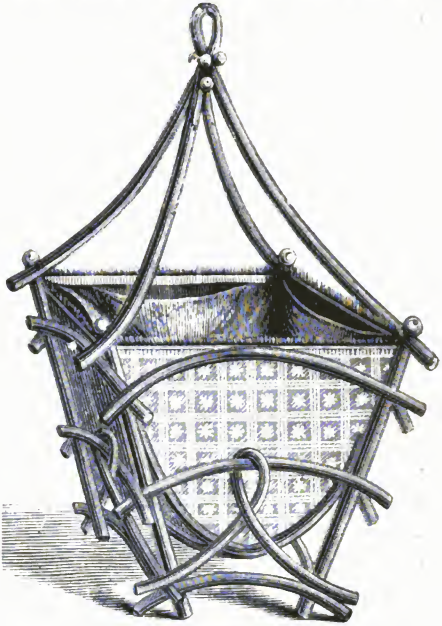
Nr. 2. Kinderanzug.

Zwei corallenfarbene herabfallende Failleſchluppen ſind auf das Pliſſé des Rockes aufgeſetzt. Runder Aermel mit corallenfarbenem Aufſchlag, unter welch' letzterm eine kleine Kräuſung ſichtbar wird.

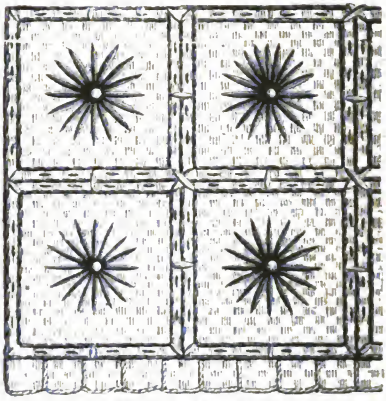
Nr. 2. Robe von blaßblauem Caſchmir für ein Kind von 4 Jahren und darüber. Das Vordertheil iſt gerade geſchnitten; an dieſes ſchließt ſich die kleine Seite des Rückens an. Das Hintertheil beſteht der Länge nach aus zwei Theilen. Die obere Partie, welche 10 oder 15 Centimeter unter der Taille endigt, beſteht

Digitized by Google

wiederum aus zwei Theilen, einem Futtertheile und einem auf das Futtertheil zu setzendem Faltentheile. Dieses obere Hintertheil ist seiner Naht in der Mitte ent-



Nr. 3. Arbeitskörbchen.



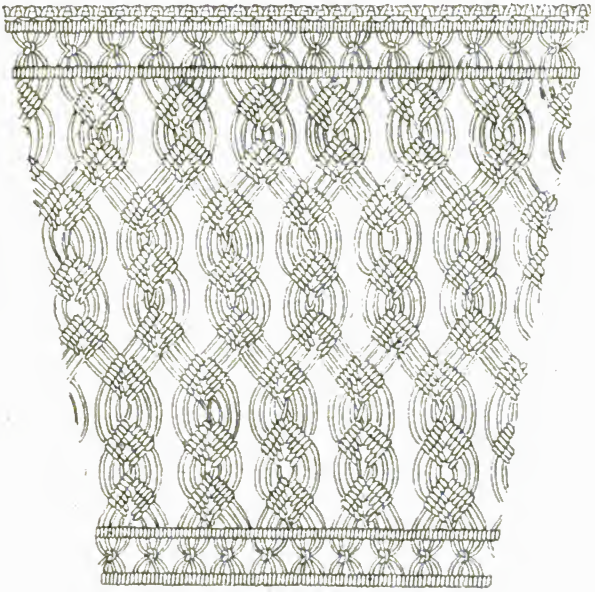
Nr. 4. Dessin zu Nr. 3

Digitized by Google

lang leicht geschweift. Die untere, drei dicke Rosenfalten bildende Partie des Hintertheils schließt sich unmittelbar an den untern Rand des obern Theiles quer an.

Nr. 5. Blumentopf-Behälter

Am Rande des Rockes, an der Tasche und an dem an der Seite abgerundeten Aermel ein Plissé; ebenso ist auch der Kragen mit einem Plissé eingefaßt.

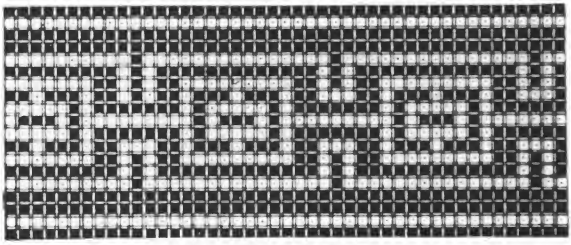


Nr. 6. Dessin zu Nr. 5.

Nr. 3 und 4. Arbeitskörbchen.

Das Gestell hierzu ist aus schwarzlackirtem spanischen Rohr zusammengesetzt.

Das Innere wird mit Segelleinwand straff staffirt, welche der Form des Körbchens angemessen in vier Theile geschnitten wird; die Theile werden mittels einer Naht verbunden. Der obere Rand der Leinwand wird, wie Nr. 3 zeigt, ausgefranst und ragt über den Rand des Gestelles hinaus. Die Stickerei geschieht nach dem beigegebenen Dessin Nr. 4 im russischen Stich in englischer rother Wolle und in Lanzettstichen in gelber Cordonnetseide. Das Innere wird mit rothem Cashmir gefüttert und an jeder der vier Seitenflächen eine Tasche angebracht



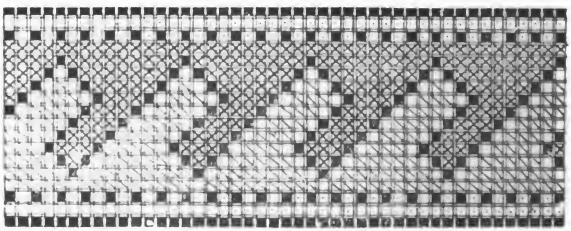
▣ Hellgrün. ■ Dunkelgrün.
Nr. 7. Tapisseriestreifen in Grecquemanier.

Nr. 5 und 6. Blumentopfbehälter.

Das Gestell zu diesem niedlichen Boudoirmöbel besteht aus dem für dergleichen Gegenstände allgemein angewendeten schwarz lackirten Bambus. Die Ausführung des Dessins Nr. 6 geschieht im einfachen Festonstich, weitem Langstich und Blüthenstich. Die fernere Auszierung ist aus der Vollansicht Nr. 5 deutlich ersichtlich.

Nr. 7. Tapisseriestreifen in Grecquemanier.

Obschon dieses Dessin nur in zwei Nüancen einer und derselben Farbe ausgeführt ist, so macht es nichtsdestoweniger einen recht hübschen Effect. Je nach Geschmack und Bestimmung kann auch irgend eine andere Farbe gewählt werden.



■ Schwarz. ⊠ Blau. ▨ Grau. ▣ Goldgelb. □ Weiß.
Nr. 8. Tapisserieeinsatz.

Nr. 8. Tapisserieeinsatz.

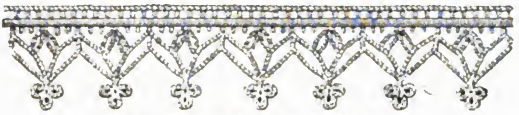
Die fast classisch zu nennende Reinheit dieses Dessins gestattet die Verwendung desselben als Bordüre für die verschiedensten Tapisseriearbeiten. Ebenso dürfte es sich, mit einem andern Dessin abwechselnd zusammengestellt, mit Hinweglassung der schwarzen Randstiche oben und unten, recht wohl als Decke für elegante Möbel eignen.

Nr. 9. Gehäkelte Spitze mit Mignardise.

Für den Kopf dieser der Länge nach zu häkelnden Spitze ist an der einen Seite

Digitized by Google

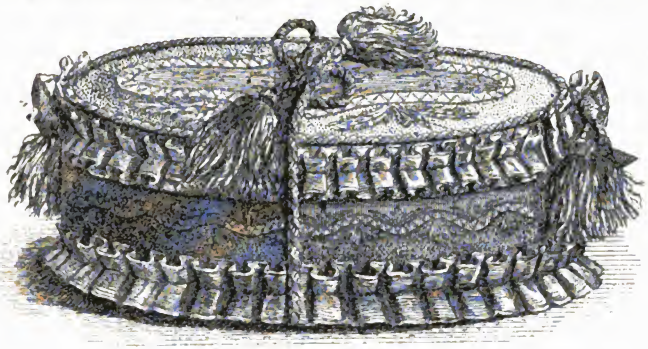
der Mignardise in jedes Picot, abwechselnd 1 Doppelm. und 1 einf. M. zu häkeln. — 1. Reihe: Der Faden wird am 1. Picot befestigt, 9 einf. M., in das 3 Picot gestochen, 4 einf. M., in die mittelste der 9 einf. M. gestochen, 13 einf. M., von neuem in das 3. Picot gest., 4 einf. M., in die 5. M. der Kette der 13 M. gest., 5 einf. M., 1 Doppelm. in das 3. Picot, wobei 2 übersprungen werden. In gleicher Weise für jedes Feston zu wiederholen. — 2. Reihe: Den Faden anheften, 7 einf. M., in den mittelsten Stich gestochen und 3 Picots von 5 M. in die nämliche M.; 7 einf. M., 1 Doppelm. in die Doppelm. der vorhergehenden Reihe.



Nr. 9. Gehäkelte Spitze mit Mignardise.

Nr. 10, 12 u. 13. Juwelenkästchen.

Die Stickerei im russischen Stich wird auf Caschmir oder Seide in zwei Tönen



Nr. 10. Juwelenkästchen.

oder in verschiedenen Farben ausgeführt. Selbstverständlich ist der Stoff vor Beginn des Stickens mit Calicot zu unterfüttern. Die fertige Arbeit wird über ein für den beabsichtigten Zweck hergestelltes Cartonkästchen gezogen. Die den obern

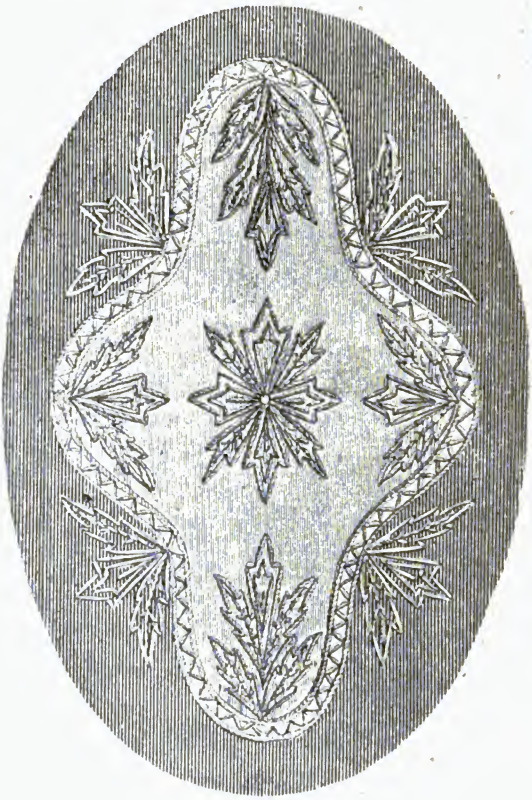
Nr. 11. Gehäkelte Spitze

und untern Rand garnirenden Rüschen sind von Atlasband entweder in der Farbe des Innern oder in der dominirenden Farbe der Stickerei. Das Innere ist mit gestepptem Atlas gefüttert. Henkel und Quasten sind in gleicher Nüance.

Nr. 11. Gehäkelte Spitze.

Diese Spitze wird bekanntlich quer gehäkelt. — 1. Reihe: 14 einfache Maschen. Dann wird ein Rund gebildet, indem die Nadel in die fünfte Masche der soeben gearbeiteten Kette gestochen wird, wobei von rechts nach links zu zählen ist. — 2. Reihe: 3 einf. M., 1 Stäbchen, in das kleine Rund 1 Picot von 5 M. und 1

St. (3 Mal), 2 einf. M., 1 St. immer in dasselbe kleine Rund, 3 einf. M., 3 St. in den Stich der Mitte des übrigbleibenden Kettchens, 3 einf. M., 3 St. in den nämlichen Stich wie die 3 vorhergehenden St., 3 einf. M., ein St. in den letzten Kettchenstich. — 3. Reihe: 6 einf. M., 3 stehende St. auf die 3 einf. M., welche die St. der vorhergehenden Reihe von einander trennen, 3 einf. M., ein stehendes St. zwischen das 1. und 2. St. des kleinen, den Rand der Spitze bildenden Rundchens, 2 einf. M., 1 stehendes St zur Seite der soeben gemachten. Zurückgehen und die 2. Reihe wieder aufnehmen.



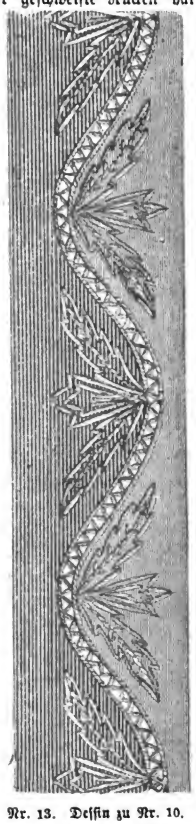
Nr. 12. Delfin zu Nr. 10.

Nr. 14 bis 18. Kindercostüme.

Nr. 14. Robe von starker Leinwand für ein Mädchen von zwei bis drei Jahren. — Das Vordertheil in Prinzeßform ist ganz gerade. Der dreinähtige Rücken etwas geschweift, endigt in einen in dicke Falten gelegten Volant; über den Rücken geben in verticaler Richtung leinene Einsätze mit englischer Stickerei herab. Aehnliche gestickte Volants garniren den untern Rand der Robe, die Taschen und die

Aermelaufschläge. Auf jede Falte der Rückseite und auf die Taschen sind Schleifen von schmalem blauen Band aufgesetzt. Den obern Schluß der Robe bildet ein breiter, ebenfalls mit gestickten Volants eingefaßter Stoffkragen. — Englischer Strohhut mit écrufarbener Surahschärpe und einer Bergißmeinnichtgruppe.

Nr. 15. Russische Blouse von Bigogne in unbestimmter Nüance für einen Knaben von drei bis vier Jahren. Das Vordertheil, in der jetzt beliebten Prinzeßform, schräg übereinandergeschlagen; die Ränder sind mit einem blauen Galon und Knöpfen mit assortirten Knopflöchern garnirt. Der geschweifte Rücken hat auf der Mitte nur eine Naht, der untere Theil endigt in einen in dicke Falten gelegten Volant, über diesen ist ein in große Zacken ausgeschnittener Stoffstreifen gesetzt, die Zacken selbst sind mit einem doppelten blauen Galon umgeben und jede einzelne Zacke in der Mitte mit drei über einander gestellten Knöpfen verziert. Der Aermelaufschlag ist durch eine gleiche Garnitur gebildet. Großer blau eingefaßter zurückgeschlagener Kragen. Barett von Strohgeflecht mit blauen und gelben damensteinförmigen Verzierungen, um den Rand ein blaues Band, auf dem Deckel eine Quaste von Flockseide.



Nr. 13. Dessin zu Nr. 10.

Nr. 16. Robe von Sicilienne für ein Mädchen von sechs bis acht Jahren. Das Vordertheil, ebenfalls in Prinzeßform, ist gerade und wird mittels Schmetterlingsschleifen von rothem Bande geschlossen. Der Rücken hat drei Nähte, der untere Theil der Rückseite scheint in Folge des Besatzes einen Rock zu bedecken, welcher jedoch in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Die Mittelnaht des Rückens, der untere Theil über dem Saum und die Ränder der die Seitennähte garnirenden Revers sind mit einer weißen Guipüre besetzt. Auf den Revers, dem obern Theil des Rückens und der Aermelnaht rothe Knöpfe. Ein rother ausgefranster Faillevolant ist unter der Guipüre am untern Rande der Hintertheile angesetzt. Die Tasche, sowie die Aermelaufschläge sind durch Vicognerevers gebildet, welche mit Guipüre umgeben sind, deren Spitzen sich unter einer Bandschleife vereinigen. — Strohhut mit großem calabresisch aufgeschlagenem Rande, rother Bandschleife und écrufarbener Feder.

Nr. 17. Blouse von blau und weiß gestreifter Leinwand für ein Mädchen von zwölf Jahren. Der untere Theil dieses halbanliegenden Kleidungsstückes ist in lange breite Zacken ausgeschnitten, welche mit starker blauer Leinwand eingefaßt sind. Diese Zacken ruhen auf zwei Plisséevolants von blaß- und dunkelblauer Leinwand; die gleiche Garnitur wiederholt sich auf dem Vordertheile. Tasche à la bonne femme vom nämlichen Stoff, mit Plissés und einer assortirten Bandschleife garnirt. Zurückgeschlagener Kragen von blauer Leinwand. Die schräg geschnittenen Stoffärmel endigen in zwei gefältelte Volants, welche von einem Bracelet von einfarbiger Leinwand zusammengehalten werden. — Kleiner maronfarbener Strohhut, mit maronfarbener Faille eingefaßt und garnirt; oben und auf der Rückseite eine Schleife mit Rosenzweigen.

Nr. 18. Robe von perlgrauem Seiden- und Wollengewebe für ein Mädchen von neun bis zehn Jahren. — Das Vordertheil in Prinzeßform ist an den untern Rändern mit feiner englischer Stickerei garnirt. An der Seite Tasche in Portefeuilleform. Der Rücken ist unter der Taille durch einen Taillegürtel vom Stoffrock getrennt, welcher an die Seitennähte genäht ist. Von der Taille ab ist der Rücken mit Knöpfen und falschen Knopflöchern garnirt. Die Seiten legen sich als Revers zurück und ist die Spitze derselben mittels eines Revers befestigt. Der Aermelaufschlag harmonirt in seinem Arrangement mit der Tasche. Die glatte Partie desselben ist durch einen Knopf auf der untern umgebogenen Partie befestigt.

Digitized by Google

Nr 14. Nr. 15. Nr. 16. Nr. 17. Nr. 18.

Nr. 14 bis 18. Kindercostüme.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der von einer Stickerei umgebene Kragen ist an seinen auf sich selbst zurückgebogenen Enden mittels eines Knopfes angeheftet. — Englischer Strohhut mit spitzem Fond, mit Maßliebchenguirlande und lindenfarbenen Bandschleifen oben und unten garnirt

Nr. 19 und 20. Körbchen für Garnknäuel.

Zur Herstellung eines solchen Körbchens wird zuerst für den Boden ein Rund von 21 Centimeter Umfang und für den Rand ein Streifen von 5½ Centm. Höhe, oben mit 27 und unten mit 21 Centm. Länge geschnitten. Das Ganze wird mit leicht wattirtem blauen Taffet überzogen und die einzelnen Theile zusammengenäht. Die Stickerei geschieht auf schwarzem Atlas in verschiedenen und möglichst lebhaften

Nr. 19. Körbchen für Garnknäuel.

Farben in Seide im russischen Stich; die Nähte werden durch einen Besatz von blauer Chenille verdeckt. Die Henkel lassen sich durch zwei lange starke Haarnadeln bilden, welche mit blauer Cordonnetseide umwunden und an zwei entgegengesetzten Seiten des Korbes befestigt werden. Das betr. Stickdessin s. Nr. 20.

Nr. 21 und 22. Griechisches Käpsel.

Diese hier vorgeführte Arbeit wird, wie das Dessin Nr. 22 zeigt, in carrirter Häkelei ausgeführt, welche für die Figur aus vollen und für den Grund aus Luftmaschen besteht. Für jedes volle Carré sind 3 Stäbchen, eins dicht neben das andere

Nr. 20. Dessin zu Nr. 19.

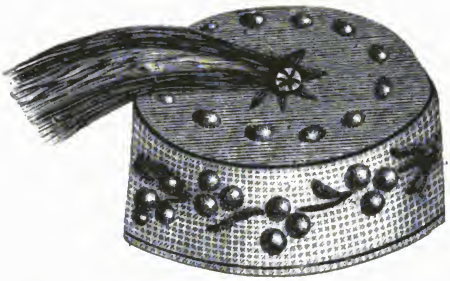
zu häkeln, für die Luftmaschen 1 Stäbchen, 2 Kettchen, im Weggehen unter der Kettchenmasche zwei Maschen der vorhergehenden Tour. Sobald ein offenes Carré auf ein volles folgt, zählt das letzte Stäbchen des vollen zugleich als das erste des nun folgenden offenen Carrés. In dem hier vorgeführten Falle ist für den Grund oder vielmehr für die offenen Carrés blaue starke Cordonnetseide und für die Figur (oder die vollen Carrés) schwarze Cordonnetseide gewählt. Als Fütterung dient ein von den Dessinfarben abstechend nüancirter Seidenstoff, z. B. ein schönes Roth, und zur Deckelverzierung eine assortirte Quaste.

Nr. 23. Paletot à la Banko.

Dieses Kleidungsstück besteht aus hellmarenfarbenem Sommermatelas. Der un-

Digitized by Google

tere Rand ist mit einer übereinstimmenden Litze eingefaßt; auf dem Rücken und vorn ist ein keilförmiges Stück von der nämlichen Faille eingesetzt, welches mit einer Passementerie von gleicher Nüance umgeben ist. Zurückgeschlagener, mit Faillelitze besetzter Kragen. Auf dem Unterärmel ein ebenfalls mit Litze und Passe-

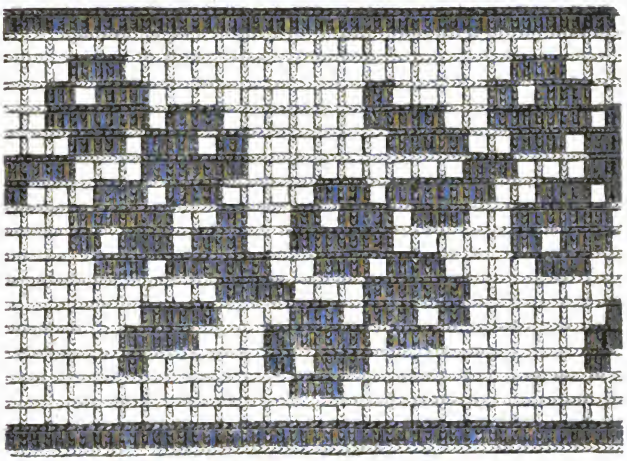


Nr. 21. Griechisches Käpsel.

menterie eingefaßter, eine Patte bildender Schrägstreifen. Taschen von seidenen Schräastreifen, mit einer Schleife von Faillebaud garnirt

Nr. 24 und 25. Cigarrenaschenkästchen.

Zur Ausführung nehme man etwa vorhandene Seidenfadenreste in rother, weißer,



Nr. 22 Dessin zu Nr. 21.

grauer, gelber, schwarzer und grüner Farbe nach dem in Nr. 25 vorgeführten Dessin in Doppelmaschen-Häkelei. Der fertige Streifen wird um ein Aschenkästchen von mattgeschliffenem Krystall gelegt und an den Seiten mit einem Lederrand umsäumt, der mittels Nägeln mit goldbronzirten Köpfen befestigt wird.

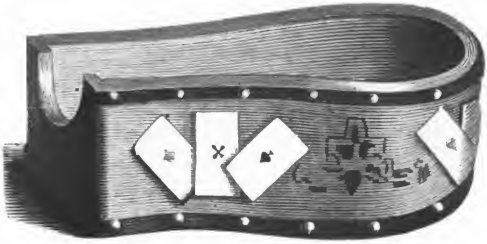
Digitized by Google

Nr. 23. Paletot à la Banko.

Digitized by Google

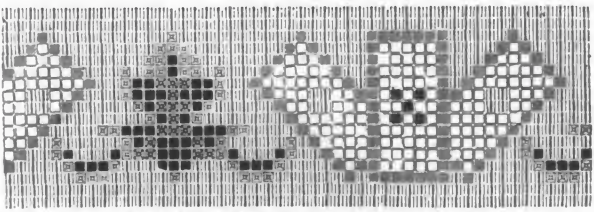
Nr. 26. Serviettenring.

Auf ein feines Weidengeflecht in der Form wie sie der Zweck verlangt, wird



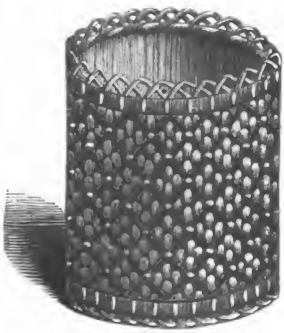
Nr. 24 Cigarrenaschenkästchen.

mit rother Wolle in geraden Stichen ein das Ganze überdeckender Grund gestickt, auf diesen Grund mit schwarzer Wolle ein gitterförmiges Dessin im Lanzettstich ent-



■ Schwarz. ▩ Gelb. ■ Grau. □ Weiß. ||| Roth.
Nr. 25. Dessin zu Nr. 24.

worfen und dieses mit Stichen in gelber Seide angeheftet. Zur Fütterung wird rothes Band verwendet.



Nr. 26. Serviettenring.

Nr. 27. Elegantes Häubchen.

Der Grund zu demselben besteht aus feinem Musselin mit Muschen besetzt, und die Garnirung aus lila Band und Valenciennes.

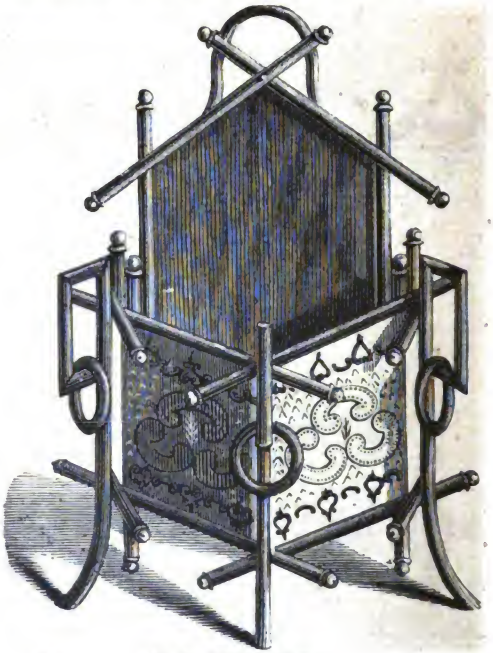
Digitized by Google

Nr. 28 und 30. Notizenbehälter.

Ein neues Modell eines an der Wand aufzuhängenden, oder auf den Schreib-

Nr. 27. Elegantes Häubchen.

tisch zu stellenden Behälters für kurze Notizen, Visitenkarten ꝛc. bringen wir unter Nr. 28 in Vollansicht und in Nr. 30 als Dessin in wirklicher Größe. Die Stel-



Nr. 28. Notizenbehälter.

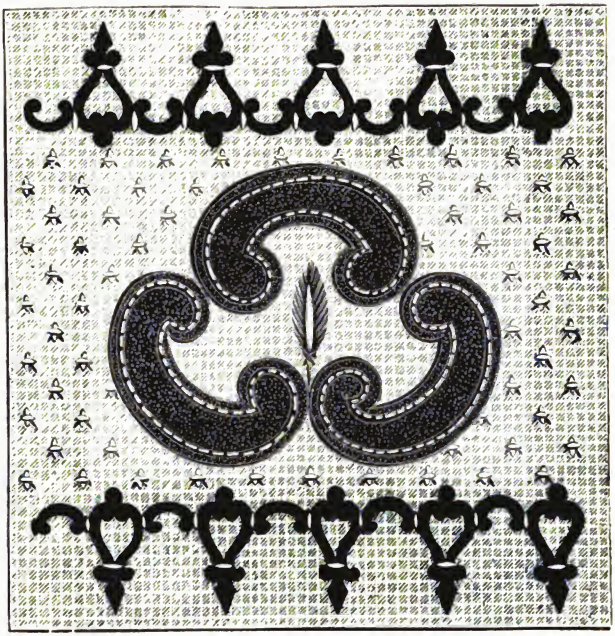
lage besteht auch hier aus dem beliebten schwarzlackirten Bambusrohr mit weißen Knöpfen. Die Höhe ist zu 31 und die Breite zu 18 Centimeter angenommen.

Digitized by Google

Behufs der Garnirung werden die aus rothem Tuch geschnittenen Applicationen auf einen Streifen nankinfarbenen brasilianischen Canevas in bekannter Weise auf-

Nr 29. Moderne Schleife.

gehestet. Der Rand der einzelnen Ausschnitte wird mit einer Linie von gelber Cordonnetseide besetzt, welche durch abwechselnd grüne und schwarze Stiche unter-



Nr. 30. Dessin zu Nr. 28.

brochen wird. Die Mitte wird von einer Palme im Hochstich in grüner Seide eingenommen, deren Blattrippen in gelber Seide sind. Der obere und untere

Rand des Streifens ist ebenfalls rothe Tuchapplication, welche mittels gelber und grüner Seide befestigt wird. Die Ausfüllung des übrigen Raumes besteht in abwechselnd gelben und rothen und grün und rothen Kreuzstichen mit schwarzen Halbstichen. Der fertige Streifen wird an den oberen und unteren Querstäben des Gestelles in geeigneter Weise befestigt Zur Fütterung wird eine mit dem Uebrigen harmonirende Atlasnüance verwendet. Rücken und Boden werden überdies noch mit einer aus Carton in beliebiger Form geschnittenen und mit gestepptem Atlas überzogenen Garnirung versehen

Nr. 29. Moderne Schleife.

Zu dieser Schleife, deren Form sich aus der Abbildung deutlich erklärt, wäre nur noch zu bemerken, daß dieses Modell von strohgelber Faille mit einer Spitzenrüsche als Schluß herzustellen ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05061 1923

Digitized by Google